UNTERHALTUNGSBLATT ZUR PFÄLZISCHEN VOLKSZEITUNG: 1872

Unterhaltungsblatt

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 1. Kaiserslautern, 2. Januar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

Erstes Kapitel.

Im Offiziers-Casino.

Eine regenschwere Herbstnacht des Jahres 184* senkte sich auf die Haupt- und Residenzstadt herab. Der feine, durchdringende Regen, der den ganzen langen Tag in ein unheimliches Grau hüllte, lös'te sich allmälig in dicke schwere Tropfen auf, die von einem heftigen Westwinde getrieben, laut klatschend gegen die zum Theil schon geschlossenen Fensterläden schlug.

In den Straßen war es öde und leer, obgleich die Thurmuhr der Marktkirche erst die siebente Stunde verkündigt hatte. Nur dann und wann tauchte momentan eine Gestalt auf, um mit raschem Schritte weiter zu eilen und wieder war es still, bis auf das Strömen des Regens und das Plätschern der Rinnen und Brunnen.

„Abscheuliches Regenwetter!" murmelte ein Mann von mittlerer Größe, indem er, seinen Mantel schüttelnd, in das hellerleuchtete Portal eines renommirten Gasthofes trat und ohne sich aufzuhalten mit Sporn- und Säbelgeklirr die breite bequeme Treppe hinaufstieg. „Ah so!" fuhr er, oben angelangt, fort, als er eine Anzahl Uniformstücke in Reih und Glied auf einem Tische neben einander liegen sah, „doch ein Trost! Es scheint wenigstens eine respektable Gesellschaft drinnen zu sein und bei einem Glase Grog wird die unangenehme Stimmung weichen. Zum Henker auch! Dieser Regen hat mich bis auf die Haut durchnäßt."

Rasch entledigte er sich seines Ueberziehers, ordnete sorgfältig vor einem Spiegel das bereits spärlich werdende Haar, so daß keine Spur des kahlen Scheitels mehr sichtbar blieb, besah sich noch einmal wohlgefällig von allen Seiten und schickte sich dann an, eine der Thüren zu öffnen.

Es war ein Mann von kräftigem Körperbau und einer Eleganz der Bewegungen, um welche ihn selbst ein Dandy beneidet hätte. Sein Gesicht war nicht schön, vielmehr hatte er grobe Züge die sein starker, struppiger Schnurrbart noch gröber machte, aber seine Augen konnten, wenn sie wollten — ich sage, wenn sie wollten — recht gutmüthig blicken.

Bei seinem Eintritt in das Zimmer erhoben sich eine Anzahl Militairs, um den Angekommenen zu begrüßen. Er nickte leichthin einen Gegengruß nachdem seine Kameraden die vorschriftsmäßige, militairische Verbeugung gemacht und worin besonders die Seconde-Lieutenants Außerordentliches geleistet hatten.

„Guten Abend, meine Herren! Sehr erfreut, Sie hier zu sehen!" rief er mit schnarrender Stimme aus, indem er eines anscheinend für ihn bestimmten Platz an der Seite einen älteren Militairs einnahm. „Kellner, ein Glas Grog, Sie wissen, wie ich ihn liebe und wie man ihn bei diesem Wetter gebrauchen kann. Wär's nicht des Versprechens wegen, wahrlich, ich hätte mich nicht herausgemacht."

„Sie wollen wohl sagen: nicht hierher," flüsterte sein Nachbar mit einem ironischen Lächeln, „ich wette, kein Erdbeben oder Feuerregen hätte Sie vermocht, das verabredete Rendezvous aufzugeben, Graf Horn."

„Ah bah, mein Lieber," versetzte dieser geringschätzig, indem er seinen dunklen Schnurrbart drehte und zwei dolchähnliche Spitzen daraus bildete, „ein Rendezvous! Sie scheinen noch nicht sehr mit meinen Liaisons bekannt zu sein, um zu denken, daß Graf Horn blos „eines" Weibes wegen an einem solchen Abend sein Palais verläßt. Nein, nein, damit ist es nichts. Allerdings interessirt mich dieses kleine Mädchen, ein superbes Ding und jedenfalls eine Abwechslung, aber nein, doch lassen wir das, Herr von Nibbelsdorf, wir sprechen noch diesen Abend weiter darüber, amüsante Unterhaltung das, nur etwas zu prüde."

Graf Horn brach kurz ab und wandte sich dann zu einem jungen Kameraden, der, erst seit wenigen Wochen zum Seconde-Lieutenant avancirt, noch nicht den Muth zeigte, sich in die lebhafte, wenn auch nicht gerade belehrende Unterhaltung zu mischen. Es lag etwas durchaus Gehässiges in der Art und Weise, wie er den jungen, etwa zweiundzwanzigjährigen Mann anredete, dieser aber schien davon nicht die geringste Notiz zu nehmen, nur bisweilen färbte seine bleiche Wange ein glühendes Roth, welches ebenso schnell wieder entwich, und keine Spur von Aufregung zurückließ.

„Sie machen sich gut, lieber Donitz, wie ich höre, ein zwanzigjähriges Bürschchen und eine Liebschaft! Es ist zum Todtlachen, wenn es nicht so verd— dumm wäre. Sagen Sie einmal, wie kommt es, daß man Sie immer vor dem Hause des Calculators Streitmann findet?"

Der Angeredete verfärbte sich leicht und seine etwas matten Augen loderten einen kurzen Moment flammend auf, dann blickten sie wieder so ernst und ruhig wie immer.

„Sie würden mich noch mehr in dem Hause des Calculators finden als davor, wenn Sie in demselben Zutritt hätten," entgegnete er mit sanfter Stimme,

„Meine verstorbene Mutter war eine geborne Streitmann."

Einem aufmerksamen Beobachter wäre es schwerlich entgangen, wie Graf Horn in diesem Augenblick seine Stirn finster zusammenzog, dann rief er mit einem etwas erzwungenen Lachen aus:

„Ah, also ein Cousin der reizenden Helene!"

„Sehr richtig, Herr Graf, Fräulein Helene ist meine Cousine."

„Sie Glücklicher!" rief Graf Horn mit komisch sein sollendem Pathos. „Wer das doch auch von sich sagen könnte!"

Lieutenant Donitz mußte seine ganze Ruhe zusammennehmen, um dem Grafen die ihm zugedachte Zurechtweisung zu ersparen. Nur der Gedanke, daß Graf Horn sein Vorgesetzter und er in seinem Avancement von ihm abhängig sei, vermochte sein unruhig wallendes Blut zu zügeln.

„Helene Streitmann ist das schönste, liebenswürdigste Mädchen, welches ich kenne, lieber Donitz. Sie wissen doch, daß ich sie kenne?" fuhr Graf Horn fort, indem er höhnisch lächelnd den Ausdruck des Schreckens in den Zügen des jungen Mannes beobachtete. „Sie scheinen gleichfalls von ihr enchantirt zu sein und zwar mehr als die Dame von ihrem Cousin erwarten darf. Darum sage ich auch, daß Sie sich gut machen und recht anstellig zeigen, wenngleich ein so jugendlicher Seconde-Lieutenant besser thäte, sich nicht um das schöne Geschlecht zu kümmern, am wenigsten aber um eine Bürgerliche, die niemals die Seine werden kann und will. Oder haben Sie, lieber Donitz, wirklich noch eine so fabelhafte Romantik in Ihrem Kopfe, um an eine solche Möglichkeit zu glauben?"

Graf Horn sah Lieutenant Donitz sehr herausfordernd an, dessen Antlitz tiefe Blässe bedeckte.

„Nein, Herr Graf, ich denke wirklich nicht an eine solche Möglichkeit," sagte er ruhig. „Ein vermögensloser Seconde-Lieutenant darf überhaupt wohl nicht an solche Thorheiten denken."

„Ah, Sie sprechen da außerordentlich vernünftig, lieber Donitz, das wird Ihrer Carriere sehr von Nutzen sein," sagte Graf Horn plötzlich mit veränderter Miene. „Ich biete Ihnen in diesem Falle meine Protektion an."

„Sehr verbunden, Herr Graf," stotterte Lieutenant Donitz, sich von seinem Sitze erhebend, „ich werde an Ihre Worte denken."

Mit diesen Worten erhob er sich und verließ nach wenigen Augenblicken das Gemach und das Haus.

Der Regen floß noch immer in Strömen, nur kälter und unbehaglicher war es draußen noch geworden. Donitz achtete nicht darauf, die kalten Regentropfen kühlten seine brennende Stirn und brachten sein brausendes Blut zur Ruhe; begierig sog er die feuchte Nachtluft ein. Noch immer glaubte er des Grafen Stimme zu hören, seine Vermuthungen waren zur Gewißheit geworden und ein leichter Schauder durchrieselte ihn, wenn er an das bleiche, unschuldige Mädchen dachte, dessen Name vor wenigen Minuten noch durch die unreinen Lippen des Grafen entweiht worden war.

(Fortsetzung folgt.)

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft
von Ed. Gottwald.

(14. Fortsetzung.)

„Und wenn man nun nichts gefunden, was diese Handlungsweise gerechtfertigt hätte?" entgegnete Brock, dem Commissär aufmerksamer Gehör schenkend.

„Bah!" warf Pichon gleichgültig hin, „dann mußten Sie etwas der Art bereit halten."

„Das wäre eine Fälschung gewesen, die man sicher nicht so ruhig hingenommen hätte."

„Fälschung?! Nun, wenn Sie dies so nennen wollen, ich habe nichts dagegen," versetzte Pichon ruhig. „Aber einer Fälschung haben Sie sich ja schon schuldig gemacht, als Sie sich um den Auftrag bewarben, dem Grafen die Warnung des Ministers zu überbringen, denn Sie wollen doch Ihren Oheim stürzen, aber nicht retten!"

„Herr Commissär, Sie vergessen sich!" rief Brock zornig auffahrend.

„Und Sie scheinen ein sehr schwaches Gedächtniß zu haben," fuhr Pichon fort, ohne sich durch die drohenden Blicke Brock's einschüchtern zu lassen. „Denn nach alle dem, was Sie mir vertraut, bleibt Ihnen ja gar nichts übrig, als über Vater und Sohn so schnell als möglich das Verderben herbeizuführen und dann nach dem Besitze der Neideck'schen Güter zu trachten."

„Nun ja," sprach Brock grollend, „ich habe mich rächen wollen für die Schmach, die ich von diesem stolzen Manne erdulden mußte, als er mich von hier fortjagte, gleich einem Troßbuben, ich habe ihn demüthigen, aber nicht verderben wollen."

„Nun, dann reisen Sie sofort nach Cassel zurück, berichten Sie, wie Sie hier aufgenommen sind und bitten in Folge erwachter Reue und peinigender Gewissensbisse Sie Ihres Auftrags zu entheben," bemerkte Pichon spöttisch.

„Das kann ich nicht!" rief Brock mit ausbrechendem Ingrimm. „Ehe ich dazu gedrängt werde, wage ich das Aeußerste."

„Dazu fehlt Ihnen der Muth, Ihrem Oheim gegenüber!" lachte Pichon und trat zu Brock, welcher sich an das nach dem Schloßhofe führende Fenster lehnte.

Beide sahen, wie so eben ein altmodischer Wagen durch das Hofthor fuhr, aus welchem zwei ältliche Herren stiegen und sich nach dem Innern des Schlosses begaben.

„Wer mögen diese beiden Herren sein?" fragte Pichon, dieselben aufmerksam mit seinen Blicken verfolgend.

„Das ist der Hausarzt und der Gerichtsdirektor des Grafen," entgegnete Brock. „Ich kenne Beide noch von früheren Jahren her."

„Da zeigt sich vielleicht ein Ausweg!" rief Pichon mit kaltem Lächeln. „Verschaffen Sie sich Auskunft, wie es mit Ihrem Oheim steht; ich aber will nach Rodau, um dem Offizier des dort einquartirten Detachements die Weisung zu ertheilen, daß er sich bereit halte, mit seiner Mannschaft Dorf und Schloß Neideck zu besetzen."

Nach diesen Worten verließen Beide das Zimmer.

So leicht es Brock von Jugend auf geworden, den Blicken Anderer zu verbergen, was sein Inneres bewegte, so ward demselben doch in Schloß Neideck, wo Alle ihm feindlich gesinnt waren, die Rolle bald lästig, welche er hier zu spielen sich vorgenommen, und entschlossen, entschiedener zu handeln, ließ er sich bei Fräulein von Calm mit der Hinzufügung melden, daß er dringend mit ihr im Interesse ihres Oheims zu sprechen habe.

Adele, welche erst seit einigen Minuten das Zimmer des Grafen verlassen, dessen Befinden ihr zu ernsteren Besorgnissen keine Veranlassung gegeben, befand sich mit ihrem Kammermädchen in ihrem Lieblingsgemach allein, als der Staatsrath ihr gemeldet wurde.

Im ersten Augenblicke der Bestürzung über diesen unerwarteten Besuch, wollte Adele den Mann, der ihr in tiefster Seele verhaßt war, abweisen lassen, allein die Furcht, daß sie Brock dadurch gegen ihren Oheim und sich selbst noch heftiger erbittern würde, bewog sie, den Besuch anzunehmen, sie befahl aber dem Kammermädchen, so lange Brock in ihrem Zimmer verweile, dasselbe nicht zu verlassen.

Ein kalter Schauer durchrieselte das edle, züchtig Mädchen, als der berüchtigte Neffe sich näherte, dessen beim Eintritt stolze und kalte Blicke bald lüstern auf der jungfräulich schönen Gestalt ruhten, und als er sah, wie das Kammermädchen bei seinem Erscheinen, statt sich zu entfernen, eine weibliche Arbeit vornahm, begann er in einem vertraulichen Tone:

„Es thut mir leid, Fräulein von Calm, daß ich Ihnen, als einer so nahen und lieben Verwandten, meinen ersten Besuch nicht aus einem freudigen Anlaß machen kann. Aber ich hoffe, daß hier, wo ich von Allen verkannt werde, Ihr mildes Herz mir helfen wird, den Groll meines Oheims zu besiegen, wenn Sie sich überzeugt haben, wie ehrlich es mir darum zu thun ist."

„Ich bitte, mein Herr, mir mitzutheilen, was Sie als wichtig für meinen Oheim hierher führt," sprach Adele, kalt und gelassen.

„Also auf einen freundlichen Empfang kann ich auch hier nicht rechnen?" rief Brock, Adelen mit einem wild aufblitzenden Blicke betrachtend. „Nun," fuhr er ernster fort, „ich muß es über mich ergehen lassen, aber da Sie meinem Oheim so kindlich liebevoll ergeben sind, so bitte ich mir offen zu sagen, ob derselbe sich heute vielleicht ernstlich unwohl fühlt, denn ich sah so eben den Hausarzt und den Gerichtsdirektor desselben ankommen."

„Und ist dies das Wichtige, was Sie mir mitzutheilen haben?" fragte Adele, verächtlich sich von ihm abwendend.

„Insofern, als wenn mein Oheim ernstlich unwohl geworden, ich mit Verwaltungsmaßregeln Anstand nehmen will, die ihn hart und empfindlich verletzen müssen, zu denen ich aber leider gezwungen bin," entgegnete Brock, einen lauernden Blick auf Adele werfend, die, durch diese Worte unwillkürlich erschreckt, sich nach ihm wandte und eine unheimliche Gluth in seinen Augen leuchten sah.

„Es sind dies Maßregeln, zu welchen mich ein so eben von meiner Regierung erhaltener Befehl zwingt," fuhr Brock im Tone ernster Theilnahme fort, „und Sie sehen, mein Fräulein, daß ich rücksichtsvoller handle, als man mir gegenüber sich hier bis jetzt bewiesen."

„Ich weiß nicht, Herr Staatsrath," sprach jetzt Adele, all' ihren Muth zusammennehmend und empört über das gleißnerische Wesen des ihr Verhaßten, „wie Sie es vor Ihrem Gewissen verantworten konnten, hier überhaupt in der Weise aufzutreten, zu welcher Sie höheren Befehls zufolge angeblich gezwungen werden; ich weiß nicht, welche Prüfungen noch durch Sie einem der edelsten Männer beschieden, der Ihnen nur Gutes erwiesen und den Sie so furchtbar tief gekränkt, den wir Alle wie einen Vater lieben und Sie daher wahrlich nicht freundlich begrüßen können. So viel aber kann ich Ihnen sagen, daß mein Oheim heute sich nicht schwächer und leidender fühlt, als seit dem Tage, an welchem Sie hier eingetroffen und der Besuch seines Hausarztes und Gerichtsdirektors ist ein häufig vorkommender. Müssen Sie daher hier noch zu härteren Maßregeln greifen, nun so wird mein Oheim und wir Alle den Muth haben, auch noch andere Demüthigungen zu ertragen."

„Ueberall derselbe Trotz!" rief, seine innere Wuth unter einem bittern Lächeln bergend, der Staatsrath. „Nun, ich muß ertragen, hier auf das Aergste verkannt zu werden und auch von Ihnen, mein Fräulein, der ich nur mildere, edlere Gefühle zugetraut, da Sie sich hier so glücklich fühlen, geliebt von meinem Oheim, der Gegenstand zärtlicher Verehrung eines jungen schönen Mannes. Wahrlich, Ihr Herz sollte keinen Raum zu solch' feindlicher Kälte haben, wie Sie mir dies eben gezeigt; aber dies soll mich nicht dazu drängen, von meinem Rechte Gebrauch zu machen und schonungsloser hier zu verfahren, und wenn dies geschehen muß, soll Ihnen und dem Herrn Rentmeister insbesondere mein Schutz nicht fehlen."

Und Adele mit einem Blick stolzen Hohnes noch einmal betrachtend, verließ Brock langsam das Gemach.

(Fortsetzung folgt)

Feuilleton.

* In Chislehurst.

Der Secretair. Les't, Sire, es steht geschrieben hier:
Der Prinz Aumale macht's ganz wie Ihr!
Wie Ihr, nachdem er sich getrennt
Von Thiers, tritt er ins Parlament;
Wie Ihr versteht er die Partei'n
Zu ködern bald, bald zu entzwei'n;
Wie Ihr versteht er fein zu sprechen,
Durch Gold und Schmeicheln zu bestechen.
Wie Euch, so wird's auch ihm gelingen,
Sich auf den Stuhl der Macht zu schwingen,
Und was Ihr für das Land geschaffen,
Das ist auch er zu thun gewillt.
Seht, Sire, hier Euer Ebenbild!

EN. Mein Ebenbild? Nein! Meinen — Affen!

* (Auf der Pariser Börse 1870.) Ein Beamter (hereinstürzend): Messieurs, abermals ein Sieg! Vierzigtausend Preußen wurden in einen Canal gejagt, wo sie alle ertranken!

Ein Herr: Alle? Und sollte kein Preuße schwimmen können?

Ein Beamter: Schwimmen war unmöglich, denn es war kein Tropfen Wasser in dem Canal.

Ein Herr: Aber wie konnten sie denn dann ertrinken?

Ein Beamter: Mein Herr, Sie sind ein Feind des Landes, ein Hochverräther! Ich verhafte Sie im Namen des „Gesetzes!"

(Der schändliche Zweifler wird abgeführt, und geht mit dem nächsten Zug nach Cayenne.)

* (Räuber in den Goldfeldern von Neuseeland.) Es ist allgemein bekannt, daß Tausende von Menschen nach den Goldfeldern von Dunedin im südlichen Neuseeland gezogen sind. Unter diesen befinden sich auch Buschklepper (Buschrangers) aus Australien, die ohne Anstrengung edles Metal erwerben wollen. Ein Theil hat eine förmliche Räuberbande gebildet, welche an jene Fra Diavolo's erinnert und ihr böses Gewerbe mit einiger Romantik treibt. Sechs Buschklepper verkleideten sich, banden Masken vor das Gesicht und lauerten Wanderern auf, bei denen sie recht wohlgefüllte Felleisen vermutheten. An einem einzigen Tage wurden sechszehn Leute ausgeplündert. Die Bande gab sich Zeichen durch Signalstangen: sobald ein Wanderer nahte, wurde er überfallen, fortgeschleppt und gebunden ins Lager gebracht. Man behandelte alle Gefangenen mit ausgesuchter Höflichkeit, vertheilte Grog unter sie und gab ihnen den guten Rath, nie wieder ohne Revolver zu reisen. Von Morgens bis Abends betrug ihre Beute 105 Pfund Sterling und einige Uhren. Nach Einbruch der Dunkelheit ritten sie fort. Eine Diebsromantik scheint in allen neuen Goldregionen zu spielen, denn auch aus Kalifornien und Australien sind dergleichen Missethaten berichtet worden. Die Diggers machen indessen mit solchen Romantikern kurzen Prozeß; sie schlagen dieselben ohne Weiteres todt oder hängen sie zum warnenden Beispiel an den ersten besten Baum.

* (Das Paradies der Köchinnen.) In Maracaibo erscheint die Sennora des Hauses nicht in dem öffentlichen Tagesgetriebe, am wenigsten auf dem Markte. Der Hausherr waltet dort an ihrer Stelle. Die vornehmsten Häuser werden durch die Köchin Sennora repräsentirt, die stets in der größten Kleiderpracht, den Fächer graziös in der Hand tragend, und von mehreren Trabanten begleitet, auf dem Marktplatze erscheint. Es macht einen seltsamen Eindruck, eine Köchin in kostbarster Seide einherstolziren zu sehen, die einzuhandelnden Gegenstände nur mit dem Fächer berührend und sich mit der steifsten Grandezza bewegend.

* Die elf größten amerikanischen Städte (New-York, Philadelphia, Brooklyn, St. Louis, Chicago, Baltimore, Boston, Cincinnati, New-Orleans, Pittsburg und San Francisco) haben nach der Zählung von 1870 zusammen genommen 3,910,775 Einwohner, d. h. nur 27,689 mehr, als die einzige Stadt London.

Räthsel.

Zwar bin ich für das Licht gemacht,
Doch zeig ich immer mich bei Nacht,
Willst du von mir den Nutzen spüren,
Mußt du mit leichter Hand mich führen,
Sonst könnt' es leicht so übel kommen,
Daß du, wenn du zum Schnitt mich zwingst,
Das Gegentheil von dem vollbringst,
Was Du zu thun dir vorgenommen.

Gemeinnütziges.

* (Mittel, gefrorne Fensterscheiben sofort klar zu machen.) Bei anhaltendem Froste sieht man nicht selten die größten Schaufenster mit einer permanenten Eiskruste überdeckt, besonders in großen Verkaufslocalen, wo entweder gar nicht geheizt werden darf, oder wo die Heizung nicht hinreicht, das Fensterglas vor dem Einfluß der äußeren Temperatur zu schützen. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes rathen wir zur Anwendung des nachstehenden, überaus billigen, aber bewährten Mittels: Man löse so viel Kochsalz oder Alaun in warmem Wasser auf, daß ein Ei auf der Lösung schwimmt (etwa eine Hand voll Salz oder Alaun auf ein halbes Liter Wasser) und bestreiche mit einem in diese Lösung getauchten großen Borstenpinsel oder Schwamme die gefrorenen Fensterscheiben, worauf das Eis auf denselben verschwindet. Bei heftigem Froste ist es nothwendig, das angefeuchtete Fensterglas zu Verhütung einer neuen Eiskruste sofort abzutrocknen. Diese Notiz gilt insbesondere denjenigen Geschäftsleuten, welche ihre Waaren in Schaufenstern ausstellen.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 2. Kaiserslautern, 7. Januar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(1. Fortsetzung.)

Erst allmählig beruhigte sich Donitz, denn wenn er auch nicht den leisesten Zweifel hegte, daß Graf Horn die Wahrheit gesprochen, ein paar Worte aus Helenens Munde würden ein anderes Licht auf diese gerühmte Bekanntschaft werfen, als der Graf wahrscheinlich hatte thun wollen. Er schämte sich, daß er sich so von seinem bittersten Feinde außer Fassung bringen ließ, aber er war dennoch nicht soweit beruhigt, um nicht die freie, weite Luft seiner engen, dumpfen Stube vorzuziehen.

Hastig durcheilte er die öden Straßen, die selbst durch die mannigfaltige, glänzende Ausstattung der Läden nicht freundlicher wurden, bis er endlich fast unbewußt vor dem bescheidenen Hause seiner einzigen Verwandten stand. Noch war Licht in dem gemeinsamen Wohnzimmer und Donitz sann einige Augenblicke nach, ob er nicht gleich seinen Zweifeln ein Ende machen sollte. Aber er mußte diese Idee selber belächeln, als er an Helenens Erstaunen bei seinem Anblick und seine eigene wahrscheinliche Verlegenheit dachte.

Donitz zog seinen Mantel dichter um sich und wollte gerade seinen Posten verlassen, als ein fester Schritt ihn mehr in den Schatten der Häuser zurücktrieb — er mochte sich nicht in dieser Stellung überraschen lassen. Die Gestalt des Näherkommenden, sein weißer Rock, der unter dem Mantel sichtbar wurde, als das Licht der Laterne auf ihn fiel, und vor allen Dingen das Sporn- und Säbelgeklirr machte Donitz abermals stutzig und fachte das mühsam unterdrückte eifersüchtige Gefühl in seiner Brust von Neuem an.

„Graf Horn," murmelte er, indem ihm die hellen Schweißtropfen vor die Stirn traten. Aber er konnte nichts in der Dunkelheit erkennen, nichts als einen weiten flatternden Mantel. Jetzt warf eine Straßenlaterne wieder momentan ihr flackerndes Licht auf die Gestalt, die vor dem Hause des Calculators Streitmann stehen blieb, Lieutenant Donitz glaubte kaum noch zweifeln zu dürfen, daß sein Feind vor dem Hause stand, aber er konnte die Züge des Mannes nicht erkennen.

Die Gestalt schien sich zu besinnen und es war Donitz einen Augenblick, als erhöbe sie schon den rechten Arm, um den schweren Messingklopfer voll und gewichtig gegen die Thür fallen zu lassen, um Einlaß zu begehren. Doch er hatte sich wohl getäuscht, die Gestalt ging weiter, nachdem sie noch einmal den Kopf zu dem hellerleuchteten Fenster des Wohnzimmers erhoben.

„Thor, der ich war!" murmelte Donitz mit einem Seufzer der Erleichterung. „Wie konnte ich so etwas glauben? Graf Horn und Helene, das liebe, unschuldige Mädchen! Aber ich werde sie warnen, ihr droht eine Gefahr, denn es wäre nicht das erste Mal, daß jener Schurke — doch halt, was spreche ich denn noch? Man sollte in der That denken, die beiden Gläser Wein wären mir zu Kopfe gestiegen, solche Grillen zu fangen! Was wird's denn weiter sein? Helene ist schön, warum ist es unmöglich, daß sie mit Liebesanträgen verfolgt wird? Gott sei Dank, daß ich sie kenne, ich würde sonst die schlafloseste, qualvollste Nacht verbringen. Aber morgen, morgen muß ich wissen, wie ich daran bin. Entweder — oder, ich muß den Namen des weißen Ritters wissen."

Trotz seiner Trostgründe kehrte Lieutenant Donitz doch ziemlich niedergeschlagen in sein bescheidenes Quartier zurück. Eine unbegreifliche Unruhe quälte und folterte ihn; ihm war der Hohn in dem Benehmen des Grafen Horn nicht entgangen und er kannte den Charakter des Mannes gut genug, um nicht dahinter etwas zu wittern, was vielleicht verderbenbringend auf sein späteres Leben einwirkte.

Zweites Kapitel.

Ein erzwungenes Bekenntniß.

Die bescheidene Wohnung des Calculators Streitmann lag an einem öffentlichen Platze in einer der Vorstädte. Im hellen Sonnenschein machte sie einen außerordentlich freundlichen Eindruck, und selbst der trübe, nebelgraue Herbstmorgen vermochte kaum denselben zu mindern. Die spiegelblanken Fensterscheiben, hinter welchen zahlreiche Blumen in sommerlicher Fülle prangten, würden der reinlichsten Hausfrau nicht den leisesten Tadel abgezwungen haben, und die blendend weißen Gardinen warfen sogar Licht in den grauen Morgen hinaus.

Das Innere der Wohnung entsprach vollkommen der Außenseite, es war sicherlich so behaglich drinnen, wie man vermuthete, nur hätte man vielleicht weniger Luxus, weniger kostbare Möbel und unnütze Gegenstände zu finden erwartet. Das feingepolsterte farbige Sopha, die Sessel, Stühle, die schön gearbeiteten Tische und Tischchen, waren etwas zu elegant für die einfachen Bewohner dieser Räume. Aber Calculator Streitmann war wohlhabend und es dünkte ihn nicht mehr

wie recht, daß er für sein einziges Kind den Luxus und die Annehmlichkeiten des Lebens herbeischaffte, die er für sein gutes Geld erlangen konnte.

Seine Frau war früh gestorben, etwa ein paar Jahre nach der Geburt der kleinen Helene, und Streitmann hatte sein Kind zu lieb, um ihr eine Stiefmutter zu geben, die, selbst mit dem besten Willen, kaum so die Interessen des ihr anvertrauten Kindes vertreten kann, wie die leibliche Mutter.

So war Helene allein geblieben, aber nicht minder zärtlich bewacht und gepflegt, und das zarte Pflänzchen gedieh lustig im Sonnenschein der Liebe. Helene war wenig mit Kindern ihres Alters zusammen gekommen und die Welt war ihr dadurch fast fremd geworden, aber sie entbehrte dabei nichts, und fand in einem zeitweiligen Verkehr mit ihrem Cousin, Arnold Donitz, der um einige Jahre älter war, reichlich Ersatz für die Spielgenossen. Arnold Donitz war ihr Alles in Allem, mit ihm konnte sie machen, was sie wollte, er hätte ihr nicht das Herzeleid angethan, und sich gegen ihren Wunsch und Willen aufgelehnt.

So waren sie zusammen aufgewachsen, bis Arnold's Vater starb. Major Donitz hatte außerordentliche Vorliebe für den militärischen Stand und es schien, als könne er nicht eher sterben, bis sein Sohn ihm versprach, seinen letzten Wunsch zu erfüllen und Soldat zu werden. Wenn auch nicht ganz so viel Geld da war, Arnold in der Kadettenanstalt unterzubringen, so gelobte Calculator Streitmann, etwas mit zur Unterstützung des Knaben beizutragen.

Der alte Major starb beruhigt und Arnold bezog die Kadettenanstalt, obgleich ihm die Wahl seines Berufes nicht so recht zusagte, da er klug genug war, um sich nicht zu viel von seinem glänzenden Loose zu versprechen.

Nach wie vor blieb Arnold täglicher Gast im Hause des Calculators und Helene freute sich über den stattlichen Cousin, der, seitdem er den wattirten Waffenrock trug, noch einmal so groß und stark schien. Auch Arnold fühlte sich plötzlich um zehn Jahre älter, besonders der kleinen Helene gegenüber, die ihm jetzt so schutz- und hülfsbedürftig erschien, daß er sofort beschloß, sich ihrer Verlassenheit zu erbarmen. Seine liebsten Stunden brachte er bei ihr zu; er half ihr bei ihren kindlichen Spielen, erfüllte ihre Wünsche, soweit es nur irgend in seiner Macht stand, und sein kleines Taschengeld es ihm erlaubte.

So wurden sie älter, sie merkten es kaum, bis Arnold eines Tages sein Offiziers-Patent in der Tasche trug und dem wohlbekannten Hause zueilte.

Die Sonne schien noch einmal so hell, die Bäume waren frischer, grüner und die Nachtigallen schlugen wahrhaft bezaubernd in dem Garten. Wenigstens schien es Arnold so. Endlich stand er mit klopfendem Herzen und ganz außer Athem vor Helenen, die erstaunt und verwirrt über die stürmische Weise, wie er sie in seine Arme nahm, vor ihm zurücktrat.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft von Ed. Gottwald.

(15. Fortsetzung.)

Tief erröthend vor Zorn und Verwirrung nach seiner Entfernung blickte Adele unwillkürlich nach ihrem Kammermädchen, welches jetzt die Arbeit bei Seite warf und ausrief:

„Gott sei Dank, daß dieser Mensch fort ist, dem traue ich alles Böse zu, obgleich er sich stellt, als müsse er unschuldig leiden."

„Ich hätte ihn nicht annehmen sollen," sprach Adele still für sich hin und seufzte tief auf, denn sie fühlte sich bang beklommen durch Brock's versteckte Drohung und freche Anspielung auf das Geheimniß ihrer Liebe, aber ehe sie noch weiter darüber nachsinnen konnte, wankte der alte Kammerdiener mit angstvollen Zügen in's Zimmer und rief:

„Fräulein schnell zum Herrn Grafen!" und eilte wieder hinaus.

„O, meine Ahnung!" jammerte Adele erschrocken und begab sich nach dem Gemache ihres Oheims.

Graf Neibeck hatte, als ihm klar geworden, daß, ehe Hannover nicht von der Fremdherrschaft befreit, eine Rückkehr seines Sohnes unmöglich sei, sich oft mit dem Gedanken beschäftigt, wie er demselben sein Erbe erhalten könne, wenn er plötzlich durch den Tod abberufen würde; als aber sein Neffe im Auftrage der Regierung in Neibeck eingetroffen, um ihn zu überwachen und auf Zurückberufung seines Sohnes ernster zu bringen, da fühlte der stolz und fest sich vom Casseler Hofe stets fern gehaltene alte Herr, daß nun ein Schritt des Entgegenkommens nöthig sei, um verderblichen Folgen vorzubeugen. Er beschloß daher nach manchem harten Kampfe, an den Justizminister Simeon, der ihm persönlich wohlwollte, ein Schreiben zu richten, in welchem er demselben an's Herz legte, soweit es ihm möglich sei, dahin zu wirken, daß wenn er vor Rückkehr seines Sohnes von der Erde abberufen würde, die Confiscation seiner Güter abzuwenden, bis der rechtmäßige Erbe derselben sich seinem Gerichtshofe gestellt, was sicher erfolgen werde, bis dahin aber die Verwaltung der Herrschaft Neibeck und seiner übrigen Besitzungen der Verwaltung seines Rentmeisters Curt von Normann zu überlassen.

Dieses Schreiben nebst einem Nachtrage zu seinem Testamente, nach welchem die Verwaltung auch nach seinem Tode Normann übertragen blieb, wenn sein Sohn noch nicht zurückgekehrt und der Mitgift des Fräuleins von Calm, welche er derselben noch während seines Lebens geschenkt, speciell Erwähnung geschehen, hatte der Graf seinem Gerichtsdirektor vorgelegt und auch die Ansicht seines Hausarztes darüber verlangt.

In der Besprechung über diesen Schritt des Grafen hielten der Arzt wie der Gerichtsdirektor ihre

Zweifel nicht zurück, daß wenn ein so unglückliches Ereigniß eintrete, die westphälische Regierung, die je näher sie ihrem Untergange war, zu um so willkürlicheren Maßregeln greifen würde, mit der Confiscation der gräflich Reibeck'schen Güter nicht zurückhalten würde, aber der Graf erklärte hierauf, daß er dies zwar ebenfalls nicht bezweifle, jedoch hoffe, den Sturz derselben noch zu erleben, ihm sei aber vor Allem daran gelegen, dem Justizminister offen zu erklären, daß die Sendung seines mißrathenen und von ihm seines lasterhaften Lebens wegen verstoßenen Neffen für ihn die bitterste Kränkung sei, welche die westphälische Regierung ihm zugefügt.

Am Schlusse der Berathung erhielt der Gerichtsdirektor den Auftrag, dies Schreiben durch einen expressen Boten nach Cassel zu senden und den Testamentsnachtrag gerichtlich in Verwahrung zu nehmen, worauf dieser sich entfernte, um die Absendung zu beschleunigen, Graf Reibeck aber, welcher zur Anfang der Besprechung eine Ruhe gezeigt, wie sie der Doktor kaum erwartet, wurde, als er mit diesem allein im Laufe des Gesprächs, immer aufgeregter und seine Erbitterung über die politischen Zustände Norddeutschlands steigerte sich so heftig, daß der besorgte Arzt seinen Platz verließ und dem Grafen mit der Bitte näher trat, das Gespräch über dieses traurige Thema abzubrechen, aber in demselben Augenblicke überzog das Antlitz des Grafen eine tödtliche Blässe und derselbe sank besinnungslos auf seinen Stuhl zurück.

Sofort umfaßte der Arzt mit Anstrengung all' seiner Kräfte den Bewußtlosen, um dessen Herabsinken vom Sessel zu verhindern und trug ihn mit Hülfe des erschrocken herbeistürzenden Kammerdieners auf ein nahestehendes Ruhebett. Dann schickte er den alten Diener nach Fräulein von Calm, welche bleich und unter dem Ausrufe des tiefsten Schmerzes am Lager des anscheinend Leblosen niedersank, und dessen schlaff herabhängende kalte Hand mit heißen Thränen benetzte.

„Fassung, liebes Fräulein, es ist nur eine starke Ohnmacht, die den Herrn Grafen plötzlich befallen," flüsterte jetzt der Doctor Adelen leise zu, welche angstvoll, wie Trost suchend, den Blick nach ihm wandte.

„Gewiß, er wird bald wieder zu sich kommen," fuhr dieser beruhigend fort, während er den Grafen genau beobachtete, aber Sie müssen aufstehen, Ihr Herr Oheim darf Sie so nicht finden."

Adele erhob sich, tief aufathmend und drückte einen langen heißen Kuß auf die blassen Lippen des Ohnmächtigen, in welchen jetzt ein Anflug von Leben zurückzukehren schien.

Und wie aus einem schweren Traume erwachend, öffnete der Graf die Augen, zog die herabhängende Hand empor und blickte befremdend auf die Anwesenden.

„Was war das," fragte er mit matter Stimme und suchte sich von seinem Lager empor zu richten.

„Eine Schwäche, die Sie übermannt; aber jetzt vor Allem Ruhe, Herr Graf!" antwortete der alte Ranke, dessen Hand ergreifend und aufmerksam den Pulsschlag zählend.

„Ja, Du guter, lieber Oheim!" flüsterte Adele, ihm Stirn und Wangen streichelnd. „Ruhe Dich aus, ich werde bei Dir bleiben."

Der Graf blickte mit einem schwachen, liebevollen Lächeln auf die sich über ihn beugende liebliche und durch ihren Schmerz verschönte jungfräuliche Gestalt, dann schloß er die müden Augen, indem er ihr die Hand reichte, welche sie zärtlich an ihre Lippen drückte.

Der Doktor nahm nun am Bette des Grafen Platz und in dessen Nähe Adele, welche sofort einen Boten nach Normann gesendet, der außerhalb des Schlosses sich in Berufsgeschäften befand, aber eben auf dem Rückwege begriffen war, als der Bote ihn traf.

Der Rentmeister trat leise in das Gemach und, tief erschüttert von dem Anblicke, der sich ihm bot, wandte er sich erschrocken nach Adelen, die geräuschlos ihren Platz verließ und im Uebermaß ihres Kummers des Arztes Anwesenheit vergessend, weinend das Haupt an der Brust des geliebten Mannes barg.

(Fortsetzung folgt)

* Eine interessante Wittwe.

Im Jahre 1849 lebte in Washington, Pa., ein bildschönes junges Mädchen, Tochter eines reichen Vaters, und eben da ein Commis Namens Robert, — der sich um die Hand der jungen Dame bewarb. Das schöne Fräulein hatte nichts dagegen, wohl aber der Herr Papa und nach kurzem Besinnen heirathete — sie einen Andern, einen reichen Mann, den der Herr Papa sehr empfohlen hatte. Drei Monate dauerte die glückliche Ehe, da fand der Ehemann durch einen Sturz vom Pferde seinen Tod. Robert, der erste Liebhaber, schöpfte neue Hoffnungen und raspelte viel „Süßholz," that aber die entscheidende Frage nicht rechtzeitig und erhielt eines Tages eine Einladung zur Hochzeit seiner Angebeteten mit Herrn So und so. Zwei Jahre darauf zog das Ehepaar nach Syracuse, N. Y., wo der Mann an der Cholera starb. Robert war wieder auf dem Posten und war eben im Begriff, die große Frage zu thun, als ihn die Dame in Kenntniß setzte, daß ihr Mann seine Geschäfte in solcher Unordnung hinterlassen habe, daß sie, um keinen Verlust zu erleiden, seinen Geschäftstheilhaber heirathen müsse. Mit dem dritten Gatten zog die Dame nach Detroit, Mich., wo das Paar mehrere Jahre lebte. Eines Tages befand sich der Gatte auf einem Dampfer zur Vergnügungsfahrt. Ein Sturm kam, das Schiff strandet und unter den Trümmern und in den Wellen fand der Ehegatte seinen Tod, die Gattin wurde durch den Heldenmuth eines Bekannten gerettet, und aus Dankbarkeit reichte sie diesem ihre Hand. Das Paar kam nach Pittsburg und

Robert, der treue Robert, folgte ihm hierher. Eines Tages, als er gerade an dem Laden des Ehemanns vorbeigeht, bietet sich ihm ein gräßlicher Anblick dar. Ein Faß ist aus einem oberen Stockwerk durch die Luken heruntergefallen und hat den Mann seiner Geliebten erschlagen. Schnell tritt er ein: Weiß es die unglückliche Wittwe schon? — Der Buchhalter ist eben auf dem Wege zu ihr, wird ihm zur Antwort gegeben. Das hören, sich umdrehen und pfeilgeschwind auf die Straße hinausschießen, war das Werk eines Augenblicks. Vor sich sieht er den Buchhalter, der wie ein gejagtes Reh vor ihm her läuft. Schweißtriefend folgt er ihm. Die Dame wohnte in Alleghany. Beide Boten gelangen gleichzeitig an der Handstraßenbrücke, dort muß der Buchhalter Brückengeld bezahlen, Robert hat einen Freipaß, er schießt vorbei und kommt endlich athemlos vor dem Hause der Wittwe an. Er weiß, daß es hier schnell handeln heißt. Dein Mann ist todt! Willst Du mich heirathen? stößt er schnell hervor und sinkt in einen Stuhl. Jetzt kommt der Buchhalter auch, sieht aber, daß er keine Aussicht mehr hat und condolirt nur. Die Dame nimmt Robert's Hand nun und nach Ablauf der Jahrestrauer hat sich das Paar geheirathet. Die Dame hat durch die vielen Erbschaften ein beträchtliches Vermögen und Robert ist jetzt „gut ab." Woraus sich ergiebt, daß auch in unserem prosaischen Zeitalter treue Liebe noch ihren Lohn findet.

Feuilleton.

* Aus dem Jahre 1756 liegt uns folgendes Kirchengebet aus Böhmen vor, das damals, zu Anfang des siebenjährigen Krieges, von den katholischen Geistlichen gegen alle „Ketzerhunde," selbst gegen die alliirten Sachsen, abgedonnert wurde und heutigen, gleichgesinnten Herren als recht hübsches Paradigma zu ähnlichen Stylübungen dienen kann. Es lautet also:

„Kirchen Gebeth in Böhmen 1756.

Ihr meine lieben laßt uns bethen, daß uns Gott wolle bey reiner catolischen Lehre erhalten, und wider den löwen beschützen wolle und selbigen stürtzen und verstöhren, Erbarme dich unser, Du hoch gelobte Jungfrau Maria, behüte uns vor den Erbfeind (den Teufel!) den Schweden, und vor den Brandenburger den Bluthundt, und vor denen, die da fluchen, vor den poltergeistern den Sachsen, auch vor den Engelländern, und vor den waffer hunden den Holländern, und vor den lutherischen Bettelhunden, derer Fürsten, daß sie uns nicht erhaschen, und uns nicht von den reinen catolischen Glauben bringen, wie es ao 1555 alle Teufel aus der höllen mit den Ketzerischen Schweden gehalten, daß sie unss nicht ausRotten, O Du heylige Mutter Gottes, Du wolltest Deinen lieben Sohn bitten, und Fürstlich befehlen, vornehmlich alle heylige Engel im Himmel, daff sie uns helffen mögen, O heylige Mutter Gottes, was magst Du daß Du so gar stille bist, und uns keinen Rath Gibst, waff wir machen sollen, dann ob wohl der heylige Nepomuk uns versprochen, wir sollen vest bey ihm halten, daff Du deinen Sohn scharff zuredest und ihn befehlest, daff wir noch mehr glauben, als wir bisher geglaubt haben, und durch die heylige Messe bitten, die Teuffellische Ketzer und Schweden und den Denne Märkere (?) auch Schlesien gar aus zu rotten, und uns platz zu lassen, so bitte heylige Mutter Gottes Maria und befehle Deinen Sohn, daß er das Freudengeschrey der lutherischen Bettelhunde nicht erhören wolle, sondern sie gar zur Hölle wolle stoßen lassen, Kirieeleison!

Heylige Mutter Gottes, mache jetzt ein Zetter Geschrey auf Erden, bey den lutherischen hunden, erbarme Dich unser, nebst allen Heyligen, wir wollen alle Tage mit heyliger Andacht ein Vater unser und Fünf Hundert ave Maria bethen. Amen!"

Gemeinnütziges.

* Droht Sauerkraut zu verderben, indem sich dasselbe auf der Oberfläche mit einem Pelz von stinkendem Schimmel überzieht, der sich immer wieder erneuert und endlich dem Kraute nicht nur den Schimmelgeschmack gibt, sondern auch dessen Verderben veranlaßt, so gießt man auf die über dem Kraute stehende Brühe langsam ein Seidel Branntwein und wiederholt dies im Anfange jedes Mal, so oft man Kraut aus dem Fasse nimmt. In der Regel braucht man diesen Zusatz nicht öfter als vier Mal zu wiederholen. Das so behandelte Kraut soll sich nicht nur vortrefflich halten, sondern auch einen angenehmen weinigen Geschmack annehmen.

* (Rauchfleisch.) Man nimmt von einem jungen, fetten Rinde ein Rippenstück, reibt es mit einer Mischung von feinem Salz und Salpeter ein — auf 7 Pfund Fleisch ½ Loth Salpeter — und läßt es 3 Nächte liegen. Am vierten Tage trocknet man es ab und bestreut es mit gestoßenem Pfeffer und Nelkenpfeffer, wickelt es so fest wie möglich auf und umwindet es ganz dicht mit Bindfaden. Falls man es nicht selbst räuchern kann, schickt man es mit einer Nummer oder einem Namen versehen zum Räuchern fort. Nach einigen Wochen wird es in einem luftigen Rauchfang, wo der Rauch schwach geht, gut durchräuchert sein. Man kocht es darauf mürbe, löst den Bindfaden ab, legt es bis es völlig erkaltet ist unter eine Presse und schneidet es in feine Scheiben vermittelst eines sehr scharfen Messers.

Falls man das Rauchfleisch nicht selbst zubereiten kann, muß man beim Einkaufen desselben Acht geben, daß seine Außenseite nicht dunkel oder schimmelig und das Fleisch beim Anschnitt saftig und zart sei.

Charade.

Wer mit der zweiten Silbe sich will nähren,
Der kann die erste Sylb' nicht leicht entbehren;
Drum hat ein Jeglicher von Glück zu sagen,
Der noch im Ganzen fest sie trägt in allen Tagen.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 3. Kaiserslautern, 10. Januar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(2. Fortsetzung.)

Die Schranke hatte sich erhoben — unerschütterlich war sie zwischen Beiden, die sich stets noch als Kinder betrachtet, aufgerichtet — Helene war nicht mehr dieselbe, Arnold machte plötzlich die Entdeckung, daß ein blühend schönes Mädchen, körperlich und geistig auf das Reichste ausgestattet, vor ihm stand. Kaum fand er noch die rechten Worte, ihr die freudige Nachricht mitzutheilen, die ihn hierher geführt.

Seit jenem Tage war Alles anders geworden. Das alte vertrauliche Verhältniß wollte nicht wieder aufkommen, soviel Mühe sich auch beide gaben, ihre gegenseitige Stimmung zu verbergen. Selbst die gutmüthigen Scherze des alten Calculators verfehlten ihre Wirkung oder erreichten gerade die entgegengesetzte. Arnold fühlte, daß seine Liebe für die kleine Cousine plötzlich anders geworden war, und er täuschte sich keinen Augenblick über den richtigen Stand der Dinge. Nur über einen Punkt täuschte er sich.

Es war zehn Uhr vorbei, als Arnold Donitz am zu Anfang dieses Kapitels erwähnten Morgen in das Arbeitszimmer seines Onkels trat.

Er wagte es nicht, Helenen sogleich in der Stimmung, die ihn beherrschte, gegenüber zu treten und wollte sich erst in einem ruhigen, gleichgültigen Gespräche sammeln. Aber auch Onkel Streitmann hatte seine gewohnte gute Laune verloren, oder war es nur ein Widerschein von Arnold's düsteren Gedanken, genug, Arnold wagte es kaum, sich so wie sonst mit ihm zu unterhalten. Es lag etwas in der Atmosphäre, was nicht in Ordnung war und Arnold wünschte fast, daß sich das Gewitter baldmöglichst entlade, daß dieser Druck, der auf ihm lastete, von ihm genommen würde und er wenigstens einen klaren Blick in ihr Herz werfen könne.

„Geh' hinein Junge, ich komme bald nach," sagte Onkel Streitmann verdrießlich, als er einsah, daß gar kein richtiges Gespräch in Gang kommen wollte. „Eins sage ich Dir, ich wollte Dein Alter, Gott habe ihn selig, hätte das verfluchte hungerleidende Leben satt gekriegt, daß er Dich lieber einem Schuster in die Lehre gegeben, als in die Kadettenanstalt geschickt hätte. Doch nichts für ungut," fuhr er fort, „rechne mir es nicht an, wenn ich heute dummes Zeug spreche, es geht einem so Manches im Kopfe herum, daß es schließlich wohl einmal etwas durcheinander laufen kann. Geh' hinein, Helene ist drinnen, aber ich sage Dir im Voraus, ich bin auch schon grob gegen sie gewesen und sie kommt Dir mit rothgeweinten Augen entgegen.

Arnold trat in das angrenzende Gemach und sah sofort, daß Onkel Streitmann nicht zu viel gesagt. Er wußte kaum, wie er daran war. Helene saß auf ihrem gewohnten Platz am Fenster über ihre Arbeit gebeugt, aber die fleißige Hand ruhte und über ihre Wangen rollten heiße Thränen. Arnold hatte nie gesehen, daß sie weinte und der Anblick schnitt ihm in's Herz. Er zürnte dem Onkel, der hart gegen das arme Kind gewesen, obgleich ihm dies unbegreiflich schien, denn noch nie hörte er von demselben ein unfreundliches Wort.

„Guten Tag, Helene!"

Helene erhob die schwimmenden blauen Augen und zwang sich zu einem leisen Lächeln, aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen und brach bei Arnold's unerwarteter Anrede in ein heftiges Schluchzen aus.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?" fragte Arnold bestürzt.

„O, nichts, Arnold, nichts — Du kannst das nicht begreifen," stammelte Helene verwirrt. „Es ist kein Unglück, nur der Vater meint, daß eins entstehen könne, aber es ist gewiß nichts. Beruhige Dich nur," fuhr sie sich gewaltsam zur Ruhe zwingend fort, „Du bist zu einer unglücklichen Stunde gekommen, morgen ist Alles wieder gut."

So sehr Helene sich auch bemühte, ihre wahre Stimmung zu verbergen, so sah Arnold doch mit dem Blick der Liebe zu scharf, als daß er ihren Worten hätte Glauben schenken können. Er war nur zu geneigt, die Aufregung im Hause seines Onkels mit seinen eifersüchtigen Gedanken des vorhergehenden Abends in Verbindung zu bringen, manches Wort aus Helenens Munde, welches er früher nicht einmal beachtet, erschien ihm plötzlich in einem anderen Lichte und seufzend gestand er sich, daß seine schöne Cousine ihn wohl liebe, aber nicht in der Art und Weise, wie er es in seinen schönsten Träumen gedacht.

Helene versuchte die Unterhaltung auf ein gleichgültiges Thema zu bringen, aber Arnold's Gedanken waren soweit davon entfernt, daß er nicht einmal die nothdürftigsten Antworten gab. Er konnte mit seinem übervollen Herzen nicht über gewöhnliche Tagesereignisse sprechen, er suchte nach Worten, um sich der Last zu entledigen, die auf seinem Herzen ruhten, aber es war so schwer, einen Anknüpfungspunkt zu finden.

Stunde auf Stunde verrann, aber Arnold kam

seinem Ziele nicht näher und er sah ein, daß er das Haus seines Onkels verlassen würde, ohne Aufklärung über das Verhältniß des Grafen Horn zu seiner Cousine erlangt zu haben. Aber nein — das wollte er nicht — keinen Augenblick mehr die Qual der Eifersucht und Ungewißheit erdulden.

„Helene," fragte er plötzlich, nachdem eine längere peinliche Pause eingetreten war, „Du wirst meine Frage nicht mißdeuten, sie entsteht aus Liebe zu Dir! ich möchte Dich vor jedem Herzeleid, vor jeder Täuschung bewahren, die auch nur eine Stunde Deines Daseins vergiften könnte. Seit wann und wie machtest Du die Bekanntschaft des Grafen Horn?"

Helene sah ihren Cousin mit weit aufgerissenen Augen an, als könne sie nicht begreifen, wie er das, was sie als einziges Geheimniß tief in ihrer Brust verborgen hatte, laut werden ließ. Ihr vorhin noch blasses Antlitz färbte sich mit einer glühenden Röthe, aber sie hielt den Blick Arnold's nicht aus — scheu senkten sich die langen seidenen Wimpern nieder.

„O Helene, ich sehe es, Graf Horn log nicht, als er sich rühmte, Deine Bekanntschaft gemacht zu haben," sagte Arnold traurig, „aber ich will um Deiner selbst willen hoffen, daß" —

„Halt' ein, Arnold," unterbrach ihn Helene streng, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, „kein Wort mehr darüber. Ich brauche nicht Rechenschaft vor Dir über mein Thun und Treiben abzulegen."

„Das brauchst Du nicht, Helene, obgleich es eine schöne, schöne Zeit gab, wo Dein Inneres stets so klar vor mir lag, wie ein Spiegel. Doch sprechen wir davon nicht. Wenn Du mich auch nicht anhören willst, ich habe es mir selber gelobt, über Dich zu wachen, für Dich zu sorgen und ich halte es für meine heiligste Pflicht, Dich mit der Gefahr bekannt zu machen, die Dir droht. Aber ich will Dir zuvor sagen, wie ich dazu komme. Helene, Du sollst wissen, daß ich nicht frei von Eifersucht bin, indem ich Dich über jenen Mann aufkläre, aber auch, daß ich gerne bereit bin, auf jedes Glück zu verzichten, sobald es sich um das Deine handelt. Ich habe niemals daran gedacht, daß Du einem andern Manne gehören könntest und als es mir endlich einfiel, da stand es auch bei mir fest, ich wollte um Dich werben, selbst wenn ich meinen Stand aufgeben mußte, um für Dich und mich sorgen zu können. Als Lieutenant durfte ich nicht um Dich werben, aber ich wollte Alles erringen, was mich in den Stand setzen würde, Dir eine glückliche, wenn auch bescheidene Existenz zu sichern — Du solltest mein Weib werden. Es ist vorbei, ich weiß, daß sich das erträumte Glück niemals verwirklichen wird und ich kann den Gedanken an eine freudlose Zukunft ertragen. Aber nicht für Dich, Helene, Du mußt glücklich werden und ich will meinen Nebenbuhler segnen, wenn er Dich glücklich macht."

Helene, die ihm anfangs mit zusammengezogenen Brauen zugehört hatte, wurde weicher, milder gestimmt, als er ihr von seiner aufopfernden Liebe sprach. Sie kannte Arnold's edles Herz, sie wußte, was er in diesem Augenblicke litt und es bekümmerte sie, daß sie ihm kein tröstendes Wort sagen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft
von Ed. Gottwald.

(16. Fortsetzung.)

Da wurden in der Nähe plötzlich Stimmen laut. Unwillig darüber erhob sich Ranke und trat in das Vorzimmer, in welchem der alte Kammerdiener, zitternd vor Schreck und Entrüstung, dem Staatsrath gegenüberstand, welcher, als sich die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung des Grafen verbreitet, nun nach dessen Gemächer geeilt und als nächster Verwandter des Grafen verlangte, sich von dem Befinden seines Oheims zu überzeugen, von dem Kammerdiener aber gehindert, sich der Thür des Zimmers zu nähern, nun barsch ausgerufen, daß er hier zu befehlen und er aus dem Wege gehen solle.

Diesen Ausruf hatte der Doctor gehört und zornig auf Brock zutretend, rief er:

„Zurück, Ihr Anblick würde Ihren Oheim tödten!"

„Sparen Sie Ihre Phrasen; wenn mein Oheim erkrankt ist, dann gehöre ich in seine Nähe," entgegnete Brock mit stolzer Kälte.

„Also auf einen Mord mehr kommt es Ihnen nicht an, Sie Verworfener," rief jetzt der alte Arzt, empört über die Herzlosigkeit Brock's.

„Hüten Sie Ihre Zunge! Nun muß ich den Kranken sehen!" schrie jetzt Brock, Alles um sich her vergessend, und mit wuthsprühenden Blicken den ihm drohend entgegenstehenden Arzt betrachtend, bei dessen Vorwurf er zwar zusammengeschreckt, dann aber um so wilder seinem Groll und Haß sich überlassend.

Und schon wollte er mit Gewalt sich den Eintritt in das Zimmer des erkrankten Grafen erzwingen, da rief ein gellender Angstschrei Adelens den Arzt und Diener bestürzt in das Gemach zurück, Brock aber fühlte diesen Schrei tief in sein Inneres dringen, und einen Blick des Entsetzens nach der Thür des Zimmers richtend, in welcher er noch einzudringen im Begriff gewesen, entfernte er sich verstört und mit schwankenden Schritten.

Die Herzueilenden fanden Adele und Normann über den Grafen gebeugt, der des Neffen Stimme erkannt und mit starren, weit geöffneten Augen sich gewaltsam von seinem Lager erhoben, dann aber nach einem dumpfen Röcheln zurückgesunken war und dessen krampfhaft verzerrte Gesichtszüge den Kampf seines Innern bezeugten, dem er soeben erlegen war.

Entsetzt hielt Normann die einer Ohnmacht nahe Geliebte in seinen Armen fest, der Doctor aber, seinen Zorn für den Augenblick vergessend, untersuchte wehmüthig den jetzt kalt und bleich vor ihm liegenden

Greis, dessen Tage zwar gezählt gewesen, dem aber die grenzenlose Rohheit seines Neffen die letzte Spanne Zeit verkürzt und seine Todesstunde noch qualvoll verbittert hatte. —

„Also keine Hoffnung?“ flüsterte Normann leise, dessen Armen sich jetzt Adele entwand und unter einer Thränenfluth stummen Schmerzes sich über den Entseelten beugte.

„Er hat ausgelitten nach schweren Kämpfen bis zum letzten Athemzuge,“ sprach der Doctor und warf einen langen, ernsten und von tiefem Kummer zeugenden Blick auf den Todten, den Adele noch einmal küßte und dann mit zitternder Hand ihm die Augen schloß, worauf alle Drei das Zimmer verließen, den alten Kammerdiener auf kurze Zeit als Wache bei der Hülle seines todten Gebieters zurücklassend.

(Fortsetzung folgt.)

* Aus Nord-Amerika.

Daß in den Nordamerikanischen Freistaaten nicht Alles Gold ist, was glänzt, mag aus folgendem Artikel der „New-Yorker Abendzeitung“ ersehen werden, den wir ohne allen Commentar wiedergeben. Das genannte Blatt schreibt:

Erpressungen im Namen des Rechts.

Immer und immer wieder müssen wir auf die Schandthaten zurückkommen, die ihren Ausgangspunkt in der Corruption unseres Rechtssystems haben, die gemacht und unterstützt werden durch ehr- und pflichtvergessene Richter und Anwälte. Kein Land kann Anspruch auf Civilisation und Humanität machen, kein Gemeinwesen kann frei und republikanisch genannt werden, so lange Gesetz nur Willkür ist, so lange der Richterspruch eine Beute des Eigennutzes wird. Leider, mit trauerndem Herzen müssen wir es sagen, ist unser Justizwesen dasjenige, das weder die Civilisation noch die Humanität, weder der republikanischen Gerechtigkeit, noch überhaupt dem gesitteten Zustande entspricht. Wir haben diese unsere herben Worte — wir wünschten, wir hätten sie nicht auszusprechen gehabt — durch mannigfache Beispiele aus unserm Rechtsleben mehrfach bereits erhärtet und wir haben fortan eine neue Justizschandthat, eine Erpressung im Namen des Rechts hinzuzufügen. Der Thatbestand ist folgender:

Anfangs August v. J. wurden Adelaide und William Beaumont auf die Anschuldigung, daß sie ein verrufenes Haus in der 26. Straße halten, arretirt. Als sie nach dem Jefferson-Markt-Polizeigerichtshof gebracht wurden, gab ihnen der sie transportirende Polizist zu verstehen, daß ihre Arretirung sein Werk sei, und daß sie, wenn sie wollten, es mit ihm „settlen“ könnten.

Sie wollten aber nicht und wurden vorläufig vom Polizeirichter unter Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt. Am 17. August wurden sie, ohne vorherige Anzeige, nach dem Gefängniß geschleppt, wo ihre Anklage sofort aufgenommen wurde. Ein Rechtsbeistand wurde ihnen untersagt und auf die alleinige Aussage des Polizisten hin, ohne jede anderweite Untersuchung, wurden sie zu einem Jahre Aufenthalt in der Penitentiary und zu 100 Dollar Geldbuße verurtheilt. Unmittelbar darauf wurde das Ehepaar nach Blackwells Island geschickt, wo ihnen jede Communication mit ihren Freunden abgeschnitten war. Nach einigen Tagen erscheinen bei den Verurtheilten zwei Winkeladvokaten, sog. Shysters, Lieblinge eines gewissen Richters, die der Frau Beaumont das Anerbieten machten, für 1000 Doll. ihre Befreiung zu erwirken. Diese lehnte ab, mit diesen Menschen irgend etwas zu thun zu haben. Allein sie kamen wieder und immer wieder, in dem Bewußtsein, daß die Gefängnißluft auch den stärksten Starrsinn beugt. In der Zwischenzeit war Mr. Beaumont krank und in's Hospital gebracht worden. Dies erfuhr die Frau durch den Advokaten, und beunruhigt über das Schicksal ihres Mannes, entschloß sie sich, auf den Befreiungshandel einzugehen. Dieser Handel wurde in Gegenwart des Gefängnißaufsehers abgeschlossen, und der Advokat verpflichtete sich, für 1000 Dollar dem Ehepaar zur Freiheit zu verhelfen. Am nächsten Tage wurde Frau Beaumont nach New-York zurückgebracht, sie entnahm 1000 Doll. von ihrem Bankdeposit und zahlte sie dem Advokaten in seiner Office aus. Darauf erschien sie nochmals vor Gericht und wurde wieder nach dem Gefängniß zurücktransportirt. Am darauffolgenden Tage ließ sich der Advokat wieder bei ihr sehen, gab ihr die 1000 Doll. zurück, indem er bemerkte, daß er es unter 2000 Doll. nicht thun könne, da die Richter ihren Antheil daran haben müßten und zwar den größten.

Als Frau Beaumont sich weigerte, die doppelte Summe zu zahlen, sagte ihr der Advokat, er wolle noch einmal versuchen, ob er es nicht für den ursprünglichen Preis thun könne. Sie wurde darauf acht Mal hierher gebracht und ihr jedesmal die Anforderung gestellt, 2000 Doll. zu blechen und auf ihr Ablehnen stets wieder in's Gefängniß zurückgeschickt. Unterdeß verschlimmerte sich der Zustand ihres Mannes und fürchtend, daß die Einsperrung seinen Tod bringen könne, willigte sie endlich in die Zahlung von 2000 Dollars.

„Aber,“ fragte Frau Beaumont, „wird mein Mann mit mir zugleich in Freiheit gesetzt werden?“ „O, gewiß!“ antwortete der Advokat; „was wir wünschen, ist das Geld.“ Die Frau kam nun mit dem Advokaten überein, ihm 1500 Doll. am Morgen ihrer Befreiung auszuhändigen, den Rest in ein paar Tagen nachzuzahlen. Ein Richter in der Supreme Court decretirte ihre Freilassung. Noch aber war ihr Mann nicht frei. Als sie darüber den Advokaten interpellirte, sagte er ihr sehr naiv, das koste noch 2000 Doll. Die Frau war in Verzweiflung. Doch was sollte sie beginnen?

Sie hatte auch diese Pille hinunter zu schlucken, zahlte die 2000 Dollars und nach sechswöchentlicher

Gefangenschaft sah ihr Mann sich wieder in Freiheit. Die Advokaten, denen so das Recht zusteht, Gefangene à 2000 Dollar das Stück in Freiheit zu setzen, sind eine bekannte Criminalfirma, denen alle schmutzigen Sachen als ihr Privilegium in den Schooß fallen.

Wird dieser Rechtszustand (!) noch lange andauern? Sollten wir täglich solche Händel zu registriren haben, welche unsere persönliche Freiheit und den Schutz unseres Eigenthums in den geldgierigen Rachen schmutziger Schlächterbuben, wie die Vertreter der obigen Advokatenfirma, werfen? Wie lange noch wird unsere Geduld in dieser schamlosen Weise gemißbraucht werden?

Feuilleton.

* („Noch einen Kuß, Liebling.") Ein ältlicher Herr hatte seine, eine Reise machende Tochter zum Bahnhof begleitet und war mit ihr in den Wagen gegangen, um zu sehen, daß sie auch einen guten Sitz erhalte. Dann schritt er aus dem Wagen und ging an das Fenster, an dem die Tochter saß, um ihr noch einmal Lebewohl zu sagen. Während er um den Wagen herum gegangen war, hatte Töchterchen den Sitz gewechselt und eine bejahrte Dame den Platz am Fenster eingenommen. Hiervon hatte aber der zärtliche Papa keine Ahnung und sprang an das Fenster hinauf mit den Worten: „Noch einen Kuß, Liebling!" Im nämlichen Augenblick machten seine zum Kuß gespitzten Lippen unerwartete Bekanntschaft mit der Spitze eines braun-baumwollenen Regenschirmes, den die entrüstete alte Dame als Abwehr gegen den Zudringlichen, den sie gleichzeitig einen Unverschämten nannte, in Anwendung gebracht hatte.

* (Originelle Wette.) Ein in der Nähe von Otterberg wohnhafter Bauer hat neulich folgende Wette gemacht:

„Ich wette 15 fl., daß mein Knecht langsamer auf's Feld laufen, schneller zum Essen heimkommen, mehr Nahrungsmittel zu sich nehmen, weniger Arbeit verrichten und sich fester auf einen Zaun stützen kann, als irgend ein anderer Knecht im Umkreis von 15 Stunden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 1:
Lichtscheere.

Literarisches.

Unter dem Titel: „Alldeutschland, Dichtungen aus den Ruhmestagen des Heldenkrieges 1870 — 1871 herausgegeben von Müller von der Werra" etc., ist jüngst im Verlag von W. Baensch in Leipzig ein großartiges, sechzig Bogen in Hochquart umfassendes, nationales Werk in prachtvollster Ausstattung erschienen, dessen Widmung der deutsche Kaiser-König huldvollst angenommen. Das Werk welches in neun Abschnitten charakteristisch geordnet und mit neun Titelbildern von L. Hutschenreuter geschmückt ist, enthält von 231 deutschen, deutsch österreichischen, elsässischen, schweizerischen und deutsch-amerikanischen Dichtern 410 größere und kleinere Beiträge und finden sich unter dieser Legion von vaterländischen Sängen alle berühmten Dichternamen vertreten. Das Ganze bildet gleichsam ein Heldenepos, werth und würdig auf unsere spätesten Nachkommen überzugehen. Dem Herausgeber sind bereits von vielen Seiten Beweise der höchsten Anerkennung zugekommen. So hat die Kaiserin-Königin Augusta dem Herausgeber, dem Dichter Müller von der Werra, ihrem thüringischen Landsmann, ein kostbares Andenken, eine kunstvoll modellirte, schwervergoldete Tasse mit dem Portrait des Deutschen Kaisers mit Reliefbilder geschmückt, übermacht und zwar mit folgendem Handschreiben:

„Empfangen Sie Meinen Dank für die Mir übersandte Sammlung patriotischer Dichtungen, welche aus Veranlassung des letzten Krieges erschienen sind. Ich nehme das Werk als eine Erinnerungsgabe an jene große Zeit gern entgegen und bitte den Verfasser das beifolgende Andenken als Zeichen Meiner Erkenntlichkei anzusehen.

Berlin, den 3. December 1871.

Augusta"

Nicht minder interessant ist das Schreiben, welches Generalfeldmarschall Graf von Moltke an Müller von der Werra gerichtet hat. Dasselbe lautet:

„Euer Hochwohlgeboren

theile ich hiedurch den Empfang Ihres geschätzten Schreibens vom 15. d. Mts., sowie der von Ihnen herausgegebenen, in jeder Beziehung schön ausgestatteten Gedicht-Sammlung „Alldeutschland" ergebenst mit. Indem ich dieses Werk gern aus Ihren Händen entgegennehme, kann ich es nicht unterlassen, Ihnen auszusprechen, wie sehr es mich gefreut hat, aus demselben zu ersehen, in welcher idealen Weise die jetzt lebenden deutschen Dichter die große Zeit des unter Gottes gnädigem Beistande und unter Seiner Majestät des Kaisers und Königs glorreicher Führung glücklich zu Ende geführten Krieges besungen haben. Von ganzem Herzen wünsche ich, daß aus den unvergleichlichen Thaten des deutschen Heeres auch eine neue Blüthezeit der deutschen Poesie erwachsen möge. Schließlich noch meinen besten Dank für die mir in Brief und Gedicht geäußerten Gesinnungen. Mit vollkommener Hochachtung etc.

Berlin, den 19. November 1871

Gr. Moltke"

Wir bemerken schließlich noch, daß das Werk „Alldeutschland" für unsere heimgekehrten Krieger — für Offiziere wie für Mannschaften — ein bleibendes Andenken bildet und sich namentlich zu Festgeschenken ganz besonders eignet.

Stadt Kaiserslautern.

Frucht-Mittelpreise v. 9. Januar 1872.

Fruchtsorten.	Quantität.	Mittelpreise.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Centr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	120	7	55	—	—	—	—
Korn	380	5	27	—	—	—	3
Spelzkern	30	7	31	—	—	—	—
Spelz	909	5	21	—	—	—	4
Gerste	510	4	49	—	—	—	1
Hafer	690	3	54	—	—	—	5
Erbsen	90	5	24	—	10	—	—
Wicken	100	3	39	—	—	—	10
Bohnen	—	—	—	—	—	—	—
Linsen	30	5	12	—	—	—	—
Kleesamen	—	—	—	—	—	—	—
	2850						

Das Bürgermeisteramt.

Ein Kornbrod von 6 Pfund 26 kr. Ein Gemischtbrod von 3 Pfund 15 kr. Ein Weißbrod von 2 Pfund 15 kr.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 4. Kaiserslautern, 14. Januar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(3. Fortsetzung.)

„Arnold, schilt nicht mit mir, daß ich Geheimnisse vor Dir hatte," sagte sie sanft und mit Thränen in den Augen, „ich konnte Dir vertrauen. Aber ich war so sehr mit mir selbst beschäftigt, daß ich nicht Augen und Ohren für Dich hatte. Niemand sollte mein Glück erfahren, noch vor wenigen Stunden habe ich es meinem Vater gegenüber abgeleugnet — ich bekenne gern, daß ich Unrecht hatte, aber ich konnte nicht anders. Jetzt freilich zwingst Du mich, durch Dein offenes Geständniß, Dir die Wahrheit zu bekennen, warum ich niemals die Deine werden kann — ich darf Dich nicht mit leeren Worten hinhalten. Ja, ich kenne den Grafen Horn und — ich liebe ihn."

„Helene!" schrie Arnold fast entsetzt auf. „Du, Du liebst — den Mann?"

„Ich liebe ihn, Arnold und darum darfst Du nicht den leisesten Versuch machen, ihn bei mir zu verläumden. Ich könnte sterben, wenn ich wüßte, daß er ein schlechter Mensch wäre, aber ich kann niemals aufhören, ihn zu lieben."

„Aber warum liebst Du ihn, Helene — ihn, den alternden Mann?"

„Was weiß ich, Arnold, warum ich ihn liebe? Er bot mir vor einigen Wochen, als ich von Tante Liesing kam, bei strömendem Regen seine Begleitung an. Er trug keine Uniform, ich glaubte in ihm einen einfachen bürgerlichen Mann zu erblicken und als ich erfuhr, daß es Graf Horn sei — da war es zu spät!"

Helene sank auf ihren Sessel zurück und vergrub ihr Gesicht in beide Hände.

„Armes Kind!" flüsterte Arnold traurig.

„Beklage mich nicht — ich bin nicht arm, sondern reich, unendlich reich," entgegnete Helene und ihre Augen leuchteten hell auf. „Du hältst ihn für schlecht, ich sehe es Dir an, aber Du irrst Dich, Du wirst bald einsehen, daß Du Dich irrtest" —

„O, Helene, besinne Dich, ich flehe Dich an, lasse Deine Vernunft walten, ehe es zu spät ist und Dir nichts bleibt als ein Leben voll Reue. Du kennst Horn nicht, Du bist zu edel, zu rein, um das zu fassen, was die Welt von ihm sagt. Sei wenigstens vorsichtig, das ist Alles, um was ich Dich bitte."

„Arnold, Du vergißt Deine Stellung mir gegenüber," unterbrach ihn Helene stolz, „und nur den glücklichen Tagen unserer Kindheit hast Du es zu danken, daß ich mich nicht für immer von Dir wende. Helene Streitmann wird nie etwas thun, was den leisesten Schatten auf ihre Ehre werfen kann."

Sie stand hoch aufgerichtet vor ihm und Arnold wagte kein Wort über den Grafen zu äußern, aber er warf einen Blick in die Zukunft, vielleicht sah sie dann, wie aufrichtig er es gemeint, wie sehr er sie geliebt. Er sah Helene vor sich, bleichen Antlitzes, gebrochen an Leib und Seele, während er, der all' dies Unglück über sie gebracht, unbekümmert um das verlassene Mädchen, seine fluchwürdige Lebensweise fortsetzte und Thränen und Herzeleid säete.

„Vergieb' mir, daß ich Dich beleidigt, Helene, denn ich sehe, es ist bereits ein großes Unglück geschehen und Du wirst mich als einen eifersüchtigen Narren verlachen, anstatt auf meine Warnungen zu hören. Aber um Eins flehe ich Dich in dieser Stunde an: wenn einst früh oder spät für Dich die Gefahr kommt, oder Leid und Weh über Dich hereinbricht, dann denke daran, daß ich Dein Freund, Dein Bruder bin. Versprich, mir, daß Du Dich dessen erinnern willst und ich scheide beruhigter von Dir. Wiedersehen dürfen wir uns jetzt nicht mehr, ich kann Dir nicht kalt und gleichgültig gegenüberstehen mit der heißen Liebe in meiner Brust und darum werde ich um meine Versetzung nachsuchen. Nimmst Du es an, mich als Deinen Freund und Bruder zu betrachten?"

„Ich nehme es an, Arnold," entgegnete Helene mit Thränen in den Augen, „denn ich liebe Dich wie eine Schwester den Bruder lieben soll. O," fuhr sie klagend fort, „warum ist uns denn kein reines Glück auf Erden vergönnt, warum mischt sich immer der bittere Wermuthstropfen in den vollen Becher der Freude? Ich genieße nur ein halbes Glück, seit ich weiß, daß es mit dem Deinen erkauft ist, aber ich kann nicht anders — es ist wohl, weil sich unser Geschick erfüllen muß."

Sie sprach die letzten Worte langsam und feierlich, als wenn sie eine Ahnung davon habe, was sie erwarte.

Arnold konnte nur gewaltsam seine Thränen zurückdrängen, er ergriff noch einmal Helenens Hand.

„Leb' wohl, Helene, sei glücklich! Genieße alles Glück, was ich Dir wünsche und vergiß' Dein Versprechen nicht."

Arnold hatte das Gemach verlassen, noch ehe Helene etwas erwiedern konnte. Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte laut, denn erst jetzt fühlte sie, was sie verloren. Jede freundliche Aufmerksamkeit seinerseits zog an ihrem innern Auge

vorüber, wie selbstsuchtslos war er in seinen kleinsten Handlungen gewesen und sie hatte das Alles hingenommen, als verstände sich das von selbst. Unwillkürlich stellte sie Vergleiche zwischen Graf Horn und Arnold an, aber —

Der Vergleich fiel nicht zu Arnold's Gunsten aus. Arnold war ein Kind, lieb und gut, Horn in ihren Augen ein Mann, wie es keinen zweiten mehr in der Welt gab. Er war nichts weniger als schön, aber seine Augen sagten ihr, wie sie geliebt wurde.

Ihr Geschick mußte sich erfüllen.

Warum sprach Helene nicht mit ihrem guten Vater von ihrem Verlobten? Warum verheimlichte sie ihm Alles, was Bezug auf ihn haben konnte. O, sie sagte es sich immer und immer wieder, daß ihr Vater über ihre Leichtgläubigkeit spotten würde, sie sagte es sich, daß er eine Verbindung zwischen ihr und Arnold Donitz wünsche.

War es das allein, was sie zurückhielt? Helene glaubte es und sie war entschlossen, ihrem Vater ihr Geheimniß, das er ohnehin längst ahnte, mitzutheilen, aber gerade seine Unfreundlichkeit fesselte ihre Zunge und sie schwieg, so oft auch die Worte schon auf ihren Lippen geschwebt hatten.

Noch im Winter desselben Jahres begann Helenens Vater, der immer stark und für sein Alter außerordentlich rüstig gewesen war, zu kränkeln und in der Sorge um den Vater stellte sie ihre eigenen Interessen mehr und mehr in den Hintergrund. Calculator Streitmann selbst schüttelte bedenklich das graue Haupt, er glaubte an keine Genesung und theilte dies offen seinem Kinde mit.

„Ich bin nie krank gewesen, Helene, und solche Art Leute sind gewöhnlich, wenn es einmal dazu kommt, nicht zu retten. Aber nicht das allein läßt mich an meinen Tod denken, sondern ich fühle es, daß nicht Alles in Ordnung ist. Ich könnte ruhig sterben, mein Kind, wenn nicht die Sorge um Dich" —

„O, verlaß' mich nicht, Vater," schluchzte Helene, „wer soll denn Deinem armen verlassenen Kinde rathen und helfen, wenn Du nicht mehr bist?"

„Du wirst sehr einsam sein, Helene, und ich wollte, Du hättest meinem Wunsche nachgegeben und wärest die Gattin Arnold's geworden. Mein Vermögen ist groß genug, Euch eine bescheidene Existenz zu sichern, aber Du hast es nicht gewollt — meine Sterbestunde wäre ruhiger gewesen, als sie es jetzt sein wird. Ich kann Dich nur dem Schutze Gottes empfehlen und" —

Streitmann kämpfte sichtlich mit sich selbst.

„Helene, eine Bitte habe ich. O, ich glaube, ich könnte noch ruhig sterben, wenn Du mir Eins versprächest" —

„Sprich' es aus, lieber Vater, wenn es in meiner Macht steht, will ich es gewiß thun, nur mußt Du nichts Unmögliches verlangen."

„Ich verlange nichts Unmögliches, mein Kind," sagte Streitmann sanft, Helenens Haar streichelnd, „ich will Dir nur einen Schutz gegen Dich selber und die schwache menschliche Natur geben. Helene, ich weiß um Dein Geheimniß, welches Du mir verbargst, Dein Vater weiß, was in Deiner Brust vorgeht und ich fordere von Dir, daß Du mir schwörst, Arnold Donitz zu dem Vertrauten Deiner Leiden und Freuden zu machen, ich fordere von Dir, daß Du ihn in allen Dingen um Rath fragst. Willst Du mir das versprechen?"

„Ich verspreche es Dir, mein Vater," sagte Helene leise.

„Ich bin ruhiger geworden, Helene," flüsterte Streitmann mit einem Seufzer der Erleichterung. „Dein feines weibliches Gefühl bürgt mir, daß Du nie einen Schritt thun wirst, der Dich mit Reue in die Vergangenheit blicken läßt, Du wirst nie eine „Schuld" zu bereuen haben. Für andere Fälle ist Arnold Donitz da, er ist ein treuer, edler Mensch."

(Fortsetzung folgt.)

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft
von Ed. Gottwald.

(17. Fortsetzung.)

Graf Neibeck lag in der Gruft seiner Väter.

Es war ein heißer Tag gewesen. Die Gewitter, welche schon gegen Abend sich von allen Seiten drohend zusammengezogen, hatten sich in der zehnten Stunde mit furchtbarer Heftigkeit entladen und in Strömen floß nun der Regen nach deren Entfernung darnieder und der mit Wolken dichtbedeckte Himmel hüllte die Gegend in eine undurchdringliche Finsterniß.

Im Schlosse zu Neibeck herrschte die tiefste Ruhe, als die Thurmuhr die eilfte Stunde verkündete und Fräulein von Salm und der Rentmeister dem Corridor zuschritten, welcher nach dem linken Eckthurm führte, der mit einem Gange in Verbindung stand, durch welchen man in das Bibliothekzimmer und von da in die Gemächer des verstorbenen Grafen gelangte, und welchen dieser oft benutzt hatte, wenn er sich unbemerkt durch den Thurm in den Park begeben und von da aus seine Ausflüge zu Fuß oder zu Pferd nach denjenigen Punkten seiner Herrschaft ausführen wollte, wohin ihn ein besonderes Interesse oder auch nur die ihm nöthige Bewegung in freier Luft führte.

In derselben Zeit, nur wenige Minuten später, als Adele und Normann diesen Weg angetreten, verließ auch Brok sein Zimmer, der, um Pichon zu täuschen, sich zeitig zur Ruhe begab und nun die Verbindungsthür nach dessen Gemach von Innen verriegelte.

Aber die Ruhe, die er zu erlangen gehofft, war nicht von langer Dauer gewesen; je näher der Augenblick gekommen, in welchem er auch den ihm von seiner Jugendzeit her bekannten Verbindungsweg betreten wollte, wuchs seine Beklommenheit und seine Unruhe und in fieberhafter Aufregung griff er nach Licht und

dem Schlüsselbund, steckte einen Dolch zu sich, den er in der letzten Zeit stets bei sich geführt, und trat nun seinen Weg unter heftig klopfenden Pulsschlägen an.

Außer diesen Personen aber war noch ein Bewohner des Schlosses wach, auf welchen in den letzten Tagen Niemand geachtet, als die Bestürzung sich Aller bemächtigt und der seit Brock's Anwesenheit im Schlosse, wenn Dienstgeschäfte ihn nicht hinderten, sich entweder still in seiner Kammer versteckt hielt, oder Brock's Wohnung umschlich und jedem Gang desselben nachspürte, und dies war der Taubstumme.

Wer die unheimliche Gluth bemerkt, die aus den dunkeln Augen aufloderte, wenn er dem Staatsrath begegnete, der ihn keines Blickes würdigte, wer gesehen, wie krampfhaft die Züge des sonst so gutmüthigen Burschen sich dann verzerrten, dem wäre wohl klar geworden, daß ein tiefer, bitterer Haß gegen Brock ihn erfüllte, und als der Staatsrath trotz seiner Gier nach den zu erlangenden Schätzen auf dem Wege nach dem Thurme wiederholt stehen blieb, als stände er noch im Zweifel, ob er es wagen sollte, seinen Entschluß auszuführen, da hielt auch der Taubstumme, der ihm leise nachgeschlichen und immer an die Wand gedrückt ihm folgte, seine Schritte an.

Da dies ganz ohne das kleinste Geräusch geschah, so verrieth dem Staatsrath nichts, daß ein lebendes Wesen in seiner Nähe sei.

Währenddem waren Adele und Normann bereits am Ziele angekommen, und so schwer der Ersteren auch der Weg geworden, so bang ihr um's Herz, als sie das Zimmer betrat, in welchem der Schmuck sich befand, so gab doch die Ermuthigung Normann's ihr wieder frische Kräfte und entschlossen öffnete sie den geheimen Verschluß, in welchem die Chatouille sich befand, die Normann nun zu sich nahm.

„Gott sei Dank, es ist gelungen!" rief Adele, tief aufathmend, als sie das Fachwerk und den Schrank wieder verschlossen und wollte nun mit dem Rentmeister das Zimmer verlassen, als die Tapetenthür sich öffnete und Brock mit verstörten Blicken hereintrat, aber beim Anblick der bereits Anwesenden wie festgebannt stehen blieb und das in der zitternden Hand haltende Licht zu Boden fallen ließ.

Unwillkürlich trat Normann einen Schritt zurück, als er den Staatsrath bei der unheimlichen Beleuchtung des Gemachs erkannte und erschrocken schmiegte sich Adele an den Geliebten.

„Sei unbesorgt, ich bin bei Dir und Du bist in Deinem Rechte!"

Dann aber richtete er herausfordernd den Blick auf den Staatsrath, der sich jetzt ermannt und mit wildfunkelnden Augen die Chatouille erblickte, die Normann jetzt Adelen gab und sie in den Hintergrund des Zimmers zurückführte, dann sich aber Brock fest und entschieden näherte.

„Ha! also mir zuvorgekommen und das Fräulein nebst ihrem Buhlen auf frischer That als Diebe ertappt!" rief Brock, sich zu einem Hohngelächter zwingend, während die Wuth der getäuschten Habgier seine Züge auf das Furchtbarste entstellte.

„Kein Wort weiter!" donnerte Normann, ihn mit zornsprühenden Blicken betrachtend. „Was wir hier gesucht, um es vor Räuberhänden zu sichern, soll die Welt öffentlich erfahren. Was aber führt Sie des Nachts hierher? Doch nur um den Sohn zu bestehlen, dessen Vater Ihre Ruchlosigkeit getödtet!"

„Elender Bube!" schrie Brock, im wilden Wuthausbruch den Dolch hervorziehend und gegen den Rentmeister den Arm zum Stoße erhebend.

„Haltet ein!" rief Adele entsetzt, welche jeder Bewegung Brock's gefolgt war und wollte sich ihm entgegenstürzen, aber plötzlich, ehe Brock noch zum Stoße ausgeholt, tauchte die Gestalt des Taubstummen hinter dessen Rücken auf und in demselben Augenblicke sah sich der Staatsrath von Job erfaßt und zu Boden gerissen. Die starken markigen Fäuste desselben umschlossen wie eiserne Klammern den Hals des Gegenstandes seines Hasses und seiner Rache, während er unheimliche unartikulirte Töne ausstieß und in wilder Aufregung sein Knie auf die Brust des am Boden Liegenden drückte, der durch diesen unerwarteten Ueberfall alle seine Kräfte gelähmt fühlte, seinen Dolch fallen ließ und vergebens sich den Händen Job's zu entwinden suchte.

„Um Gotteswillen, was geht hier vor?" rief Adele, mit Schaudern den Blick von den beiden am Boden Ringenden abwendend, während Brock, unter dem Drucke des Taubstummen dem Ersticken nahe, ein dumpfes Röcheln hören ließ und sein Arm erschlafft herabsank, Job aber mit racheglühenden Blicken sein Opfer festhielt.

„Er stirbt unter den Händen des Taubstummen!" sprach Normann erschrocken, als er sah, daß das Gesicht des Staatsraths sich bläulich färbte und der Schaum ohnmächtiger Wuth dessen Lippen bedeckte und riß nun mit all' seiner Kraft Job empor, indem er ihm mit finstern Blicken befahl, den fast Leblosen frei zu lassen.

Aber dazu schien dieser, so folgsam er seinem Herrn auch war, sich nicht verstehen zu wollen, und nur als Adele mit angsterfüllten Blicken und gefalteten Händen ihm bittend zuwinkte, da ließ er finster sein Opfer los, griff hastig nach dem naheliegenden Dolche und blieb, diesen drohend gegen Brock richtend, vor demselben stehen.

Keines Wortes fähig, raffte sich der Staatsrath langsam auf und hielt sich an dem nahestehenden Schrank fest, dann aber wandte er sich mit gespenstig scheuen Blicken gegen Normann und sprach mit vor innerer Wuth heiserer Stimme:

„Nun, warum ließt Ihr mich nicht ermorden; das Zimmer hier, wo der Mann gelebt und gestorben, der Euch ja so viel galt und der all' seine Liebe an Euch verschwendet, Ihr habt es doch schon entweiht durch Euren Raub, und ward ich das Opfer der Wuth dieser Bestie, so traf Euch keine Schuld!" (Forts. folgt.)

Feuilleton.

* Die Einrichtung der Universität Straßburg hat in den letzten Wochen erhebliche Fortschritte gemacht. Die Eröffnung der neuen deutschen Hochschule wird zu Ostern wahrscheinlich erfolgen.

* (Journalisten-Rache.) Der Redakteur des Fremonter (O.) „Courier" scheint von einem gewissenlosen Farmer mit schlechtem Brennholz angeführt worden zu sein und rächt sich dafür in folgender malitiösen Weise:

„Den Abgebrannten in Chicago empfehlen wir als passendes Material zum Wiederaufbau ihrer Häuser die Sorte Holz, die uns ein biederer Eidgenosse vorige Woche gegen schweres Geld ablieferte. Aus jedem Stück, von 1 Fuß Länge, läuft, wenn es mit Feuer in Berührung kommt, Wasser genug heraus, um alle Weinhandlungen in Sandusky auf ein ganzes Jahr zu versorgen, und ein Haus, aus dem Holz gebaut, würde nicht nur selbst feuerfest sein, sondern durch das ausströmende Wasser den Nachbarhäusern den wirksamsten Schutz gewähren. „Ich lebte still und harmlos, mein Geschoß war auf des Waldes Thiere nur gerichtet," sagt Wilhelm Tell, seine Nachkommen aber sind nicht immer so harmlos, wie ihr berühmter Vorfahr und gute, vollgewichtige Goldfüchse sind ihnen in der Regel lieber, als alle Thiere des Waldes."

* (Friedrich Wilhelm I.), der fromme Soldatenkönig, las täglich den Seinen eine Predigt vor. Der Kammerdiener stimmte den Gesang an und der Hofstaat und die Dienerschaft mußten laut und kräftig mitsingen. Des Königs Demuth vor Gottes Wort war aufrichtig und groß. Abends las zuweilen ein Kammerdiener, wenn der König von Exercitien, Manövern, Jagden angegriffen war, einen kürzeren Abendsegen vor. So geschah es denn, daß ein Neuling, als die Schlußworte kamen: „Der Herr segne Dich!" aus Respekt vor dem allergnädigsten Herrn sagte: „Der Herr segne Sie!" Der König fuhr zornig in die Höhe und rief: „Hundsfott, lies richtig! Vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott wie Du!" Diese wahre Geschichte könnte sich mancher Hof- und Garnisonsprediger ad notam nehmen!

* (Fürstliche Liebhabereien.) Katharina I., Kaiserin von Rußland, eine verbuhlte und eitle Messaline, dabei die gefährlichste Feindin Friedrichs des Großen, hinterließ bei ihrem Ableben (1740) 30,000 kostbare Kleider. Sie trug in der Regel kein Kleid öfter als einmal. Wie die Kaiserin eine wahre Leidenschaft für schöne Kleider hatte, so ihr Zeitgenosse Friedrich für schöne Dosen. Die billigste kostete 2000 Thlr., viele galten 10,000 Thlr. und darüber. Bei des großen Königs Tode fanden sich 130 Dosen, die ein Kapital von 1,300,000 Thlr. repräsentirten.

* (Opfer der Trunksucht.) Eine statistische Zusammenstellung, welche der „Nord" gibt, liefert merkwürdige Angaben über die Opfer, welche die Trunksucht in den verschiedenen civilisirten Staaten fordert. In England rafft dieses Laster jährlich an 50,000 Personen hin, darunter 12,000 Frauen, in Deutschland 40,000, in Rußland 10,000, in Belgien 4000, in Frankreich 2000, in Spanien 12,000. Das Land aber, das es an derartigen Excessen allen anderen zuvorthut, ist Amerika; nach einer statistischen Zusammenstellung des Dr. Everest sind dort in 5 Jahren nicht weniger als 300,000 Menschen gestorben, deren Tod dem Uebermaße im Genusse von Spirituosen zuzuschreiben ist.

Gemeinnütziges.

* (Sägemehl für Streusand.) Der gewöhnliche Streusand muß in größerer Menge angewendet werden, um die Tinte rasch zu trocknen. Er verdirbt die Stahlfedern, auch wohl die fein polirten Schreibtische und beschwert die Briefe. Sein Ersatz durch Sägemehl, wie es in Frankreich geschieht, ist daher sehr zu empfehlen. Man wendet das beim Fourniersschneiden erhaltene feine Sägemehl an und sortirt es durch zwei Siebecylinder, von denen der weitmaschigere die gröberen Späne, der engere den Staub ausscheidet, so daß nur der mittlere, fein griesartige Theil Anwendung findet. Sehr zu empfehlen ist auch der beim Abdrehen von Elfenbein und Knochen erhaltene weiße Staub, der rasch die Feuchtigkeit absorbirt und sehr reinlich und sauber ist.

* (Melonen), welche bis Oktober nicht reif geworden, können auf die einfachste Weise bald ausgereift werden, indem man sie 8—10 Tage in Baumwolle wickelt und im Zimmer in einen Kasten verschließt. (Dies gilt mehrfach auch beim Kern- und Steinobst.)

* (Gegen das Rosten eiserner Gartenwerkzeuge.) Es wird jetzt viel darauf aufmerksam gemacht, daß Eisen, welches für einige Minuten in eine Sodalösung gelegt worden ist, Jahre lang vor dem Rosten bewahrt bleibt, selbst wenn es fortwährend einer feuchten Atmosphäre ausgesetzt ist.

Goldkörner.

Wo Einer übertrieben lobt, der Andere
Nach gleichem Maaße tadelt; da wirst du
Am sichersten den Menschen finden, so,
Gerade so, wie er im Durchschnitt ist.

Charade.

Die erste Sylbe frißt,
Die and're Sylbe ißt,
Die Dritte wird gefressen,
Das Ganze wird gegessen.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 5. Kaiserslautern, 17. Januar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(4. Fortsetzung.)

Wenige Wochen nach jener Unterredung bewegte sich ein einfacher Leichenzug nach dem Gartenkirchhofe.

Hinter den weißen Gardinen des Streitmann'schen Hauses stand ein tief in Trauer gekleidetes junges Mädchen und konnte es nicht fassen, daß sie jetzt allein, so ganz allein in der Welt sei.

Es war Helene.

Drittes Capitel.

Neuer Zuwachs.

Der Winter war lang und sehr kalt gewesen, selbst im März lag der Schnee noch Fuß hoch und es kamen keine wärmeren Tage. Die Bäume und Sträucher zeigten noch keine Spur erwachenden Lebens, die ganze Natur lag noch im tiefsten Winterschlafe.

Es war eines Morgens noch sehr früh, im Osten färbte erst ein leiser hellerer Schimmer den tiefblauen, sternbesäten Nachthimmel und die Kälte war sogar fühlbarer als mitten in der Nacht. In der Stadt lag noch Alles im tiefsten Schlummer.

Es war, als wenn dort plötzlich, dort an der prächtigen Häuserreihe einer der breiteren Straßen, leise Jemand vorüberglitt. Man hörte das Knistern des Schnee's und ein kaum hörbares Wimmern verrieth die Nähe eines lebenden Wesens.

Vorsichtig huschte der Mann — ein solcher war es — weiter und weiter, je lichter der Morgen im Osten heraufdämmerte, desto mehr beschleunigte er seine Schritte. Beim ersten Tagesschimmer bemerkte man, daß er einen umfangreichen Korb am Arme trug, aber seine Gesichtszüge waren unkenntlich. Die Mütze war bis über die Stirn herabgezogen und ein wollener Shawl bedeckte den untern Theil des Gesichtes. Er war von dem völlig entgegengesetzten Theile der Stadt gekommen. Jetzt in der Vorstadt angelangt, schien er sich noch tiefer im Schatten der Häuser zu halten und vorsichtiger umzusehen, auch seine Schritte verdoppelten sich, bis er das letzte Haus hinter sich hatte. Er athmete erleichtert auf, indem er noch einen scheuen Blick rückwärts sandte.

„So weit wär's gut," murmelte er seine Schritte querfeldein lenkend, „schwerlich habe ich jetzt noch etwas zu befürchten."

Aber er schien sich doch nicht so ganz sicher zu fühlen, er konnte keine zwanzig Schritte machen, ohne sich umzusehen.

Endlich stand er vor der Umzäunung eines Gartens, in dessen Mitte sich ein kleines einstöckiges Haus erhob, still. Er warf sich platt auf die Erde nieder und gelangte auf diese Weise bis dicht an die Thür des Hauses, wo er angestrengt lauschte. Dann entledigte er sich seines Korbes und als hielte er es jetzt nicht mehr der Mühe werth, seine Heimlichkeit fortzusetzen, lief er auf demselben Wege, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, nach der Stadt zurück.

Der Mann hätte sich nicht zu beeilen brauchen, wenn er eine Entdeckung oder wohl gar Verfolgung fürchtete. In dem Häuschen war noch Alles todtenstill, der Gärtner, der hier wohnte, und seine zahlreiche Familie schliefen nach dem vorhergehenden Tage voll Mühe und Arbeit den Schlaf der Gerechten und erst eine volle Stunde später wurde es lebendig in dem Häuschen.

Der alte Gehrike war ein fleißiger, thätiger Mann, früh und spät, und so kam es wohl, daß er sich und seine neun Kinder durchbrachte. Knapp ging's freilich oft, aber es ging doch und als die drei ältesten ihm erst hülfreiche Hand leisten und oftmals selber einen kleinen Verdienst nach Hause bringen konnten, da wich sogar die Armuth und machte einem gewissen Wohlleben Platz. Wo jeder sein Möglichstes thut zum Broderwerb, da giebt's keine Armuth, wenn gesunde Kräfte walten und die waren da; dickere, rothbäckigere Knaben gab es kaum und Vater Gehrike war stolz darauf.

Gehrike's älteste Tochter war auch schon siebzehn Jahre alt und begann allmählig die zu früh verstorbene Mutter zu ersetzen; die jüngeren Geschwister gehorchten auf's Wort, denn Elise wußte sie mit Liebe und Güte zu regieren, da gab's keinen Hader und Streit.

„Scheint mir fast, als gäb's bald Thauwetter," meinte Gehrike, als er an's Fenster trat und zu dem Himmel emporblickte. „Nun, wundern sollt's mich nicht, sind's doch nur noch ein paar Tage im März. Es wird Zeit für die Früchte. Ich freue mich, daß es bald wieder etwas zu thun giebt, dieser lange Winter hat uns zurückgebracht und wir müssen nachholen. Nun, Arbeit ist für mich ein Vergnügen, meine alten Knochen können nicht ohne Bewegung sein und ich fühle mich noch einmal so jung und lebenslustig. Elise," wandte er sich an seine Tochter, eine

dralle, runde Dirne, mit rothen Backen und lustigen blauen Augen, „krieg' die Jungen heraus, ich glaube sie balgen sich schon im Bette."

„Nein, nein, Vater, ich höre auch schon eine Weile zu," entgegnete Elise eifrig, „das sind unsere Jungen nicht. Man sollte sagen, es wäre eine Säuglingsstimme, wenn ich nur wüßte, wo die herkommen sollte."

Vater und Tochter horchten angestrengt.

„J, du meine Güte," sagte Vater endlich, „da muß schon Jemand draußen sein, und so früh. Geh' doch einmal hinaus und sieh' nach."

Elise trat in den kalten Wintermorgen hinaus, aber gleich darauf hörte Vater Gehrike einen Schrei des Schreckens oder der Ueberraschung.

„Vater, um Gotteswillen, kommt und seht!" rief Elise aus und in demselben Augenblick trat sie mit einem großen Korbe in das Haus, in welchem ein lebendiges Kind lag und laut schrie. Fast erstarrt nahm Gehrike seiner Tochter den Korb ab und setzte ihn auf den Tisch.

„Allmächtiger Gott," murmelte er, „da ist neuer Zuwachs. Der das gethan hat, weiß wohl nicht, was es heißt, neun Kinder und kaum Brod genug haben. Ob der wohl denkt, daß neun Stück für meine Verhältnisse nicht genug wären?"

Gehrike kraute sich in komischer Verzweiflung in den grauen Haaren.

„Ach Vater, das ist vornehmer Leute Kind," rief Elise aus. „Sieh' doch die feinen Hemdchen, Jäckchen, und Alles was dazu gehört, und hier ist ein Brief, und Geld — lauter harte Thaler."

„An den harten Thalern liegt mir nichts, Kind," sagte Gehrike, bedächtig den Kopf schüttelnd, „die sind bald aufgezehrt und das feine Ding, das paßt nicht in unsere Lage und Verhältnisse. Das will anders gehegt und gepflegt sein als unsere Jungen und dazu fehlt mir wahrhaftig das Geld, so sehr mich das arme Ding auch dauert. Gotteslästerliche Eltern das, ihr eigen Fleisch und Blut so von sich zu stoßen. Aber was nun, Elise, was nun? Behalten können wir den Wurm nicht. Aber um Gotteswillen, bring' doch das Kind zur Ruhe, ich kann dies jämmerliche Geschrei nicht mehr anhören, nachher wollen wir weiter sprechen."

Elise versuchte dem Kinde etwas Milch einzuflößen und es gelang ihr besser als sie gedacht. Bald lag das Kind schlummernd an ihrer Brust, während Gehrike den Zettel las, in welchem zehn Thaler eingewickelt waren.

„Hm," murmelte er, „wenn man das glauben könnte, dann ließe es sich noch hören. Aber wer bürgt mir dafür? Wer sagt mir, daß nach zwei Monaten wieder Geld da ist? Und wenn man auch eine Zeitlang pünktlich ist, was soll nachher werden, wenn man vergißt, daß das Kind da ist? Nein, ich kann's nicht, mit dem besten Willen nicht, meinen armen Würmern kann ich nichts mehr entziehen, sie haben ihr Bischen Essen und Trinken nöthig genug. Nein, Elise, ich kann's nicht," fügte er, sein Selbstgespräch beendend, laut hinzu. „Hol' mir meinen Sonntagsrock, ich will bei dem Magistrate oder bei der Polizei Anzeige von der Sache machen."

(Fortsetzung folgt.)

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft
von Ed. Gottwald.

(18. Fortsetzung.)

„Ihre Schmähungen treffen uns nicht," entgegnete ernst und kalt der Rentmeister, „aber eben damit diese uns heiligen Räume nicht durch einen Mord besudelt werden sollten, dessen Sie wohl fähig wären, habe ich Sie von dem Unglücklichen befreit, der sich an Ihnen rächen wollte, für eine Ihrer früheren Unthaten, denn er ist der Bruder der unglücklichen Fährmannstochter, die Sie verführt und deren Tod Sie verschuldet."

„Der Bruder!?" ächzte Brock zurücktaumelnd und starrte mit weit aus ihren Höhlen tretenden Augen den Taubstummen an, welcher, den Dolch zum Stoß bereit, mit dem Ausdrucke wilder Blutgier jeder seiner Bewegungen folgte.

„Zurück!" stammelte Brock mit bebender Stimme, die Hände wie abwehrend gegen Job ausstreckend und versuchte, die Thür zu erreichen, und als ihm der Taubstumme dahin folgte, schrie er entsetzt: „Laßt mich hinaus und haltet dies Ungethüm zurück und ich will vergessen, was hier geschehen!"

Auf einen ernsten Wink des Rentmeisters ließ Job die Thür frei, und nachdem der Erstere das herabgefallene Licht aufgehoben und wieder angezündet, gab er es an Brock mit den Worten:

„Entfernen Sie sich! Morgen soll dem Gerichte zu Rodau angezeigt werden, was hier sich ereignete. Ihre Rache fürchten wir nicht!"

„Ja, Rache, Rache!" murmelte wie in wüster Betäubung der schwankenden Schrittes davonschleichende Brock still vor sich hin, welchem Job folgen wollte, aber Normann hielt ihn zurück, und tief aufächzend vor innerer Aufregung, schlich er, als der Rentmeister und Adele nun den Rückweg antraten, seinem Herrn nach, welcher die Geliebte, die nun erst fühlte, wie das grauenhaft Erlebte all' ihre Kraft erschöpft, bis zu deren Wohnung geleitete.

Als Brock nach jenem, für ihn so schmachvollen Rückzug sein Zimmer wieder erreicht, warf er sich erschöpft, und von kaltem Fieberfrost durchschüttelt, auf sein Lager, aber es kam kein Schlaf in seine Augen. Gepeinigt von ohnmächtiger Wuth über den fehlgeschlagenen Raubversuch, von Furcht vor Pichon's Rache, wenn dieser entdeckte, daß er ohne ihn den gefährlichen Schritt vergeblich gewagt, zog alle Schuld

die auf ihm lastete, in wild verworrenen Bildern an ihm vorüber, und nur erst als der Morgen sein graues Dämmerungslicht durch die Fenster des Zimmers sendete, verfiel er in einen unruhigen Schlummer, aus welchem ihn nach kurzer Rast ein Klopfen an der Thüre seines Schlafgemachs weckte, ein Zeichen, daß Pichon zu ihm wollte, wobei ihn zugleich der Gedanke erschreckte, daß dieser nun Grund habe, gegen ihn Verdacht zu hegen, da er diese Verbindungsthür zu entriegeln vergessen.

Er kleidete sich eilig an, und all' seine Verstellungskunst aufbietend, trat er dem Harrenden so unbefangen als möglich entgegen, den er aber zu seiner nicht geringen Beunruhigung reisefertig gekleidet fand, und sich zu einem scherzhaften Tone zwingend, sprach er:

„Nun, Pichon, haben Sie bei der Hast, Ihre werthe Person in Sicherheit zu bringen, vergessen, daß wir heute Morgen die Beschlagnahme der Papiere und Wertheffecten des Verstorbenen vornehmen wollten?"

„Ich habe nach ruhiger Prüfung der Sachlage gefunden, daß ich dabei nicht nöthig bin," entgegnete dieser mit eisiger Kälte, „und überlasse dem Herrn Staatsrath, der ja nun Herr und Gebieter und als nächster Verwandter des Grafen Neideck, da der alleinige Erbe desselben als Hochverräther dem Tode verfallen, Aussicht auf Erlangung der Güter desselben hat, nun auch die Beschlagnahme derselben, da der Ausführung dieser Anordnung nach des Grafen Tode nichts mehr im Wege steht."

Der ohnehin in einer beängstigenden Aufregung sich befindende Staatsrath, welcher von dem Tone der Stimme Pichons und dessen feindlich auf ihn gerichteten Blicke in seiner Furcht bestärkt wurde, daß er sich verrathen sah, suchte dies zu verbergen, eine ernstere Haltung anzunehmen und sprach:

„Also Sie wollen mich verlassen, obgleich Sie den Befehl erhalten, mir in Allem, was auf Anordnung der Regierung nun geschehen muß, hülfreiche Hand zu leisten?!"

„Wenn ich jetzt von hier eher abreise als Sie, so werde ich dies in Cassel zu verantworten wissen," entgegnete Pichon kalt und verächtlich.

Dann entfernte er sich.

Brock aber stampfte in stiller Wuth mit dem Fuße und schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirn, denn es wurde ihm bald klar, daß Pichon ihm die Ankunft des Militärs verheimlicht und daß die Drohung von der Abreise nur ein Fallstrick gewesen sei, und in düsterem Brüten, wie er den ärgsten seiner Feinde beseitigen könnte, ehe er nach Cassel zurückkehren müsse, erwartete er mit Ungeduld das einrückende Militär. —

Wenn Pichon beim ersten Grauen des Tages wach gewesen wäre und durch das Fenster seines Schlafgemachs den Blick auf den Schloßhof gerichtet hätte, so würde er gesehen haben, wie der Rentmeister mit dem Taubstummen eine mit zwei stattlichen Braunen bespannte Jagdchaise bestiegen, auf welcher bereits eine nicht unbedeutende Kiste sich befunden und wie der Rentmeister, die Zügel selbst ergreifend, dann nach Rodau gefahren war.

Normann hatte nach seinem Zusammentreffen mit Brock den größten Theil der Nacht dazu verwendet, um seine Rechnungen abzuschließen und seine Papiere und Kassenbücher, nebst den bedeutenden Summen, die sich in seiner Verwahrung befanden, in jene Kiste zu verpacken und diese der Obhut des gräflichen Gerichtsdirektors zu übergeben, dessen Haus ihm angeboten worden war, sobald er gezwungen werden sollte, das Schloß zu verlassen und Adelens Eigenthum, die Chatouille, dem alten Doktor zur Aufbewahrung anzuvertrauen, wohin sich im Laufe des Vormittags Adele nebst dem alten Diener und ihrem Kammermädchen begeben sollte, da nun ein längerer Aufenthalt des Fräuleins von Calm im Schlosse selbst weder rathsam noch statthaft war.

Hatte aber der Rentmeister eine Sorge weniger, als er alle diese Werthsachen in sicherer Verwahrung wußte, so erfüllte ihn der Anblick des Militärs, welches mittelst Nachtmarsches in Rodau angekommen und sich, als er abfuhr, auf dem Marktplatz aufstellte, um nach Schloß und Dorf Neideck verlegt zu werden, mit neuer Besorgniß und im Schlosse wieder angelangt und den Wagen im Schloßhofe unter Aufsicht des Taubstummen lassend, eilte er nach Adelens Wohnung, um diese sofort von dem neuen Ereigniß in Kenntniß zu setzen.

Als er in das Zimmer des Fräuleins von Calm eintrat, fand er diese mit bleichen Wangen und verweinten Augen erschöpft auf dem Sopha sitzend und es bewiesen die im Gemache umherstehenden Koffre, Kisten und Schachteln, daß man auch hier während der Nacht thätig gewesen, um sich zur Abreise zu rüsten.

„Fühlst Du Dich unwohl, meine theure Adele?" rief Normann, besorgt auf diese zueilend, deren von bitterem Weh zeugendes Antlitz ein leichter Anflug von Röthe beim Anblick des Mannes überhauchte, der nun ihre einzige Stütze für's fernere Leben war.

„Nein," entgegnete Adele leise und richtete durch Thränen lächelnd den Blick voll inniger Liebe auf Normann. „Nur ermattet, denn was ich in den wenigen Tagen hier so Schmerzliches und mich schwer Erschütterndes erlebt, war zu viel für meine innere Kraft. Doch, da ich Dich nun wieder sehe," fuhr sie unter freudig aufleuchtenden Blicken fort, „fühle ich wieder neuen Muth, denn ich sehe ein, daß ich nun von hier fort muß, so schwer es mir wird, wenn auch nur auf kurze Zeit, mich von Dir zu trennen, aber so lange ich hier weile, ist es mir immer, als ob ein neues Unheil uns treffen müsse."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Wiederkehr eines todtgeglaubten Gatten.) — Aus dem „Cincinnati Enquirer" — Ein einarmiger Reisender zu Pferde hielt kürzlich in Missouri vor einer Schmiede, um sein Pferd beschlagen zu lassen. Der Schmied bemerkte den leeren Aermel und frug, ob er den Arm im Kriege verloren habe. Er sagte mit einem Seufzer: „Ja und noch mehr als den Arm" und erzählte, wie er die Heimath verlassen, um in die südliche Armee einzutreten und daß, als er nach beendigtem Kriege zurückkam, seine Frau, die ihn für todt hielt, weggezogen war und er seitdem nicht im Stande gewesen sei, eine Spur von ihr zu finden. „Wie heißen Sie?" frug ihn der Schmied; „J. M. Waldrup," war die Antwort. Da warf der Schmied den Huf, welchen er zuschnitt, aus der Hand, rief dem Fremden, ohne ihn wieder anzusehen, zu: „Kommt mit mir in die Wohnung" und ging voraus, um den Weg zu zeigen. Waldrup, erstaunt über dieses Benehmen, folgte mechanisch der seltsamen Aufforderung, und ehe er sich sammeln oder weiter nachdenken konnte, stand er vor einer drallen Frau, vor deren Sitze drei glückliche Kinder spielten. Sie war das Weib des Schmieds, die Mutter seiner Kleinen; und doch, als sie aufstand, um zu sehen, wen der Schmied hereinführte und das Gesicht des Fremden sah, gab sie durch einen wilden Aufschrei das plötzliche Erkennen kund und stürzte ohnmächtig zu Boden. Im Glauben, daß Waldrup todt sei, hatte sie den Schmied von Cedar City in demselben Jahr geheirathet, in welchem ihr erster Mann parolirt wurde und konnte jetzt nur ihren schrecklichen Irrthum gestehen und abwechselnd Gott und ihren Gatten um Vergebung anflehen.

Nachdem die erste Aufregung über das seltsame Wiederfinden sich gelegt hatte, gingen die beiden Männer in die Schmiede und besprachen die Sache so kaltblütig, als es ihre Gefühle unter den Umständen erlaubten. So sehr der Schmied auch die Frau geliebt, gestand er doch zu, daß der Andere ein stärkeres Anrecht auf sie habe und willigte großmüthig ein, daß die Frau selbst zwischen ihnen wählen solle. Nach langem leidenschaftlichen Weinen und Selbstvorwürfen wählte sie den Mann ihrer ersten Liebe, erklärte aber mit bitteren Klagen, daß sie ihre Kinder nicht zurücklassen könne. Der Schmied erhob den Kopf, den er in der ersten Betrübniß über ihren Entschluß auf die Brust gebeugt hatte, sah die Frau schmerzlich an und sagte ergeben: Du sollst sie mitnehmen, meine Liebe.

Als einige Stunden später der Dampfer „St. Luke" am Ufer anlegte, ging Waldrup in Begleitung seiner schluchzenden, dichtverschleierten Frau an Bord und der Schmied folgte mit den Kindern. Die Glocke des Bootes läutete zur Abfahrt und der Augenblick des gefürchteten Scheidens war gekommen. — Die Bootsmannschaft, die Passagiere — Alle, die es sahen — waren durch die rührende Scene zu Thränen gerührt. Große Tropfen liefen die gebräunten Wangen des Schmiedes herab, als er ein Kind nach dem andern in die Arme schloß und küßte und mit gepreßtem Herzen deren Mutter ein Lebewohl für immer sagte. Die zwei Männer blickten sich schmerzlich in die Augen, ergriffen die Hand und schüttelten sich lange, dann raffte sich der Schmied mit gewaltiger Anstrengung auf, ließ Waldrups Hand fahren und ging ruhig ans Ufer.

Er wandte sein Antlitz nicht wieder zum Boote, welches bald in einer Krümmung des Flusses aus dem Gesichtskreise verschwand und kehrte gebeugten Hauptes zu dem verlassenen Herde zurück, wo seiner kein freudiges Willkommen von Frau und Kindern mehr harrte.

* (Drei Irländer) unterhielten sich über Kartoffelkäfer, welche ihnen an ihren Kartoffelfeldern viel Schaden verursacht hatten. Der Eine sagte:

„In meinen Feldern saßen an jedem Blatt wenigstens zwei Käfer."

Der Andere sagte: „Mir haben die verflixten Käfer die frühgepflanzten total abgefressen und dann setzten sie sich auf den Zaun und warteten, bis ich wieder gepflanzt hatte."

„Pschaw," sagte der Dritte, „das ist noch gar nichts, ich ging neulich vor einem Samenladen vorbei, dort waren die Kartoffelkäfer im Laden und sahen in die Bücher, um auszufinden, wer Setzkartoffeln gekauft habe."

---

* Warum die Zeiten schlechter werden:

Wenn ich in dem Zeitungsblatte
Lese, wer gestorben ist:
Hier der beste Freund und Gatte,
Dort der beste Mensch und Christ;
Hier der Frömmste aller Frommen.
Dort der Patrioten Zier, —
Denke ich oft still bei mir:
Woher mag es doch wohl kommen,
Daß nicht auch ein Böser stirbt?
Alles sich nur Lob erwirbt?
Bleibt nur schofel Zeug auf Erden,
Muß es täglich schlechter werden.

Goldkörner.

. Ein Kind darf nicht befehlen, seinen Wünschen und Launen darf nicht unbedingt nachgegeben werden, man darf es aber von der andern Seite nicht gleich einem Sklaven halten, der nicht wagen darf, einen Gedanken zu haben. Ein Kind, das niemals denkt, passiv ist in allen seinen Handlungen, wird auch erwachsen nicht selbstständig werden, wird feige den Menschen gehorchen, die ihm zu imponiren, es durch geschickte Benutzung zu unterjochen verstehen.

Auflösung der Charade in Nr. 4:
Sauerkraut.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 6. Kaiserslautern, 21. Januar **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(5. Fortsetzung.)

„Ach, Vater, thu's nur nicht," bat Elise, „es ist ein so reizendes Kind. Wo für neun Kinder Brod ist, da ist auch für's zehnte was übrig."

„Zum Henker, Ihr Frauensleute denkt immer mit dem Mitleid ist's abgethan, aber der hinkende Bote kommt nach," polterte Gehrike. „Flink, meinen Sonntagsrock, ich weiß, was ich zu thun habe, ich bin auch keiner der härtesten Sünder und das arme Kind dauert mich. Es ist ein feines Püppchen, welches gewiß nicht zu solchem Volke gehört, wie unsereiner und nun soll man's da aus den feinen Windeln herausreißen und in grobe Kleider stecken. Da gehört auch Courage dazu und zwar reichlich soviel, als es von sich zu stoßen. Ich will sehen, was sich thun läßt."

Elise sprach nichts weiter, sie brachte dem Vater das Verlangte und nachdem er den Kaffee getrunken, nahm er seinen Weg nach der Stadt.

Mittlerweile war in seinem eigenen Häuschen Alles in Aufregung. Die Kinder waren aufgestanden und sahen neugierig auf den kleinen Ankömmling, während Elise immer und immer wieder die feine Wäsche betrachtete, ob nichts daran zu entdecken sei, was vielleicht zur Auffindung der Eltern führen könne. Aber nein, keine Spur, kein Name, kein Zeichen, nur in einem Tuche, in welches das Kind eingewickelt war, stand der Name G. v. H.

Elise ließ alle Namen mit den Anfangsbuchstaben H. durch ihr Gedächtniß gleiten, aber da gab es keinen Anknüpfungspunkt. Wie viele Leute gab es mit dem Anfangsbuchstaben H. Aber vornehmer Leute Kind war es, das verrieth der Buchstabe v. Elise war trotz ihrer geringen Schulkenntnisse im gewöhnlichen Leben nicht dumm; das Tuch wenigstens wollte sie behalten, wer wußte, wozu es einmal gut sei? Sie verschloß es sorgfältig in den großen Wandschrank, der das Bischen Leinenzeug der verstorbenen Mutter barg, da mochte es ruhen, bis vielleicht einmal Licht in dies Ereigniß kam.

Der Vater kehrte nicht so bald zurück, er hatte viel laufen müssen, von Einem zum Andern wurde er geschickt, Keiner wußte Rath, bis er endlich doch an den Rechten kam.

„Wir wollen das Kind behalten, Elise," sagte er, als er angelangt war.

„Wollen wir, Vater? Das freut mich. Ich fürchtete schon, daß wir das kleine Ding fortgeben müßten. Nun ist Alles gut, ich will noch einmal so fleißig sein, dann geht's auch, meint Ihr nicht, Vater?"

„Ja, Elise, es wird so gehen, es muß gehen. Ich kann wohl sagen, daß ich erst nicht sonderlich über diesen neuen Zuwachs erfreut war, denn ich habe, weiß Gott, Kinder genug und muß mich redlich plagen, daß sie alle Brod haben. Aber die Stadt will den Unterhalt des Kindes bezahlen, es ist zwar nicht viel, jeden Monat nur einen Thaler, doch mag es auch sein, daß die gewissenlosen Menschen, die das Kind aussetzten, ihr Wort in Bezug auf das Geld halten und dann geht's gut, dann ist das Kind für uns arme Leute ein Segen und es ist unsere Pflicht, für dasselbe nach Kräften zu sorgen. Thun sie es nicht, so wird es uns noch ein Bischen saurer werden als bisher, uns durchzuschlagen, aber es geht doch, wenn man fleißig ist. Armes Ding, so verlassen von Deinen eigenen Eltern," flüsterte er bewegt, „Du beginnst Dein Leben unter traurigen Verhältnissen und wir armen Leute können Dir nichts geben, als ein warmes Mitgefühl für Dein Leid."

Das Geld langte alle zwei Monate richtig an und war für die Familie des Gärtners ein guter Zuschuß. Das Kind gedieh prächtig und Elise freute sich, als sie sah, daß es unter ihrer Obhut zunahm.

Aber so sehr sie auch bemüht war, etwas von den Eltern des Kindes zu erfahren, sie konnte keine Entdeckung machen, die sie auf die rechte Spur führte.

Die Aussetzung des Kindes bildete das Tagesgespräch in der Residenz, wenigstens einige Tage hindurch, aber dann wuchs Gras darüber und man vergaß die ganze Sache wie so vieles Andere.

Wenige Wochen, nachdem das kleine Mädchen zu Gehrike gebracht und es bereits getauft war, hielt eines Abends eine Equipage vor der Wohnung desselben. Eine dichtverhüllte Frauengestalt schlüpfte in das Haus.

„Wohnt hier der Gärtner Gehrike?" fragte eine melodische Stimme.

„Zu dienen, gnädige Frau?" entgegnete der Gärtner, die Dame verwundert betrachtend.

„Ich habe zufällig gehört, daß man ein Kind bei Ihnen ausgesetzt hat," sagte die Dame mit einem Anflug von Verlegenheit. „Ist dem so?"

„Allerdings," entgegnete Gehrike bestürzt, fürchtete er doch fast, daß man ihm das Kind, das er schon in den paar Wochen so lieb gewonnen, wieder nehmen wolle. Aber die Dame schien weit von diesem Gedanken entfernt.

„Könnte ich das Kind nicht einen Augenblick sehen?" sagte sie verlegen. „Die Sache interessirt mich."

„Sehr gern, gnädige Frau. Treten Sie nur in jenes Cabinet, dort schläft es."

Die Dame folgte dieser Aufforderung. Es schien fast, als wünsche sie nicht die Gegenwart des Gärtners.

Dieser blieb auch bescheiden auf der Schwelle stehen, während die Dame rasch entschlossen auf das Bett des Kindes zuschritt.

Sie lüftete den Schleier ein wenig, als sie das ruhig schlummernde Kind vor sich liegen sah, aber schnell ließ sie den Schleier wieder fallen.

„So grobes Leinen," murmelte sie, als sie das grobe Hemdchen befühlte, „armes, armes Kind. O, wenn ich Dir doch nur beistehen könnte!"

Sie suchte ihre Bewegung zu unterdrücken, denn sie fühlte instinktiv, daß der alte Gärtner sie argwöhnisch beobachtete. Aber sie konnte es nicht lassen, die rosige Wange des Kindes zu küssen. Dann wandte sie sich entschlossen ab.

„Sie sind ein rechtschaffener Mann, Gehrike," wandte sie sich an diesen. „Ich habe von dieser Geschichte in der Zeitung gelesen und war neugierig, sowohl das Kind als den Biedermann zu sehen, der so für ein fremdes Kind sorgt. Nehmen Sie dies zum Zeichen meiner Anerkennung."

Die Dame wollte Gehrike eine gefüllte Börse in die Hand drücken, aber dieser zog sie zurück.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau," versetzte er bescheiden, „was ich an dem Kinde thue, hätte ein Jeder gethan, denn ich bekomme Alles reichlich bezahlt. Aber ich habe das arme Ding auch lieb; wer sollte ein solches Würmchen nicht lieben, das schon am Morgen seines Lebens den bittern Schmerz erfährt, daß es von seinen Eltern verstoßen wird. Ich habe das Kind lieb und ich werde es, so lange ich lebe, wie mein eigenes Kind halten, wenn ich es auch nicht zu der Stellung in der Welt erheben kann, die ihm vielleicht zukommt. Nehmen Sie das als Trost mit, gnädige Frau, wenn Ihnen das ein Trost sein kann." —

„Mann!" schrie die Dame auf.

Gehrike senkte die Augen nicht vor dem drohenden Blick, der ihn durch den dichten Schleier hindurch traf, er war ein einfacher Mann, aber er ließ sich nicht durch die Worte der Dame täuschen — er wußte, daß er die Mutter des Kindes vor sich hatte, daß nicht blos der Wunsch, ihn kennen zu lernen, die Dame spät Abends zu ihm führte.

Die Dame sprach nicht weiter, sie reichte Gehrike die feine Hand hin, er nahm sie nicht.

„Denken Sie was Sie wollen," sagte sie finster, „ich kann es Ihnen nicht wehren, aber — Leben Sie wohl, halten Sie Wort und sorgen Sie für das Kind."

Die Dame schlüpfte aus der Thür; der Wagenschlag wurde geöffnet, sie sprang hinein und das leichte Gefährt rollte fast unhörbar davon.

„Thörin, die ich war," murmelte sie, sich in die weichen Polster zurücklehnend, „mich solcher Gefahr auszusetzen!"

(Fortsetzung folgt.)

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft
von Ed. Gottwald.

(19. Fortsetzung.)

„Ja, Adele, auch ich fühle schmerzlich, daß Deines Bleibens hier nicht länger sein kann," sprach Normann, „doch es tröstet mich, Dich in Rodau bei guten, uns treu ergebenen Menschen geschützt zu wissen und dies wird mir Muth geben, hier auszuhalten, so lange es mir möglich ist. Darum laß' uns an den Aufbruch denken, Du mußt von hier fort, ehe das Militär eintrifft, welches jene Elenden schon längst zu ihrer eigenen Sicherheit erwarten."

„Also durch Waffengewalt sucht man sich in den Besitz der Herrschaft Neideck zu setzen," rief Adele staunend und mit bangen Blicken sich zu Normann wendend.

„Dies mußten wir erwarten, als unser verklärter Freund und Vater die Augen geschlossen," entgegnete dieser ernst und befahl dem eintretenden Kammermädchen, Diener zur Fortschaffung des Gepäcks herbeizuholen.

Adele, welche ihn still weinend umschlungen, entwand sich jetzt seinen Armen, um das Zimmer zu verlassen, auf welchem noch einmal ihr Blick wehmüthig weilte; da tönte plötzlich Trommelwirbel vom Dorfe her und bald darauf gewahrte der nach dem Fenster eilende Normann eine Abtheilung Soldaten, von einem Offizier geführt, sich dem Schlosse nähern.

„Zu spät!" rief Adele erschrocken und flüchtete wie Schutz suchend an des Geliebten Seite.

„Beruhige Dich, Adele," bat dieser ermuthigend. „Du hast von diesen Leuten nichts zu fürchten und ich werde sofort die nöthigen Anstalten treffen, damit Deine Abreise nicht gehindert wird."

„O, laß' mich nicht allein!" bat angstvoll aufgeregt Adele.

„Nur wenige Augenblicke," tröstete er und schritt nach der Thür, durch welche in demselben Augenblick jetzt Pichon eintrat, sich ehrerbietig vor dem Fräulein von Salm verbeugte und dann zu dem ihn finster und drohend betrachtenden Rentmeister lächelnd sprach:

„Ich beklage, Herr Rentmeister, daß ich Sie in so angenehmer Gesellschaft störe; aber leider bin ich nur ein willenloses Werkzeug höherer Macht und diese befiehlt mir, Sie zu ersuchen, mir zu folgen."

„Und was will man von mir?" fragte der Rentmeister kurz.

„O, nur eine Kleinigkeit," fuhr Pichon fort, „denn es wird Sie wohl nicht befremden, daß, da nun Graf Neideck in der Gruft seiner Ahnen ruht, die nur aus

und da zu diesem Vermögen auch die Gelder gehören, die Sie in Ihren Kassen in Verwahrung haben, so bedürfen wir natürlich den Schlüssel dazu, um dieselben in Empfang zu nehmen."

„Diese Mühe habe ich Ihnen erspart," entgegnete der Rentmeister trocken, „denn sämmtliche Baarbestände der Rentkasse nebst Belegen und Rechnungsabschluß befinden sich seit zwei Stunden in gerichtlicher Verwahrung außerhalb dieses Schlosses."

„Sehr vorsichtig!" preßte Pichon hervor und versuchte zu lächeln, aber die Mittheilung, daß diese Gelder nun auch vor den beiden Verbündeten geborgen seien, war für ihn so bitter überraschend, daß er einen leisen Fluch nicht unterdrücken konnte, dann aber fuhr er wieder in dem früheren höflichen Ton fort:

„Nun, dann würde nur noch eine kleine Formalität zu erfüllen sein."

„Und worin besteht dieselbe? fragte Normann befremdet.

„Daß Sie, mein Herr Rentmeister, sich auf Ihr Zimmer begeben und dasselbe nicht eher verlassen, als dies gestattet werden kann," entgegnete Pichon, tückisch lächelnd.

„Wie?" rief Adele, empört über diese Worte und ergriff Normann's Hand. „Und wer wagt hier im Schlosse Reideck einen solchen nichtswürdig frechen Gewaltstreich?!"

„Der von Seiner Majestät dem König mit unumschränkter Vollmacht beauftragte Herr Staatsrath von Brock, der die Ehre hat, Ihr Verwandter zu sein, gnädiges Fräulein," antwortete Pichon, sich verbeugend.

Die kleine gegen hundert Mann starke und von zwei Offizieren befehligte Infanterie-Abtheilung, welche in den nächsten Tagen bedeutend verstärkt werden sollte, um den Weserdistrikt zu überwachen, in welchem Rodau und die Herrschaft Reideck lag, bestand zum großen Theil aus geborenen Hessen und Hannoveranern und war schon seit mehreren Wochen von Ort zu Ort verlegt und nebst andern Truppen mit verwendet worden, um flüchtige Conscribirte zu verfolgen, denuncirte Bewohner aus Stadt und Dorf zu verhaften, oder Bezirke zu besetzen, in welchen die feindliche Stimmung gegen die Regierung offen zum Ausbruch gekommen war, oder gegen Freischaaren zu kämpfen.

Offiziere und Soldaten hatten seit längerer Zeit Tag und Nacht nur wenig Ruhe gehabt und waren des Häscherdienstes müde. Unter diesen Truppen wurde die Desertion immer häufiger, denn je begeisterter sich das Volk in den Nachbarprovinzen erhob und während der westphälische Soldat im eigenen Lande nirgends ein freundliches Entgegenkommen bei der Bevölkerung fand, wurden die Deserteure mit Jubel in der preußischen Armee aufgenommen, oder den Freischaaren zugetheilt.

So erging es auch den für Schloß und Dorf Reideck bestimmten Truppen, deren Commandeur, ein Premierlieutenant, mit zwanzig Mann im Schlosse und der unter ihm commandirende Souslieutenant, ein zum Offizier avancirter Sergeant mit der übrigen Mannschaft sein Quartier im Dorfe genommen hatte; die Reideck'schen Bauern, welche ohnedem auf Brock und dessen Sekretär seit des Grafen Tode einen bittern Haß geworfen, empfingen die zur Ausführung der Confiscation der Güter ihres verstorbenen Herrn bestimmten Soldaten mit Kälte, Argwohn und Groll und verabreichten nur mit Unwillen, was diesen an Speise und Trank nöthig war, sprachen aber dabei ohne Scheu ihre Verachtung gegen den als königlichen Commissär fungirenden schurkischen Neffen des Grafen so derb aus und schilderten die Schandthaten desselben in so starken Farben, daß Offiziere und Soldaten sehr bald erkannten, welche unerfreuliche Mission ihnen hier geworden.

Als aber die Dorfbewohner im Laufe des Tages auch von der Verhaftung des Rentmeisters und sogar der der gräflichen Pflegetochter Nachricht erhielten, welche Beide allgemein beliebt waren, da stieg die Erbitterung derselben auf's Höchste und zu Hunderten versammelten sich gegen Nachmittag die Bauern der nahegelegenen Dörfer vor dem Wirthshause in Reideck und als der im Dorfe commandirende Offizier seine Mannschaft unter das Gewehr treten ließ, als die Zusammenrottung einen drohenden Charakter annahm, und der Menge befahl, sich zu entfernen, da riefen ihm Viele zu:

„Nicht uns, Herr Lieutenant, sondern jenen Halunken im Schlosse müßt Ihr vertreiben, der Schuld ist an dem Tode unseres guten Herrn!"

„Ja, fort mit dem Schufte und Befreiung der Verhafteten!" schrien nun drohend Hunderte von Stimmen und fremde Gestalten wurden unter den Versammelten sichtbar, nach deren Zuflüsterungen die Bauern sich nur noch wilder geberdeten.

Da rückten auf Befehl des Offiziers die Soldaten mit gefälltem Bayonett langsam gegen die immer ärger Tobenden vor, ohne daß diese zurückwichen und erst als der Richter des Dorfes und ein herbeigeeilter gräflicher Verwalter der erbitterten Menge zugeredet, dem Befehle des Offiziers Folge zu leisten und nicht unnützes Blutvergießen herbeizuführen, entfernte sich nach und nach die Menge.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Impfung mit „deutscher Lymphe.") In Cincinnati, wo bekanntlich gegenwärtig die schrecklichen Menschenblattern grassiren, ereignete sich dieser Tage folgender komischer Vorfall:

Ein deutscher Lehrer, welcher an einer öffentlichen Schule auf Walnut Hills Unterricht ertheilt und von der Nothwendigkeit der Pocken-Impfung überzeugt ist, frug kürzlich eine seiner Schülerinnen, eine kleine Amerikanerin, ob sie schon geimpft sei. Bei dieser Gelegenheit entspann sich folgender Dialog:

Lehrer: „Bei welchem Doctor hast Du Dich impfen lassen?"

Emma: (lebhaft) „Bei keinem Doctor, — Papa hat uns gestern Alle geimpft."

Lehrer: (erstaunt) „Wie, der Vater hat Euch geimpft? Wie hat er denn das angefangen?"

Emma: „Nun, er nahm eine alte Schuhmacher-Ahle, schärfte die Spitze auf einem Schleifstein und impfte uns Alle, der Reihe nach, auf dem linken Arme."

Lehrer: (lachend) „Das ist in der That ungemein praktisch, — also der Papa hat den Impf-Doctor gespielt! Hat die Operation geschmerzt?"

Emma: „Nicht sehr, — als Papa die Spitze in die Haut stieß, hat es ein wenig „getickelt" (gekitzelt)."

Lehrer: „Aber woher hat er die Lymphe bekommen?"

Emma: „Er nahm sie von einem jungen Amerikaner, bei welchem die Pocken ausgeschlagen haben."

Lehrer: „Warum nicht von einem Deutschen?"

Emma: (verlegen) „Papa dachte, daß, wenn wir mit deutscher Lymphe geimpft würden, die ganze Familie von germanischem Blute durchdrungen und zu viel Lagerbier trinken würde."

Lehrer: (lacht homerisch) „Das ist köstlich, — diese Lebensanschauung muß ich doch einem Zeitungsberichterstatter mittheilen!"

That's und voila das Item!

* Das ungarische Landesvertheidigungs-Ministerium hatte dem Jazygier- und Kumanier-Distrikt aufgetragen, die Liste der ungesetzlich abwesenden Wehrpflichtigen vorzulegen.

Der betreffende Bezirksbeamte schrieb nun auf seine Liste zum Namen „Johann Szalzai": „Hat nachgewiesen, daß er ein Mädchen ist."

Der Geistliche hatte nämlich in die Matrikel irrigerweise „Johannes" statt „Johanna" eingeschrieben.

* (Die fesselnde Predigt.) Ein Pfarrer klagte einem zum Besuche anwesenden Collegen, daß die Mitglieder seiner Gemeinde die üble Gewohnheit hätten, stets vor Beendigung seiner Predigt die Kirche zu verlassen. „Das würde mir nicht passiren," antwortete der Freund zuversichtlich. Der Pfarrer, wohl wissend, daß sein Freund kein Cicero war, bot demselben eine Wette an, daß die Zuhörer der Predigt des Gastes ein gleiches Schicksal bereiten würden, wie der seinigen. Der fremde Geistliche ging keck auf diese Wette ein und begann am nächsten Sonntag seine Predigt mit folgender Einleitung: „Brüder in Christo! Meine Predigt zerfällt in zwei Theile: der erste ist für die Gottlosen, der zweite für die Gerechten. — Beginnen wir mit dem ersten Theile." — Dieser war sehr kurz und schloß mit folgender Apostrophe: „Nun, Ihr verstockten Sünder, die Ihr Christum lästert und seine heiligen Lehren verspottet; die Ihr alle Laster voll und der Reue abhold seid, bin ich mit Euch zu Ende. Erhebt Euch und verlasset das Haus des Herrn, denn der zweite Theil meiner Rede ist nur denen unter Euch gewidmet, welche reinen Herzens sind!" Keiner der Anwesenden erhob sich, bevor das Amen fiel; sie waren alle reinen Herzens.

* Gesell: Aber das ist doch nicht recht, Meister; wie Ihr neulich dem Herrn Grafen den Mantel machtet, habt Ihr Euch vom Tuche drei Ellen zurückbehalten; das könnte ich nicht; da machte ich mir ein Gewissen daraus?

Meister: Dummkopf! Ein Gewissen mach ich mir nicht daraus, aber ein paar Hosen.

Gemeinnütziges.

* (Verwendung des Tannin in der Bierbrauerei.) Nach der Zeitschrift „Der Bierbrauer" ist das Tannin der reine Gerbstoff der Galläpfel und besitzt die Eigenschaften des Hopfengerbstoffes, auf dessen Anwesenheit in den Blättern der Hopfendolde wesentlich die klärenden und conservirenden Eigenschaften des Hopfens beruhen. Ein Zusatz von 15 Gramm Tannin zu dem Preise von 7 1/2 kr. wirkt ebenso klärend und läuternd auf das Bier, als 1/2 Kilogr. bester Hopfen. Das Tannin, welches vor der Anwendung in der 8—10fachen Menge warmen Wassers gelöst und dann der Würze zugesetzt wird, liefert während des Kochens eine vollständige Klärung und auf dem Kühlschiffe einen schnell sich abscheidenden, festen Kühlschlamm. Der Hopfen kann deßhalb in allen den Fällen, in welchen man, auf dessen Aroma und Bitterstoff verzichtend, ein süßes, weiniges Bier herstellen will, vollständig und mit Vortheil durch Tannin ersetzt werden; die Anwendung dieses neuen Klärungsmittels bahnt die Fabrikation ganz neuer hopfenfreier Biersorten an und überhebt den Brauer der Anwendung der Spähne und aller andern Klärmittel.

1.* Räthsel.

Mein 5, 2, 3, 4 ist etwas, wovon jeder Mensch zwei hat.
Mein 1, 6, 7, 8 ist etwas, womit der Waidmann
seine Flinte putzt.
Mein Ganzes ist etwas, wovon es sehr viele in Deutschland giebt.
A. G.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 7. Kaiserslautern, 24. Januar **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(6. Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Eine hohe Verbindung.

Die Wintersaison wurde mit einer glänzenden Festlichkeit im Palais des Grafen von Overdingen eröffnet, es galt der Verlobung seiner einzigen Tochter, der Comtesse Mathilde mit Herrn von Lichtenfels, dessen Reichthum längst die Sehnsucht aller mit Töchter gesegneten Mütter gewesen war.

Es war keine sogenannte Liebesheirath, sondern der Wunsch beiderseitiger Eltern, die den alten Adel und Reichthum noch mehr befestigen wollten, aber man prophezeite eine glückliche, glänzende Ehe und es hatte wenigstens den Anschein, als sollte man sich darin nicht täuschen.

Herr von Lichtenfels war über die erste Jugend hinaus, aber ein Mann von streng rechtlichem Charakter. Auch Comtesse Mathilde war nicht mehr jung, sie hatte nicht viele Freier gehabt, ihr wenig liebenswürdiges Wesen war nicht geeignet zu fesseln und sie betrachtete es jetzt bereits als ein großes Glück, die Gattin eines so geachteten Mannes wie Lichtenfels zu werden. Nur Eins erschreckte sie oft, seine strenge Rechtlichkeit, sein gerader Sinn und vor allen Dingen sein ausgeprägtes Ehrgefühl — sie durfte sich keinen Augenblick verhehlen, daß sie als seine Gattin keine allzu großen Freiheiten genießen würde.

Wie Lichtenfels, dem jedes Haus, jeder Salon offen stand, dazu kam, der Comtesse Mathilde seine Hand anzubieten, läßt sich schwer bestimmen. Es war wohl mehr Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht überhaupt, daß er sich so wenig wählerisch zeigte und mit einem angesehenen Namen vollkommen befriedigt war. Comtesse Mathilde würde sein Haus zu vertreten wissen und das war eine Hauptbedingung, die er an seine künftige Gemahlin stellte. Herr von Lichtenfels hatte einmal geliebt und als er die Liebe begraben mußte, weil er sie einer Unwürdigen geschenkt, da hatte er für immer mit jenem Gefühl abgeschlossen — er wollte sich nicht zum zweiten Male betrügen lassen.

Er achtete Mathilde von Overdingen, weil sie stolz und unnahbar dastand, er durfte in einer Verbindung mit ihr nie fürchten, daß seine Ehre litt. Ihre Schönheit befriedigte das Auge des strengsten Kritikers, obgleich sie im gewöhnlichen Leben nicht anzog und man mehr Wohlgefallen an jedem andern Gesichte als an dem der Comtesse fand; ihre Gestalt war tadellos, groß, schlank und voll, sie bewegte sich mit dem Anstande einer Königin, sie nahm die ihr jetzt mehr als je zuvor dargebrachten Huldigungen mit dem Stolze einer solchen hin.

Graf von Overdingen hatte das Möglichste geleistet, die Verlobungsfeier seiner Tochter zu einer strahlenden Festlichkeit zu gestalten. Seine Salons waren von einem Lichtmeer erhellt und die exclusivste Gesellschaft bewegte sich darin zwischen prächtigen Tropengewächsen, die aus dem Treibhause des Grafen hierher ihren Weg fanden und in hübschen Gruppen zahlreiche Verstecke bildeten.

Das Brautpaar war natürlich Gegenstand der einzigen Unterhaltung, man bewunderte und beneidete Mathilde, die es verstanden, einen solchen Mann an sich zu fesseln. Denn Herr von Lichtenfels konnte noch jede Concurrenz aushalten, man war sogar versucht, ihn wegen seines melancholischen Anflugs seiner Züge noch schöner zu finden und Comtesse Mathilde war die Sonne, um welche sich Alles drehte. Sie trug ein meergrünes, schleppendes Seidenkleid, dessen schwere Falten auf die gleichfarbigen kleinen Schuhe niederflossen. Ein kostbarer Spitzenüberwurf schien eigens dazu berechnet, die blendende Weiße des stolzen Nackens und der vollen Arme noch mehr hervorzuheben und die Diamanten funkelten wie helle Wassertropfen in dem dunklen üppigen Haar. Einige Damen behaupteten, nicht ohne ein bischen Neid, Comtesse Mathilde gliche an diesem Abend einer Meerjungfrau, sie war bestrickend schön, aber ihr Anblick ließ den Beschauer kalt, wie das Element, worin dieselbe sich bewege.

Comtesse Mathilde wußte, daß man sie beneidete, sie begegnete zu zahlreichen, bewundernden Blicken, als daß sie glauben konnte, man gönne ihr diesen Triumph, den sie feierte, von Herzen und konnte irgend etwas sie noch stolzer machen, so war es dies.

Herr von Lichtenfels mußte sich gestehen, daß er eine Wahl getroffen, wie er sie nicht besser mit seinen Verhältnissen und Lebensanschauungen vereinen konnte. Er hatte es nicht für nöthig gehalten, der Comtesse Liebe zu heucheln, er hatte sie gewählt, indem er ihr einen offenen Blick in sein Innerstes gewährte und ihr sagte, daß er nur eine eigene Heimath gründen wolle, daß seine Gemahlin Achtung von ihm verlangen könne, aber niemals Liebe.

„Ich bin offenherzig, Comtesse, und ich fordere das Gleiche von Ihnen, dann werden wir uns immer verstehen. Ich könnte Ihnen sagen, daß ich Sie liebte,

aber ich verabscheue jeden Betrug und ich will, daß man auch mich nicht belügt und betrügt. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist Wahrheit und Offenheit, ein einziger Betrug würde unsere sofortige Trennung zur Folge haben. Sie haben Ihre Jugendträume, Ihre kindischen Phantasien hinter sich, nicht wahr, Comtesse?"

Das waren die Worte, mit welchen Herr von Lichtenfels um die Hand Mathildens anhielt und sie erschrack vor dem Ernst seiner Stimme, aber sie fand den Muth, ihre Ruhe zu bewahren und durch nichts die Aufregung ihres Innern zu verrathen.

„Ich habe mit meinen jugendlichen Phantasien abgeschlossen," versetzte sie hoch aufathmend, „denn ich habe nicht geliebt; ich verachte die Menschen zu sehr, um ein wärmeres Gefühl an sie zu verschleudern."

„Dann verstehen wir uns vollkommen, Comtesse; Sie werden meinen Reichthum, meinen Rang und meine Stellung zu vertreten, meine Ehre zu bewahren wissen, ich biete Ihnen dafür alle Freuden der Welt, die man mit Schätzen erkaufen kann."

Mathilde zitterte noch, als Herr von Lichtenfels sie längst verlassen hatte, sie zögerte einen Moment, ob sie diese Hand, ihr unter solchen Verhältnissen geboten, annehmen solle, aber ihr Stolz, ihr Hochmuth ließ sie alle Folgen dieses wichtigen Schrittes kaltblütig übersehen. Sie wollte fertig werden mit der Welt, sie wollte alle Hindernisse, die ihr in den Weg traten, mit ihren kleinen Füßen zermalmen. Comtesse Mathilde fühlte einen wahren Heldenmuth, ihr Ziel zu erreichen.

Nur bisweilen lag es bleischwer auf ihrem Herzen, wenn sie an die einzige dunkle Stunde in ihrem Leben dachte, die möglicherweise ihre Folgen auf ihr ganzes ferneres Leben ausdehnen konnte. Aber Mathilde schloß die Augen, sie wollte nicht sehen, was Alles daraus entstehen konnte, wenn jene Stunde an's Tageslicht trat, sie konnte ja nicht an's Licht treten, nie, niemals — ein halbes Jahr war nun schon verflossen und — Niemand ahnte, was damals geschehen war. Mehr und mehr trat der Gedanke daran in den Hintergrund, sollte ein einziger Fehltritt auf ihr ganzes, ferneres Leben einwirken? Nimmermehr, Mathilde war eine stolze, kühne Seele, sie fühlte den Muth, Alles zu überwinden und so sollte es bleiben, sie wollte sich ihren eigenen Weg vorschreiben und denselben unbeirrt und unbekümmert verfol..n.

Sie versprach Herrn von Lichtenfels eine treue Gattin zu werden und dieser fühlte sich seit langen, langen Jahren zum ersten Male wieder froh und leicht. Gab es auch kein solches Zusammenleben mehr für ihn, so konnte er sich doch glücklich schätzen, ein Mädchen, wie Mathilde, stolz, schön, reich, sein Weib zu nennen, er hatte Ersatz gefunden.

Diese Gedanken fanden am Abend seiner Verlobung ihren Wiederschein in seinen Zügen. Er war heiter und liebenswürdig, er lachte und scherzte mit seiner schönen Braut, die gleichfalls vor Glück strahlte. — Nur bisweilen flog ein leichter, kaum bemerkbarer Schatten über ihre klare Stirn, suchend irrten die dunklen feurigen Augen umher, als fürchtete sie einen Gegenstand zu erblicken und wie erleichtert athmete sie dann wieder auf. Je weiter der Abend vorrückte, desto heiterer, liebenswürdiger wurde die Comtesse, desto glänzender entfaltete sich ihre geistreiche Unterhaltung, ihr anerkannter Witz.

(Fortsetzung folgt.)

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft
von Ed. Gottwald.

(20. Fortsetzung.)

In eben so wilder Aufregung, nur aus andern Beweggründen, befanden sich der Staatsrath von Brock und der Polizeicommissär, welcher den Ersteren auf das Schonungsloseste mit Vorwürfen überhäufte; denn die Untersuchung in den gräflichen Zimmern hatte für die beiden Verbündeten — trotzdem man alle Behältnisse geöffnet — nicht das Geringste von Werth zu Tage gefördert und die Papiere des Grafen, die man gefunden, waren so unverfänglicher Natur, daß Pichon es für eine Narrheit erklärte, dieselben noch bis Cassel mitzunehmen.

Der im Schlosse commandirende Offizier, ein Mann von strengem Ehrgefühl, der schon in Rodau zur Genüge erfahren, welch' Unwürdigem er hier Schutz und Hülfe gewähren sollte und in welchen nun Brock gebieterisch drang, die Zimmer der Verhafteten nach den verschwundenen Schätzen durchsuchen zu lassen, lehnte dies entschieden ab und hielt es über seinen Auftrag gehend, sowie seiner Stellung überhaupt unwürdig, zwei Personen, die dem Verstorbenen so nahe gestanden und dessen unbegrenztes Vertrauen genossen, dabei allgemein wegen ihrer Ehrenhaftigkeit gerühmt wurden, noch härter als durch Zimmerhaft zu belästigen und gleich Dieben zu behandeln.

Als Brock ihm hierauf heftig entgegnete, daß er ihm Gehorsam schuldig und nicht hergerufen worden sei, um für Räuber Partei zu nehmen, die alles baare Vermögen bereits in Sicherheit gebracht und dies herbeigeschafft werden müsse, sprach der Oberlieutenant, ihn kalt und verächtlich vom Kopf bis zum Fuß betrachtend:

„Wie weit ich Ihnen Folge zu leisten habe, dies weiß ich sehr genau, aber wen ich hier als Räuber betrachten soll, werde ich vielleicht durch das Kriminalgericht erfahren, welchem ich diesen Vorfall zur Untersuchung übergeben und dieselbe zu beschleunigen befohlen habe."

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer Brock's, in welchem diese Unterredung stattgefunden. Auch Pichon entfernte sich, aber ehe er noch die Schwelle überschritt, rief er mit einer spöttischen Verbeugung:

„Auf Wiedersehen in Cassel!" und als Brock ihm nacheilte, um ihn zurückzuhalten, da hörte er, wie Pichon unter höhnischem Gelächter sein Gemach von Innen verschloß. —

Der Tag neigte sich zu Ende, im Westen flammte noch ein rother Gluthschein auf, welcher die Fenster des Schlosses Neideck in Purpurfarben erglänzen ließ und die Nebel der Dämmerung lagerten sich auf das freundliche Weserthal; überall herrschte eine friedliche Stille und im Dorfe Neideck, wo noch vor wenigen Stunden die Bewohner sich in der aufgeregtesten Stimmung befunden, wurde die Ruhe des eintretenden Dunkels durch nichts unterbrochen, als durch das Geplauder der Soldaten, di , durch den lauen Abend vor die Thüren ihrer Quartiere gelockt, mit den Mägden scherzten, die noch in Haus und Hof beschäftigt waren, oder über die streitlustigen Bauern ihre Betrachtungen anstellten, die in ihren Wohnungen ganz offen den Soldaten zu verstehen gaben, daß es bald ernstere Händel geben würde.

Aber auch im Schlosse war Alles still und nichts hörbar, als der gleichmäßige Schritt der aufgestellten Schildwachen und das Oeffnen und Schließen der Thüren von Seiten der finster und sorgenvoll ab- und zugehenden Dienerschaft.

Diese Ruhe aber blieb dem Manne fern, der alle Pläne seiner Rache und Habgier so jämmerlich gescheitert, der alle Hoffnung, sich durch den Raub werthvoller Schätze aus zerrütteten Verhältnissen zu retten, die ihn in kürzester Zeit stürzen mußten, zertrümmert sah und von der geheimen Furcht gepeinigt wurde, daß eine Anklage des Rentmeisters gegen ihn nach Cassel gelangen, oder Pichon dort feindlich gegen ihn auftreten könne.

Hätte sich ihm jetzt ein Mittel dargeboten, um Alle vernichten zu können, die er haßte und fürchtete, er würde vor dem schwärzesten Verbrechen nicht zurückgeschreckt sein, wenn es ihm dazu verholfen. Aber statt dessen sah er sich ohnmächtiger als je, trotzdem er nun im Schlosse Neideck, welches er einst schimpflich hatte verlassen müssen, Herr und Gebieter war, denn was half ihm die Vollmacht der Regierung, die Confiscation der Güter zu vollziehen, da ihm aller militärischer Beistand verweigert wurde, um die vor seiner Raubsucht geretteten Schätze wieder zu erlangen, daher erfüllte ihn eine drückende Beklommenheit, als es zu dunkeln begann und der ihm Licht bringende Diener auf seine Nachfrage, ob er seinen Sekretär nicht gesehen, ihm meldete, daß dieser schon seit länger als einer Stunde den Weg nach dem Parke eingeschlagen, aber noch nicht wieder zurückgekehrt sei.

Die Verhafteten dagegen sahen mit neubelebtem Muthe dem nächsten Morgen entgegen, denn Job, welcher, ohne daß man es bemerkt, im Laufe des Tages zum Gerichtsdirektor geschickt worden war, um diesen neuen Gewaltstreich Brock's zu melden, brachte von dort die schriftliche Nachricht mit, daß derselbe auf Ersuchen des commandirenden Offiziers nebst gerichtlichen Zeugen zu morgen Vormittag auf's Schloß geladen sei, wo die Beschuldigungen Brock's gegen die Verhafteten näher untersucht werden sollten und er bei dieser Gelegenheit laut seiner richterlichen Vollmacht das Testament des verstorbenen Grafen in Gegenwart der Anwesenden öffnen werde, durch dessen Inhalt Adele und der Rentmeister auf das Glänzendste gerechtfertigt, der entartete Neffe dagegen auf das Schimpflichste gebrandmarkt werden würde.

Adele hatte sofort von dieser für sie und Normann so günstigen Wendung Nachricht erhalten und mit neu erwachtem Vertrauen auf baldige Befreiung aus all' diesen verworrenen Verhältnissen sich von Neuem wieder den Träumen einer glücklichen Zukunft an der Seite des geliebten Mannes hingegeben, während das Kammermädchen, um ihre Gebieterin zu zerstreuen, derselben ihre Betrachtungen mittheilte, wie sie ihren kleinen Haushalt in Rodau einrichten wolle, wo es der Aussteuer wegen an Arbeit nicht fehlen würde, da doch sicher nach Ablauf der tiefen Trauer die Vermählung ihrer Herrin stattfinden werde, und lächelnd hörte diese auf die bunt durcheinander gehenden Plaudereien der treu ergebenen Dienerin.

Dem Rentmeister aber wurde es, je näher der Abend heranrückte, immer lästiger im Zimmer, er hatte keine Ruhe mehr in den engen Räumen seiner Wohnung und wiederholt drängte es ihn, zu Adelen zu eilen und ihr zu sagen, was ihn so seltsam, ernst und freudig bewegte, aber die Wachen, welche die Verwalter, Förster, Brenner und Brauer, kurz Alle, die mit dem Rentmeister dienstlich zu verkehren hatten, ungehindert ein- und ausgehen ließen, kreuzten die Gewehre, als er es versuchen wollte, mit dem alten Kammerdiener, der ihm Adelens Grüße gebracht, sich nach deren Zimmer zu begeben, und wieder mußte er zurück in sein Gemach.

Er schritt nun hastig nach dem Fenster, welches er öffnete, um frische Luft zu schöpfen und von wo aus er die Aussicht auf das Dorf und den an dasselbe grenzenden Wald hatte, welchen schon das finstere Gewand der Nacht umgab.

Alles war still — nur das Bellen der Dorfhunde tönte von Zeit zu Zeit an sein Ohr — aber auch plötzlich von fern her das dumpfe Gewirr menschlicher Stimmen, Pferdegewieher und laut durch die Abendstille näher tönende Commandorufe.

Als der Rentmeister nach der Gegend blickte, gewahrte sein geschärftes Auge trotz der Dämmerung das Blitzen von Waffen und starke Züge von Reitern und Fußvolk, die von zwei Seiten jetzt dem Dorfe näher gekommen, in welchem nun ebenfalls eine unruhige Bewegung sich kund gab und die Bewohner theils froh aufjubelnd, theils bestürzt aus den Häusern trieb, als ein lautes Hurrahgeschrei von Hunderten von Stimmen erschallte, dann aber auch das Rasseln der Trommeln, welches das Militär auf den Sammelplatz rief, dann wieder einige Sekunden unheimliche Stille — plötzlich aber das Geknatter einer Gewehr-

salve und das Angstgeschrei der in ihre Wohnungen flüchtenden Dörfler, dann wieder Commandorufe, Waffengeklirr und bald auch wildes Hurrahgeschrei und weithin schallender Jubel.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* Im „Schweizer Handelskurier" finden wir folgende poetische Epistel eines Freimaurers an die Jesuiten:

Den Schurz des Maurers hassen sie,
Des freien Mann's von gutem Ruf;
Die Weiber-Schürze fassen sie,
Als Glaubenshort und . . . . Unterschluf.

Des Maurers Kelle fluchen sie,
Weil hoch die Toleranz sie schwingt,
Die Pfaffenkelle suchen sie,
Weil sie den „Pfennig" schöpft und bringt.

Des Maurers Winkel höhnen sie,
Aus dem der Zukunft Form sich hebt,
Den Winkelzügen fröhnen sie,
Worin der Pfaff das Licht begräbt.

Des Maurers Hammer schmähen sie,
Weil kühn er auf die Krallen schlägt,
Mit der der Pfaffe spät und früh,
Das Holz zum Scheiterhaufen trägt!

Trag zu, mein Pfäfflein, groß wie klein!
Das Licht des Maurers, das dich kennt,
Das Licht der Wahrheit, heiß und rein.
Es ist die Gluth, die . . . . Dich verbrennt.

* (Die rührendste Gabe für Chicago) ist dieser Tage in Washington von Deutschland eingetroffen. Secretär Fish hat einen auf 1200 Dollars in Gold lautenden Wechsel von Hrn. Henry J. Winser, amerikanischem Consul in Sonneberg erhalten. Dieser Beitrag ist unter den Bewohnern des Thüringer Waldes gesammelt worden. Bedenkt man die Armuth dieser Waldbewohner, die kümmerlich ihr Dasein mit Bildschnitzerei und Verfertigen von Spielwaaren fristen, so wird man diese Gabe als die reichste und schönste betrachten müssen, die bisher zur Linderung des Unglücks in Chicago beigesteuert wurde. Stand doch die Wiege des „Mädchens aus der Fremde" in jener tannenbewaldeten Gegend!

* Seymour (Indiana) „Times" sagt: Der Editor (Redakteur) dieser Zeitung hat die „schmärteste" (pfiffigste) Tochter im Staat; die schönste und gescheidste Frau im Staat; den besten und schnellsten Gaul im Staat; die beste Kuh im Staat; druckt so eine gute Zeitung als sonst Jemand im Staat, und ist daher so glücklich als irgend einer im Staat.

* („Zwei Löwen" und „zwei Katzen.") Die berühmte Fabel von den beiden Löwen, die sich bis auf ihre Schwänze auffressen, ist nicht deutschen, sondern irischen Ursprungs. Der irische, uralte Vers lautet übersetzt ungefähr:

In Kilkenny lebten zwei Katzen,
Die schnitten gar grimmige Fratzen,
Denn jede blieb fest dabei,
Daß die andere überflüssig sei.
Sie kratzten einander und bissen
Und zerrten wüthend und rissen,
So daß endlich nichts übrig war,
Als die Krallen und des Schwanzes Haar.
Von beiden Katzen lebt nun nicht eine,
Sondern gar keine.

* In Sheboygan, Wisconsin, verlor ein Lehrer, Namens Zipf, plötzlich die Sprache in Folge eines schrecklichen Traumes. Er hatte am Tage vorher eine Schilderung der Greuel der Indianerkriege gelesen und seine Phantasie wurde dadurch so aufgeregt, daß er in der darauf folgenden Nacht träumte, er solle scalpirt werden. Als er am Morgen aufstand, war er vollständig stumm und wird jetzt von mehreren Aerzten behandelt. Ein derartiger Fall reflectirter Schreckenswirkung ist jedenfalls äußerst merkwürdig.

Gemeinnütziges.

* (Sauerkraut) schützt man gegen Uebersäuerung, wenn man einen birkenen Pfahl in dasselbe steckt. Dieser erhält auch das Kraut in anderer Beziehung gesund.

* Ueber die Heilkraft der Condurangopflanze berichtet ein in Amerika lebender deutscher Arzt, daß alle wissenschaftlichen Versuche, die bis jetzt damit angestellt wurden, so gut wie gar kein Resultat ergeben haben.

* (Transport der Milch auf der Eisenbahn.) Nach den vor dem Comite für Nahrungsmittel von dem Direktor einer Londoner Landmilchgesellschaft, Mr. George Barnham, ausgesprochenen, übrigens schon bekannten Ansichten, ist für den Transport der Milch auf der Eisenbahn, um dieselbe in guter Beschaffenheit zu erhalten, wesentlich, daß sie vor dem Einfüllen in die Transportgefäße gehörig gekühlt sei. Er hält 8—12 Grad R. für die geeignete Temperatur. Komme die Milch bei 17—22 Grad R. in die Gefäße, so scheide die Bewegung Butter aus und fördere die Ablagerung von Casein, während bei jener Temperatur die Milchbestandtheile nicht durch die Bewegung leiden. Ein weiteres Erforderniß sei vollständige Füllung der Gefäße und dichter Verschluß derselben. Auch trage zur Erhöhung der Haltbarkeit der auf der Eisenbahn versandten Milch die Beimischung von doppeltkohlensaurem Natron bei. (B. f. B.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 6:
Weinberg.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 8. Kaiserslautern, 28. Januar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(7. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick führte Herr von Overdingen den Grafen Horn in den Salon.

Der Graf entschuldigte auf das Lebhafteste sein verspätetes Kommen, aber er schien außerordentlich zerstreut, kaum vermochte er den Worten des Gastgebers zu folgen und die nothwendigsten Antworten zu geben.

„Erlauben Sie mir, Herr von Overdingen, daß ich zuerst der Königin des Abends meine Aufwartung mache,“ unterbrach Graf Horn plötzlich den Redestrom des alten Herrn.

Herr von Overdingen sah den Grafen fast verwirrt an, er glaubte sein Möglichstes gethan zu haben, eine geistreiche Unterhaltung in Gang zu bringen, er hatte so lange diesen Augenblick herbeigesehnt, um mit dem Grafen, der ein Freund und besonderer Liebling des Königs war, über etwas zu sprechen, was seiner Stellung zum Hofe gute Dienste leisten konnte, aber Herr von Overdingen war zu diplomatisch, um sich auch nur einen Moment dem ausgesprochenen Wunsche des einflußreichen Grafen zu widersetzen.

Ein paar Minuten später stand er mit demselben vor der Comtesse Mathilde, die wie vor einem Gespenst zurückschauderte, als sie die Stimme des Grafen hörte.

„Sie verstehen es zu überraschen, gnädigste Comtesse,“ sagte Graf Horn ironisch, nachdem die ersten förmlichen Begrüßungen überwunden waren und Herr von Overdingen sich mit seinem zukünftigen Schwiegersohn entfernt hatte, „ich habe nicht geglaubt, daß sich“ —

Comtesse Mathilde griff krampfhaft mit der Hand nach der Lehne eines Sessels und jede Spur von Farbe wich aus ihrem Gesichte, ihre Augen irrten wie hülfesuchend umher, aber — da war Niemand, der ihr helfen, ihr beistehen konnte.

„Um Gotteswillen, nur jetzt nicht, nur nicht in dieser Stunde,“ murmelte sie kaum hörbar.

Aber Graf Horn hatte die Worte doch verstanden und ein siegesgewisses Lächeln glitt über sein Antlitz, er hatte die Comtesse nicht für so schwach und furchtsam gehalten.

„Ich verstehe Sie nicht, schöne Mathilde,“ sagte er etwas leiser, „ich weiß in der That nicht, was Sie meinen.“

Die Comtesse hatte sich bereits wieder gefaßt, die Farbe kehrte auf ihre Wangen zurück und sie richtete den Kopf stolz empor.

„Ich bitte zu bedenken, daß ich für Sie, Herr Graf, nur die Comtesse von Overdingen bin und nichts in der Welt berechtigt Sie mehr, mich so vertraut anzureden, wie Sie es vorhin zu thun beliebten.“

Graf Horn blickte die Comtesse einige Augenblicke ruhig, doch mit einem hämischen Lächeln an.

„Der Stolz kleidet Sie sehr schön, meine Gnädigste, ich mache Ihnen darüber mein Compliment, aber er ist doch mir gegenüber wohl nicht so recht am Platze, oder müßte ich Sie wirklich wieder an jene Zeit erinnern, wo“ —

„Sie brauchen mich an Nichts zu erinnern, Herr Graf Horn, was mich an die Vergangenheit mahnt — ich habe nichts davon vergessen. Aber ich finde es nicht für nöthig, daß Sie mich an jene Zeit erinnern, am wenigsten an meinem Verlobungstage.“

„Sie sprechen sehr stolz und sehr vernünftig, Comtesse von Overdingen, aber Sie werden einsehen, daß mich das niemals veranlassen kann, über einen Punkt Schweigen zu beobachten, der eine so schöne, liebenswürdige Dame stets meinen Wünschen zu entsprechen zwingt.“

Comtesse Mathilde erwiederte nichts mehr, aber ein Blick unendlicher Verachtung traf den Sprecher. Dann wandte sie sich, um sich zu entfernen.

„Noch ein Wort, Comtesse von Overdingen — würden Sie mich abweisen lassen, wenn ich Ihnen am morgenden Tage meine Aufwartung machte?“

Comtesse Mathilde holte tief und schwer Athem. Das war keine Frage mehr, das war eine Drohung und sie ahnte die Gefahr, die ihr daraus erwachsen könne, wenn sie ferner das stolze Wesen dem Grafen gegenüber behauptete.

„Nein, Graf Horn,“ entgegnete sie mit bebender Stimme, „ich werde Sie nicht abweisen, denn ich weiß, daß es klar zwischen uns werden muß. Dann aber, Herr Graf, dann sind wir auf immer getrennt.“

Sie schien den Kopf noch stolzer emporzuheben, als sie jetzt heiteren Antlitzes durch die Reihen schritt, aber wer einen Blick in ihr Inneres hätte werfen können, würde vor der entsetzlichen Trostlosigkeit zurückgebebt sein. Sie machte sich keine Illusionen mehr, dieser Abend hatte sie belehrt, daß es für sie nur Kampf oder Entsagung gab.

Und entsagen konnte sie nicht, sie konnte nicht Abschied nehmen von der glänzenden Zukunft, die sich ihr eröffnet hatte, seit Herr von Lichtenfels um ihre

Hand angehalten, so mußte sie denn kämpfen und zusehen, ob die Welt ihr wenigstens nicht noch einige Freudenblumen bieten konnte.

Mathilde schlief nicht diese Nacht; mit fieberhafter Ungeduld hatte sie den Augenblick herbeigesehnt, wo die Gäste die Räume verließen und Wagen auf Wagen davon rollte und als dann Alles todtenstill war, da athmete sie erleichtert auf, da floh sie in das reizende Gemach, das ihr die Liebe des Vaters so glänzend ausgestattet, und warf sich erschöpft auf das weiche Sopha. Jetzt war sie frei, sie brauchte nicht mehr zu lächeln, wo sie blutige Thränen hätte weinen mögen, es ruhten nicht mehr zahllose Augen auf ihr, die jeden Zug ihres Gesichtes zergliederten, um ihren Freunden mitzutheilen, was sie darin entdeckt hatten.

Der anbrechende Morgen fand sie noch in der strahlenden Balltoilette, aber das Haar hing unordentlich um Stirn und Schläfen, die herrliche Seide war zerknittert und die wasserhellen Diamanten lagen zerstreut umher. Erst als unten im Hause Alles lebendig wurde, dachte die Comtesse daran, ihre Toilette zu wechseln, sie konnte nicht ruhen noch rasten, wo es sich in wenigen Stunden entscheiden mußte, ob ewiger Krieg oder Frieden.

Mathilde blickte in den Spiegel. Ein bleiches abgespanntes Antlitz schaute ihr entgegen. Sie konnte nicht mehr sagen, daß jenes Antlitz schön sei, die Thränen hatten die Schminke verwischt, die Augen waren trübe und matt, nein, sie mußte sich gestehen, daß man sie um ihrer selbst willen nicht mehr lieben könne.

Sie schüttelte traurig den Kopf, dann zog sie sich zurück, ihre Balltoilette gegen ein bequemes Hauskleid zu vertauschen. Sie sah, wenn auch nicht schöner, doch jedenfalls anmuthiger aus als am Abend vorher.

Das Kleid schmiegte sich eng an die Formen und hob die Schönheit und Rundung derselben vortheilhaft hervor. Aber die Comtesse hatte keine Augen dafür, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben war sie gleichgültig dagegen, welchen Eindruck sie machen würde. Sie stand hinter den zusammengezogenen Gardinen und bei jedem Wagengerassel schauerte sie in sich zusammen und blickte vorsichtig hinaus, immer mit der leisen Hoffnung, daß der Gefürchtete nicht kommen würde.

Aber er kam doch. Die Kammerjungfer meldete ihrer Herrin den Grafen Horn, und dann wurde er in den Empfangssalon geführt, während Mathilde all' ihren Muth zusammenraffte, ihrem Feinde stolz und ruhig gegenüber zu treten.

Wenige Minuten später als Horn trat Comtesse Mathilde in den Salon, frisch und blühend wie immer — keine Spur einer durchwachten Nacht fand sich mehr auf ihrem Antlitze vor, aber Graf Horn ließ sich keinen Augenblick über ihren wahren Seelenzustand täuschen. Er wußte, daß er sie in seiner Macht hatte, daß ein Wort von ihm sie von ihrer Höhe herabstürzen könne, von wo sie sich nicht mehr zu jener gesellschaftlichen Sphäre emporschwingen konnte, in welcher sie sich jetzt bewegte.

(Fortsetzung folgt.)

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft
von Ed. Gottwald.

(21. Fortsetzung.)

Da hielt es Normann nicht mehr, es trieb ihn aus seinem Zimmer, von seinen Wächtern nicht mehr gehindert, denn diese hatten bei dem ersten Allarmzeichen mit dem Offizier eiligst das Schloß verlassen, und hin zu Adelen eilte er, die ängstlich durch den unerwarteten Ausbruch eines Kampfes aus ihren Träumereien aufgeschreckt worden war.

„Adele, die Stunde der Rettung schlägt," rief Normann, die Geliebte stürmisch umarmend.

„Und für uns keine Gefahr?" frug diese und suchte in den frische Lebenslust ausstrahlenden Blicken des frohjubelnden Rentmeisters Trost und Beruhigung.

Aber ehe noch Normann antworten konnte, stürzte das Kammermädchen, welches sich bei dessen Eintritt entfernt, ins Zimmer und rief voll Angst und Verwirrung:

„Ach, du lieber Himmel, es kommen eine große Menge Männer mit Flinten und Säbeln in's Schloß, was soll nun aus uns werden!"

„Sie kommen als Freunde, sei ohne Sorge!" rief Normann als Adele ängstlich nach der Thür blickte, die sich jetzt öffnete und durch welche ein junger Mann in Jägertracht, mit stark gebräunter Gesichtsfarbe und edlen Vertrauen erweckenden Zügen hereintrat, dem ein ältlicher Mann in Bauernkleidung folgte.

„Classen!" rief der Rentmeister freudig überrascht, als er in Letzterem den Holzhändler erkannte, der ihm freundlich lächelnd die Hand reichte, dann aber an seinen Begleiter sich wendend, auf welchem Adelen's Blicke unruhig forschend hafteten, sprach er:

„Hier, Herr Graf, finden Sie diejenigen, welche Ihrem nun verklärten edlen Vater voll inniger Verehrung treu ergeben zur Seite standen. Beide liebte er wie seine Kinder, denn sie waren stets dieser Liebe werth!"

„Ist es möglich! Graf Julius!" rief Adele leicht erröthend, als dieser mit sichtlichem Wohlgefallen, das schöne in tiefer Trauer gekleidete Mädchen betrachtete und ihr anfangs wehmüthig erst die Hand reichte, dann aber im herzlichen Tone ausrief: „Das also ist meine kleine Adele! — Ja, Du bist zur herrlichen Jungfrau erblüht, wie mir der theure Verklärte Dich geschildert, dessen Augen mich nicht wieder erblicken sollten, und gesegnet habe ich oft die Stunde, die Dich in dies Haus gerufen, denn Du warst der freundliche Engel auf dessen oft dornenvollem Pfade!" und einen Kuß auf die Stirn der tiefbewegten Jungfrau drückend

sprach er zu Normann sich wendend und dessen Hand ergreifend:

„Herr von Normann, welch' treuer Freund Sie meinem theuren Vater gewesen und wie gewissenhaft und segenbringend Sie für ihn gewirkt, habe ich durch dessen Briefe erfahren, und bin — setzte er mit einem freundlichen Lächeln auf Adelen blickend hinzu — von Allem unterrichtet, was Sie und Fräulein v. Calm betrifft. Wir sprechen heute noch als Freunde näher und herzlicher darüber, jetzt aber — rief er mit einem finster aufblitzenden Blicke — jetzt an's Werk der Vergeltung! Hastig verließ er hierauf mit Claffen und von Normann begleitet das Zimmer und schlug den Weg nach Brock's Wohnung ein, vor welcher eine Anzahl Bewaffneter seiner harrte.

Aber diese Vergeltung sollte einer andern Hand überlassen bleiben! — Brock, dessen Unruhe und Furcht nach Pichon's Entfernung sich immer beängstigender steigerte, hatte, als er das Gewehrfeuer im Dorfe vernommen, das Werthvollste, was er noch besaß, hastig zu sich gesteckt, sich in seinen Mantel gehüllt, und war von Keinem der bestürzt durch die Gänge des Schlosses eilenden Diener bemerkt, nach dem Parke und auf einem ihm bekannten Fußwege der Wiese zu entflohen, hoffend, dort einen Schiffer zu treffen, der ihn nach Rodau bringen würde, wo er sich bis zum nächsten Morgen bei dem dort stationirten Gensdarmerieposten zu verbergen hoffte.

Der Taubstumme aber, welcher nach seines Herrn Verhaftung und nach seiner Rückkehr aus Rodau stets in der Nähe der Wohnung Brock's sich verborgen gehalten und wie ein Raubthier auf der Lauer lag, sah ihn sein Zimmer verlassen und dem Flüchtigen folgend und ahnend, wohin dieser sich wenden würde, gelangte er auf Nebenwegen früher als Brock an den Ueberfahrtspunkt, wo nur ein Kahn angekettet lag, während die Fährte auf dem jenseitigen Ufer angelegt hatte. Schnell sprang der Taubstumme in das Fahrzeug, löste die Kette und ergriff das Ruder, denn schon nahte Brock mit eiligen Schritten dem Ufer, und indem er in den Kahn sprang, ohne Job zu erkennen, welcher seine Mütze tief in das Gesicht gezogen, rief er ihm mit heiserer Stimme zu: „Schnell! nach Rodau!" und drückte ihm ein Geldstück in die Hand.

Der Taubstumme stieß vom Ufer ab und der Kahn glitt langsam den Fluß entlang, auf welchem bereits die Schatten der Nacht lagerten. Der Flüchtige athmete tief und schwer auf und trieb den Taubstummen zu noch größerer Eile an, ohne zu ahnen, wer ihn fahre und immer den Blick nach Neideck gerichtet, als fürchte er, daß man im Schlosse seine Flucht entdeckt und die Verfolger sich zeigten. Aber er schien gerettet, immer näher kam der Kahn dem Ufer; plötzlich hielt der Taubstumme mit Rudern inne, warf die Mütze von sich, die sein Gesicht bedeckte und blickte mit wilder Mordlust auf Brock, der erschöpft auf die Bank des Kahnes gesunken war; da schrie dieser entsetzt auf, denn er hatte jetzt seinen Feind erkannt und rasch ein Pistol aus seiner Brusttasche hervorziehend, wollte er dasselbe mit zitternder Hand auf den Taubstummen richten.

Dieser aber hatte jede Bewegung Brock's überwacht, ein Faustschlag Job's schleuderte die Waffe aus dessen unsicherer Hand, durch das Abenddunkel blitzte ein blinkender Stahl in der Luft und dumpf aufbrüllend sank der Staatsrath zusammen.

Hastig beugte sich der Taubstumme unter wilden Tönen der Wuth über den tödtlich Getroffenen und wiederholt senkte sich in raschen Stößen derselbe Dolch in dessen Brust, den Brock in der vergangenen Nacht gegen den Rentmeister gezückt und den Job damals an sich genommen, und nur erst, als sein Opfer kalt und leblos vor ihm lag, ergriff er das Ruder wieder und führte das während des Mordes seitwärts getriebene Fahrzeug dem Ufer zu. Dort erfaßte er den starren Körper des Ermordeten und stürzte ihn in die Fluthen der Weser, und als die Wellen des Flusses über denselben zusammenschlugen, da stieg der Taubstumme an's Land, überließ das Fahrzeug dem Spiele der Wogen und sich langsam entfernend, verschwand er im Dunkel der hereingebrochenen Nacht.

Die Freischaar, welcher sich Claffen in dem einsam gelegenen Hofe der Haide angeschlossen hatte, bestand zum großen Theil aus flüchtigen Conscribirten, die sich in den Waldungen der Göhrde und Raubkammer gesammelt und unter Anführung eines früheren hannoverschen Forstbeamten, der später unter der königlichen westphälischen Regierung seiner Stelle entsetzt worden war, sich militärisch organisirt hatte. Unbelästigt war diese, sich auf ihrem Marsche täglich verstärkende Schaar, zu welcher eine Abtheilung der Helbig'schen Husaren gestoßen, die einen Streifzug in die Lüneburger Haide gewagt und von ihrem Corps getrennt worden waren, bis Soltau gelangt, um von da aus in die Grafschaft Hoya einzurücken und dort, ebenfalls auf Verstärkung hoffend, den Weserdistrict zu allarmiren.

Als nun auf dem Soltauer Marktplatze die von der Bevölkerung mit Jubel begrüßten Freiheitskämpfer rasteten und reichlich mit Speise und Trank versehen wurden, da stellte der Sonnenwirth in seiner Gaststube dem Anführer derselben den Grafen von Neideck als Capitän der englisch-deutschen Legion vor, welcher bis dorthin glücklich gelangt, und an den nun der Förster, wie es auf dessen Aufforderung auch die Mannschaft desselben einstimmig verlangte, als diesen der junge Graf sich zeigte, das Commando abtrat.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Vormann einer irischen Jury reichte neulich den folgenden Wahrspruch ein: „Wir finden daß der Mann, welcher das Pferd gestohlen hat, nicht schuldig ist."

Feuilleton.

* (Hoffmann v. Fallersleben an den scheidenden Mühler.) Der „Volksfr." von Parisius veröffentlicht folgendes „Scheidelied":

Mel.: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.

Ich bin ein Minister gewesen
Des Cultus und des Lichts.
Jetzt kann ich die Bibel lesen,
Es stört mich weiter nichts.

Ich habe die Kirche geehret
Durch manche Liebesthat,
Der Geistlichen Würde gemehret
Durch den Oberkirchenrath.

Ich habe redlich gekämpfet,
Mein Amt wohlwollend geübt;
Ich habe das Licht gedämpfet,
Daß es die Augen nicht trübt.

Ich habe das Krumm' und das Schiefe
Erkannt als böses Spiel,
Und gehalten die Regulative
Gar fest mit Vater Stiehl.

Mir galt als vaterländisch
Nur Griechisch und Latein,
Nichts machte mich wetterwendisch:
Die Bildung muß klassisch sein.

Ich habe vom Wahrhaft-Schönen
Den Begriff erst festgestellt,
Und den heidnischen Winckelmanns-Söhnen
Den Kopf erst aufgehellt.

Ich habe Rescripte geschrieben
Und Manchen abgesetzt,
Doch sind genug noch geblieben,
Die lachen mich aus anjetzt.

Jetzt werd' ich wieder ergreifen,
Wozu ich selbst mich schuf,
Und Niemand soll mir keifen,
Ich hätte verfehlt den Beruf.

Schloß Corvey, 16. Januar 1872.

Hoffmann von Fallersleben.

* (Am Postschalter der Reichspost.) Ein Fremder (am umlagerten Schalter). Bitte um drei Dreipfennig-, vier Vierpfennig-, sieben Sechser- und sechs Groschen-Marken.

Postbeamter (stark beschäftigt). Hier, mein Herr!

Fremder. Bitte ferner um sechs Kreuzbände und zwei Groschencouverts.

Postbeamter (lauter). Hier, mein Herr!!

Fremder. Wollen Sie mir wohl noch drei Postanweisungen, sechs Correspondenzkarten mit Rückantwort und drei einfache geben?

Postbeamter (für sich). Heiliger Steffan, dein Handel blüht! (Laut.) Hier, mein Herr!!!

Fremder. Bitte noch um ein Coursbuch, dritte Abtheilung.

Postbeamter (für sich) Strousberg hätte bereits zwei Eisenbahnen verkauft! (Laut.) Hier, mein Herr!!! Wünschen Sie vielleicht sonst noch etwas?

Fremder. Nein, ich wollte Sie nur ersuchen, mir diese alten Briefmarken mit in Rechnung zu nehmen. Es sind sechs Dreier-, fünf Vierpfennig-, drei Sechser- und eine Groschenmarke. So — bitte, geben Sie mir auf diesen Fünfthalerschein heraus; ich habe leider kein anderes Geld bei mir.

Postbeamter (nach Fassung ringend). Großer Dahse, nun steh' mir bei! (Halblaut, mit einem Seufzer.) Es geht doch nichts über eine gediegene „Verkehrserleichterung!" (Kladderadatsch.)

* (Goldreichthum Sibirien's.) Das meiste Gold führen die beiden Nebenflüsse des Amur, Olerkuta und Syja mit sich. Es kam nicht selten vor, daß Goldwäschergesellschaften ohne große Anstrengung an einem Tage eine Goldmenge von 70 bis 101 ja bis 170 Pfund gewannen. Den Arbeitern fiel ein täglicher Verdienst von je 50 bis 150 Silbrr-Rubeln zu. Geologische Untersuchungen haben ergeben, daß das Jablanower-Gebirge, auf dem der überaus goldhaltige Syjafluß entspringt, eben so reiche Gold-, wie Silber- und Eisenlager in sich birgt.

Gemeinnütziges.

* (Bereitung des Zwetschenmußes.) Um das fertige Muß leichter transportirbar und länger haltbar zu machen, füllt man es in flache irdene oder sonstige Gefäße und bringt es in eine Obstdörre oder einen Backofen, welche nicht zu heiß sein dürfen, und läßt es so weit eindicken, daß es fast wie Brod wird und ohne Gefäße aufbewahrt werden kann. Um es später zum Gebrauche genießbar zu machen, kocht man es einfach mit Wasser und etwas Zucker, besser Wein oder Aepfelwein auf.

* Um mit Petroleum verunreinigte Glasgefäße zu reinigen, schüttelt man sie tüchtig mit dünner Kalkmilch und reinigt auch die Oberfläche mit einem darin getauchten Lappen. Sollten durch Verdickung des Oels einzelne Theile am Glase sehr fest haften, so gibt man beim Schütteln Pfropfen hinzu, welche sie bald loslösen. Man bringt nun nochmals Kalkmilch mit etwas Chlorkalk ein und schüttelt wieder, worauf mit Wasser ausgespült wird.

* Räthsel.

Mein 10, 13, 15, 11, 8 ist etwas, welches beim Lernen eines musikalischen Instruments unbedingt nöthig ist.

Mein 3, 4, 2, 12 ist ein wohlbekannter Vogel in Deutschland.

Mein 16, 14, 7, 6 ist etwas, welches die kleine Kinder zuerst sagen lernen.

A. G.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 9. Kaiserslautern, 31. Januar **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(8. Fortsetzung.)

Er hatte Comtesse Mathilde geliebt, wenn er überhaupt einer wahren Liebe fähig war und er würde sie auch zur Gräfin Horn gemacht haben, wenn er nicht ein so entschiedener Feind der ehelichen Fesseln gewesen wäre. Das freie, ungebundene Leben, welches er führte, behagte ihm zu sehr, als daß er beabsichtigte, sich irgendwie darin Zwang aufzuerlegen.

Das verzieh ihm Mathilde nicht; mit dem Scharfsinn des Weibes fühlte sie instinktiv, daß er sie nie zu seiner Gemahlin machen würde und so wollte sie ihm wenigstens nicht den Triumph gönnen, daß er sie verschmähte, sie wollte nicht abwarten, bis er sie vernachläßigte, sondern sich mit der Verachtung abwenden, die er verdiente, als er sie betrog. Sie hatte die Folgen wohl erwogen, wenn auch nicht so hoch angeschlagen, als sie sich ausweisen konnten, aber Mathilde kannte noch nicht den Charakter des Mannes, mit dem sie sich einließ.

Wohl war Graf Horn von ihrer plötzlichen Verlobung überrascht, ja, bei dem Gedanken an ihren Verlust fühlte er sogar ein eifersüchtiges Gefühl in seiner Brust aufsteigen; aber beleidigte Eitelkeit war wohl der vornehmste Punkt, der ihn den Entschluß fassen ließ, Mathilde nicht so leichten Kaufs frei zu geben. Noch dazu war Herr von Lichtenfels sein geschworener Feind, der streng rechtliche Charakter desselben billigte die Schleichwege des Grafen Horn nicht und so war es mehr als einmal zu Zwistigkeiten zwischen Beiden gekommen, die in einem Duell ihr Ende fanden.

Als er in diesem Augenblick Mathilde in dem einfachen, kleidsamen Hausanzuge vor sich sah, fühlte er, daß er das schöne begabte Mädchen seinem Feinde niemals gönnen könne; sie war ihm nie so schön, so liebenswerth erschienen und er begann zu überlegen, ob es denn ein so großes Unglück sei, sich mit ihr zu verbinden. Zwar würde der König niemals diese Wahl billigen, der hohe Herr hatte andere Ideen für sein Wohl, aber er würde sich doch darin finden, wenn sich die Sache nicht mehr ändern ließ, man hatte bei Hofe nur über gewisse Punkte strenge Ansichten.

Aber die Comtesse ließ ihm nicht lange Zeit zum Nachdenken.

„Kommen Sie zur Sache, Herr Graf, begann sie ungeduldig, als er noch immer nicht sprach. Sie hatte sich nachlässig in einen Sessel zurückgelehnt und spielte mit dem kleinen Medaillon, welches an einer goldenen Kette an ihrem Halse hing. „Sie haben diese Unterredung gewünscht und ich muß Sie dringend bitten, meine Zeit nicht zu lange in Anspruch zu nehmen. Sie hätten sich die Mühe sparen können, hierher zu kommen."

„Hören Sie mich geduldig an, Comtesse, wir werden dann sehen, ob es Ihnen noch beliebt, diesen Ton anzuschlagen," entgegnete Graf Horn spöttisch, indem er Mathilden gegenüber Platz nahm. „Ich weiß nicht, was Sie so plötzlich veranlaßt, unser Verhältniß aufzulösen und ein anderes anzuknüpfen. Weigern Sie sich, mir darüber Auskunft zu geben?"

„Gewiß nicht, Herr Graf," entgegnete Mathilde ruhig, „obgleich es wohl kaum einer solchen bedarf. Sie konnten nach dem Vorgefallenen nicht mehr erwarten, daß ich meine Zukunft Ihren Händen anvertrauen würde, bei einer Verbindung zwischen uns würde jede Achtung gefehlt haben" —

„Sehr richtig, Comtesse, ich wundere mich nur, daß Sie das nicht früher bedacht haben," versetzte Graf Horn ironisch. „Doch streiten wir uns darüber nicht, schöne Mathilde, ich bin nicht hergekommen, um zu hören, wie weit ich Ihre Achtung noch genieße — wir werden uns darin wohl gleich bleiben — ich möchte Sie nur zu Ihrem eigenen Heile darauf aufmerksam machen, ob Sie Ihren Verlobten mit Ihrem früheren Leben bekannt gemacht haben?"

„Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen darüber Aufschluß geben müßte," stieß Mathilde zitternd hervor.

„Seien Sie vernünftig, Comtesse, Sie kennen Herrn von Lichtenfels nicht, wenn Sie glauben, er werde Ihnen jemals etwas verzeihen, was den leisesten Schatten auf seine Ehre werfen könnte. Ich will Ihnen nur den rechten Weg zeigen, wie es Ihnen allein möglich ist, das Geheimniß bewahrt zu sehen, dessen Entdeckung Sie für immer von der Höhe des Glücks herabstürzen würde — ich werde nach wie vor Ihr Freund bleiben."

Die Comtesse sah den Grafen einen Augenblick wie erstarrt an, sie schien es nicht fassen zu können, was er sagte.

„Nie — niemals!" schrie sie dann wild auf.

Graf Horn erhob sich von seinem Sessel.

„Ganz wie Sie wollen, Comtesse von Oberdingen, ich habe Ihnen nur einen Vorschlag machen wollen, weiter nichts. Sie vergessen aber, daß ich Sie noch zu sehr liebe, als daß ich schon bereit wäre, Sie an einen andern Mann und besonders an meinen erbittertsten Feind abzutreten. Sie haben noch die Wahl, ob

Sie mein Anerbieten annehmen wollen; verlasse ich dies Zimmer, so müssen Sie sich entschieden haben."

„Thun Sie, was Sie wollen, Graf Horn," versetzte die Comtesse, nach Athem ringend, „ich hasse und verachte Sie zu sehr, um Sie meinen Freund zu nennen. Ich verfluche den Augenblick, wo ich Ihren Schwüren traute und verblendet genug war, meinen Ehrgeiz für Liebe zu halten. Ich fürchte Sie nicht, denn meine Schande ist auch die Ihre und Sie werden bedenken, was die Welt dazu sagen würde, wenn sie erführe, daß Graf Horn sein" —

„Halten Sie ein, Comtesse, Sie brauchen das gar nicht auszusprechen, was Sie da sagen wollen. Ich werde mich hüten, jene That an's Licht zu ziehen, aber Ihrem Verlobten würde schon eins der zierlichen Billette genügen, die ich von Ihnen empfing, um Sie für immer von ihm zu trennen."

„Sie sind ein Teufel, Graf Horn," murmelte Mathilde.

„Nicht so ganz, meine Gnädige," versetzte dieser lächelnd, „denn Rachsucht könnte mich nicht bewegen, Sie zu verrathen. Ich will Sie nur noch nicht aufgeben, ich liebe Sie zu sehr und außerdem könnte es für den Staat von größtem Interesse sein, wenn ich durch Sie von den Beziehungen erfahren könnte, in welchen Ihr demnächstiger Gemahl zu einem gewissen Manne steht, der dem Staate anscheinend gefährlich ist."

„O, mein Gott, auch das noch!" stöhnte Mathilde. „Ich soll meinen Gatten dafür verrathen, daß er mich zu seiner Gemahlin machte, mir einen geachteten Namen giebt und mich vor allen Stürmen des Lebens sicher stellt! Ich soll sein Vertrauen mißbrauchen und ihn seinen Feinden ausliefern!

„Wie aufgeregt Sie doch sind, gnädigste Comtesse," unterbrach Graf Horn sie mit einem ruhigen Lächeln, „warum dem Dinge solch' einen Namen geben? Oder hätten Sie das Vertrauen des Herrn von Lichtenfels etwa nicht gemißbraucht, als Sie ihm Ihre Vergangenheit verschwiegen?"

„Seien Sie vernünftig, Comtesse Mathilde," fuhr Graf Horn fort, als diese nichts erwiederte und nur mit einem qualvollen Stöhnen ihr Gesicht in das Taschentuch verbarg. „Ich werde Ihnen nicht überlästig fallen und Sie wagen nichts dabei" —

„Als die Liebe meines Gatten," unterbrach ihn Mathilde bitter."

„Die Sie niemals besitzen werden, schöne Mathilde," spottete Graf Horn. „Ich weiß von einem Gerüchte, das besonders in diesen Tagen wieder lebhaft erörtert wurde und worin Herr von Lichtenfels mit einem schönen Mädchen eine bedeutende Rolle spielt. Man sagt außerdem, daß Lichtenfels Sie nur zu seiner Gattin erwählt hat, um in den Armen der Comtesse von Overdingen eine frühere Liebe zu vergessen."

„Schweigen Sie, Herr Graf, ein Mann, der mit solchen Waffen kämpft, muß schon gewonnen haben, bevor sein Gegner sich noch gefaßt hat," sagte die Comtesse, sich erhebend. „Ich weiß, daß ich kein Mitleid von Ihnen zu erwarten habe und ich würde auch nicht darum bitten. Mir bleibt keine Wahl, als Ihre Freundschaft, wie Sie es zu nennen belieben, zu — dulden." — (Fortsetzung folgt.)

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft von Ed. Gottwald.

(22. Fortsetzung.)

Mehrfach in Lebensgefahr, hatte Graf Reideck nach jenem mißglückten Landungsversuch, von seinen Gefährten getrennt, die Küstenpunkte alle bewacht gefunden, von welchen aus eine Rückkehr nach England möglich gewesen wäre, denn überall wurde auf ihn gefahndet, und als er von Emden aus, wo er erkannt und verfolgt worden war, in einer Kalkbrennerei der Colonie Pappenburg einen sichern Versteck gefunden, hielt ihn ein hitziges Fieber wochenlang in der Hütte seines Beschützers, eines armen Fischers, fest, dem er das Letzte, was er an Werth noch besaß, seine Uhr, aus Dankbarkeit schenkte. Von dort aus war er in der Kleidung eines Torfstechers, auf weiten Umwegen das Bremer Gebiet umgehend, wo überall Gensdarmerie umherstreifte, bis nach Uelzen gelangt, denn in dieser Stadt hatte ein früherer Diener seines Vaters sich ein Haus erworben und hier fand er sichern Schutz, um den Holzhändler zu erwarten, der, ebenfalls verfolgt, sich umhertreibend, den Gastfreund des Grafen hatte melden lassen, daß er in nächster Zeit dort eintreffen würde.

Von dort aus, auf dem Wege nach Soltau, da es den jungen Grafen voll Sehnsucht und banger Ahnung nach dem so lang entbehrten Anblick seines Vaters trieb, waren Beide wieder durch Verfolgung getrennt worden und während Claffen im Haidehof den Gensdarmen entging, gelang es dem Grafen bis nach Ebstorff und von da nach Soltau zu entkommen, wo er beim Wirth zur Sonne einen treuen Beschützer fand und dort gesichert einige Tage rasten konnte. Als er nun die Wanderung nach Reideck wagen wollte, traf das Freicorps und mit diesem sein treuer Claffen ein, von dem er nun erst, auf das Tiefste erschüttert, den Tod seines Vaters, Brock's habgierige Pläne und dessen freches Auftreten im Schlosse erfuhr, und um an dem Elenden Rache zu nehmen, trieb es ihn nun um so hastiger der Heimath zu.

Nach einer kurzen Rast trat das gegen fünfhundert Mann starke und gut bewaffnete Corps unter des Grafen Commando, für welchen der Sonnenwirth eine Jägerkleidung und ein Pferd besorgt, von Soltau aus den Marsch nach der Grafschaft Hoya an und erreichte, die kleine Festung Nienburg umgehend, durch Zuzüge verstärkt und ohne auf eine Truppenabtheilung zu stoßen, welche den Kampf mit diesem Freicorps gewagt, am Abend des dritten Tages das Dorf Reideck.

Dort waren die allarmirten Truppen nur zur Hälfte auf dem Sammelplatz angelangt, nach welchem auch der Oberlieutenant mit dem Schloßcommando geeilt, als Reiter und Fußvolk, aus allen Gassen des Dorfes hervorbrechend, auf dieselben einstürmten.

Mit einigen Reitern ansprengend, rief Graf Julius den Offizieren zu, sich zu ergeben, da es die Freiheit des Vaterlandes gelte, als aber die Offiziere trotzdem zum Angriff commandirten, da schoß der größte Theil der Mannschaften ihre Gewehre in die Luft oder warf dieselben mit dem Ausrufe weg: „Wir wollen nicht gegen unsere Brüder kämpfen!" worauf die Offiziere, die Unmöglichkeit erkennend, sich durchzuschlagen, ihre Degen senkten und sich zu Gefangenen erklärten.

Graf Julius stellte ihnen und der Mannschaft frei, ungehindert abzuziehen oder in ihre Reihen einzutreten, wie überall so viele ihrer wackeren Kameraden es gethan; die Soldaten nahmen zum größeren Theil das Letztere an, die Offiziere aber erbaten sich Bedenkzeit und verfügten sich mit einigen Unteroffizieren, welche sich von ihnen nicht trennen wollten, einstweilen auf das Gut des Ortsrichters.

Nun aber eilte Graf Neideck mit Claffen und einer Abtheilung Bewaffneter auf's Schloß, um dort Gericht über Den zu halten, der seines Vaters Leben bis zur Todesstunde verbittert und darauf hingearbeitet, ihn seiner Güter zu berauben; aber dies Gericht hatte der Taubstumme, die Schmach und den Tod seiner Schwester rächend, schon vollzogen.

Am andern Morgen schmetterten lustig von Dorfe her die Trompeten, die Ankunft eines starken Geschwaders der Marwitz'schen Landwehrreiter verkündend, die nun mit den unter Graf Julius stehenden Schaaren vereinigt, den Marsch nach Rodau antraten und vorerst in Besitz der Stadt sich setzen sollten.

Der junge Graf, der bis in die späten Nachtstunden mit Adele und Normann in ernsten Gesprächen verweilt und der die beiden Liebenden als Verlobte auf das Herzlichste begrüßt und mit Normann den Bund treuer Freundschaft geschlossen, hatte diesem das Versprechen abgenommen, die Verwaltung seiner Güter nach wie vor zu führen, da der Graf es für Pflicht halte, die Verbreitung des Aufstandes zur Abwerfung des fremden Joch's nach Kräften zu fördern und wohl auch jetzt hier nicht ohne Gefahr auf längere Zeit verweilen durfte, sobald aber das hoffentlich bald beendete Werk der Befreiung des Vaterlandes vorüber, werde er für sich auch in Bezug auf die nächste Zukunft festere Bestimmungen treffen.

Man einigte sich dahin, daß der Rentmeister mit dem Kammerdiener die Wohnung Adelens beziehen sollte, diese aber bis nach Ablauf der tiefen Trauer mit ihrer Zofe sich nach Rodau begeben und dort in der ihr auf das Freundlichste ausgeschmückten Wohnung im Hause des Doktors Rante verbleiben, dann aber still und prunklos die Vermählung der beiden Liebenden — wie es deren Wunsch war — in der Schloßkirche zu Neideck gefeiert werden solle.

In den Frühstunden des nächsten Tages hatte der junge Graf in Begleitung des Rentmeisters und des Fräuleins von Calm die Gruft des Vaters besucht und tief und schmerzlich bewegt bald darauf Abschied von den Verlobten genommen und durch Adele reich mit Geld versehen, da er Alles, was er von England an Werth mit herübergebracht, auf der Flucht zugesetzt, verließ er auf einem der edelsten Rosse des gräflichen Marstalls das Schloß und sprengte den des Aufbruchs harrenden Schaaren entgegen, die immer mächtiger anwachsend, bald im Besitz aller Ortschaften des Weserdistrikts, die gegen sie gesendeten Regierungstruppen wiederholt siegreich zurückgeschlagen hatten und den Hof zu Cassel durch ihre immer bedeutendere und rasche Machtentwickelung in große Furcht und Schrecken setzten.

König Jerome hatte Cassel verlassen, er war entflohen vor den einrückenden Russen.

Unter Diejenigen, auf welche der Haß des wüthenden Volkes sich vorzugsweise gerichtet und deren durch vielfach unreelle Speculationen erworbener Reichthum ihnen schon längst zahlreiche Feinde erworben, gehörte auch der Hofbanquier von Mellingen, und kaum war die heimliche Abreise des Königs und die Entfernung der Truppen bekannt geworden, so strömten auch schon zahlreiche Volksmassen nach dessen Hause, um Rache an einem Derjenigen zu nehmen, die am gierigsten mit vom Marke des Landes gezehrt und sich daran bereichert.

Als die Nachricht von der Flucht Jerome's bis in das Haus des Hofbanquier's gelangt, da durchzog das Volk schon lärmend und drohend die Straßen, und mit Entsetzen vernahm auch er im Hinterhause den Tumult vor seinem Hause und die Axtschläge, welche den Thorweg sprengen sollten; Mellingen glaubte sich verloren, denn vom Hofe her ertönte Waffengeklirr und bald darauf wurden auf dem Gange der zu seinem Gemache führte, mehrere Männerstimmen laut; zitternd für sein Leben, sah er, durch die Furcht aller Fassung beraubt, sich in seiner hülflosen Lage der Rache des Volkes preisgegeben, welches seine Feinde auf ihn gehetzt, und schon wollte er nach einer neben seinem Versteck auf dem Boden des Hauses führenden Treppe flüchten, und dort sich verbergen, als die Thür des kleinen Stübchens heftig aufgerissen wurde und eine junge Dame ihm entgegenstürzte und den Schleier zurückwerfend, welcher ihr Gesicht verhüllte, ihn mit dem Ausrufe: „Vater! Guter, lieber Vater!" umfaßte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Wurst wider Wurst!

Eine wahre Begebenheit aus des Pascha's von Bonneville's Memoires frei übertragen für die „Pfälz. Volksztg." von **F. Bbm.**

Der Marquis von C*** lag ohnweit Straßburg als Rittmeister in Garnison und ließ sich, da er viele

müßige Stunden und Langweil hatte, sehr oft in dieser Stadt sehen, wo er das Glück hatte, die Bekanntschaft einer jungen Dame zu machen, die ihm sehr bald ihr Herz schenkte; da aber auf dieser unbeständigen Welt Nichts von Dauer ist, und die Herren Offiziere in dem begründeten Verdachte stehen im Punkt der Liebe flatterhaft und nicht gar gewissenhaft zu sein, so wird es gewiß nicht auffallen, daß unser uniformirter Coridon nach kurzer Zeit zum Abmarsche bließ und sich, wie die Chronika berichtet, beim Abschiede über alle Maaße schnöd und ungehobelt benahm. Die treulos verlaßene Philis weit entfernt sich abzuhärmen, fruchtlose Schmerzensthränen zu vergießen, gehörte vielmehr zu jener Gattung junonischer Frauen, die, — verschmäht, — in den Mitteln, ihren Rachedurst zu stillen, sehr erfinderisch und grausam sind.

Was that also unsere Schöne? Sie schrieb unter dem erborgten, daß heißt, mißbrauchten Namen des allgewaltigen Ministers Louvois folgende Einladung an den Rector des Jesuitencollegiums in Straßburg:

— Der Marquis und Rittmeister v. C*** wird den — — — dieses Monates, an einem Freitage bei Ihnen erscheinen. Se. M. des Königs allerhöchster Befehl ist, daß Ew. Hochwürden diesem Herrn durch die Hand Ihres Correctors, in Gegenwart von vier Ihrer notabelsten Religiösen fünfundzwanzig Peitschenhiebe verabfolgen lassen, jedoch in der Art, daß der Empfänger sich in zweckmäßiger, d. h. gebückter Stellung an einen Tisch anlehne und die beiden Daumen seiner vorgestreckten Hände kreuzweise übereinander gelegt halte. Ihm ist während der Execution ein angemessener Sermon zu halten. Er wird dann nach erhaltener Züchtigung dazu angehalten, werden dem Corrector für den ausgestellten Denkzettel seinen Dank abzustatten und ihm 10 Louis'd'or auszuzahlen.

Ueber das Geschehene sieht man schließlich einem ausführlichen Berichte entgegen.

Gez Louvois.

Obgleich die sonderbare Einladung, mit allen Merkmalen ihrer Unächtheit behaftet, nicht einmal den Grund berührte, warum die Strafe dictirt werde, so gingen die guten Väter, die sich geschmeichelt fühlten mit einer solchen Mission von Oben beehrt zu werden, dennoch in die Falle und erwarteten mit Ungeduld die Ankunft des vornehmen Sünders.

Um dieselbe Zeit erhielt auch unser Marquis eine von derselben Hand und angeblich von derselben Stelle geschriebene Einladung, sich an dem weiter oben bezeichneten Tage bei dem Rector des Jesuitencollegiums vorzumelden, der ihm sodann im Namen S. M. eine Eröffnung machen würde.

Er that pünktlich wie ihm vorgeschrieben worden; er argwöhnte nichts Böses und träumte vielmehr in's Blaue hinein von, Gott weiß, was für Möglichkeiten.

In einen Saal geführt erschien bald der Rector mit vier Patres und dem Corrector oder geistlichen Rügemeister: das Gefolge hatte etwas Sinistres; der enttäuschte Glücksträumer ahnte nichts Gutes. Der widerwärtig trockene Gottesmann hielt, nachdem er seine stumme Reverenz gemacht, einen sachgemäßen Prolog und las dann dem verblüfften Marquis den ministeriellen Erlaß vor. Dieser protestirte bald erröthend, bald erblassend gegen die ihm zugedachte Bescheerung und wollte den Grund dieses entehrenden Straferkenntnisses wissen. Der Jesuit ließ es nicht an Worten fehlen: er sprach salbungsvoll vom blinden Gehorsame eines christlich erleuchteten Unterthans gegen die Befehle des von Gott eingesetzten Landesherrn; auch möge man bedenken, daß Seine Excellenz der Herr Minister Louvois am besten wissen müsse, was Recht und Schicklich sei und daß sie auch, was sehr beachtet zu werden verdiente, ein abgesagter Feind aller Fragen nach dem wie und warum sei. Der Herr Marquis werde also wohlmeinendlich ermahnt, sich in Gottes Namen zu fügen. So perorirte unser Jesuit. Der kirrgemachte Rittmeister, der unstreitbar mehr Stroh als Grütze im Kopfe hatte ließ sich überreden: er nahm, wie vorgeschrieben war die geeignete Positur. Der rüstige Corrector legte hierauf des Rittmeisters Rockschöße über den Rücken desselben, zog vom Leder und — — — der Jünger Loyola's schlug wuchtigen Arms wie wahnsinnig drauf los, einmal rechts, einmal links; die stramm anliegenden Lederhosen des stöhnenden Dulders knallten fünfundzwanzigmal, daß es rauschte. Der gewissenhafte Rector zählte jeden Hieb und gebot dann Halt.

Das war für die schwarzen Gesellen ein wahres Fest, sie grinzten boshaft vor sich hin. Galt es ja einem kircheverachtenden Soldaten; sie ahnten aber nicht, daß sie ein blödsinniges Werkzeug in der Hand eines boshaften Weibes seien.

Der mürbgeschlagene Säbelheld verließ so schnell und hastig die verfluchte Pfaffenspelunk, daß er den Abschiedsgruß darüber vergaß. — So erfüllte sich das alt bekannte Sprüchwort: Wurst wider Wurst.

Und als vom nahen Kirchthurme die Mittagsstunde schlug, da rieb sich die verschmähte Schöne wohlgefällig die Hände und murmelte ganz leise vor sich hin: „Es wird geschehen sein. Seine Ehre ist dahin und ich bin gerächt.“ —

Als acht Tage später Se. Excellenz an seinem Tische saß und des Rectors Bericht mit weit aufgerissenen Augen durchlief, da fuhr er plötzlich, wie von einer Tarantel gebissen, von seinem Sitze auf und schrie:

„Daß Euch der Blitz erschlage! Das ist stark. Wer hat es gewagt auf eine frevelhafte Weise meinen Namen zu mißbrauchen? Das muß untersucht und mit dem Strange gestraft werden. Der Dummkopf muß seinen Abschied nehmen. Das besorgen Sie, Herr Secretär, nur gleich und schreiben Sie den Straßburger Patres, daß sie blinde Esel seien.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 10. | Kaiserslautern, 4. Februar | 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(9. Fortsetzung.)

„Und zu erwiedern, Comtesse von Overdingen," unterbrach sie der Graf. „Wir verstehen uns jetzt. Sie haben in der That ein glänzendes Ziel erreicht. Herr von Lichtenfels ist, wie Sie wissen, ein gern gesehener Gast bei Hofe und es sollte mich freuen, wenn er nie Veranlassung gäbe, daß man ihm mißtrauen müßte. Zugleich aber warne ich Sie, mich nicht zu hintergehen, am Tage, wo ich dies erführe, wären Sie rettungslos verloren. — Ich empfehle mich Ihnen."

Mathilde verbeugte sich stumm. Noch übersah sie nicht Alles, was man von ihr verlangte, aber sie wußte, daß für sie schwerlich noch eine Stunde ruhigen ungetrübten Glückes heraufdämmern würde. Ihr Verlobter war ein Freund des Lichtes und der Aufklärung und jene Menschen rechneten ihm das als ein Verbrechen an, seine Gesinnung war bei Mathildens Vater sogar ein Stein des Anstoßes bei ihrer Verlobung gewesen.

Mathilde theilte seine kühnen Ideen, das Volk groß und stark zu machen, sie hatte ihm bewundernd zugehört, wenn er diejenigen verachtete, die das Volk knechten und in seinen heiligsten Rechten antasten wollten, die Freiheitsmänner waren seine Freunde und wenn sie sich auch gestand, daß er auf einem gefährlichen Boden wandle, so war er doch zu klug, um sich seinen Feinden in die Hände zu liefern. Und nun sollte sie das thun, sie, die gehofft hatte, ihm darin beizustehen und so die Gewissensbisse zu beruhigen, die vielleicht in ihr aufsteigen würden.

Bis zu ihrem Hochzeitstage sah Comtesse Mathilde den Grafen Horn nicht wieder und sie hatte sich bereits in dem tröstlichen Gedanken eingewiegt, daß er sie vergessen habe.

Als aber die Trauung beendet war und sie den Blick erhob, da traf derselbe zuerst den Grafen, der, an einen Pfeiler gelehnt, der Ceremonie beigewohnt hatte und belehrte sie, daß ihre Hoffnung sie betrogen und das drohende Gespenst ihres Unglücks sie nie mehr verlassen würde.

Fünftes Capitel.

Eine heimliche Ehe.

Nach dem Tode des Calculators Streitmann war Helene zu Fräulein Liesing übergesiedelt, so hatte es das Testament des Vaters von ihr verlangt.

Es war für Helene eine traurige Zeit. Seit Arnold's Versetzung war sie auf die Gesellschaft der halb tauben Tante allein angewiesen und mehr und mehr bestürmte sie der quälende Gedanke, daß Arnold Donitz mit seinen Zweifeln an den redlichen Absichten des Grafen Horn Recht haben könne.

Er war in letzterer Zeit fast gar nicht mehr gekommen, wenigstens so lange nicht, als er Gelegenheit hatte, den Lieutenant Donitz bei Helenen zu treffen. Graf Horn wußte, daß es ihm durch denselben schwer gemacht war, Helene vollkommen in sein Netz zu ziehen und er mußte etwas wagen, wenn er nicht auf ihren Besitz verzichten wollte.

Helene hatte ihn in letzter Zeit nur immer bestürmt, sein Wort zu halten und sie zu seinem Weibe zu machen, wie er ihr versprochen, sie hatte allen seinen Liebesschwüren und Betheuerungen nur die Bitte entgegengesetzt, ihre Liebe nicht mehr auf die Probe zu stellen und er fühlte, daß weitere Ausflüchte ihren Argwohn nur noch mehr herausfordern könnten und ihm die Erreichung seines Ziels immer schwerer machen würden.

Graf Horn war ein zu niedriger Charakter, als daß ihn die Unschuld und Hülflosigkeit des Mädchens hätte rühren können; er verweilte nicht einen Augenblick bei dem Gedanken, was aus Helenen werden solle, wenn er sie verließ, sondern er dachte nur daran, wie es ihm am Leichtesten werden würde, das arglose Mädchen zu täuschen.

Aber Helene war ein fester Charakter, sie liebte den Grafen, aber ihre Ehre galt ihr höher als ihre Liebe und die Befürchtungen ihres verstorbenen Vaters, der Zweifel Arnold's an dem Charakter des Grafen waren ihr eine sichere Schutzmauer gegen seine vortreffliche Ueberredungsgabe.

So blieb ihm nichts übrig, als in eine Trauung zu willigen, die Sache ließ sich dann wohl später einmal arrangiren, daß dieses Band für ihn keine Fessel blieb.

Mit diesem löblichen Vorsatz nahm Graf Horn eines Tages seinen Weg nach dem Hause des alten Fräulein Liesing, fest entschlossen, bei dem ersten Vorwurfe Helenens ihr den einzigen Weg einer heimlichen Trauung anzubieten. So wie er die Sache eingefädelt hatte, war es kaum ein Wagniß, diese Verbindung einzugehen und schlimmsten Falls war er eine zu hochgestellte Persönlichkeit, als daß er sich nicht aus einer etwaigen Verlegenheit herauswinden konnte.

Graf Horn fand Helene allein; die Tante hütete bereits lange das Krankenlager und so war er noch nie mit der alten Dame zusammen getroffen.

Als er die Thür des Gemaches öffnete, sah er Helene an dem offenen Fenster sitzen und er fühlte sich eigenthümlich frostig berührt, als er das bleiche Antlitz des Mädchens erblickte. War es Reue? O, gewiß nicht, Graf Horn war schon zu tief gesunken, um über eine schlechte That Reue zu empfinden. Es berührte ihn nur unangenehm, daß Helene ihm nicht wie sonst entgegenflog, sondern sich langsam von ihrem Sitze erhob und kaum ein Wort des Willkommens fand.

Die letzte traurige Zeit, der Verlust des Vaters und Arnold's, die stete Sorge und Angst, das Zweifeln und Hoffen waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Die Wange war bleich und das Auge trübe geworden vom Weinen.

Graf Horn zitterte bei dem Gedanken, daß er zu lange gezögert und sein Opfer ihm in dem Augenblick entschwand, als er es sicher in seinen Händen wähnte.

Es mußte etwas geschehen, ihren Glauben an seine Liebe wieder herzustellen, oder sie war ihm verloren. Schon hörte er den Spott seiner Kameraden, die längst seine ausdauernde Werbung um das simple Bürgermädchen belächelt und zum Gegenstand ihrer Redereien gemacht hatten.

„Helene!“ rief er aus, indem er beide Arme ausbreitete, als wolle er sie an sein Herz schließen und man mußte sich wundern, wie dieser Mann es verstand, so viel Liebe und Sorge in den Ton seiner Stimme bei dem einzigen Worte zu legen.

Aber Helene warf sich nicht, wie er es erwartete, an seine Brust. Zitternd, mit zu Boden gesenktem Blick stand sie vor ihm, als wage sie nicht, die Augen zu erheben. Bei dem Laut seiner Stimme schauerte sie leicht zusammen, aber sie hatte nach mancher durchwachten Nacht einen Entschluß gefaßt, den sie um ihres eigenen Friedens willen ausführen mußte.

„Helene!“ wiederholte Graf Horn gekränkt und vorwurfsvoll, als sie bei seiner Annäherung einen Schritt von ihm zurücktrat und ihn mit der Hand von sich wehrte. „Helene, was heißt das? — Was ist hier vorgefallen?“

Jetzt erhob Helene das Auge, ihr Gesicht war noch bleicher als vorhin, aber unendlich ruhig.

„Es ist nichts vorgefallen, Herr Graf,“ sagte sie entschlossen; „nur mein eigener unbeeinflußter Wille ist es, daß Sie mich ferner nicht aufsuchen. Wir müssen uns trennen, Georg,“ fuhr sie mit einer gewissen Hast fort, als fürchte sie, wieder wankend in ihrem Entschlusse zu werden, als sie sah, wie ihre Worte den Grafen berührten, „es kann nicht länger so bleiben. Ich weiß, daß es nicht mehr so zwischen uns ist, wie es sein soll und bevor ich erlebe, daß Du mich von Dir stößest, lieber will ich mich jetzt freiwillig von Dir trennen, da ich denke, daß Deine Stellung Dich hindert, mir Dein Wort zu halten. Versuche nicht, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen,“ fuhr sie flehend fort, indem sie ihre Hände emporhob, „es würde Dir nichts nützen. Ich habe meinem sterbenden Vater gelobt, nichts zu thun, was mich mit Reue auf mein vergangenes Leben zurückblicken läßt. Noch habe ich nichts zu bereuen, aber ich müßte meine Liebe zu Dir bereuen, wenn ich Dich als einen Mann kennen lernen sollte, der sie nicht verdiente.“

(Fortsetzung folgt.)

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft von Ed. Gottwald.

(23. Fortsetzung.)

„Clementine! Ja, Du bist es!“ rief Mellingen mit zitternder Stimme und richtete seine Blicke bald ängstlich, bald freudig auf die ihn zärtlich umarmende Tochter, und zum ersten Male seit langer, langer Zeit füllte sein Auge sich mit Thränen tiefer, inniger Freude, die Gefahr vergessend, welche ihn bedrohte, und die Eiskruste, mit welcher Habgier und Stolz sein Herz umzogen, schmolz bei dem Anblick der liebevoll ihm in's Auge blickenden Tochter.

„Gott sei Dank, daß wir noch zur rechten Zeit kommen!“ begann jetzt der Begleiter der Dame, der sich Mellingen nun näherte und in welchem er den Mann erkannte, dem er so schnöde sein Wort gebrochen und der so treu seine Liebe zu seinem einzigen Kinde bewährt und mit einem Blick voll Reue und mit der stummen Bitte um Verzeihung, tief erschüttert von einem Gefühle, wie er es, beseeligend, seit lange nicht empfunden, reichte er diesem die Hand und stammelte:

„Mein braver, guter Sohn!“

„Nur erst in Sicherheit, lieber Vater!“ drängte jetzt Holsers. „Wir müssen fort, ehe der Tumult und die Verwirrung hier wächst!“

„Ja! fort, fort von hier!“ rief Mellingen, wieder von der Furcht ergriffen, der wüthenden Volksmasse in die Hände zu fallen, und verließ, von den Seinen unterstützt, das Zimmer. Bald war der Hof erreicht, wo eine Abtheilung Bürgerwehr zum Schutze des Hauses gegen einen Angriff von der an den Hof grenzenden Seitengasse aus aufgestellt und auch der Buchhalter mit den Wagen eingetroffen war, in welchen ihn Holsers und der, ihm treu gebliebene Diener beim Einsteigen unterstützten, und Clementine mit ihrem Gatten neben dem von seinen Kräften verlassenen alten Manne Platz nahmen, während der Buchhalter eiligst das noch im Zimmer zurückgebliebene wenige Gepäck herbeiholte und sich neben dem mitgebrachten Kutscher auf dem Bocke zurecht setzte. Der Wagen entfernte sich schnell und ehe noch die wieder an dem Hause sich sammelnde

Menge in die Seitengasse gelangte, welche von der Fronte der Hauptstraße durch die Höfe und Seitengebäude getrennt wurde, befand sich Mellingen mit den Seinen außerhalb der Stadt, dieselbe Straße verfolgend, welche Clementine und Holfers auf ihrer Flucht gewählt.

Glücklich, ihren Vater gerettet zu sehen, drückte Clementine voll innigen Dankes die Hand ihres Gatten, während Mellingen erschöpft sich in die Ecke des Wagens gelehnt und bei jedem Geräusch auf der Straße, oder bei Annäherung bewaffneter Volkshaufen, die überall sich zeigten, je weiter sie fuhren, erschrocken zusammenfuhr, wenn der Kutscher angehalten wurde, den man aber, sobald Holfers mit den sie Anhaltenden sich verständigt, ungehindert fahren ließ.

Wohl hatte, seit Mellingen begonnen, sein Vermögen durch seinen Buchhalter bei Holfers in Sicherheit zu bringen, Clementine eine ängstliche Unruhe um das Schicksal ihres Vaters erfaßt und sie hätte damals schon zur Reise nach Cassel gedrängt, um denselben von dort nach Braunschweig abzuholen, wenn sie, die darauf bestand, ihren Mann dorthin zu begleiten, nicht durch eine heftige Erkältung erkrankt, welche sie mehrere Wochen an das Zimmer fesselte, daran gehindert worden wäre, als sie sich aber wieder kräftig fühlte, da traf Holfers, um ihren Wunsch zu erfüllen, ungesäumt Anstalten zur Reise, welche jedoch längere Zeit in Anspruch nahm, als man gedacht, denn theils fehlte es auf den Postanstalten an Pferden zur Weiterreise, theils mußte man da, wo man Nachtquartier genommen, in Folge wilder Tumultscenen sich länger verweilen, als man gewollt, ehe man ungehindert die Reise fortsetzen konnte und erschöpft und ermüdet langten Beide am vierten Tage von ihrer Abfahrt aus Braunschweig Abends spät in einem Gasthause der Stadt an, in welchem sie kaum erwacht, auch schon die Nachricht erhielten, daß der König nebst der Besatzung zum zweiten Male, und diesmal auf Nimmerwiedersehen, die Hauptstadt verlassen und das Volk bereits im Aufruhr begriffen sei. Eiligst nahmen daher Holfers und Clementine den Weg nach der ihnen bekannten Hofpforte, wo sie bereits eine Abtheilung Bürgerwehr und den Wagen trafen, so daß sie das Fuhrwerk, welches Holfers dorthin bestellt, nun wieder zurücksenden konnten, und noch zeitig genug ankamen, um Mellingen zu retten, der von Todesangst ergriffen, statt von seinen Feinden sich entdeckt zu sehen, nun durch die ungeahnte Ankunft seiner Kinder der Wuth des Volkes entzogen wurde.

Aber der nun allen Gefahren entronnene ehemalige Hofbanquier des Königs von Westphalen sollte sich des Glückes, mit seinen Kindern ausgesöhnt und vereint zu sein, sowie des geretteten Reichthums, den so manch' gewissenloses Handeln befleckt und vermehrt, nur eine kurze Zeit erfreuen, denn wenige Tage nach seiner Ankunft in Braunschweig, wo bereits seine zunehmende geistige und körperliche Entkräftung die ernste Besorgniß der Seinen erweckt, brach, als Narwitz mit seinen Truppen zum zweiten Male die Stadt verlassen, ein Volksaufstand aus, und da der eben so hochgeachtete als muthige Präfect Neumann sich noch in Leipzig verhaftet befand, so fehlte es in der ersten Verwirrung an einem Manne, der so viel Entschlossenheit und Einfluß besaß, um den anarchischen Zustand zu bekämpfen, welcher von der Hauptstadt aus dem platten Lande sich mitgetheilt und bis zum 6. November die Oberhand behielt. An diesem Tage erschien der Major Holfermann als Abgesandter des von seinem Volke so hoch gefeierten Herzogs von Braunschweig-Oels, der sofort durch Errichtung einer Bürgerwehr den zügellosen Ausschweifungen der rohen Masse ein Ziel setzte und die junge Mannschaft zu den Fahnen rief, welche zahlreich und begeistert diesem Rufe folgte.

Ehe aber dies gelungen, wurde Mellingen durch einen unter dem Fenster seiner Wohnung auf dem Bohlwege ausbrechenden Straßentumult so furchtbar erschreckt, daß er, von einer gespenstischen Furcht ergriffen, in dem Wahne stand, das Geschrei und Leben der wildaufgeregten Masse gelte ihm, den man suche, und so von einem heftigen Fieber ergriffen wurde, in dessen verworrenen Träumen er sich stets von Feinden verfolgt sah, die ihn seines Vermögens berauben wollten, und nach wenigen Wochen der zerstörenden Macht der Krankheit erlag. Sein Buchhalter, der in den Tagen der Gefahr so treu geblieben, als zur Zeit seines Glückes, fand in Holfer's Hause ein sicheres Asyl und erwies sich bei der Verwaltung des bedeutenden Vermögens, welches Clementine durch des Vaters Tod geerbt, ebenso zuverlässig und treu, wie er seinem früheren Herrn gedient.

Graf Julius von Neideck, welcher nach der Auflösung des Königreichs Westphalen in der neuorganisirten Armee des im Jahre 1814 zum Königreiche erhobenen Churfürstenthums Hannover als Major eingetreten war, kämpfte gegen Napoleon bis nach der Schlacht bei Waterloo, hielt nach beendigtem Kriege sich eine kurze Zeit im Schlosse Neideck auf, von wo ihn jedoch die Liebe zum Militärstande bald wieder zur Armee rief, in die er, zum Oberst avancirt, eintrat und seinen Aufenthalt in der Residenzstadt nahm, in welcher der Stab seines Regiments lag.

Dort vermählte er sich mit der jungen und schönen Tochter einer dem hohen Adel Englands angehörigen Familie, bereis'te mit seiner jungen Gattin den größten Theil der Staaten Europa's und verlebte später die schöne Jahreszeit auf Schloß Neideck, wo die liebenswürdige und stets heitere Gräfin sich sehr bald die Freundschaft der zwar ernsteren, aber um so tiefer und inniger sich derselben zuneigenden Gattin Normann's erwarb.

Dieser, sowie Adele, sahen in ihrer Liebe das sicherste Fundament ihres innern Glücks und hatten nach Verlauf der tiefen Trauer ihre Vermählung gefeiert.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

* (Ein verlorenes Leben.) Amalie Ahrens, die Tochter eines Münchener Professors, hat ein vielbewegtes Leben hinter sich. Im Jahre 1862 verließ sie, ein 21jähriges Mädchen, als Tochter des berühmten Professors Ritter v. Ahrens in München ihr Vaterhaus, um in Wien als Gouvernante ihren eigenen Lebensunterhalt zu suchen. Ihre schöne Erscheinung, ihr sympathisches Aeußere, ihre sorgfältige Erziehung und wissenschaftliche Bildung ließen sie bald eine Stelle als Erzieherin in einem der achtbarsten Häuser der Residenz finden, wo sie lange Zeit zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft ihr Amt bekleidete. Da wollte es der Zufall, daß Amalie den Buchhalter eines Wiener Großhandlungshauses kennen lernte und mit ihm ein intimes Verhältniß anknüpfte, das die Geburt eines Kindes zur Folge hatte. Bevor diese Katastrophe eingetreten war, wurde sie ihres Postens verlustig und stand nun allein in der großen Stadt ohne Rath und Hilfe. Ihr Geliebter hatte sich, kurz nachdem sie Mutter geworden, auch von ihr zurückgezogen, angeblich weil er sich Beweise von der Untreue der Gefallenen verschaffte. Amalie, von ihren Angehörigen verstoßen, betrat nun den schlüpfrigen Weg des Lasters, sank immer tiefer und wurde Verbrecherin. Vor zwei Jahren, als sie bei einer armen Wittwe auf einer Kammer wohnte, wurde sie von dieser, die durch unverschuldete Unglücksfälle ihr Vermögen verloren, mit einer Bittschrift zu einem der ersten dortigen Banquiers gesendet, um dessen Mildthätigkeit für die Quartiergeberin in Anspruch zu nehmen. Amalie erhielt auch eine sehr beträchtliche Summe für die hilfesuchende Wittwe, gab dieser jedoch nur wenige Gulden und benützte den Restbetrag für sich. Als dieser aufgezehrt war, nahm das Fräulein in seinem eigenen Namen die Mildthätigkeit der reichsten und angesehensten Bankhäuser in Anspruch und lebte von den ihr reichlich zufließenden Unterstützungen, die jedoch vor einigen Monaten ausblieben. Amalie Ahrens contrahirte nun betrügerische Schulden, lockte namhafte Geldbeträge vielen Personen auf die listigste Weise heraus, und als auch diese Quelle versiegte, trieb sie sich unterstandslos in den Bezirken Wiens umher, ohne Erwerb, und der gemeine Diebstahl ward endlich ihr letztes Zufluchtsmittel. Dem Expreß Johann Hauska entwendete die Gesunkene in einer Kaffeeschänke eine Brieftasche mit dem Inhalte von 85 fl. und wurde mit dem Betrage flüchtig. Am Sonntag wurde sie ermittelt und verhaftet und Tags darauf dem Landgerichte eingeliefert.

* (Ein verheiratheter Mann) verstand sich vor einigen Monaten dazu, seiner Frau wöchentlich 3 fl. zu geben, wenn sie etwas schweigsam sein wollte, mit der Bedingung, daß ein Kreuzer für jedes überflüssige Wort abgezogen werden sollte. Jetzt schuldet sie ihm genug, um die französische Nationalschuld abzubezahlen.

* (Religiöser Aberglauben.) In Jubbulpur in Hindostan, so schreibt die „Homeward Mail," ist wieder zum Schrecken der Einwohnerschaft ein reißender Teufel oder Gochaen aufgetaucht. In Gestalt einer Katze erscheint er den Frauen, denn auf's schwache Geschlecht hat er es besonders abgesehen und läßt diese vor Entsetzen sterben. Hundertdreißig sollen ihm schon zur Beute gefallen sein. Von allen Seiten her bringt man den Göttern Opfer dar, auf daß diese das Ungeheuer vernichten möchten, doch haben bis jetzt die Götter den Gebeten der Gläubigen noch kein geneigtes Ohr geliehen. Beträchtliche Summen Geldes fließen täglich in die heiligen Schreine der Pagoden, doch vermochten jene Schätze das Land noch nicht loszukaufen und der Gochaen setzt sein Wesen fort. Ein „Weiser" hat ihn entdeckt. Da er ein kleines Kistchen, so erzählt er, am Wege stehen sah, kam ihm der Gedanke, dasselbe zu öffnen. Da entschlüpfte plötzlich ein kleines Kind, welches immer größer wurde bis zur übermenschlichen Gestalt: das war das Monster. Seine wahre Gestalt ist die eines schwarzen Riesen, obgleich er im Stande ist, sich in den verschiedensten Umwandlungen zu zeigen.

Gemeinnütziges.

* (Stärke-Recept.) Von Frau Bertha Haas in Ulm. 1/4 Pfund Stärke wird mit wenig Wasser tüchtig verarbeitet und geknetet, 5—6 Schoppen Wasser in einer Pfanne siedend gemacht, der vierte Theil einer Messerspitze voll pulverisirtem Borax, ein Stückchen Zucker und 1/2 haselnuß großes, reines weißes Wachs darin aufgelöst, dieses Wasser ziemlich schnell unter beständigem Rühren der Stärke an dieselbe geschüttet und so dick gemacht, wie es die Betreffenden nach ihren bisherigen Bedürfnissen vorziehen. Wer eine Wäsche besonders steif liebt, mag 2- oder 3mal stärken.

* (Hufeisenfabrikation mit Maschinen.) Die neuen Maschinen machen in jeder Sekunde ein Hufeisen und verarbeiten oft in 12 Stunden 10 1/2 Tonnen oder 210 Centner Stabeisen, was einer Handarbeit von 600 Mann entspricht. Die Herstellung eines Hufeisens aus der Hand kostet 16—20 Cts., mit Anwendung der Maschinen 8 1/2—5 Cts. Seit Einführung der Maschinen sind 82,000 Tonnen Eisen damit verarbeitet worden und der Verkauf hat die Summe von 9 Million Dollars ergeben, dabei hat das Publikum 18 Million Dollars erspart.

* Räthsel.

(Wiederholt weil nicht vollständig in vorletzter Nummer.)

Mein 10, 13, 15, 11, 8 ist etwas, welches beim Lernen eines musikalischen Instruments unbedingt nöthig ist.
Mein 3, 4, 2, 12 ist ein wohlbekannter Vogel in Deutschland.
Mein 16, 14, 7, 6 ist etwas, welches die kleinen Kinder zuerst sagen lernen.
Mein 1, 5 ist ein Empfindungswort.
Mein 9 ist der 18. Buchstaben in dem Alphabet.
Mein Ganzes ist der Name eines Mannes in hiesiger Stadt.

A. S.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 11. Kaiserslautern, 7. Februar **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(10. Fortsetzung.)

Graf Horn hatte sie starr und unbeweglich angesehen, Helene war ihm nie so schön als in diesem Augenblick erschienen und um keinen Preis der Welt hätte er sie jetzt mehr aufgegeben.

„O Helene, ist das der Lohn für meine ausdauernde Liebe? Ist das der Lohn, daß ich mit unendlicher Beharrlichkeit jedes Hinderniß aus dem Wege räumte, Dich endlich mein Weib zu nennen? Nein, ich habe meine Helene nicht für so schwach und wankelmüthig gehalten, ich habe nicht geglaubt, daß Deine Liebe zu mir sich je verringern könnte. Aber nun weiß ich es, nun weiß ich, daß ich umsonst gestrebt habe, das Ziel zu erreichen, welches mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen sollte. Helene, ich habe Dich nicht für so grausam gehalten, daß Du mich jetzt von Dir stößest, wo ich Alles bereit halte, Dich als mein Weib heimzuführen."

Das junge Mädchen sah den Grafen starr an. Das, was er aussprach, war für sie zu gewaltig, als daß sie es hätte glauben können. Helene hatte es begriffen, daß er sich weigerte, das arme Mädchen zu heirathen, sie konnte es nicht glauben, daß er sie so hoch erheben wollte. Ihr schwindelte; sie lehnte sich gegen die Wand und schloß die Augen.

„O, mein Gott, wäre es möglich? Sei nicht so grausam, Georg, laß' mich nicht den Himmel erblicken, wenn ich nicht hinein darf," flüsterte sie endlich.

Ein siegesgewisses Lächeln glitt über das Antlitz des Grafen.

„Helene," entgegnete er innig, indem er sie zu ihrem Sitz zurückführte, „ich gestehe gern, daß ich Deine Liebe auf eine große Probe gestellt habe, aber ich bin wohl zu eitel gewesen, als ich hoffte, sie wäre so felsenfest, daß nichts sie erschüttern könne. Sieh', ich wollte Dich nicht mit den tausend Hindernissen beunruhigen, die sich mir in den Weg stellten, ich habe Alles für mich allein getragen, um Dir eines Tages sagen zu können: Nun sei mein! Zwar ist auch noch der Weg jetzt nicht ganz geebnet, aber ich will nicht länger den Zeitpunkt erwarten, den ich so lange herbeigesehnt; kann ich auch nicht gleich vor aller Welt mein Glück verkünden, so kannst Du mir doch heimlich das stille häusliche Leben bereiten, welches ich in jener Sphäre, worin ich mich bewege, nicht finden würde. Wir Großen sind ja stets Sklaven, unser Wille ist so beschränkt, wie es Niemand ahnt. Du hast mir diese Stunde sehr verbittert, Helene, aber ich klage Dich darum nicht an, Du warst zu zweifeln berechtigt. Ich wage Dich auch nicht mehr zu bitten, wenn auch nicht gleich vor der Welt, so doch vor Gott mein Weib zu werden, damit ich Dich dann um so schneller als meine Gemahlin in die Kreise einführen könnte, in welchen Du durch Deine Schönheit und Klugheit zu regieren berechtigt bist. Es ist Dein Wunsch, daß wir uns trennen und ich habe nicht das Recht, demselben entgegen zu handeln, aber ich kann Dir wenigstens sagen, daß ich mich mit blutendem Herzen von Dir trenne, daß diese Trennung das Unglück meines Lebens besiegelt, zugleich aber danke ich Dir für die heiteren Stunden, die mir Deine Liebe bereitet, ich habe nicht geglaubt, daß sie jemals ihr Ende erreichen würden."

Graf Horn erhob sich langsam, aber seine Augen beobachteten jede leise Veränderung in Helenens Antlitz. Er sah den verklärenden Glücksschimmer, der ihre bleiche Wange rosig färbte, er sah, wie die prachtvollen Augen höher aufleuchteten und dann, wie sie in Seligkeit schwelgend, in seinem Antlitze die Bestätigung seiner Worte suchen wollten. Er sah dies Alles, seine Furcht schwand, denn er beherrschte sie noch ganz und gar, er war ihr Glück, ihr Leben.

„O, Georg, wenn ich es glauben könnte, daß so viel Glück mein sein sollte," flüsterte sie endlich, „aber vergieb, daß ich es nicht fassen kann, ich habe zu lange gezweifelt und den Gedanken bekämpft, daß Deine Liebe nicht so unendlich sein könne, mich zu Dir empor zu heben."

„Sprich' nicht von Emporheben, Geliebte," sagte er, wo Du mich so hoch über die kleinliche Welt hebst. Welches Glück könnte ich ohne Dich noch erwarten, Du könntest nicht so sprechen, wenn Du eine Ahnung hättest, wie reich Du mich durch Deine Liebe machst. Und es ist also wahr, Du liebst mich noch so innig, wie in den ersten Tagen, wo wir uns unsere Liebe gestanden?"

„O, wie ich Dich liebe, Georg," flüsterte Helene. „Wie viel habe ich durch meine Zweifel gelitten. Gott weiß, ob ich nicht gestorben wäre, wenn Du mich von Deinem Herzen ließest, denn ich kann nicht ohne Dich leben, ich müßte sterben, wenn Deine Liebe nicht mehr mir, oder wohl gar einer nderen angehörte."

„Dann ist Alles gut, meine süße Helene," rief Graf Horn entzückt aus, „dann wirst Du Dich auch nicht weigern, in eine heimliche Ehe zu willigen."

„Warum eine heimliche Ehe?" fragte Helene traurig. „Laß' mich öffentlich Dein Weib werden, ich werde nie an Deine Stellung Anspruch erheben, ich" —

„Schon wieder Mißtrauen, Helene?“ unterbrach der Graf sie vorwurfsvoll.

„O nein, es ist kein Mißtrauen, ich fordere dies nur um meines sterbenden Vaters willen von Dir.“

„Und genügt Dir die Trauung vor Zeugen, Dein Trauschein nicht, muß die Welt erst davon erfahren, damit man mich beim Könige, der keine sogenannte Mesalliance duldet, anschwärzen und mich aus dessen Gunst verdrängen kann? Helene, ich kenne Dich kaum wieder, kann ein Weib, das liebt, um ihrer selbst willen den Ruin des Geliebten fordern?“

„Nein, Georg, ich bin egoistisch, jetzt bekenne ich es. Ja, ich will in eine heimliche Ehe willigen, ich will Dein Weib werden und die Schmähungen der Welt hinnehmen, mit einem reinen Gewissen kann ich sie ertragen. Richte Alles ein, wie Du es für gut hältst.“

„Du bist ein Engel!“ rief Graf Horn freudig aus. „Eines Tages werde ich Dich der Welt als meine Gemahlin vorführen und dann sollst Du für Dein Opfer glänzend belohnt werden. Und wann bist Du bereit, mir zu folgen?“

„Wann Du willst, Georg. Aber nun darf ich doch auch der guten alten Tante mein Glück verkünden?“

„Warum, Helene?“ fragte Graf Horn und ein Schatten glitt über sein Gesicht. „Deine Tante braucht nicht das Mindeste davon zu ahnen, sie würde sich nur durch die Bewachung des Geheimnisses beunruhigt fühlen. Helene, warte noch eine kurze Zeit und alle Welt soll Dein Glück erfahren. Ich werde Dich morgen Abend um zehn Uhr zu dem Gang nach der Kirche abholen, willst Du, Helene?“

Er nahm das zitternde Mädchen in seine Arme und küßte die Antwort von ihren rosigen Lippen.

Dann verließ er sie und Helene war allein mit ihren Gedanken, die drohend auf sie einstürmten. Sie dachte an Arnold, dem sie jedes Ereigniß ihres Lebens mitzutheilen versprochen und es war ihr, als beginge sie ein bitteres Unrecht an ihm. Aber ihr blieb ja keine Zeit, ihn mit Allem bekannt zu machen und — Helene schauerte in sich zusammen — ihr Gatte hatte ein höheres Anrecht an sie.

Am folgenden Morgen empfing Helene das Brautgeschenk, ein kostbares schwarzes Seidenkleid und einen Perlen-Halsschmuck. Perlen bedeuten Thränen, sagt man, und dieser Gedanke beunruhigte Helene, oder machte sie traurig. Sie hatte sich ihren Hochzeitstag anders gedacht, o so ganz anders. Umgeben von ihren Lieben, inmitten ihrer wenigen Freunde und Bekannten, ja dann wäre sie vollkommen glücklich gewesen.

Der Tag war unendlich lang, die Sonne stieg so langsam bis zur vollen Mittagshöhe empor und sank noch langsamer herab, aber endlich blitzten ihre letzten Strahlen scheidend über der Erdoberfläche und dann zeigte nur noch eine glühende Röthe, wo sie verschwunden war. Helene konnte ihrer Beklommenheit nicht Herrin werden, mit zitternden Händen legte sie das Seitenkleid an und als sie in den Spiegel blickte, erschrack sie vor der geisterhaften Blässe ihres eigenen Gesichtes. Aber Helene raffte ihren ganzen Muth zusammen, den sie so sehr nöthig hatte, sie redete sich ein, daß sie nicht zittern dürfe vor ihrem Glück und als das Mädchen kam, dem sie die Wache bei ihrer Tante anvertraut hatte, war sie vollkommen ruhig.

Athemlos saß sie dann in dem dunklen Gemache und lauschte angestrengt auf jedes Geräusch. Um zehn Uhr wollte Graf Horn kommen und jetzt war es erst acht Uhr. Zwei volle Stunden voll Gedanken; Furcht und Hoffnung wechselten mit einander ab, Helene konnte kaum zu einer klaren Stellung kommen. Endlich, endlich schlug die Uhr zehn, aber noch blieb Alles still, Helene hörte nichts, als den zeitweiligen Schritt irgend eines Vorübergehenden. O, wenn doch diese qualvolle Ungewißheit erst vorbei wäre.

Endlich!

Das dumpfe Rollen eines Wagens wurde von fern gehört; Helene stand athemlos lauschend, als er in der Nähe still hielt. Sie hatte sich nicht geirrt. Ein leises Klopfen an den Messingdrücker benachrichtigte sie, daß der gekommen sei, den sie erwartete.

Helene zögerte nicht mehr, sie war vollständig angekleidet, selbst ihren Mantel hatte sie bereits umgeworfen. Leise öffnete sie die Thür, sie trat in die sternenhelle, laue Sommernacht hinaus — ohne ein Wort zu sprechen folgte sie ihrem Begleiter.

Wenige Häuser weiter hielt ein Wagen, Graf Horn hob sie hinein und sausend flog das leichte Gefährt über das Straßenpflaster zum Thore hinaus.

„Ich habe eine Dorfkirche gewählt, Helene, der alte Prediger war ein Freund meines Vaters,“ sagte der Graf auf Helenens Frage, wohin er sie führe.

Weiter wurde nichts mehr gesprochen während der langen Fahrt, bis endlich der Wagen hielt. Der Graf stieg aus; Helenens Herz klopfte hörbar in der Brust, als sie ihm folgte. Gleich darauf betraten Beide die kleine Kirche. Auf dem Altare brannten bereits zwei Lichter und ein ehrwürdiger Greis stand davor, die heilige Handlung zu verrichten. Zwei Zeugen sah Helene, auch der Küster war zugegen, aber sie wußte nicht, wer die Zeugen waren.

Die Trauungs-Ceremonie war bald beendet und die Rede, die der Prediger hielt, sehr kurz, aber Helene fühlte sich durch die wenigen Worte doch getröstet und beruhigt. Sie fühlte sich erleichtert, als ihr der Trauschein überreicht wurde und sie barg ihn sorgsam auf ihrer Brust, dann kehrte sie in den Wagen zurück.

„Ich komme gleich, meine süße Helene,“ flüsterte Graf Horn. Dann schritt er eilig in die Kirche zurück, die der Prediger bereits verlassen hatte.

Bei den beiden Zeugen angekommen, zog der Graf

seine Börse und reichte jedem einen Fünfundzwanzig-Thalerschein.

„Seid Ihr zufrieden?“ fragte er.

Die beiden Herren nickten befriedigt.

Als sie die Kirche verließen, mußten sie an dem Altar vorbei und beim Scheine der Lichter sah man, daß die groben verschmitzten Gesichter gar nicht zu ihrem eleganten, wenn auch etwas schäbigen Anzuge paßten; dann näherte sich Graf Horn dem Küster.

„Und Sie glauben ganz gewiß, daß Sie das betreffende Blatt erlangen können?“ fragte er kaum hörbar.

„Ganz gewiß, gnädiger Herr,“ entgegnete der Mann. „Unser Pastor ist bereits etwas kindisch und ich habe vollkommen die Aufsicht über alle seine Angelegenheiten. Innerhalb der nächsten vier Wochen sollen Sie das Blatt aus dem Kirchenbuche in Händen haben.“

„Still, still,“ flüsterte der Graf, sich scheu umsehend. „Sie sollen mit mir zufrieden sein, wenn Sie das Blatt in meine Hände liefern. Gute Nacht! Also von heute ab in vier Wochen.“

Der Graf verließ die Kirche. Die Altarlichter wurden ausgelöscht und dann trat auch der Küster heraus, die schwere eichene Thür zu schließen, gerade in dem Augenblick, als die Equipage des Grafen Horn von dannen rollte.

(Fortsetzung folgt.)

* Deutsche Herzen.

Historische Erzählung aus der Fremdherrschaft
von Ed. Gottwald.

(Schluß.)

Auf Bitten des Grafen, welcher wenig Neigung zum Landleben zeigte, hatte Normann, der sich mit Adelen auf deren Rittergut Drausdorf zurückzuziehen gedachte, die Verwaltung der Herrschaft Neideck nach wie vor behalten und sich nun nahe dem Schlosse ein einfach, aber geschmackvoll eingerichtetes Haus erbaut, welches, von einem mit besonderer Vorliebe gepflegten Garten umgeben, der den reichsten Blumenflor und die seltensten Pflanzen enthielt und sich an ein Laubholzwäldchen schloß, ebenso freundlich auf das anmuthige Weserthal blickte, als es das Leben und Wirken Normanns und Adelens im Innern desselben gestaltete.

Der Holzhändler Classen, der den größten Theil seines Vermögens durch die Zerstörung seines Hauses und die Plünderung seiner Holzvorräthe verloren, fing, von Graf Neideck kräftig unterstützt, sein Geschäft in noch größerem Maßstabe an, gelangte bald wieder in glückliche Verhältnisse und traf sich mit Holsers, der häufig gleich ihm auf Geschäftsreisen sich befand und als Baumeister oft weit ab von seinem Wohnort berufen wurde, zu wiederholten Malen beim Sonnenwirth in Soltau, wo alle Drei im traulichen Gespräche sich stets der wildbewegten Zeit erinnerten, die sie damals hier zusammengeführt, und die Wirthin jedesmal auch auf das Herzlichste Clementinens gedachte, die in Hannover, wohin Holsers, einem ehrenvollen Rufe des Gouverneurs Herzog von Cambridge folgend, wenige Jahre nach Mellingens Tode übergesiedelt, im Kreise einer munteren Schaar fröhlich aufblühender Kinder lebte.

Der alte Kammerdiener aber war seinem ihm vorangegangenen Herrn bald nachgefolgt und hatte Adelens Kammermädchen zur Erbin seines kleinen Vermögens eingesetzt, welche sich mit einem Neffen des Doktors Ranke vermählte, der als wackerer Arzt später die Praxis des alten Oheims sich zu erhalten wußte.

Nur der Taubstumme blieb verschwunden und wurde nach jenem Abend, an welchem der Ueberfall in Neideck stattgefunden, nirgends wieder gesehen; aber Normann und Classen ahnten, daß Brock als Opfer der Rache desselben gefallen sei, da man den Leichnam des Staatsraths zwei Tage später einige Stunden von Rodau entfernt in einer Bucht fand, welche die Weser dort bildete und von wo er auf Vermittelung des Gerichtsdirektors, der, sowie Doktor Ranke, bei der Aufhebung der Leiche zugegen war, auf dem Friedhofe des zunächst gelegenen Kirchdorfes beerdigt wurde.

Diese beiden Männer, welche eine treu bewährte Freundschaft mit den Angehörigen des Schlosses Neideck verband, trafen sich oft in des Rentmeisters freundlichem Wohnsitz und wie sie die Zeugen der stillen Vermählungsfeier Adelens und Normanns gewesen, so waren sie auch die Taufzeugen des Erstgebornen derselben.

In das Churfürstenthum Hessen aber kehrte mit dessen angestammtem Fürsten auch die frühere absolute Gewaltherrschaft wieder zurück. Der von Thron und Land vertriebene Fürst schien im Exil die Zeit verschlafen zu haben, die so reich an welterschütternden Ereignissen und deren bedeutungsschweren Folgen gewesen.

Vergessen war, was das Volk in Begeisterung für die Befreiung des Landes zum Opfer gebracht und was es unter der Fremdherrschaft gelitten.

Der Churfürst begann die Regierung wieder ohne Rücksicht auf das Wohl seiner Unterthanen, starr und steif am Alten festhaltend, grimmiger Feind gegen jede vernünftige Neuerung, und als einige seiner früheren Beamten sich ihm vorgestellt, welche während seiner Abwesenheit den Zopf abgelegt, da zeigte sich der Churfürst höchst ungnädig gegen dieselben, und befahl ihnen, nicht eher vor ihm zu erscheinen, bis sie wieder im Besitz eines — wohlfrisirten und respectablen Zopfes seien!

Feuilleton.

* Maria.

(Ein Ton aus der zartesten Saite unserer Mädchenherzen.)

Maria sitzet weinend
Im stillen Kämmerlein
Und ringt die weißen Hände
In namenloser Pein.

Der Glocke erstes Mahnen
Vom hohen Dome dröhnt,
Mariens Herze hebet,
Und ihre Seele stöhnt:

„Was er mir oft geschworen,
O Gott, Du hast's gehört!
Wie Er mit Heuchlerrede
Mein armes Herz bethört!"

„Wie er mein banges Zagen
In Hoffnungstraum gewiegt
Wie er der Seele Zweifel
Mit süßem Wort besiegt!"

Der Glocke zweites Mahnen
Erdröhnt vom Dome her;
Mariens Auge blickt
So weh, so freudenleer:

„O ruft mich nicht, ihr Glocken
Zu Gottes hohem Haus!
Maria kann nur weinen,
Kann nicht zu Euch hinaus."

Da hallen rasche Schritte —
„Er ist es!" klopft das Herz,
Er ist es! jauchzt die Seele
Empor aus Gram und Schmerz.

— Er ist's! er hat gehalten
Den feierlichen Eid;
Es ist der Heißersehnte,
Der — Schneider mit dem Kleid.

* Es ist merkwürdig, Herr Schwiegersohn, so oft ich zu Ihnen auf's Land komme, ziehen sich Gewitterwolken zusammen.

Schwiegersohn: Ja, und sobald Sie in's Haus getreten, geht auch's Donnerwetter los.

* Das größte Beispiel von menschlicher Geduld und Nachsicht ist kürzlich in Tennessee vorgekommen: Ein Mann, dessen Frau gestorben war, heirathete nach kaum sechs Monaten — seine eigene Schwiegermutter.

* (Wege in's Jenseits.) Jeder Mensch stirbt auf eine Weise. Der Musikant pfeift auf dem letzten Loche. Der Jude kommt in Abraham's Schooß. Der Müde legt sich zur Ruhe. Der Schnitter beißt in's Gras. Dem Zahnarzte thut kein Zahn mehr weh. Dem Weber schneiden die Parzen den Lebensfaden ab. Der Höfliche sagt der Welt Valet. Der Schiffer zahlt sein Fahrgeld an Charon. Dem Nachtwächter hat sein letztes Stündlein geschlagen. Der Wanderer geht zur Heimath ein. Der Schwätzer wird ein stiller Mann. Der Bergmann fährt zum letztenmale an. Der Unglückliche haucht den letzten Seufzer aus. Dem Uhrmacher ist seine Uhr abgelaufen. Der Läufer setzt kein Bein mehr vor das andere. Der Trinker liegt in den letzten Zügen. Kleine Kindlein werden unter die Engel versetzt. Die Dienstboten hat der Herr zu sich genommen. Der Kutscher und der Postillon sind abgefahren. Der Todtengräber sinkt in die Grube. Der Kaufmann und der Gastwirth schließen ihre Rechnung ab. Der Schläfrige schließt die Augen. Dem Laternenanzünder hat der Tod das Licht ausgeblasen.

* (Die neue Suppe.) An der Mittagstafel eines Berliner Hotels saß vor einigen Tagen ein junger Reisender und Feinschmecker, der, als er den ersten Löffel Suppe über die Lippen gebracht hatte, plötzlich innehielt und den Oberkellner herantief. „Herr Oberkellner," sagte er ernst, und energisch, geben Sie mir eine andere Suppe, ich esse Potage á la Bismarck nicht!" — „Mein Herr," meinte der Oberkellner, „dies ist überhaupt eine klare Bouillon und nicht die von Ihnen genannte Suppe." — „Doch, doch," rief der Gast, „sehen Sie nur, oben auf sind drei Haare!" — Dies wirkte, der Fremde bekam eine andere Suppe.

* Ein treffendes Wort des österreichischen Ministers Unger wird einem Pester Blatte geschrieben. Ein heißblütiges polnisches Mitglied des Verfassungsausschusses ließ sich hinreißen von einem „Abfall" des nicht befriedigten Galiziens zu reden. „Nun, wo wollen Sie denn hinfallen?" fragte Herr Unger trocken.

* „Was versteht mer denn unner Theilung der Arweit?" — „Das will ich Ihnen klar machen, z. B. Sie bezahlen den Wein und ich trinke ihn."

Gemeinnütziges.

* (Vorzügliche Mörtelarten.) 1) Mörtel ohne Sand. Man mische einen Centner zu Pulver gelöschten Kalk und 2 Ctr. durch ein feines Drahtsieb geschlagene Torf-, Steinkohlen- oder Braunkohlenasche mit Wasser zu einem dicken Brei an. Nachdem beide Theile gut vereinigt sind, setze man noch 1 Pfund Kaliwasserglas von 33 pCt., welches vorher mit ca. 3 Pfund Wasser verdünnt ist, hinzu und rühre gut um. 2) Mörtel mit Sand. 1 Ctr. zu Pulver gelöschter Kalk, 1 Ctr. reiner Quarzsand mit 2 Ctr. durch ein grobes Drahtsieb geschlagene Torf-, Steinkohlen- oder Braunkohlenasche werden mit reinem klaren Wasser zu Brei aufgerührt, und diesem dann noch 1 Pfd. 33prozentiges Kaliwasserglas, welches vorher mit 3 Pfd. Wasser verdünnt worden, zugesetzt. Mörtel Nro. 1 kann auf Stein, Holz, Lehm 2c. aufgetragen werden und trocknet binnen 7—8 Tagen zu einer äußerst festen Masse, auf welche weder Luft, Wasser, Hitze noch Kälte zerstörend einwirken. Mörtel Nro. 2 kann zu Wasserbehältern, Mauerziegeln, Deckplatten 2c. verwendet werden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 10:
Abraham Grünebaum.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt
zur
„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 12. Kaiserslautern, 11. Februar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.
Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(11. Fortsetzung.)

Wenige Minuten später lag Alles still und ruhig wie zuvor, der Mond schien friedlich auf das Kirchlein herab, in welchem ein paar Augenblicke zuvor das Unglück eines Menschenlebens besiegelt worden war.

Sechstes Capitel.
Ein politischer Flüchtling.

Die Unruhen des Winters im Jahre 184* dehnten sich selbst auf den geselligen Verkehr aus und hinderten jeden Frohsinn und Heiterkeit. Eine drückende Schwüle lag in der Luft und erfüllte die dem Hofe nahestehenden Personen mit dumpfem Schrecken. Man wagte sich nicht zu rühren, aus Furcht, die Wuth der niedern Volksklassen zu erregen. Die Salons blieben geschlossen und nur kleine gesellige Cirkel fanden sich zusammen, um sich gegenseitig ihre Sorge und Angst für die Zukunft auszusprechen.

Nur wenige hochgestellte Personen sahen ruhig auf die allgemeine Aufregung und Bewegung des Volkes und unter diesen vor allen Dingen Herr von Lichtenfels, der erst im Herbst mit seiner jungen Gattin von der Hochzeitsreise zurückgekehrt war.

Er hatte sich die Erhebung des Volkes wohl anders gedacht, vernünftiger, gemäßigter, aber er gestand sich, daß man dasselbe zu lange gereizt und erzürnt hatte, als daß an Ruhe und Mäßigung gedacht werden konnte.

Herr von Lichtenfels wußte genau, daß man höheren Orts sein Thun und Treiben mit Argusaugen beobachtete, er wußte, daß man es ihm nicht verzieh, daß er zu Gunsten des Volkes gesprochen hatte. Und man zuckte nicht die Achseln über ihn, sondern man trieb es so weit, ihn für einen der ärgsten Demokraten zu halten und ihn als solchen zu fürchten. Nur Beweise konnte man nicht beibringen, so viele Spione man auch gegen ihn aussandte.

Allerdings stand Herr von Lichtenfels mit später berühmt gewordenen Patrioten des Auslandes in Verbindung, er schwärmte für die Begeisterung und edle Aufopferung, mit welcher sie für ihr Vaterland kämpften und Briefe von denselben waren ihm eine wahre Herzenserquickung im Vergleich zu der steten Höflichkeit und Kriecherei, die er in den Kreisen zu sehen gewohnt war, worin er sich bewegte. Er konnte es nicht fassen, wie man seine innerste Ueberzeugung gegen äußere Ehre und Ansehen verkaufen konnte, und weil ihm das unbegreiflich war, darum mußte man ihn als einen Ausgestoßenen behandeln.

Die junge Ehe des Herrn von Lichtenfels hatte sich außerordentlich günstig gestaltet, er wußte kaum, ob er seine Gemahlin nicht ebenso innig liebe, als jenes Mädchen, deren Treulosigkeit ihn so unglücklich gemacht. Jeden Tag entdeckte er an Mathilden neue Eigenschaften, die sie ihm theurer und liebenswerther machten, er entdeckte die glänzendsten Geistesgaben an ihr und ihre geistreiche Unterhaltung verkürzte ihm manche Stunde und ließ ihn die Gesellschaft seiner Freunde vergessen.

Auch Mathilde fühlte sich glücklich, nun sie einen tiefern Blick in das Thun und Treiben ihres Gatten geworfen hatte. Da gab es nichts zu verbergen und nichts zu verrathen, höchstens konnte man ihm seinen Briefwechsel mit freidenkenden Männern zur Last legen und da hinein konnte Niemand einen Blick werfen.

Mathilde war noch mit keinem ihrer Bekannten wieder zusammen getroffen, nicht einmal die nothwendigsten Besuche wurden gemacht und kein Mensch fühlte sich veranlaßt, ihnen das übel zu nehmen. Mathilde schien fast ein Zusammentreffen mit bekannten Menschen zu fürchten, sie saß am liebsten in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer und unterhielt sich mit ihrem Gemahl über die Tagesereignisse, die Stoff zur Unterhaltung genug boten.

Tag aus Tag ein liefen Nachrichten darüber ein, daß der Aufruhr immer größere Dimensionen anzunehmen beginne, aus allen Städten kamen Berichte, wie die Revolutionsfackel heller und heller auflodere. Zitternd und zagend, was der folgende Morgen bringen würde, legte man sich zur Ruhe und dankte Gott, wenn ein Tag ruhig verflossen war.

Herr von Lichtenfels, der in seiner Gattin das gefunden zu haben glaubte, was die Frau dem Manne immer sein sollte, eine treue Gefährtin, mit der er seine Gedanken, Sorgen und Befürchtungen austauschen konnte, verlebte glückliche, heitere Tage in Mathildens Gegenwart. Ihm entging ihr oftmals bekümmertes, sorgenvolles Wesen ganz, oder er schrieb es auf Rechnung der unruhigen Zeiten, die jedes fühlende Herz in steter Aufregung hielten, nicht der leiseste Gedanke tauchte in ihm auf, daß ein anderer Grund seine Gattin oft traurig mache.

Welche Sorgen konnte sie auch haben? Sie, das verwöhnte Kind des Glücks, die kaum den Schmerz dem Namen nach kannte?

Er hatte gehofft, ihr im Laufe des Winters ein Uebermaß von Freuden und Vergnügungen zu bieten. Das ging nun freilich nicht, denn wer dachte inmitten der Unruhen an Genüsse und Zerstreuungen? Am allerwenigsten Herr von Lichtenfels, der jede Stunde, die er dem allgemeinen Interesse raubte, für verloren hielt, und Mathilde wiederholte ihm immer und immer wieder, daß auch sie keinen Sinn für dergleichen Dinge habe.

War etwas im Stande, die beiden Gatten einander näher zu bringen, so war es Mathildens Gleichgültigkeit gegen die Welt und die sogenannte Gesellschaft, die sie seit dem Tage ihrer Verheirathung gezeigt hatte. Wenn Herr von Lichtenfels seine Gattin auch niemals so lieben konnte, wie er einst geliebt, er vertraute sie höher als irgend ein weibliches Wesen. Immer mehr weihte er sie in alle Geheimnisse und Pläne ein, denn wo er selbst nicht handelnd auftrat, da war er doch immer ein Schutz der Bedrängten und seine patriotischen Gesinnungsgenossen fanden einen vortrefflichen Halt an ihm.

Eine dunkle, unheimliche Nacht senkte sich herab. Der Regen goß in Strömen und der Wind peitschte die blätterlosen Zweige eines hohen Lindenbaumes gegen ein kleines, abseits von der Landstraße liegendes Wohnhaus. Man konnte das Haus auch einen Sommer-Pavillon nennen, es war kaum größer und ebenso leicht und luftig gebaut.

Schon seit die Dämmerung einbrach, waren dicht verhüllte Gestalten gekommen und einer nach dem andern in der niedern Thür lautlos verschwunden. Ein Mann nahm sie in Empfang, wenn sie leise die Parole: „Gott und Vaterland!“ geflüstert hatten.

Etwa um 7 Uhr war der letzte Mann gekommen und dann drehte sich ein Schlüssel um, schwere Riegel wurden vorgeschoben und das Häuschen lag wieder stumm und düster in dem strömenden Regen, als sei meilenweit in der Runde keine lebende Seele.

Aber dann wurde es abermals lebendig, man vernahm leises Säbelgeklirr, unterdrückte Commandoworte und dann wurde das Häuschen umstellt, Mann an Mann bildeten eine lebendige Mauer.

Doch im Häuschen rührte sich nichts, kein Geräusch wurde laut, kein Lichtschimmer erhellte die Fenster und dennoch standen die Soldaten bereit, jeden Augenblick vorzurücken, während der Offizier, das Ohr an das Schlüsselloch gedrückt, gespannt lauschte.

Droben im ersten Stock des Häuschens saß eine ernste Gesellschaft beisammen. Es waren Patrioten, angesehene Männer des Staates, die die Rechte des Volkes gewahrt wissen und dennoch Ruhe und Frieden stiften wollten. Leise flüsternd wurde die Berathung geführt, nur ein einziges kleines Licht erhellte nothdürftig den kleinen Raum.

„Im Namen des Königs!“ ertönte plötzlich draußen eine schrille Stimme.

Die Versammelten sprangen auf.

„Verrath!“ schallte es wie aus einem Munde.

„Ruhe, meine Herren, keine Unvorsichtigkeit, rühren Sie sich nicht,“ mahnte einer der Männer, indem er das Licht auslöschte, und dann an das Fenster trat, wo er durch die schweren Vorhänge einen Blick in's Freie werfen konnte.

„Das Haus ist ganz umstellt, uns bleibt dort kein Ausweg, nur Muth und Besonnenheit können uns retten. Folgen Sie mir!“

Der Mann schritt voran, indem er schnell eine kleine Blendlaterne angezündet hatte. Lautlos folgte ihm die Versammlung, während schwere Kolbenstöße gegen die schwache Thür geführt wurden, die solchem Andringen bald weichen mußte. Schon hörte man das Krachen des Holzes, als die Männer eine Treppe des Hinterhauses hinabstiegen, von wo sie durch eine Fallthür in den Keller gelangten. Diese schloß sich, keine Spur verrieth mehr, daß hier ein menschlicher Fuß geweilt hatte. Unten im Keller angekommen, öffnete der Führer eine Thür, die in einen langen, dunklen Gang führte und hier blieb er einen Augenblick athemschöpfend stehen.

„Vorsicht, meine Herren, und ich hoffe, wir sind gesichert,“ flüsterte er, sich umsehend. „Das Ende dieses Ganges führt in ein dichtes Gebüsch meines Gartens, von wo Sie sich hoffentlich ungesehen zerstreuen können, wenn die Regierung nicht allzu vorsichtig gewesen ist.“

Ein Schrei des Schreckens brach sich plötzlich von den Lippen der Anwesenden — in dem Keller war Licht und die Thüre, die in den Gang führte, offen. Man hatte die Fallthüre entdeckt und war ihnen auf den Fersen. Ohne eine Aufmunterung von Seiten des Führers folgten Alle instinktiv dem Scheine der Blendlaterne.

Eine förmliche Jagd begann — ein einziges Versehen, das Vorbeistecken des Schlüssels hätte Alle unglücklich gemacht.

Aber das kühne Wagniß gelang, dem ersten heranstürmenden Offizier fiel die schwere eiserne Thüre vor der Nase zu und dann war Alles still — die Versammlung zerstreute sich in alle Winde.

„Teufel, wer hätte hier einen Ausgang vermuthet?“ fluchte der Offizier. Dann schickten sich die Soldaten an, das Haus zu durchsuchen, aber nichts verrieth den Zweck dieser heimlichen Zusammenkunft. Da war kein Papier, kein Zeichen, was auf irgend einen hochverrätherischen Plan hindeutete. Nur in dem Zimmer, wo die Versammlung stattgefunden hatte, fand man in Reih' und Glied um den Tisch herum zwölf Lehnstühle.

Ein wildes Hallohgeschrei seiner Untergebenen störte den Offizier in der Durchsuchung eines Schreibpultes, in welchem er wenigstens Papier zu finden erwartete, die irgend welchen Aufschluß geben konnten. Er stürzte die Treppe hinab, die Ursache des Lärms zu erfahren, fand aber die Soldaten nicht mehr, nur zwei Posten waren zurückgeblieben.

„Was heißt das, Kiesewetter?" fragte er den einen barsch.

„Man verfolgt einen der Verschworenen, den man bei Durchsuchung des Parks in einem Gebüsche fand," entgegnete der Angeredete.

„Hm, das wäre so etwas, einer genügte, die ganze Bande an's Messer zu liefern und mir eine Auszeichnung zu sichern. Verteufelte Kerle! Habe diesem Herrn von Lichtenfels immer nicht getraut — die Geschichte wird ihm den Hals brechen."

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Naturleben in Monatsbildern.

Von Dr. Karl Ruß.

Die Natur ist des Menschen eigentliche Heimath
In der fremd zu sein, Jedermann Schade und Schande bringt.
Professor E. A. Roßmäßler.

Februar.

Winter weint die hellsten Thränen.
Und ich fühle Frühlingssehnen;
Lust und Freude, frisch wie Thau,
Lacht zu mir des Himmels Blau,
Klaus Groth.

Noch tobt der Nordost gar eisig über die schneebedeckten Fluren und dennoch tritt uns jetzt bereits das erste erwachende Leben erfreuend entgegen. Wir athmen hoch auf, sobald wir, um eine dichte Waldhecke gelangend, ein stilles Plätzchen finden, auf welchem die Wirkung der Sonnenstrahlen zur Geltung kommt. Hier finden wir, trotz Schnee und Eis, bereits das erste Vogelnest, das des Kreuzschnabels mit Eiern oder Jungen. Dieser Vogel nistet aber ebensowohl im Januar und Dezember oder zu anderer Zeit, als jetzt, denn bei ihm ist nicht die Witterung, sondern die Nahrung maßgebend. Dagegen finden wir auch bereits eine Anzahl jetzt regelmäßig nistender Vögel. Der Wasserstaar brütet schon; Raben, Elstern und Krähen bauen Nester, Gänse legen Eier und auch mehrere Drosseln rüsten sich zum Nestbau.

Mildes Wetter bringt auch die zurückkehrenden ersten Wandervögel. Holz- und Ringeltauben schwirren durch die kahlen Buchenwipfel, die ersten Lerchen trippeln auf dem abthauenden Acker. Staare und Kibitze zeigen sich auf den Wiesen und weiße und graue Bachstelzen, auch wohl schon ein einsames Rothkehlchen in den Gärten. Auch die erste Waldschnepfe kommt schon an.

Die hochnordischen Gäste, Schneeammern, Wachholderdrosseln, Berg- und Flachsfinken, Seidenschwänze, Karmin- und Hakengimpel rücken schnell bei uns durch, zurück in ihre Heimath, und eilen in Schaaren oder einzeln vorüber. Auch die größeren nordischen Wanderer, Wildenten und Wildgänse schweben nordwärts dahin und aus den Straßen verschwinden die befiederten Wintergäste, Krähen, Goldammern, Haubenlerchen u. a. und ziehen sich auf die abgethaueten Hügelabhänge zurück, wo auch Strichvögel, wie Hänflinge und dergleichen in großen Schwärmen zu finden sind.

Nur zu oft kehren aber die Wintersmucken noch immer wieder, in Schneegestöber und Frost, Sturm und Graus. Dann ist es aber um so nothwendiger, den Vogelplatz milden Herzens reichlich zu versehen, vom Schnee freizukehren und täglich mehrmals Futter auszustreuen, weil andernfalls grade jetzt noch gar viele herzige Vögel zu Grunde gehen.

Trotz des rauhen Wetters beginnen in allen Pflanzen bereits tief eingreifende chemische Verwandlungen. Feuchtigkeit, Wärme, Licht und Luft äußern anfangs unmerkliche, doch bald mit gewaltiger Kraft zunehmende Einwirkungen auf die vorräthigen Nahrungsstoffe der Sämereien; der Kleber wird in Diastase, das Stärkemehl in Zucker verwandelt u. s. w. Die Saamen schwellen an, die Keime erheben sich, schon geht der Zucker in Holzstoff über. In gleicher Weise erwacht die geheimnißvolle, frühzeitige Lebenskraft im anscheinend noch völlig todten Baume. Die mit Kohlensäure, Ammoniak und Salzen geschwängerte Feuchtigkeit des Bodens wird von den Faserntwurzeln begierig aufgesogen, löst die Vorräthe von Gummi, Zucker, Eiweiß u. s. w. auf, und durchströmt als ernährender Saft alle Theile des Baumes.

An den noch ganz kahlen Zweigen des Haselnußstrauchs erglühen gleichsam aus den Knospen purpurne Sternchen, die weiblichen Blüthen, während die sogenannten Primel oder Kätzchen, die männlichen Blüthen, ihren goldgelben Staub ausstreuen. Auch der blätterlose Kellerhals oder Seidelbast entfaltet purpurrothe, duftige Blüthen. Schneeglöckchen und Leberblümchen lächeln uns freudig entgegen und, wie um diese Freude zu erhöhen, erhebt sich die erste Feldlerche mit weithinschallender Jubelstimme in die klare, blaue Luft. Und sie führt uns noch einmal zur Thierwelt zurück.

Unter den Säugethieren beginnt jetzt reges Leben. Im tiefen Waldesdickicht werden junge Wildschweine geboren, in tiefer Erdhöhle junge Dachse und bei milder Witterung an einem geschützten Orte auch wohl schon junge Häschen; auch die Hausthiere, Pferde, Kühe, Schweine und Schafe bringen jetzt meistens ihre Jungen zur Welt. Für die übrigen Hasen, namentlich aber für die meisten Raubthiere tritt jetzt die Liebeszeit vollends ein. Die Katzen stimmen ihre „steinerweichenden" Abendlieder an und auf den Schneedächern balgen sich des Nachts die Marder umher. Die Füchse sind stets zu mehreren in einem Bau und werden deshalb von dem eifrigen Jäger mit Hülfe des Dachshundes ausgegraben. In gleicher Weise schwärmen jetzt die Wölfe, Fischottern, Iltisse und Andere herum. Der kräftige ausgewachsene Hirsch wirft jetzt sein Geweih ab, wovon der Monat den Namen „Hornung" trägt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

* In den **Berliner** höheren gesellschaftlichen Kreisen macht folgender Vorfall peinliches Aufsehen: Gegenstand des Gespräches ist ein Glückskind der Börse, ein durch Speculationen und durch glückliche Nebenumstände zu Reichthum und äußerem Ansehen gelangter Emporkömmling vom Stamme Israel, der es überdies lediglich seinen nahen geschäftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen zu einer sehr hohen und sehr einflußreichen Persönlichkeit zu verdanken hat, daß er von unserem Kaiser mit Gunst- und Gnadenbezeigungen aller Art überschüttet und sogar der Ehre gewürdigt wurde, als Rathgeber bei der Erörterung wichtiger finanzieller Fragen hinzugezogen zu werden. Seitdem die kaiserliche Huld diesen Ritter vom Geldsack in so überschwänglicher Weise beschienen hatte, leuchtete sein Stern auch allmählig in den gesellschaftlichen Kreisen der vornehmen Welt heller auf. Die Minister und die höchsten Würdenträger des Staates und der Krone, sowie das Offiziierscorps, und selbst Prinzen, welche in verwandtschaftlichen Beziehungen zu unserem Königshause standen, hielten es nicht mehr für einen Verstoß gegen den guten Ton, die Soireen dieses Börsenbarons durch ihre und ihrer Damen Gegenwart zu verherrlichen. Da macht dieser üppige Mann eines Tages die Entdeckung daß die Liste der zu einer Soiree einzuladenden Gäste doch etwas gar zu lang ausgefallen sei und wohl einer Beschneidung bedürfe. Sein scharfes Auge fällt sofort auf den Namen eines bürgerlichen Offiziers von einem der hiesigen Garde-Regimenter; sein Stolz bäumte sich gegen die Verunzierung einer so ausgesuchten Gesellschaft durch ein Mitglied der „bürgerlichen Canaille,“ und er meint, daß es doch wohl gerathen sei, diesen Namen vorweg zu streichen. Indessen gibt ihm sein scharfsinniger Spiritus familiaris zu bedenken, daß die Liste der Offiziere von den betreffenden Commandeuren aufgestellt sei, daß die Zurückweisung eines Offiziers von auch nur bürgerlichen Namen leicht das ganze Offiziierscorps beleidigen und selbst bei Hofe mißfällig aufgenommen werden könne. Diese Erwägungen verfehlen denn auch nicht ihre Wirkung und der bürgerliche Offizier ist gerettet. Aber die Scrupel des aufgeblähten Günstlings bleiben nicht geheim. Noch an demselben Tage erhält der Commandeur desjenigen Garde-Regiments, dessen Offizier in Gefahr geschwebt hatte, von unserem jüdischen Bankier für nicht vollwichtig erklärt zu werden, Kenntniß von dem beabsichtigten Attentat auf die Ehre des gesammten Offiziiercorps und er erläßt sofort an seine Offiziere den Befehl, die Soiree des Hrn. X. nicht zu besuchen. Dieselbe Weisung ist dann den Offizieren der übrigen in Berlin garnisonirenden Regimenter von ihren Commandeuren ertheilt worden und seitdem meidet auch die übrige vornehme Welt mehr und mehr die Gesellschaften jenes „geschlagenen Mannes.“ Erzählt wird noch, daß auch der Kaiser und der Kronprinz von jenem Vorgange auf das Unangenehmste berührt worden seien. (B. B.)

* (**Gott Vater ist grämlich!**) Bei der letzten Versammlung des katholischen Vereins in Kremsbrücken erzählte unter dem beifälligen Gemurmel der Anwesenden ein glaubenstreues Bäuerlein, es habe im Sommer v. J. eines Tages den Himmel offen gesehen und Gott Vater geschaut, der gar grämlich auf die sündige Welt und auf den Bauer herniederblickte und den Kopf schüttelte.

* **Frage:** Welches hat mehr Beine, ein Pferd oder kein Pferd?

Antwort: Kein Pferd, denn **ein** Pferd hat vier Beine und **kein** Pferd fünf Beine.

---

* **Die Verwandlung.**

Es wundert Dich, daß ein so garstig Ding,
Wie eine Raupe ist, zum schönen Schmetterling
In wenig Wochen wird — mich wundert's nicht.
Denn wiss', auch manche Schöne kriecht
Als Raupe Morgens aus dem Bette
Und kommt als Schmetterling von der Toilette.

Gemeinnütziges.

* (**Die Schnellbleiche.**) Auf 20 Pfund Leinewand oder Garn, welches vorher gut ausgekocht und ausgespült wird, wovon aber das Wasser ganz abgelaufen ist, nimmt man 4 Pfund recht frischen Chlorkalk, gießt darauf 10 Pott (ca. 8 preuß. Quart) weiches Wasser, läßt es 20 Stunden stehen, bindet es aber fest zu, damit es nicht verdampfe und rührt es inzwischen öfters um. Dann thut man 80 Pott weiches Wasser in einen Kübel, gießt den aufgelösten Chlorkalk durch ein Sieb hinzu, thut ferner 3/4 Pfd. fein gestoßenen Alaun hinein und rührt die ganze Masse mit einem Besen tüchtig um. Hierauf legt man die Leinewand recht glatt und gleichmäßig hinein. Dann kehrt man dieselbe in der ersten Stunde 4 Mal, in der zweiten 8 Mal und in der dritten fortwährend um, worauf man sie gut spült und nach 24 Stunden in frisches Wasser legt, dasselbe aber Morgens und Abends erneuert. Zuletzt läßt man die Leinewand noch einige Tage an der Luft bleichen.

* Um **Tintenflecke** aus der **Wäsche** zu bringen, löse man 2 Theile Weinstein und 1 Theil Alaun in Wasser auf, bringe davon auf die Flecke und wasche das Zeug nach einiger Zeit in reinem Wasser aus. Durch dieses Mittel wird die Wäsche nicht angegriffen und es ist daher mehr zu empfehlen, als das gewöhnlich zu diesem Zweck angewandte Sauerkleesalz, wonach die Stellen mürbe werden.

* (**Blutstillendes Mittel.**) Man nehme acht Loth rectificirten Spiritus und ein Loth Eisenvitriol, womit Werg oder feine Leinewand getränkt und auf die blutende Stelle gelegt wird. — Wo das Eisenvitriol fehlt, bedient man sich des Spiritus allein.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 13. Kaiserslautern, 14. Februar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(12. Fortsetzung.)

Der Offizier wurde in seinem Monolog durch das Heranstürmen der Soldaten unterbrochen, welche eine Gestalt verfolgten. Die Soldaten liefen wie der Sturmwind, aber noch schneller die Gestalt, die kaum den Boden zu berühren schien. Aber da war keine Möglichkeit zum Entrinnen, der Mann mußte endlich ermatten, wo so viele Verfolger ihm auf den Fersen waren — — — — — — — — — — — — — —

Mitternacht war vorbei und die Residenz lag in tiefer Ruhe. Nur in wenigen Häusern sah man noch Licht und unter diesen war das des Herrn von Lichtenfels.

In dem Familienzimmer saß Frau von Lichtenfels allein, die feine Handarbeit ruhte achtlos in ihrem Schooße. Sie schien ebenso jedes Interesse für die Bücher und Zeitschriften verloren zu haben, die massenweise auf dem Tische umher lagen.

Angestrengt lauschte sie auf jedes leise Geräusch, ein Fußtritt ließ sie aufspringen und erschrocken zusammenfahren, eine fieberhafte Röthe färbte ihre Wangen.

Plötzlich ein Klopfen gegen die Hausthür.

Das war das Zeichen! Mathilde sprang auf, sie flog mehr als sie ging die Treppe hinab und riß die Thür auf.

Zwei Männer traten über die Schwelle — die Thür schloß sich.

„Wir sind verrathen, Mathilde, die Verfolger sind uns auf den Fersen," sagte Herr von Lichtenfels. „Ich lege mich, um jeden Argwohn zu vermeiden, zu Bett, Deinem Scharfsinn überlasse ich es, ein Versteck für Herrn Braun ausfindig zu machen — dann ziehe Dich in Dein Schlafzimmer zurück, man wird voraussichtlich noch in dieser Nacht Haussuchung bei uns vornehmen."

„O, mein Gott, Du blutest!" schrie Mathilde auf.

„Keine Sorge um mich, nur eine leichte Schramme," entgegnete Herr von Lichtenfels hastig, indem er das Tuch fester gegen seine Stirn preßte.

Dann eilte er die Treppe hinauf, gefolgt von Mathilde und Braun.

„Folgen Sie mir unbesorgt, mein Herr," sagte Mathilde jetzt vollständig ruhig; „ich kann Ihnen zwar keinen bequemen Aufenthaltsort für die Nacht anweisen, aber Sie sind dort wenigstens sicher."

Mathilde schritt voran in den großen Empfangssalon. Dort stand ein Buffet, welches eine Nische verbarg, die jedem uneingeweihten Auge nicht sichtbar werden konnte.

„Glauben Sie, daß Sie die Kraft haben, längere Zeit stehend darin zu verweilen?" forschte Mathilde.

„Ob ich sie habe, gnädige Frau?" entgegnete der Angeredete. „Ich muß sie haben, wenn ich mich nicht den Händen meiner Verfolger ausliefern will. Doch was ist das? Hörten Sie nichts?"

Mathilde lauschte.

„Schnell hinein — dort — hier — durch dieses Thürchen. Um Gotteswillen, versuchen Sie rasch hinein zu kommen, sie sind es — sie sind es!"

Es gelang Braun nur sehr schwer, sich durch die enge Höhlung hindurch zu arbeiten, aber er erreichte seinen Zweck und gleich darauf stand er sicher aufgehoben hinter dem Buffet.

Mathilde schloß die Thür und athmete erleichtert auf. Dann sah sie noch einmal sorgfältig umher und löschte das Licht in ihrer Hand. Geräuschlos verließ sie den Salon und zog sich in ihr Schlafgemach zurück, denn schon hörte sie schwere Schritte auf der Treppe.

Hastig begann sie sich zu entkleiden, ihre Hände zitterten, aber sie wollte es um so wahrscheinlicher machen, daß man sie im Schlafe gestört hatte.

Kaum hatte sie Zeit, ihr Morgenkleid überzuwerfen, als die Kammerfrau an ihre Thür klopfte.

„Oeffnen Sie, gnädige Frau, ich bitte Sie um's Himmelswillen!"

„Was heißt das, Netty, was willst Du mitten in der Nacht? Ist Feuer ausgebrochen?" entgegnete Mathilde mit fester Stimme.

„Nein, o nein, gnädige Frau, nicht das ist es. Man will Haussuchung halten, hier sollen Verbrecher verborgen sein."

„Du bist eine Närrin," sagte Frau von Lichtenfels, indem sie über die Schwelle ihres Schlafgemaches trat. „Was sprichst Du für thörichte Dinge?"

„O, es ist ganz gewiß nicht thöricht, gnädige Frau, das ganze Haus ist bereits von Militär überfüllt und umstellt."

„In der That, gnädige Frau," bestätigte der hinzutretende Diener, „man sucht nach politischen Flüchtlingen."

„Aber ich begreife nicht — hier nach politischen Verbrechern zu suchen? Da muß unbedingt eine Ver-

wechslung vorliegen," sagte Mathilde so ruhig wie möglich. „Ist mein Gemahl schon geweckt?"

„Ja, gnädige Frau, der Offizier verlangte zuerst das Schlafgemach des gnädigen Herrn zu durchsuchen," antwortete der Diener.

„Ich begreife das Ganze nicht," sagte Mathilde so gleichgültig wie möglich, indem sie wieder in ihr Schlafgemach zurücktrat, als berühre sie die Angelegenheit gar nicht weiter. Und doch war ihr die Brust wie zugeschnürt, sie wußte, welche Gefahr ihrem Gatten drohte, wenn es entdeckt wurde, wo er diese Nacht gewesen war.

Schritt für Schritt hörte sie die Eingedrungenen jedes Zimmer durchsuchen, sie hörte endlich, wie sie in den Empfangssalon eindrangen. O, wie lange sie dort weilten!

Endlich, endlich — es wurde still in dem großen Gemache.

Mathilde seufzte erleichtert auf. Sie hörte, wie die Soldaten die Treppe hinabstiegen und dann das Haus verließen, die Hausthür fiel knarrend in's Schloß.

Aber die Gefahr war darum nicht beseitigt, die Kammerfrau meldete, daß man Posten ausgestellt habe und so durfte Mathilde es nicht wagen, ihrem Gast irgend welche Erfrischung anzubieten — er mußte aushalten.

Eine lange qualvolle Nacht verrann, langsam dämmerte endlich das Frühroth herauf, aber kein Schlaf hatte sich auf ihre Augen herabgesenkt. O, wenn doch ihr Gemahl erst käme!

Es wurde spät, ehe er erschien, die übermenschliche Anstrengung der vorhergehenden Nacht hatte ihn in einen Zustand der Erschöpfung versetzt, aus welchem er sich kaum wieder herausreißen konnte.

„Sage nichts, Mathilde, man weiß nicht, wie viele Spione uns schon in unserer Dienerschaft umgeben, wir müssen eine unendliche Vorsicht beobachten."

So gern Mathilde auch nach Braun gefragt hätte, so schwieg sie doch, bis endlich Herr von Lichtenfels selber seiner erwähnte.

„Ich sehe keine Möglichkeit, ihn fortzuschaffen," flüsterte er, „und doch kann er nicht mehr in seiner jetzigen Stellung aushalten. Weißt Du keinen Ausweg, Mathilde?"

Seine Gemahlin schüttelte den Kopf.

„Und doch muß er gerettet werden, sowohl um der guten Sache, als um seiner selbst willen. Braun ist ein edler Mann, wenn man ihn auch als einen der ersten Rebellen verfolgt. Ich weiß, es ist ein Preis auf seinen Kopf gesetzt und es giebt Spitzbuben genug, die ihn verdienen möchten. Hier im Hause muß er bleiben, sonst ist er verloren."

„Er soll nicht verloren sein," sagte Mathilde fest, „jetzt müssen kleinliche Bedenken schwinden. Aus dem Empfangssalon kann er leicht in mein Boudoir gelangen, ich stelle ihm das Gemach zu seiner Verfügung, oder hältst Du ihn da nicht für sicher aufgehoben? Fürchtest Du eine neue Haussuchung?"

„Du bist ein hochherziges Weib, Mathilde," sagte Herr von Lichtenfels, seiner Gattin die Hand reichend. „Nein, ich fürchte keine neue Haussuchung, man wird es nicht wagen, denn das Volk ist mir ergeben, es ahnt, daß ich in der That für sein Wohl sorge und man ist jetzt deshalb gezwungen, die Lieblinge desselben zu schonen."

Weiter wurde nicht davon gesprochen. Nach dem Frühstück ging Herr von Lichtenfels in den Empfangssalon. Sorgfältig schloß er alle Thüren ab und erst dann holte er seinen zum Tode erschöpften Freund aus dem Verstecke hervor.

Siebentes Capitel.

Der Spion.

Herr von Lichtenfels hatte Recht gehabt, eine Haussuchung fand nicht mehr statt, man wagte es nicht, den Volksfreund offen zu belästigen. Aber er fühlte sich nicht gesichert dadurch, er kannte seine Feinde zu gut, als daß er nicht ihr stilles Wirken fürchten mußte. Sorgfältig vermied er jede Handlung, die irgend welchen Verdacht erregen mochte und so konnte er ruhig den Zeitpunkt erwarten, wo er seinem Freunde einen sichern Zufluchtsort anweisen durfte.

Endlich hatte er Alles gehörig vorbereitet, die Papiere waren sämmtlich in Ordnung und Herr Braun verließ als Handlungsreisender eines großen Hauses die Stadt. Beruhigter ging Herr von Lichtenfels an seine täglichen Geschäfte, eine schwere Last war ihm von der Seele genommen, man hatte keine Indicien vorbringen können, die es gestatteten, ihn selbst zur Rechenschaft zu ziehen.

Kaum acht Tage nach jenem nächtlichen Ereignisse wurde Frau von Lichtenfels Graf Horn gemeldet.

Ein Blitz aus heiterem Himmel hätte die junge Frau nicht tödtlicher erschrecken können, als die Nennung dieses Namens, sie konnte sich kaum aufrecht halten. O, wie hatte sie vermessen genug sein können, zu glauben, daß sie straflos ein ruhiges Glück genießen sollte!

Mathilde faßte sich aber bald, das Leben an der Seite eines edlen, rechtschaffenen Mannes hatte sie geläutert und sie war mit sich einig geworden, nichts zu thun, was sich nicht mit ihrem Gewissen vertrug.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Naturleben in Monatsbildern.

Von Dr. Karl Ruß.

(Schluß.)

Sogar aus der kleinsten Thierwelt vermögen die Strahlen der Februarsonne schon Leben wach zu rufen.

Rothbäuchige Salamander schlängeln sich an die Oberfläche des Wassers empor, um Luft zu schöpfen, und ebenso erwachen Frösche und Kröten und kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Hechte laichen. Ein kleiner rother Schnabelkerf, welcher aus der Rinde oder aus Mauerritzen hervorkriecht, wird von den Kindern als „Soldätchen" begrüßt. Hin und wieder ein einzelner Schmetterling, ein kleiner Fuchs oder Citronenvogel, einige Bienen, wohl gar schon Mücken, Köcherfliegen u. s. w. lassen sich von den warmen Sonnenstrahlen verleiten, ihre Zufluchtsorte zu verlassen oder ihre Puppengehäuse zu zersprengen. Doch sie sind meistens verloren; ein eisiger Hauch ertödtet sie, ein Schneeschauer begräbt sie.

Die niedere Jagd ist in diesem Monat bereits geschlossen und auch Hochwild darf nur mit großer Vorsicht gepürscht werden. Nur Rehbock und Spießer soll man noch erlegen. Enten werden auf dem Anstande und ebenda wird auch wohl schon eine Waldschnepfe geschossen. Alle Raubthiere werden jetzt sehr emsig und erfolgreich verfolgt; noch ist ihr Pelzwerk gut. Auf der Uhuhütte erlegt man jetzt schädliche Raubvögel, läßt jedoch die nützlichen Bussarde, Milanen, sowie auch Saatkrähen u. s. w. unbehelligt.

Alles Wild muß noch immer sorgfältig gefüttert werden; in Nothfällen läßt man Espen und andere Hölzer fällen, deren Knospen Hirsche und Rehe lieben. Die Zapfen der Nadelhölzer, besonders Kiefernzapfen, und ebenso auch Erlensaamen sind einzusammeln, Birkensaamen schon auszusäen. Die Vorarbeiten für die Köhlerei und Flößerei sind zu beginnen, der Holzhieb wird aber beendigt. Bei andauerndem kalten Wetter sind Baumschulen vor dem Hasen zu schützen und die Waldungen überhaupt vor Wildbeschädigung. Wenn milde Witterung eintritt, werden die Raupen des großen Kiefernspinners unter dem Moose gesucht und vertilgt.

Obstbäume und Sträucher werden bei offenem Wetter schon umgesetzt und die andern von Raupen und Moos gereinigt und von dürren Zweigen befreit. Pfropfe und Oculirreiser sind zu schneiden und Ableger zu pflanzen. Die Hecken werden verschnitten und ausgefüllt. Die Weinberge werden bei kaltem Wetter noch so sorgfältig mit viel Dünger bedeckt; bei gelinderem werden schon Reben geschnitten. Die Bienenstöcke werden gelüftet, bei Sonnenschein muß aber möglichst das Ausfliegen der Bienen verhindert werden. Gewächshaus und Fenstergarten sind in Stand zu setzen.

Ein wunderbarer Kampf tobt jetzt in der Natur, unverständlich für die meisten Menichen und doch von ungemeiner Wichtigkeit und großem Interesse für den Blick des Kundigen. In jeder Nacht schmiedet der Frost einen neuen Eispanzer über Wiese und Feld und befestigt er die Decke des Se's auf's Neue; doch an jedem Mittage räumen die kämpfenden Naturmächte: die wärmenden Sonnenstrahlen, der erweichende Regen, das rüttelnde Wasser und der brechende Wind siegreich diese Schranken wieder fort und zerstören gar mächtig auch die alten. Doch währt dieser Kampf der feindlichen Gewalten rastlos und ununterbrochen viele Wochen hindurch, bis nach allmählichem, immer sichtbarerem Erlahmen der rauhen Mächte, endlich der Sieg des Frühlings über den Winter entschieden ist. Von immer wichtigerer Bedeutung wird dieser Vorgang auch für den Naturhaushalt. Denn durch das Schmelzen, Tiefeindringen, Wiederfrieren und Wiederaufthauen des Wassers wird der Boden immer mehr aufgelockert und vorbereitet, wird selbst der Fels zertrümmert und dienstbar gemacht für die demnächst sich entwickelnde Pflanzenwelt.

Nur wenig hat sich im Februar die Stellung der Sterne verändert; das Sternbild des Orion beschreibt jetzt genau den Himmelsäquator in seinem nächtlichen Laufe. Am östlichen Himmel wird bereits das Sternbild der Jungfrau sichtbar, während tief am westlichen das Sternbild der Fische zum Untergange sich neigt. In Süden glänzt die schöne Gruppe der Plejaden, das Siebengestirn oder auch volksthümlich die „Gluckhenne" genannt.

Der vorhin beschriebene Kampf der Naturgewalten bringt jetzt wechselvolle Witterung naturgemäß mit sich, und dieser fortwährende Wechsel zwischen warm und kalt, trocken und naß ist für die menschliche Gesundheit von bedeutsamem Einfluß. Wer kräftig ist, soll sich möglichst viel Bewegung im Freien machen. Brustleidende aber haben der sauerstoffreichern Luft wegen schon jetzt vorsichtig zu sein. Und wenn die Fastnachtsvergnügungen dieser Zeit immerhin noch zu den schönsten des schwindenden Winters gehören, so lassen sie doch auch gar zu leicht die Mahnung außer Augen setzen, daß man durch übertriebenes Tanzen, plötzliche Erkältungen, schnelles Kaltwassertrinken u. s. w. die Gesundheit für immer untergraben kann. Man ziehe bei allen Brust-, Lungen- und Halsbeschwerden grade jetzt den Arzt ohne Säumen zu Rathe. Alle Frauen sollten sich jetzt zugleich vorzugsweise hüten, sich zu eng zu schnüren; auch heischen jetzt schon die Sommersprossen Vorsicht, durch Verhüllung mit losen Tüchern und weißen Schleiern.

Das Wildbret wird in der Küche selten, dafür kommen schmackhafte, unter dem Eise gefangene Fische, denn die Monate mit dem „R" sind ja die beste Zeit für den Fischliebhaber. Die scharfe, mit Sauerstoff gesättigte Luft erhöht den Appetit und grade Hülsenfrüchte mit Rauchfleisch sind jetzt bekanntlich vorzugsweise beliebt. Die ersten, in Glaskasten gezogenen Frühgemüse sind noch sehr theuer. Pfannkuchen (Fastnachtsküchelchen) mit Punsch zur Fastnacht sollten stets mit Mäßigkeit genossen werdbn.

Feuilleton.

* Ueber die Lebensdauer der Geistlichen den Schullehrern gegenüber liegt uns eine statistische Nachweisung vor, der wir entnehmen, daß das Durchschnittsalter der Geistlichen 63,42, das der Schullehrer aber nur 53,91 Jahre beträgt. Von 100 Personen starben im Alter von 20—30 Jahren: kein Geistlicher aber 8 Lehrer; im Alter von 30—40 Jahren: 2 Geistliche und 15 Lehrer; im Alter von 40—50 Jahren: 12 Geistliche und 14 Lehrer; im Alter von 50—60 Jahren: 32 Geistliche und 25 Lehrer; im Alter von 60—70 Jahren: 24 Geistliche und 25 Lehrer; im Alter von 70—80 Jahren: 26 Geistliche und 11 Lehrer und im Alter von 80—90 Jahren: 4 Geistliche und 2 Lehrer. Demnach starben vor dem 40. Lebensjahre 23 Lehrer gegen 2 Geistliche.

* Berlin, 6. Febr. Einige Heiterkeit erregt, wenn auch nicht in der betheiligten Familie, das Verschwinden zweier Schwestern, aus anständigem Hause in Berlin, die sich, wie jetzt unzweifelhaft feststeht, von einem und demselben jungen Manne, dem sie beide in süßer Minne zugethan waren, vor einigen Tagen haben gemeinschaftlich entführen lassen. Der entrüsteten Familie haben die Schwestern bereits brieflich angezeigt, daß sie glücklich mit ihrem „lieben Freunde" in London angekommen seien und nächstens nach dem großen Salzsee aufzubrechen gedächten, da sie beabsichtigten, sich das vielgerühmte Treiben der Mormonen ganz in der Nähe anzusehen. Geld zur Reise sollen die vorsichtigen Leute genug mit sich genommen haben. (Wird ihnen auch noch ein anderes Licht aufgehen.)

* Wie man eine Revolution macht. Eine ergötzliche Geschichte, wie man in den südamerikanischen Staaten Revolution macht, erzählt die Anglo-Brasilian Times: Vor drei bis vier Jahren erließ ein argentinischer Seconde-Lieutenant ein „Pronuntiamento" in der Stadt Corrientes, aber er wurde geschlagen und gefangen genommen. Vor das Kriegsgericht gestellt, wurde er gefragt: „Welchen Posten bekleideten Sie während der Revolution?" — „Ich war Oberbefehlshaber der aufständischen Infanterie-Truppen." — „Wie viel Mann waren diese Infanterie-Truppen stark?" — „Sieben Mann," antwortete der Oberbefehlshaber.

* (Giftesser.) Unlängst starb wenige Stunden von Graz entfernt ein vermögender Bauer, der Besitzer eines ausgedehnten und gutgelegenen Bergrundes, ein stattlicher, sehr kräftig gebauter Mann von ungefähr sechzig Jahren. Als man erfuhr, er sei krank, sagte Jedermann mit Bestimmtheit: „Der stehe nicht mehr auf!" Und es war leicht, dies vorherzusagen, wußte man doch überall, daß vor einigen Jahren auch sein einziger Sohn nach kurzer Krankheit gestorben war und Beide „Giftesser" gewesen. Dieser gräßliche Brauch des „Arsenik Essens" findet sich, fügt die Grazer „Tagespost" dieser Mittheilung hinzu, in hiesigen Landen öfter als man glauben sollte, besonders bei Pferdeknechten, doch wird er möglichst geheim gehalten, weil jeder Hauswirth solche Knechte scheut. Man weiß zu gut, daß ein Knecht der selbst „Hüttreich" (Hüttenrauch) ißt, auch seinen Pferden davon gibt, folglich Hafer stiehlt; denn Arsenik soll das Abmagern der Pferde, wenn ihnen Hafer entzogen wird, verhindern. Die Pferde sehen dann zwar voll und stattlich aus, schwitzen aber bei jeder Anstrengung und schäumen beim Fressen; überfällt sie eine Krankheit, so sind sie verloren, weil keine Medicin angreift." Entläßt man einen Arsenik fütternden Knecht, so magern die Pferde ganz ab, und es dauert Monate, bis sie sich erholen und wieder ihre vorige Kraft und Gesundheit erlangen, wenn sie nicht gar eingehen. Dasselbe gilt bei Rindvieh und Schweinen, doch kommt hier das „Giftfüttern" weit seltener vor. Im Hause jenes Bauers wurde aber, zur Verwunderung der ganzen Umgegend, das „Giftessen" ganz öffentlich betrieben, da er selbst „Hüttreich" und auf sein Geheiß solcher auch dem Viehstande gereicht wurde. Viele fürchteten von ihm Vieh zu kaufen da es so hart „nachfuttern" war. Es kam dort wohl vor, daß, wenn der Bauer sich anschickte, ins Thal hinabzugehen, ein Knecht mit der Bitte: „Herr Vater, ich habe keinen Hüttreich mehr" ganz unbescheut vortrat. Auch sein Sohn hatte Arsenik gegessen, und bei Beiden bestätigte sich, daß es beim Menschen ebenso ist, wie beim Thiere, und bei einem „Giftesser keine Medicin mehr angreift."

Gemeinnütziges.

* (Ueber das Melken) läßt sich Herr Frenzel im „Allg. landwirthsch. Wchbl. für Süddeutschland" folgendermaßen aus: Bei einer Kuh erfordert bekanntlich das reine Ausmelken mehr Kraft, als das Ausmelken einer anderen; überhaupt werden beim Melken die allergrößten Fehler begangen und viele Frauen kennen sich oft selbst hierin nicht. Wie viel Kannen Milch man zu einer Kanne Butter haben muß, liegt oft einzig und allein am Melken! Ich habe beobachtet, daß eine und dieselbe Kuh beim Morgenmelken zu Beginn des Melkens 5 pCt. und zu Ende des Melkens, wenn die Milch im Euter zu Ende geht, 35 pCt. Rahmgehalt hatte — mithin 30 pCt. Differenz! Wenn das Euter vor dem Melken nicht „gewendet," nicht tüchtig durchgearbeitet wird (das Kalb, wenn es an der Kuh saugt, stößt ja auch wiederholt mit der Schnauze gegen das Euter, — warum? — doch sicher, weil ihm sein Instinkt sagt, daß es dadurch bessere Milch bekommt) — wenn das Euter also vor dem Melken nicht gewendet und nicht tüchtig durchgearbeitet wird, so fließt zuerst die dünne, wässerige Milch schnell ab und die Sahne bleibt zurück; unter solchen Umständen ist es leicht möglich, sehr schnell mit dem Melken einer Kuh fertig zu werden, aber dieses schnelle Fertigwerden kostet viel Geld, und was das Schlimmste ist, die Fähigkeit der Kuh, viel Milch zu geben, nimmt durch das unvollkommene Ausmelken ab.

Redaction, Druck u. Verlag von Ph. Mohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 14. Kaiserslautern, 18. Februar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(13. Fortsetzung.)

Sie empfing den Grafen kalt und höflich, kein Zug ihres Gesichtes verrieth Furcht oder Angst, ihr fester Entschluß gab ihr Muth und Trost, ihm gegenüber zu treten.

Er schien etwas Derartiges in ihren Zügen zu lesen und ein finsterer Schatten flog über sein Antlitz — er hatte sie anders zu finden gehofft, zitternd vor seiner gefürchteten Nähe.

„Gnädige Frau, ich komme in diesem Augenblick, Sie an das mir gegebene Versprechen zu erinnern, ich muß jetzt die Freundschaft in Anspruch nehmen, die Sie mir angelobt haben.“

„Zwischen uns kann niemals Freundschaft bestehen, Graf Horn,“ versetzte Mathilde ruhig, ohne den leisesten Anflug von Bitterkeit. „Gebrauchen Sie ein so edles Wort niemals in diesem Sinne. Ich bitte Sie, Ihr Anliegen ohne weitere Einleitung zur Sprache zu bringen, ich sage Ihnen aber im Voraus, daß ich nichts für Sie thun werde, was gegen meinen Gatten gerichtet ist.“

„Gnädige Frau!“ rief Graf Horn fast drohend aus. Gleich darauf aber fuhr er in milderem Tone fort: „Sie kennen mich noch nicht ganz, gnädige Frau, denn Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, ich würde irgend etwas von Ihnen fordern, was sich nicht mit Ihrer Eigenschaft als Gattin des Herrn von Lichtenfels vereinigen läßt. Es liegt ohnehin keineswegs in der Absicht der königlichen Regierung, Ihren Gemahl zu verfolgen, man wünscht vielmehr dringend, die Kräfte eines so ausgezeichneten Geistes zum Wohle des Staates für sich zu gewinnen und Sie können sich nur verdienstlich machen, wenn Sie Ihren Gemahl von dem Pfade abzubringen suchen, den er zu seinem eigenen Verderben betreten hat. Es schmerzt den König, unsern hohen Herrn, tief, daß diejenigen, die er für treu gehalten hat, sich jetzt in der Stunde der Gefahr von ihm abwenden, und zu diesen gehört auch Ihr Gemahl, den man längst zur Rechenschaft gezogen hätte, wenn ihn der König nicht schonen wollte. Die Verschwörung gegen die Rechte des angestammten Herrscherhauses, die erst neulich entdeckt wurde, hat Ihren Gemahl zum Anführer“ —

Graf Horn sah bei diesen Worten Frau von Lichtenfels mit durchbohrenden Blicken an, aber kein Zug ihres Gesichtes veränderte sich.

„Sie sprechen von Dingen, Graf Horn, wovon ich nichts weiß und um welche ich mich nie kümmern werde,“ sagte Mathilde stolz.

„Läugnen Sie keine Mitwissenschaft, gnädige Frau, ich weiß ganz genau, in welch' vertrautem Verhältnisse Sie zu den Angelegenheiten Ihres Gemahls stehen. Ich rathe Ihnen, mich nicht zu zwingen, Sie durch unnützes Läugnen an Dinge zu erinnern, die schwerlich für das Ohr Ihres Gemahls berechnet wären, denn ich bin fest entschlossen, meine Macht, die ich durch einen glücklichen Zufall über Sie erlangt habe, in Anwendung zu bringen.“

„So weit ich mir dies gefallen lasse, Herr Graf,“ versetzte Mathilde ruhig.

„Denken Sie daran, gnädige Frau, daß nur ein Wort genügt, Sie von der Höhe Ihrer jetzigen glänzenden Stellung hinabzustürzen — Herr von Lichtenfels würde nie eine Frau besitzen wollen, deren Vergangenheit so dunkle Punkte aufzuweisen hat. Sie thäten besser, sich in das Unvermeidliche zu fügen und mir Auskunft über das zu geben, was ich von Ihnen verlange. Ich verspreche Ihnen, daß Ihnen kein Leid geschehen soll, wenn Sie aufrichtig sind.“

„Und was verlangen Sie von mir?“ fragte Mathilde.

„Nur, daß Sie mir einige Fragen beantworten, die ich Ihnen vorlegen werde, gnädige Frau. Wann kam Ihr Gatte in jener Nacht zu Hause und in wessen Begleitung?“

„Ich weiß nicht, welche Nacht Sie meinen, Herr Graf,“ stotterte Mathilde verwirrt.

„Läugnen Sie nichts, gnädige Frau, ich wiederhole Ihnen, daß ich von allen Dingen genau unterrichtet bin und Sie mich nur durch solche Umwege reizen können. Wer war in jener Nacht bei Ihrem Gemahl? Gnädige Frau, sprechen Sie die Wahrheit, wenn Ihnen etwas an meinem Schweigen gelegen ist.“

Mathilde bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, sie fühlte, daß ihr Verhängniß sie früher oder später doch ereilen würde, niemals war ihr das so klar gewesen, als in diesem Augenblick. Sie besann sich, ob sie sich nicht gleich durch ein offenes Geständniß ihrem Gemahl gegenüber auf einmal von der quälenden Unruhe befreien solle. Aber nein, das hieße allem Glück, aller Freude auf immer Lebewohl sagen, dazu konnte sie sich nicht entschließen.

„Sagen Sie mir erst, Graf Horn, ob meinem Gemahl ein Leid dadurch geschieht?“ fragte Mathilde endlich.

„Wie können Sie so etwas denken?“ entgegnete Graf Horn in einem Tone, der beleidigt klingen sollte. „Das Wohl und Wehe des Herrn von Lichtenfels liegt unserm allergnädigsten König zu sehr am Herzen, als daß ihm irgend etwas Nachtheiliges geschehen könnte. Nein, gnädige Frau, Sie thun Ihrem Gemahl die größte Wohlthat, wenn Sie ihn vor verderblichen Bekanntschaften bewahren, zu welchen ihn die unruhigen Zeiten veranlassen. Suchen Sie jede leichtsinnige Handlung seinerseits zu verhindern und er wird Ihnen dafür eines Tages dankbar sein. Ich weiß, daß Herr von Lichtenfels in die Hände eines Elenden gefallen ist, der sein Vertrauen bei der ersten passenden Gelegenheit verrathen wird, während er ihn für seinen treuesten Freund hält. Herr Braun“ —

„Herr Braun!“ schrie Mathilde auf.

Graf Horn sah sie anscheinend verwundert an.

„Sie kennen den Namen bereits und Sie dulden, daß Ihr Gemahl sich in die Hände dieses abgefeimten Schurken giebt? Sie wissen, daß Braun ein Werkzeug der Regierung ist und nur zum Schein den Volksfreund spielt? Ich begreife Sie nicht, gnädige Frau. Mich treiben Sie mit Spott fort, weil Sie fürchten, Ihrem Gemahl könne ein Schaden aus meiner Freundschaft erwachsen, und solchen Händen vertrauen Sie ihn an?“

„Ich will aufrichtiger gegen Sie sein, so wenig Sie es auch verdienen,“ fuhr Graf Horn nach einer Pause fort, während welcher er Mathilde scharf beobachtet und die quälende Unruhe, die sich in ihrem Gesichte ausprägte, bemerkt hatte. „Ich will Ihnen Beweise bringen, daß ich nur das Beste Ihres Herrn Gemahls will, indem ich Sie auffordere, mich in dessen Geheimnisse einzuweihen. Der König schickt mich zwar, denn er möchte Ihrem Gemahl, den er nur für einen Verblendeten, nicht aber für einen Böswilligen hält, Gnade angedeihen lassen, während mit den übrigen eilf Verbündeten mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfahren werden soll. Ihr Gemahl hält diesen Braun für einen der besten, uneigennützigsten Patrioten. Lesen Sie dies Billet und Sie werden sich hoffentlich vom Gegentheil überzeugen.

Mit zitterten Händen nahm Mathilde das kurze Schreiben entgegen. Und Ihr Gatte hatte so für diesen Mann geschwärmt, er hatte ihn ihr als den uneigennützigsten, edelsten Menschen geschildert, ihn mit Geld und Allem versehen, um ihn mit Gefahr seiner eigenen Freiheit fortzuschaffen. Ja, sie konnte nicht zweifeln, das war seine Handschrift, sie hatte sie nur einmal gesehen, aber die festen männlichen Schriftzüge waren ihrem Gedächtnisse so eingeprägt, daß an eine Verwechslung nicht zu denken war.

„Um zehn Uhr wird Alles im Pavillon des Herrn von Lichtenfels versammelt sein. Die Ueberraschung und Gefangennahme kann ohne jegliche Mühe geschehen. — Braun.“

(Fortsetzung folgt.)

Odische Dämmerlichter.

Vor beinahe dreißig Jahren fing ein neues Licht des Weltalls in allen möglichen Lebensgebilden, selbst aus den Leichen in dunkelster Grabesnacht, zu dämmern an. Ein großer Mann schöpferischer Naturwissenschaft hatte es entdeckt und verfolgte dessen Spuren mit allen möglichen Mitteln, welche Geist und physikalische Instrumente, namentlich feinere Sinnesnerven der Menschen zu bieten im Stande waren. Sehr viele feinbesaitete, namentlich mit scharfem Seh- und Gefühlsvermögen „besinnte“ Menschen sahen es in dunkelsten Kammern leuchten und fühlten dessen Wirkungen mit den Fingerspitzen und inneren Handflächen. Selbst die nüchternsten, zu Spott und Zweifel geneigten Männer der Naturwissenschaft sahen und fühlten dessen Wirkungen und mußten sich hernach um so lächerlicher machen, um die Ursachen dieser Wirkungen zu läugnen. Aber es blieben noch manche ernste und ehrliche Naturforscher, Aerzte und durchgebildete Menschen, welche für die Wirkungen bürgten und auch eine Ursache zugaben, die sich aus den uns bisher bekannten Elementen und deren Verbindungen nicht erklären ließen.

Wir meinen das vom Freiherrn Carl v. Reichenbach entdeckte, in vielen wissenschaftlichen Büchern und Broschüren besprochene, durch unzählige Experimente, in unzähligen Aeußerungen und Wirkungen nachgewiesene und von dem berühmten Chemiker Liebig öffentlich anerkannte und selbst im Conversationslexikon vertretene, das ganze Weltall durchdringende allgegenwärtige, mit Electricität, Magnetismus, Licht und Wärme, dem Geiste und am Ende wohl gar auch der Geisterwelt verwandte Od. Reichenbach wählte diese Bezeichnung nach dem altdeutschen Gotte Odin, in welchem unsere alten, heidnischen Vorfahren die alldurchdringende, allgegenwärtige Gotteskraft der Natur verehrten. Es ist ein vorläufiger Name für ein in seinem Wesen noch unbekanntes und nur aus seinen mannigfaltigen Wirkungen wissenschaftlich nachgewiesenes Etwas, welches durch seine überaus geringe Stofflichkeit an das Jenseits unseres naturwissenschaftlichen Wissens erinnert und als „eine Handlung des Weltäthers,“ wie es Carus nennt, vielleicht noch zu einer in tiefster Nacht leuchtend aufdämmernden Brücke, vielleicht gar zu einem Führer in bis jetzt nur geahnte Bereiche des Geistes und Wissens führt. Unter der neueren und neuesten Herrschaft des trotzigen Materialismus ist das Od weggeleugnet, weggespottet, aus den Gebieten der Wissenschaft, des Lebens, der körperlichen und Seelenheilkunde wie ein gefürchteter Störenfried geächtet, ausgewiesen worden; aber wir sind es dem hochverdienten Entdecker, dem ewigen Fortschritts- und Vertiefungstriebe der Wissenschaft schuldig, für die Wesenheit und Wirklichkeit dieser Entdeckung auf's Neue Zeugniß abzulegen und zu erneuten, weiteren Forschungen anzuregen. Der Entdecker selbst, Carl Graf v. Reichenbach,

Landsmann Schiller's, Hegel's und anderer im Bereiche der Gedanken und Geisterwelt berühmten Schwaben, 1788 in Stuttgart geboren, widmete sein ganzes, thatkräftiges und entdeckungsreiches Leben, selbst mit doppeltem Märtyrerthum, der Naturwissenschaft und der Verwerthung ihrer Schätze für das praktische Leben und die letzten fünfundzwanzig Jahre allseitiger Erforschung des von ihm entdeckten Od. Der erste Napoleon ließ ihn für jugendliche Schwärmereien drei Jahre lang auf dem hohen Asperg schmachten. Aus dem Gefängnisse ging Reichenbach mit gereiftester Geistes- und Forscherkraft hervor und schuf in dem damals industriearmen Oesterreich die mannigfaltigsten Werkstätten für die verschiedensten Stoffveredelungen vermittelst der Chemie, namentlich bei Blansko in Mähren. Dabei entdeckte er eine Menge Oele und sonstige Substanzen, welche seitdem für die Industrie und Cultur der Welt immer steigende Werthe erhalten. Wir nennen nur das Kreosot und das Parafin. Ersteres wird immer mehr zu einer wohlthätigen Weltmacht, namentlich für Schutz der Fleischnahrung gegen Verderbniß, so daß die Vorräthe glücklicherer Länder und Gegenden den ärmeren zu Gute kommen. Parafin ist namentlich von England aus zu einer neuen wohlthätigen Leuchte für die Welt geworden, und wenn wir es weniger ausbeuten, ist es unsere Schuld. Außerdem entdeckte er noch eine ziemliche Menge sogenannter brenzlicher Oele, die wir zum Theil noch nicht einmal dem Namen nach kennen und deren praktische Verwerthung noch dem wissenschaftlichen Unternehmungsgeiste obliegt. Daß Reichenbach auch der Schöpfer und Begründer der größten Sammlung von Meteorsteinen und des größten Herbariums war, wollen wir hier nur beiläufig erwähnt haben; seine wahre Unsterblichkeit dämmert in Ewigkeit hinaus, in dem von ihm aufgefundenen und mit der größten Aufopferung bis zu seinem Tode in allen möglichen Erscheinungs- und Wirkungsformen erforschten und nachgewiesenen Od. Er ließ es leuchten und fühlen aus lebendigen Körpern, aus Krystallen, aus der Wärme, aus der Electricität und dem Magnetismus, aus der Erde, aus dem Lichte, aus chemischen Processen, aus Sonnen- und Mondstrahlen, aus Reibung und Reizung, aus den Bewegungen des Schalles, röthlich aus Krankheiten, bläulich aus der Gesundheit und selbst aus Nacht und Verwesung hervor, so daß selbst die in schauerlicher Nacht verscharrten und uns entrissenen Todten im Lichte des Weltalls leuchten und sich körperlich in das Licht der Unsterblichkeit auflösen. Die geisterhaft schauerlichen Anspielungen machen wir bloß, um die nicht wissenschaftlichen Leser ebenfalls anzuregen und sie für die nüchterne Wissenschaftlichkeit der Sache empfänglich zu machen. Man wird diese naive Offenheit hoffentlich zu würdigen wissen, da wir hiermit allen Effect auf die bloße Phantasie selbst in Mißcredit bringen und uns nur auf die wissenschaftliche Nüchternheit der Sache verlassen.

Reichenbach hat die Hauptergebnisse seiner Odforschungen in dem zweibändigen Werke: — „Der sensitive Mensch" gesammelt und der Welt hinterlassen. Der Titel war vielleicht ein Fehler, weil er damit die ganze Sache auf besondere Sinnesbegabung einzelner Menschen beschränkte und den späteren Gelegenheit gab, ihn und sein Od mit den Irrthümern Mesmers und späterer Magnetiseurschwindler zusammenzuwerfen und so ohne weitere Untersuchung abzuweisen. Mit den verschiedenen Graden der Sinne und ihrer Ausbildung hat es aber seine nüchterne, alle Tage bewiesene Richtigkeit. Es giebt schwache und scharfe Augen, feine und grobe Gefühlsnerven, Ohren, die kaum einen Ton vom andern oder auch (nach Helmholtz) zwanzig, dreißig verschiedene Tonstufen zwischen zwei halben Tönen unterscheiden können. Der Blinde lernt unter Umständen mit den Fingerspitzen schärfer sehen, als der gewöhnliche Mensch durch den besten Operngucker. Es ist also durch Naturwissenschaft und tägliche Erfahrung begründet, daß die Sinnesorgane der Menschen ungeheuer verschieden sind und einige besonders scharf sehen und fein fühlen können, während andere für solche feinere Wahrnehmungen so gut wie blind und taub sind. Auch dürfen unsere ausgebildetsten und bewaffnetsten Sinne nicht für Maßstäbe und Grenzen des überhaupt Wahrnehmbaren gelten, wenn wir uns nicht einer groben Anmaßung und Beschränktheit schuldig machen wollen. Es giebt noch sichtbare Gegenstände über die äußersten Grenzen unserer Fernröhre und die tausendfachen Vergrößerungen unserer Mikroskope hinaus, so daß wir uns auch Augen denken können, welche das uns mit größter Bewaffnung unsichtbar Bleibende noch zu sehen vermögen. Auch giebt es Töne, welche kein sterbliches Ohr zu erlauschen vermag. Nach Helmholtz sind die Farben, die wir sehen, ebenfalls nur Folge von Luftschwingungen, für deren Wahrnehmung unsere Hörwerkzeuge nur nicht mehr empfänglich sind. Jede Bewegung, als auch jede chemische Veränderung erzeugt Erschütterungen, also für die ideal feinsten Ohren Töne, so daß für diese das Eisen hörbar rostet, das Gras hörbar wächst, sowie die geeigneten Augen es auch wachsen sehen würden.

Der sensitive Mensch ist also eine ganz alltägliche nüchterne Thatsache: Viele sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen, wovon andere und zwar die Meisten durchaus nicht das Geringste merken. Wie oft fragt eine feinere Natur: Merken Sie nichts? Sehen Sie es nicht? Hören Sie doch nur? Riechen Sie etwas? Fühlen Sie doch den Unterschied! — Und der Grob- oder Blödsinnige antwortet wohl immer darauf: Ich merke durchaus nichts, es ist bei Ihnen wohl blos Einbildung.

Je nach den feineren Sinneswerkzeugen theilt Reichenbach die Menschen in hoch-, mittel- und niedrigsensitive, unter welchen dann noch diejenigen stehen, welche für feinere Dinge und Eindrücke gar keinen Sinn haben.

(Fortsetzung folgt.)

Klänge aus der Heimath.

Wer in kalter, trostloser Winterzeit fröstelnd auf den öden, nackten Trümmern einer früher traulichen Heimstätte einherschreitet, die Thräne über verlornes Glück im feuchten Auge zerdrückt und all der schönen vergangenen Tage gedenkt, die er sich nach vielen Mühen und Sorgen endlich selbst geschaffen, dem muß es plötzlich wie herrliche Musik aus höheren Sphären klingen, wenn weit von überm Ocean her die Botschaft kommt daß die Freunde, die er längst verlassen, die ihm aus dem Gedächtniß fast verschwunden, sich seiner treu erinnern, schaffen und wirken seine Noth zu lindern.

So ging es uns, als vor wenigen Tagen ein Brief nach dem andern aus unserer herrlichen, unvergeßlichen Pfalz anlangte, die alle und alle Gaben und Worte des Trostes hülfsbedürftigen Brüdern zubrachten und die dazu bestimmt schienen, das internationale Band der Humanität, Bruderliebe und Freundschaft fester und fester zu knüpfen auf dem weiten und großen Erdenkreis. Wie wohlthuend und erfrischend sind solche internationale Bestrebungen, die nicht erst mit rohen Händen die Segnungen der humanen Geistesentwickelung zerstören müssen, um ein neues Reich der längstgefühlten Menschenbeglückung heraufzaubern zu können.

Es war gerade am Weihnachtsabend als uns die Nachricht traf, daß auch die Freunde in der alten Heimath uns nicht vergessen hätten und daß auch von dort her wesentliche Hülfe für uns angelangt sei. Unser Freund Herr Georg Schneider gab uns die Botschaft mit auf den Weg nach Hause, wo bald auch in unserm bescheidenen Stübchen, der Weihnachtsbaum den Kleinen entgegenschimmern sollte. Zu der schon ohnedem gehobenen feierlich wehmüthigen Stimmung trug die Kunde aus der Heimath noch wesentlich bei und als später die Lichter längst gelöscht, die Kinder wahrscheinlich von süßen Träumen erfüllt schlummernd in den Nestern lagen, da rückten wir Großen näher zusammen und sprachen von alten, längst vergangenen Tagen, wo auch wir uns noch in der Jugend goldenen Phantasieen wiegten und uns gar nichts Schöneres und Erhabeneres denken konnten als unser kühles, schattiges Waldthal im Frühling und Sommer und die majestätische Pracht der Buchen, Eichen und Tannenwälder im Winter, die des Schnees leichte Hülle malerisch umgeben hatte. Was war natürlicher als daß wir uns wie mit einem Zauberschlage in's „Holzland“ versetzten? Bald sahen wir uns als rüstigen Wanderer auf dem Wege von Pirmasens über Waldfischbach, Schopp und der Walzwerke auf dem schwarzschlackigem Wege einherschreiten. Es war Sommer. Wir hörten schon von weitem den Pochhammer der „Schmelz“ in stets drei gemessenen Schlägen heraustönen, das Wiesenthal rechts dampfte auf, der Häher flog kreischend über das Thal rechts und links, bald von der Schopper Halde, bald vom Stelzenberger Walde her schlug die Amsel und Drossel fröhlich die längst entbehrten Schläge an unser Ohr. Da sehen wir im Geiste das Haus unserer Geburt, wo wir unsere Kindheit fröhlich und harmlos durchlebten, Zeiten, die nie und nimmer zurückkommen werden und da wäre es uns dann mit allen unsern Träumen, unserem Sinnen und Grübeln zuletzt fast gegangen wie dem Faust, als er ausrief:

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder,
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

— doch wir werden überschwänglich! Vergebt uns, liebe Leser, doch was kann der Pfälzer dafür, wenn er schwärmerisch und begeistert wird, wenn weit her aus jenem herrlichen, prächtigen Stückchen Erde frohe Botschaften eintreffen, die bis in die tiefsten, tiefsten Stellen seines Herzens sich einschleichen und Erinnerungen erwecken, die so wohlthuend wirken.

Ja, Ihr Pfälzer, Ihr seid die Heißsporne und die Ritter ohne Furcht und Tadel, die stets da zu finden sind, wo es gilt für Freiheit, Recht und Humanität in die Schranken zu treten. Wenn auch Manches Euch vorgeworfen wird, Eines bleibt doch wahr: Zur Erhebung unseres großen deutschen Vaterlandes habt Ihr redlich Euer Schärflein beigetragen und wir hier hüben rufen Euch begeistert zu:

Steht immer fest und treu
Dem Vaterlande bei!!!

(Chicagoer Union.) Emil Dietzsch.

---

* **Eine Maus als Brandstifter.** Zu Meros-Vasarhely (Siebenbürgen) brach unlängst im Bureau des Ober-Notars Feuer aus, das gefährliche Folgen hätte haben können, wenn man es nicht rechtzeitig bemerkt und gelöscht hätte. Das Feuer entstand nämlich auf dem Schreibtische des Ober-Notars, wo die darauf befindlichen Acten ein Raub der Flammen wurden. Die sorgfältige Untersuchung ergab, der „Hermannstädter Ztg.“ zufolge, daß der Brand durch eine Maus verursacht wurde, welche in der auf dem Schreibtische stehenden offenen Zündhölzchen-Schachtel herumkrabbelte. In Folge dessen hatten die Zündhölzchen Feuer gefangen.

* Daß **Dankbarkeit**, wie man hört, noch nicht ausgestorben, sollte in voriger Woche eine alte Wittwe in Hamburg erleben. Vor mehreren Jahren wurde ein junger Mann aus Böhmen wegen Schulden verfolgt und mußte per Zwangspaß seine Rückreise antreten. Seine Logiswirthin, eine auf dem Steinweg wohnende Frau, empfand Mitleid mit dem jungen Burschen, versetzte zwei schwere silberne Eß-Löffel und übergab die dafür gelösten 3 Thlr. ihrem Einlogirer auf die Reise. Er nahm jedoch seinen Weg nach Australien, fand dort als Maschinenbauer reiche Beschäftigung und kehrte zurück. Er erfreute nach seiner Rückkunft seine Wirthin durch Ueberreichung von 200 Thlr. und sicherte der armen Frau die alljährlich Zahlung der bescheidenen Miethe.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 15. Kaiserslautern, 21. Februar **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(14. Fortsetzung.)

Mathilde zitterte bei Durchlesung dieser Worte wie Espenlaub. So wenig ihr Gemahl auch in die weitverzweigten Unruhen verwickelt war, sein lebhaftes Rechtsgefühl hatte ihn doch gewiß zu manchen Aeußerungen hingerissen, die genügten, ihm den Proceß zu machen. Warnen konnte sie ihn nicht, ohne sich selber zu verrathen, so mußte sie ihm denn helfen, ohne daß er eine Ahnung davon hatte.

„Aber mein Gott, warum verbarg er sich denn?" fragte sie endlich.

„Das liegt sehr nahe, gnädige Frau," entgegnete Graf Horn, „je mehr er jeden Verdacht von sich abzulenken suchte, desto tiefer konnte er in die Geheimnisse der Verschworenen eindringen, desto eher konnte er seinen Judaslohn in Empfang nehmen. Sie sehen, die Regierung ist ausgezeichnet unterrichtet, selbst daß er während mehrerer Tage Ihre Gastfreundschaft genoß, ist uns nicht entgangen und es wäre uns leicht geworden, Ihren Gemahl zur Strafe zu ziehen, wenn uns daran lag. Aber der König will das nicht, er hat sogar Befehl gegeben, besagten Braun zu verfolgen, damit man ihm die Briefe entreißen kann, die, möglicherweise in verkehrte Hände gegeben, den König zwingen können, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen."

„Aber warum unterhandeln Sie mit meinem Gatten nicht selbst?"

„Das hat seine guten Gründe, gnädige Frau," versetzte Graf Horn ruhig. „Wenn wir uns so weit vergessen könnten, so würde diese Unterhandlung ganz zwecklos sein. Der König kann niemals einem Unterthan seine Verzeihung anbieten, wenn er weiß, daß dieser Strafe verdient hat und wir wollen eben nichts von den Umtrieben des Herrn von Lichtenfels wissen, nur seine Papiere müssen wir haben, und es sollte mich schmerzen, wenn meine Mission eine vergebliche gewesen wäre, wenn jener Braun so weit damit käme, daß er sie gegen einen hohen Preis an den Polizeidirektor verkaufte. Dann freilich hätte Herr von Lichtenfels nichts zu hoffen, dann müßte man der Gerechtigkeit freien Lauf lassen und mindestens zehn Jahre Zuchthaus wären Ihrem Gemahl gewiß."

Graf Horn beobachtete die Wirkung seiner Worte und konnte mit dem Erfolge zufrieden sein. Eine Leichenblässe hatte Mathildens Antlitz bedeckt, während sie vergeblich den raschen Ausweg aus diesem Labyrinthe suchte.

Sie konnte wenigstens nicht zweifeln, daß Graf Horn von Allem unterrichtet war, sie hielt es nicht für möglich, daß dies sichere Auftreten nichts weiter als ein letzter Versuch war, in ein Geheimniß einzudringen, welches sich bisher als unergründlich ausgewiesen hatte und sie zitterte bei dem Gedanken an eine Möglichkeit, die ihren Gatten auf eine so lange Zeit von ihr fern im Gefängnisse halten würde.

„Im Zuchthause," murmelte sie endlich schaudernd.

„Sie sehen zu schwarz, gnädige Frau," sagte Graf Horn, „ich stelle Ihnen nur die Möglichkeit vor Augen, wenn man dieses Braun nicht habhaft wird, ihm die Papiere zu entreißen, und ich hoffe zuversichtlich, daß dies geschieht. Wir haben einen zuverlässigen Menschen mit seiner Gefangennahme beauftragt und ist nur erst sein Aufenthaltsort entdeckt, dann ist Ihr Gemahl gerettet. Freilich ist es dann nur an Ihnen, ihn von ferneren leichtsinnigen, gesetzlosen Handlungen abzuhalten. Ihnen dieses zu sagen, bin ich hergekommen und ich hoffe, daß ich Ihnen einen Beweis geliefert habe, daß wirklich noch ein aufrichtiges Freundschaftsgefühl für Sie in meiner Brust wohnt, daß ich niemals jene Zeit vergessen kann, wo —"

„O, mein Gott, mahnen Sie mich nicht an jene Zeit," stöhnte Mathilde. „Jene Zeit ist der Fluch meines Leben geworden und sie wird es bleiben."

„Warum, Mathilde?" sagte Graf Horn mit weicher Stimme. „Wer hätte nicht eine Jugendverirrung zu bereuen? Fassen Sie Muth und es kann noch Alles gut werden. Diese unruhige, gesetzlose Zeit erreicht ihr Ende, Ihr Gemahl wird einen angesehenen Posten bei Hofe bekleiden und Sie werden bewundert und umschwärmt werden wie zuvor. Ich will nur hoffen, daß dieser Braun aufgefunden wird, dann haben wir gewonnenes Spiel. Leben Sie jetzt wohl, Mathilde. Haben Sie wirklich keine Ahnung, wo der Schurke sich aufhält?"

„O doch," entgegnete Mathilde hastig, „er hat sich nach H. begeben, wo seine Schwester an einen Regierungsrath Büttner verheirathet ist. O nein, nein, glauben Sie mir nicht," schrie sie plötzlich wild auf, sich selbst unterbrechend, „ich weiß nichts, ich kenne keinen Braun."

Dann sank sie erschöpft in einen Sessel. In demselben Augenblick, als sie den Freund ihres Gatten verrieth, warf sie auch einen Blick in die wahre Absicht des Grafen Horn. Er hatte das triumphirende Lächeln nicht unterdrücken können, welches sich auf seine

Lippen drängte und sie sah den hämischen zufriedenen Gesichtsausdruck, den sie nur zu gut an ihm kannte.

Er hatte sein Spiel gewonnen; sie verrieth das undurchdringliche Geheimniß, sie lieferte eine Anzahl edler Männer und mit denselben ihren eigenen Gatten den Händen der rachsüchtigsten Menschen aus.

„Ich weiß, was ich wissen wollte, gnädige Frau," sagte Graf Horn höhnisch. „Sie weigerten sich, meine Freundschaft anzunehmen und ich mußte List anwenden, wo Güte mich nicht zum Ziele führte, um den Staat vor den verderblichen Einflüssen kopfloser Menschen zu bewahren. Nehmen Sie aber als Trost für diese Ueberraschung hin, daß Sie jetzt vollkommen frei sind, daß es mir nie mehr einfallen wird, Ihnen meine Freundschaft aufzudrängen."

Mathilde war allein. Sie hörte den fernen verhallenden Schritt des Grafen und dann war sie allein, ganz allein mit ihrer endlosen Qual und Gewissensangst.

Keines klaren Gedankens fähig, ohne irgendwie helfen zu können, blieb ihr nur das volle Bewußtsein ihrer Schuld, die Gewißheit, daß sie es war, die ihren Gatten und seine Freunde verrathen und betrogen hatte, daß sie sein Vertrauen auf eine entsetzliche Weise mißbraucht hatte.

Mathilde kam nicht zum Essen. Ihr Gatte war am Morgen nach der benachbarten Stadt abgereist, um den dort ausbrechenden Unruhen beizuwohnen und vielleicht unnützen Aufwiegelungen entgegen zu treten. Die Dämmerung brach herein und noch immer wagte Mathilde sich nicht zu rühren, sie hatte es kaum bemerkt, daß der Diener Licht brachte und das Feuer im Kamin wieder anfachte, daß es hell aufloderte und die Flammen jetzt aufzüngelnd jeden Gegenstand des Gemaches gespenstig beleuchtete.

Endlich trat ihr Gemahl zu ihr in das Gemach, aber seine eigene Unruhe, seine trüben Gedanken ließen ihn die Blässe, die Mathildens Züge bedeckte, nicht beachten. Sie wollte ihn warnen, aber es war ihr unmöglich, die Furcht erstickte jedes Wort, bevor es noch ausgesprochen war. Mit tausend Gründen suchte sie sich zu trösten und zu beruhigen; vielleicht schonte man in der That ihren Gemahl, er war ja ein so fähiger, brauchbarer Mensch und gewiß war er auch im Stande, etwas für seine Freunde zu thun.

So dachte sie in einem Augenblick, aber ein fester Schritt draußen genügte, ihr wieder das Blut siedend heiß in die Wangen zu treiben und zitternd ließ sie die Hände in den Schooß sinken. Als der Wächter die zehnte Stunde vom Thurme verkündete, sagte sie ihrem Gemahl, daß sie sich zur Ruhe begeben wolle, als könne sie dadurch den Tag schneller beenden und als hoffe sie, im Schlafe Vergessenheit ihrer Qualen zu finden.

Herr von Lichtenfels dachte diese Nacht nicht an Ruhe. Unbewußt war er tiefer in die Aufregung hineingerathen, die alle Gemüther beunruhigte. Was er heute gesehen und gehört, ließ ihn fast befürchten, daß es nicht mit blindem Lärm vorbei sein würde, sondern man wirklich Ernst machte. Er mußte seinem Freunde etwas von dem Vorgefallenen mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Odische Dämmerlichter.

(1. Fortsetzung.)

Letztere bilden wohl überall und leider auch in der Wissenschaft die Mehrzahl und deßhalb auch die Herrschaft, wie sie schon der feine Teufel im Faust kennzeichnete:

„Daran erkenn' ich die gelehrten Herr'n!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern!
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das meint ihr gelte nicht."

In Bezug auf das Od zeigen sich die Menschen besonders sensitiv, welche die Strahlungen desselben in voller Dunkelheit leuchten oder mit ihren Gefühlsnerven als Bewegungen der Wärme wahrnehmen können. Sie gleichen dann guten Thermo- oder Barometern, und wie diese Aenderungen der Wärme und des Luftdruckes durch Steigen und Fallen anzeigen, wird der so empfängliche Mensch ein Odmeter und dadurch zu einem Instrument für Odmessungen, freilich mit dem Nachtheile, daß sich dieses geheimnißvolle Etwas bis jetzt nicht aus dem Zusammenhange mit dem durch das ganze Weltall verbreiteten Od reißen, das heißt, nicht isoliren läßt, wie eine Flüssigkeit in der Flasche, wie Electricität oder Magnetismus. Gleichwohl können die Wirkungen des Od in sehr empfänglichen Menschen ungemein stark werden und Erbrechen, Blutandrang nach dem Kopfe, also unnatürliche Röthe im Gesicht, Muskelzuckungen, sogar Krämpfe, und im minderen Grade je nach dem negativen oder positiven Charakter des Od angenehm kühlendes oder lauhanelndes Gefühl, feines Anwehen oder Empfindung beengenden Aufsteigens nach der Brust, ermattende Schläfrigkeit u. s. w. erzeugen. In voller Dunkelheit sieht das feine, scharfe Auge des empfänglichen Menschen die Odausströmungen mehr oder weniger leuchtend, und zwar bald bläulich, bald röthlich mit den dazu gehörigen Farbentonstufen. Die rothe Färbung charakterisirt das positive, die bläuliche das negative Od.

Der königliche Kreisphysikus, Direktor und Arzt Dr. A. C. Neumann hat in seinem kurzen Abriß der Odlehre (Leipzig, Förstner'sche Buchhandlung) den negativen oder positiven Charakter unzähliger Körper, namentlich auch der einzelnen Körpertheile des Menschen hinsichtlich ihres Odgehaltes ziemlich ausführlich aufgezählt. Danach ist der ganze Erdball zunächst odpositiv, wird aber nach dem Südpole zu negativ, wie nach dem nördlichen positiv. Die lebendigen Wesen haben sogar eine ziemliche Menge Odpolaritäten in sich, besonders in den Händen, welche nach der rechten Seite hin negativ, links positiv ausströmen, aber doch

auch wieder in den einzelnen Hand- und Fingertheilen wieder einzelne polarische Gegensätze zeigen. Diese können sich nun je nach Stellung des Körpers, nach Gesundheitszustand und Wirkung von außen ändern und sogar umkehren. Der Sonnenstrahl enthält oder entwickelt negatives Od, das Mondlicht positives. Träger und Leitungsdrähte alles Odes sind die Nerven, welche von ihren Endpunkten aus, also auch besonders von den Fingerspitzen, Od ausströmen, und zwar strahlenförmig und abnehmend mit der Entfernung. Treffen sich dabei polarisch entgegengesetzte, als positive und negative Strömungen, so wirken sie angenehm kühlend auf die beeinflußten Nerven, während Einströmung entweder blos positiven oder blos negativen Odes lauh und wabbelig wirkt. Im Allgemeinen hat die linke odpositive Hand des feinnervigen Menschen mehr Empfänglichkeit und Empfindlichkeit als die rechte und eignet sich deshalb besser für Odmessungen. Od läßt sich auf andere Körper verladen, übertragen, so daß jeder Mensch Alles, was er in der linken Hand hat und einige Zeit darin behält, positiv „odet," mit der rechten negativ. Auch bloße Berührungen oder Annäherungen, ja der bloße Hauch führen Odausströmungen mit sich. Dies haben wahrscheinlich schon in uralten Zeiten empfängliche feinere Menschen bemerkt und es andere merken lassen, so daß wir uns die Wunderdoctoren des Aberglaubens auch auf einer kleinen wissenschaftlichen Grundlage denken können. In Asien, besonders in Turkestan, wollen die Leidenden und Kranken von ihren Aerzten d. h. überhaupt solchen Menschen, welchen sie Heilkräfte zutrauen, immer angehaucht sein. Und das Händeauflegen oder sanfte Streichen ist auch bei uns oft eine mächtige, wohlthätige Arznei. Vielleicht hat es auch einen odischen Sinn, wenn wir von Christus in der Bibel lesen:

„Es hat mich Jemand berühret, denn es ist eine Kraft von mir gewichen." Der nüchterne praktische Arzt Dr. Neumann spricht sich über diese medicinische Wirkung des Odes durch Uebertragung oder Strich so aus: „Die streichende Hand oder der statt ihrer gebrauchte Krystall, Magnet oder bloße Hauch bringt auf den Körper eines empfänglichen Menschen sehr fühlbare Veränderungen hervor, die sich zunächst als kühlend oder wärmend, in vollster Dunkelheit als mehr oder weniger leuchtend und strahlend bemerklich machen. Aus diesen Gefühlen und Lichterscheinungen ergeben sich weitere Folgerungen.

Fingerspitzen oder Hand laden durch Streichungen auf den Körper eines andern Od über, welches mehr oder weniger mächtig wirkt. Ueberall, wo durch Streichen oder bloße Berührungen odische Gefühle erregt werden, sehen empfängliche Augen im Dunkeln auch Lichterscheinungen. Ist das Gefühl zuerst lauhwidrig, so erscheint das Licht röthlich bis gelblich; bei kühlendem Gefühl blau bis grau. Bei diesen Berührungen oder Streichen gerathen beide Menschen in odische Bewegung und Beziehung, und zwar so, daß, wo gleichnamige Odpole unmittelbar einander berühren, sie sich einander zurückstoßen und ihr beiderseitiges Licht löschen, ungleichnamige Pole erweckend, belebend und lichtsteigernd wirken. Die rechte Hand des einen, mit der linken Hand eines andern Menschen in Berührung gebracht, wirken zunächst kühlend aufeinander, bei rascher Trennung lauhwidrig, Vereinigung rechter und rechter, linker und linker Hände wärmend, bei rascher Trennung angenehm kühlend."

Hier stehen wir wahrscheinlich vor der Thür eines Geheimnißtempels, vor einem verschleierten Bilde zu Sais. Frommt's den Schleier aufzuheben? Weder wissenschaftlicher Dünkel, noch blödsinniger Aberglaube darf uns zurückschrecken, weiter einzudrücken. Die Sache ist nicht nur für unsere gewöhnliche Heilkunst, sondern auch für die Erklärung mancher anderen geheimnißvoll wohlthätigen oder widrigen Wirkungen verschiedener Menschen aufeinander wichtig. Wohl Jeder mit etwas gebildetem und feinem Gefühl hat gelegentlich bemerkt und empfunden, daß der Händedruck oder die bloße Annäherung verschiedener Menschen, die uns bisher vielleicht ganz fremd, für oder gegen welche wir also gar nicht eingenommen waren, augenblicklich einen gewinnenden oder abstoßenden Eindruck machen, der sich hernach auch nur schwer durch gute oder schlechte Erfahrungen ganz überwinden läßt. Wir haben wohl gehört, vielleicht auch selbst gefühlt, was Liebe oder Abneigung auf den ersten Blick bedeute. Bei der jetzigen Art zu reisen, werden die verschiedensten Charaktere und Bildungsgrade von Menschen in Dampf beschwingten Waggons oder Cajütten eben so rasch dicht zu einander gebracht, wie weit von einander verschlagen. Nun frage man sich, ob man nicht gelegentlich mit diesen und jenen Leuten Zwanzige bis Hunderte von Meilen reiste, vielleicht neben ihnen saß, ohne je mit ihnen in eine freundliche Berühung, ein offenes, zutrauliches Gespräch zu kommen, während andere schon während der ersten fünf bis zehn Minuten uns eben so freundlich anziehen, wie sich auch unser Herz gleich mit dem ersten Worte für sie öffnet und erwärmt? Häßlichkeit und Schönheit, Reichthum oder Armuth, Bildung oder Uncultur spielen dabei gewöhnlich nur eine untergeordnete Rolle, weil Ab- oder Zuneigung sich schon vorher geltend machten und wir erst später erfahren, wes Geistes oder Ranges sie sind.

So entstehen Freundschaften und Feindschaften selbst unter den Flügeln des Dampfes oft blitzartig schnell. Wer Augen und Jahre genug dazu hat, etwas Lebens- und Menschenkenntniß gesammelt zu haben, wird sich vielleicht erinnern, daß hier und da gegen alle moderne kluge Berechnung und Vernunft, gegen den Willen der Eltern, Tanten und Onkels Liebespaare entstanden, die sich durchaus nicht wieder trennen lassen wollten und lieber durch's oder in's Elend gehen, statt in ihre Trennung zu willigen, während in Ehescheidungsprocessen manchmal als wesentlicher Grund eine unüberwindliche Abneigung angeführt wird.

(Schluß folgt.)

Zur Errichtung von Volkskindergärten.

Ungemein regsam und vielseitig sind die Bestrebungen in die Verbesserung und Vervollkommnung der Erziehung und des Unterrichtes. Der Umschwung der materiellen Verhältnisse stellt an alle Classen der Bevölkerung auch in intellectueller Beziehungen neue, höhere Forderungen; insbesondere bedingt das Losungswort unserer Zeit: „Vertretung der Rechte des Volkes" auch das andere: „Volkserziehung," damit die Fähigkeit zur Pflichterfüllung auch jenen Rechten entsprechen könne. Hierbei handelt es sich aber nicht blos um einen allgemeineren und besseren Schulunterricht, nicht allein darum, an die Stelle des Taglöhners den intelligenten Arbeiter zu setzen und in demselben das Bedürfniß nach edleren Genüssen zu wecken, als sie der Arbeiter gegenwärtig kennt. Es muß vielmehr auf diejenigen Bestrebungen besonderer Werth gelegt werden, welche dahin gerichtet sind, in dem Arbeiter das Bewußtsein von dem Werthe und Zwecke seiner Arbeit, sowie der Mittel und Verfahrungsweise bei derselben — mit Einem Worte die erfindende Kraft und die wirkliche Productivität zu entwickeln und zu fördern. Jetzt mehr als je hat die Volkserziehung das Element der Arbeit, der Arbeit als Theorie, in sich aufzunehmen und zu pflegen; denn nur dann, wenn sie eine Erziehung zur Arbeit wird, läßt sich von ihr eine wahrhaft durchgreifende und dauerhafte Besserung des sittlichen und praktischen Lebens erwarten.

Dem Knaben, der als Lehrling in eine Werkstatt kommt, wird das zu erlernende Handwerk meist nur in mechanischen Handgriffen gezeigt, die er nachahmt, ohne sich und Anderen von dem Warum und Weßhalb Rechenschaft geben zu können. Er wird auch mehr als Handlanger, ja mitunter als weißer Sklave behandelt, und nicht als Lehrling, der zu seiner eignen Ausbildung lernen soll. Sind nun auch die Meister nicht von aller Schuld freizusprechen, so muß doch jeder gerechte Beurtheiler zugeben, daß bei dem Mangel an Vorbereitung für den Arbeiterberuf, wie er sich namentlich bei den Kindern der Armen findet, der Meister ihnen den größten Theil seiner Zeit widmen müßte, wenn er ihnen im vollen Sinne des Wortes Lehrer werden wollte. Wohl soll geregelte Sinnenbildung die Grundlage jedes Unterrichtes in der modernen Volksschule bilden; die Disciplin und Bildung der Sinne, die dem späteren Arbeiter vorzugsweise nöthig ist, vermissen wir jedoch in den meisten Fällen, selbst in der Bürgerschule. Aber auch den günstigen Fall vorausgesetzt, darf noch nicht vergessen werden, daß die Sinne des Kindes schon lange vor seinem Eintritte in die Schule erwachen, daß also, wenn es denselben bis dahin an der geeigneten Uebung fehlte, die Schule das vorher Versäumte nie völlig wieder gut machen kann. Beobachtung der Naturproducte, Untersuchungen über die Beschaffenheit der Dinge und gelegentliche Entdeckungen und Erfindungen auf diesem Wege — das war der Beginn der Cultur, die Vorschule, aus welcher Kunst und Wissenschaft hervorgegangen sind. Diesen naturgemäßen Weg hat die Erziehung wieder einzuschlagen; sie muß mit Arbeiten und nicht mit Lernen beginnen. Wenn die Erziehung zur Arbeit mit der Erziehung überhaupt, somit schon von der ersten Kindheit begonnen wird, dann wird auch eine erhöhte Tüchtigkeit des Arbeiters zugleich mit seiner höheren Ausbildung möglich sein; nur dann wird sich ein Jeder mehr oder weniger der Meisterschaft in seinem Berufe nähern können, ohne seine allgemeine Bildung vernachlässigen oder erlaubten Lebensgenuß entbehren zu müssen.

Dies darf aber nicht so verstanden werden, als ob die Kinder die schönsten Tage ihres Daseins in anstrengender Thätigkeit verbringen sollten, als sollte die Menschenpflanze in der Frühlingszeit statt der Knospen schon Früchte tragen. Nie und nimmer. Da, wo die Natur noch aller Kräfte zur körperlichen Entwickelung bedarf, darf von der Anspannung dieser Kräfte keine Rede sein. Wer wendet sich nicht mit Empörung von dem Mißbrauch kindlicher Arbeitskraft ab, wie er noch so häufig in Fabriken und Werkstätten angetroffen wird? Welchen Menschen- und Kinderfreunden blutet nicht das Herz bei dem Anblicke eines sechs- bis siebenjährigen Kindes, das sein einjähriges Geschwisterchen den ganzen Tag tragen und warten oder Verrichtungen übernehmen muß, die, über seine schwachen Kräfte hinausreichend, dieselben in ihrer Entwickelung hemmen? Die Arbeit, die wir dem kindlichen Alter gemäß erachten, soll eben der freien, natürlichen Entwickelung und Bildung der kindlichen Kräfte und Anlagen dienen und Vorschub leisten. Für diese Arbeit in den ersten Jahren der Kindheit gibt es aber nur Eine richtige Form: das Spiel, die spielende Beschäftigung, wie wir sie im Kindergarten finden. Wir bedürfen der Volkskindergärten und der fortgesetzten Arbeitsübungen in der Volksschule.

Feuilleton.

* (Zeitungsglück) Ein New-Yorker Blatt beginnt seinen Bericht über ein Eisenbahnunglück wie folgt: „Wir hatten das Glück, einen unserer Redakteure auf dem verunglückten Zuge zu haben, und dieser hatte das Glück, nur einen Arm zu brechen, mit dem andern beeilte er sich, zu melden 2c."

* In Wien ist die Idee angeregt, Grillparzer ein Denkmal zu errichten. Die dortigen Blätter theilen zahlreiche Aussprüche und witzige Epigramme des Verstorbenen mit. Eines der besten ist folgendes: Als Grillparzer einmal die Portraits von Saphir und Bäuerle neben einander hängen sah und man ihn um ein Urtheil darüber befragte, antwortete er:

Die Aehnlichkeit ist unbestritten,
Nur fehlt der Heiland in der Mitten.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 16. Kaiserslautern, 25. Februar 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(15. Fortsetzung.)

Mitternacht war nahe, als er endlich mit Schreiben aufhörte. Dann schloß er den Brief in ein Couvert und versah ihn mit der Adresse: „An den Handlungsreisenden Böhmer in H."

Unruhig durchmaß er noch immer trotz der vorgerückten Zeit das Zimmer. Er hörte nicht, wie es erst vor und dann auch in seinem Hause lebendig wurde, bis endlich ein heftiges Klopfen gegen die Thür des Gemaches ihn erschreckt zusammenfahren ließ. In demselben Augenblick sah er auch seine Gemahlin, so weiß wie das Nachtgewand, in welches sie sich gehüllt hatte, auf der Schwelle ihres Schlafzimmers stehen.

„Rette Dich, rette Dich!" stöhnte Mathilde. „Du bist verrathen — man ist im Begriff, Dich gefangen zu nehmen."

„Du träumst, Mathilde," sagte Herr von Lichtenfels erstaunt, „was kann man von mir wollen?"

„Man will Dich in's Zuchthaus bringen."

„Im Namen des Königs, öffnen Sie die Thür," befahl eine Stimme, und man machte Anstalt, sich den Eingang schon mit Gewalt zu erzwingen, denn Kolbenstöße folgten unmittelbar der Aufforderung.

„Das scheint in der That Ernst zu werden," murmelte er, blitzschnell den eben vollendeten Brief über das Licht haltend. Im Nu war nichts mehr als ein Häufchen Asche davon vorhanden, das leicht zur Erde flackerte.

„Im Namen des Königs, Sie sind unser Gefangener, Herr von Lichtenfels," sagte der Offizier, seinen Verhaftsbefehl vorzeigend.

„Ich weiß zwar nicht, was mir zu der Ehre verhilft, Ihr Gefangener zu sein," sagte Herr von Lichtenfels ironisch, „aber ich folge Ihnen sogleich. Gestatten Sie mir, Abschied von meiner Gemahlin zu nehmen?"

„Nein, mein Herr, das dürfen wir nicht gestatten — Sie müssen uns unverzüglich folgen."

„Aber Sie werden begreiflich finden, daß ich eine solche Reise nicht in diesem Anzuge antreten kann," sagte Herr von Lichtenfels gereizt, auf seinen bequemen türkischen Schlafrock deutend.

„Befehlen Sie Ihrem Diener, Ihnen andere Sachen zu bringen."

Herr von Lichtenfels klingelte.

Mit stoischer Ruhe befahl er dem eintretenden Kammerdiener, ihm seine Kleider zu bringen. Er warf, als ihm das Verlangte gebracht wurde, nur einen Rock über und hüllte sich in einen großen Mantel.

„Ich bin bereit, meine Herren," sagte er lächelnd. „Grüße meine Frau, Leon, sie möchte sich meinetwegen nicht ängstigen, hier walte nur ein Versehen ob."

Herr von Lichtenfels folgte dem Offizier und er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er sein Haus mit Soldaten umstellt fand.

„Diese Mühe hätte man sich sparen können," sagte er mehr zu sich selber, „ich würde gewiß nie einen Fluchtversuch gemacht haben."

Gleichmäßig tönte der Schritt der Soldaten durch die menschenleeren Straßen und zu dem Gemache hinauf, wo Mathilde halb bewußtlos auf dem Sopha lag. Für sie gab es keine Hoffnung mehr, keinen Trost, selbst die Hoffnung, daß ihr Gemahl nie erfahren würde, von wem dieser Schlag gekommen, konnte ihren geschwundenen Muth nicht erheben.

Achtes Capitel.
Der kurze Traum.

In einem reizenden Häuschen, wo das Leben und Treiben der Residenz nicht herüberklang, weit von der Landstraße entfernt, wohnte die junge Frau des Grafen Horn. Dorthin hatte er sie gebracht in jener Nacht, wo sie durch Priesterhand verbunden wurden.

Helene hatte eingewilligt, auch das Mißtrauen der guten alten Tante auf sich zu laden; in einem kurzen Billet theilte sie derselben mit, daß sie nicht mehr zu ihr zurückkehren könne, sondern dem Grafen Horn gefolgt sei. Den Nießbrauch ihres Vermögens hatte sie der Tante überlassen, so hatte es der Graf gewünscht und Helene war glücklich, daß ihr Gatte nur sie allein begehrt habe. Sie dachte oft darüber nach, womit sie denn eigentlich ein so reines Glück, ein so glänzendes Loos verdient habe, denn kein Schmerz trübte den stillen Frieden ihres Herzens. Die Tausende von giftigen Pfeilen der Verläumdung, die auf die Tochter des Calculators Streitmann abgesandt wurden, erreichten ihr Ohr nicht, sie kam nicht mit der Außenwelt in Berührung.

An Arnold Donitz hatte sie geschrieben und ihm das Ereigniß mitgetheilt, welches sie zu der Gattin des Grafen Horn erhob. Einen Brief von ihm hatte sie nicht wieder erhalten, denn wo sollte man sie finden — Niemand hatte die leiseste Ahnung, wohin sie sich gewendet habe.

Es war ein reizendes Heim, welches ihr die Liebe des Grafen geschaffen. Das Haus lag mitten in einem der schönsten Luxusgarten, und war mit allem ausgestattet, was zum Comfort des Lebens erforderlich ist. Kostbare Meubles, weiche Teppiche, schwellende Polster, zahllose kleine unnütze Gegenstände, wie man sie in den Gemächern hochgeborner Damen vorzufinden gewohnt ist. Eine prachtvolle Garderobe hätte die kühnsten Wünsche einer eitlen, hoffährtigen Frau befriedigt.

Und Helene war nicht eitel, sie hatte sich immer möglichst einfach gekleidet, nur mit Schmerz hatte sie sich von dem schwarzen Trauerkleide getrennt. Sie fand zwischen all' den seidenen und sammtnen Roben kaum eine, welche sie hätte anziehen mögen, aber Graf Horn wünschte es, daß sie sich schmücke und sie that es aus Liebe zu ihm.

Nur einen leisen Kummer hatte Helene, aber sie trug ihn geduldig, weil es nicht anders sein konnte — sie sah ihren Gatten nicht oft. Aber sie beklagte sich nicht darüber, denn Graf Horn hatte ihr gesagt, daß die Unruhen ihn so in Anspruch nähmen, daß er keine Stunde sein eigen nennen könne. Das genügte ihr vollkommen, sie schätzte die Stunden, die er bei ihr zubrachte, darum doppelt hoch und fühlte sich glücklich, wenn sie endlich nach vielen Tagen den Hufschlag seines Pferdes hörte.

Wie eine Träumende sah man Helene oftmals in der Dämmerstunde im Garten auf- und niederwandeln, ein verklärendes Lächeln verschönte ihre milden Züge. Ein junges Mädchen, das vielleicht nur um ein paar Jahre älter war, begleitete Helenen, dieselbe war ihre einzige Gesellschaft. Aber sie entbehrte keine menschliche Nähe, sie hätte nur allein, immer allein sein mögen, um an ihn denken zu können, dem all' ihre Gedanken gehörten.

Das war ein Sommer voll Blüthenduft, Sonnenschein, Liebe und Glück, Helene genoß das, was kein Sterblicher ungestraft genießt — reinen, ungetrübten Herzensfrieden — eine beseligende Zufriedenheit. Würde sie jetzt noch einen schweren Kummer tragen können, war sie nicht zu verwöhnt?

Im Herbst desselben Jahres erst wurde ihr Glück vollständig und wer die junge, schöne Frau mit dem zarten kleinen Mädchen auf dem Arme sah, mußte jedes neidische Gefühl, jeden bösen Gedanken unterdrücken. Aber die Welt war nicht zum Verzeihen geneigt, wo sie schuldig glaubte, man hielt Helene für eine Verworfene und sah den Augenblick schon nahen, wo sie entehrt und verlassen zu ihrer Tante zurückkehrte.

Es war jetzt allgemein bekannt, in welchem Hause sich die Tochter des Calculators Streitmann aufhielt, zufällig Vorübergehende hatten die einsame Frau in dem Garten erkannt und sie trugen diese Neuigkeit weiter und weiter, bis sie endlich das Ohr ihres treuesten Freundes erreichte.

Aber er wagte nicht, an Helene heranzutreten und ihr zu sagen, was man von ihr sprach. Sie würde ihm Alles nicht glauben, sie würde seine Warnungen mit Verachtung von sich weisen und sich dann gewiß nicht mehr, wenn endlich die unausbleibliche Stunde gekommen war, an ihn wenden. Nein, er mußte warten, obgleich er keinen Augenblick daran glaubte, daß Graf Horn Helene zu seiner rechtmäßigen Gemahlin gemacht habe, er wußte, daß sie trotz Allem ein betrogenes und verlorenes Opfer war.

(Fortsetzung folgt.)

Odische Dämmerlichter.

(Schluß.)

Auch in den gewöhnlichen civilisirten freundlichen Beziehungen der Menschen zueinander bemerkt oder fühlt man oft, daß man mit gewissen Personen Jahre lang freundlich verkehren kann, ohne je für sie oder mit ihnen warm zu werden; dagegen fallen sich Herren oder Damen ohne besondere Einführungen oder Complimente vorher in die Arme, ehe sie den Hut abnehmen können oder schütteln sich die Hände, daß die Knochen knacken.

Noch eine andere, bis jetzt wohl noch sehr wenig öffentlich ausgesprochene Wahrnehmung ist die, daß gewisse Menschen durch ihren bloßen Anblick, noch mehr durch ihren Blick und den Hauch ihrer Worte, ja selbst schon durch ihren Ruf in allen anderen Menschen ähnliche Gefühle, Regungen und Thaten hervorrufen. So wirkt z. B. der Eine zurückschreckend gegen Gedanken oder Pläne eines Andern, welche wie Mangel an Achtung, Mißbrauch seiner Herzens- oder Geldmittel aussehen könnten, so daß es wirklich wohlhabende, gebildete, sogar edle Menschen giebt, die entweder nie angepumpt wurden oder pünktlich auf Heller und Pfennig Alles wieder bekamen, während andere, vielleicht ärmere und gescheitere Menschen nur deshalb zu arbeiten und zu erwerben und liebe Freunde zu haben scheinen, um sich wie Esel oder melkende Kühe behandeln zu lassen. Diesen Unglücklichen bricht man das Wort, bleibt man Bücher und Geld, alle Pflichten der Menschlichkeit und Freundschaft schuldig, als verstehe es sich ganz von selbst und nimmt es wohl gar sehr übel, wenn sie einen schon vor Jahr und Tag fälligen Fünfundzwanzigthalerschein oder nur ein Buch zurück verlangen. Wie kommt der Mensch zu solchem Anspruche? Ein Anderer, der uns lange nicht so nahe steht, muß dagegen auf das Zuvorkommenste und mit allen Rücksichten der Etiquette behandelt werden. Woher dieser Unterschied, dieser Gegensatz? Wir wollen es nicht gerade mit der geheimnißvollen Odausströmung in Verbindung bringen; aber es scheint mir schon beinahe ausgemacht, daß der Eine durch seine persönlichen, geheimnißvollen Ausströmungen vielleicht mehr auf die Gefühle des Egoismus, der Habsucht u. s. w. wirkt, während der Andere durch Blick, Sprache und Hauch und den dadurch erlangten Ruf dergleichen Regungen zurückscheucht und entwaffnet, so daß er unangepumpt,

unbetrogen und hochgeachtet durch's Leben geht, während der Andere ausgebeutet, verlacht, bedauert und wegen der geringsten Rechtsansprüche gescholten, am Abende seines Lebens vergebens herauszuklügeln sucht, warum grade er ein solcher Pechvogel war.

Dies sind nur einige Beispiele, gleichsam von zwei Endpunkten her. Dazwischen beeinflussen sich die Menschen noch in den verschiedensten Graden wohl- oder übelthätig, ohne daß wir in den gewöhnlichen Natur-, Seelen-, Sitten- und Gesellschaftsgesetzen hinreichende Erklärung dafür finden. Od ist vielleicht nur eine Stufe, ein Wegweiser, ein annähernder Wink für weitere Forschungen und Naturkräfte, welche noch einmal die dunkle, weite Kluft zwischen unserer Erkenntniß von Natur und Geist, von Gedanke und Materie ausfüllen werden.

Vorläufig kommt es wohl hauptsächlich darauf an, das kaum körperliche und nur in einzelnen seiner Wirkungen feineren Sinnen fühl- und sichtbare Od weiter zu erforschen. Wir brauchen dazu möglichst viel Dunkelheit, um dessen Licht leuchten zu sehen, wie ja auch jedes künstliche Licht uns um so heller und leuchtender erscheint, je tiefer und dunkler die Nacht umher lagert. Ein gewöhnliches Lampen- oder Kerzenlicht ist von der Sonne beschienen kaum zu sehen; des Nachts gewinnt es für uns die wohlthätigste Leuchtkraft. Od nun leuchtet so schwach, daß nur besonders gute Augen es in dichtester Finsterniß unbestimmt lichtneblig dämmern sehen. In einer möglichst dicht gegen allen Lichteinfluß geschützten Dunkelstube erscheint nach einiger Zeit, wenn sich das dafür empfängliche Auge erst an die Lichtlosigkeit gewöhnt hat, der menschliche Körper wie von einer schwach leuchtenden Atmosphäre umgeben, welche ihn zu vergrößern scheint, so daß wir ein weißes, geisterhaftes Ungeheuer in unbestimmten Umrissen zu sehen glauben. „Als ich zum ersten Male in der Dunkelstube ein solches Ungethüm wie einen großen Schneemann oder einen mit Mehl bestreuten Müllergesellen neben mir gewahrte und durch Zugreifen mit der Hand mich überzeugte, daß es ein mir bekannter, nur vergrößert erscheinender Mensch sei, konnte ich mich doch eines Schauers nicht erwehren. Jetzt habe ich nun schon so oft eine solche Geistererscheinung gesehen, daß sie mir nicht mehr Furcht, sondern immer neue Freude über die große Entdeckung Reichenbach's einflößt."

So erzählt Neumann in seiner erwähnten Broschüre und fährt dann im Wesentlichen fort:

„Die Magengrube mit dem sogenannten Sonnengeflecht, sowie der Kopf erscheinen meist am hellsten und sehr empfänglichen Augen auch noch in verschiedenen Farben. Auch kann man einen Menschen, der sich langsam an der vollständig dunklen Wand hin und her bewegt, Licht hervorrufen und Schatten werfen sehen. Magnete in Hufeisenform strahlen von den beiden Endpunkten aus deutlich strahlige Lichtschimmer, und zwar vom Nordpole aus bläulich, vom Südpole aus röthlich und desto heller, je stärker der Magnet ist. Der Magnetismus wirkt entschieden auf das eisenhaltige Blut und hat deshalb längst Bedeutung in der Heilkunde gewonnen. Dasselbe wird in Folge weiterer Forschungen noch mehr von dem feineren und alle Körpertheile durchdringenden Od gelten, weshalb sich dergleichen Forschungen besonders tüchtig gebildeten, wissenschaftlichen Aerzten empfehlen. Auch sind schon Gründe für die Annahme vorhanden, daß die fabelhaft kleinen Dosen der homöopathischen Medicin ihre oft unleugbare Wirksamkeit vermittelst des Ods gewinnen. Nicht minder scheint diese geheimnißvoll das ganze Weltall durchdringende Naturkraft von wesentlichem Einfluß bei ansteckenden und klimatischen Krankheiten, in den Richtungen des Windes, in Sonnen- und Mondstrahlen, weil dadurch wahrscheinlich bald theils zu viel positives, bald zu viel negatives Od in Blut, Nerven und Muskeln angehäuft wird, was dann immer das Wohlbefinden, die gesunde Thätigkeit der einzelnen Körperorgane stören mag.

Die Heilkraft des Odes würde dann darin bestehen, daß man Ueberschüsse oder Mangel durch künstliche Einwirkung von außen ausgleiche oder je nach Erfahrung und Krankheitsart bald der positiven, bald der negativen Odkraft ein Uebergewicht verschaffe.

Man kann sich denken, daß sich über diese, in ihrem Wesen noch ganz unbekannte und nur in einigen Wirkungen schwach gefühlte und gesehene Kraft, welcher der große Naturforscher die Hälfte seines Lebens widmete, worüber er dicke Bücher schrieb, noch Vieles sagen lasse.

Der König von Württemberg hat den vielfach verkannten und mißverstandenen Entdecker der wichtigsten Naturkörper und des Odes in den Adelstand erhoben; die gebildete Welt und namentlich die Wissenschaft ist ihm noch weitere Ehren schuldig. Wir haben hier angeregt; es kommt der ganzen gebildeten Welt zu, dieses verheißungsvolle Dämmerlicht der Nacht weiter zu erforschen und es möglichst nach allen Seiten zu verwerthen.

Die Mormonen.

Eine ackerbautreibende Religionssecte.

Seit 1827 wirthschaftet drüben im Westen Amerika's eine landwirthschaftliche Religionssekte, die eine der merkwürdigsten ist, welche in der bunten Reihe der Sekten überhaupt aufgetreten sind — die Mormonen.

Unsern Lesern sind sie neuerdings wieder in's Gedächtniß gerufen worden durch die von der Unionsregierung beschlossenen Schritte, welche auf Unterdrückung der Vielweiberei, die mit der neuen Lehre verbunden ist, abzwecken.

Neben der Attractionskraft, welche die Polygamie ausübte, war es das halb communistische Ackerbausystem, welches den Einzelnen sorglos stellt, indem alle Einzelgemeinden der Mormonen (oder „Heiligen", wie sie sich selber nennen) eine Genossenschaft bilden, deren Gesammtvermögen jetzt bereits ein sehr großes ist.

Die Sekte wollte eigentlich ganz in der Stille mit ihren Weibern und Heerden leben. Es ist aber, wie wir sehen werden, gerade umgekehrt gekommen. Der Grund liegt in der merkwürdigen Stellung, welche hinsichtlich der sittlichen wie wirthschaftlichen Grundsätze und Lebensweise einen so schneidenden Gegensatz gegen die ganze übrige Welt bildet.

Die übrigen Menschen und Ansiedler drängten allmälig nach, es entstanden Collisionen; die Mormonen mußten tiefer und tiefer nach Westen, zuletzt nach dem Salzsee (Staat Utah) ziehen. Aber auch dahin drangen die „Heiden" — so nennen sie alle anderen Menschen —, ja zuletzt sogar die Eisenschienen vor; der Mormonismus kann sich unter solchen Verhältnissen nicht halten.

Treten wir dieser eigenthümlichen Kategorie von Landwirthen, deren Vermögen bereits auf 20 Millionen angegeben wird, etwas näher, um zu sehen, wie die Sekte entstand.

Ein Farmer, Namens Joe Smith, trieb in den 20er Jahren auch Schatzgräberei, fand aber Nichts. Im Stillen scheint ihm endlich ein anderer Plan aufgegangen zu sein. Hier beginnt die Geschichte des Prophetenthums und der Mormonen.

Am 22. September 1827 überbrachte ein Engel ihm zwei goldene Tafeln mit einer Inschrift vom Himmel. Smith übersetzte dieselbe, erkannte seine göttliche Mission und publicirte das „Book of the Mormons" im Jahre 1830. Das Evangelium ist folgendes:

Ein jüdischer Patriarch Lehi zog einst auf Gottes Geheiß sammt Familie aus Palästina an ein östliches Meer, wo er ein Schiff baute, alle möglichen landwirthschaftlichen Produkte, Sämereien und Ackerbauwerkzeuge auflud und nach Amerika segelte. Hier fand er schon die Leute vom babylonischen Thurmbau vor. Sie waren schon Christen (!). Im Jahre 34 erschien Christus in Amerika bei ihnen und predigte lange. Lehi hinterließ goldene Platten, worauf Alles geschrieben war. Bald kamen Spaltungen und Kriege, Gottes Fluch verwandelte die Hautfarbe der Abtrünnigen in ein schmutziges Roth — das sind die heutigen Indianer.

Da stand Mormon, ein frommer Mann, auf und predigte wieder die reine Lehre; fast alle Abtrünnigen wurden vernichtet. Sein Sohn Moroni setzte die Plattenschrift fort (400 n. Chr.), weissagte den Propheten Joe Smith, Farmer in Missouri, hinterließ bunte Glassteine, die noch von Lehi stammten. Dieser hat sich Smith als Brille bedient, und nur so die „verbesserten Hieroglyphen" (Plattenschrift) lesen können.

Smith begann zu predigen, und fand Gläubige, denen er möglichst viele Weiber zu nehmen und mit ihm auf entfernte Ländereien zu ziehen befahl, wo sie communistisch arbeiteten, ernteten und lebten.

Bald entstanden Streitigkeiten mit der übrigen Welt, die Mormonen wurden erst aus Missouri, dann Illinois verdrängt, und zogen endlich an den e, wo sie Utah bauten (1847), oder, wie sie es nennen, „Neu-Jerusalem", das 1850 schon 11,354 Einwohner zählte. Die Sekte ist jetzt bereits auf 100,000 Seelen angewachsen.

Der Prophet Smith war bei der einen Revolte in Illinois von den „Heiden" erschossen worden, ein neuer wurde gewählt, es war der schon immer als der eigentliche geistige Urheber angesehene, herrschsüchtige „Brigham Young".

Die innere administrative Organisation ist folgende:

Unter dem Propheten stehen 12 Apostel, der „hohe Rath". Dann gliedert sich die titelreiche Verwaltung abwärts in die „Siebziger", die „Hohenpriester", Aeltesten, die gewöhnlichen Priester, die Lehrer, die Diakonen. Die Priesterschaft zerfällt in eine höhere und niedere Klasse, in die „Melchisedek'sche" und „Aaronsche". Beide stammen direkt von Melchisedek und Aaron ab, ihre Stammbäume hat eine göttliche Offenbarung dem Propheten enthüllt.

Der Himmel der Mormonen ist voll gottähnlicher Heiligen. Joe Smith ist ein solcher und leitet besonders die Angelegenheiten der Mormonen mit unsichtbarer Gewalt vom Himmel herab.

Ueber Smith steht Jesus, über Jesus Adam, über diesem Jehovah, und über diesem Elohim, welcher der Höchste ist. Alle diese Götter und gottähnlichen Heiligen des Himmels leben in Polygamie! Es regiert jeder über seine eigenen Nachkommen auf Erden, welche mit Hülfe des Systems der Vielweiberei sich schnell vermehren müssen, um mit der Vermehrung an Macht und Herrschaft zu gewinnen. Letzteres ist der große Gesichtspunkt, welcher Brigham Young und seine Mithäupter zur Annahme der Polygamie als eines Grundpfeilers der Kirche bestimmt hat. Die Heiligen sollen nach dem Vorgange des jüdischen Patriarchen wachsen „wie der Sand am Meer", um durch die bloße Gewalt der Ueberwucherung ihre Herrschaft über die Welt auszubreiten. Die Glorie des Heiligen als Gott hängt demnach in gewissem Grade von der Anzahl seiner Frauen und Kinder ab, und die religiöse Absicht, aus welcher der Heilige sich eine Frau nach der andern „ensiegeln" läßt, ist die, seine Macht und Glorie im Himmel zu vergrößern.

Die Kindertaufe ist verpönt vor dem achten Jahre. Das Institut der Polygamie scheint den Mormonen nur zu dem politischen Zwecke einer schnellen Ausbreitung der Kirche dienen zu wollen. In der Vertheidigung dieses Systems beruft sich die Kirche den „Heiden" gegenüber auf die Bibel, aus der man keine Gründe gegen die Vielweiberei aufstellen könne. Die Zahl der Frauen ist unbeschränkt. Wer zu der ersten eine zweite, dritte u. s. w. heirathen will, wendet sich zunächst an die Erwählte selbst, dann an die Eltern oder Vormünder. Dann aber muß er die Zustimmung des Propheten haben, ohne welche die Sache nicht weiter vorschreiten kann.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 17. Kaiserslautern, 28. Februar **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(16. Fortsetzung.)

Wo sonst ein Kind für die Liebe der Eltern ein neues Band bildet, da schien es bei dem Grafen und seiner Gattin ganz das Entgegengesetzte zu bewirken. Seit der Geburt des Kindes war der Graf selten und immer seltener gekommen und manche heiße Thräne entquoll deßhalb Helenens Augen. Aber noch war sie weit entfernt, dem Grafen hiervon die Schuld beizumessen, sie glaubte seinen Versicherungen, daß seine Stellung ihn hindere, so oft zu kommen, wie ihn sein Herz triebe, nur zu gern und bereitwillig und vergaß bei seinem Anblick alle ihre Sorgen und trüben Ahnungen. Ach, Helene war so gern geneigt, Alles zu glauben, was den Geliebten von jedem Schein des Unrechtes befreite.

Aber dennoch kamen Augenblicke und zwar häufiger und immer häufiger, wo sie sich zwingen mußte, beim Anblick ihres Kindes den Schmerz zu vergessen, der oftmals ihr Inneres zerfleischte. Bisweilen erfaßte sie eine quälende Unruhe und nun empfand sie erst, was es hieß, Niemanden um sich zu haben, dem sie ihr übervolles Herz ausschütten konnte. O, wie sehnte sie sich oftmals selbst nach der alten Tante Liesing, um nur ein Wort des Trostes von ihren Lippen zu vernehmen.

Und dann kamen die traurig langen Wintertage, der Schnee bedeckte die Erde und kein Fuß verirrte sich nach dem einsamen Häuschen, es lag wie unbewohnt da. Helenens Gesellschafterin war keine angenehme Nähe, düster und mürrisch befolgte sie jeden Auftrag, nur selten kam ein freundliches Wort über ihre Lippen und je weniger der Graf sich blicken ließ, desto schroffer, unliebenswürdiger trat sie gegen Helenen auf und ihre höhnenden, spöttischen Aeußerungen waren nur zu sehr geeignet, sie argwöhnisch gegen ihren Gatten zu machen.

Graf Horn selbst nährte diesen Argwohn so gut er konnte. Seit zwei Monaten hatte Helene ihn nicht mehr gesehen, nur kurze Billette benachrichtigten sie von Zeit zu Zeit, daß ihr Gatte noch immer keine einzige Stunde fand, sein Weib, das er nach seiner Aussage vergötterte, zu sehen.

Helenens blasse, abgehärmte Züge verriethen deutlich genug, was sie litt, aber kein Klagelaut entschlüpfte ihren Lippen, kein Vorwurf traf das Ohr desjenigen, der alles Leid über sie heraufbeschworen, aber im Innern reifte ein Entschluß, den sie so bald wie möglich auszuführen gedachte. Dies Leben ertrug sie nicht mehr, sie mußte ein Herz haben, in welches sie das ihrige ausschütten konnte, sie mußte Rath und Trost haben.

Von Tante Liesing hatte sie nichts mehr gehört, wie sollte sie auch? Wer war zu ihr gekommen in der langen, glücklichen Zeit? Graf Horn hatte ihr gesagt, daß sie sich als seine Gattin von ihren Verwandten und Bekannten fern halten müsse. Das hatte sie gethan, so lange er ihr Ersatz bot, aber seit er sie vernachlässigte, und Niemand sich mehr um sie und ihr Kind kümmerte, seit der Zeit wußte sie, daß sie ohne ein theilnehmendes Herz nicht leben könne.

Eines Tages, es war bereits gegen Weihnachten, saß Helene am Fenster und blickte träumerisch über die weite, schneebedeckte Landschaft hinaus zu den fernen, in einem blauen Dunst schwimmenden Bergen, die leicht erkennbar am Horizonte sichtbar waren.

Sie war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie die Annäherung eines Mannes nicht bemerkt hatte, der auf Umwegen dem Hause zuschlich, und erst als sie das ungewohnte Geräusch des Thürschließens vernahm, wußte sie, daß Jemand das Haus betreten hatte.

Sie rührte sich nicht vom Platze, wer da kam, brachte ihr gewiß nichts Erfreuliches, vielleicht war es ein Bote des Grafen, aber dann erwarteten sie nur wieder neue Sorgen und Kümmernisse.

Und weiter und weiter dachte Helene. Sie hörte nicht, daß die Thür leise geöffnet wurde und ein junger Mann über die Schwelle trat. Sie blickte zum Fenster hinaus über die öde Landschaft und sah nicht den Schmerz in dem Antlitze des jungen Mannes, womit er ihr blasses, trauriges Gesicht betrachtete. Sie sah nicht, wie sich seine Brust vor innerer Bewegung hob und senkte, wie er vergebens nach einem Worte rang und doch keinen Laut über seine Lippen brachte.

Endlich stieß er einen tiefen, schweren Seufzer aus.

„Arnold!" murmelte Helene dumpf, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ohne daß sie es wagte, ihren Blick zu erheben. „O, mein Gott auch das noch!"

Sie schluchzte laut auf, dann sank sie in die weichen Polster des Sessels zurück.

Jetzt erst trat der Mann auf sie zu, bis dicht an den Sessel heran.

„Helene," sagte er mit sanfter, milder Stimme, die sich tröstend und beruhigend in ihr Herz senkte, „freust

Du Dich nicht, daß ich komme? Freust Du Dich nicht, daß der Bruder kommt, das Leid seiner Schwester zu theilen?"

„O Arnold, wie edel, wie gut bist Du, daß Du Dich meiner erinnerst," flüsterte sie. „Wie habe ich mich nach einem tröstenden Worte gesehnt und nun kommst Du wie ein Engel, mich wieder zu erheben und mir Muth einzuflößen."

Arnold seufzte tief auf.

„Ja, Helene, ich möchte Dir Muth, so recht viel Muth einflößen, den Du bald genug nöthig haben wirst — Du wirst Muth nöthig haben, wenn Du der Welt gegenübertrittst, die Dich nicht kennt und nicht versteht und die ihre giftigen Pfeile der Verläumdung auf Dich schleudern wird."

„Wird sie das, Arnold?" fragte Helene mit trübem Lächeln. „Ja, warum sollte sie auch nicht, sie hat ja das Recht, mich zu verläumden, bis sie eines Tages einsieht, wie sehr mir Unrecht gethan wird."

„Wird sie das jemals einsehen, Helene?" entgegnete Arnold, sie fast mit Furcht betrachtend.

„Ob sie das wird?" fragte Helene verwundert. „O, gewiß wird sie das, sobald mein Gatte mich nur der Welt als sein angetrautes Weib vorstellt."

Arnold wagte nicht zu widersprechen. Dieser Glaube übertraf selbst seine schlimmsten Befürchtungen und erst jetzt fühlte er die ganze Schwierigkeit seiner Mission, die er übernommen. Er konnte es kaum über's Herz bringen, den entsetzlichsten Schlag, der sie jemals treffen konnte, auf sie zu führen, und doch mußte er es, er mußte sie aufrütteln zu einem entsetzlichen Erwachen, er mußte ihr sagen, daß sie in ihren heiligsten Gefühlen verrathen und betrogen sei, mußte sie um ihrer selbst und um ihres schuldlosen Kindes willen aus der ihrer unwürdigen Lage befreien.

„Helene, glaubst Du wirklich, daß Graf Horn Dich jemals der Welt als seine Gattin vorstellen wird?" fragte er endlich, nachdem er lange mit sich selbst gekämpft.

Helene sah ihn mit weitgeöffneten Augen an. Sie konnte es nicht einmal fassen, was Arnold aussprach, ihr Schmerz war die Furcht gewesen, die Liebe ihres Gatten zu verlieren, nie war ihr ein solcher Gedanke gekommen, wie Arnold ihn an den Tag legte. Gekränkt wandte sie sich von ihm ab.

„Du hättest nicht so zu mir kommen sollen, nicht um mich gegen meinen Gatten argwöhnisch zu machen, das ist Unrecht von Dir. Ich weiß, Du hast ihn von jeher gehaßt, aber ich hätte niemals von Dir eine Verläumdung erwartet."

Eine flammende Röthe stieg in Arnold's Wangen.

„Wollte Gott, ich suchte in diesem Augenblick nur Deinen Gatten zu verläumden, wollte Gott, mein Haß hätte mich zu Dir getrieben, dann wäre mir dieser Gang, der Dir Alles rauben soll, was das Glück Deines Lebens ausmacht, nicht so entsetzlich schwer geworden. O, Helene, so wenigst vertraust Du Deinem Bruder?"

„Soll ich ihm mehr vertrauen als meinem Gatten?" fragte Helene mit einer plötzlichen Kälte und Gleichgültigkeit, die Arnold erschreckte.

„O, ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, armes Kind, Dich zu überzeugen, ich kann es nicht über's Herz bringen, Dich aus allen Deinen Himmeln zu reißen und doch muß ich es, muß es um Deiner selbst und vor Allem um Deines Kindes willen. Um Deines Kindes willen mußt auch Du Muth fassen. Du mußt daran denken, daß Du dem schuldlosen Wesen Alles in Allem bist, daß es Niemanden in der Welt hat, der seine Rechte vertritt. Helene, kannst Du es denn gar nicht denken, kann Dein argloses Herz den Gedanken nicht fassen, daß Du betrogen bist?"

„Elender Verläumder!" schrie Helene, halb wahnsinnig vor Schmerz. „Kommst Du darum zu mir, willst Du Dich jetzt an meinem Unglücke weiden? O, wahrlich! es soll Dir nicht gelingen, mein Gatte ist der edelste, der beste Mensch."

Sie stand mit flammenden Augen vor ihm, das Bild einer Rachegöttin. Arnold fand keine Worte mehr, er sah, daß Alles vergebens war. Langsam erhob er sich.

„Ich will gehen, Helene," sagte er traurig, „aber ich gehe mit tiefem Schmerze, weil ich es nicht sein konnte, der Dich auf den härtesten Schlag Deines Lebens vorbereitete. Du schriebst mir eines Tages, Graf Horn habe Dich zu seiner rechtmäßigen Gemahlin gemacht, ich weiß nicht, welcher elenden Schurkerei es möglich war, Dich zu täuschen, aber ich weiß, daß Dein Gatte in diesem Augenblick in den Armen eines andern Weibes Deiner Treue vergißt, ich weiß, daß man Deinem Kinde den ehrlichen Namen rauben und Dich als eine Wahnsinnige betrachten wird. Du mußt dies von mir hören, weil es Dir aus einem andern Munde doppelt furchtbar klingen würde, weil ich Dir mit dieser Nachricht einen Trost, einen Ersatz bieten kann."

Er hielt inne, während Helenens Antlitz, ohne daß sie einen Laut hervorbrachte, die widerstreitendsten Gefühle verrieth. Zorn, Angst, Hoffnung und feste Entschlossenheit wechselten mit einander ab.

Eine lange, bange Pause trat ein, während welcher Jeder seinen eigenen quälenden Gedanken nachhing.

Arnold hatte bei Helenen einen furchtbaren Ausbruch des Schmerzes, einen heftigen Thränenstrom erwartet, nicht dieses dumpfe Hinbrüten, nicht diese ruhige Gleichgültigkeit.

Helene, die noch kurz vorher in aufflackernder Verzweiflung, mit welcher sie sich an die karge Hoffnung, Arnold sei ein Verläumder, anklammerte, ihren treuesten Freund beleidigte, fühlte schon jetzt, daß er die Wahrheit sprach, daß Graf Horn sie verlassen würde, wenn er eben nicht durch das Band der Ehe an sie gefesselt wäre. Jetzt, da ihre vagen Befürchtungen in Worte gekleidet waren, war sie auch nicht mehr über den wahren Stand der Dinge im Unklaren, jetzt

konnte sie sich nicht mehr darüber täuschen, warum ihr Gatte sie in letzter Zeit so sehr vernachlässigte — er war ihrer überdrüssig. Helene fühlte fast nicht den geringsten Schmerz; der Schlag war zu hart, zu überwältigend gewesen und sie konnte noch nicht zum klaren Bewußtsein kommen, die ganze Tragweite ihres Unglücks zu übersehen. Sie wußte nur eins, daß sie die Rechte ihres Kindes vertheidigen müsse, daß die Welt sie nur für die Geliebte des Grafen Horn hielt, sie mußte ihr um ihres Kindes willen zeigen, daß sie seine rechtmäßige Gattin sei.

„Vergieb', Arnold," sagte sie endlich, „die Hände ihres Freundes ergreifend, „vergieb', daß ich so böse Worte zu Dir gesprochen. „Vielleicht hast Du eine schwache Ahnung, wie mich Deine Worte trafen, wenn ich Dir sage, daß ich noch immer vertraut habe; vielleicht auch weißt Du es nicht," fuhr sie, die Hand auf ihr Herz legend, fort, „dann vergieb' mir um unserer Kindheit willen. Nicht wahr, Arnold, Du vergiebst mir?"

Sie sah ihn bittend an, aber unendlich ruhig.

Er reichte ihr mit Thränen in den Augen die Hand.

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Helene, ich bin Dein Bruder, der Dir vielleicht zeigen kann, wie treu und ergeben er Dir ist. Suche nur erst einen Blick in die Zukunft zu werfen, suche Dich nur in das Unvermeidliche zu finden, dann kann noch Alles gut werden, ich werde Dir stets treu und fest zur Seite stehen."

„Nein, gut kann nichts mehr werden, gar nichts mehr," entgegnete Helene kopfschüttelnd, aber das schadet auch nichts, denn ich habe es nicht anders gewollt. Ich hielt mich für klüger, als die ganze Welt und nun bin ich betrogen — das ist Alles."

„Und was gedenkst Du zu thun?"

„Zunächst werde ich den Grafen zwingen, mich als seine rechtmäßige Gattin anzuerkennen," versetzte sie entschlossen. „Ueber mich mag die Welt so hart und herzlos urtheilen wie es ihr beliebt, nicht aber über mein Kind."

„Und willst Du hier bleiben, Helene?"

„Vorläufig, ja, ich muß den Lauf der Dinge abwarten, das wird so am Besten sein, ich habe dann Zeit zur Ueberlegung und dadurch kann ich viel gewinnen."

„Oder auch viel verlieren," sagte Arnold.

Helene sah ihn groß an.

„Du meinst meinen Trauschein?" sagte sie dann hastig. „Ja! allerdings, den könnte ich verlieren — und das darf nicht sein."

Sie legte ihre Hand an die Stirn, als dächte sie nach.

„Helene, Du hast einen Trauschein? Du bist gewiß und wahrhaftig verheirathet?" jubelte Arnold. „Du hast Dich nicht so ganz betrügen lassen?"

Wie bestürzt trat Helene vor seinem Ungestüm zurück und ihre großen blauen Augen sahen ihn erstaunt an.

„Du hieltest mich nicht für verheirathet?" fragte sie und eine hohe Röthe färbte ihre Wangen. Dann eilte sie plötzlich in das anstoßende Gemach und Arnold hörte das Knittern von Papier. Sie schien nach etwas zu suchen, immer hastiger und hastiger wühlten ihre Finger und endlich hörte er sie einen schweren Seufzer ausstoßen.

Helene trat wieder in das Gemach, ihre Augen leuchteten und triumphirend hielt sie ein Papier hoch empor.

„Da, Arnold lies," sagte sie athemlos, „ich habe das Papier noch keinem Menschen anvertraut als Dir, selbst „ihm" nicht. „Und er wollte es haben," fuhr sie, wie zu sich selbst redend, fort, während Arnold mit strahlendem Gesichte den richtig ausgefertigten Trauschein durchlas, „er meinte, er wäre in diesen unruhigen Zeiten besser in seinen Händen aufgehoben, man könnte nicht wissen, was einmal geschehe. Er wolle mich sicher stellen," fügte sie, wild auflachend, hinzu, „ja, dann wäre ich sicher gewesen."

„Helene, jetzt bin ich vollkommen beruhigt. „Du bist stärker gewesen, als ich Dich hielt, nun kann in der That noch Alles gut werden. Mit diesem Trauschein will ich dem Elenden gegenübertreten und ihn zwingen, Dir und Deinem Kinde die rechtmäßige Stellung einzuräumen. Ja, bei Gott, das will ich! Helene, jetzt folge mir sogleich, vertraue Dich mir nur ganz an."

„Das wollte ich, Arnold, wenn Du nicht dadurch gefährdet wärest. Ein Mann, der so handeln kann, ist zu Allem fähig. Nein, ich habe einen andern Plan. Hat Dich Jemand eintreten sehen bei mir?"

„Ich glaube nicht — das Haus schien mir wie ausgestorben."

„Um so besser. Das junge Mädchen, das meine Einsamkeit theilt, „seine Creatur," ist in ihrem Zimmer, da kannst Du vielleicht ungesehen das Haus wieder verlassen. Und das muß geschehen, sogleich. Niemand darf wissen, daß Du mit mir in Verbindung stehst. Gieb' mir den Trauschein zurück, Arnold, ich werde ihn Jemandem geben, der ihn besser aufbewahren kann als Du und ich — ich werde einen sichern Ort dafür finden — noch in dieser Nacht soll er gut verwahrt sein, verlaß' Dich darauf. Und nun geh', Arnold, geh', jetzt gleich, ich weiß, daß wir vorsichtig handeln müssen, um mein Kind sicher zu stellen."

„Und willst Du mir nicht wenigstens sagen, was Du mit dem Trauschein vorhast, wenn Du ihn mir nicht geben willst, denselben für Dich zu bewahren? Bedenke, in welcher gefahrvollen Umgebung Du weilst."

„Eben darum Die Wände haben Ohren — o wir müssen unendlich vorsichtig sein! Noch eine Stunde weiter — Arnold geh', geh'! Die Sorge um mein Kind macht mich stark und klug, verlaß' Dich auf mich — ganz auf mich. O, ich fühle einen Löwenmuth in mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Mormonen.

Eine ackerbautreibende Religionssecte.

(Schluß.)

Auf diese folgt die feierliche „Ansiegelung" unter kirchlichem Segen, worauf die neue Frau in alle Rechte und Ehren ihrer Vorgängerinnen eintritt, als sei sie die erste und einzige Gemahlin. Es ist leicht zu sehen, welch' ungeheurer Zuwachs zu der theokratischen Macht des Präsidenten in dieser seiner Gewalt über die Ehen liegt. Es ist aber nicht minder leicht zu erkennen, daß die Vielweiberei dadurch, daß man auch von den Heiligen im Himmel Vielweiberei betreiben läßt, desto ungestörter von der Mormonengeistlichkeit und vor Allem von dem Propheten selbst betrieben werden konnte, noch obendrein mit dem Heiligenschein göttlicher Offenbarung und Sanction.

Das hat denn auch namentlich Brigham Young treulich erstrebt. Seine achtzehn notorischen Frauen und — nach Zeitungsberichten — 42 Kinder legen davon genügend Zeugniß ab.

Die Unionsregierung hatte sich bisher außerordentlich duldsam erwiesen, sie ernannte den Propheten 1850 zum Gouverneur des neuen Territoriums Utah, während der „Heilige" sich hochfahrend und händelsüchtig zeigte. Es wurden deshalb nach verschiedenen Krawallen dritthalbtausend Truppen nach der Salzseestadt gelegt und das Gesuch der Mormonen um Zulassung zur Union anfangs wiederholt abgeschlagen. Im Jahre 1862 ging die Gesetzgebung zum ersten Male gegen die Sekte einen Schritt vor: Es wurde die Vielweiberei im Bereiche der Union verboten, außerdem die Ansammlung von mehr als 50,000 Dollars in der Hand der Corporationen.

Die Mormonen leben, wie jede Sekte, einfach und mäßig, und ihr Fleiß hat dadurch große Erfolge gehabt; sie sind Feinde des Branntweins und Tabaks. Die Verfassung und Besteuerung erinnert lebhaft an das alte Testament.

Jeder Bekehrte gibt bei seinem Eintritt in die Kirche den zehnten Theil seines Vermögens ab in den Schatz des Herrn, dann jährlich den Zehnten seines Vermögens-Zuwachses, ferner den Zehnten seiner Zeit (um bei öffentlichen Arbeiten mitzuhelfen, Brücken, Straßen, Kanälen, Tempeln u. s. w.), endlich noch die gewöhnlichen Staatstaxen wie in jedem Staate der Union. Die Zehnten gehen in die Kasse der Kirche und werden natürlich nur von den Gläubigen erhoben; zu den eigentlichen Staatslasten aber werden sowohl „Heilige" wie „Heiden" zugezogen. Alle eingeführten Waaren bezahlen 1 Procent ihres Werthes, mit Ausnahme von hitzigen Getränken, die 50 Procent zahlen. Trotz dieser unter anderen Verhältnissen unerschwinglichen Steuerlast blüht der Wohlstand in hohem Grade. Dieses günstige Resultat ist zum Theil der Fruchtbarkeit des Bodens in dem besiedelten Landstriche am großen Salzsee und dessen Umgebung zuzuschreiben. — Auch in Bezug auf Schulerziehung bietet der Mormonenstaat das Bild eines wohlgeordneten Gemeinwesens. Der Elementarunterricht ist frei und Allen zugänglich nach dem gewöhnlichen amerikanischen Systeme.

Ein Versuch selbständigen Fortschritts geschah aber durch die 1860 gestiftete Akademie, in welcher Künste und Wissenschaften unentgeltlich Solchen gelehrt werden, die sich zur Verwendung des Gelernten zum Besten des Territorismus verpflichten.

Seit Kurzem sitzen nun der Prophet und viele „Heilige" gefangen, der „Vielweiberei und auch anderer Vergehen" angeklagt, Young sogar des Mordes.

Wie dieser interessante Prozeß verlaufen und enden wird, ist noch nicht zu übersehen; zunächst haben 400 Mormonenfrauen an den Präsidenten Grant eine Petition um Befreiung ihrer 60 Ehemänner gerichtet, und in dem Schriftstück in begeisterten Worten ausgeführt, daß die Polygamie die volle Sympathie ihres Herzens besitze und sie dabei sich durchaus wohl befunden hätten (D. Landw. Ztg.)

* (Der russische Großfürst) wird bei seiner Heimkehr von der Unverschämtheit wenigstens eines Hotelbesitzers in Amerika ein Lied zu singen wissen und zwar von dem Wirthe des „Spencer House" in Niagara-Falls. Dort verweilte Alexis und sein aus acht Personen bestehendes Gefolge, etwa acht Stunden über Tags und nahm ein Mahl zu sich. Und hiefür forderte der Wirth 1,500 Dollars, sage und schreibe Fünfzehnhundert Dollars. Diese unverschämte Forderung weigerte sich der Reisemarschall zu zahlen, worauf der Wirth Anstalt machte, das Gepäck der Reisenden auf dem Bahnhofe mit Beschlag zu belegen. Man rieth dem Reisemarschall, die Forderung unter Protest zu bezahlen und dann auf gerichtlichem Wege das Ueberforderte zurückzuerlangen, allein der Großfürst erklärte, er wünsche nicht in einen Prozeß verwickelt zu werden und ließ dem Wirth eintausend Dollars aushändigen.

Gemeinnütziges.

* Um zu untersuchen, ob der Leinewand Baumwolle beigemischt sei, wird besonders nachstehendes Verfahren als praktisch empfohlen: Man kaufe für 4 Kreuzer Kiefernadelöl aus der Apotheke u d gieße davon etwas auf das zu untersuchende Leinen. Ist es rein, so wird das ganze mit Oel getränkte Stück gleichmäßig durchsichtig; sind Baumwollenfäden darin, so unterscheiden sich diese dadurch von den leinenen, daß sie undurchsichtig bleib.n. Will man die Sache genau untersuchen, vielleicht die Fäden zählen, um das Verhältniß zwischen beiden zu sehen, so klebt man das mit Kiefernadelöl getränkte Stück Leinen an die Außenseite eines Bierglases und hält innerhalb schwarzes Papier oder einen andern dunkeln Stoff, wo man dann die einzelnen Fäden genau sieht.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 18. Kaiserslautern, 3. März 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(17. Fortsetzung.)

Oben wurde ein leichtes Geräusch gehört, wie von dem Rücken eines Stuhls herrührend.

„Um Gotteswillen — geh', Arnold — verliere keine Minute — sie kommt — Du wirst von mir hören.“

Sie schob Arnold zur Thür hinaus und es war in der That die höchste Zeit gewesen, denn kaum hatte er das Haus verlassen, als Fräulein Meinhold, Helenens Gesellschaftsdame, eintrat.

Fräulein Meinhold konnte wenigstens keinen Anspruch auf äußere Liebenswürdigkeit erheben. Ihr gelbliches, hageres Gesicht mit stark hervorstehenden Backenknochen machte keineswegs einen angenehmen Eindruck und die stechenden Augen, das spitze Kinn, die scharfgebogene, kühne Nase verliehen ihr die unbedingte Aehnlichkeit mit einem Habichte.

Auch in diesem Augenblick richtete sie ihren Blick forschend und spähend auf Helene und sie schien fast erstaunt, als sie dieselbe so ruhig am Fenster sitzen sah. Ihr war es nicht verborgen geblieben, daß allmählig eine Veränderung mit ihr vorgegangen war und sie erkannte, daß es hohe Zeit sei, den ihr gewordenen Auftrag auszuführen, wenn sie ihn überhaupt ausführen konnte. Und je mehr sie einsah, daß all' ihre Nachforschungen und Bemühungen vergebens waren, desto unfreundlicher und unliebenswürdiger wurde sie. Es wäre für Fräulein Meinhold ein Leichtes gewesen, Helenens argloses Herz zu gewinnen, wäre ihr nur eine etwas mehr vertrauenerweckende Außenseite zu Theil geworden.

Aber dem Fräulein Meinhold stand ihr Hauptcharakterzug, die Falschheit, in ihrem Gesichte geschrieben und sie verstand es nicht, sich zu mäßigen und ihren Zorn zu verbergen, wenn ihr ein Angriff auf Helenens Vertrauen mißlang.

„Sie sind allein, Fräulein Helene?“ fragte sie in bissigem Tone, „ich hätte darauf schwören mögen, daß ich eine Männerstimme hier hörte.“

„Da irren Sie sich gewiß, Fräulein Meinhold,“ versetzte Helene, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, aber ihre Stimme bebte vor innerer Aufregung und sie beugte sich tief auf ihre Näharbeit herab, obgleich sie keinen Stich mehr sehen konnte.

Fräulein Meinhold täuschte sich auch keinen Augenblick darüber, daß hier etwas Außerordentliches vorgefallen sei und sie wurde noch in ihrem Verdachte bestärkt, als Helene ihr befahl, sich zurückzuziehen, da sie leidend sei und allein zu sein wünsche.

Nur ungern leistete Fräulein Meinhold dieser Aufforderung Folge, aber sie sagte nichts und war fest entschlossen, auf ihrer Huth zu sein.

Sie verließ das Zimmer und Helene hörte sie die Treppe hinansteigen, aber nicht wie sie bald darauf wieder zurückschlich und sich fest vor die Thür postirte. Sie gab der Wärterin Befehl, das Kind nicht zu verlassen, indem sie einen Ausgang machen müsse, wovon Fräulein Meinhold nichts wissen dürfe.

Die Wärterin war eine rechtschaffene alte Frau, die schon halb und halb einen Blick in die Verhältnisse gethan hatte, welche die arme junge Frau hier gefangen halten sollten, und sie versprach, schon dafür zu sorgen, daß Niemand etwas von ihrer Abwesenheit erfahre.

Helene begann sich hastig umzuziehen, sie warf frei lich nur einen dünnen Sommershawl über ihre Schultern, denn sie hatte nicht Zeit, an kleinliche Dinge zu denken, wo so viel auf dem Spiele stand. Dann zog sie noch einmal den Trauschein hervor und durchlas ihn Wort für Wort, als wolle sie sich überzeugen, ob es wirklich das richtige Papier sei. Dann schob sie es wieder auf ihre Brust und sah sich um, ob auch Niemand ihr Verfahren beobachtet hatte.

Die Nacht war mittlerweile hereingebrochen, eine klare, aber kalte Winternacht. Der Schnee knarrte Helenen unter den Füßen, als sie flüchtigen Schrittes dahineilte. Ihre dünnen seidenen Stiefelchen leisteten ihr keine guten Dienste und ihre Füße waren ihr zu Eis erstarrt.

Aber Helene beachtete es kaum. Wie ein flüchtiges Reh eilte sie über die weite Schneedecke dahin, sie lief, als wenn sie verfolgt würde und vielleicht hätte sie sich noch mehr angestrengt, wenn sie die Gestalt gesehen hätte, die ihrer Spur nacheilte als gelte es einem Wettrennen. Nur bisweilen hielt die Gestalt inne und trat schnell hinter einen der zahlreichen Lindenbäume, die zu beiden Seiten den Weg begrenzten.

In der Stadt war noch reges Leben und hier konnte die Gestalt Helenen ungesehen folgen als diese die breiten Straßen durcheilte, die ganze Stadt hindurch bis nach der entfernten Vorstadt.

Endlich stand Helene tief Athem schöpfend vor einem kleinen Häuschen still. Sie richtete den Blick zu den schwach erleuchteten Fenstern des ersten Stockwerkes empor und preßte die Hand auf ihr Herz, als wolle sie das ungestüme Klopfen desselben beschwich-

tigen, dann legte sie langsam die Hand auf den Drücker und verschwand im Innern des Häuschens.

Bis hierher war ihr die Gestalt gefolgt, jetzt blieb sie stehen und betrachtete sich gleichfalls genau das Haus.

„Tante Liesing," murmelte sie dann, „das Drama geht schneller zu Ende als ich dachte. Ich hatte mich also nicht geirrt, es war Jemand da, der ihr endlich ein Licht aufgesteckt. Närrin, die sich einbildete, Graf Horn heirathe sie. Jedenfalls eine interessante Geschichte, ich möchte wissen, womit sie endet, ob mit einer Gültigkeits-Erklärung der Trauung, oder —"

Die Gestalt unterbrach sich in ihrem Selbstgespräche, indem sie ihre Schritte zurücklenkte. Auf dem Rückwege fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort:

„Jedenfalls muß ich dem Grafen Nachricht geben, damit er mit dem Verlauf der Dinge bekannt ist und sich darnach richten kann. Ich befürchte, er ist nicht sonderlich von der Nachricht erbaut. Der Trauschein ist nicht anders als mit Gewalt von ihr zu erlangen und da mag der Graf selbst an die Arbeit gehen. Meine Belohnung für treu geleistete Dienste ist zu klein, als daß ich mich außerordentlichen Gefahren dafür aussetzen sollte — das mag der Herr Graf selbst besorgen."

Indessen schritt Helene langsam und mit beklommenem Herzen die schmale Treppe hinauf, die zu Tante Liesing's Wohnung führte. Sie gedachte jenes Abend's, wo sie sie zuletzt betreten und die kranke, leidende Tante der Pflege und Sorgfalt einer Fremden überlassen hatte. Damals war Alles so ganz anders gewesen, aber nicht daran wollte sie denken, eine Vergangenheit gab es für sie nicht mehr, allenfalls eine Zukunft. Aber nein, auch eine Zukunft nicht, wenigstens nicht für sie, wohl aber für ihr Kind, ihr einziges geliebtes Kind.

Oben angelangt, stand sie still; sie lauschte angestrengt vor der Thür und es war ihr, als hörte sie das behagliche Schnurren der Katze ihrer Tante. Sonst war Alles still — Helenens Herz klopfte fast hörbar — wie würde die sittenstrenge Tante, die gewiß auch wie Arnold eine wirkliche Verheirathung für unmöglich hielt, sie empfangen?

Noch immer zögerte sie, aber endlich faßte sie sich doch ein Herz, es mußte ja sein, sie hatte wenigstens ihre Rechtfertigung als treue Stütze bei sich.

Helene klopfte.

Drinnen wurde ein Stuhl gerückt, langsame schlürfende Schritte näherten sich der Thür — das waren die Schritte der Tante. Nun wurde die Thür geöffnet und Helene schritt über die Schwelle.

Fast erstarrt ließ Tante Liesing die Hände herabsinken, mit welchen sie die große Hornbrille emporgeschoben, um die Eingetretene besser mustern zu können. Sie begriff es nicht, wie das leichtsinnige Geschöpf, das sie bei Nacht und Nebel verlassen, es wagen konnte, ihr wieder unter die Augen zu treten, und sie fand keine Worte, die ihren Abscheu genugsam ausdrücken konnten.

Helene sah dies Alles und wußte, daß dies nur ein Widerschein der Verachtung war, womit alle Welt sie als eine Verworfene und Ausgestoßene betrachtete.

Schweigend zog sie den Trauschein hervor und wollte ihn der Tante übergeben, aber diese wehrte ihn mit der Hand von sich: dann aber sah sie Helenens blasses Antlitz, die großen Thränen, die über die Wangen rollten und etwas wie Mitleid regte sich in ihrer Brust, aber noch immer trat sie zurück, als fürchte sie, mit ihrer Nichte in Berührung zu kommen.

„Du hättest mich nicht wieder aufsuchen sollen," sagte sie endlich, „ich hatte mich so daran gewöhnt, wieder allein zu sein, ich — ich kann Dich wirklich nicht aufnehmen," platzte sie heraus.

„Das brauchst Du auch nicht, ich verlange das nicht von Dir," entgegnete Helene, der es wie ein Stich durch's Herz ging, daß die gute alte Frau nichts mehr von ihr wissen wollte. Ich habe nur eine Bitte an Dich, liebe Tante, und ich hoffe, Du wirst sie mir nicht abschlagen, es könnte zu viel davon abhängen."

„Ich weiß nicht, was Du meinst, Kind, aber — nun aber — was soll denn das Papier da? Nun?"

Die Neugierde der alten Frau trug schnell genug den Sieg über ihre Entrüstung davon. Hastig griff sie nach dem Papier.

„Ja, Tante lies' das nur, es wird Dich über Manches beruhigen," sagte Helene, sich auf denselben Stuhl niedersetzend, den sie früher immer eingenommen, und während die Tante las, ließ sie ihre Augen durch den traulichen Raum schweifen, von einem Gegenstande zum andern und es wurde ihr leichter und leichter um's Herz.

„Kind," schrie Tante Liesing plötzlich, auf Helenen zueilend und sie mit beiden Händen in die Lampenhelle ziehend, „Kind, und dies Ding da ist wahr? Ich, wir Alle, die ganze Welt hätte Dir Unrecht gethan? Du wärest nicht das verlorene Geschöpf, wie sie Dich Alle genannt?"

„Thaten sie das, Tante?" fragte Helene.

„Ob sie es thaten, Kind, die dummen Menschen? Aber ich habe immer so eine heimliche Ahnung gehabt, daß es anders sein würde, ich konnte nicht denken, daß Du, solch' ein gutes, liebes Kind, Dich verstellt hättest. O, Helenchen, Helenchen, nun ist's gut, wer hätte das gedacht? Nun gar eine Gräfin und eine so vornehme!"

Sie drückte Helene in das bescheidene Sopha nieder und diese lächelte schmerzlich über den Eifer der alten Frau.

„Aber warum in aller Welt hast Du dies nicht früher gesagt?" eiferte die Tante weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vision.

Eine Geschichte aus den Tagen der Commune.
(Nach dem Französischen.)

Zu den Hunderttausenden, die während der Schreckenstage des April und Mai in Paris zurückblieben, nicht weil sie die verbrecherischen Absichten der Commune unterstützten oder billigten, sondern nur weil sie nicht wußten, wohin sie flüchten sollten, und weil sie auch einen so gräßlichen Ausgang nicht ahnten, gehörte einer meiner Freunde, gewissermaßen sogar Collegen, dessen Namen ich jedoch nicht nennen will. Er war Zeichner für ein großes Pariser illustrirtes Journal.

In dieser Eigenschaft durchstrich er auch während der Herrschaft der Commune alle Stadttheile von Paris, um die wunderlichen und schreckenerregenden Auftritte jener Tage mit dem Stift wiederzugeben. Politik war ihm ganz fremd. Er machte bald hier bald da seine Skizzen, auch als die Truppen von Versailles in Paris eingedrungen waren und die Kugeln durch die Straßen pfiffen und die Bomben platzten, ging er, nur an seine Pflicht denkend, von Straße zu Straße, von Barrikade zu Barrikade, und hielt die effektvollen Momente in seinem Skizzenbuch fest, oft genug freilich mit zitternder Hand und blutendem Herzen.

So saß er auch bei der großen Barrikade am Chateau d'Eau auf einem Granitblock und zeichnete, als die Versailler plötzlich im Sturmschritt vordrangen. Im Nu war er ergriffen und fünf Minuten darauf mit einem Haufen anderer Gefangenen, welche die Waffen geführt hatten, hinter die Schußlinie gebracht. In der Wuth des Kampfes gab es kein Protestiren. Die Gefangenen mußten Gott danken, wenn sie nicht sofort niedergemacht wurden.

Man führte ihn mit der ganzen Schaar nach Versailles. Auch dort erwies sich jede Reklamation als vergeblich. Die Zahl der Gefangenen wuchs stündlich um Tausende. Man mußte die Ebene von Satory zu Hülfe nehmen, um sie unterzubringen.

Wer soll in solchem Gewühl, an solchen Tagen die Stimme eines einzelnen, noch dazu wenig bekannten Mannes vernehmen? Uebrigens reklamirte ja auch Jeder. Jeder nannte sich unschuldig und verlangte seine Freilassung. Die Offiziere zuckten die Achseln und die Oberbehörden enthielten sich jeder übereilten Entscheidung. Vier Tage blieb er in Satory; dann wurde er mit anderen sechshundert Gefangenen nach Cherbourg, auf die Pontons geschafft, um dort das Weitere zu erwarten.

Es ging ihm die Ahnung auf, daß seine Gefangenschaft sich noch um Wochen verzögern könne. Hätte er allein auf der Welt gestanden, so würde ihn diese trübe Aussicht nicht sonderlich bekümmert haben. Aber in Paris hatte er Weib und Kind, ein liebes herziges Weib von 25 Jahren, mit dem er seit fünf Jahren verheirathet, und ein rosenwangiges, goldlockiges, blondäugiges Töchterlein von vier Jahren, mit einem weißen Nacken, mit weichen Armen, so glänzend wie Schnee, mit dem süßesten Geplauder — sein Abgott, sein Einziges und Alles. Ach, von Diesen fern zu sein war bittere Qual, und Höllenpein, zu denken, daß sie nicht ahnten, wo er sich befand und was ihn fernhielt. Jeden Morgen, jeden Abend, wenn die Zeit kam, in der sein Liebling an seinem Halse gehangen und ihn mit Schmeichelworten begrüßt, streckte er die Arme in die Luft und rief fast verzweifelnd: Martha! meine Martha!

Und wahrlich, nicht geringer als seine eigenen Qualen waren diejenigen, die sein junges Weib erduldete, als der Gatte den ersten, den zweiten Abend ausblieb, während das Feuer durch Paris raste, die Kugeln Mauern und Dächer niederschmetterten und der Erdboden von Explosionen erzitterte. Wo ist Papa? fragte die kleine Martha stündlich dringender die bleiche Mutter, in der plötzlich die furchtbare Ahnung aufstieg: Todt, er ist todt! Sie nahm das Kind an die Hand und stieg auf die Straßen hinab, sie begann eine entsetzliche Wanderung durch die Leichen- und Schutthaufen, Jeden fragend, der nur irgend Auskunft geben konnte, bis man sie endlich nach Versailles wies.

Acht Tage lang irrte sie, immer ihr Kind an der Hand, um die Barrieren, hinter denen die Tausende und aber Tausende von Gefangenen sich befanden; man ließ sie nicht ein. Endlich ward ihr die Antwort: Ihr Mann ist gefangen und nach einem Kriegshafen geschafft! — Die furchtbarste Angst war nun freilich von ihrem Herzen genommen, aber um so mehr wuchs die Sehnsucht nach dem Gatten, den sie unschuldig und unglücklich wußte, um so mehr zerrissen die Fragen des geängsteten Kindes nach dem Vater, der immer und immer ausblieb, ihr Herz. „Sie müssen sich an den Herrn Thiers wenden, ihm eine Bittschrift überreichen," hieß es. Sie setzte die Bittschrift auf; Martha sollte sie mit ihrer kleinen Hand mit ihrem rührenden Gesichtchen überreichen. Aber der „Chef der Executive" hatte wenig Zeit, sich um die Angelegenheiten Einzelner zu kümmern; und es war unmöglich, ihm zu nahen, ihn zu sprechen, Tag auf Tag verging; die junge Frau sah den kleinen Mann, der die Geschicke Frankreichs leitete, nur aus der Ferne und Martha hielt vergeblich ihre Hand, mit der Bittschrift empor. Ein Diener nahm ihr dieselbe ab und ein Beamter gab den Bescheid, die Angelegenheit ihres Mannes werde geprüft, in einigen Wochen dürfe er hoffen, in Freiheit gesetzt zu sein; die „Instruction" müsse ihren regelrechten Gang nehmen.

Die junge Frau tröstete sich, um so mehr, da sie nun auch einen Brief ihres Gatten erhielt. „Papa hat geschrieben; Papa wird zurückkommen!" jubelten Mutter und Kind, und die Mutter führte die Hand der Kleinen zu einem Antwortbrief: „Lieber guter Papa! Es geht uns gut und wir umarmen und küssen Dich tausend Mal. Verliere nur den Muth nicht und komme bald zurück. Deine Dich liebende Tochter Martha."

Es war ein Strahl des Glückes, der in die traurige Einsamkeit des Ponton-Gefangenen fiel, als er diese Zeilen erhielt. Er las sie den ganzen Tag, er küßte sie, er barg sie auf seiner Brust. Tag und Tag verging ja, und einer mußte kommen, der ihm die Freiheit gab!

Aber neue und entsetzliche Sorgen erfüllten inzwischen die Brust der Gattin, der Mutter. Martha war bleich und kränklich geworden. Die vielen und langen Wanderungen in Paris, in Versailles, hatten die zarte Gesundheit der Kleinen angegriffen. Ihre Augen waren so groß, ihr Athem so unruhig, der Puls fieberhaft. Martha mußte das Bett hüten; der Arzt kam und zuckte die Achseln. Die Mutter saß am Bette des Kindes, die Hände gefaltet, den Blick in das Unendliche gerichtet, betend, hoffend, verzweifelnd. Martha lag still, nur ängstlich athmend. Da richtete sie sich auf und lächelte.

„Mama, ich sehe Papa, ich sehe meinen lieben Papa!"

Sie sank zurück und nach vier Stunden hütete die junge Mutter eine Leiche.

Eine Nachbarin brachte einen Brief aus Cherbourg von dem Gefangenen. Die Mutter öffnete ihn nicht, sie hielt die erstarrten Hände des Kindes in den ihrigen. Erst später las sie den Brief. Was enthielt er? Mögen die Zweifler spotten, die Freigeister lächeln: ich schreibe den Brief wörtlich ab, sein Inhalt ist wörtlich wahr, ich erfinde nichts.

„Liebes Weib," schrieb der Maler, „was geht zu Hause vor? Ein großes Unglück droht uns. So eben stand ich auf der Brücke des Pontons und ich sah, hörst Du, ich sah unsere kleine Martha, die zum Himmel emporflog. Sie lächelte mir zu — ich habe es gesehen, wirklich gesehen — sie warf mir Blumen zu. Sage mir, ich sei wahnsinnig, ja, es kann sein, ich glaube es selbst. Aber schreibe mir sogleich. Was macht mein Kind? Ich bin in Todesängsten. In drei Tagen habe ich meine Freilassung zu erwarten, in drei Tagen bin ich bei Euch. Aber schreibe mir sogleich, heute noch. Ich umarme Euch Beide!"

So steht es wörtlich in dem Brief, den ich gesehen.

Nach drei Tagen kam der Vater und fand sein todtes Kind. Man sagt, die Republik wolle ihren Irrthum gut machen, wolle den unschuldig so schwer Geprüften dekoriren, ihn entschädigen — —

Aber wer giebt ihm seine Tochter wieder!

Georges Maillard.

Feuilleton.

* (Salt Lake City) ist eine sehr schöne Gegend — aber nicht für Wirthe. Die Gewerbesteuern, welche dieselben dort bezahlen müssen, sind enorm. Erlaubniß zum Ausschank von Bier kostet 50 Doll. per Monat; von Schnaps sogar 300 Doll.

Ein Deutscher, H. Traudt, der dort in einem unterirdisch gelegenen Lokal eine Wirthschaft und Kegelbahn hält, hat folgende Abgaben zu entrichten: Licenz für Bierverkauf 50 Doll. per Monat; solche für Kegelbahnen (drei Stück à 50 Doll.) 150 Doll. per Monat; Miethzins 300 Doll. per Jahr.

Die Licenzgelder steckt die Mormonen-Regierung ein, die Miethe ein Mormone, der Eigenthümer des Hauses ist.

Aus solchen Einnahmequellen läßt sich vielleicht erklären, wie eben die „Heiligen" ihre Familie erhalten.

* (Auch ein Compliment.) Sie, Herr Polizeidiener, gelten's, das auf ihrem Czako ist kein Gold? Warum denn nit?

Gehen's wenn das Gold wär', hätten's Ihna d' Spitzbub'n schon längst g'stohlen.

* (Müller und Miller.) — Theaterdirektor: Ich bin in Verzweiflung, Seine Erlaucht der regierende Herr Graf will durchaus am Allerseelentag: Der Müller und sein Kind von Raupach sehen. Uebermorgen ist schon Allerseelen und ich habe nicht einmal das Buch, um das verfluchte alte Stück noch rasch einzuochsen! Wer mir hilft, dem werde ein Herzogthum zu Theil.

Regisseur: 20 gute Groschen sind mir lieber. Uebrigens eine Frage, Herr Direktor: Hat der Graf das Stück schon einmal gesehen?

Theaterdirektor: Nein, nie — gerade deshalb will er's ja partout haben.

Regisseur: Hurrah! wir sind gerettet. Wir geben ganz einfach: Kabale und Liebe und setzen auf den Zettel: Der Miller und sein Kind.

* Banqier Löwenstein: Noch einmal sage ich Ihnen nein, ich mache keine Geschäftchen mit Schnorrern, und wenn Sie nicht gutwillig gehen, werde ich Sie lassen hinaus schmeißen.

Wolfsohn: Wie haißt, Sie wollen mich lassen hinaus schmeißen? Herr Löwenstein, diese Erschütterung hält ihr wackliches Banquiehaus gar nicht aus!

Gemeinnütziges.

* Um Oel- und Fettflecke aus Fußböden rc. zu bringen, bedient man sich vielfach des weißen Bolus und dergl. Leichter erreicht man jedoch — wie der Chemiker W. Piper, damals in Parchin, jetzt in Texas — dem „Prakt. Wochenbl." mittheilte, seinen Zweck, wenn man, so lange die Flecke noch frisch sind, das Oel oder Fett also nicht eingezogen ist, grüne Seife darüber schmiert und dieselbe später tüchtig mit heißem Wasser abwäscht. Sind die Flecke aber schon trocken, so nimmt man gewöhnlichen, aber recht fetten Lehm, macht aus demselben vermittelst Essig oder Branntwein einen recht dünnen Brei und streicht diesen auf die Flecke. Dann läßt man den Brei trocknen und wiederholt, falls die einmalige Anwendung dieses Mittels nicht ausreichen sollte, dasselbe noch einmal. Am Besten wendet man dies Verfahren 24 oder 48 Stunden vor dem Scheuern des Fußbodens u. s. w. an. Dasselbe dürfte wohl vielen, aber doch nicht allen Hausfrauen bekannt sein.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 19. Kaiserslautern, 6. März **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(18. Fortsetzung.)

„Warum bist Du nicht früher zu mir gekommen und hast mich von der Angst befreit, die ich Deinetwegen ausgestanden? Und was heißt es, daß Du zu dieser Stunde und in diesem leichten Sommeranzuge zu mir kommst? Du wirst Dich auf den Tod erkälten; trinke schnell eine Tasse Thee, Helene, Du wirst es jetzt wohl besser gewohnt sein, aber Du lieber Gott, ich bin eine arme Frau und Du eine Gräfin — meine Nichte eine Gräfin!“

Und so plauderte sie weiter und weiter, ohne daß Helene auf ihre zahlreichen Fragen Antwort gab; sie hörte wohl kaum, was sie sagte, sie konnte nur einen Gedanken fassen, den Gedanken, wie das wichtige Dokument, welches ihre Trauung bestätigte, am Besten verwahrt werden würde.

„Ich kann nicht lange bei Dir bleiben, Tante, ich muß noch heute Abend zurückkehren und darum ist es durchaus nöthig, daß Du mich kurze Zeit anhörst. Kann uns hier Niemand hören?“

„Mein Gott, was ist das, Du thust so geheimnißvoll, Kind? Ist wohl doch noch nicht Alles in Ordnung?“ fragte Tante Liesing ganz bestürzt.

„Tante, die Welt darf es noch nicht erfahren, daß ich die Gattin des Grafen Horn bin,“ sagte Helene leise. „Du wirst noch eine kurze Zeit alle Schmähungen über Deine Nichte geduldig anhören müssen, ohne daß Du es wagen kannst, sie zu vertheidigen. Es ist noch nicht Alles in Ordnung, Du sprachst da gerade das rechte Wort aus, und daß Alles in Ordnung kommt, dazu mußt Du mir behülflich sein. Willst Du das?“

„Ob ich will, Kind? Welche Frage! Mein Herzblut lasse ich für Dich, wenn es nöthig ist.“

„Könntest Du jenen Trauschein wohl aufbewahren, Tante, ohne daß irgend Jemand etwas davon erfährt?“ fragte Helene.

„Gewiß kann ich das,“ entgegnete Tante Liesing eifrig. „Ich bin stolz auf Dein Vertrauen, Helene, und ich will Alles thun, mir dasselbe zu verdienen. Es soll Niemand erfahren, wo Dein Trauschein ist, ich werde ihn in das geheime Schubfach meines Sekretärs legen, Du kennst es ja. Meinst Du nicht, daß er dort gut aufgehoben wäre?“

„Ich glaube wohl, Tante, aber ich muß Dich nun noch bitten, weder durch Worte noch durch irgend Etwas das Geheimniß zu verrathen, oder auch nur darauf hinzudeuten, Du würdest mich und mein Kind vollkommen unglücklich dadurch machen. Laß' Dich nie hinreißen, mich vertheidigen zu wollen, wenn man mich schmäht, sondern schmähe weit lieber mit, Du erweisest mir dadurch einen größeren Gefallen als Du denkst. Kann ich mich jetzt auf Dich verlassen, Tante? O, glaube mir, es hängt viel davon ab.“

„Du kannst Dich fest auf mich verlassen, liebe Helene,“ sagte die Tante, durch den Ernst ihrer Nichte gerührt. „Wenn ich weiß, daß es zu Deinem Heile ist, dann wirst Du sehen, daß die alte, geschwätzige Tante schweigen kann.“

„Willst Du dies Papier in meiner Gegenwart hineinlegen, Tante?“

„Gewiß und zwar gleich. Komm', gieb' es mir, mein Kind, Du kannst sehen, wie es verwahrt wird.“

Eilig zog sie ein schweres Schlüsselbund aus einem Schubfache hervor und trat damit an einen großen, massiven Schrank von Eichenholz, der mit zahllosen Engelsköpfen verziert war. An der rechten Seite desselben befand sich ein etwas größerer Kopf als alle übrigen, doch konnte dies allenfalls nur ein scharfer Beobachter bemerken. Ein kleiner Messingknopf, auf welchen Tante Liesing nur leicht drückte, öffnete eine kleine Thür und nun erst gebrauchte sie ihr Schlüsselbund.

„Sieh', dort hinein will ich das wichtige Papier legen, Helene, das ist ein Platz, wo nur ein Eingeweihter es entdecken kann. Bist Du es zufrieden?“

„Ja, Tante, dort wird es sicher aufgehoben sein,“ sagte Helene beistimmend, „und nun bitte ich Dich nochmals, laß' Niemanden etwas von dem Dasein dieses Dokumentes ahnen, nicht um Alles in der Welt.“

„Du kannst mir vertrauen, Kind, ich kann schweigen, wenn es sein muß,“ sagte die Tante, indem sie das geheime Fach verschloß und die Feder einschlagen ließ. „Aber ich möchte doch wissen, was dies Alles bedeutet.“

„Du wirst es später erfahren, jetzt nicht, Tante — jetzt habe ich nicht einmal Zeit. Vielleicht komme ich bald mit meinem Kinde wieder, wenn Du mich dann bei Dir behalten willst, so hoffe ich Dich nie mehr zu verlassen. Besucht Arnold Donitz Dich?“

„O, gewiß, der brave Junge wird eine alte Frau nicht vergessen.“

„Dann sage ihm, das Papier wäre sicher aufbewahrt, er möchte sich keine Sorgen darum machen. Bald solle er mehr von mir hören.“

Ein paar Augenblicke später trat Helene wieder in

die dunkle Nacht hinaus. Der Himmel hatte sich mittlerweile mit düsteren, drohenden Wolken überzogen und ein feiner Schnee rieselte hernieder, aber Helene beachtete es nicht, sie fühlte sich unendlich durch den gethanen Schritt erleichtert und beruhigt. Ungesehen, wie sie glaubte, langte sie wieder in dem kleinen Häuschen an, wo sie ihren kurzen Glückstraum geträumt und so bald aus all' ihren Himmeln gestürzt worden war.

Neuntes Capitel.

Nachforschungen.

Hell und glänzend sandte die Morgensonne ihre Strahlen durch die halbgeschlossenen Fenstervorhänge in das Gemach des Grafen Horn.

Dieser lag auf einer mit gelber Seide überzogenen, weichgepolsterten Ottomane. Ein langer türkischer Schlafrock fiel auf seine mit bunten Hausschuhen bekleideten Füße herab, ein kleiner Fez verbarg den kahlen Scheitel.

Dennoch sah der Graf in diesem Anzuge auffallend älter aus, als in seiner vollen Uniform, seine Gestalt entbehrte ganz der strammen militärischen Haltung, seine Augen blickten matt und glanzlos.

Vor dem Grafen auf dem kleinen Tische lagen einige zierliche Briefe, deren Außenseiten auf einen interessanten Inhalt schließen ließen — das eine Billet lag noch offen vor ihm.

„Ich weiß nicht, was dies Alles bedeuten soll," murmelte er, „diese Meinhold sieht Gespenster am hellen Tage und doch nützen ihre Dienste mir gar nichts. Noch nicht die geringste Auskunft hat sie mir über das verd— Papier geben können, immer hat sie Ausflüchte und Versprechungen, aber niemals eine Thatsache. Ich würde sie längst entlassen haben, hätte ich sie nicht so tief in meine Geheimnisse eingeweiht. Nun geht's nicht mehr, höchstens kann ich sie durch Geschenke zu neuen Entdeckungsreisen anspornen."

Ein eintretender Diener unterbrach das Selbstgespräch des Grafen.

„Ein alter Mann wünscht den Herrn Grafen zu sprechen," meldete er.

„Hat derselbe keinen Namen?" fuhr ihn der Graf grimmig an.

„Er will ihn nicht nennen, gnädiger Herr, ich soll Ihnen nur sagen, daß er das gewünschte Papier bringe."

„Ah, so," entgegnete Graf Horn, plötzlich lebendig werdend, indem sein ganzes Gesicht sich erhellte. „Laß' ihn eintreten, Oliver, ich erwarte ihn,"

Bald darauf trat ein alter Mann in das Gemach.

Der Graf winkte ihm näher zu kommen und ließ ihn auf einem Stuhl Platz nehmen, während er selbst sich beeilte, die Thüren sorgfältig zu schließen und die gelben Sammetportièren dicht zusammen zu ziehen.

„Nun sprecht, Alter," wandte er sich dann an den Angekommenen in leisem Flüstertone. „Ihr sagt, Ihr habt das bewußte Papier?"

„Ich habe es," entgegnete dieser ebenso leise, indem er ein großes, anscheinend aus einem Buche losgetrenntes Blatt auf den Tisch niederlegte. „Das Glück ist uns besonders hold in unserm Vorhaben gewesen. Nach jener Trauung hat keine wieder stattgefunden und die Namen waren die ersten auf einer noch unbeschriebenen Seite. Ich habe das Blatt sorgfältig ausgetrennt, Niemand wird es ahnen können, denn der selige Pastor hat nie über die Verbindung gesprochen. Sind Sie zufrieden, gnädiger Herr?"

„Vollständig, mein Lieber, Sie haben den Auftrag gut ausgeführt und ich will Ihnen Ihren Lohn jetzt nicht vorenthalten, obgleich es mich ein hoher Preis dünkt für diese geringe Mühe."

„Wohl ist es mir leicht geworden, aber Sie vergessen, Herr Graf, welches Risico ich dabei übernommen. Wenn der Pastor nicht starb und die That wurde entdeckt, so hätte ich möglicherweise schwer dafür büßen müssen. Ich hoffe nicht, daß Sie mir etwas von meinem wohlverdienten Lohn abziehen werden, Herr Graf?"

Die Worte schienen eher alles Andere als eine Frage zu bedeuten, vielmehr klangen sie wie eine versteckte Drohung und der Graf hielt es für gerathen, keine weiteren Umstände zu machen.

Er nahm das Blatt in die Hand, prüfte noch einmal genau die beiden darauf verzeichneten Namen und hielt es dann über die Flamme des Kamins. Das Papier flackerte einen Moment hell auf und sank dann als ein Häuflein Asche zu Boden.

„Und man sieht nichts davon, daß dies Blatt aus dem Kirchenbuche losgetrennt wurde?" fragte er, an seinen Schreibtisch gehend.

„Nichts, gnädiger Herr, nicht die leiseste Spur, kein Mensch wird jemals im Stande sein, zu beweisen, daß dort ein Blatt herausgetrennt wurde."

Graf Horn überreichte dem Manne eine Rolle mit blanken, harten Thalern, die dieser mit gierig funkelnden Augen entgegennahm. Bald darauf verließ er das Palais des Grafen.

„So, jetzt sind wir wieder sicher. Die Zeugen können niemals aufgefordert werden, das Blatt aus dem Kirchenbuche ist zerstört, jetzt muß ich noch auf alle Fälle den Trauschein haben. Diese Geschichte ist einer meiner dümmsten Streiche, die ich jemals ausgeführt habe und wirkten nicht alle Umstände so außerordentlich günstig für mich, so hätte mir diese Ceremonie Sorgen genug bereiten können."

Er klingelte.

„Meinen Fuchs soll man mir satteln, Oliver," wandte er sich an den eintretenden Diener, „ich habe einen weiteren Weg zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Naturleben in Monatsbildern.

Von Dr. Karl Ruß.

Die Natur ist des Menschen eigentliche Heimath.
In der fremd zu sein, Jedermann Schaden und Schande bringt.
Professor E. A. Roßmäßler.

März.

Schon schmilzt der Schnee im lauen Wind,
Lebendig wird's in Strom und Bächen,
Es will der Lenz, das frohe Kind,
Mit hundert Zungen zu uns sprechen.
Von seiner langen Reise kam
Der Storch, die Schwalbe kehrt zum Neste;
Man fegt hinaus den Winterkram
Und rüstet fröhlich sich zum Feste.
Hermann Kletke.

Nicht umsonst trägt dieser Monat seinen Namen nach dem Kriegsgott des Alterthums. Immerwährend und ganz offenkundig — nicht mehr wie bisher, nur zeitweise, oder gleichsam versteckt — tobt jetzt allenthalben der Kampf der Naturgewalten in der leblosen, wie in der lebendigen Natur. Mit dem wärmeren Wehen der Luft beginnt's fortdauernd von den Höhen zu rieseln, die Eisdecken der Gewässer werden gesprengt und immer reißender stürzt der Bach seine getrübten Fluthen in's Thal hinab. Und die sprießenden Keime, schwellenden Knospen, ihre Hüllen sprengenden Kerbthiere — auch sie müssen sämmtlich den harten Kampf um's Dasein mit des Wetters Graus bestehen. Wie verderblich aber auch allem jungen Leben dies Toben der Naturmächte nur zu oft wird, ebenso unendlich wohlthätig ist es für die Natur im Allgemeinen. Nur durch seine Hülfe kann die Aussaat in der Natur vollendet und erst der volle Frühlingseinzug vorbereitet werden.

Jene Blümchen, welche uns im vorigen Monat gleichsam nur als die ersten Boten des ahnenden Frühlings erschienen, sie erscheinen jetzt zahlreich und mannigfaltig, wie in voller Berechtigung. Es sind Schneeglöckchen, Leberblümchen, Seidelbastblüthen, denen sich dann die ersten „Märzveilchen,“ Hundsveilchen, Anemonen, die silbernen Kätzchen der Sahlweiden und Allee-Pappeln, die unscheinbaren der Erle, Rüster, Espe, die weißen Blumen des Schwarzdorns und die purpurrothen des Lerchensporns anschließen. Vorzugsweise zahlreich rufen die Sonnenstrahlen jetzt goldgelbe Blüthen, gleichsam wie im Wiederschein hervor; liebliche Schlüsselblumen, zahlreiche Hahnenfuß-, Geibstern-, Feigwurz-Blumen und Buschwindröschen, duftige Huflattigkerzen und im Garten Krokus, vielerlei Primel, Frühlingsknotenblumen, grüne Nieswurz- und Stachelbeerblüthen.

Immer von Neuem stürzt des Wetters Graus und Toben über alle diese „Märzenblümchen“ her, mit Sturm und Schlacken, oder mit dem weißen Teppich des „Märzenschnees.“ Dennoch kann auch die ungünstigste Witterung jetzt die freudige Entwickelung alles Naturlebens nicht im Geringsten mehr aufhalten. Wie unmerklich, aber im Zwischenraum von nur wenigen Tagen, doch außerordentlich wahrnehmbar, geht der fahle Grasteppich der Wiesen in ein immer frischeres Grün über, und in gleicher Weise färben sich die Saaten immer dunkler, in die schöne Farbe der Hoffnung.

Viel wahrnehmbarer noch äußert sich das erwachende Leben in der Thierwelt. „Märzhäschen“ hüpfen im jungen Klee und ebenso erblicken die Jungen der wilden Kaninchen und Baummarder, sowie der noch zahlreicheren Hausthiere das Licht der Welt. Die ersten Winterschläfer erwachen, Dachs, Igel, Hamster, Haselmaus und Fledermäuse. Das Geweih der alten Hirsche beginnt wieder hervorzuwachsen, während auch die jüngeren immer zahlreicher das ihrige jetzt abwerfen.

Die großen Schaaren der bisher umherstreichenden Vögel, wie Zeisige, Hänflinge, Grünfinken, Goldammern und alle übrigen Körnerfresser vertheilen sich jetzt bereits in einzelne Pärchen und suchen die Brutorte auf, während die Insektenfresser, Meisen, Baumrutscher u. s. w. noch meistens bis zum Ende des Monats zusammen bleiben.

Immer mehrere Standvögel beginnen mit den Vorbereitungen zur Brut oder schon mit derselben. Wildenten und Kibitze haben bereits gelegt. Der Eisvogel nistet in einer Höhlung des Ufers, die Misteldrossel baut im Strauch ein mit lehmiger Erde ausgeglättetes Nest; ebenso bauen Bachstelzen, Elstern, Hänflinge, Amseln, Singdrosseln, Staare, Lerchen, Sperlinge und fast alle übrigen körnerfressenden Singvögel, welche spätestens bis zur Mitte des Monats Eier gelegt haben. Ihnen schließen sich unter den Kerbthierfressern als die zuerst nistenden die Rothkelchen und Rothschwänzchen, Zaunkönige, Goldhähnchen und Bachstelzen an. Wie diese ihre oft im März bereits erbrüteten Jungen, trotz Nachtfrost und Schneeschauer, aufzuziehen vermögen, ist kaum zu begreifen.

Die letzten nordischen Wanderer eilen jetzt schnell hinweg, ihren Heimathsgegenden zu. Man sieht noch Flüge von verschiedenen Drosselarten, Wildenten, Saatgänsen und Säbelschnäblern, bei kaltem Wetter auch noch Seidenschwänze. Ebenso kommen aber unsere Wandervögel immer zahlreicher zurück. Wander- und Thurmfalken, die letzten Wildtauben, Grasmückenarten, Braunellen, Wasserhühner, Kriekenten, Fischreiher, Kernweihen, Wasserrallen, Regenpfeifer, Brachvögel, Sumpf- und Waldschnepfen, schwarze und weiße Störche, rücken bei uns ein.

Doch die Vögel erfreuen und nicht allein durch ihr Erscheinen, sondern vielmehr noch durch den jetzt allenthalben erwachenden Gesang. Ein jubelnder Sänger weckt jetzt den andern; die Lerche hoch aus der lauen Luft herab, und Goldammer dicht neben uns auf einem Steine, die Singdrossel aus dem Wipfel einer alten Föhre, die Misteldrossel in den Zweigen einer Linde.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Eingesandt.)

Nach der — s. v. „Rheinpfalz" — sollen von den Altkatholiken die Feiertage abgeschafft worden sein bis auf den Kirchweihtag, die Fastnacht und den Tag der Metzelsuppe. —

Dagegen solle, wie man hört, bei den Neukatholiken die bestehende Zahl der Feiertage um folgende vermehrt werden:

1) Der Erinnerungstag, an welchem Huß auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden ist; —
2) Der Tag der Abschwörung, welche von Galiläi erpreßt worden, wegen seiner Lehre bezüglich der Umdrehung der Erde.
   (: Und sie bewegt sich doch!:)
3) Der Erinnerungstag an die Metzelsuppe der Pariser Bluthochzeit; —
4) Der 18. Juli 1870, an welchem Tage als erstes Produkt der Glaubensartikel — Fabrik in Rom, die Infallibilität, zum ersten Male die schwarze Schaar (Finsterniß) der Welt erblickte; —
5) Der 4., 6. und 14. bis 18. August und 2. Sept. als die Siegestage der guten glaubenstreuen Franzosen über die heidnischen Preußen bei Weißenburg, Wörth, Spichern, Metz, Gravelotte und Sedan.
6) Der 31. Januar, an welchem 80,000 Franzosen an der Schweizergrenze noch nachträglich den geistlichen Herrn zu Ehren ein Neujahrsschießen veranstalten wollten, aber wieder von den heidnischen Preußen daran verhindert über die Grenze gerutscht sind; —
7) Der Tag, an welchem die ächten kath. Christen in der bayer. Kammer dem Hrn. Minister von Lutz und Co. ein Mißtrauensvotum zu geben gedachten; —
8) Der Tag, an dem der Reichskanzler v. Bismarck von den wahren Schul- und Menschenfreunden Preußens abgekanzelt worden ist.
9) Endlich die Geburts- und Namensfeste der geistl. Haushälterinnen, insoferne letztere nicht schon das Alter überschritten haben, in welchem sie überhaupt noch gefeiert werden können.

Ueber die Einführung weiterer Festtage ist die Debatte noch nicht geschlossen und wird auch noch nicht sobald geschlossen werden.

* Der 29. Februar 1872 ist ein Schalttag und nach heiterem amerikanischen Brauche ist am 29. Febr. die verkehrte Welt. An diesem Tage können die Damen Schaltjahrsbälle veranstalten, auf denen die Rollen vertauscht werden. Die Herren müssen warten, bis sie von den Damen zum Tanz aufgefordert werden; nur beim „Herren-Walzer" dürfen Herren engagiren. Wenn das Zeichen zum Souper gegeben wird, hat der Herr sittsam, mit „züchtigen, verschämten Wangen" dazusitzen, bis eine Dame Erbarmen mit seinem Appetit hat und ihn zu Tische führt. Natürlich werden nach dem Balle die Herren von ihren Damen bis zu ihrer Hausthür begleitet.

Gemeinnütziges.

* (Vorbeugungsmittel gegen Schimmel an Wurst und Fleisch) Nicht selten ist es der Fall, daß Würste, Schinken und dergleichen aufzubewahrenden Eßwaaren schimmelig werden, wenn sie nur einige Zeit in etwas mit dumpffeuchter Luft erfülltem Raume sich befinden. Um diesem Uebelstande ganz vorzubeugen oder da, wo er eingetreten ist, ihn zu beseitigen, ist nichts empfehlenswerther, als gewöhnliches Kochsalz in einem Teller nur mit so viel Wasser zu übergießen, daß eine breiartige Lösung des Salzes erfolgt. Wenn man schimmelige Würste mit diesem Salzbrei dünn anstreicht, verschwindet der Schimmel sofort und nach einigen Tagen überziehen sich die Würste mit überaus feinen Salzkrystallen, die jeder weiteren Schimmelbildung vorbeugen. Dasselbe Verfahren ist auch sehr zu empfehlen, um den zeitweilig in den Gelenken der Schinken auftretenden Schimmel zu beseitigen und solchem vorzubeugen.

* Ueber die 1871er Getreideernte liegen nunmehr aus den verschiedensten Länderu theils amtliche Mittheilungen, theils zuverlässige Berichte vor, laut deren dieselbe zu den geringsten Ernten des letzten Jahrzehnts gehört, d. h. wenn man vom Einzelnen ab- und nur auf das Ganze sieht. Nach den Mittheilungen der „Times" beziffert sich die von Seiten Englands erforderliche Einfuhr an Weizen allein auf circa 62 Millionen Metzen. Namentlich ist es der große Minderertrag Frankreichs, welcher fortwährend die Speculation mit Getreide anspornt; insbesondere sind es Belgien und Holland, welche zur Besorgung des nördlichen Frankreichs einen bedeutenden Getreideumsatz haben. In Deutschland scheint der Ertrag im Allgemeinen die Bedürfnisse zu decken, wenigstens scheinen sich die Einfuhren aus Ungaru und die Ausfuhren nach Schweden und Norwegen ziemlich die Wage zu halten. Rußland allein hat von den europäischen Ländern eine namhafte Ausfuhr zu verzeichnen. Je mehr es zur Gewißheit geworden ist, daß die Fruchtvorräthe nicht von der Art sind, daß sie eine Mißernte pro 1872 ausgleichen könnten, desto mehr interessirt sich die Speculation für die Frage:

Wie werden die Saaten durch den Winter kommen? Zwar ist der Winter noch nicht zu Ende; allein es gehörte doch zu den Seltenheiten, wenn jetzt noch wesentliche Störungen eintreten sollten. Der Winter begann zwar allenthalben früh und energisch; allein vor Eintritt des stärkeren Frostes wurden die Felder durch eine starke Schneedecke geschützt und der Schneeabzug erfolgte allmählig. Der Januar verlief fast frostfrei und beschädigte die Saaten in keiner Weise. Daher hört man denn nirgends Klagen über bedenklichen Stand derselben, selbst da nicht, wo die Bestockung in Folge von etwas verspäteter Aussaat etwas schwach war. Berechtigte Klage führen nur allerwärts die Winzer; denn das Rebholz war ziemlich unzeitig in den Winter gekommen und konnte der strengen Kälte des Vorwinters keinen Widerstand leisten. Mannigfach taucht die Frage auf, ob auch den erfrorenen Wingerten Dung zu geben sei. Unseres Erachtens muß diese Frage bejaht werden, doch möchte sich wohl die Düngung mit Kalisalzen in solchen Fällen mehr empfehlen, als die Düngung mit Stallmist.

Literarisches.

„Der häretische Charakter der Infallibilitätslehre," von Dr. Fr. Michelis, ist eine sehr klare und durchdachte Arbeit, welche den Altkatholiken und denjenigen, welche es werden wollen, zum Studium ganz besonders zu empfehlen ist.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 20. Kaiserslautern, 10. März 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(19. Fortsetzung.)

„So, nun noch den Trauschein, dann hätte diese romantische Liebelei ihr Ende erreicht,“ fuhr Graf Horn, mit sich selbst redend, fort. „Ich hätte das Mädchen vielleicht länger geliebt, wenn sie nicht so unangenehm tugendhaft gewesen wäre — nichts Langweiligeres als solche Personen. Aber jetzt heißt es vorsichtig sein, ich habe schon Beweise genug, daß sie nicht so ganz arglos ist, es könnte noch zu großen Unannehmlichkeiten führen, wenn sie sich nicht willig fügte. Aber ein Ende muß gemacht werden — unbedingt, man wird so seines Lebens nicht froh.“

Er kleidete sich rasch und sorgfältig an und in seiner eleganten Uniform sah er noch stattlich genug aus, um neue Eroberungen machen zu können. Selbstredend blickte er sich nochmals im Spiegel an und eilte dann hinunter, sein Pferd zu besteigen.

Der prächtige Schweißfuchs tänzelte leichtfüßig durch die Straßen der Stadt und sein Reiter gefiel sich darin, noch einige Fensterpromenaden zu machen. Lächelnd blickte er zu den Fenstern hinauf, hinter welchen schöne Damen seinen Gruß erwiederten und dann dem stattlichen Reiter, soweit ihr Auge blicken konnte, nachsahen. Graf Horn war in den Augen dieser Damen noch immer eine ausgezeichnete Parthie, trotz seines Rufes als anerkannter Roué. Dergleichen Kleinigkeiten war man gerne geneigt, zu übersehen — er war eben nicht besser und nicht schlimmer als zahlreiche seiner Kam.raden und Gefährten.

Erst vor dem Thore angelangt, gab er seinem Pferde die Sporen und ließ es in gestrecktem Galopp dahinsausen.

Seine Stimmung war gerade nicht die heiterste, denn er fühlte, daß ihm vielleicht ein harter Kampf bevorstand und daß er auf alle Fälle siegen mußte, wenn auch mit Gewalt.

Der Graf fühlte sich indessen unangenehm berührt, als Helene ihm nicht wie sonst entgegenflog, sondern Fräulein Meinhold ihn mit ihrer Kaltblütigkeit und Ruhe empfing.

„Sie haben mir da sonderbare Nachrichten mitgetheilt, Fräulein Meinhold,“ sagte er scharf, „und ich finde, daß Sie den Ihnen anvertrauten Posten besser hätten behaupten müssen. Wie konnten Sie dulden, daß Fräulein Helene einen nächtlichen Streifzug unternahm?“

„Glauben Sie, Fräulein Helene hätte dazu erst meine Erlaubniß eingeholt?“ entgegnete die Gesellschafterin schnippisch. „Die Dame ist sehr selbstständig und Sie sollten es mir danken, Herr Graf, daß ich mich nicht scheute, in jener Nacht ihrer Spur zu folgen. Sonst wüßten Sie heute von Allem nichts.“

„Und Sie wissen noch immer nicht, wo Fräulein Helene den bewußten Schein aufbewahrt?“

„Nein, ich habe nicht die leiseste Ahnung davon, aber ich glaube, wir haben allen Grund zu fürchten, daß sie selbst ihn nicht mehr in Händen hat.“

Der Graf sah Fräulein Meinhold mit dem Blicke des höchsten Entsetzens an.

„Wenn Sie die Wahrheit sprächen!“ rief er endlich aus. „Aber es ist ja unmöglich, Helene hat mit keinem Menschen außer mit Ihnen, der Wärterin und dem Diener gesprochen. Die Wärterin würde sie nicht zu ihrer Vertrauten gemacht haben, weil die Frau zu einfältig ist, von Ihnen habe ich nichts zu befürchten und auch der Diener ist mir treu ergeben. Seit wann haben Sie die Veränderung, wovon Sie in dem Billete sprachen, bei Helenen bemerkt?“

„Schon seit längerer Zeit, nur daß sie seit dem erwähnten Tage sich noch klarer aussprach. Sie dürfen nicht zweifeln, Herr Graf, daß irgend etwas vorgefallen ist und ich fürchte, sie wird sich weigern, Ihnen darüber Auskunft zu geben.“

„Aber wen sollte sie zu ihrem Vertrauten gemacht haben, Fräulein Meinhold, haben Sie keine Vermuthung?“

„Nicht die geringste; aber daß sie mit ihrer alten Tante in Verbindung steht, beweist schon zur Genüge, daß sie Vertraute hat.“

„Die Sache ist fatal — höchst fatal,“ murmelte Graf Horn für sich. „Ich hätte nicht so nachsichtig sein und so lange warten sollen. Nun ist Alles in Ordnung und doch stellen sich mir noch Schwierigkeiten in den Weg.“

Er schritt einige Male in höchst nachdenklicher Haltung im Gemache auf und nieder, dann trat er wieder vor Fräulein Meinhold hin.

„Stehen die Sachen so, dann dürfen wir Fräulein Streitmann noch auf keinen Fall aus den Augen verlieren, wir müssen die Comödie noch eine Zeit lang fortsetzen, denn nichts wäre gefahrbringender, als uns von ihr zu trennen, bevor wir das Papier in Händen haben. Jetzt führen Sie mich zu ihr, Fräulein Meinhold, ich werde Alles thun, was ich kann, sie zur Herausgabe zu bewegen. Versäumen Sie nun aber auch nichts, das Ihrige zu thun, Sie können auf meine Dankbarkeit in klingendem Golde rechnen.“

Als Graf Horn in Helenens Gemach trat, saß diese auf ihrem gewohnten Platz am Fenster, ihr Kind ruhte in ihrem Schooße und lächelte im Schlafe.

Graf Horn sah nicht, wie reizend dies Bild war, er sah nur forschend in Helenens Antlitz und unmöglich konnte ihm die Veränderung darin verborgen bleiben. Als er sie zuletzt sah, hatten Kummer und Sorgen sie noch nicht berührt, jetzt hatten sie mit eisernem Griffel darin ihre Spuren zurückgelassen.

Aber das rührte den Grafen nicht, er war schon zu sehr an dergleichen Kleinigkeiten gewöhnt, um sie nur noch einer Betrachtung werth zu halten, er sah solche Spuren des Grams nicht zum ersten Male und doch waren die Wangen wieder roth und die vom Weinen getrübten Augen wieder hell geworden.

Nur eins sah Graf Horn und dies beunruhigte ihn weit mehr. Helenens Antlitz leuchtete nicht freudig auf, kein Sonnenstrahl glitt darüber hin, als sie den Grafen eintreten sah, nur ein tödtlicher Schreck schien sie zu erschüttern; aber sie zwang sich zu einem Lächeln, sie zwang sich und trat dem Grafen lächelnd entgegen; doch konnte sie sich nicht so verstellen, daß es ihm entging, wie sie sich zu diesem Entgegenkommen zwingen mußte.

„Es ist schön von Dir, daß Du endlich einmal kommst, Georg, es freut mich sehr."

Am liebsten hätte der Graf bei diesen Worten laut aufgelacht, aber er bezwang sich und eine erstaunte, beleidigte Miene annehmend, entgegnete er, sie starr ansehend:

„Helene, ist das mein Empfang? Stillst Du so die heiße Sehnsucht, die mich trieb, Dich in meine Arme zu schließen?"

Ein bitteres Lächeln umspielte Helenens Lippen und sie zitterte vor Aufregung. Jetzt erst sah sie ihn ganz, wie er war und sie schauderte vor der Tiefe des Abgrundes, in welchen sie hineinblickte. Sie fand nicht den Muth, diesem Manne Liebe zu heucheln, den sie so rasch verabscheuen gelernt hatte.

„Herr Graf, sprechen Sie nicht mehr in dieser Weise zu mir, ich kann Ihren Liebesbetheuerungen keinen Glauben mehr schenken, seit ich weiß, wie sie gemeint sind. Ich habe einen tiefern Blick in die Verhältnisse geworfen, als ich um meines eigenen Friedens willen hätte thun sollen. Wir müssen uns trennen, Herr Graf und das wird geschehen, sobald Sie mich in die vollen Rechte Ihrer Gattin eingesetzt haben. Ich verlange nicht Ihre Stellung oder Ihren Reichthum, nur Ihren Namen beanspruche ich als mein rechtmäßiges Eigenthum um meines Kindes willen."

Starr, ohne ein Zeichen, daß Leben in ihm sei, hatte Graf Horn Helene aussprechen lassen. Er war zu überwältigt von der Ruhe und der Entschlossenheit, womit sie sprach, aber jetzt, als sie geendet hatte, jetzt mußte der mühsam verhaltene Zorn sich Bahn brechen und jedes klaren Gedankens unfähig, jeder Ueberlegung bar, sprang der Graf wie ein gereizter Tiger auf Helene zu und, sie an beiden Armen so fest ergreifend, daß sie vor Schmerz hätte aufschreien mögen, rief er aus:

„Weib, bist Du von Sinnen? Du glaubst in der That, ich wäre wahnsinnig genug, aus diesem Comödienspiel Ernst zu machen?"

Er hatte Helene wieder losgelassen und lachte laut auf, während diese sich nur mühsam fassen konnte.

„So, jetzt zeigen Sie sich mindestens in Ihrer wahren Gestalt, Herr Graf, und ich danke Ihnen dafür, denn Sie erleichtern mir das Scheiden unendlich, ich glaubte nicht, daß mir eine Trennung so leicht geworden wäre. Ich kann jetzt dies Haus verlassen, Herr Graf?"

„Ganz gewiß nicht, denn mein bist Du und mein sollst Du bleiben. Heraus mit dem Trauschein, hörst Du, heraus damit."

Helene blickte auf ihr Kind, das sie jetzt mit hellen offenen Augen anlächelte und sie fühlte, daß sie für sich nichts mehr hoffen dürfe, nur das Glück ihres Kindes mußte sie sichern.

„Nie werde ich Ihnen den Trauschein ausliefern, Herr Graf, er ist das einzige Beweismittel, welches ich in Händen habe," entgegnete Helene ruhig. „Es wird Ihnen nicht schwer werden, einen anderen Trauschein zu erlangen, mir aber dürfte es schwerer werden, wenn man alle Hebel in Bewegung setzt, ein armes Mädchen in's Unglück zu stürzen. Nein, Herr Graf, geben Sie sich weiter keine Mühe mehr, ich habe Sie durchschaut und weiß, welchen Weg ich um meines Kindes willen zu gehen habe."

„Du wirst dieses Haus nicht eher verlassen, bis Du mir den Trauschein ausgeliefert hast," donnerte der Graf.

„Dann würde ich dieses Haus überhaupt niemals mehr verlassen können, Herr Graf," versetzte Helene kalt. „Dann muß ich es andern Menschen überlassen, für meine Rechte einzutreten und sie werden es thun. Ich bin nicht so ganz ohne Schutz, wie Sie es vielleicht wähnen."

Erst jetzt erkannte der Graf die ganze Tragweite jenes Schrittes, als er sich verleiten ließ, das bürgerliche Mädchen zu heirathen. Hatte Helene den Trauschein nicht mehr in Händen, so war er, trotz aller seiner Vorsichtsmaßregeln, verloren und er sah es kommen, daß er, der hochgeborene Graf, sich dazu verstehen mußte, die Tochter eines Calculators Streitmann als seine Gattin anzuerkennen, trotz seiner hohen Verwandten, trotz aller adeligen Freunde und Bekannten, trotz der Ungnade des Königs, die ihn zuversichtlich treffen würde.

Er hatte einen großen Fehler gemacht, als er Helenens Muth und Energie unterschätzte, er rechnete nicht darauf, daß Mutterliebe eine Triebkraft ist, die Alles für das Wohl ihres Kindes einsetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Naturleben in Monatsbildern. (März.)

(Schluß.)

Rothkehlchen, Goldhähnchen, Zaunkönig, Hänfling, Haubenlerche, Stieglitz, Grünfink, Zeisig, Dompfaff, sie alle lassen ihre Stimmen um die Wette erschallen, denn ihrer aller Herzen sind ja von Liebe erfüllt und sie werben mit ihren süßesten Melodien um die Gunst der Weibchen. Am vernehmlichsten lassen sich die auch während der Brutzeit gesellig zusammenhaltenden Staare hören, ferner die silbernen Glöckchen gleich erschallenden Rufe der Kohlmeisen und der klangvolle Schlag der Finken.

Eine Anzahl von Vögeln führt jetzt gar wunderliche Liebestänze auf. Beim ersten Tagesgrauen beginnt der Auerhahn, sowie auch der Birkhahn ein gar wunderliches Spiel, und wenn auch viel weniger bemerkbar, so zeigen ähnliche Tänze auch zahlreiche andere, namentlich aber alle Hühnervögel.

Das sogenannte Spiel der Birkhahns und Auerhahns gewährt eine der interessantesten Jagden. Auch der Schnepfenstrich beginnt etwa in der Mitte des Monats, ebenso die Jagd auf Sumpfschnepfen oder Bekassinen, ferner auf Wildtauben, Wildgänse und Wildenten, welche beiden letzteren oft in großen Schwärmen auf den vom Eise freiwerdenden Landseen sich einfinden. Alle Raubthiere werden noch immer eifrig verfolgt, theils ihres noch brauchbaren Pelzwerkes wegen, theils weil sie jetzt allem übrigen Gethier immer schädlicher werden.

Die Amphibien kommen immer zahlreicher hervor; Frösche, Kröten in den Sümpfen und an den Quellen, Eidechsen, Blindschleichen, Nattern und giftige Kreuzottern in Gestrüpp und Gras. Zahlreiche Fische laichen, wie Bleie, Hechte, Barsche, Schmerlen, Weißfische und Karpfenarten, Grundeln und Stinte, und deshalb sollte jetzt die Fischerei, ebenso wie die Jagd, durchaus geschlossen werden.

Immer zahlreicher wird auch die Welt der Kerbthiere lebendig, vielerlei Käfer, namentlich Lauf- und Blattkäfer, Kurzflügler, Maiwürmer kommen hervor. Hier und da fressen schon Raupen, die des Frostschmetterlings und namentlich die so sehr schädlichen des Kiefernspinners, der Nonne und die sogenannte Bärenraupe. Von Schmetterlingen fliegen schon die Kieferneule, der kleine Fuchs, Citronenvogel und das Pfauenauge. Die Bienen tragen gewöhnlich schon fleißig ein und die Ameisen sind nicht minder regsam; Persfliegen, Mücken u. a. entsteigen immer zahlreicher als Larven dem Wasser, um nach der Verwandlung davon zu fliegen.

Der Forstmann hat jetzt große Aufmerksamkeit auf die genannten Raupen, sowie auf die Borkenkäfer zu richten. Ferner werden die Pflanzungen junger Bäume jetzt besorgt, sowie die Aussaat der Eicheln, Bucheln, des Kiefern-, Fichten-, Lärchen-, Ahorn- und Eschensamens. Köhlerei und Flößerei beginnen.

Noch regsamer geht's im Garten und Feld zu. Spargelbeete, sowie die aller Frühgemüse müssen in Ordnung gebracht und besäet werden, Kartoffeln und Bohnen werden gelegt, Sommerweizen, Linsen, Erbsen, Hafer, gelbe Rüben und dergleichen werden gesäet. Im Garten bringt man Salat, Rettig, Spinat, Weiß- und allen übrigen Kohl, Zwiebeln u. s. w. in die Erde. Ausdauernde Pflanzen, Schnittlauch, Erdbeeren und dergleichen werden verpflanzt, Obstbäume werden beschnitten, veredelt und die Weinstöcke abgelegt und ebenfalls verschnitten.

Das großartigste Naturspiel bildet jetzt der Eisgang. Durch den Zulauf des von den Hügeln und Bergen herabrinnenden Wassers schwillt der Fluß mehr und mehr an, und hebt den schon längst gelockerten Eispanzer, bis er ihn knallend und prasselnd zertrümmert, in zahllose Schollen, welche die reißende Strömung schaukelnd und einander stoßend hinweg trägt, hier und da zu gewaltigen Wällen aufthürmt, und sie dann wieder fortschwemmt, bis sie, theilweise an den Ufern liegen bleibend, durch die Sonnenstrahlen in Säulen und Splitter auseinander fallen, oder bis sie, immer wieder hier und da aufgethürmt und wohl gar den Bruch der kolossalsten Dämme verursachend, zuletzt in's Meer hinausgeworfen werden.

Blicken wir in einer Märznacht zum Himmel empor, so gewährt er uns den schönsten Anblick im ganzen Jahre. Die Jungfrau ist im Osten vollends emporgestiegen und kündet uns den herangenahten Frühling. Im Süden steht das Sternbild des Krebses, im Norden das des Drachens und über diesem das der Waage. Der Thierkreis senkt sich bereits zum Horizont hinab und die Milchstraße hat sich fast bis zur Hälfte des westlichen Himmels empor verbreitet.

Die Erde hat in ihrem Sonnenumlauf den tiefsten Punkt ihrer Bahn erreicht. Jetzt sind die Tage bereits sehr bemerkbar länger geworden und am 21. März, dem Tage des Frühlingsanfangs, ist bekanntlich die erste Tag- und Nachtgleiche — ein Zeitpunkt, welchen unsere Vorfahren, ebenso wie die zweite Tag- und Nachtgleiche im Herbste, und auch den längsten und kürzesten Tag stets mit Festlichkeiten begingen. In unserer Zeit achtet man auf solche Naturabschnitte leider viel zu wenig.

Wenn jetzt des Morgens auf der Landschaft ein „Märzennebel“ lastet, so erwartet ein alter Aberglaube nach hundert Tagen ein Gewitter. Im Uebrigen ist das Wetter jetzt noch viel wechselvoller als im Februar und die Luft vorzugsweise sauerstoffreich. Die vorhin genannten Gesundheitsregeln müssen daher jetzt noch mehr beobachtet werden. Insbesondere aber beginnt mit dem März die Zeit der gesundesten und nothwendigsten Bewegung in freier Luft. Ganz besonderer Beachtung bedarf aber der Schutz gegen Sommersprossen. Denn nicht allein die Sonne, sondern auch die Luft bringen jetzt solche hervor. Zarte Frauen dürfen daher niemals ohne Umhüllung mit losen weißen Tüchern hinausgehen.

Feuilleton.

§ Das Zigeuner-Parlament.

Die Zigeunerfamilie, die hier einige Tage zum Ergötzen des jungen und alten Publicums rastete, hat ihre Reise wieder aufgenommen und beabsichtigt vielleicht bei dem in Cannstadt in Württemberg stattfinden sollenden Zigeuner-Parlament sich zu betheiligen. Demselben wird der mehr als achtzigjährige Zigeuner-Greis Reinhard präsidiren, welchem von einer seines Vorfahren, wie die Sage erzählt, Graf Eberhard im Bart, als er im Wildbad rastete und dort von den Schleglern überfallen werden sollte, als Hirte auf den Schultern auf unwegsamen Pfaden durch die Schluchten des Schwarzwalds hindurch in Sicherheit gebracht haben soll, worauf dem Hirtenknaben und seiner ganzen Familie auf ewige Zeiten das Asylrecht in Württemberg eingeräumt wurde. — Wie jener Hirtenknabe nach Württemberg gekommen, ist dem Historiker ebenso ein Räthsel, wie dem Ethnologen die Frage eines ist, woher die Zigeuner überhaupt gekommen und von wem sie abstammen. Die Annahme, daß sie mit den Magyaren, als deren Minstrels nach Europa gekommen, hat bis jetzt nicht nachgewiesen werden können und wird überhaupt irrig sein, da man erst im Jahre 1417 von ihnen vernahm. Damals erschienen sie etwa dreihundert Köpfe stark in den Marschgegenden und lenkten, eben weil ihre Erscheinung Manches zu wünschen übrig ließ, nicht allein die Aufmerksamkeit des gewöhnlichen, sondern auch die des gelehrten Publikums auf sich. Unter sich selbst nannten sie sich damals wie heute Romi, d. h. verheirathete Leuten, dagegen vor den Leuten in den verschiedenen Landen, in welchen sie bis heute sich aufgehalten, Zingari, Cingani, Gitanos, Egyptier, Bohemier und Gipsies. — Die Gitannos oder die Zigeuner Spaniens besaßen einen Nationalgesang, der heute noch von ihren Lippen tönt, worin ihre Vertreibung aus dem Heimatland durch Undebel, dem sie den Dienst aufgesagt, und der sie deßhalb zum ewigen Umherirren verurtheilt habe, besungen wird.

In Deutschland unter ihrem angeblichen Michael, Herzog von Egypten, fanden sie anfänglich eine sehr gastfreie Aufnahme, die sich aber später in eine sehr tragische umgestaltete. Im Jahre 1422 erschienen sie im südlichen Frankreich, woselbst sie sich Saracenen nannten, während sie in demselben Jahre unter ihrem „Herzoge von Egypten" Andreas, Bologna überraschten. Fünf Jahre später tauchten sie in Paris als „christliche Pilger" auf und thaten Wunder. Trotz dem Letzteren oder gerade deßhalb waren sie in Frankreich stets Objecte für den Scheiterhaufen und den Strick.

Aehnliches widerfuhr denselben, wie wir schon oben angedeutet, auch im römisch-deutschen Reiche, woselbst 1545 ein „Bohemier" in Utrecht bis aufs Blut gegeißelt und die Nase mit glühenden Zangen gekniffen, worauf er sodann aus der Provinz gejagt wurde. Derselbe kam jedoch wieder und bat, man möge ihn wegen Nahrungslosigkeit hängen, welcher Bitte auch alsbald willfahrt wurde. In manchen Duodezstaaten damaliger Zeit ging man noch weiter und betrachtete sie gar nicht als Menschen, weßhalb man es ganz angemessen fand, wenn einer der „Serenissimi" eines Tags während der Jagd im Forste auf eine säugende Zigeunermutter seine Bluthunde hetzte und sie von denselben zerreißen ließ.

Noch kurz vor der großen französischen Revolution war auch der Lieutenant criminel unausgesetzt auf der Zigeunerhetze, während im Lande der Kastanien die Inquisition sie mit Feuer und Schwert verfolgte und ihnen die iberische Halbinsel zu einem zweiten Inferno machte. Nach der Revolution ließ man sie in Frankreich in Ruhe, wie man auch in der großen Republik Amerika sie im Gesetzbuche als ganz unbekannte Wesen behandelt. Ebenso sind sie in England seit der Cabinets-Ordre des schottischen Königs Jakob VI., nachmaligen Jakob I., König von England, welcher ihnen ein städtisches Gebiet anwies, nicht mehr belästigt worden. Aber gerade die Humanität, welche man ihnen gegenüber mehr und mehr vorherrschen ließ, mag auf dieselben depravirend gewirkt haben, denn die noch kurz vor Erlaß jener Ordre nach Tausenden zählende Zigeunerbevölkerung Englands sank seither auf wenige Hunderte herab.

Aehnlich mag es sich auch im deutschen Reiche verhalten. Doch dürfte das Zigeuner-Parlament noch immer sich als ein sehr zahlreiches erweisen und des Interessanten Vieles bieten, weßhalb es auch nicht zu verwundern, daß bereits viele englische und amerikanische Reporters in Cannstadt eingetroffen sind und mit Spannung der Eröffnung des Zigeuner-Parlamentes entgegensehen.

Gemeinnütziges.

* Beseitigung des bläulich-wolkigen Ansehens von Mineralölen. Um dies zu beseitigen, empfiehlt Duil dem Oele Nitrobenzol oder eine ähnliche aus Kohlenwasserstoffen hergeleitete Nitroverbindung zuzusetzen.

* Gereinigtes Oel zum Schmieren feiner Maschinentheile kann man sich herstellen, wenn man Zink- oder Bleispäne zu gleichen Gewichtstheilen in gutem Olivenöl schüttelt und dasselbe an einen kühlen Ort stellt, bis das Oel sich entfärbt hat.

* Flüssige Zeichentusche. Ein Stückchen alter Tusche wird bis zur Hirsekorn-Größe pulverisirt, in dieser Form in heißem Wasser gelöst und, wenn die Lösung vollkommenes Tief-Schwarz hat, wird ungefähr der zehnte (Raum)-Theil Glycerion zugesetzt, welches sich nach kurzem Schütteln mit der schwarzen Flüssigkeit innig vermengt.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 21. | Kaiserslautern, 13. März | 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(20. Fortsetzung.)

Graf Horn hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, Helene von den Einflüsterungen der Außenwelt fern zu halten, sie konnte Alles erfahren, alle seine neue Liebschaften; mußte sie doch ihm gehorchen und thun, was er wollte.

So hatte er geträumt, das Erwachen aus diesem Traume zeigte ihm aber, wie sehr er sich in Helenen getäuscht, das Weib, welches jetzt dort mit einem triumphirenden Blick vor ihm stand, war ein anderes Wesen, als das hingebende, vertrauende Mädchen, das kein Glück kannte, als das seine, das ihren guten Namen, ihren Ruf freiwillig opferte, als sie ihm dadurch eine trübe Stunde zu ersparen glaubte.

Der Graf sah sie einen Moment an und seine Finger zuckten. In diesem Augenblick hätte er vor keinem Mord an Mutter und Kind zurückgebebt, aber er kam zur Besinnung.

„Zunächst bleibst Du hier," sagte er endlich, nachdem er vergeblich nach einem Ausweg aus diesem Labyrinthe gesucht, „was weiter geschieht, wird sich finden. Ich werde Dir schon jeden Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden versuchen, davon sei fest überzeugt. Mittlerweile hast Du Zeit, Dich zu besinnen, ob es wohl nicht für Dich besser ist, den Trauschein freiwillig auszuliefern, oder ob ich Nachforschungen bei Tante Liesing anstellen soll."

Helene stieß einen gellenden Schrei aus und Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht, während sie den ihr zunächst stehenden Sessel zu erreichen strebte. Graf Horn aber war mit sich selbst zufrieden, denn indem er diesen Trumpf, den er sich bis zuletzt aufgehoben, ausspielte, gewann er die Ueberzeugung, daß er bei der alten Tante in der That den Schatz zu suchen habe, den er haben wollte — dorthin hatte Helene das Dokument gebracht.

„Ich werde es erlangen," fuhr er, sich an ihrer Qual weidend, fort, „so oder so. Du hast mir genug von der Geschwätzigkeit jener Frau erzählt, um nicht einen Versuch zu machen; wir wollen in den geheimen Schubfächern der alten Dame einmal gründliche Nachlese halten."

Nach diesen Worten verließ Graf Horn das Zimmer, ertheilte dem Fräulein Meinhold weitere Verhaltungsmaßregeln und ritt nach der Stadt zurück.

Wie betäubt saß Helene noch in dem Sessel, als der Graf sie längst verlassen hatte; das Kind weinte bitterlich, aber sie beachtete es nicht und als die Wärterin herbeieilte, überreichte sie es derselben ohne ein Wort, ohne einen Blick.

Sie konnte Alles nicht fassen, was Graf Horn zu ihr gesprochen hatte! Sie wußte nur, daß er von jenem nächtlichen Gange zu der alten Tante Kunde erhalten haben mußte, daß also jeder ihrer Schritte mit Argusaugen bewacht wurde.

Wenn er wirklich zu der Tante ging, wenn er als Helenens Gatte den Trauschein von ihr forderte? O, warum hatte sie die Tante nicht wenigstens in Etwas eingeweiht, warum hatte sie ihr nicht gesagt, daß gerade ihr Gatte es sei, vor dem sie den Trauschein verberge und den sie jetzt als ihren schlimmsten Feind zu betrachten habe?

An Alles dies dachte Helene, aber sie sah kein Auskunftsmittel vor sich. Ihr Kopf glühte ihr wie im Fieber, sie machte sich über Alles die bittersten Vorwürfe und doch blieb es sich gleich. Hätte sie das Dokument bei sich behalten, so würde der Graf es auch gefunden haben, vielleicht noch eher als bei der Tante.

O, wie sehnte Helene sich in diesem Augenblick nach Arnold Donitz! Er allein konnte ihr helfen, er allein konnte jetzt ihr und ihres Kindes Interessen vertreten, er allein konnte sie trösten und retten. Aber Graf Horn würde sie überwachen lassen, daß sie an keine Flucht, noch daran denken durfte, daß Jemand bis zu ihr gelangen könnte.

Am Abend desselben Tages, gleich nach der Dämmerstunde, trat ein Mann in das Gemach der Frau Liesing, der sich ihr als Graf Horn, der Gatte ihrer Nichte Helene vorstellte.

Die alte Dame kannte den Grafen sehr genau, sie hatte ihn oftmals an ihrem Hause sich zu Roß vorbeisprengen sehen und sie fühlte sich außerordentlich durch den Besuch ihres neuen Verwandten geehrt. Sie lud den Grafen mit vielen Knixen ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen und dieser war so höflich und liebenswürdig als möglich.

Mit schlauen Kunstgriffen hatte er gar bald von der arglosen Frau erfahren, daß Helene in der That hier gewesen war, daß sie aber weitere Aufschlüsse nicht gegeben hatte — die Frau wäre nicht so zuvorkommend gewesen.

„Helene ist oftmals sehr reizbar," sagte Graf Horn mit einem schweren Seufzer, „sie hat das Leiden schon seit mehreren Monaten und ich fürchte fast, sie wird dies Uebel nicht wieder verlieren. Sie hat Momente, wo sie in ihren treuesten Freunden ihre Feinde vermu-

thet und wenn sich das nicht ändert, so weiß ich in der That kein anderes Mittel, als sie einer Privat-Irrenanstalt zu übergeben. Seit Wochen suche ich nun schon nach einer Anzahl Papieren, sowohl nach Werthpapieren als auch nach unserem Trauschein; letzteren hat sie nun allerdings, wenn ich ihren Worten trauen darf, Ihnen übergeben, und wenn das der Fall ist, so ist ja das Papier gut aufgehoben, aber wo ich die Werthpapiere suchen soll, davon habe ich nicht die geringste Ahnung. Sie sind wohl so freundlich, verehrte Frau, und heben den Trauschein gut auf?"

Der Graf zitterte, als er diese Frage aussprach und forschend ruhten seine Augen auf dem Gesichte der alten Frau.

„O, gewiß, gewiß, der Trauschein ist so gut aufgehoben wie in Ihren eigenen Händen, Herr Graf," entgegnete Frau Liesing eifrig. „Dort, in jenem Schranke ist ein verborgenes Schubfach, kein Mensch kann es entdecken, seien Sie unbesorgt. Aber ich begreife nicht, Helene schien mir doch so vernünftig, das arme, liebe Kind, wie kann man sich nur so etwas denken?"

Graf Horn hätte gar zu gern weiter gefragt, aber er durfte keinen Argwohn erwecken, darum mußte er lieber schweigen. Also in jenem Schranke war das wichtige Dokument, er war um einen bedeutenden Schritt weiter gekommen. Jetzt nur Vorsicht, daß Helene mit keinem lebenden Wesen außerhalb ihrer Wohnung in Berührung kam, daß er Frau Liesing allein in Händen hielt — dann war Alles gerettet.

„Es mag vorübergehend sein, verehrte Tante. Sie erlauben doch, daß ich das Recht der Verwandtschaft in Anspruch nehme? — Helene war schon früher einmal in einer bedenklichen Stimmung und es hat sich auch wieder gegeben — hoffentlich haben wir nichts zu befürchten, aber wir müssen vorsichtig sein. Ich werde sie veranlassen, oft zu Ihnen zu gehen, Tante, das wird sie zerstreuen; geben Sie ihr um Alles in der Welt aber nichts wieder zurück, was sie Ihnen einmal anvertraut hat, Sie würden mir und somit natürlich auch unserer Helene keinen Dienst dadurch erweisen, denn wer weiß, wen sie dann mit ihrem Vertrauen beehrt und ob Helene sich an einen rechtschaffenen Charakter wendet, der uneigennützig genug wäre, ihr Wohl im Auge zu behalten."

Jetzt wurde nur noch über verschiedene gleichgültige Dinge gesprochen, wobei Graf Horn aber stets auf geschickte Weise seine Liebe für Helene mit anzubringen wußte, so daß Frau Liesing fest überzeugt war, ihre Nichte hätte keinem edleren, besseren Menschen ihre Hand schenken können und als Graf Horn sie, zufrieden mit dem Schritt, den er weiter gethan, um zu seinem Ziele zu gelangen, verließ, bat sie ihn dringend, doch ja wieder zu kommen und ihr über Helenens Zustand Nachricht zu geben.

Nachdem der Graf die alte Dame verlassen hatte und diese wieder etwas aus dem Taumel herauskam, in welchen sie der Besuch ihres hohen Verwandten — sie dachte sich dieses Wort mit einem gewissen Stolze — versetzt hatte, dachte sie auch darüber nach, warum der Graf wohl sie, die einfache, unbedeutende Tante, aufgesucht habe, und sie konnte keinen Grund finden, da sie viel zu ehrlich und aufrichtig war, um ihrer eigenen liebenswürdigen Persönlichkeit diese Ehre zuzuschreiben.

Sie grübelte und grübelte noch, als die Stadtuhr bereits neun Uhr geschlagen hatte und sie nun Anstalt machte, sich zur gewohnten Zeit zur Ruhe zu begeben.

Frau Liesing hatte die Hausthür bereits abgeschlossen, als ein heftiges Klopfen gegen dieselbe sie nochmals zwang, die Treppe hinabzusteigen — die alte Frau hätte nicht schlafen können, bevor sie nicht wußte, wer noch zu so später Stunde Einlaß begehre.

Draußen stand eine Frau.

„Sind Sie Frau Liesing?" fragte sie hastig.

„Zu dienen."

„Ich komme von Helene, dies Billet ist für Sie und Sie möchten thun, was darin stände."

Noch ehe Frau Liesing sich wieder von ihrem neuen Erstaunen erholt hatte, war die Frau bereits verschwunden und sie sah, wie dieselbe schnellen Schrittes davoneilte.

„Mein Gott, was bedeutet dies?" murmelte die alte Frau. „Ich erhole mich nicht mehr von meinem Erstaunen, die ganze Welt scheint mir verdreht."

In ihrem Gemache angelangt, setzte sie eilig ihre große Hornbrille auf und entfaltete das kleine Stückchen Papier.

„Hüte Dich vor meinem Gatten, verrathe Niemand dem etwas von dem Schein. Der Graf wünscht ihn zu besitzen — er will unsere Verbindung in den Augen der Welt als eine ungültige darstellen. Noch einmal, wenn Dir mein und meines Kindes Heil am Herzen liegt, bewahre den Schein, laß' Niemanden ahnen, daß Du darum weißt."

Die Matrone stand ein paar Augenblicke hindurch erstarrt. Dann stürzte sie auf die Stubenthür zu und schloß sie ab, schob auch noch den schweren altmodischen Riegel vor und erst dann athmete sie erleichtert auf.

„Gott sei Dank!" murmelte sie. „Der Elende! Also das ist es? Helene ist Deiner hochgeborenen Sippschaft nicht gut genug und nun möchtest Du sie wieder los sein. Aber, du meine Güte, das Kind ist ja noch zu unerfahren, wofür hat man denn Kirchenbücher und Zeugen? Aber es ist etwas nicht in Ordnung, umsonst hatte das Kind nicht diese Angst — umsonst ist dieser geheimnißvolle Zettel nicht."

Unter diesem Selbstgespräche eilte die alte Frau geschäftig hin und her, untersuchte jede Spalte ihrer Rouleaux, Gardinen, Thüren 2c., leuchtete sogar unter das Sopha und in alle Ecken hinein, ob auch Niemand sie in ihrem Thun und Treiben belauschen könne und als sie fest davon überzeugt war, erst dann holte sie zunächst ein elegantes Mahagonikästchen von alter prächtiger Arbeit hervor und stellte es vor sich auf den Tisch. Dann trat sie an den großen, eichenen Schrank

und zog bald darauf das wichtige Dokument an's Tageslicht. Sie trat damit an den Tisch heran, las es nochmals sorgfältig durch und verschloß es in das Mahagonikästchen, welches sie in ein kleines Wandschränkchen schob, dessen Tapetenthür für Niemanden sichtbar war, weil es sich in einer dunklen Ecke des Zimmers befand.

Dann legte sich die Frau beruhigt nieder und schlief ein.

Am folgenden Morgen blieb das Häuschen verschlossen, die Rouleaux wurden nicht aufgezogen und die alte Aufwartefrau hatte auf ihr wiederholtes Klopfen keinen Einlaß gefunden.

Als auch gegen Mittag drinnen Alles still blieb, beeilten sich die Nachbarn, dem Gerichte Anzeige zu machen, weil man ein Unglück befürchtete.

Mit Noth und Mühe wurde endlich das starke Schloß der Hausthür erbrochen und dann auch die des Zimmers.

In dem Schlafkabinette fand man endlich die alte Frau steif und kalt in ihrem Bette liegend — die Aerzte sagten, ein Schlagfluß habe, in Folge heftiger Gemüthsbewegungen, ihrem Leben ein Ende gemacht.

Zehntes Capitel.

Verurtheilt.

Mathilde von Lichtenfels hatte nichts mehr von ihrem Gatten gehört, seit man ihn in das Staatsgefängniß abgeführt. Ob man es ihm nicht gestattete, oder ob der Lauf der Verhandlungen bereits genügt hatte, ihn zu belehren, wem er seine Verhaftung zu danken habe, sie wußte es nicht. Sie wußte nur, daß es endlich an's Tageslicht kommen mußte, daß ihr Gatte nicht darüber im Zweifel bleiben würde, wer ihn verrathen und dieser Zeitpunkt war zugleich der einer ewigen Trennung von ihm.

Ein Mann wie Lichtenfels, ein solch' reiner, erhabener Charakter, konnte nie mehr an der Seite einer Gattin glücklich werden, die ihn verrathen, ja noch mehr als das, die er durch die Umstände noch für schlechter halten mußte, als dies in der That der Fall war.

Die qualvollen Tage und Nächte, die Mathilde verlebte, entsühnten sie vollständig, sie büßte schwerer, als ihr irgend ein Priester Buße auferlegen konnte und doch fand sie dadurch keine Vergebung, weder bei sich selbst noch bei ihrem Gatten.

Sie fand nicht den Muth, irgend einen Schritt zu seiner Befreiung zu wagen, weil sie nicht wußte, wie er von ihm aufgenommen werden würde.

Endlich kam die Untersuchung und aus den Zeitungsberichten erfuhr sie wenigstens den Lauf der Verhandlungen, wenn auch nur oberflächliche Thatsachen, sie erfuhr, daß man viele Papiere, die auf hochverrätherische Pläne schließen ließen, bei ihm und seinem Mitgefangenen Braun gefunden hatte.

Aber Beide waren fest entschlossen, ihre Mitverschwornen nicht zu verrathen und da man bei Braun nur Briefe gleichgültigen Inhalts von anderen angesehenen Männern vorfand, die keine Verhaftung zur Folge haben konnte, so mußte man sich mit diesen Beiden begnügen und als sollten diese nun auch den ganzen Zorn ihrer gestrengen Richter empfinden, wurden Beide zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Ein Schrei der Entrüstung durchlief Stadt und Land. Die beiden Patrioten, denen man nichts beweisen konnte, als daß sie ihre ärmsten Mitmenschen geliebt, sollten zehn Jahre, die besten, kräftigsten Mannesjahre, im Zuchthause, inmitten einer Schaar der gemeinsten Verbrecher, zubringen.

Das war etwas, was Niemand fassen konnte. Aber man wollte ein Exempel statuiren, die Leute sollten empfinden, daß man sich nicht ungestraft an des Königs Majestät heranwage, um von ihm etwas für das niedere Volk zu fordern, man wollte den Demokraten die Lust zu ferneren Demonstrationen nehmen.

Mathilde las die Verhandlungen, sie las die Verurtheilung der besten edelsten Männer und sie weinte nicht. Ihre Augen blieben trocken, als sie daran dachte, daß ihr Gatte inmitten einer Schaar der ärgsten Verbrecher niedere Arbeiten — die Arbeiten eines Zuchthäuslers — verrichten solle.

Sie weinte auch nicht als endlich ein Brief von ihm kam, voll der liebevollsten Fürsorge um sie, ohne die leiseste Andeutung, daß ihr Gatte ahne, wer diesen Schlag auf ihn geführt. Er schrieb ihr, sie solle sich nicht um ihn grämen, er sei stolz auf die Auszeichnung, denn als solche würde er es stets betrachten, daß er für seine Mitmenschen ungerechter Weise dulden müßte. Dann theilte er ihr mit, daß sie ihn jetzt besuchen dürfe und wie er hoffe, sie nun bald einmal zu sehen.

„Ich hatte gehofft," schrieb er unter Anderem, „Dir eine schöne, frohe Lebenszeit zu verschaffen, es ist mir nicht gelungen, denn, wir dürfen uns dies nicht verhehlen, Mathilde, wenn ich nach zehn Jahren lebend zu Dir zurückkehre, dann wird uns wohl wenig Zeit mehr bleiben, Vergnügungen nachzuhängen, mein Herz wird wohl alt werden zwischen den düstern grauen Mauern. Aber ich hoffe, ich leide nicht umsonst, ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo das Wenige, was ich mitgesäet, reifen wird zur herrlichen Ernte."

Mathilde las die Zeilen trockenen Auges, sie konnte nicht mehr weinen, sie konnte sich nicht freuen, daß es ihr Gatte war, der so schrieb, sie dachte nichts anderes mehr, als daß sie es war, die ihn um zehn seiner schönsten Lebensjahre, die ihn um Alles betrog.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Frommer Unsinn.) Aus Obersteiermark theilt man der „Neuen Freien Presse“ den Text eines Kirchenliedes mit, welches alljährlich im Advente während des Gottesdienstes gesungen wird und das ein so recht deutlicher Beleg für die oft betonte Thatsache ist, daß sich der Clerus an keiner Trivialität stößt, wenn dieselbe nur — „fromm“ ist. Das erhebende Lied ist zu Ehren der Jungfrau Maria gedichtet und lautet:

Zu Galiläa eine Jungfrau war von großen Qualitäten,
Zu Nazareth ganz wohlbekannt von hohen Dignitäten.
Freudvoll ist sie anzusehen,
All' Engel Gottes nach ihr sehen,
Mit Liebe, mit Liebe, mit Liebe sie zu bereden.

Von Gott der Engel Gabriel gesandt, zur Jungfrau eilig reiset,
Und vor derselben niederfiel, sein Reverenz beweiset;
Er sprach: Maria, sei gegrüßt!
Vor Allen bist Du auserkiest,
Vom Engel, vom Engel, vom Engel hoch gepreiset!

Maria erschrack ob diesem Gruß: „Was soll denn dieses werden,
Soll mir ein Engel fallen zu Fuß, bin ich doch Staub auf Erden!
Das kann ich mir nicht bilden ein,
Wie die Sach soll beschaffen sein,
Dies macht mir, dies macht mir, dies macht mir groß Beschwerden!“

Der Engel zu Maria sprach: „Laß' dir kein Furcht ankommen,
Denn dies ist eine göttliche Sach', die Gott sich vorgenommen;
D'rum sei, Maria, wohl getröst,
Durch dich wird menschlich's Geschlecht erlöst,
Bei Gott hast, bei Gott hast, bei Gott hast Gnad gefunden!“

* (Schlimmes Mißverständniß.) Vor ein paar Wochen übergab ein Jagdliebhaber in ——— einem in der Hundedressur erfahrenen Mann in —— — zwei junge Jagdhunde edler Race zur Erziehung. Eines Tages kam der Jagdliebhaber nach Hause und fand seine Gemahlin in hysterischer Aufregung wegen des folgenden inmittelst eingelaufenen Telegramms: „Die lieben Kleinen sind wohl und werden mit jedem Tage hübscher. Senden Sie gefälligst das Kostgeld.“

* (Columbus), dem Entdecker Amerikas, soll auf dem neuen Columbus-Kirchhofe in Havanna auf der Insel Cuba ein Denkmal gesetzt werden. Die Gebeine des 1506 verstorbenen großen Seefahrers, welche jetzt in der Kathedrale in Havanna ruhen, sollen nach dem neuen Kirchhofe überführt und in dem Monument beigesetzt werden.

* (Der Kaiser von China) gedenkt sich demnächst zu verheirathen. Seine zukünftige Lebensgefährtin wird jetzt sorgfältig mit den Regeln der Hofetikette vertraut gemacht. Seit mehreren Jahren wurden in den Webereien von Nankin, Hongchau und Canton die Seidenzeuge und andere Gewebe für die Aussteuer der kaiserlichen Braut verfertigt. Während der Bräutigam, welcher die Sonne vorstellt, in einem von Elephanten gezogenen Wagen zu der Hochzeit fährt, wird die glückliche, den Mond darstellende Braut in einem Palankin getragen werden, der ganz aus Perlenschnüren zusammengesetzt ist.

Gemeinnütziges.

* (Mittel gegen das Auffressen der Ferkel.) Aus den Berichten preuß. Kreisthierärzte ist über das Auffressen der Ferkel zu entnehmen, daß die Mutterschweine in mancher Gegend ungemein häufig die Jungen nach dem Gebären nicht annehmen, sondern wüthend anfallen, todt beißen und auffressen, sich auch den Menschen widersetzen, und, wenn sie durch Zwang überwunden werden, die Milch aufhalten, so daß die Ferkel aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen. Wird dieses Benehmen nicht durch Krankheitszustände des Euters bedingt, so sind die Mutterthiere zu zwingen, indem man ein Gemisch von 10—20 Gr. Kampferspiritus und 1—3 Gr. Opiumtinctur in das Ohr gießen läßt. Die Säue legen sich sofort auf diejenige Seite, an welcher in das Ohr der Einguß gemacht wurde, sie bleiben gewöhnlich mehrere Stunden in dieser Lage, nehmen die Ferkel ruhig an, und haben nachher die Wuth gegen ihre Jungen verloren. Obgleich das Mittel bei Hunderten von Schweinen angewendet worden ist, sind nachtheilige Folgen dieses Verfahrens nicht beobachtet worden. Ferner wird berichtet, daß das Auffressen der Ferkel durch die Mutterschweine in einfachster Weise immer dadurch verhütet werden könne, daß die jungen Ferkel am ganzen Leibe und die Sau am Kopfe vorzüglich um die Nase herum mit gewöhnlichem Branntwein gewaschen werden.

* (Absolutes Mittel gegen Hasenfraß an Bäumen.) Anstreichen derselben mit Blut, resp. Rindsblut, welches am besten haftet. Bei Pflänzlingen geht dies sehr schnell, indem Jemand einen Kübel damit trägt, die Hand eintaucht und damit an dem Pflänzling hinauf streift. Auch nicht ein einziges derartig bestrichenes Bäumchen ist von den Hasen angenagt worden in diesem Winter.

Homonym.

Ueber die wilden Berge mit starkem Ungestüm
Vor dem Zweiten mein Erstes floh;
Und es wähnt sich geborgen vor ihm,
Streckt die Glieder und lagert sich froh.
Da, aus nächtlichem Hinterhalt
Faßt ihn das Ganze, die Büchse knallt,
Und das Erste liegt starr und kalt.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 22. Kaiserslautern, 17. März 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(21. Fortsetzung.)

Wenn sie sich nur zu einem festen Entschluß hätte aufraffen können, ein offenes Geständniß würde vielleicht die Last von ihrem Herzen genommen haben, aber Mathilde war zu schwach und zu hochmüthig, sich eines Fehlers zu zeihen, so schwer sie auch in Wirklichkeit gefehlt hatte.

Sie war entschlossen, ihren Gatten wenigstens zu sehen, sie wollte etwas aus seinem eigenen Munde über den Hergang der Verhandlungen hören; sie erfuhr dann erst die Wahrheit, daß ihr Name unerwähnt geblieben. Ob das sie trösten konnte, sie glaubte es kaum; seit ihr Gewissen erwacht war, gab es für sie nur noch das Bewußtsein, daß sie ihrem Gatten Alles gestehen müsse und doch schob sie es immer wieder auf, von einem Tage zum andern, in der ungewissen Hoffnung, es könne sich ein Ausweg bieten.

Und während Mathilde sich zu dem ersten schweren Gange, ihren Gatten aufzusuchen, bereit machte, war schon etwas geschehen, was ihr Bekenntniß, welches sie ablegen wollte, erleichtern mußte.

Der alte Diener des Herrn von Lichtenfels, der bereits am vorhergehenden Tage von der Erlaubniß, seinen Herrn zu besuchen, bevor er in das Zuchthaus abgeführt wurde, Gebrauch gemacht hatte, verrieth absichtslos den Besuch des Grafen Horn bei der gnädigen Frau.

Das genügte Herrn von Lichtenfels vollkommen. Warum hatte Mathilde jenen Besuch ihm gegenüber nicht erwähnt? Er erinnerte sich jetzt deutlich ihrer Unruhe, ihrer Verlegenheit, welche er damals nicht beachtet, manches fiel ihm jetzt, nun einmal sein Argwohn erwacht war, auf, was er früher arglos betrachtet.

Das war ein harter Schlag für sein vertrauendes Herz, weit härter als seine Verurtheilung, die ihn nur insofern schmerzte, weil ihn die Haftzeit hinderte, für seine Mitmenschen zu sorgen.

Jetzt sahen ihn seine Gefangenwärter zum ersten Male niedergeschlagen und in düsterer Stimmung und die ganze lange Nacht hindurch hörten sie ihn unruhig in seiner einsamen Zelle umherirren.

Das Morgenroth eines neuen Tages dämmerte herein und noch immer schritt Herr von Lichtenfels auf und nieder. Die Arme hatte er übereinander geschlagen und seine Augen suchten finster den Boden.

„Zwei Mal betrogen," murmelte er immer wieder. „Warum setzte ich auch zum zweiten Male meine Hoffnung auf ein Weib, ein flatterhaftes, unbeständiges Weib? Warum vertraute ich ihrer Zunge und verrieth ihr das, was nur ein Mann wissen sollte? Ja, ich verdiene dies, ich hätte nicht zum zweiten Male ein Thor sein sollen, als ich einmal betrogen war. O, ich Wahnsinniger! Und litte ich allein für diesen Leichtsinn, aber mein treuester Freund und Bruder, der edelste Mensch leidet mit mir und durch mich, das ist entsetzlich!"

Und schneller schritt er auf und nieder und finsterer blickten seine Augen.

Er hörte es nicht, wie das Schlüsselbund des Gefangenwärters rasselte und man ihm sein karges Essen hineinbrachte, seine Gedanken hatten ihn so in Anspruch genommen, daß er für die Außenwelt wie abgestorben war. Wenn er sie nur nicht gebeten hätte, zu ihm zu kommen! Würde er ihren Anblick ertragen können, würde es ihn nicht wahnsinnig machen, wenn sie ihm freundlich, wohl gar mit Thränen in den Augen entgegentrat und ihn mit Klagen überhäufte, wie sein Schicksal ihr an's Herz ginge, während sie mit seinem Verderber über den armen, betrogenen Narren spöttelte.

„Nein, ich will die Elende nicht mehr sehen, nie mehr — nie mehr. Sie soll frei werden, Alles, was sie will, nur mir soll sie fern bleiben, dann will ich zufrieden sein."

Eine tödtliche Blässe bedeckte das Antlitz der Frau, die leise eingelassen worden und jetzt regungslos erwartete, daß sie bemerkt würde. Also er war doch schon unterrichtet, er wußte Alles und was er dort aussprach, war ihr Urtheil, ihr eigenes Urtheil.

„Mir soll sie fern bleiben — ich will die Elende nicht mehr sehen." Das waren seine Worte gewesen. Mathilde bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und ein langer, qualvoller Seufzer entschlüpfte ihren Lippen.

Herr von Lichtenfels sah halb verwundert auf, aber als er die Frauengestalt vor sich sah, da schauderte er wie von einer Natter gestochen zurück und er wandte sich wie vor einem giftigen Gewürm von ihr ab.

„Aus meinen Augen, elendes Weib," donnerte er gereizt, „ich will Dich nicht mehr sehen, nie mehr. Du wagst es noch, mich zu verhöhnen? Du wagst es, zu mir zu kommen, um den betrogenen, verrathenen Gefangenen selbst zu sehen, damit Du „ihm" sagen kannst, wie Du den Narren gefunden?"

„O, mein Gott, das habe ich doch gewiß nicht verdient, so strafbar ich auch bin," stöhnte Mathilde.

„Verurtheile mich nicht, bevor Du mich gehört hast. Du bist ja stets gerecht, warum nicht auch gegen mich, Deinem unglücklichen, beklagenswerthen Weibe gegenüber? Ist das menschlich? Ich verlange kein Mitleid, kein Erbarmen, wo ich gefehlt habe, aber ich ertrage es nicht, von Dir verkannt zu werden, ich muß Gerechtigkeit beanspruchen. Ferdinand, hier auf den Knieen schwöre ich Dir, daß ich nur einmal wissentlich gegen Dich gefehlt habe und das war, als ich mit einer Lüge Deine Gattin wurde — was später geschah, dafür habe ich keine Verachtung verdient. O, ich beschwöre Dich, höre mich an, bevor Du mich verdammst.“

Er sah sie kalt und ohne Verachtung an, als sie vor ihm auf die Kniee niedersank und ihre blendend weißen Arme flehend zu ihm emporhob, aber als er in das bleiche, thränenüberfluthete Gesicht sah, da schmolz die Eisrinde, die sich um sein Herz gelegt hatte, vor der sichtbaren Wahrheit, daß diese Frau unendlich litt.

„O, wenn es möglich wäre, Mathilde, wenn Du schuldlos wärest!“ rief er mit strahlendem Lächeln aus.

„Ich bin nicht schuldlos,“ entgegnete das unglückliche Weib kaum hörbar.

„Und dennoch wagst Du es, mir gegenüber zu treten? Du wagst es, dem Verrathenen zu sagen: ich habe Dich verrathen?“

„Ferdinand, willst Du denn nicht mit dem Bekenntniß der Schuld zugleich meine Rechtfertigung vernehmen?“ fragte sie leise.

„Schuld und Rechtfertigung? Das sind zwei Worte, die niemals zusammen gehören,“ entgegnete er finster. „Du hast Deinen Gatten verrathen. Nun gut. Ertrage dafür nun seine Verachtung, seine grenzenlose Verachtung, dann sind wir mit einander quitt.“

„O Ferdinand, Du kannst entsetzlich sein,“ stöhnte Mathilde. „Was ich Dir mittheilen werde, wird Dich vielleicht noch tiefer verwunden, aber es spricht mich davon frei, daß ich Dich nach unserer Verheirathung betrog, es zeigt Dir wenigstens, daß ich Dich seitdem niemals belog, sondern Deine Interessen zu den meinigen machte. Ich kann Dir wenigstens sagen, daß ich lieber gestorben wäre, ehe ich Dich absichtlich verrathen hätte.“

Lichtenfels athmete erleichtert auf.

„Also doch nicht — Mathilde, ich danke Dir für dieses Wort, es richtet meinen Glauben an die Menschheit wieder auf,“ sagte er innig. „Alles Andere laß' ruhen, ich will nichts davon wissen, jeder Mensch hat wohl etwas zu bereuen.“

Er wollte sie aufheben und in seine Arme schließen, aber sie wehrte ihn sanft von sich.

„Nicht so, ich weiß, Du wirst mich verdammen, ein Mann mit Deinem Charakter kann nicht anders. Laß' mich hier liegen und mein Bekenntniß ablegen und wenn Du mich von Dir schleuderst, dann gieb' mir wenigstens den Trost, daß ich nicht Deine Verachtung mit fortnehme.“

„Mathilde, armes Weib, warum quälst Du Dich so sehr?“ entgegnete ihr Gatte. „Laß' doch Alles ruhen, was vor unserer Verheirathung geschehen ist, Du kannst nichts so Schlechtes vollbracht haben, was uns trennen könnte, wenn Du mit mir ausharren willst.“

„Ob ich es wollte, Ferdinand, wenn ich nach einer solchen Seligkeit meine Hand ausstrecken dürfte?“ sagte Mathilde mit leuchtenden Augen. „O, wie erschwerst Du mir mein Bekenntniß durch Deinen Glauben an mich, wie wirst Du zurückschaudern, wenn ich Dir Alles gestanden habe. Wir dürfen nicht mehr zusammen sein, Ferdinand, wir sind getrennt, den Gedanken präge Dir fest ein. Denke, wir wären noch nicht verheirathet, Du wärest noch frei — Du mußt so denken, willst Du?“

„Ich will es versuchen, Mathilde,“ entgegnete er lächelnd, da er noch immer nicht an die Wahrheit ihrer Worte glauben mochte. „Ich will Alles thun, was Du willst, da Du mich von dem schwersten Kummer, der mich treffen konnte, befreit hast.“

Und sie fing an zu erzählen, von Kindheit an, wo sie nur den einen Gedanken, den man ihr Tag für Tag vorsprach, sich eingeprägt hatte, den Gedanken, einst erwachsen zu sein und dann eine glänzende Stellung in der Welt einzunehmen. Sie erzählte ihm, wie sie gefeiert wurde, als sie endlich das ersehnte Alter erreicht, wie man sie mit Huldigungen und Schmeicheleien überhäufte und sie nicht zum Bewußtsein ihrer selbst kam, wie sie dann älter und älter geworden, ohne daß sie sich entschließen konnte, eine der glänzendsten Verbindungen einzugehen, die ihr geboten wurden, in der stolzen Hoffnung, endlich noch ein höheres Ziel erreichen zu können. Und der Frühling ihres Lebens schwand dahin, der Hochsommer kam und mit ihm die Gewißheit, daß sie zu lange gesäumt habe. Aber noch einmal schien sich ihr eine Verbindung darzubieten, die ganz ihren ehrgeizigen Träumen genügt hätte — Graf Horn, der reiche, bewunderte, elegante Cavalier trug ihr seine Liebe an. — Mathilde war zu stolz, um den Gedanken zu fassen, ihr seine Liebe anzubieten sei nicht gleichbedeutend damit, ihr seine Hand anzutragen. Sie war stolz darauf, daß er sie begehrte, daß er, das Ideal aller Damen, der vielbewunderte Mann, sie liebte und die Freude darüber war es, die sie glauben ließ, sie erwiedere diese Liebe. Graf Horn wußte Mathilden zu täuschen, vielleicht war es auch Anfangs in der That seine Absicht, sie zur Gräfin Horn zu machen, und unter dem Vorgeben, die Liebe sei doppelt schön, so lange sie den Augen der Welt verborgen bliebe, veranlaßte er sie, weder mit ihren Eltern, noch mit sonst Jemandem davon zu sprechen.

„Dann kam das Erwachen,“ fuhr sie fort, „ich fühlte, daß der Rausch verflogen war und daß es nichts weiter als ein Rausch gewesen. Er hatte mir Alles genommen, das ganze Glück meines Lebens, meine

Ehre, Alles — endlich selbst mein Kind, das er sicher unterzubringen versprach. Er gab es armen Leuten, die vielleicht besser dafür sorgen konnten als die Mutter und ich war schlecht genug, mich wieder in die Freuden zu stürzen und Vergessenheit zu suchen. Dann kamst Du, Ferdinand. Als ich Dich sah, liebte ich Dich, obgleich ich es mir nicht gestehen wollte, und ich war wahnsinnig genug, zu glauben, daß ich doch wieder glücklich werden und meine Vergangenheit vergessen könnte, ich konnte nicht glauben, daß ein einziger Fehltritt mich für immer unglücklich machen sollte. An mein Kind dachte ich nicht; ich liebte es nicht, weil es zugleich das seinige war und mir stets ein Stein des Anstoßes bleiben mußte.

„Als Du um meine Hand anhieltest, da regte sich noch einmal mein Gewissen, aber ich war zu schwach, für immer mit allen Freuden des Lebens abzuschließen und ich gab Dir mein Jawort. Das ist das schwerste Verbrechen, welches ich begangen habe, daß ich Deinen reinen Namen befleckte, Ferdinand, und die Strafe dafür ist mir auf dem Fuße gefolgt. Graf Horn kannte Dein strenges Ehrgefühl, er wußte, daß Du Deine Gemahlin sofort verstoßen würdest, wenn Du den leisesten Makel an ihr entdecktest. Er wollte mir seine Freundschaft aufdrängen, ich stieß ihn von mir und dann nahm er zu Drohungen seine Zuflucht. Hätte ich nur damals noch so viel Muth gehabt und Dir meine Schuld bekannt, aber ich hatte ihn nicht und duldete lieber, daß der Graf mich verfolgte. Was ich gelitten habe, war nur eine gerechte Strafe, aber sie war hart, sehr hart. Am Tage Deiner Verhaftung stattete er mir abermals einen Besuch ab, er gab vor, daß Du Dich in großer Gefahr befandest und die Angst, daß Dir ein Unheil zustoßen könnte, entlockte mir ein Wort, das der Elende benutzte und welches Deine Verhaftung zur Folge hatte."

Mathilde schwieg.

Mit unendlicher Anstrengung hatte sie Alles hervorgebracht, was sie sagen wollte und obgleich sie selbst ihr Schicksal herbeiführte, fühlte sie sich doch unendlich erleichtert und beruhigt — es war ihr, als wenn sie von einer schweren Last befreit worden wäre.

Ihr Gatte hatte sie nicht unterbrochen, starr und stumm, als theile sie ihm etwas mit, was ihn gar nicht berühre, hatte er ihr zugehört und nur der Wechsel seiner Gesichtsfarbe zeigte, welchen Antheil er an ihren Worten nahm. Glühende Röthe wechselte mit jäher Blässe und dicke Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

„Du hast doch Recht gehabt, Mathilde," sagte er dann unendlich ruhig, „wir dürfen nicht mehr zusammen sein, wir müssen uns trennen. Du hättest das nicht thun sollen, meinen unbefleckten Namen mißbrauchen, aber ich verachte Dich darum nicht, Du bist ein schwaches Weib, und ich begreife recht gut, wie Alles so gekommen ist und was Du gelitten hast. Aber ich glaube jetzt, daß die ganze Welt schlecht ist und es verlohnt sich wahrlich nicht, für seine Mitmenschen zu leiden. Ich hätte das nicht von Dir geglaubt, Mathilde, aber ich vergebe Dir die Täuschung" —

„O, Ferdinand, sprich' nicht so entsetzlich trostlos, das ertrage ich nicht," unterbrach ihn Mathilde. „Warum soll denn die ganze Welt schlecht sein, weil ich es bin?"

„Ermanne Dich, Ferdinand," flehte Mathilde weiter, „Du bist ein edler, großer Mann, die Welt sieht mit Staunen und Bewunderung auf Dich, und wenn die zehn Jahre vorbei sind, so werden Dich Deine Mitbürger jubelnd in ihre Mitte nehmen, und Dir für Deine edle Aufopferung danken. Dir steht die ganze Welt offen, aber was soll aus mir werden? Wird man mich nicht mit Verachtung von sich stoßen? O, wenn ich doch sühnen könnte, was ich verbrochen!"

„Du kannst sühnen, Mathilde," sagte Herr von Lichtenfels ernst und feierlich, „Dir steht sogar ein weiter Weg offen zur Sühne. Nimm' Dein Kind zu Dir und sorge so für dasselbe, wie eine Mutter thun soll."

Mathilde sprang auf.

„Ist das Dein Ernst, Ferdinand?" fragte sie keuchend.

„Gewiß und wahrhaftig, Mathilde, und ich begreife nicht, wie Du daran so viel Wunderbares finden kannst," sagte Lichtenfels. „Oder ist es Dir doch nicht ernst mit Deiner Buße? Sollte ich mich jetzt in Dir täuschen? Du könntest herzlos genug sein, Dein Kind fremden Leuten zu überlassen, die nicht einmal im Stande sind, für ihre eigenen nothwendigsten Bedürfnisse zu sorgen?"

„Ferdinand, Du sprichst im Fieber," stöhnte Mathilde. „Wie kann ich meine Schande der Welt offenbaren?"

„Das verlange ich nicht von Dir, Mathilde. Du sollst nicht sagen, daß es Dein Kind ist, welches Du zu Dir nimmst, das wäre wohl zu viel verlangt, aber Du kannst wohl einen andern Grund auffinden, der ein Verfahren rechtfertigt, welches allerdings die Augen der Welt auf sich ziehen wird."

„Nein, das kann ich nicht, das ist zu viel verlangt. Ich will so viel Geld wie nur möglich hingeben, damit das Kind eine anständige Erziehung erhalten kann. Das ist Alles, was ich thun werde."

„Und das sagst Du mir, Mathilde?" sagte Lichtenfels finster. „Kann Dein Geld dem Kinde die zärtlich wachende Mutterliebe ersetzen? Wir sind getrennt, Mathilde — auf ewig."

„Ich wußte das, Ferdinand," sagte sie ruhig, „ich bin auch nur gekommen, Dir zu beichten und mich endlich von der entsetzlichen Last zu befreien, die mich drückte, und um Deine Verzeihung zu erlangen."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* Italienische Romanze.

Jüngst erhob — erwacht vom Schlaf,
Sich vom Bett, o largo tempo
Der noch jugendliche Graf
Ziri Zaro di Zarembo;
Trat, der übel wie noch nie
An sein Schreibepultibi.

Schrieb an sie, die holde Maid
Donna Laura Fortemezzo:
„Uns're Väter sind im Streit
Schon seit Olim bis anj ẞo,
Darum hassen soll ich Dich,
Dies befiehlt mein Vater mich."

Heute ist die Frist zu End',
Die derselbe mich that stellen,
Ihm zu sagen, ob ich könnt'
Eine And're mich erwählen,
Weil ihm großes Leid gescheh',
Wenn ich sagte non — o — no.

Schrieb ich nun, ich wählte Dich,
Holde Donna graciosa,
So ermordt' mein Vater mich —
Oder selbst sich vigoroso!
Schreib ich, daß ich Dich verstieß,
Träf mich der „Gewissensbiß."

Weißt Du Laura was ich thu'?
Will mich fassen allegretto —
Und ich lade mir im Nu
Meine kleine pistoletto!
Wenn Du liesest diese Zeil
Bin erschossen ich derweil.

D'rauf erschußte sich der Graf
Ziri Zaro di Zarembo
Und versank in ew'gen Schlaf
Auf dem Bette presto tempo.
Und die Gräfin hing sich dann —
An einen andern Edelmann.

* (Eine tüchtige Abkühlung soll sehr gesund sein.) In der russischen Stadt Saratow hat sich bis auf den heutigen Tag die alte barbarische Sitte der sogen. Jordanstaufe erhalten. Am 18. Januar, an welchem die Russen das Fest der heiligen drei Könige feiern, versammelte sich dort vor der orthodoxen Pfarrkirche nach beendigter Ceremonie der Wasserweihe eine unabsehbare Menschenmenge und zog in feierlicher Prozession unter dem Gesange von frommen Liedern nach den Ufern der unweit der Stadt vorbeifließenden Wolga. Dort angelangt, sonderten sich von dem großen Haufen mehrere hundert Menschen ab und suchten sich durch eine am Ufer gezogene Kette von zahlreichen Polizeimannschaften und 300 Soldaten, die sie zurückhalten wollten, mit Gewalt hindurchzudrängen nach einer großen, in das Eis der Wolga gehauenen Wuhne. Dem bei weitem größten Theil gelang es auch wirklich nach langem Kampfe die Kette zu durchbrechen und das ersehnte Ziel zu erreichen. Etwa 300 Männer, Jünglinge und Knaben schaarten sich rings um die Eiswuhne, legten ihre Kleider ab und stürzten sich gleichzeitig wie auf Commando ins Wasser. Nachdem sie der hergebrachten Sitte gemäß dreimal untergetaucht, krochen sie, fast ganz erstarrt, aus dem Wasser heraus auf das Eis, kleideten sich wieder an und zogen in Prozession, betend und singend und von einer großen Volksmenge begleitet, nach der Stadt zurück.

* (Ein Farmer in Californien) weichte eine Quantität Weizen in Schnaps und streute ihn auf sein Feld, auf welchem sich wilde Gänse in Schaaren niederzulassen pflegten. Die Vögel schluckten den Stoff hinab und wurden so trunken davon, daß sie nicht mehr gehen, geschweige fliegen konnten.

Der Bauer schlug ihrer gegen 200 mit einem Stocke todt und lachte sich die Fäuste voll über den fetten Fang.

* Kürzlich heirathete ein Amerikaner in Pennsylvanien ein hübsches, dralles irisches Mädchen zum großen Verdruß seiner Mama und Fräulein Schwester. Befragt, weßhalb er solches gethan habe, gab er ruhig zur Antwort: „Hätte ich ein amerikanisches Mädchen zur Frau genommen, so hätte ich doch ein irisches Mädchen haben müssen, um sie zu bedienen, und beide zu unterhalten bin ich nicht im Stande."

Gemeinnütziges.

* (Einfluß des Wassers beim Kochen von Gemüse.) Ueber den Einfluß des Wassers beim Kochen von Gemüse finden wir Folgendes bemerkt: Kocht man Gemüse einestheils in destillirtem Wasser, anderntheils in mit Kochsalz versetztem Wasser, so bemerkt man zwischen beiden einen bedeutenden Unterschied hinsichtlich des Geruchs, des Geschmacks und vorzüglich der Zartheit. In reinem Wasser gekocht ist es unendlich weniger schmackhaft und riechend, ja dies geht bis zu dem Grade, daß z. B. Zwiebeln, die in destillirtem Wasser gekocht werden, so zu sagen geruch- und geschmacklos sind, während, wenn dies in gesalzenem Wasser geschieht, sie, abgesehen von dem salzigen Geschmack, einen zuckerartigen Geschmack und ein sehr starkes Aroma nach Zwiebeln besitzen, außerdem aber mehr lösliche Substanzen enthalten. Wasser, das eine geringe Menge Kochsalz enthält, ist daher viel geeigneter als reines Wasser zum Kochen von Gemüsen, weil durch Zusatz von Kochsalz seine auflösende Wirkung verringert wird und es ihnen auch mehr Zartheit, Geruch und Geschmack verleiht. Aus diesem Umstande erklären sich die Vortheile, die die Anwendung des Kochsalzes im Allgemeinen beim Kochen von Gemüse gewährt und die Unmöglichkeit, es durch späteres Zufügen von Salz an dasselbe Gemüse zu ersetzen, das in nicht gesalzenem Wasser ursprünglich gekocht ist.

(Ldw. Ztg. f. Großherzogthum Posen.)

Auflösung des Homonym in Nr. 21:
Wildschütz.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 23. Kaiserslautern, 30. März 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(22. Fortsetzung.)

„Meine Verzeihung hast Du, sobald Du wieder gut gemacht hast, Mathilde," sagte er gerührt, „aber auch nur dann."

„Ist das Dein Ernst? Du verlangst, daß ich mich vor den Augen der Welt als eine büßende Magdalene hinstelle, damit sie mit Fingern auf mich zeigt?"

„Nein, das fordere ich nicht von Deinem Stolz, das wäre in der That mehr als Du ertragen könntest. Aber es giebt ein anderes Mittel und gerade jetzt, wo Du von mir getrennt bist, läßt sich das leicht anwenden. Du adoptirst das Kind. Deine Einsamkeit ist ein genügender Grund, daß Du ein lebendes Wesen um Dich zu haben wünschest und spitzt man dennoch die Pfeile der Verläumdung, so denke, Du erleidest es als eine gerechte Strafe für ein schweres Vergehen."

Er hielt tief aufathmend ein und sah auf Mathilde, die wie eine Leblose zu seinen Füßen lag und seinen Worten lauschte. Aber das, was er von ihr forderte, war etwas, was sie nun und nimmer erfüllen konnte — jenes Kind um sich zu haben — niemals. Sie hatte sich eine andere Buße auferlegt und diese war gewiß das sicherste Zeichen, daß es ihr mit ihrer Reue noch nicht so ganz ernst war — sie wollte fern von der Welt ihr Leben in einem Kloster beschließen. Dann war sie vor allen Stürmen des Lebens gesichert und die Welt würde sie als Muster einer Gattin aufstellen, die ein Leben ohne ihren Gatten nicht ertrug und aus Kummer und Gram sich hinter Klostermauern vergrub.

So hatte Mathilde gedacht, so hatte sie geglaubt, wirklich Buße zu thun und in das Kloster wäre sie freudigen Herzens gegangen. Aber was ihr Gatte da sagte, war das nicht tausend Mal schlimmer als ein Kloster? Forderte sie dadurch nicht das Urtheil der Welt heraus? Nein — nein, das konnte sie nicht ausführen.

„Erbarmen, Ferdinand," flehte sie, „ich will Alles thun, nur dies eine nicht, es übersteigt meine Kräfte. Im Kloster will ich meine Sünden abbüßen und bereuen."

Ihr Gatte lachte bitter.

„Im Kloster? Und Du glaubst in der That, daß Du Gott einen Dienst damit erzeigst, wenn Du Dich zu einem der nutzlosesten Geschöpfe der Welt, zu einer Nonne erniedrigst? Was nützen ihm die gestickten Altardecken und Meßgewänder, womit sie seine Kirche und Priester schmücken? Nichts, gar nichts, sie können durch die armselige Arbeit ihrer Hände nichts mehr zu seiner Herrlichkeit beitragen; ein Almosen, einem armen Hülfsbedürftigen gegeben, ist in seinen Augen mehr, als eine Nonne ihr ganzes Leben hindurch hinter grauen Mauern eines Klosters Gutes stiften kann. O, es ist ein bequemes Sühnmittel — das Kloster," fuhr er mit bitterem Spott fort, „und die es als ein solches gedacht haben, sind nicht so dumm gewesen. Geh', Mathilde, wenn Du nicht bußbereit bist, so bereust Du auch nicht — es ist sehr hart, daß ich auch noch den Glauben an Dich verlieren muß."

„Giebt es denn keinen andern Weg? Kennst Du kein Erbarmen?" stöhnte sie.

„Diese Frage möchte ich fast an Dich richten, die Du das arme, unschuldige Wesen so ganz vergessen kannst. Einen andern Weg giebt es nicht für mich. Aber Du bist ja Herrin Deines eigenen Willens, was streiten wir uns denn um Dinge, die mich nur insoweit berührten, als sie mir vielleicht meinen letzten Glauben an die Menschheit nehmen. Die liegt wohl wenig an meiner Verzeihung, daß Du kein Opfer dafür bringen willst. Geh', Mathilde, sage ich Dir nochmals, es ist gewiß besser so, ich möchte nicht länger vergebens mit Dir streiten."

„So ist Dein Wille unerschütterlich, Ferdinand?" flüsterte sie kaum hörbar.

„Unerschütterlich — ich kann Dich nie mehr lieben, aber meine Achtung, meine Verzeihung kannst Du durch eine Sühne Deiner Schuld erlangen," entgegnete er fest.

„Dann muß ich scheiden, Du verlangst mehr von mir, als ich ausführen kann — Du bedenkst nicht, daß ich eine schwache, alleinstehende Frau sein werde."

„Ich habe Alles bedacht und ich kann nicht anders sprechen. Ich beklage Dich, daß Du so wenig Muth zeigst, ein Unrecht zu sühnen. Lebe wohl!"

Sie sah ihren Gatten noch einmal flehend an, als sie aber kein Mitleid in seinen Zügen las, als er sie kalt und streng anblickte, da regte sich ihr Stolz und sie schämte sich, so lange um die Verzeihung eines Mannes gefleht zu haben.

„Lebe wohl, Ferdinand, wir können wohl sagen auf ewig."

„Wie Gott will," entgegnete ihr Gatte mit ernster Ruhe, „ich will nur hoffen, daß Du nie bereust, meinen Rath nicht befolgt zu haben."

Mathilde zog den Schleier dicht über ihr Gesicht

herab, warf noch einen Blick auf ihren Gatten und überschritt dann die Schwelle der Zelle, die der Schließer gerade öffnete.

Lichtenfels war allein.

„Auch das noch," murmelte er, „nun gut, es ist besser, daß ich auf diese Weise eine traurige Erfahrung mehr mache. Sie ist doch nicht ganz schlecht, obgleich ich bedaure, daß sie so wenig Charakterfestigkeit besaß und noch besitzt. Arme Mathilde! So jung noch und schon abgeschlossen mit Glück und Freude! O, dieser Elende! Wie viele Menschen wandeln doch ungestraft durch dieses Erdenleben, die die Last ihrer Sünden niederdrücken sollte. Aber es giebt eine Vergeltung — ich möchte nur wissen, wie jenem Manne zu Muthe ist, wenn er an die Gerechtigkeit Gottes denkt."

Sinnend legte er seine Hand an seine Stirn und schritt wieder unruhiger im Gemache auf und nieder.

„Freilich," sprach er weiter, „ihm folgt die Strafe nicht auf dem Fuße, er sonnt sich in der Gnade seines Königs, den er um seiner eigenen Interessen willen betrügt, er tritt manches edle, vertrauende Herz mit Füßen, er häuft Schätze auf Schätze und genießt die Freuden dieses Lebens mit vollen Zügen. Aber das Alter kommt — ob mit ihm die Reue? Ob sie nicht auftauchen werden in seiner Erinnerung die Gestalten unschuldiger Geschöpfe, die von seiner Hand wenigstens moralisch gemordet und in's frühe Grab sinken? O, fast glaube ich es — fast glaube ich, daß ihn die Gerechtigkeit noch auf Erden ereilen wird. Ach, es ist doch besser, unschuldig zu leiden. Ich fühle kaum, daß man mir meine persönliche Freiheit geraubt, ich fühle kaum, daß mich enge Kerkerwände umgeben, denn mein Geist bleibt unberührt von dieser Fessel — mein Geist ist frei und schwingt sich zu dem blauen Aether empor, nur für seine Mitmenschen zu denken und zu empfinden. Ich bin glücklich trotz alles Kummers, der drohend auf mich einstürmt, als wolle er mich ersticken, ich fühle einen nicht zu bewältigenden Muth in mir, für meine Mitbrüder zu kämpfen und, wenn es sein muß, zu — sterben."

Und mit hocherhobenem Haupte, mit strahlenden Augen durchmaß er den engen Raum seines Kerkers und gedachte der Zeit, wo er frei sein und auf's Neue für die Sache der Freiheit kämpfen würde.

Staunend und doch mit innerer Zufriedenheit ging es bald darauf in den Hofkreisen von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, die Ehe des Herrn von Lichtenfels sei aufgelöst und zwar habe Mathilde, die nie mit den Grundsätzen ihres Gatten harmonirte, den Scheidungsprozeß eingeleitet und würde jetzt wieder unter ihrem Mädchennamen in den eleganten Cirkeln auftreten.

Aber man sah Mathilden niemals in jenen Cirkeln und während man noch darüber muthmaßte, warum sie sich der Welt fern halte, sah sie sich eifrig nach einer Freistatt in einem Kloster um. Es wurde ihr nicht schwer, eine solche zu erlangen, da ihr Rang, ihre Stellung und vor allen Dingen ihr Reichthum für das Kloster eine willkommene Zugabe blieb.

Mathildens Eltern waren über den Entschluß ihrer einzigen Tochter in Verzweiflung, aber kein Bitten konnte sie in ihrem Vorhaben wankend machen — wenige Wochen, nachdem die Ehescheidung ausgesprochen war, schied sie für immer aus der Welt.

Elftes Capitel.

Das Vermächtniß einer Lebenden.

Dem Hause des alten Gärtners Gehrike waren die Stürme und die Unruhen, die das Land durchtobten, fern geblieben, aber im Schooße seiner Familie hatte es manchen Sturm und manchen harten Kampf gegeben. Der Verdienst war knapp und knapper, aber auch das Häuflein Kinder kleiner geworden und der alte Gehrike hatte manche Thräne über seine durchfurchten Wangen rollen gefühlt.

Den schmalen Verdienst hätte er noch überwunden, aber als der Tod herangeschlichen kam und mit einem Schlag seine drei jüngsten Kinder durch das Scharlachfieber dahinraffte, da ließ er den Muth sinken und keines seiner übrigen Kinder vermochte ihn zu trösten — er meinte eben, die drei Verstorbenen seien besser und klüger gewesen als alle andern.

Die kleine Marie, wie der Gärtner das Findelkind hatte taufen lassen, war jetzt das einzige Kind, welches der Pflege und Obhut bedurfte und Elise hatte Zeit genug, sich dem elternlosen Dinge zu widmen.

Auch Vater Gehrike vergaß beim Anblick des kleinen, drolligen Wesens ganz, daß es nicht sein eigen Kind war und als seine drei Jüngsten gestorben waren, da fühlte er, daß ihm dasselbe ein Ersatz sein sollte.

„Das Kind soll nie erfahren, daß es keine Eltern hat, Elise," sagte er eines Tages zu dieser, indem er den dunkeln Lockenkopf des Kindes streichelte. „Wir wollen es als das unsrige halten, dann kann ihm vielleicht noch ein Glück blühen. Es soll nichts von jenen vornehmen Leuten wissen, zu denen es gewiß gehört und die schlecht genug waren, das arme Würmchen auszusetzen. Wird sie als Deinesgleichen auferzogen, so kann sie auch so glücklich werden und wenn nicht andere Leute ihre Ruhe und Unwissenheit stören, so soll es durch uns gewiß nicht geschehen." Elise stimmte ihrem Vater von Herzen bei, das fremde Kind war ihr eben so lieb wie ihre eigenen Geschwister, sie hätte es nicht mehr entbehren mögen, so viel Sorge und Mühe es ihr auch machte.

Aber es sollte anders kommen, als sie es sich gedacht.

Eines Morgens trat ein großer, breitschultriger Mann in Gehrike's Haus, der sich ihm als einen Advokaten, Namens Wilmot, vorstellte.

Gehrike und seine älteste Tochter waren über diesen

Besuch nicht wenig erstaunt, da sie den Herrn nicht einmal dem Namen nach kannten.

„Sie sind der Gärtner Gehrike, nicht wahr?"

„Zu dienen, Herr," sagte der Alte, die Mütze von seinem grauen Haupte nehmend und sich verbeugend.

„Ich habe ein Geschäft mit Ihnen abzumachen, das für Sie von Wichtigkeit ist. Vor etwa zwei Jahren fanden Sie vor Ihrer Hausthür ein kleines Kind? Ein Mädchen — ist dem nicht so?"

Gehrike sah den Advokaten erstaunt an.

„Allerdings, Herr Doktor," entgegnete er zögernd.

„Und das Kind ist lebend und gesund?" forschte der Advokat weiter.

„Gottlob, ja," antwortete Gehrike, immer erstaunter, „das Kind lebt und ist gesund."

„Könnte ich es nicht sehen?"

Der Gärtner eilte statt der Antwort hinaus und trat wenige Augenblicke später mit einem kaum zweijährigen Kinde herein.

Dasselbe war zwar klein und zart, aber die frischen rothen Backen bezeugten vollkommene Gesundheit. Es war ein reizendes kleines Geschöpf mit einem Teint wie Milch und Blut und den prächtigsten dunklen, seidenen Ringellocken von der Welt. Die tiefblauen Augen blickten klug um sich und der grobe Anzug von gedrucktem Leinen bildete zu dem ganzen Aeußern des Kindes einen grellen Contrast, man sah aber, daß es nicht in diese Umhüllung hineingehörte.

„Und dies ist das Kind, welches Ihnen vor zwei Jahren gebracht wurde?" fragte der Advokat.

„Ja, Herr Doktor, das ist dasselbe Kind. Damals war es ein gar zartes, schwaches Pflänzchen und es hat der ausgesuchtesten Pflege bedurft, damit es gedieh."

„Sie wissen noch immer nicht, wer die Eltern dieses Kindes sind?"

„Wie sollte ich? Aber vornehmer Leute Kind muß es wohl sein, darauf konnten wir schließen, als wir all' die feinen weißen Tücher und Hemden sahen, worin es eingehüllt war."

„Haben Sie noch etwas davon?" forschte der Advokat begierig.

„O gewiß, meine Tochter wollte nicht, daß etwas davon verkauft würde, ich werde ihr sagen, daß sie Alles herbringt."

Während Gehrike hinausging, nahm der Advokat das kleine Mädchen auf den Schooß, das zutraulich in seinem Barte wühlte, als sei der Mann für sie durchaus kein Fremder. Es konnte schon auf manche Frage verständlich genug Antwort geben und er erfuhr, daß das Kind seine ganze Umgebung sehr lieb habe — ein Zeichen, daß es gleichfalls mit Liebe behandelt wurde.

In diesem Augenblick trat Elise mit einem Pack kleiner Hemden, Tücher u. s. w. herein und legte es vor dem Advokaten nieder.

Hastig begann dieser jedes Stück sorgfältig zu prüfen, er suchte augenscheinlich nach irgend einem Namen oder Zeichen. Aber mißmuthig legte er es immer wieder weg, da war keine Spur eines solchen.

„Und Sie haben nirgends einen Namen gefunden — dies war Alles? fragte er endlich die Gärtnerstochter.

„Alles," entgegnete Elise. „Doch nein," fuhr sie sich besinnend fort, „ich habe noch ein Tuch, in welchem mehrere Buchstaben stehen — ich werde es Ihnen sogleich vorlegen."

Bald darauf hatte der Advokat das Tuch in Händen — ein triumphirendes Lächeln glitt über sein Gesicht, als er die Buchstaben G. v. H. fand.

„Also hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen," murmelte er, „das soll für mich eine unerschöpfliche Quelle sein, Herr Graf, vielleicht halten wir doch noch einmal Abrechnung — Sie haben wohl nicht bedacht, welche Strafe darauf steht, ein Kind auszusetzen? Würden Sie dies Tuch noch nach Jahren wieder erkennen?" wandte er sich dann an Elise.

„O gewiß — ich kenne es zu genau," entgegnete diese eifrig.

„Und würden nöthigenfalls auch darauf schwören, daß dies dasselbe Tuch wäre, welches Sie bei dem Kinde fanden?"

„Das könnte ich mit gutem Gewissen," sagte Elise.

„Vergessen Sie dies nur nicht, vielleicht könnte ich Sie eines Tages beim Worte halten," sagte der Advokat ernst. „Doch darum bin ich eigentlich heute nicht hergekommen. Ich komme im Auftrage der Mutter dieses Kindes, oder vielmehr im Auftrag einer Dame, die für die fernere Zukunft des Kindes sorgen, also Mutterstelle bei ihr vertreten möchte. Sie würde das Kind adoptiren, aber gewisse Gründe halten sie davon zurück und Niemand darf auch jetzt erfahren, wer für das Mädchen sorgt. Werden Sie mir geloben, daß Sie über unsere Verhandlungen das tiefste Schweigen beobachten werden?"

„Ja," sagte Vater Gehrike zitternd, denn eine leise Ahnung sagte ihm, daß seinem stillen Hauswesen ein neuer Verlust drohe, den er nicht abwehren konnte.

Auch Elise nickte beistimmend, aber mit einem sehr traurigen Gesichte.

„Nun gut, dann werden wir hoffentlich bald miteinander einig. Das Kind soll nicht von Ihnen getrennt werden, sondern bei Ihnen bleiben, so lange Sie es behalten wollen, wenn Sie selber es nicht anders wünschen. Aber das Kind ist, wie Sie es ja schon ahnen, von vornehmen Eltern, die es vielleicht — ich sage vielleicht — einst anerkennen werden und darum muß es eine andere Erziehung haben, als Sie ihm geben könnten. Die Dame, die für das Kind sorgen will, wird Alles, selbst den höchsten Preis bezahlen und Ihnen noch eine Entschädigungssumme von tausend Thalern, die Sie zur Erziehung Ihrer eigenen Kinder verwenden können, übermachen, falls Sie sich ungern dazu verständen, daß anderweitig für das Mädchen gesorgt würde. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* Ein pfiffiger Kellner, dunkler Gesichtsfarbe in einem Hotel dritten Ranges in Kansas, weckte einen Reisenden Morgens früh um 6 Uhr. Dieser fuhr auf und schrie: „Geh' zum T..... und laß mich schlafen." Aber schon nach einer halben Stunde kam unser Kellner wieder und zog dem Schläfer das Bett unter dem Leibe weg, indem er sagte: „Massa, Sie können meinetwegen schlafen, so lange Sie wollen, aber das Bettuch muß ich haben, denn man wartet unten schon auf die Tischtücher."

† Die weindurstigste Stadt am ganzen Rhein, in ganz Deutschland, vielleicht in der ganzen Welt ist (nach der Behauptung eines Feuilletonisten der „Neuen Freien Presse") Bingen. Die großh. hessischen Oktroi-Rechnungen — sagt er — haben herausgestellt, daß, was den Weinkonsum der Stadt Bingen allein anbelangt — die Ausfuhr natürlich nicht mitgerechnet — auf den Kopf der Einwohnerschaft, Säuglinge und Greise, Mädchen und Frauen eingeschlossen, 365 Schoppen im Jahre kommen. Und die hessischen Schoppen sind groß! In Folge dessen ist auch die Todesart, an die man sich dort gewöhnt hat, nicht wie in Wien die Lungentuberkulose, sondern ein sanftes Schlagflüßchen. Der ächte Binger stirbt auf dem Felde der Thätigkeit.

† (Lockenraub.) Aus Oberhausen, 6. d., wird geschrieben: Die Frauenwelt der niedren Stände, die fast allein noch mit wirklichem Haar, und zwar meist noch mit schönem, versehen zu sein pflegt, warnen wir hiedurch vor den Zopfabschneidern. Es scheint eine ganze Bande unterwegs zu sein, die, wie in Californien auf Gold, hier auf Haar ausgeht; denn wenn nicht die verrückte Mode der Chignons aufhört, muß schließlich das Haar so theuer sein, wie Gold. Gestern Nachmittags traten zwei Frauenzimmer dieser Bande, von welcher einige Mitglieder von Crefeld abgefangen wurden, in die Wohnung eines Porcelandrehers ein, dessen Frau allein zu Hause war und schönes, wirkliches Haar besitzt. Sie boten 1 Thlr. 10 Sgr.; nöthigten sie, und als die Besitzerin erklärte, ihr Haar sei nicht für 50 Thl. zu haben, näherte man sich mit der verhängnißvollen Scheere, vorgebend, man wolle nur etwas unmerkliches fortnehmen, und hätten nicht noch andere Leute im Hause gewohnt, wäre der Raub vollführt worden. Die Polizeibehörde hat auf die Ergreifung der Frauenzimmer 5 Thaler Belohnung gesetzt.

† Ein gebrochenes Herz um 324 Shillinge. Noch nie dagewesene Bescheidenheit manifestirte eine Vermonter Jungfrau mit gebrochenem Herzen, indem sie ihren ungetreuen Courmacher wegen Bruch des Eheverbrechens auf „vierzig Dollars und fünfzig Cents" verklagte und diese bescheidene Summe damit motivirte: daß sie ihre versäumte Zeit auf 9 Sh. pro Woche veranschlagte: 36 Wochen gleich 324 Shillinge. Selbstverständlich gewann sie den Prozeß.

Gemeinnütziges.

* Die Petroleum-Heizung ist immer noch ein Problem, doch hat man ihre Vervollkommnung nicht aus dem Auge verloren; zu vielen kleineren Arbeiten wird sie bereits mit Vortheil angewendet und seit die Siemens'schen Gasöfen eingeführt sind, ist man auch bemüht, das Erdöl für technische Zwecke nutzbar zu machen. In dem Laboratorium der Sorbonne zu Paris ist ein Schmelzofen, welcher durch Erdöl geheizt wird, das durch eine Reihe schmaler Röhren auf geheizte Platten herabträufelt, sofort verdampft und sich sehr rasch mit der Luft vermischt. Man erreicht damit Hitzgrade, die durch festen Brennstoff schwer zu erreichen sind.

* (Erhaltung des Fleisches.) Man legt schöne, reine Fleischstückchen von frisch geschlachteten Thieren (natürlich ohne Knochen) nach gehörigem Einsalzen in den hierzu bestimmten Fäßchen reihenweise dicht aneinander, daß kein leerer Raum, weder zwischen den Fleischstückchen, noch oben bleibt; man schließt sodann das Fäßchen und bewahrt es im Keller. Wird das Fäßchen geöffnet, so muß der Inhalt rasch verbraucht werden.

† Zur Warnung. In Lüttich trat kürzlich ein kleiner Junge von 14 Jahren in eine Nähnadel, die ihm in den Fuß ging. Trotz seiner Schmerzen fuhr das Kind fort zu gehen, und besuchte auch wie gewöhnlich die Schule; nach zwei Tagen jedoch konnte es nur an einem Stocke gehen und mußte schließlich auf das Ausgehen verzichten. Der Knabe theilte seine Schmerzen seinen Eltern mit, die sofort den Arzt rufen ließen. Dieser erkannte bei der ersten Untersuchung der Wunde, daß der Brand vorhanden sei, so daß sofort zur Amputation des Beines geschritten werden müsse. Die Operation sollte den folgenden Tag stattfinden; es war jedoch unnöthig, denn bevor der Arzt zurück kam, hauchte das arme Kind unter den schrecklichsten Schmerzen das Leben aus.

† Warnung für Damen. — Es ist erwiesen, daß Quecksilber auch bei gewöhnlicher Zimmerwärme, sich etwas verflüchtigt, nach Professor Böttcher's (dem Erfinder der Schießbaumwolle) Ansicht rührt die bleiche Farbe vieler Damen zum Theil von dem Umstande her, daß dieselben in ihrem Boudoir viele Spiegel haben und so der Quecksilberausdünstung ausgesetzt sind. Ganz schädlich ist die Anbringung der Spiegel an Orten, die durch Sonne oder Ofenhitze größerer Erwärmung ausgesetzt sind. Um sich von der Verflüchtigung des Quecksilbers zu überzeugen, braucht man nur einen goldenen Ring, der aber durch Seifenwasser vorher vom Schweiß und von Fettigkeiten gereinigt sein muß, über einen Spiegel, der in der Nähe des Ofens hängt, anzubringen. Nach Verlauf von einigen Tagen wird der Ring eine weißliche Färbung haben.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 24. Kaiserslautern, 24. März **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(23. Fortsetzung.)

„Ich bin angewiesen, Ihnen diese letztere Summe sofort auszubezahlen. Das, was Ihnen das Kind kostet, werden Sie alljährlich empfangen, sobald Sie Ihre Rechnung bei mir einliefern. Der Wunsch der Dame geht allerdings dahin, daß das Mädchen Ihr Haus zwar als seine Heimath betrachtet, aber nur die Ferienzeit der Schulen bei Ihnen zubringt, oder wenn es freiwillig zu Ihnen kommt. Im Uebrigen sollen Sie das Kind in einer angesehenen Familie, die Ihnen näher bezeichnet werden wird, unterbringen, so hoch der Preis auch ist, den man dafür fordert. Sie werden einsehen, daß dies der einzige Weg ist, um das Kind auf die Stellung vorzubereiten, die es vielleicht später einnehmen wird, man hat dabei alle möglichen Rücksichten auf Ihre Gefühle genommen.“

„Also will man uns jetzt das Kind doch wieder nehmen?“ klagte Gehrike mit einer Thräne in den grauen Wimpern. „Und ich habe es so lieb gewonnen als wär's mein eigenes.“

„Gehrike,“ sagte der Advokat, „Sie sind ein vernünftiger Mann und ich bin fest überzeugt, Sie würden ein solches Glück nicht von sich weisen, wenn es einem Ihrer eigenen Kinder zu Theil werden sollte. Ich weiß, daß Sie für dies Kind gesorgt haben und ich kann mir denken, daß Sie es ungern verlieren. Aber bedenken Sie doch einmal, können Sie für das Kind in der Weise sorgen, wie es ihm hier geboten wird und würde es Ihnen das später Dank wissen, wenn Sie ihm vielleicht den Weg zu seinem Glücke abgeschnitten hätten?“

Gehrike seufzte.

„Ich weiß, ich kann nicht anders, als auf Ihren Vorschlag eingehen, Herr Doktor, aber Gott weiß, wie schwer es mir wird. Ich habe das Kind so lieb gewonnen, wie eines meiner eigenen und ich möchte Alles thun, wenn ich es dadurch glücklich machen könnte. Aber wird es sein Glück sein, wenn es wieder zu jenen Leuten kommt, die es als armes, hülfloses Geschöpf von sich stießen?“

„Darüber können wir nicht entscheiden, Gehrike,“ sagte der Advokat ernst. „Wissen Sie denn, was die Mutter des Kindes gelitten hat, als die Verhältnisse sie zwangen, das Kind von sich zu lassen?“

„Das weiß ich nicht. Ich bin ein einfacher Mann, der wohl nur ein Bischen Verstand hat und nicht so viel begreifen kann, aber ich weiß, daß meine Frau, obgleich es uns sauer genug wurde, unsere armen Würmer durchzubringen, nicht um die ganze Welt eines ihrer Kinder von sich gegeben hätte, selbst nicht in die besten Hände. Aber wir wissen wohl nicht, wie Alles kommen kann und ich will die Mutter gewiß nicht verdammen, ich verstehe das ja nicht besser. Doch ich glaube, das Kind wäre auch in unsern Verhältnissen glücklich geworden, wenn sie als mein Kind galt, glücklicher vielleicht, als wenn es einst ohne Vater und Mutter dasteht, in einer Welt die es über die Achseln ansieht — ich glaube, man hätte besser gethan, mir das Kind zu lassen. Aber ich will mich nicht widersetzen — thun Sie, was Ihnen beliebt.“

„Der Schmerz um den Verlust des Kindes macht Sie ungerecht, Gehrike, und zum Beweise dafür bitte ich Sie, dies Dokument durchzulesen — es ist das Vermächtniß einer Dame, die freilich noch zu den Lebenden gehört, aber nichts desto weniger aus der Welt geschieden ist. Dies Dokument sichert Ihnen zunächst die tausend Thaler, dann die Kosten der Erziehung für das Kind und übergiebt Ihnen endlich eine Schrift, die Sie dem Kinde am Tage des sechszehnten Geburtstages überreichen sollen. An dem Tage kann das Mädchen dann selbst entscheiden, ob sie bei Ihnen bleiben, oder in jene Stellung eintreten will, die ihr eigentlich zukommt.“

„Da giebt's wenig Hoffnung für mich,“ sagte Gehrike traurig. „Hat das Kind einmal eine vornehme Erziehung genossen, dann wird es sich schwerlich noch dazu verstehen, in meine bescheidenen Verhältnisse zurückzukehren. Aber sei dem wie ihm wolle, ich habe nicht das Recht, das Kind zurück zu behalten und wäre es wirklich sein Unglück, wenn es von mir geht.“

„So sprechen Sie vernünftig, Gehrike, und ich habe das, nachdem was ich über Sie gehört, nicht anders von Ihnen erwartet. Kommen Sie morgen zu mir und nehmen Sie die tausend Thaler in Empfang, später brauchen Sie mir nur stets die Rechnung einzusenden und die Bezahlung wird sofort erfolgen. Sind Sie es zufrieden?“

„Ja, aber ich beanspruche die tausend Thaler weder für mich noch für meine Kinder — wir haben, was wir brauchen und bedürfen nicht mehr; in unserem Stande sind ein gesunder Körper und kräftige Arme das beste Kapital — aber ich bitte Sie, diese Summe für mein Pflegekind anzulegen, es wird später Geld nöthig haben.“

„Seien Sie nicht so uneigennützig, Gehrike, sagte der Advokat lächelnd. „Nehmen Sie das Geld und verfahren Sie damit wie es Ihnen beliebt. Der Dame

kann ich es nicht zurück erstatten, die hat kein Geld mehr nöthig, warum wollen Sie etwas von sich weisen, was Ihnen in diesen traurigen Zeiten gut zu Statten kommt?"

„Thun Sie wie Sie wollen, aber es ist gewiß, daß das Geld nicht für mich oder meine Kinder verwandt wird," sagte Gehrike fest.

„Und nun noch eins, Gehrike. Werden Sie mir das Tuch da verweigern, wenn ich Sie bitte, mir dasselbe zu überlassen?"

„Gewiß nicht, Sie werden vielleicht bessere Verwendung dafür haben als ich."

„Mag wohl sein, daß ich eines Tages Verwendung dafür habe," sagte der Advokat mehr zu sich selbst als zu Gehrike, indem er das Tuch vorsichtig in ein Stück Papier wickelte und in seine Tasche schob, „o ja, der Tag wird nicht ausbleiben, wo ich Verwendung für das Tuch habe, dann halten wir vielleicht Abrechnung dafür, daß man mir meine liebsten Freunde geraubt. Aber Du wirst beim ewigen Gott, nicht schuldlos sein."

Am folgenden Tage empfing Gehrike tausend Thaler in Silber. Der alte Mann war nie so reich gewesen, aber er fühlte sich nicht durch den Reichthum beglückt, es war ihm fast, als wäre es ein Sündengeld, welches er in seiner Tasche trug — der Lohn für sein Pflegekind. Aber er hatte nicht anders gekonnt, was war ihm wohl übrig geblieben, so oder so — auf alle Fälle hätte er es sich stets zum Vorwurfe gemacht, wenn das Mädchen unglücklich wurde.

Etwa vier Wochen nach dem ereignißvollen Tage, wo der Advokat Wilmot Gehrike besuchte, erhielt dieser von ersterem den Auftrag, die kleine Marie nach dem Hause einer ältlichen Dame, einer Beamtenwittwe zu bringen, die das Kind zunächst unter ihre Obhut nehmen sollte.

Mit blutendem Herzen zog Elise ihm das beste Kleidchen an und Gehrike machte sich damit auf den Weg. Das Kind lachte und plauderte so viel und wunderte sich über die vielen Häuser, die es noch nie gesehen und als die freundliche schöne Dame in einem seidenen Kleide es auf ihren Arm nahm, da gab Marie freudig ihrem Pflegevater die Händchen und sagte ihm lachend Lebewohl. Das Kind wußte es zwar nicht, aber es that doch weh und Vater Gehrike wäre froher heimgegangen, wenn das Kind geschrieen und nach ihm verlangt hätte. Aber nichts davon, er war vergessen, noch ehe die Thür des Hauses hinter ihm in's Schloß fiel und Marie spielte mit dem goldgelben Kanarienvogel der Dame und freute sich über das hübsche, flinke Thierchen.

Am Abend desselben Tages schritt Advokat Wilmot in seinem Arbeitskabinet auf und nieder. Die Arme hatte er über einander geschlagen und seine Stirn war zusammengezogen.

„Es muß sein," murmelte er, „ich ertrage es nicht, daß der Elende ungestraft seines Weges dahinwandelt, während die edelsten besten Männer durch seine Schuld im Kerker schmachten. Und doch! O, wenn sie nicht wäre! Wenn ihr Name dabei ganz verschont bleiben könnte! Aber ich finde keinen Ausweg — er würde sie mit in den Abgrund hinabziehen, wenn er auch nicht dadurch gerettet würde. Nein, so kann ich ihm nicht nahe kommen, ich muß einen andern Weg finden, der ihm wenigstens einen Wermuthstropfen in sein volles Glas der Freude und des Taumels gießt — er muß wissen, daß eine Hand existirt, die ihn den Händen der Gerechtigkeit überliefern kann. O, wie ich den elenden Heuchler hasse und verabscheue.

Nachdenklich wanderte er wieder auf und nieder, bis endlich ein Lichtstrahl sein Antlitz erhellte.

„So soll es sein, ja bei allen Heiligen, das genügt."

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb folgende Worte auf ein Papier:

„Herr Graf! Welche Strafe trifft Denjenigen, der ein neugebornes Kind aussetzt? Vermissen Sie keines Ihrer Tücher?

Einer von den Zwölfen."

„Teufel, was ist das?" murmelte Graf Horn und Leichenbläße überflog sein Gesicht, als er dies Billet durchgelesen hatte. „Ich bin verloren, wenn das wirklich entdeckt würde. „Einer von den Zwölfen." O ja, ich kenne diese Zwölf und ich bedaure nur, daß ich nicht Alle dorthin bringen konnte, wohin sie gehören. Nur zwei! Wer die übrigen sein mögen — ich ahne es und wenn ich Gewißheit hätte, so sollte es nicht lange dauern, um ruhig und sicher zu sein. Ah bah," fuhr er mit sich selbst redend fort, „wer sollte es denn wagen, mich antasten, mich stürzen zu wollen?"

Aber so gut Graf Horn sich auch darauf verstand, sich zu beruhigen, dieses Mal wollte es ihm doch nicht so recht gelingen und unruhige Träume umstanden sein nächtliches Lager.

Elftes Capitel.

Der Abschluß des Drama's.

Helene hatte die Wohnung, die ihr Gatte ihr angewiesen, nicht mehr verlassen, es war keine Möglichkeit dazu vorhanden. Fräulein Reinhold war immer am Platze und nur mit Noth und Mühe gelang es Helenen, die Wärterin zu veranlassen, die paar Worte über den Trauschein zu Tante Liesing zu bringen. Ein starker Husten des Kindes gab ihr einen Vorwand, die Wärterin nach der Stadt zu schicken und da Graf Horn seine Instruktionen nicht bis auf diese ausgedehnt hatte, so wagte Fräulein Reinhold nicht, die Frau an ihrem Ausgange zu hindern.

(Fortsetzung folgt.)

„Von Straßburg bis Sulz."

(Aus den Erlebnissen eines freiwilligen Sanitäters)
von **Gg. Loewe.**

Herrlich ging die Sonne des 5. September 1870 über dem noch immer belagerten Straßburg auf, als die Pionierabtheilung, der ich als Freiwilliger Sanitäter zugetheilt war, nach beendigtem schweren Nachtdienst den Paralellen entstieg und in Schiltigheim in's Quartier rückte, während die rechts von Bischheim postirten Batterien der preußischen Garde-Festungs-Artillerie ein derartiges Feuer auf die feindlichen Wälle und Werke unterhielten, als gälte es, das unglückliche Straßburg in kürzester Frist zu vernichten und es gleich Troja im grauen Alterthume in einen Schutthaufen zu verwandeln, als Wahrzeichen für kommende Geschlechter.

In Straßburg selber schienen die Herren Ingenieure und Artillerieoffiziere eben ihr Morgenschläfchen beendigt zu haben, denn das Feuer unserer Batterien wurde heftiger beantwortet und die Granaten kamen in größerer Anzahl zu uns herübergepfiffen, vergaßen aber meistentheils das Platzen, was bei uns allgemeine Heiterkeit erregte. So kamen wir unter allerlei Scherzen im Quartiere an. Dort wurde schnell die Uniform gewechselt, abgekocht, und dann legte man sich gewöhnlich ein Paar Stunden auf's Ohr, um von der Heimath und vom Liebchen zu träumen. Allein gerade heute schien es, als hätte Keiner Lust zum Schlafen; Einer nach dem Andern zündete seine Pfeife an und setzte sich am Tische zurecht, und da es selbstverständlich nicht an Stoff fehlte, so war die Unterhaltung bald in vollem Gange. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die Ereignisse von Sedan und um das Gerücht, das damals allgemein unter den Soldaten vor Straßburg verbreitet war, daß nämlich General von Werder seiner Stelle als Befehlshaber der Belagerungsarmee entsetzt und Prinz Friedrich Karl zu seinem Nachfolger ernannt sei: als Grund wurde Blutsverwandtschaft Werder's mit dem in Straßburg commandirenden General Uhrich, und in Folge dieser Verwandtschaft zu geringe Energie des Ersteren angegeben. Die tapferen Pioniere schwelgten schon im Vorgeschmack ihres Einzugs in die eroberte Stadt, denn alle waren vollkommen überzeugt, daß ein Sturm unter der Führung des tapfern und jedes Hinderniß verachtenden Prinzen nicht erfolglos bleiben könne. Es schien jedoch, als hätten die Franzosen in der Mausfalle selber eine Ahnung von unsern Gedanken und Gesprächen, denn eben, als wir den Rest unseres Punsches, den ein Unteroffizier inzwischen gebraut hatte, auf das Wohl unseres Commandanten in spe leerten, schlug eine Granate vor unserem Quartiere ein, wühlte sich tief in die Erde und zerplatzend, riß sie unsere halbe Zimmerwand ein, so daß uns die Stein- und Eisensplitter um die Köpfe flogen. Gewiß eine angenehme Ueberraschung. Nachdem der erste Schreck vorüber war, und sich Jeder überzeugt hatte, daß seine theuren Glieder unverletzt geblieben waren, legten wir Hand an's Werk und suchten so gut wie möglich die entstandene Oeffnung zu verbarrikadiren, was uns auch so ziemlich gelang. — Als Andenken an dieß Affaire suchte ich mir den größten Granatsplitter aus dem Schutte hervor und prangt derselbe heute noch in ganz friedlicher Weise als Briefbeschwerer auf meinem Schreibtische. — Wir waren noch mit dem Wegräumen des Schuttes beschäftigt, als ein Jünger der deutschen Feldpost in's Zimmer trat und einen Brief unter meiner Adresse auf den Tisch warf, dessen Aeußeres schon unheilverkündend aussah und siehe da, das Schreiben enthielt zu meiner wahrlich nicht geringen Entrüstung nichts Anderes, als die Weisung, sofort nach Hause hinter den Kanzleitisch zurückzukehren und das freie Leben im Felde mit dem markunsdorrenden Actenstaube zu vertauschen. Jedoch was war zu machen. Es ist in manchen Fällen nicht rathsam, wider den Stachel zu löcken, das wußte ich aus eigener Erfahrung, und so ergab ich mich nach einigen Kernflüchen in mein Schicksal, ließ mir einen Marschvorweis ausfertigen, warf den Tornister auf den Rücken und nach einem herzlichen Abschiede von meinen Kameraden machte ich mich auf den Weg. Auf der Strecke von Schiltigheim bis zur Chaussee, die direkt von Straßburg nach Wendenheim führt, wurde ich ziemlich mit Granaten bedacht, ihr Singen kam mir wie Hohngelächter der Hölle vor und ich ließ mich an verschiedenen Stellen der Länge nach auf den Weg fallen, da mir die Dinger manchmal gar zu nahe auf den Leib kamen. Ich gedachte jedenfalls noch vor Abend Wendenheim zu erreichen und dann den ersten besten Bahnzug zur Weiterfahrt in die fröhliche Rheinpfalz zu benützen. Allein es sollte anders kommen. Auf dem Wege kurz vor Wendenheim holte mich eine Proviantcolonne ein, welche über Lambertsheim herüber gekommen war. Ich fragte sofort einen Fuhrmann nach dem Ziel ihrer Reise und als ich zur Antwort erhielt: „Wir fahren heute noch nach Sulz" sprang ich ohne Weiteres auf den Wagen, denn die Station Sulz mußte ich ja doch passiren und eine solche Gelegenheit zur Weiterreise glaubte ich nicht versäumen zu dürfen, da mir in Aussichtstand, vielleicht die ganze Nacht auf dem Wendenheimer Bahnhof herumlungern zu müssen. Inzwischen waren wir in Wendenheim angekommen und da es schon stark dunkelte, wickelte ich mich sorglich in meine Decke und schlief bald ruhig und fest ein, ohne zu beachten, daß die Colonne, anstatt in gerader Richtung nach Hagenau zu fahren, seitwärts einbog und nach Rechts, dem Rheine zu, Richtung nahm. So fuhren wir denn die ganze Nacht durch, aber wer beschreibt meine Ueberraschung, die ich empfand, als ich am andern Morgen anstatt Sulz, Selz und den Rhein vor mir liegen sah, ich war total aus meinem Curs verschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Keine Uebervölkerung.) Eine Zeitung schreibt: „Man sagt, Europa ist mit Menschen überfüllt, darum müssen sie auswandern. Ist nicht wahr. Wenn Europa überfüllt ist, warum sind unsere Concerte so leer? Geht an einem Kleidermagazine vorbei, so fehlen noch alle Menschen, die in die Kleider hineingehen sollen. Gehen wir an einem Putzmacherladen vorüber, so fehlen noch alle Köpfe und Schädel, welche die Hüte und Hauben aufsetzen sollen. Fragt die Aerzte, ihnen fehlen die Patienten, in Bierhäusern und Hotels fehlen die Gäste, den Sargtischlern fehlen die Todten, den Journalen fehlen die Pränumeranten, den Mädchen die Freier und den Frauen oft die eigenen Männer. Wie kann bei diesen Umständen Europa mit Menschen überfüllt sein?"

† Ein heirathslustiger Alter. Juanita County. Pa., besitzt unter seinen Bürgern einen merkwürdigen alten Herrn. Derselbe heißt Dietrich, ist gegenwärtig vier und achtzig Jahre alt und heirathete erst kürzlich seine vierte Frau. Die erröthende Braut, mit welcher er den Bund für's Leben schloß, zählt zwei und siebzig Frühlinge und war selbst früher schon dreimal verheirathet. Als Herrn Dietrich's erste Gattin starb, blieb er achtzehn Jahre lang Wittwer, ehe er wieder heirathete. Mit dem kommenden Alter aber scheint sich auch seine Heirathslust gesteigert zu haben, denn zwischen seiner zweiten und dritten Ehe verflossen blos sechs Monate. Von seiner ersten Frau hat er fünfzehn kräftige, gesunde Kinder am Leben, und ist jetzt Großvater von sechs und fünfzig lebenden Enkeln. Er selbst ist noch munter und nimmt es im Wettlaufe mit jedem jungen Manne im County auf.

† (Der Winter in Sibirien.) In der Provinz Tobolsk in Sibirien hatte die Kälte im Januar d. J. eine außerordentliche Intensität erreicht. Das Thermometer zeigte — 40 Grade Réaumur, und selbst im Innern der Häuser war man gezwungen, beständig in Pelzkleidern einherzugehen. Die Straßen waren völlig vereinsamt. Seit dreißig Jahren hatte keine solche Kälte im Lande geherrscht.

† (Sic transit gloria mundi.) Wieder sind in London einige Reliquien des zweiten Kaiserreiches, eine Anzahl von Staatscarossen, unter den Hammer gekommen. Die Zahl der Kauflustigen war sehr gering, und die sämmtlichen Carossen wurden von einem Begräbniß-Unternehmer erstanden, welcher Trauerkutschen daraus machen will.

Gemeinnütziges.

* (Kräuterhäringe oder schwedische Anchovis zuzubereiten.) Einem sehr interessanten Berichte über die schwedisch-norwegische Fischerei-Ausstellung in Gothenburg, welchen Dr. B. Wittmark in Berlin kürzlich als Mitglied des „Deutschen Fischereivereins" dem Bureau desselben erstattete, entnehmen wir die folgenden Angaben, nach welchen deutsche Hausfrauen aus frischen Häringen die in Schweden wohlschmeckenden Kräuterhäringe herstellen können. Das Recept dazu ist folgendes: Die frisch gefangenen Häringe werden in Essig gelegt, der mit ein Viertel Wasser verdünnt ist, und dann etwas Salz hinzugefügt. Nach vierundzwanzig Stunden nimmt man sie heraus und läßt den Essig ablaufen. Alsdann legt man sie schichtenweise in ein Fäßchen oder Glasgefäß, in welches gleichzeitig pro achtzig Stück Häringe ein Gemisch von folgenden Ingredienzen gethan wird: 1 Pfd. trockenes feines Lüneburger Salz, 1 Pfd. Puderzucker (Kochzucker), 1 Loth grober Pfeffer, 1 Loth Lorbeerblätter, 1 Loth Salpeter, ½ Loth gemahlenes Sandelholz (um den Häringen eine angenehme rothe Farbe zu geben), ¼ Loth Ingwer, ¼ Loth spanischer Pfeffer und ¼ Loth Gewürznelken.

* (Ueber die Behandlung der gewöhnlichen Fußböden von Wohn- und Schlafzimmern), entnehmen wir Dr. Wiedeehold's Gewerbeblättern folgende Notizen: Um das lästige, die gewöhnlichen Fußböden aus Tannenholz keineswegs verbessernde Scheuern zu umgehen, werden neuerdings hauptsächlich zwei Verfahrungsweisen angewendet, nämlich das Bohnen mit Wachsseife und der Oelfarbenanstrich. Die zum Bohnen dienende Masse bereitet man sich auf folgende Weise: Man löst sechs Loth Pottasche und 4 Quentchen gepulvertes Catechu in 4 Pfd. Wasser unter Kochen in einem irdenen Topfe auf, fügt nach der Lösung noch 2 Pfd. Wasser hinzu, erhitzt es wieder zum Kochen und rührt nachher 9 Loth gelbes Wachs mittelst eines Holzstäbchens oder Quirls zur Mischung, wobei noch so lange gekocht wird, bis keine Wachsklümpchen mehr vorkommen und nimmt alsdann die Mischung vom Feuer, um ihr nach dem Erkalten noch 3 Pfund Wasser zuzusetzen. Die so zubereitete Mischung ist zum Gebrauch fertig, sie wird mit einem steifen Borstenpinsel auf den Fußboden gestrichen und darf dieser nachher nur gekehrt, aber nicht gewaschen werden, weil der Anstrich in Wasser löslich ist. Der Vortheil des Bohnens liegt darin, daß der Anstrich viel schneller als Oelfarbe trocknet. Was nun den Oelfarbenanstrich betrifft, so werden dazu nur Erdfarben, besonders Ocker, verwendet; Bleiweiß zu gebrauchen ist nicht gut, weil ein solcher Anstrich sich sehr rasch abtritt. Auch soll der Firniß nicht mit Bleiweiß, sondern mit Manganoxydul (als Siccatif) gekocht sein. In der Regel giebt man zwei Anstriche, wobei der erste vorher gut getrocknet sein muß. Will man Glanz und größere Haltbarkeit haben, so giebt man zuletzt noch einen Ueberzug von Fußbodenlack, den man zweckmäßig auf folgende Art bereitet: Man löst 2 Loth Schellack in ¼ Pfd. Spiritus von 80 Proc. auf, fügt der Lösung 1 Quentchen Kampher hinzu und filtrirt dieselbe durch ein Leinentuch vom Bodensatze.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 25. Kaiserslautern, 27. März 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(24. Fortsetzung.)

Helene fühlte sich unendlich beruhigt, als die Frau ihr die Mittheilung machte, daß ihre Tante das Billet richtig empfangen habe. Sie war jedenfalls noch früh genug gekommen — noch konnte Graf Horn keine Schritte gethan haben, die das wichtige Papier in seine Hände lieferten. Aber Helene war dennoch namenlos unglücklich und nur der eine Gedanke, daß sie im Stande sein würde, ihrem Kinde einen ehrlichen Namen zu geben, tröstete und stärkte sie. Ihr lag jetzt nur der eine Gedanke am Herzen, wie sie mit ihrem Kinde das Haus verlassen könne, aber kaum war dazu die Möglichkeit vorhanden. Ihr Zimmer lag im oberen Stockwerk und wurde jetzt von Fräulein Meinhold getheilt; sie war kaum einen Augenblick unbeobachtet. Der Diener verließ seinen Posten an der Hausthüre nicht und auch die Wärterin durfte nicht mehr das Haus verlassen, so daß sie Niemanden von ihrer Lage benachrichtigen konnte.

Jetzt fühlte Helene, daß für sie jeder Gedanke an Glück fern lag, für sie gab es nichts mehr in der Welt. Verrathen, betrogen — was blieb ihr noch? Aber nicht daran dachte sie jetzt, sie hatte Wichtigeres zu bedenken, wie sie entkommen und dann der Welt zeigen wollte, daß sie doch keine Ausgestoßene war. Denn daß man sie jetzt als eine solche betrachtete, das wußte Helene und wenn sie noch daran gezweifelt, so bewiesen ihr Tante Liesings Aufnahme und ihre Worte deutlich genug, was man von ihr dachte.

Helene begriff kaum noch, wie sie so gleichgültig gegen das Urtheil der Welt hatte sein können und zwar um eines Mannes willen, vor dessen Charakter sie jetzt zurückschauderte. Jetzt dachte sie daran, wovor sie sich sonst nicht gefürchtet, wie sprach man von ihr, die man sonst als das beste, liebenswürdigste Mädchen behandelt und betrachtet hatte?

Mit der Liebe ihres Gatten hätte sie Noth und Tod, die bitterste Verläumdung gern und freudig ertragen, von ihm betrogen, begriff sie nicht, wie sie Alles dahin gegeben um eines Mannes willen, dessen herzlosem Charakter nichts in der Welt heilig war, als seine eigenen Genüsse und Freuden.

Eine volle Woche hatte Helene nun schon auf Erlösung gewartet und noch immer saß sie rath- und thatlos am Fenster ihres Gemaches, als hoffe sie von dorther Erlösung. Aber Niemand kam, keine Menschenseele verirrte sich nach dem einsamen Häuschen und doch wurde sie von Tag zu Tag ungeduldiger und ängstlicher — kaum daß noch ein leiser Schlaf sie für wenige Stunden der entsetzlichen Wirklichkeit entrückte. Sie mochte es nicht ausdrücken, wie es wäre, wenn Graf Horn den Trauschein wirklich in Händen habe. Zwar gab es, mußte es noch manchen Beweis geben, daß sie seine angetraute Gattin war, aber warum lag ihm so unendlich viel an dem Schein?

Endlich, es war schon am Ende der zweiten Woche, hörte sie einen schnellen Hufschlag und sah wenige Augenblicke später den Grafen auf das Haus zusprengen.

Tödtliche Blässe bedeckte Helenens Gesicht, als sie das triumphirende Lächeln sah, womit er zu ihrem Fenster hinaufblickte — in dem Blicke lag für Helene eine Welt voll Unglück, das entsetzlichste Geschick, welches es für sie gab.

Gleich darauf hörte Helene seinen Schritt auf der Treppe; sie war nahe daran, umzusinken, aber sie raffte ihren ganzen Muth zusammen, um ihm stolz und sicher gegenüber zu treten, sie wollte sich nicht von ihm demüthigen und in den Staub treten lassen.

Als Graf Horn in das Gemach trat, blieb Helene ruhig sitzen, sie wandte ihm gleichgültig ihren Blick zu, aber sie zitterte und bebte vor innerer Aufregung. Sie stand ihrem ärgsten Feinde gegenüber, einem Feinde, so erbarmungslos, wie kaum ein Mensch sein konnte und sie mußte ihm zeigen, daß sie ihn ganz durchschaut und wohl wisse, was sie von ihm zu erwarten habe. Mit übereinander geschlagenen Armen stand er vor ihr und sah sie ihn auch nicht, so fühlte sie doch den mitleidslosen Blick, womit er sie betrachtete.

„Hast Du Deine thörichen Ideen aufgegeben, Helene? Bist Du noch willens, Deine sogenannten Rechte an's Tageslicht zu ziehen?"

Das war seine erste Frage, ganz eines Mannes, wie Graf Horn war, würdig.

„Wir brauchen über diesen Gegenstand kein Wort mehr zu verlieren," entgegnete Helene kalt. „Wir wissen, wie wir mit einander stehen, eine Verständigung kann zwischen uns nicht mehr stattfinden, es frägt sich nur, wer in dem Kampfe den Sieg behält. Ich habe Geduld und sie soll gewiß nicht so bald erschöpft werden."

„Das ist sehr lobenswerth von Dir," sagte Graf Horn ironisch, „denn Du wirst noch sehr viel davon gebrauchen können, wenn Du Dich nicht eines Bessern besinnst. Du kennst Graf Horn noch nicht, wenn Du es für möglich hältst, daß man mit ihm kämpft, noch dazu, wenn so ungleiche Waffen vorhanden sind."

„Das Recht wird siegen, Herr Graf, darauf verlassen Sie sich," versetzte Helene ruhig. „Es wäre wohl vergeblich, an Ihr Gewissen zu appelliren und ich will mich auch darauf nicht einlassen, aber ich appellire an das Recht, welches mich zu Ihrer gesetzmäßigen Gattin machte. Ich will Sie nicht für so schlecht halten, Herr Graf, daß Sie unsere Ehe bereits mit der Absicht eingingen, so an mir zu handeln, wie Sie dies jetzt thun."

„Halte mich nur dreist für so schlecht, wie es Dir beliebt, mein Kind," sagte Graf Horn spottend, „den Beweis dafür wirst Du bald genug in Händen haben. Nimm' nur getrost an, daß Du nichts von mir zu erwarten hast, als allenfalls ein jährliches Einkommen, welches Dich in den Stand setzt, auch ohne Dein eigenes Vermögen anständig zu leben, dann wirst Du ungefähr das Richtige getroffen haben. Ich vollende Alles, was ich anfange, Summa Summarum ich gebe nichts auf den Schein von Rechtlichkeit, mit welchem sich eine gewisse Art von Leuten zu umgeben pflegt. Im Grunde genommen taugt die ganze Menschheit nichts und ist um kein Haar besser als ich, nur weiß sie allenfalls besser den Schein zu wahren. Das merke Dir! Du wirst nicht verlangen, daß ich jedes hübsche Mädchen, das mir in den Weg kommt, heirathen soll und wärest Du nicht so ungeheuer eigensinnig gewesen, so hätte ich nicht nöthig gehabt, diese Comödie aufzuführen, die nun doch kein anderes Ende nimmt, als eben eine Liebschaft genommen hätte. Nur noch eins ist dem beizufügen. Du hast Dich sehr gut in die Rolle, hier einst Frau Gräfin zu spielen, hineingefunden und —"

„Jetzt ist's genug, Herr Graf," unterbrach ihn Helene, sich stolz aufrichtend und ihn fest und durchdringend ansehend. „Ja, bei Gott, Sie sind schlecht, schlechter als ich fürchtete und dies soll meinen Muth, mit welchem ich Ihnen gegenüber trete, nur stärken. Thun Sie Alles, was Ihnen beliebt, ich kann Ihnen das nicht wehren, denn Bitten und Flehen wäre bei Ihnen wahrhaftig schlecht angebracht, nur geben Sie mich frei, was nützt es Ihnen, mich hier festzuhalten, bis meine Freunde mich aus der unfreiwilligen Gefangenschaft befreien?"

„Du sollst frei sein, sei unbesorgt, nur möchte ich zuvor noch ein vernünftiges Wort mit Dir reden. Ich will Dir jetzt reinen Wein einschenken, damit Du in die Verhältnisse einen klaren Blick werfen kannst. Daß jene Trauung eine fingirte war, habe ich Dir bereits gesagt, denn wie könnte es mir auch nur im Traume einfallen, ein bürgerliches Mädchen aus den niedrigsten Ständen zu meiner Gattin zu erheben. Schon damals war Alles auf diese Stunde vorbereitet, die, wie ich wußte, früher oder später kommen mußte. Der Pastor ist todt, die beiden Zeugen waren von mir bezahlt, die Eintragung im Kirchenbuche ist vernichtet, dazu war mir der Küster behülflich, es blieb mir also nur der Trauschein übrig."

„O, mein Gott, also das war es," stöhnte Helene, „darum den Trauschein. O, es ist nicht möglich, es kann nicht möglich sein, so viel Berechnung — so mit kaltem Blute ein ganzes Lebensglück vernichten."

„Gebrauche doch nicht so abgenutzte Sentenzen, Helene," sagte Graf Horn achselzuckend, „ich hätte Dich für vernünftiger gehalten. Dein Lebensglück ist keineswegs durch diese kleine Affaire zerstört, vielmehr ist Dir dadurch die Bahn zum vollen Genusse geöffnet. Wärest Du in Deinen kleinen Verhältnissen geblieben, so würdest Du vielleicht einmal eine recht achtbare Bürgersfrau geworden sein, aber was hättest Du dadurch dem Leben abgewonnen? Ich werde Dir ein recht anständiges Jahrgeld aussetzen und Du wirst ein behagliches Leben führen, es werden Dir „für Deine Verhältnisse" noch glänzende Partien geboten werden. Warum zwingst Du mich durch Deinen Eigensinn, so viel unnütze Worte zu machen?"

„Gott sei Dank, daß ich weiß, was ich von Ihnen zu erwarten habe," sagte Helene, tief aufathmend, „es ist doch ein großes Glück, daß ich eine Ahnung Ihres Schurkenstreiches hatte und den Trauschein, der mein armes Kind vor der Verachtung der Welt bewahren wird, in sichere Hände legte."

„Ist der Trauschein so sicher aufbewahrt?" fragte Graf Horn höhnisch. „Bist Du wohl Deiner Sache nicht zu gewiß?"

Helene sah ihn entsetzt an. Sie griff sich mit der Hand nach der Stirn, ob denn nicht Alles ein wüster Traum sei, sie hätte aufschreien mögen in der Todesangst ihres Herzens und doch war es ihr, als läge der Alp auf ihrer Brust und sie könne keinen Laut von sich geben.

„Du glaubtest den Trauschein in den Händen Deiner Tante sicher aufgehoben," fuhr Graf Horn, unerbittlich jedes Wort scharf betonend, fort, „Du hast aber nicht auf die Geschwätzigkeit einer alten Frau gerechnet. Die verborgenen Schubfächer des alten Schrankes mit den zahllosen Engelsköpfen —"

„Allmächtiger Gott, halt ein," murmelte Helene, schwer in den Sessel zurückfallend, „laß' mich nicht an Deiner Gerechtigkeit zweifeln, indem Du diesem Elenden den Sieg über die Unschuld giebst."

„Du würdest Dich vortrefflich zu einer tragischen Liebhaberin eignen," sagte Graf Horn kalt. „Ich hoffe, daß Du es jetzt aber genug sein lassen wirst und Dich vernünftig in das Unabänderliche fügst. Von unserer Trauung existirt kein Zeugniß mehr, davon bist Du jetzt wohl überzeugt und es handelt sich nur darum, ob Du Deinen Vortheil zu benützen verstehst. Wir können uns ganz in Güte trennen, ich biete Dir —"

„Kein Wort mehr," rief Helene, mit flammenden Augen wie eine gereizte Löwin aufspringend. „Jetzt ist's genug, Elender, und wenn es wahr ist, wenn Du wirklich alle Beweise unserer Verheirathung vernichtet hast, so will ich es aller Welt verkünden, welch' ein Schurke der bewunderte Graf Horn, der Günstling des Königs ist. Ich werde ihr zurufen, welcher Mit-

tel er sich bediente, ein armes Mädchen aller Dinge zu berauben, worauf es seinen Stolz setzen kann —"

„Damit man Dich als eine Wahnsinnige einsperrt," unterbrach Graf Horn kalt ihren leidenschaftlichen Gefühlsausbruch. „In der materiellen Welt gelten nur Beweise und ich möchte doch wissen, wem man mehr Glauben schenken wird — dem Grafen Horn oder Helene Streitmann."

„Wahr, wahr," murmelte die Unglückliche, ihr Gesicht in beide Hände bergend. „Wahr, wahr, wer wird mir glauben, wer? O, mein Kind, mein armes, unglückliches Kind."

Sie stürzte an die Wiege und riß das schlafende Kind so ungestüm heraus, daß es laut zu weinen anfing.

„Du, Du sollst dafür leiden — Du wirst ein verachtetes, elendes Geschöpf sein. Deine lieben Augen werden sich vor Deinen Mitmenschen zu Boden senken. O, mein Gott, giebt es denn kein Erbarmen!"

Und sie preßte das Kind an ihre Brust. Im nächsten Augenblick stürzte sie damit zur Thür hinaus.

„Du lügst," schrie sie noch mit gellender Stimme, wir werden sehen, ob es keine Gerechtigkeit giebt."

Fort flog sie wie von Furien getrieben, die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

* „Von Straßburg bis Sulz."

(Aus den Erlebnissen eines freiwilligen Sanitäters)

von **Gg. Loewe.**

(1. Fortsetzung.)

Jetzt erst erklärte mir mein Fuhrmann, daß das Endziel ihrer Reise Rastatt sei und behauptete fest und steif, wir seien in Sulz, ich hätte wissen sollen, daß Sulz am Rhein liege. So weit hatte ich es frei lich in der Geographie nicht gebracht, das stand fest. Ich saß in der Kutsche und alles Spectaculiren machte die Sache doch nicht anders. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Die an der Schiffsbrücke postirten badischen Soldaten hatten den Wortwechsel mit angehört, und lachten mich jetzt weidlich aus. Zu gleicher Zeit suchten sie mich aber dadurch umzustimmen, daß sie mich zu ihrem Morgenimbiß einluden, bestehend in einem mächtigen Kessel voll Hirsenbrei, welch' letzterem ich denn auch wacker zusprach. Nach beendigter Mahlzeit erklärten mir nun die Soldaten, so gut sie es vermochten, den Weg, den ich nehmen sollte, um durch den Hagenauer Wald nach Sulz zu gelangen. Beim Weggehen hatte ich noch das Vergnügen, anzuhören, wie der alte Brückenmeister leise zu einem Soldaten sagte: „Wenn Der durch den Wald kommt, laß ich mir meinen alten Kopf noch abrasiren." Eine Aeußerung, von der ich eben nicht sehr erbaut war, allein ich dachte, frisch gewagt, ist halb gewonnen, ich marschirte wohlgemuth durch Selz in den Wald hinein und hatte bald meine ganze Heiterkeit wieder erlangt. Ich brauchte ja nur der Feldtelegraphenleitung zu folgen, so konnte ich den Weg nicht leicht verfehlen. Und bewaffnet war ich auch, so daß ich nöthigenfalls mit einigen blutbedürftigen Bauern schon fertig werden konnte. Es war bereits Mittag vorüber, als ich hundemüde in Hotten ankam, wo meine Aufmerksamkeit sofort auf vier preußische Feldgens'darmen gelenkt wurde, welche das Pistol in der Faust und den blanken Säbel im Handgelenke trugen und so ungefähr in der Mitte des Dorfes auf ihren Pferden hielten, umgeben von einer Menge gaffender Bauern. Ich konnte mir im ersten Augenblick die Sache gar nicht erklären, bis ich eine alte Frau, wahrscheinlich die öffentliche Ausruferin des Dorfes, erblickte, die auf einer butterfaßähnlichen Trommel einen wahrhaft gräulichen Wirbel schlug und dann eine Verordnung ablas, welche die sofortige Einlieferung aller im Privatbesitz befindlichen Waffen verlangte und zum Schluß, jedenfalls um ihrer Verkündigung mehr Nachdruck zu geben, die inhaltsschweren Worte hinzu fügte: „Wers nit thut, werd uf Wisseburg gsetzt." Die Gendarmen riefen mich zu sich heran und nachdem sie meine Papiere untersucht und richtig befunden hatten, gaben sie mir den nächsten Weg nach Sulz an, mir größtmöglichste Vorsicht anempfehlend, da die Stimmung der Bevölkerung in Folge der Waffeneinlieferung sehr gereizt sei. Dann setzte ich meinen Marsch fort. Ungefähr 200 Schritte vor Hotten steht ein steinernes Kreuz am Wege. Dort brach ich vor Ermattung beinahe zusammen und ließ mich auch in den weichen Rasen hinfallen, um daselbst ein wenig auszuruhen. Ich mochte ungefähr eine Viertelstunde gelegen haben — ich war richtig eingeschlafen — als ich durch einen leichten Schlag in's Gesicht geweckt wurde, ich fuhr rasch in die Höhe und erblickte vor mir einen mit zwei Pferden bespannten, überdeckten Wagen, wie man sie in jener Gegend häufig sieht, auf dem Bocke saß ein vierschrötiger Kerl, dessen Aeußeres eben nicht sehr anheimelnd war, er trug weite blaue Hosen, einen ditto Kittel, und um den Hals hatte er ein rothes Tuch geschlungen, welches strickähnlich zusammengedreht war. Rothes struppiges Haupt- und Barthaar vollendenten sein unheimliches Aussehen. Der erste Blick zeigte mir deutlich das Gefährliche meiner Lage, ich wußte nur zu gut, wie wenig diesen Vagabunden zu trauen war. Dieser Mensch nun hatte mich schlafend betroffen und suchte mich dann durch Peitschenhiebe zu wecken. Ich trug ja das rothe Kreuz am Arme und dies genügte, um mich als verhaßten Ditschen zu kennzeichnen. Als ich mich vom Boden aufgerafft hatte, herrschte mich der Fuhrmann an, wo ich her sei und wohin ich wolle, ich hatte zwar meine ganze Fassung wieder erlangt und antwortete mit der unbefangensten Miene von der Welt, aus Wissenburg und dorthin wolle ich wieder zurück.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

* (Großfürst Alexis von Rußland), ein junges Bürschlein, befindet sich eben auf einer Reise durch Amerika. Die „republikanischen" Amerikaner geberden sich ganz toll mit dem Prinzen. Die schönen Creolinnen sollen besonders weg sein von dem „Prinzen." Natürlich! Wäre er ein simpler Kleinbürger, würden die zartbesaiteten Damenherzen ihn gar nicht beachten. Die New-Orleans „Deutsche Zeitung" schreibt hierüber: „Die verrückten Weiber, welche dem russischen Großfürsten von Louisville und anderen Städten aus nachreisten, sind seit seiner Abreise nach Havanna ganz untröstlich. Zwei junge Damen aus dem Aristokratenstaat Kentucky sollen dem Prinzen am Tage vor seiner Abreise im St. Charles Hotel zu Füßen gefallen sein und ihn flehentlich gebeten haben, sie noch ein paar Monate auf seinem Schiffe reisen zu lassen. Aber der Admiral Poisset sagte Quod non! Uebrigens hätte der Prinz sie mitnehmen und auf einer schönen Insel von Fidschi Indianern irgendwo im Stillen Ocean absetzen sollen, was zwar nicht sehr galant, aber doch eine wohlverdiente Strafe für die beiden jungen Närrinnen gewesen wäre. Eine andere bat um einen Kuß, aber Staatsrath Machin kam dazwischen und sagte, so etwas sei in Rußland nicht erlaubt. Einige von den Dämchen sind in Verzweiflung abgereist. Noch andere halten sich noch hier auf und denken mit Wehmuth an die schönen Tage von Aranjuez zurück. Sie sollen heimlich den Plan hegen, noch einmal nach Havanna durchzubrennen und dort eine schließliche heiße Attaque auf das eisige Herz des Russen versuchen. Wir bedauern übrigens den armen Großfürsten, wenn er all' den prinzentollen amerikanischen Weibern hätte zu Gefallen handeln sollen. Nichts als seine Juchtenstiefeln und seine Pelzmütze wären dann nach Petersburg zurückgekehrt, ein abschreckendes Beispiel für alle anderen europäischen Prinzen. In dieser Beziehung muß so ein Prinz viel mehr aushalten können als jener keusche Joseph, der seinen Mantel bei der Frau Potiphar zurückließ. Der Prinz von Wales hat bekanntlich in New-York auch mehrere Mäntel verloren und die amerikanische Manteltechnung von dem Großfürsten möchten wir auch nicht zu bezahlen haben."

* (Grauenhafter Tod.) Von New Memphis in Clinton Co., Ills., wird dem Belleviller „Stern" ein schaudererregender Unglücksfall berichtet. Am Abend des 18. Oktober ging ein Mann, Namens Silas Chappel, von New Memphis weg und zwar in der Richtung nach Nashville, Washington Co. Am folgenden Morgen wurde der Mann von einigen Leuten in der Nähe des Städtchens gefunden, wo er in einer Fenze zusammengekauert lag und über und über mit Brandwunden bedeckt war, die ihn fast unkenntlich machten. Er wurde sogleich nach New Memphis in die Office des Dr. Parker gebracht, wo er, trotz der angestrengtesten Pflege, nach Verlauf von einigen Stunden starb. Vor seinem Tode nannte er noch seinen, wie den Namen mehrerer Verwandten und erzählte, daß er am Abend vorher in die Nähe des Städtchens gekommen sei; da er ohne Hilfsmittel war, beschloß er, im Freien zu übernachten und zündete sich ein Feuer an, neben dem er sich zum Schlafen niederlegte. Von Müdigkeit überwältigt, schlief er auch bald ein, und während er schlief, wälzte er sich wahrscheinlich in das Feuer, denn als er erwachte, war er völlig in Flammen gehüllt. Seine Hülferufe hörte Niemand, und da er in Folge der Brandwunden nicht im Stande war, sich selbst zu helfen, mußte er bis zum nächsten Morgen hülflos liegen bleiben.

Gemeinnütziges.

* (Neues Nahrungsmittel für die ländliche Bevölkerung.) Ein Landwirth aus der Gegend von Kosel schreibt im „Wochenblatt der Annalen": „Der Nahrungswerth der beim Diffusionsverfahren in der Rübenzuckerfabrikation zurückbleibenden entzuckerten Schnitzel wird wohl von keiner Seite mehr bestritten. Nun die Frage: Wie sind diese Rückstände zur landwirthschaftlichen Verwerthung zu behandeln, zu präpariren — dies ist der Punkt, worüber noch debattirt wird. Für meine hiesigen Verhältnisse halte ich auch diese Frage für gelöst und abgeschlossen. Hier soll nur das Resultat eines Versuches, jene Rückstände auch für die menschliche Nahrung zu verwerthen, berichtet werden. Ich habe in hiesiger Fabrik Anfangs November eine Partie entzückerter Rübenschnitzel sauber waschen und wie Kohl unter Salzzusatz in ein Fäßchen fest einlegen lassen. Ende Februar wurde von diesem Schnitzelkraut versuchsweise für 6 Arbeiterfrauen mit etwas Fett und Essig eine Portion gekocht. Das Gericht mundete denselben so vortrefflich, daß die Frauen sich um den Rest der Portion fast geschlagen haben. Tags darauf wurde eine große Zahl der Fabriksarbeiterinnen mit demselben Gericht und unter demselben Erfolg regalirt. Auch die Beamten haben diese Speise schmackhaft befunden. Ich möchte die Umwohner der Diffusionsfabriken auf dieses neue Nahrungsmittel hiermit aufmerksam machen, da dasselbe eine große Hülfe für die Ernährung der ländlichen Bevölkerung bieten kann."

Räthsel.

Einfach bin ich der Schmuck des Weisen,
Und wo ich bin, wird man mich preisen;
Doch sucht ein Uebermüth'ger sich
Mit meiner Mehrzahl stolz zu zieren,
So dürfte er darüber mich
In meiner Einheit leicht verlieren.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 26. Kaiserslautern, 31. März 1872.

* Ostergedanken.

Der junge Frühling lockt mich auf die Flur
Hinaus, aus meines Zimmers dumpfen Räumen;
Um auszuruh'n am Busen der Natur,
Im frischen Grün zu schwelgen und zu träumen.
O Schöpfungs-Wunder! Wie vor kurzer Zeit
Ein weißes Leichentuch lag ausgebreitet,
Dort ist, durch einen Frühlingskuß, schon heut'
Die Flur in Grün und Blumen eingekleidet.

So liegt im ew'gen Wechsel unsre Welt:
Hier modert eine Pflanze, dicht daneben
Liegt tausendfach ihr Saame in dem Feld,
Der Keim zu neuem, reichem Pflanzenleben.
Und diesen Wechsel kann das Auge seh'n,
Es sieht die Wirkung wunderbaren Waltens —
Doch Niemand kann ergründen und versteh'n
Den Urquell dieses ewigen Gestaltens.

Herrscht wohl im ganzen weiten Schöpfungsreich
Nur das Gesetz von Kommen und Vergehen?
Ist darin auch der Mensch der Pflanze gleich,
Giebt's auch für ihn kein andres Auferstehen? —
Wer sagt uns dies? Wer kann das Räthsel dort
Am Scheidevorhang uns'res Lebens lösen?
Lebt hinter ihm der Mensch dem Geist' nach fort,
War gleich der Pflanze nur sein Sein gewesen?

Ist nur unsterblich was für's kommende Geschlecht,
Was für die Allgemeinheit wird geschaffen?
Wie? Oder hätte vielleicht Darwin Recht,
Und wär der Mensch ein Abkömmling von Affen?
So sinnend schritt ich durch der Wege Sand,
Stets rüttelnd an der Zukunft sieben Siegeln;
Bis ich mich plötzlich auf dem Friedhof fand
Rings um mich her ein Meer von Leichenhügeln.

Da war es mir, als ob aus ihrer Ruh'
Die Todten alle vor mir auferstünden,
Und grinsend fragten: „Mensch, was zweifelst Du
„Am Jenseits und an einem Wiederfinden?
„Weil dunkel Dir ist Deines Lebens Ziel,
„Dir noch vom Jenseits kamen keine Boten;
„Soll diese Saat, die in die Gräber fiel,
„Nicht auferstehen aus dem Reich des Todten?

„Dir fehlet nur noch der Erkenntniß Licht,
„So lang Dein Geist ist an die Form gebunden;
„Die Klarheit kommt erst, wenn die Form zerbricht
„Wenn man sie eingescharrt bei uns hier unten!
„Wie all' Dein Wissen doch nur Stückwerk ist,
„Das lernst Du hier vor der Verstorb'nen Staube.
„Wir sagen Dir, daß Du unsterblich bist,
„Drum feir'e Ostern, forsche nicht und glaube!"

J. H.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(25. Fortsetzung.)

Vergebens waren die Bemühungen des Grafen, sie einzuholen, eher hätte er mit einem flüchtigen Reh um die Wette laufen können, als mit Helenen.

„Verteufelt!" murmelte er, heftig mit dem Fuße stampfend, „wenn ich das vorausgesehen hätte. Das kann mir theuer zu stehen kommen. Wenn sie den Trauschein fände?! Das Weib ist wahnsinnig! Ich hätte vorsichtiger sein sollen — was daraus werden mag?"

Mittlerweile flog Helene mehr als sie ging auf dem Wege zur Stadt dahin. Nur wenige Leute begegneten ihr, aber sie beachtete es nicht, daß dieselben kopfschüttelnd stehen blieben und ihr verwundert nachsahen. Sie hatte nur ein Ziel vor Augen, das Haus ihrer Tante zu erreichen.

Endlich stand sie vor der Thür. Dicke Schweißperlen tropften von ihrer Stirn und kaum besaß sie so viel Kraft, die Thüre zu öffnen. Eine fremde Frau trat ihr entgegen.

„Seien Sie so gut und führen Sie mich zu Frau Liesing," sagte Helene, sich ermattet gegen die Mauer lehnend.

„Frau Liesing? Ach, du lieber Gott, die ist schon seit einer Woche begraben," war die Antwort.

Helene sah die Frau an.

„Also todt — todt — nun, sie war alt," sagte sie gleichgültig, „alle Menschen müssen sterben, ob etwas früher oder später, das schadet wohl nicht, meinen Sie nicht auch?"

Der Frau wurde unheimlich bei der sonderbaren Weise der Fremden.

„Das ist allerdings wahr," gab sie zur Antwort. „Aber womit kann ich dienen?"

„Sie?" fragte Helene. „Ich glaube nicht, daß Sie mir helfen können. Oder doch wohl — können Sie mich nicht einmal in die Wohnung der Verstorbenen hinaufführen? Bitte, thun Sie es," fuhr sie flehend fort, „Sie wissen nicht, wie viel Gutes Sie stiften können, o bitte, führen Sie mich nur auf eine einzige Minute hinauf."

„Das darf ich nicht," entgegnete die Frau, ängstlich vor Helene zurücktretend. „Das darf ich nicht. Mein Mann und ich sind hier zur Bewachung der Sachen eingesetzt, bis die rechtmäßige Erbin, die Nichte der alten Dame, wieder kommt."

„Dann führen Sie mich getrost hinauf, ich — ich bin Helene Streitmann, die Nichte der Verstorbenen," sagte Helene.

„Sie, Sie?“ fragte die Frau und trat abermals einen Schritt weiter zurück.

„Ja, ich bin es, Sie fürchten sich wohl vor mir? O, ich nehme Ihnen das gar nicht übel, betrachten Sie mich nur getrost mit Blicken des Abscheu's, Sie haben alle Ursache dazu. Nur, bitte, führen Sie mich hinauf, Sie können mich ja begleiten, gute Frau, nur einen kurzen Augenblick — o, ich bitte Sie, üben Sie Barmherzigkeit an mir. Ich will nur etwas sehen, o bitte, gehen Sie mit mir.“

„Ich will den Schlüssel holen, Fräulein; aber Sie dürfen mich nicht verrathen, daß Sie droben gewesen, Sie müssen erst, glaube ich, dem Gerichte davon Anzeige machen, ehe Sie hinein dürfen — ich kenne das nicht.“

„O, mein Kind, was soll denn aus Dir werden?“ murmelte Helene, das kleine Wesen fest an sich pressend. „Wer wird sich Deiner erbarmen? Ob er es thut? O, Arnold, Dir, Dir vertraue ich es an, Du wirst über das einsame Geschöpf wachen um Deiner Liebe willen, die Du einst für mich hegtest. Ach, mein Kopf, mein armer Kopf! Vielleicht sagt man es nicht mit Unrecht, wenn man jetzt behauptet, ich sei irrsinnig. Ich fühle, meine Kräfte verlassen mich.“

Die Frau eilte jetzt Helenen voran die Treppe hinauf, diese folgte wankenden Schrittes, der nächste Augenblick gab ihr Leben oder Tod — ein Leben voll Schande und Verachtung ertrug sie nicht.

Droben blieb sie einen Augenblick zu Tode erschöpft stehen, es flirrte und flimmerte ihr vor den Augen.

„Soll ich Ihnen Ihr Kind abnehmen?“ fragte die Frau mitleidig.

„Mein Kind? O nein, lassen Sie mir mein Kind, ich möchte es gerne so lange wie irgend möglich behalten.“

Die Frau schüttelte den Kopf, dann faßte sie Helene unter den Arm.

Jetzt stand sie drinnen im Gemache, Helene sah sich um — ja, der eichene Schrank mit den Engelsköpfen war da. Wie Feuer flog es ihr plötzlich durch die Adern, als sie das Fach, in welches sie den Trauschein gelegt, geöffnet sah; ein Druck an die Feder und sie konnte hineinblicken. Aber sie fand nicht den Muth, langsam, mit zögernden Blicken näherte sie sich dem Schranke, sie mußte doch den Zweifel beenden, besser Gewißheit als Zweifel.

Jetzt griff sie hinein in das Fach — sie stieß keinen Schrei aus — und doch kam die Hand leer zurück, keine Spur eines Papiers.

„Also dieß eine Mal hat er doch nicht gelogen,“ sagte sie leise, „dies Mal sprach er die Wahrheit. Wir wollen jetzt wieder gehen, gute Frau,“ fuhr sie, zu dieser gewendet, ruhig fort, „ich weiß, was ich wissen muß. Wollten Sie mir nicht für ein paar Stunden mein Kind bewachen, ich habe keine verwandte Seele hier, mein einziger lebender Verwandter, der Lieutenant Donitz, ist in St. in Garnison.“

„Nein, Fräulein Helene, Lieutenant Donitz war zum Begräbnisse Ihrer Tante hier und hat seitdem die Stadt noch nicht verlassen. Aber wenn Sie mir das Kind ein paar Stunden hier lassen wollen, so nehme ich das gerne an, ich will schon dafür sorgen, daß es nicht zu Schaden kommt.“

„Mein Vetter ist hier?“ fragte Helene, und noch einmal glitt ein Lichtstrahl über ihr Antlitz — wenn er den Trauschein hätte? „O, bitte, sagen Sie mir, wo ich ihn treffe.“

„Im Osten'schen Hotel, Fräulein Helene. Aber wollen Sie nicht irgend etwas aufsetzen? Ich kann Ihnen zwar nichts von meinen Sachen anbieten, aber ich glaube, es würde nicht so auffallen, als wenn Sie so durch die Straßen der Stadt gehen.“

„Ach ja, seien Sie so gut und geben Sie mir etwas, nur vielleicht auf eine Stunde. Es ist gleichviel, was es ist — eine Sterbende ist nicht eitel.“

Die Frau sah Helene verwundert an, aber sie begriff sie nicht, sie glaubte, das arme Mädchen sei wahnsinnig und theilte dies auch ihrem Manne mit, nachdem Helene das Haus wieder verlassen hatte.

Diese eilte mittlerweile dem bezeichneten Hotel zu und kaum eine Viertelstunde später stand sie vor der Thür des Zimmers, welches man ihr als Arnold Donitz' Wohnung bezeichnet hatte. Helene dachte nicht daran, anzuklopfen, unangemeldet überschritt sie die Schwelle.

„Helene!“ rief Arnold fast so erschreckt aus, als erblicke er einen Geist. „Helene, Du bist's!“

„Ja, Arnold,“ versetzte sie. „Du wunderst Dich wohl, daß ich zu Dir komme, aber ich habe keinen andern Freund als Dich. Arnold, weißt Du schon, daß ich ein verlorenes und verworfenes Geschöpf bin? Weißt Du schon, daß —“

„Helene, armes Kind, sprich' nicht so,“ entgegnete Arnold, über ihr verworrenes Aussehen bestürzt. „Wer wird Dir je so etwas vorwerfen? Was ist's, das Dich so aufregt?“

„Nur eine Frage beantworte mir, Arnold: Hat Tante Liesing Dir meinen Trauschein gegeben?“

„Nein,“ antwortete Arnold verwirrt, um im nächsten Augenblick die plötzliche Aussage zu bereuen.

„Ich weiß genug,“ sagte Helene ruhig, „es hat wohl so sein sollen. Arnold, ein Leben voll Schande ertrage ich nicht und mir wird nichts anderes übrig bleiben, das weiß ich. Ich habe kein Beweismittel mehr, daß ich die rechtmäßig angetraute Gattin des Grafen bin. Den Trauschein hat er der alten Frau abgenommen, die Eintragung im Kirchenbuche ist vom Küster vernichtet, der alte Pastor todt und die beiden Zeugen sind erkaufte Kreaturen. Schüttle nicht den Kopf, Arnold, Du kannst vielleicht so viel Schlechtigkeit nicht begreifen, aber es ist dennoch in Wirklichkeit Alles genau so, wie ich es Dir sage — ich bin ein verachtetes Geschöpf; mein Kind, mein armes, schuld-

loses Kind wird stets ein Stein des Anstoßes in der Welt sein."

(Fortsetzung folgt.)

„Von Straßburg bis Sulz."

(Aus den Erlebnissen eines freiwilligen Sanitäters)
von **Gg. Loewe.**

(Schluß.)

Auf diese Aeußerung hin verzog sich das Gesicht meines vis à vis zu einem freundlichen Grinsen und mit vergnügter Miene hieß er mich aufsitzen, welcher Aufforderung ich auch sofort Folge leistete, indem ich meinen Tornister auf den Wagen warf und dann nachsprang. Bei meiner großen Müdigkeit war mir die Fahrgelegenheit eigentlich ganz willkommen und dann hoffte ich wirklich ein kleines Abenteuer mit dem rothen Burschen zu bestehen. Ich suchte mir eine gehörige Position auf dem Wagen zu verschaffen, rückte meinen gewundenen türkischen Dolch im Gürtel zurecht und fort gings im vollen Galopp wieder in den Wald hinein. Der Fuhrmann wurde jetzt sehr redselig, er fragte mich nach verschiedenen Personen in Weißenburg, von deren Existenz ich gar keine Ahnung hatte, und wie es denselben gehe. Das war sehr verfänglich für mich und da ich überdies den Elsässer Dialekt nicht vollständig sprechen konnte, so mußte ich den Verdacht meines Begleiters längst erregt haben. Ich suchte mir so gut wie möglich zu helfen und meine Unwissenheit zu bemänteln, was jedoch von wenig Erfolg gekrönt zu sein schien, denn der Fuhrmann schleuderte mir einen giftigen Blick zu, der mir deutlich sagte, was mir bevorstand. Ich beobachtete jede seiner Bewegungen und bemerkte, wie er zu verschiedenen Malen mit der Hand unter den Kittel fuhr, als suche er dort Etwas und dann jedesmal seinen Blick lauernd auf mir ruhen ließ. Ich selber fuhr mit der Hand in die Rocktasche, wo ich ein scharfgeladenes Pistol trug und spannte geräuschlos den Hahn, aber zu meinem größten Schrecken bemerkte ich, als ich mit dem Finger über den Zündstollen fuhr, daß ich kein Zündhütchen aufgesetzt hatte. Jetzt war mein Dolch meine einzige Hoffnung und nur Muth und Entschlossenheit konnte mich retten, denn der Fuhrmann war mir ja an Körperkraft bedeutend überlegen. Da, plötzlich an einer Stelle angekommen, wo der Wald besonders dicht war, hielt jener die Pferde an, drehte sich rasch nach mir herum und mir ein gespanntes Pistol, das er unter dem Kittel hervorgezogen hatte, so nahe vor's Gesicht haltend, daß die Mündung des Laufes beinahe meine Stirn berührte, rief er: „Des isch's Geringste für'n Ditsche." Ich merkte, daß mir alles Blut in den Kopf drang, meine Linke fuhr instinctmäßig und rasch wie der Blitz nach dem Arm meines Gegners und drückte ihn auf die Seite, und meine Rechte suchte das Heft meines Dolches. Der nächste Augenblick mußte zeigen, wer Sieger war. Ich war momentan im Vortheil, denn ich hatte den Arm des Fuhrmanns so umklammert, daß er ohne sich loszureißen, die Waffe gar nicht gebrauchen konnte, gelang es ihm jedoch, seine Arme frei zu machen; so war ich verloren, ich strengte deßhalb alle meine Kräfte an, aber ich merkte nur zu bald, daß sie um diesem Herkules zu widerstehen, zu gering waren, und einen Stich beizubringen, konnte mir ebenfalls nicht gelingen, da wir Brust an Brust lagen und der Fuhrmann jeden Stoß mit seiner linken Hand, mit der er zum Glück die Zügel und Peitsche halten mußte, zu pariren suchte, obgleich er dabei mehrere leichte Schnittwunden erhielt. Plötzlich suchte er mich mit aller Kraft gegen den Wagenrand vorzudrücken, dabei riß er jedoch so heftig an den Zügeln, daß die Pferde wild sich bäumten und mit dem Wagen mit voller Wucht gegen einen Baumstamm anfuhren. Der Anprall war so heftig, daß ich meinen Gegner, der mir ebenfalls in diesem Momente mit seiner linken Faust einen Stoß auf die Brust beigebracht hatte, fahren ließ und vom Wagen herab gegen einen Baumstamm geschleudert wurde, wo ich einen Augenblick regungslos liegen blieb. Diesen Zwischenfall benützte mein Gegner, er feuerte sein Pistol auf mich ab und ließ den Pferden die Zügel schießen, die in voller Carrière mit dem leichten Wagen dahinjagten. Die Kugel hatte zum Glück nicht getroffen, war aber kaum handbreit neben meinem Kopfe in den Baumstamm eingeschlagen. Ich suchte mich jetzt vom Boden zu erheben, was mir herzlich sauer wurde und wankte weiter, meinen Tornister brauchte ich nicht mehr zu schleppen, der war auf dem Wagen liegen geblieben, was mir auch wenig Sorgen machte, ich trachtete nur so rasch wie möglich das naheliegende Sulz zu erreichen, um dort von dem Vorgefallenen Anzeige zu machen und den rothen Burschen in Zukunft vor ähnlichen Abenteuern zu bewahren. In Sulz angekommen, schleppte ich mich mit meinen halbzerschmetterten Gliedern auf den Bahnhof, und machte dort einem Offizier meine Anzeige. Als ich aber die Ansicht aussprach, ob nicht vielleicht der Fuhrmann verfolgt werden könne, zuckte er die Achseln und sagte, ich hätte den Hund von einem Franzosen auf der Stelle todtschießen sollen, das sei das Einfachste gewesen, übrigens wolle er sein Möglichstes thun, um des Vagabunden habhaft werden zu können, und damit wurde ich entlassen. Ich aber dachte, o tempora, o mores und mischte mich unter die am Bahnhofe beschäftigten Soldaten, um einen für mich passenden Bahnzug abzuwarten; dort erfuhr ich auch, daß ein Individuum mit Pferd und Wagen, zu dem meine Beschreibung ganz genau paßte, kurz vor Sulz einen Feldweg eingeschlagen hätte und nach Wörth weitergefahren sei. Jetzt konnte ich alle Hoffnung auf Revanche aufgeben, und getrost den Zug, der eben von Hagenau angedampft kam, zur Weiterfahrt benützen.

Feuilleton.

* (Ein Abonnement neuer Art.) In Leipzig abonnirt man jetzt nicht nur auf Theater, Concerte und Zeitungen, sondern neuerdings auch auf Garderobe. Ein intelligenter Kopf, der dortige Confectionist Herr Eduard Berthold hat diese originelle Idee ins Leben gerufen und führt sie in seinem Geschäfte folgendermaßen durch: Gegen monatliche Zahlung von zehn Thalern in der ersten und acht Thalern in der zweiten Classe erhält der Abonnent seine sämmtlichen Kleidungsartikel, und zwar so, daß er in I. Classe Frühjahrs-Rock oder Jaquet mit Hose und Weste, Sommerpaletot, Sommerrock oder Jaquet, Hose und Weste, Herbstrock oder Jaquet, Winterpaletot, dergleichen Hose und Weste, Salon Frack oder Rock, Hose und Weste und überdies eine Winterhose, in II. Classe, mit wenig Ausnahmen, die nämlichen Stücke entnehmen kann. Die Bedingungen, welche dieser Einrichtung zu Grunde liegen, sind ebenso billige und selbstverständliche und bestehen vornehmlich in der Rücklieferung der entnommenen Artikel nach beendigter Saison, wogegen den Abonnenten die freie Wahl der Stoffe und das Recht zusteht, das betreffende Kleidungsstück eigenthümlich zu erwerben; ebenso ist derselbe nicht an die Reihenfolge, noch an die Form der Kleider und ebensowenig an die Festhaltung des Abonnements seinem ganzen Umfange nach gebunden, gleichwie alle Reparaturen unentgeltlich bewerkstelligt werden und der Abonnent nur vollkommen gutsitzende Kleider zu verlangen berechtigt sein soll. Das Vortheilhafte dieser Neuerung ist nicht zu verkennen.

* (Noble Geschäftsleute.) Die St. Louiser „Dispatch" veröffentlicht den nachstehenden, von einer Pittsburger Firma an einen abgebrannten Geschäftsfreund in Chicago gerichteten Brief, welcher für sich selbst spricht:

„Werther Herr! Wir brauchen wohl kaum zu sagen, wie tief wir das schreckliche Schicksal Chicago's bedauern, indessen durch die Versicherung unserer Sympathie und Worte des Beileids wird Ihre Lage nicht gebessert. Zweck dieses Schreibens ist es daher, unser Bedauern nicht in nackten Worten auszudrücken, sondern Ihnen unsere Dienste in vollem Maße anzubieten, soweit wir dazu im Stande sind. Ihre in diesem Monat fälligen Wechsel, welche wir vor einiger Zeit zur Eincassirung absandten, haben wir zurückbeordert und weiter haben wir noch hinzuzufügen, daß wir mit Vergnügen alle Bestellungen in unseren Artikeln, so viel Sie nur immer brauchen, ausführen werden. Unsere Preise werden und sollen nicht erhöht werden, weder für Sie noch unsere anderen Chicagoer Freunde; wann Sie bezahlen wollen, bleibt Ihnen ganz und gar anheimgestellt. In anderen Worten: Bestellen Sie nur die Waaren und überlassen Sie das Andere der Zukunft; zahlen Sie, wenn Sie fühlen, daß Sie dazu im Stande sind. Wir würden uns freuen, von Ihnen zu hören, wie es Ihnen geht. Mit unseren besten Wünschen zeichnen wir als

Ihre Freunde

A. Guckenheimer u. Br."

Vielleicht nicht „correct" kaufmännisch, aber human und nobel!

† (Frißt eine Sau Papiergeld?) Berliner Blätter erzählen: „Ein Berliner Schlächtermeister begab sich vor einigen Tagen mit seinem Gefährt über Land, um auf einem nahe belegenen Dorfe Schweine einzukaufen. An Ort und Stelle angekommen, findet er bei einem Bauern unter drei Schweinen eins heraus, das er mit 25 Thlrn. erhandelt und kauft. Der Meister bezahlt mit einem 25-Thalerschein; einen zweiten und einen Hundertthalerschein legt er in seine Notiztasche, ladet mit Hilfe des Bauern das Schwein auf und begibt sich zu einem andern Bauern, um Ankäufe zu machen. Auch hier kauft der Schlächtermeister ein Schwein und will bezahlen, vermißt aber die Notiztasche mit dem Gelde. Zu dem ersten Bauer zurückgekehrt, fragt er diesen, ob ihm seine Notiztasche nicht zu Gesicht gekommen, die ihm beim Aufladen des Schweines verloren gegangen sein muß. Der Bauer weiß nichts, doch macht er den Schlächtermeister darauf aufmerksam, daß im Stalle zerrissene umhergestreute Papiere vorgefunden und vielleicht diese mit dem Notizbuche identisch seien. Man eilt dahin und findet freilich das zerrissene Notizbuch, aber kein Geld. Der Bauer gibt die Möglichkeit zu, daß die Schweine das Buch zerrissen und die Papiere gefressen haben und damit auch das Geld, und so blieb dem Schlächtermeister nichts weiter übrig, als die beiden Schweine zu kaufen und auf frischer That zu schlachten. Weder im Magen noch im Schlunde oder sonst wo fanden sich Ueberreste von Papier, und so mußte sich der Schlächtermeister an die kgl. Thierarzneischule wenden, um constatiren zu lassen, ob die Verdauungswerkzeuge der Schweine im Stande seien, in zwei Stunden Papier von der Beschaffenheit unseres Papiergeldes zu verdauen. Dieser Fall liegt dem Medizinalrath und Professor Hartwig zur Entscheidung vor, der nun mit Hanfpapier Experimente an Schweinen vornehmen wird, um sicherzustellen, ob nach zweistündiger Verdauung noch Ueberreste im Magen dieser Thiere vorhanden sein können.

Gemeinnütziges.

* (Flüssige Zeichentusche.) Ein Stückchen alter Tusche wird bis zur Hirsekorn-Größe pulverisirt, in dieser Form in heißem Wasser gelöst und, wenn die Lösung vollkommenes Tief Schwarz hat, wird ungefähr der zehnte (Raum-) Theil Glycerin zugesetzt, welches sich nach kurzem Schütteln mit der schwarzen Flüssigkeit innig vermengt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25:
Würde — Würden.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 27. Kaiserslautern, 3. März 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(26. Fortsetzung.)

Arnold war aufgestanden, vielleicht war ihm der Entschluß, den er gefaßt hatte, nicht so leicht geworden, denn der Kampf, den er durchkämpfte, ließ sein Antlitz erbleichen.

„Ja, Helene, ich glaube Alles, was Du da sagst, ich halte den Mann, dem Du vertraut hast, aller dieser Schandthaten fähig und ich bin auch überzeugt, daß wir nicht viel erreichen, wenn wir eine gerichtliche Untersuchung der Sache einleiteten. Der Mann steht hoch in der Gunst des Königs und wenn er wirklich nicht alle Beweismittel Deiner Verheirathung mit ihm an sich gebracht hat, so würde er dennoch durch alle möglichen Bestechungen zum Ziele gelangen. Helene, es giebt Menschen, die Dich mit scheelen Augen ansehen werden; es giebt aber auch viele, die in Dir das erblicken, was Du wirklich bist — das arme betrogene Opfer. Du weißt, Helene," fuhr er innig fort, „daß ich Dich von Kindheit an geliebt habe, daß ich Dich heute noch liebe. Fühlst Du, daß Du mir eine treue Gattin werden kannst, so willige ein, mir Deine Hand zu reichen und ich werde für Dein Kind sorgen wie für mein eigenes. Betrachte Dich als eine geschiedene Frau, denn das bist Du, obgleich Priesterhand das Band nicht getrennt, welches er knüpfte."

Er hielt inne und sah sie forschend an. Kein Zug ihres Gesichtes veränderte sich — nicht die leiseste Spur verrieth, wie sie über diesen Vorschlag dachte.

„Arnold, Du bist der edelste, großmüthigste Mann," sagte sie mit Thränen in den Augen, „und ich beklage, daß ich Dir so viel Herzensgüte nicht vergelten kann. Aber ich müßte in der That eine Verworfene sein, wollte ich Dein edles Anerbieten mir zu Nutzen machen. Nein, so schwach bin ich nicht. Habe ich mich vergangen, als ich zu viel vertraute, so will ich auch allein meine Schuld abbüßen, aber niemals Deinen Namen und Deine Stellung durch mich gefährden. Du weißt nicht, wie hoch mich Deine Worte emporheben, es ist ein seliges Gefühl, das sich in mein Herz hinabsenkt und dächten alle Menschen nur den kleinsten Theil so edel — ich glaube, es könnte noch einmal Frieden bei mir werden. Aber eins nehme ich an, Arnold, ich flehe zu Dir, daß Du meinem Kinde, wenn es mich früher oder später verlieren sollte, ein treuer Vater sein willst. Erbarme Dich des schuldlosen Wesens, damit es nicht für die Mutter büßen muß. Willst Du?"

„Ja, ich will es, Helene, wenn Dich das Versprechen beruhigt — ich schwöre Dir, daß ich stets für Dein Kind sorgen will nach besten Kräften," sagte Arnold feierlich. „Und nun quäle Dich nicht mehr mit düsteren Gedanken, armes Kind, es kann noch Alles gut werden. Wünschest Du nicht hier zu bleiben, Dein väterliches Erbtheil sichert Dir ja Dein reichliches Auskommen, so bestimme einen andern Ort und ich werde Dir dort eine Freistätte schaffen."

„Darüber sprechen wir später," sagte Helene ausweichend. „Ich fühle mich unendlich dadurch beruhigt, daß Du mir das Versprechen gegeben, meinem Kinde ein Vater zu sein, wenn ich nicht mehr bin und danke Dir aus tiefstem Herzensgrund dafür. Wenn es einem Menschen in der Welt gut geht, so muß es Dir gut gehen. Nun danke ich Dir noch für Deinen Trost und dann will ich gehen. Lebe wohl, Arnold, und vergiß' mich nicht — willst Du?"

Sie sah ihn so innig bittend an, daß ihm die Thränen in die Augen traten, aber er begriff ihre Worte nicht.

„Glaubst Du, Helene, ich könnte Dich jemals vergessen," entgegnete er. „Meinst Du, ich würde mich scheuen, der Welt zu zeigen, wie ich Dich hochachte und verehre? Niemals, ich hoffe Dir bald genug den Beweis zu liefern, daß ich stolz darauf bin, Dein Bruder zu sein. Leb' wohl, morgen hoffe ich Dich in Deinem Hause, das von jetzt an Deine Heimath sein wird, zu treffen, wir wollen doch noch einmal genaue Durchsuchung aller Sachen vornehmen, vielleicht findet sich das Verlorene dennoch."

Helene schüttelte den Kopf, doch sagte sie nichts mehr. Wenige Augenblicke später verließ sie das Hotel.

„Es ist besser so, um meines Kindes willen. Man wird ihm eher verzeihen, wenn man sieht, daß die Mutter nicht ganz so schlecht war, wie man sie gehalten. Wer hätte das gedacht, so jung und Helene schauderte zusammen und eilte schneller vorwärts.

Als sie Tante Liesings Haus betrat, hörte sie das Lallen ihres Kindes.

„O, es ist doch hart, keine Mutterliebe behütet es auf dem schweren Lebenswege, aber eine solche Mutter, wie ich bin, ist schlimmer, als gar keine. Du wirst mir einst vergeben, Julie, wenn Du hörst, wie Deine Mutter Dich geliebt und für Dich litt."

Helene bat die Frau, das Kind für die Nacht bei sich zu behalten, da sie zu ermattet und angegriffen sei und diese war gern bereit dazu. Dann ging Helene hinauf und man hörte, wie sie die Thür verschloß. Aber sie mußte nicht so müde sein, wie sie vorgegeben

— Mitternacht war vorbei und noch schritt sie rastlos im Gemache auf und ab.

Die Morgensonne beleuchtete ein unheimliches Gemälde im Hause der verstorbenen Frau Liesing. Auf dem Sopha lag ein bleiches, todtes Weib, zu ihren Füßen stand mit ihrem Gatten die Frau des Hauses, die auf ihren Armen ein schreiendes kleines Mädchen trug, welches den Verlust noch nicht ermessen konnte, den es erlitten.

2. Band.

Erstes Capitel.

Nach fünfzehn Jahren.

Fünfzehn Jahre hatten in H. große Veränderungen hervorgerufen, sowohl bei der Bevölkerung, als vor allen Dingen in der Stadt selbst. Großartige Bauten waren entstanden, prächtige Anlagen gemacht und nach allen Seiten hinaus erhoben sich stattliche neue Privatwohnungen.

So war Frau Liesing's Haus jetzt mitten in eine Umgebung eleganter Wohnhäuser, Lustgärten u. s. w. hineingerathen und hatte dadurch selbst nicht wenig gewonnen. Hier hinaus zog an schönen Sommertagen die ganze haute volée der Residenz, leichte Equipagen rollten vorüber, vornehme Cavaliere sprengten auf prächtigen Rennern vorbei, ja selbst den König und seine hohe Familie sah man zu Fuß vorübergehen.

Manches hohe Gebot war schon von reichen Spekulanten für das kleine unscheinbare Häuschen abgegeben, aber es durfte eben, nach den Bestimmungen des Testaments der verstorbenen Helene Streitmann, nicht verkauft werden.

Bereits am Morgen nach Helenens Tode war Arnold Donitz, den sie zum Testamentsvollstrecker und Vormund ihres Kindes erwählte, ihr Testament, das sie noch spät am vorhergehenden Abend bei einem Advokaten gemacht, eingehändigt worden und es lautete dahin, daß sofort nach ihrem Tode Arnold in die Wohnung der verstorbenen Tante Liesing so lange einziehen solle, bis er eine geeignete Person gefunden, unter deren Fürsorge ihr Kind dort im Hause bleiben könne.

„Unter keinen Umständen soll Julie Streitmann, welchen Namen mein Kind führen wird, das Haus vor ihrem vollendeten fünfundzwanzigsten Jahre länger als auf vier Wochen verlassen.“

War es eine Ahnung der Verstorbenen, die sie bestimmte, eine solche Clausel zu machen? Wer weiß das? Arnold Donitz wußte, welcher geheime Gedanken Helenen hierzu bestimmt hatte und traurig schüttelte er den Kopf.

„Armes Opfer,“ murmelte er. „Deine leise Hoffnung betrügt Dich, wie Du um Alles betrogen wurdest.“

Arnold Donitz trauerte lange und aus tiefster Seele, aber er fand den Muth, noch nach ihrem Tode alle ihre Wünsche zu erfüllen. Noch an demselben Tage schrieb er an eine entfernte Verwandte seines Vaters und bat die alte Jungfer, sofort zu ihm herüber zu kommen, indem er sie mit der Absicht bekannt machte, die ihn antrieb, sich an sie zu wenden.

Die alte Dame hatte seither fern von einer verwandten Seele ihr Leben hingebracht und sie nahm bereitwillig ein Anerbieten an, welches sie dem menschlichen Verkehr näher brachte.

So war denn nach Verlauf von fünfzehn Jahren im Hause der verstorbenen Frau Liesing wieder Alles wie vordem. Die alte Jungfer mit ihren zahllosen Eigenheiten war wieder da und auch der Platz am Fenster, den vormals Helene Streitmann eingenommen, besetzt, nur daß dies junge Mädchen, welches dort heiteren Antlitzes hinter den prächtigen Blumenstöcken hervorschaute, um ein paar Jahre jünger war. Sonst war Julie Streitmann die getreue Copie ihrer Mutter, die blauen Augen blickten vielleicht etwas sorgloser und ungetrübter in die Welt hinein.

Es war ein schöner Sommernachmittag, die Sonne schien hell und strahlend und lockte die Bewohner der Residenz in's Freie hinaus. Julie und Tante Donitz — wie diese von ersterer genannt wurde — saßen an den geöffneten Fenstern und bobachteten die glänzenden Toiletten der Damen, die vorüber wogten.

„O, Tante, sieh' die Dame im blauen Sammet — Tante, wie schön ist die?“ rief Julie plötzlich begeistert aus, indem sie sich weiter aus dem Fenster herausbeugte. „Tante, so sieh' doch, die mit den prächtigen Locken!“

Die Dame, die Juliens Aufmerksamkeit auf sich zog, war der Gegenstand aller Gespräche der Vorübergehenden. Sie war in der That schön, — ein Bild der personificirten Hoheit, Milde und Anmuth. Das lange schleppende Sammetkleid mit einem Ueberwurf von demselben Stoffe war reich mit kostbaren Spitzen verziert, ein modernes weißes Hütchen mit blauem Bande und Blumen bedeckte nur zum Theil den schönen Kopf und ließ es sehen, wie die langen blonden Locken, die weit herabfielen, natürlicher Haarwuchs war.

In der Hand trug sie ein mit Silber beschlagenes kleines Buch, in Form eines Gebet- oder Gesangbuches, aber es war wohl schwerlich ein solches, denn das ganze Auftreten der Dame, ihre überreiche Toilette ließ nicht gerade auf viel Frömmigkeit schließen.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte auch bald bemerkt, daß die Miene von Milde und Anmuth nichts weiter als eine Maske war, daß die Augen der Dame sich forschend auf jeden Vorübergehenden richteten, um zu sehen, welchen Eindruck sie machte. Sie schien ganz von ihrem Auftreten und der Wirkung desselben befriedigt, selbst ein verächtliches Lächeln, welches ihr hie und da zugeworfen wurde, schien sie nicht sonderlich unangenehm zu berühren.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

† (Ueber die letzten Tage Mazzini's) wird dem Römischen Blatte „Fanfulla" aus Pisa geschrieben: „Giuseppe Mazzini ist am Nachmittage des 10. März, wenige Minuten vor 2 Uhr verschieden! Er starb in einem in der Via della Magdalena gelegenen Hause bei Herrn Roselli, mit dem er durch Bande der Verwandtschaft und alter Freundschaft verbunden war. Dieses Leben so voll Thätigkeit und Abwechslung, so voll der Schmerzen und Kämpfe, erlosch in einer der friedlichsten Städte Italiens und in einem in der verlassensten Straßen derselben gelegenen Hause. Giuseppe Mazzini befand sich seit November vorigen Jahres unter dem Namen Giorgio Roselli Braun in Pisa. Die Freunde und die Verwandten des alten Verschwörers hatten getreulich das Geheimniß bewahrt und Niemand, die Behörde ausgenommen, ahnte etwas von seinem Aufenthalte in Pisa, wohin er gekommen war, um in dessen milderem Klima Stärkung seiner geschwächten Gesundheit zu suchen. Er hatte wenige bescheidene Zimmer inne, empfing Niemanden und brachte die Tage lesend, schreibend und beständig rauchend zu. Gegen Abend ging er aus, um sich zu Rosellis zu begeben. Im Februar bekam er ein heftiges Reißen im Schlunde und dieser Zustand dauerte 5 Tage. Bisher hatte der ihn behandelnde Arzt Rosini immer bezweifelt, daß diese bronchialischen Zusammenziehungen auf Zustände der Lunge zurückzuführen seien. Eines Tages, als sich der Arzt, der ihn für einen Engländer hielt, wunderte, daß er das Italienische so gut spreche, erwiderte Mazzini, ihm auf die Schulter klopfend: „Aber ich bin Italiener, ich — bin Ligurer — nur — ach! habe ich vierzig Jahre lang in England gelebt." Am Abend des 6. nach Tische fühlte er Athembeschwerden und wollte sich legen, aber das Uebel schien ihm nicht derart, um nach dem Arzte zu schicken. Dieser fand ihn an einer rechtseitigen Lungencongestion erkrankt, und sein Zustand kam ihm so bedenklich vor, daß er ein Consilium wünschte. Es wurde der Universitätsprofessor Minati gerufen, die Aerzte besprachen sich, und von da ab war man auf das Aeußerste gefaßt. Am Abend des 9. wurde der Kranke schweigsam, und man begann eine leichte Gedanken-Erregtheit zu bemerken. Diese Erregtheit dauerte jedoch nicht lange und während des ganzen 10. bis zu seinem letzten Augenblicke behielt er gleichzeitig mit einer nicht im Geringsten gestörten Ruhe den vollen Gebrauch seiner Sinne und genaue Kenntniß von seinem Zustande. Einige Minuten vor 2 Uhr wünschte er den im Nebenzimmer befindlichen Arzt zu sprechen. Er streckte ihm die Hand entgegen und schickte sich an, zu sprechen — allein, den Kopf nach links neigend, sank er zurück — er war todt."

† (Ein Theaterkuß.) Aus dem Hofoperntheater in Wien erzählt das „N. Frdbl." die folgende Geschichte: In Lortzing's „Waffenschmied" gibt es eine Scene, in der Graf Liebenau (Herr Neumann) die Irmentraut (Fräulein Gindele) zu küssen hat. Der Kuß kann nicht unterbleiben, da in zwei darauffolgenden Scenen fast nur von demselben gesprochen wird. Nachdem Irmentraut dem Grafen befohlen, ihr zuerst die rechte und dann die linke Hand zu küssen, sagte sie schließlich: „Nun küsse Er mir auch den Mund." Herr Neumann, der sich wahrscheinlich in seine Rolle vertieft hatte, gab auf die Aufforderung hin bei der ersten Vorstellung dem Fräulein Gindele den vorgeschriebenen Kuß. Darüber war die Künstlerin so erbittert, daß sie bei der Direction Klage führte. Alle Vorstellungen, daß es sich auf der Bühne um die Irmentraut, nicht um die Person der Künstlerin Fräulein Gindele handele, blieben fruchtlos; sie erklärte, daß sie sich in ihrer weiblichen Ehre gekränkt fühle, und falls ihr hier kein Recht würde, dies bei den Gerichten suchen zu wollen. Mehrere Tage verstrichen, die Sache machte viel von sich reden, da kam die zweite Vorstellung des „Waffenschmied." Alle Eingeweihten waren auf die Kußscene gespannt, und in der That sollte sie eine Ueberraschung bringen. Als Graf Liebenau die rechte und linke Hand der Irmentraut geküßt hatte, sagte die Sängerin: „Nun, den Kuß auf den Mund schenke ich Euch." Der Graf (Herr Neumann) faßte sich rasch und erlaubte sich die Antwort: „Gott sei Dank, daß ich die alte Schachtel nicht zu küssen brauche." Fräulein Gindele gerieth hierüber in eine solche Aufregung, daß sie ohnmächtig in die Garderobe gebracht werden mußte. Die Sängerin führte abermals Klage bei der Direction. Dem Urtheile sehen die Theaterfreunde mit Spannung entgegen, da hier zum ersten Male die Frage zur Entscheidung kommen muß, ob ein Kuß auf der Bühne eine Beleidigung einer Dame involvire.

† Ein Mißverständniß. Der frühere sächsische Gesandte am preußischen Hofe, von Globig, war von Berlin nach Dresden gereist. Bei seiner Reise auf seinen Gesandtschaftsposten traf er Nachts spät in Berlin ein.

Beim Einfahren in das Thor mußte der Wagen halten und der auf der Wache befindliche Unteroffizier trat an den Wagenschlag höflich fragend:

„Um Verzeihung, wer sind sie?"

„Ich bin der königlich sächsische Gesandte Globig!" erhielt er zur Antwort.

„Ja," versetzte der Unteroffizier, „das kann mir nichts nützen, was Sie jloben (glauben), ich muß wissen, wer und was Sie wirklich sind."

† (Transatlandisches.) Die „Zeitung für Landwirthschaft" enthält folgendes: „Die Rindviehseuche hat wenig Spuren hinterlassen. Wir haben noch ungeheuer viel Ochsen."

† Lewis Dorat, der kürzlich verstorbene Nestor der Londoner und vielleicht der europäischen Journalisten, hat 78 Jahre lang ununterbrochen „gedient". Er erreichte das hohe Alter von 97 Jahren.

48,000 Dollars werden in San Franscisko jährlich für Kirchenmusik ausgegeben.

Feuerbach.

Das Erbangen des Geistes, das Dunkel es muß sich zerstreuen
Einzig durch der Natur Anschau'n und durch die Erkenntniß.

Lucretius.

Mein Vaterland, Du prangst im Siegeskranze
Und hebst in junger Kraft das stolze Haupt;
Dein Ruhmesschild erstrahlt in neuem Glanze
Von frischen Lorbeerreisern dicht umlaubt.
Du feierst hoch die kampferprobten Helden,
O feiere sie, sie sind des Preises werth; —
Ich will von einem andern Kämpen melden,
Der Schlachten schlug, doch mit des Geistes Schwert.

Ich sah ihn nie, doch hab' ich oft gesegnet
Den hohen Mann, im Denken kühn und scharf,
Der festen Muths dem Glaubenswahn begegnet
Und seinen Bau in wüste Trümmer warf.
Nun hat die Sorge seinen Sinn verdunkelt.
Die alten Glieder wurden müd' und schwach;
Wie hat einst hell in alle Welt gefunkelt
Der Geistesstern von Ludwig Feuerbach!

Er war kein Mann des irdischen Gewinnes,
Er trug das Banner vor des Ideals;
Nach Geistesfreiheit rang er festen Sinnes
Und warf in Staub das Götzenbild des Baals.
Was lang' mit Angst der Menschheit Herz gepeinigt,
Ein Alp auf ihr durch manch' Jahrtausend lag,
Von dieser Schwül' hat er die Welt gereinigt
Mit seines Geistes Blitz und Donnerschlag.

Wie zaub'risch auch der Bau des Glaubens schimmert,
Mit heller Forschung deckt er auf den Trug;
Er hat's gewagt, er hat den Bann zertrümmert,
Der einst den Menschengeist in Ketten schlug.
Die Kindheit nur mag glauben oder beten,
Doch nicht der Geist in seiner Manneskraft;
So hat dem Glauben er das Haupt zertreten,
Die Bahn befreit der heil'gen Wissenschaft.

Denn nur die Wissenschaft kann Nahrung spenden,
Wie heute sie der reife Geist verlangt.
O schaut umher! es gährt an allen Enden,
Der Glauben ist's, woran die Menschheit krankt.
Er sät den Zwiespalt in die Kindesherzen,
Der bald wie Unkraut üppig sproßt und blüht;
Kaum reißt der Mann es aus mit Höllenschmerzen,
Und Viele reißen mit aus das Gemüth.

Das Ein' ist noth, des Wissens volle Wahrheit
Und Tugend, frei von Lohn und eitlem Ruhm;
Und Feuerbach gab unserm Denken Klarheit
Und rettete der Menschheit Heiligthum.
Nicht kann der Glauben fürder uns umstricken,
Der kühne Mann hat uns davor gefeit;
Wie Nebel fiel vor seinen Sonnenblicken
Der schöne Wahn „Gott und Unsterblichkeit."

So feiert ihn! o feir' ihn deutsche Jugend,
Den Hohenpriester der Humanität.
Er lehrte Mannessinn und echte Tugend,
Er ist des Geistes göttlicher Prophet.
Noch wogt der Kampf, noch dräu'n die finstern Mächte
Und schüren heute noch den Holzstoß gern,
Doch naht der Tag dem künftigen Geschlechte,
Und Feuerbach, er war sein Morgenstern.

Wir fühlen's froh, es trauern nur die Frommen,
Daß uns're Zeit ideenschwanger kreis't.
Es muß der Tag der Freiheit endlich kommen,
Zu ries'ger Kraft erwächst der Menschengeist.
Der Morgen dämmert schon dem neuen Leben,
Für immer sinkt des Glaubens bange Nacht. —
Welch' eine Lust, zu athmen jetzt, zu streben!
Der Tag der Wissenschaft geht auf in Pracht.

* (**Der neue Komet**), welcher nach der „Schwitzer Times" von Plantamour entdeckt wurde und sich so rasch der Erde nähert, daß ein Zusammenstoß mit ihr am 13. August d. J. stattfinden müsse, ist kein Komet, sondern eine — Ente. Das Mißverständniß dürfte seinen Ursprung in einer populären Mittheilung Plantamours haben, welche sich höchst wahrscheinlich auf den Kometen 1862 III. bezog, dessen Bahn allerdings die Erdbahn schneidet und zwar in jenem Punkte, wohin die Erde am 10. August zu stehen kommt. Allein zu einem Zusammentreffen ist erforderlich, daß auch der Komet sich am nämlichen Tage auf diesem Punkte einfindet, was einfach aus dem Grunde unmöglich ist, weil die Rückkunft desselben aus den fernen Himmelsräumen vor 105 bis 125 Jahren nicht zu erwarten steht. Aber mit Himmelskörpern, die höchst wahrscheinlich aus diesem Kometen entstanden sind, treffen wir in der That fast alle Jahre am 10. August zusammen; nämlich mit den August-Meteoren (Laurentiusthränen). Die Umlaufszeit der letzteren wurde von Schiaparelli auf 105, die des Kometen 1062 III. von Professor v. Oppolzer auf 125 Jahre berechnet, wobei jedoch beiden Resultaten noch eine kleine Unsicherheit anhaftet.

Gemeinnütziges.

* Um zu untersuchen, ob der **Leinewand Baumwolle** beigemischt sei, wird besonders nachstehendes Verfahren als praktisch empfohlen: Man kaufe für 4 Kreuzer Kiefernadelöl aus der Apotheke und gieße davon etwas auf das zu untersuchende Leinen. Ist es rein, so wird das ganze mit Oel getränkte Stück gleichmäßig durchsichtig; sind Baumwollenfäden darin, so unterscheiden sich diese dadurch von den leinenen, daß sie undurchsichtig bleiben. Will man die Sache genau untersuchen, vielleicht die Fäden zählen, um das Verhältniß zwischen beiden zu sehen, so klebt man das mit Kiefernadelöl getränkte Stück Leinen an die Außenseite eines Bierglases und hält innerhalb schwarzes Papier oder einen andern dunkeln Stoff, wo man dann die einzelnen Fäden genau sieht.

* Worträthsel.

Drei Worte, guter Leser, rath',
Gar schlecht geputzt, gar schlecht geziert,
Kaum aus dem Gröbsten nur frisirt.
Nicht anders ist mein ganzer Staat,
Und doch rupft man auf frischer That
Mich immerfort an der Frisur,
Bis meine häßliche Figur
Ein gar zu traurig' Ende hat.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 28. Kaiserslautern, 7. April **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(27. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick sah sie zu Julie Streitmann hinauf, ein höhnisches Lächeln umspielte einen Augenblick ihre feinen, rosigen Lippen.

„Tante, was ist das — die Dame scheint uns zu kennen. Ich glaube doch nicht, trotz ihrer Schönheit, daß sie sehr gut ist."

„Da könntest Du recht haben, Julie," sagte Tante Donitz mit gerechter Entrüstung. „Es thut mir leid, daß Du nach dem Namen einer Person — einer Person sage ich — fragst, die jeden Anstand und jedes Sittlichkeitsgefühl mit Füßen tritt, die das schönste, aber auch das am tiefsten verachtetste Geschöpf unserer Residenz ist. Die blaue Dame ist die Geliebte des Grafen Horn, ich wundere mich, Julie, daß Du erst heute darnach fragst — sie geht hier alle Tage in möglichst auffallendem Anzuge vorbei."

„Graf Horn?" murmelte Julie und eine Wolke flog über ihre reine Stirn. „Ist das nicht der Mann, vor dem ich mich hüten soll, wie Onkel Donitz sagt?"

Doch gleich darauf war die Wolke auch wieder verschwunden, der Gedanke verflogen und heller Sonnenschein strahlte in dem kindlichen Gesichtchen.

„Seine Geliebte, Tantchen? Mein Gott, wie kann ein Graf sich eine schlechte Frau erwählen?"

„Ach, Du bist ein närrisches Ding, Du verstehst nicht, was ich Dir sage. Nun das hat auch immer noch Zeit, Du bist noch ein rechter Backfisch," sagte Tante Donitz halb lachend, halb ärgerlich. „Komm', jetzt mache Dich zu einem Ausgange bereit, an Deinem sechszehnten Geburtstage, womit Du so zu sagen ein Alter erreicht hast, in welchem man Dich nicht mehr zu den Kindern zählen kann, sollst Du auch wenigstens als Dame mit mir einen Spaziergang in's Freie machen."

„Als Dame!" sagte Julie selbstbewußt. „Wie ich wohl als solche aussehe?" fügte sie lächelnd hinzu, indem sie sich vor den altmodischen Spiegel hinstellte und einen Blick hineinwarf. „Nun, Tante, mit der Dame ist's noch nichts," fuhr sie dann, sich auf dem Absatz ihres Stiefelchens umdrehend, fort, „und mit dem Ausgehen heute auch nicht. Weißt Du nicht, mit welch' hochwichtiger Miene Onkel Donitz mir befahl, heute zu Hause zu bleiben, weil er mich in ein Geheimniß einzuweihen wünsche? Tante, meinst Du wohl, daß ein Geheimniß bei mir gut aufgehoben wäre?!"

„Ich hoffe das, Kind," sagte Tante Donitz ungewöhnlich ernst, „Du bist noch viel zu sorglos, Julie, und ich will nur hoffen, daß eben dieses Geheimniß Deine Heiterkeit nicht ernstlich trübt."

Mit diesen Worten verließ die Tante das Gemach und ließ Julie verwirrt zurück.

„Mein Gott, was dies nur Alles bedeutet," murmelte sie, „und mich fängt jetzt wirklich an ein wenig zu frieren. Ob das die Abendluft macht, oder der Gedanke an das Geheimniß — ich weiß es nicht. Wenn nur Onkel Donitz bald käme!"

Und gleichsam als Erwiederung auf ihren Wunsch trat der Ersehnte in das Gemach.

Julie sprang ihm wie ein frohes, glückliches Kind entgegen und in seine Arme.

„Ach, Onkelchen, gut daß Du kommst! Die Tante war gerade im Begriff, mir vor Dir und Deinem Geheimnisse Angst zu machen. Nicht wahr, Onkelchen, so schlimm ist's doch wohl nicht?"

Sie sah ihn lächelnd an, ohne die leiseste Ahnung, daß schon die nächste Stunde ihr für immer den Schmelz der Jugend, den kindlichen Frohsinn rauben würde.

Arnold Donitz seufzte tief auf, als er über das glänzende Haar des Mädchens hinfuhr.

„Ich wollte, Julie, Deine verstorbene Mutter hätte mich nicht zum Zerstörer Deines reinen Seelenfriedens gemacht, wenigstens nicht schon jetzt," sagte er traurig. „Ich hoffe aber, Du wirst zeigen, daß Du stark bist, daß Du die Welt und ihre Verläumdungen verachtest und Dich über sie erhebst."

„Mein Gott, auch Du, Onkel Arnold, auch Du erschreckst mich? So sprich' doch das Geheimniß nicht aus, wenn es so fürchterlich ist, ich verlange es gewiß nicht zu wissen — was soll ich damit, wenn es mich unglücklich machen kann? Bitte, Onkel Donitz, sage mir nichts."

„Es ist der Wille Deiner verstorbenen Mutter, Julie, daß Du an Deinem sechszehnten Geburtstage das erfährst, was wie ein schweres Verhängniß auch von jetzt an Dich umgeben soll, wenn Du nicht den Muth hast, Dich darüber zu erheben. Du sollst nach dem Testamente Deiner Mutter am heutigen Tage erfahren, wie und warum sie starb, Du sollst erfahren, daß Dein Leben einen Zweck hat, die Ehre Deiner verstorbenen Mutter herzustellen, d. h. vor den Augen der Welt. Ich weiß, daß Deine Mutter stets das Vorbild strenger Tugend und Sittenreinheit war, ein

Unglück hat ihr den Glorienschein geraubt und weil sie ihn nicht wieder erlangen konnte, darum starb sie."

Julie war jetzt bleich geworden, jede Spur kindlicher Heiterkeit aus ihrem Gesichte verschwunden, um nie mehr dahin zurückzukehren!

„Onkel, muß es denn sein?" fragte sie plötzlich mit gänzlich veränderter Stimme. „Muß es denn sein?" und als er beistimmend nickte, da fuhr sie fort: „Dann nur gleich, nicht diese Höllenqual der Furcht, verhehle mir nichts. Ich bin ein Kind, aber ich fühle mich stark und wenn meine selige Mama es gewünscht hat, dann weigere ich mich gewiß nicht, etwas zu thun, und sollte es mich das Leben, mein ganzes Erdenglück kosten."

„Gebe Gott, daß es nicht so schlimm wird, armes Kind, ich hätte es nicht für nöthig gehalten, Dich mit einem Vorfalle aus dem Leben Deiner verstorbenen Mutter bekannt zu machen, der für dieselbe so unheilbringend war. Es ist eine lange Geschichte, Julie, den meisten Menschen ist sie unklar geblieben, aber ich kenne sie, ich weiß, wie Alles zusammenhing. Versprich' mir nur, Dich nicht unnütz aufzuregen und vertraue mir."

Julie gab kaum noch Antwort, sie zitterte wie Espenlaub. Manches wurde ihr klar, ehe noch ihr Vormund zu erzählen begann; sie erinnerte sich mancher Andeutungen von Freunden und Feinden, die sie früher nicht einmal beachtete, die sie aber jetzt plötzlich begriff. Sie hielt ihren Kopf fest, als würde ihr die Last der Gedanken zu schwer.

„Ich verstehe Dich schon zum Theil, Onkel Donitz," sagte sie endlich leise, „aber erzähle nur Alles haarklein, damit mir nichts verborgen bleibt, was mit dem Tode meiner Mama in Verbindung stand. Böse Menschen, die mir mein Glück und meinen Frieden nicht gönnten, sagten mir einst, meine Mama habe sich vergiftet, weil — nein, ich kann das nicht aussprechen, aber sie hat sich vergiftet, Onkel?"

Julie sagte dies sehr ruhig, aber ihre Augen straften diese Ruhe Lügen, sie blitzten vor innerer Aufregung und Erwartung.

„Ich habe alle Ursache, dies zu glauben, mein Kind," sagte Hauptmann Donitz langsam, indem er sie scharf beobachtete, um die Wirkung seiner Worte zu sehen.

„Das heißt, Onkel — meine selige Mama hat sich in der That vergiftet," entgegnete Julie mit todtenblassem Antlitze. „Bitte, gieb' mir den Kelch nicht tropfenweise, denn so möchte ich ihn nicht leeren können, weil er mir zu bitter ist. Man sagt, man ertrüge den Schmerz, wenn er plötzlich und unerwartet käme, am leichtesten und ich bin fast versucht, dies als ein wahres Wort zu betrachten."

„Sei es denn, Julie, ja, Deine Mutter hat sich vergiftet aus Verzweiflung über die Untreue und Schlechtigkeit Deines Vaters."

„Meines Vaters? Ah so, ich hatte ganz vergessen, mein Vater ist ja schon vor meiner Geburt gestorben — der Treulose. „O, meine arme Mutter!"

„Er starb weder vor noch nach Deiner Geburt, Julie, er lebt noch heute."

„Er lebt? Er wagt es zu leben?" rief Julie mit flammenden Augen aus. „Und das Gesetz! Giebt es kein Gesetz, welches dies bestraft?"

„Dein Vater —"

„Nenne ihn nie meinen Vater, niemals — ich habe keinen Vater — ich will keinen Vater!" unterbrach sie ihn wild.

„Julie, sei vernünftig, armes Kind — Deine Mutter hätte es nicht verlangen sollen, daß man Dich mit dem Vorgefallenen bekannt machte," sagte Donitz traurig. „Weiß Gott, wie schwer mir dies wird — Du kannst es ja noch nicht einmal begreifen."

„Ob ich es begreifen kann — o, wie ich es begreife," entgegnete sie mit fest aufeinander gepreßten Zähnen. „O, ich sehe schon klar, recht klar, Onkel Donitz, aber der Elende soll dafür büßen. Ich verstehe den Wunsch meiner verstorbenen Mutter, mich mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen — ich soll sie rächen. und bei Gott — ich will es."

„Nein, das hat Deine Mutter gewiß nicht gewollt, Julie. Deine Mutter war zu sanft, edel und großmüthig, um Rache zu fordern, Deine Mutter wollte höchstens ihr Recht und das ist auch das Einzige, was sie von Dir fordert, wenn es möglich ist, ihr dasselbe zu verschaffen. Sie selbst gab sich den Tod, weil sie jede Hoffnung, ihr Recht zu erlangen, aufgegeben hatte, und es war wohl nur ein unbestimmter Gedanke, Dich damit zu beauftragen, nach ihrem verlorenen Trauschein zu forschen. Der Trauschein ist und bleibt verschwunden, weil er sich in den Händen des Mannes befindet, der allein sein Verschwinden wünschen kann."

Und jetzt theilte Arnold Donitz nach dem Wunsche der verstorbenen Helene Streitmann deren Tochter Alles mit, was er selber über die ganze Sache wußte.

Julie hörte ihm halb bewußtlos, ohne Unterbrechung zu, sie fand keine Worte, ihren Gefühlen des Schmerzes, der Erbitterung und des Hasses Ausdruck zu geben, selbst als Donitz jetzt geendet hatte, schwieg sie noch immer still.

„Lies' diesen Brief, Julie, er wird Dich versöhnlicher und milder stimmen," sagte er endlich, ein vergilbtes Billet aus der Brusttasche des Rockes ziehend. „Du darfst nicht Deinen erbitterten Gefühlen Raum geben, Deine Mutter war sanft und milde wie ein Engel und wenn ich auch nicht von Dir verlange, daß Du ihr ganz gleichen sollst, so würde es mich doch glücklich machen, einen Theil ihrer edlen Eigenschaften bei Dir wiederzufinden. „Laß mich Dich nicht so ganz anders finden, Julie, als ich Dich zu finden hoffte.

(Fortsetzung folgt.)

Von fernen Ufern.

d. h. aus Oberegypten schreibt Franz Wallner u. A. an die „Neue fr. Presse": Das ganze ungeheure, fünftausend Jahre alte steinerne Bilderbuch in den Tempelpalästen und Felsengräbern von Egypten und Nubien habe ich durchblättert in den Höhlen tief im Schoße der Erde und auf den Tempelhöhen der Felsenberge.

Welch eine despotische Gewalt lag in den Händen der alten Pharaonen! Nach Herodot brauchten zwanzigtausend Menschen drei Jahre dazu, um einen einzigen Felsblock an seinen Bestimmungsort zu schaffen. Einer dieser gewaltigen Tempel übersteigt noch jetzt in seinen übermächtigen Resten all' unsere europäischen Begriffe von der Möglichkeit dieser Maße, dieser Größenverhältnisse. Und zahllos sind diese Wunderbauten, majestätisch herabsehend auf den heiligen, geheimnißvollen Fluß, bedeckt mit Millionen von Reliefbildern, in die Steinwände gehauen, die gewaltigen Säulen übersäend wie mit zierlicher Stickerei!

Im heißen Sonnenbrande habe ich die wüsten, einsamen Felsthäler durchschritten, in welchem die todten Könige und ihre Frauen sich tief in die Erde, in den harten Stein eingewühlt haben, bis pietätlose Hände die tausendjährigen Grüfte gesprengt, die Gebeine der einst allmächtigen Herrscher zerstreut, ihre Leichen beraubt und die ungeheuren granitenen Särge fortgeschafft haben in ferne Welttheile, um die Museen der europäischen Hauptstädte zu zieren. Als ob dies einen Begriff gäbe von dem, was war! So wenig als der Nagel einer Locomotive ein Bild gibt von der Maschine, der man ihn entrissen. Man muß sie sehen, diese Königsgräber in dem geklüfteten, starren Bergcolosse, den gelben, mit Wüstensand bedeckten Felswänden eingesprengt, viele hundert Fuß tief hinein in das Innere des Berges. Man muß hinabsteigen, wo die Gewölbe über einander weit hinab in den Schoß der Erde führen, prachtvoll verziert mit zahllosen Sculpturen, und weit, weit hinein, bis der zögernde Fuß nur unwillig auf halbzerstörten Stufen hinabschreitet, wo die leuchtende Fackel des Führers Tausende von Fledermäusen wie nächtige Geister emporscheucht oder die giftige Schlange sich raschelnd aus den Steinspalten flüchtet und der gepreßte Athem in der verpesteten Luft nur mühsam aus der beengten Brust sich losringt. Da unten im „Allerheiligsten" lagen diese Granitsärge und sollten der Ewigkeit trotzen!

In Assuan fanden wir nackte schwarze Menschenbrüder, bewaffnet mit dem Schilde aus der Haut des Nilpferdes, der mächtigen Wurflanze, Bogen und vergifteten Pfeilen das scharfe, gebogene Dolchmesser mit einem starken Riemen am Arme befestigt. So gefährlich dieser dunkelhäutige Bursche aussieht, so harmlos und gutmüthig ist er. Die „Damen" tragen die Gesichter und noch manches Andere unverhüllt. Ein Nasenring und ein aus schmalen Lederriemchen geflochtener Halbschurz, verziert mit Kaurimuscheln, darin besteht die ganze Kleidung des weiblichen Geschlechtes. Bei einem Sklavenhändler, dem wir in der Nähe von Korusko mit seiner schwarzen Waare begegneten, trug die letztere diesen Halbschurz an der Mitternachtsseite ihres Daseins umgebunden wie ein paar Frackschöße.

Von Korusko aus mündet die große Wüstenstraße nach Chartum, bezeichnet durch zahllose Gebeine derer, welche dieser Feind alles Lebenden zum Opfer wählt.

Unser Weg führt weiter hinab in die Tropen hinein, und die Pracht des Himmels unter dem Wendekreis des Krebses spottet jeder Beschreibung. Der Sonnenuntergang, die Mondnächte, der gestirnte Himmel mit dem südlichen Kreuz sind Schauspiele von solcher Schönheit und Farbenpracht, daß man sich nie sattsehen kann an dieser täglich und nächtlich wechselnden Erscheinung, bei welcher nie eine der anderen gleicht. Eine Vollmondnacht, die ich unter den Ruinen von Karnak, in dem Riesensaale, der größten Säulenhalle der Welt, zubrachte, haftet in meiner Erinnerung, zu großartig für Wirklichkeit, wie ein schöner, lebhafter Märchentraum. Der Säulenwald, mit den sechszig Fuß hohen, mit Bildern überdeckten Colossen, sah in der Beleuchtung wie ein in's Leben getretenes Feenmärchen aus; ich würde mich nicht gewundert haben, wenn plötzlich der mächtige Rhamses hinter der einsamen ungeheuren Säule, die im zweiten Vorhofe allein stehen geblieben, vom vollen Lichte des Mondes geisterhaft bestrahlt, hervorgetreten und die Fremdlinge in seinem Reiche empfangen hätte; wenn eine Schaar von Göttern mit Thierköpfen auf den hell beleuchteten Plan, den die fernen Berge abschlossen, zum Reigentanz herausgetreten wäre.

* Eine Naturmerkwürdigkeit.

Wie in dem nördlichen Sibirien so werden jetzt auch in Alaska ungeheuere Mengen von vorweltlichem Elfenbein verschüttet gefunden und als noch brauchbar in den Handel gebracht. Welche Veränderungen müssen auf unserem Erdball stattgefunden haben, wenn da, wo jetzt selbst unsere derbsten Getreidearten nicht mehr zu erzielen sind, zahllose Herden von solchen Thieren leben konnten, die man jetzt nur in den heißesten Gegenden der Erde antrifft! Da sich in Sibirien und Alaska die Elephantenzähne in massenhafter Anhäufung vorfinden, so muß man annehmen, daß die Thiere durch ungeheure Ueberfluthungen getödtet und ihre Leichname in den Niederungen des Landes zusammengeschwemmt wurden. Auch die in eben jenen Gegenden jetzt entdeckten bedeutenden Kohlenlager beweisen unwidersprechlich, daß einst dort ein Pflanzenwuchs der allerüppigsten Art vorhanden war.

Feuilleton.

* Von den an der Universität Straßburg befindlichen 52 Professoren sind 15 von Straßburg, 1 von Lyon, 1 von Athen, 1 von Oxford, je 1 von Bern, Basel und Zürich und die übrigen 31 von deutschen Universitäten oder Hochschulen, darunter 3 von Würzburg. Von der früheren Faculté de medicine der Akademie werden noch 7 Professoren im nächsten Sommersemester den begonnenen Jahrescours mit ihren Zuhörern in französischer Sprache zu Ende führen.

* Ueber die Frequenz der Berliner Volksküchen schreibt die „Kreuzztg.": Seit Januar d. J. haben in den zwölf Volksküchen über 600,000 Menschen gespeist, deren Besuch bei der Steigerung der Lebensmittel in letzter Zeit ein so starker war, daß beispielsweise an einem Tage in der Kochstraße 1341 Personen während der zwei Speisestunden ihr Mittagsessen einnahmen. Auch die Volksküchen sind von dem Mißgeschicke der Wohnungsnoth nicht verschont geblieben. Nicht allein, daß die Miethen ganz enorm gesteigert wurden, es wurden auch an Ostern zwei Locale gekündigt, für die noch kein Ersatz gefunden worden ist.

* Das Grab von Eginhard und Emma in der Kirche zu Seligenstadt ist kürzlich, wie das „Mainz. Abendblatt" erzählt, durch das bischöfliche Ordinariat von Mainz geöffnet worden. Außer den Gebeinen von Eginhard und Emma fanden sich die einer dritten Leiche, einer Tochter Eginhard's, Gisela genannt, wie die bei derselben befindliche Inschrift besagt, die bisher in der Geschichte Eginhard's nicht genannt war und erst durch diese Inschrift bekannt wird. Man kannte nur einen Sohn desselben, Bussinus genannt, den er seinem Freunde Rhabanus Maurus, nachherigen Bischof von Mainz, damals Abt in Fulda, zur Erziehung übergab. Von den Gebeinen Eginhard's fehlt das Haupt.

* (Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel!) Die „Dr. Nachrichten" schreiben aus Dresden: „Bei der Oster-Prüfung in einer hiesigen Schule wurde ein Knabe gefragt: Wie heißt unser engeres Vaterland? — Sachsen! — Und wie heißt unser weiteres Vaterland? — Preußen!"

* (Gute Anekdote.) Der Abg. Ziegler erzählt in der „Voss. Ztg." eine interessante historische Anecdote aus Brandenburg, der Stadt, deren Oberbürgermeister Ziegler bekanntlich gewesen ist. Nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges gab es in Brandenburg einen orthodoxen Geistlichen, Darnemann, in der Altstadt, und einen freisinnigen, Calvisius, in der Neustadt Brandenburgs. Der erstere sah mit wachsendem Mißmuth, wie seine Beichtkinder je länger je mehr in die Neustadt zu dem freisinnigen Amtsbruder in die Kirche wanderten; endlich denuncirte er in seinem Aerger denselben beim Magistrate als nicht rechtgläubig, verlangte eine Untersuchung, und als der Magistrat ablehnend antwortete, stellte er denselben Antrag direct beim Könige. Die Cabinetsordre, welche zur Antwort erfolgte, ist als ein Muster für unsere Tage sehr empfehlenswerth. Friedrich der Große hat sofort das wahre Motiv des orthodoxen Eifers erkannt, dasselbe welches auch heute oft genug das eigentlich wirkende ist, und die Cabinetsordre bestand in nichts als einer einfachen Randbemerkung zu der im Original zurückgeschickten Beschwerde, so lautend: „Weiß Er was? Predige er in die Neustatt, dann Laufen sie alle wieder nach die Altstatt. Friedrich."

* Ein amerikanisches charakteristisches Wiegenliedchen lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

Was thut das Bienchen?
Bringt Honig vom Feld!
Was thut der Vater?
Er sorgt für Geld?

Was thut die Mutter?
Giebt's wieder aus.
Was thut mein Liebling?
Macht sich nichts d'raus!

Gemeinnütziges.

* (Farbige Stärke.) Ein neuer Modeartikel hat kürzlich in Europa Eingang gefunden, der sich vielfacher Beliebtheit erfreut. Er besteht einfach aus Stärke in den verschiedensten Farbennüancen, vermöge deren jede beliebige gewünschte Farbe einem Kleide kurz vor dem Balle gegeben werden kann, so daß also eine Dame im Stande ist, die Farbe ihres Kleides ganz nach Laune und Wunsch zu wechseln, so daß die früher verschiedenfarbigen Kleider vom selben Stoffe jetzt aus einem einzigen Kleide hergestellt werden können. Am höchsten begehrt ist die neue rothe Farbe, welche mit Leichtigkeit so gewonnen wird, daß man drei Theile Fuchsin in zwanzig Theilen Glycerin auflöst, wobei jedoch das Fuchsin zuerst in einem Mörser mit etwas Wasser zu einer dicken Masse zerrieben wird und darauf das Glycerin langsam mit hinein gerührt wird. Zu dieser Mischung werden dann 150 Theile feingeriebene Stärke nachträglich hinzugerührt und die ganze Masse herauf getrocknet. Sodann wird das betreffende weiße Kleid erst gewaschen und ein Theil von der Stärkemasse mit kochendem Wasser ganz wie gewöhnlich zubereitet und dann damit gestärkt. Jetzt läßt man das Kleid trocknen, feuchtet es ein wenig an und plättet es auf.

* (Fleckenreinigung.) Folgende Mischung beseitigt alle von Tinte, Früchten, Farben, Säuren 2c. herrührenden Flecken aus Seide, Leinwand, Wollenstoff 2c.: vier Theelöffel voll Ammoniakspiritus, ebenso viel Alkohol und ein Theelöffel voll Kochsalz wohl vermischt und in einer Flasche aufbewahrt. Beim Gebrauch wird ein Schwamm benutzt.

Auflösung des Worträthsels in Nr. 27:
Flachs am Rocken.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 29. Kaiserslautern, 10. April 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(8. Fortsetzung.)

Sieh' auch ich habe Deine Mutter wie ein treuer Bruder geliebt, ich glaubte sterben zu müssen, als ich ihren Tod erfuhr, aber ihr Abschiedsbrief riß mich heraus aus meinem Jammer — sie wollte keine Verzweiflung, keine Rache auch von Dir nicht. Ich verlasse Dich jetzt, Julie, Dein Schmerz muß sich austoben, aber laß' mich dann finden, daß ich mich nicht in Dir getäuscht habe, daß Du eine ächte Tochter Deiner Mutter bist. Kannst Du ohne eine Beimischung von Haß und Rachsucht etwas für die Wiederherstellung der Ehre Deiner Mutter thun, so kannst Du gewiß zu jeder Stunde auf meine Hülfe zählen, thue nie etwas, was die Weiblichkeit verletzen könnte."

Draußen verloren sich Arnold Donitz' Schritte, aber Julie stand, das vergilbte Blatt in der Rechten, wie eine Statue. Sie war keines klaren Gedankens fähig, sie fragte sich nur immer und immer wieder, ob sie auch dieselbe Julie sei, die vor kaum einer Stunde dort scherzend und lachend am Fenster gesessen und noch nie von dem leisesten Kummer berührt worden war. Ja, sie war noch dieselbe, wenigstens äußerlich, aber innerlich war sie eine andere, eine ganz andere geworden — keine Spur ihrer früheren Gedanken- und Sorglosigkeit war zurückgeblieben, diese eine Stunde hatte vollbracht, was vielleicht Jahre kaum vermocht hätten — das Kind zur Jungfrau heranzureifen.

Der Abend dämmerte herein, Julie konnte nicht mehr sehen. Tante Donitz hatte sich noch immer nicht sehen lassen, aber Julie hörte, wie sie in der Küche herum wirthschaftete; vielleicht hatte Arnold sie veranlaßt, nicht in das Gemach hinein zu gehen.

Müde und erschöpft suchte Julie jetzt endlich einen Sessel. Das Billet hielt sie noch immer in der Hand, sie wagte nicht, die zierlichen Schriftzüge anzusehen, so lange sie so von Zorn und Haß beherrscht wurde. Jetzt erinnerte sie sich Alles dessen, was sie über den Grafen Horn gehört, jetzt wußte sie, was es hieß, seine Geliebte sein. Ob er die Dame in den blauen Sammetgewändern auch wohl so betrogen hatte — ob ihre liebe Mutter wohl auch so angestaunt und — verachtet wurde?"

„O, ich muß ihn hassen, ich muß mich rächen," murmelte sie, die kleinen Hände ringend, „ich kann es dem Manne nicht gönnen, daß er mitten im vollen Glücke ungestraft sitzt, während meine arme Mutter sich nur durch Selbstmord von ihren Leiden erlösen konnte. O, Onkel, ich kann nicht so sanft und milde sein wie meine Mama, ich könnte den Elenden sterben sehen und würde keine Hand zu seiner Rettung aufheben, wenn es in meiner Macht stände, ihn zu retten."

Und wieder sank sie in ein finsteres Brüten zurück.

Der Mond war am tiefblauen Nachthimmel emporgestiegen und senkte seine Strahlen in das kleine Gemach, um die Gegenstände gespenstisch zu beleuchten, sie rührte sich nicht, nur dann und wann durchflog ein Frösteln ihre Gestalt und sie kauerte sich zusammen, als könne sie die hereinströmende Nachtluft nicht ertragen.

Was konnte sie thun, das war ihr Gedanke, wie sollte sie dem Manne gegenübertreten, der es wagen durfte, unangefochten, reich und angesehen einherzugehen, während er doch einen Mord auf dem Gewissen hatte?

Julie fand nirgends Antwort darauf, immer wirrer und wüster wurden ihre Gedanken, bis sie endlich in einem Nebel verschwanden und eine wohlthuende Ohnmacht ihren Qualen für kurze Zeit ein Ende machte.

Als Tante Donitz etwa eine Stunde später von einer leisen Ahnung getrieben in das Gemach trat, fand sie Julie noch wie leblos in ihrem Sessel zurückgesunken und es bedurfte der größten Anstrengungen, das Kind wieder zum Bewußtsein zu erwecken.

Endlich schlug sie die Augen auf, aber nur um sofort nach dem zerknitterten Stückchen Papier, welches sie krampfhaft festhielt, zu suchen.

„Laß' mich allein, Tante, o bitte, nur noch ein paar Minuten," bat sie tonlos mit gebrochener Stimme. „Dann weiß ich Alles und dann bin ich wieder gesund, Tante, laß' mich allein — ich muß dies lesen."

Die alte Dame ging hinaus, doch blieb sie ängstlich horchend an der Thüre stehen.

Mit zitternden Händen entfaltete Julie das Papier, aber obgleich die Lampe, welche die Tante mitgebracht, ein sehr helles Licht verbreitete, konnte sie doch die Buchstaben nicht unterscheiden und erst mit Noth und Mühe entzifferte sie Folgendes:

„Mein geliebtes Kind! Eine unbestimmte Ahnung treibt mich an, Dir noch meine letzte Hoffnung in Betreff des verlorenen oder gestohlenen Trauscheines mitzutheilen und ich bitte Dich, nicht zu rasten noch zu ruhen, bis Du Alles im Hause der verstorbenen Tante Liesing durchsucht hast. Aus diesem Grunde habe ich in meinem Testamente die Bestimmung getroffen, daß

Du vor Erreichung Deines fünfundzwanzigsten Lebensjahres nicht das Haus länger als auf einige Wochen verlassen darfst. Darum habe ich gewünscht, daß Du dort erzogen wirst, Du sollst jeden Winkel des Hauses kennen lernen, damit Dir eine Nachforschung nach dem verlorenen Schein erleichtert wird. Ich habe zwar keine Hoffnung, daß Du ihn findest, aber Du sollst, wenn Dir der letzte Wunsch Deiner verstorbenen Mutter heilig ist, darnach suchen. Ich fand nicht den Muth dazu, weil ich die Hoffnung auf Erfolg von vornherein aufgeben mußte — ich war zu kurze Zeit bei Tante Liesing, um in ihre Geheimnisse eingeweiht zu werden. Vergieb' Deiner Mutter, daß sie nicht den Muth hatte, ein Leben voller Schande und die Verachtung ihrer Mitmenschen zu ertragen, so wie auch Gott mir gnädig und barmherzig sein wird. Lebe wohl, mein geliebtes Kind, Gottes Segen über Dich im reichsten Maße. Sei Deinem Vormunde eine treue, gehorsame Tochter — Arnold Donitz ist der beste, edelste Mensch der Welt. Lebe wohl — keine Rache an ihm, der Dein Vater ist."

„Keine Rache," murmelte Julie, als sie das Billet mit Noth und Mühe entziffert hatte und jetzt ihre Hände sinken ließ. „Keine Rache! O Mama, wie gut mußt Du gewesen sein, um dem Manne nichts Schlechtes zu gönnen — wie kann man ihn auf seiner Höhe stehen sehen — ihn, dem nur Haß und Verachtung gehört! Ich weiß nicht, ob ich so sein werde, ich weiß noch nicht — was ich thue, wenn ich schwach bin, Mama, dann vergieb' mir, ich kann dem Manne niemals vergeben, daß er mir meine Mutter raubte, daß er sie ermordete."

„Tante, jetzt kenne ich das Geheimniß," wandte sie sich zu der eintretenden alten Dame, jetzt kenne ich das Geheimniß, ich weiß aber auch, daß ich es bewahren kann. Das schwebte über meinem Haupte, ein solcher Hagelschlag, der meine schönsten Lebenshoffnungen auf einmal vernichtete."

Von dem Tage an war Julie wie umgewandelt, Arnold's schlimmste Befürchtungen eingetroffen — man kannte die heitere Julie nicht wieder und wer sie am anderen Tage sah, wußte nicht, wie eine einzige Nacht eine solche Veränderung hervorrufen konnte.

Die rosige Farbe ihrer Wangen war verschwunden, der Glanz der Augen erloschen und um den feinen Mund lagerte sich ein Zug tiefsten Schmerzes. Ihre ganze lebendige Munterkeit, ihr sonniges Lächeln war verschwunden, um einem tiefen sinnigen Ernst Platz zu machen.

Arnold Donitz erschrak, als er am folgenden Morgen das blasse traurige Antlitz sah, so hatte er sie nicht zu finden erwartet, viel lieber noch wie am vorhergehenden Abend, voll Zorn und Haß.

„Arme Julie!" sagte er, ihr einen innigen Kuß auf die Stirn pressend.

„Ja, ich bin zu bedauern, Onkel," entgegnete sie leise, „ich hatte mir so große Hoffnungen vom Leben gemacht, die Welt erschien mir einst so schön und nun sehe ich sie auf einmal in einen grauen Nebel gehüllt vor mir. Das ist sehr traurig, aber immerhin noch besser, ich sehe die Welt jetzt so wie sie ist, als ein paar Jahre später. Es ist traurig, daß die Welt für mich allen Sonnenschein verloren hat und mich dünkt, es verlohne sich jetzt kaum noch der Mühe, zu leben, besonders wenn ich erst den letzten Wunsch meiner armen Mama erfüllt habe. Meinst Du, daß mir das gelingen wird?"

„Unmöglich ist es immerhin nicht, liebe Julie," sagte Donitz, um ihr nur wieder einen neuen Anhaltspunkt zu geben. „Deine Mutter hatte insofern Recht, daß sie nicht jeden Winkel im Hause kenne und ich weiß aus Erfahrung, daß Tante Liesing zahllose verborgene Räume besaß. Du kannst immerhin Nachforschungen anstellen, wenn Du Dich auch nicht zu fest darauf verlassen darfst, daß Deine Bestrebungen wirklich mit Erfolg gekrönt werden. Hat das letzte Schreiben Deiner Mutter Dir nicht Ruhe gegeben?"

„Unendliche Ruhe," gab sie mit einem traurigen Lächeln zur Antwort, „aber es ist die Ruhe der Erschöpfung, die Ruhe nach einem entsetzlichen Sturm. Alle Lebenshoffnungen sind vernichtet, jeder Gedanke an Glück zerstört."

„Verliere nur nicht den Muth, Helene, es giebt viele Menschen, die Schwereres zu ertragen haben und die dennoch nicht verzweifeln," sagte Arnold sanft. „Denke, daß es der Wille Deiner verstorbenen Mutter war, Dich nicht nutzlosen Rachegedanken hinzugeben."

„Ich werde mich nicht rächen, nur — wenn ich es kann — Gerechtigkeit zu erlangen suchen," entgegnete Julie. „Und nun laß' uns nicht mehr über diesen Gegenstand sprechen, Onkel, er ist abgethan."

Und Hauptmann Donitz schwieg, aber wie wenig die Sache abgethan war, bewies deutlich Juliens Unruhe, die sich ihrer von dem Tage an bemächtigt hatte.

Früher auf und später nieder, es schien, als wenn ein ruheloser Geist im Hause sein Wesen trieb. Julie hatte sich von Tante Donitz alle Schlüssel aushändigen lassen und es war, als wenn sie dieselben nicht mehr von sich geben wollte, zum großen Kummer der Tante.

Aber all' ihr Suchen und Spähen war vergebens, immer trauriger und bekümmerter legte sie sich des Abends zur Ruhe nieder und unruhiger erhob sie sich am folgenden Morgen, um von vorne wieder anzufangen, jeden Schrank, jeden Auszug auf's Neue durchsuchend.

Dieser Aufregung folgte endlich eine gänzliche Ermattung, eine Apathie, die mindestens ebenso gefährlich war und Tante Donitz schüttelte beim Anblick des unglücklichen Mädchens trostlos den Kopf. Das konnte so nicht bleiben.

Und es blieb auch nicht so, eine heftige Nerven-

krankheit brachte sie an den Rand des Grabes, aber die Jugend gewann den Sieg und — Julie genas.

Zweites Capitel.

Im Vorzimmer des Königs.

Im königlichen Residenzschlosse herrschte noch tiefe Ruhe; die prächtig strahlende Morgensonne schien zwar belebend in das Antichambre Se. Majestät, aber die dienstthuenden Hofherren schienen nicht davon angeregt, mit schläfrigen, matten Augen lagen sie in den weichen Causeusen zurückgelehnt und ein endloses Gähnen unterbrach bisweilen disharmonisch die Ruhe.

In diesem Augenblick wurde die Thür des Vorzimmers geöffnet. Ein elegant gekleideter Herr trat ein und man war sofort versucht, ihn für das zu halten, was er in der That war — für den Friseur des Königs. Seine tadellose Haarfriseur kennzeichnete ihn vollkommen.

Mit wahrer Gönnermiene blickte er auf die Hofherren und ein fortwährendes süßes Lächeln umschwebte seine Lippen.

Die Hofherren hatten sich beim Anblick des Friseurs Rehblüt ehrerbietig erhoben, als wäre mindestens der König selbst erschienen und die schläfrigen Mienen verschwanden wie Schnee vor der Sonne.

„Guten Morgen, sehr enchantirt, Sie hier zu sehen, meine Herren, hoffentlich wohl geruht?"

Mit diesen Worten schritt er durch das Zimmer und trat unangemeldet in das des Königs.

Jetzt trat ein spöttisches Lächeln auf die Lippen der Hofherren.

„Mich dünkt immer, der königliche Friseur sehe einem tänzelnden Barbier mit Scheerbeutel und Streichriemen nicht unähnlich," meinte Herr von Loschwitz, ein angehender Kammerherr, der wenigstens bedeutende Hoffnungen für einen solchen Posten in seiner Brust trug.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Loschwitz," warnte ein älterer Herr, „und lassen Sie den Herrn Rehblüt nichts von dergleichen Aeußerungen ahnen, wenn Ihnen Ihre Stellung lieb ist. Sie sind noch zu jung, solche gefährliche Klippen zu bemerken und diese sind für den Unbefangenen doppelt gefährlich."

„Ah bah," sagte Herr von Loschwitz achselzuckend, „glaube an dergleichen Mährchen nicht, wie man sie sich in der Residenz erzählt, da wird so endlos viel über Hofgeschichten raisonnirt, wo Niemand etwas davon weiß."

„Thatsachen beweisen; weiter sage ich nichts, junger Freund," sagte der Alte, „und wenn Sie einen guten Rath annehmen wollen, so hüten Sie Ihre Zunge. Wenn Sie jetzt nur einen Blick in das Antichambre des Friseurs Se. Majestät werfen wollten, so würden Sie sich bald überzeugen, wie viel in der Residenz übertrieben wird. Ich sage Ihnen, dieser Rehblüt ist der allmächtigste Günstling, den kein Mensch von seiner Höhe herunter zu stürzen wagt, weil er zunächst selbst stürzen würde und zwar so tief, daß er schwerlich wieder auf die Beine käme! Herr Rehblüt's Antichambre ist Tag für Tag mit Bittenden, die etwas zu den Ohren des Königs bringen möchten, überfüllt und es ist ein Glück, daß der Mensch bildungsfähig genug ist, einzusehen, was für das Ohr des Königs taugt und was nicht. Auf diese Weise wird er dem Hofe im Allgemeinen nicht gefährlich, höchstens denjenigen, die es nicht verstehen, sich seine — ich meine des Friseurs — Gunst zu erwerben. Nur wenige ahnen die unbegrenzte Macht, die jener Mann besitzt, so viele Geschichten auch davon an die Oeffentlichkeit gelangen. Es giebt zahllose Menschen, die zunächst bei dem Friseur antichambriren, um auf diese Weise ihr Ziel beim Könige zu erreichen, und ich behaupte ganz gewiß nicht, daß dies ein unrichtiger Weg ist."

Der Eintritt des Grafen Horn unterbrach das Gespräch.

„Seine Majestät schon aufgestanden?" fragte er.

„Ich möchte es bezweifeln, Graf Horn," entgegnete der ältere Herr.

„Ist der Friseur bereits vorgelassen?"

„Ja, doch habe ich bislang Niemanden drinnen sprechen hören."

„Ah, naiv — sehr naiv — reizend, Herr von Bergheim. Sie scheinen zu gewissen Zeiten hier Kammerzöschen zu spielen."

„Herr Graf!" rief Herr von Bergheim drohend aus. „Ich horche nie."

„Ah, bitte tausendmal um Entschuldigung, ich habe Sie um alle Welt nicht beleidigen wollen. Habe in der That nicht gewußt, daß Sie so empfindlich sind, Verehrtester. Nehmen Sie nichts für ungut, ich werde noch einen Spaziergang machen und dann hierher zurückkehren. Apropos, lieber Herr von Bergheim, haben Sie schon etwas von der Rückkehr des Herrn von Lichtenfels gehört?"

„Nichts weiter, als daß er zurückgekehrt ist und Audienz bei Se. Majestät nachgesucht."

„Die ihm natürlich verweigert wurde, nicht wahr, Herr von Bergheim," entgegnete der Graf mit Gewißheit, aber doch mit einem lauernden Blick. „Wie kann ein solcher Plebeijer die reine Hofluft mit seiner Nähe verpesten?"

„Ich glaube nicht, daß Se. Majestät ihn schon abschlägig beschieden hat," sagte Herr von Bergheim, „der König schien eher geneigt, ihm eine Rechtfertigung zu gönnen."

„Der König geneigt, ihm eine Rechtfertigung zu gönnen! Was gehen da für wunderbare Dinge bei Hofe vor, mein Lieber? Derartiges ist mir in der That noch nicht vorgekommen und man ist wahrhaftig gezwungen, ein schärferes Auge auf die Umgebung des Königs zu heften. Einem solchen Demokraten wie dieser Lichtenfels durfte niemals eine Rechtfertigung gestattet sein."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* Bei dem letzten Wohnungswechsel zu Anfang dieses Monats sind in Berlin etwa 250 Familien mit 1400 Köpfen obdachlos geblieben. Uebrigens stellt sich heraus, daß manche Hausbesitzer die Wohnungsnoth dadurch künstlich gesteigert haben, daß sie mit Vermiethung ihrer Localitäten so lange als irgend möglich und noch bis über den Quartalschluß hinaus zu dem Zwecke zurückhielten, angesichts der wahrscheinlich eintretenden Noth die denkbar höchste Miethe herauszuschlagen. Diese wucherische Manipulation ist wohl auch hie und da geglückt, indessen sind auch Fälle der Verspeculirung bekannt. Der Polizeipräsident will einigermaßen für die Zukunft dadurch abhelfen, daß er denjenigen Baugesellschaften, welche um Abänderung der Baupläne eingekommen sind, sie nur dann bewilligt, wenn sie sich dazu verstehen, auf je 10 der von ihnen projectirten Villen ein Arbeiterhaus für 10 Familien zu bauen.

* Die „Abendpost" in San Francisco schreibt: Am 9. Februar erschienen zwei Damen, dem Anscheine nach die eine im Alter von 17, die andere von 15 Jahren, im Polizeigericht und verlangten Schutz gegen ihre Männer. Lydia, die ältere, ein blasses Mehlgesicht mit blondem Ballast auf dem Kopfe, sagt aus, daß sie vor acht Tagen sich mit einem Jünglinge verheirathet, welcher sie jedoch nach wenigen Tagen durchbläute, worauf sie ihn verlassen habe. Ihr Herr Gemahl lasse ihr jedoch keine Ruhe, sondern knuffe und puffe sie, wo er sie träfe; erst am letzten Sonntag habe er sie aus einem Wagen der Mission Straßeneisenbahn geworfen. Sie habe freilich nicht gegen ihn vorgehen wollen, sondern ihn ersucht, zu ihr zurückzukehren, welches freundliche Anerbieten er jedoch abgelehnt habe. Jetzt wolle sie ihn verhaften lassen. Dabei machte sie ein Gesicht, als wenn ein Affe weint, und wischte sich vergeblich nach einigen Tropfen Naß.

Die ganze Aussage trug den Stempel der Unwahrheit und wurde deshalb die Ausstellung eines Verhaftsbefehls verweigert.

Schöne No. 2, eine Brunette von 15 Jahren, klagte ihr Leid folgendermaßen:

Ich verheirathete mich vor etwa zehn Wochen, lebte jedoch nur drei Tage mit meinem Manne und verließ ihn darauf, weil der Herr Gemahl zu früh erkaltete, mich mit zu wenig Geld versah und alles Geld im Vereine verwendete. Ich wünschte jetzt nichts mehr als 75 Doll., um eine Scheidungsklage einreichen zu können.

Ehe, Scheidung, Industrieschule, fünfzehnjähriger Backfisch ꝛc. gaben dem Anwalt Stoff zum Nachdenken. Dem Leser auch.

* Hinsichtlich des Planes, die Ueberfahrt von Dover und Calais mit großen Dampffähren zu bewerkstelligen, welche ganze Eisenbahnzüge hin- und herüberführen, theilt in der „Times" einer von den betheiligten Ingenieuren, Herrn Albernethy, noch Folgendes mit:

„Die Fährboote werden unter dem Stationsdach in Canälen vor Anker gehen. Die Passagiere brauchen ihre Wagen nicht zu verlassen, bis sie an Bord der Fahrzeuge sind. Alsdann steigen sie aus auf eine Art Perron, wie auf den Stationen, wo sie in der ganzen Länge nach Cajüten zu ihrer Aufnahme bereit finden, ebenso Erfrischungssäle und ein Zollamt zur Untersuchung des Gepäcks und der Pässe während der Fahrt. Wenn die Zahl der Passagiere nicht über tausend beträgt, so werden sie einander nicht hindern, und alle Klassen werden wieder vollständig gegen Wind und Wetter geschützt sein. Die Länge des in Dover zu erbauenden Molo (Wellenbrecher) wird beinahe 4000 Fuß sein."

* Einen Attentäter! einen Attentäter! ein Fürstenthum für einen Attentäter!

Im höheren Auftrag:
Spicharz der Dritte

* Im Wirthshause.

Aber Herr Wirth, das ist doch zu arg, eine todte Maus in meinem Bier!

Wirth: Jetzt woaß i bald nimma wie ich's mache soll; da sagn's alleweil: es is nix drinn im Bier, und wenn amol was drinn is, nacha is a wieder net recht.

Gemeinnütziges.

* (Neues Substitut für Guttapercha) ist in einer Meerpflanze gefunden, welche an den Küsten in der Nähe des Kaps der guten Hoffnung zu Tag gefördert wird und soll schon bedeutende Anwendung in der Fabrikation von Modeartikeln, als Stöcken, Bilderrahmen, eingelegten Arbeiten ꝛc. gefunden haben. Sie ist von dunkler Farbe und im frischen Zustande dick und fleischig, getrocknet indessen hart und hat das Aussehen von Hirschgeweih. Die Pflanze läßt sich, wenn sie getrocknet und wieder in heißem Wasser aufgeweicht, in die verschiedenartigsten Formen bringen. Man kann sie auch zu Pulver verwandeln und dieses, nachdem es durch Einweichen in warmem Wasser plastisch geworden, in Platten oder beliebige Formen verwandeln. Die Pflanze wird zum Zwecke ihrer Verwendung in der Industrie zuerst mit schwacher kaustischer Lauge gewaschen, sodann mit verdünnter Schwefelsäure behandelt, wieder in Wasser gewaschen und bevor sie ganz trocken geworden in Formen gepreßt. Durch Eintauchen in eine heiße Alaunlösung und darauf folgendem Trocknen in einer heißen Kammer kann den gepreßten Artikeln eine große Härte gegeben werden. Zu Pulver gemahlen kann die Masse mit verschiedenartigen Substanzen wie Kautschuck u. s. w. gemischt werden.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 30. Kaiserslautern, 14. April 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(29. Fortsetzung.)

Graf Horn hatte sich förmlich in die Hitze hineingeredet, er trat fest mit dem Fuße auf den weichen Teppich, als wolle er ihn vernichten.

„Sollte der Friseur Rehblüt eher herauskommen, als ich zurückgekehrt bin," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „so bitte ich, ihm zu sagen, daß er mich in seinem Zimmer erwartet — ich habe nicht Lust, in dessen Vorzimmer zu warten. Nicht wahr, meine Herren, klingt es nicht köstlich, im Antichambre des Friseurs Rehblüt? So etwas kann auch nur bei uns passiren. Friseur und Antichambre!"

Der Graf verbeugte sich kühl und verließ lachend das Vorzimmer.

„Alter Geck!" murmelte Herr von Bergheim, als er den Schritt des Grafen nicht mehr auf der Treppe hörte. „Und solche Männer gelten hier etwas, solche Männer haben das Regiment in Händen. Ich wette zehn gegen eins, daß dieser Rehblüt die Audienz des Herrn von Lichtenfels hintertreiben muß — der Mann darf sich keine Hoffnung auf Rechtfertigung mehr machen. Haben Sie etwas gemerkt, Herr von Loschwitz? Halten Sie diesen Friseur noch so unbedeutend, oder glauben Sie, daß es sich doch am Ende der Mühe verlohnt, ihm einen Bückling zu machen?"

„Wahrhaftig, Sie scheinen Recht zu haben, Herr von Bergheim, es ist, als wenn bei Hofe das Unmögliche doch noch möglich werden kann. Nun, kriecht Alles, kriechen wir mit," fügte er leichtfertig hinzu, „man windet und dreht sich so lange mit dem Gewürm, bis einem der Giftzahn gewachsen ist, dann sprechen wir weiter von anderen Dingen."

Stunde auf Stunde verrann, die Sonne stieg höher und höher und die beiden Herren im Vorzimmer gähnten um die Wette, aber noch immer trat der Friseur nicht wieder heraus. Zwischendurch hörte man drinnen ein lautes Lachen, begleitet von der feinen Stimme des Friseurs.

Endlich jedoch öffnete sich die Thür und der Friseur trat rosigen, lächelnden Antlitzes herein.

„Noch immer allein, meine Herren? Warum nicht wenigstens ein Bischen Gesellschaft? Es ist in der That geisttödtend, hier Tag für Tag ein paar Stunden hinzusitzen und auf den Befehl Se. Majestät zu warten?"

„Graf Horn läßt Sie ersuchen, ihn in Ihrem Gemache und nicht im Vorzimmer zu erwarten — ich glaube, er wird Ihnen Nachrichten von Wichtigkeit mitzutheilen haben."

„Graf Horn ist außerordentlich arrogant," sagte der Friseur gereizt, „ich habe andere Dinge zu thun, als ihn zu erwarten. Im Uebrigen sagen Sie ihm nur, sein Besuch würde mir willkommen sein. Sonst Niemand hier gewesen?"

„Niemand," sagte Herr von Bergheim.

„Sehr langweilig — sehr langweilig," murmelte der Friseur, sich die Hände reibend, und man wußte nicht, ob er mit dieser Langeweile Herrn von Bergheim meinte, oder ob es langweilig sei, daß Niemand mehr dagewesen. „Se. Majestät ist heute für keinen Menschen mehr zu sprechen, meine Herren, bitte, sich das zu merken, um sich nicht etwaigen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Empfehle mich Ihnen, meine Herren, empfehle mich Ihnen."

„Und dieser Mensch soll eine solche Macht besitzen?" sagte Herr von Loschwitz verächtlich. „Ein solcher abgeschmackter, tänzelnder Friseur? Wie ist das möglich, Herr von Bergheim, man sieht dem Menschen seine Bornirtheit und Arroganz auf hundert Schritte an."

„Der König kann eben nicht sehen, Herr von Loschwitz, glauben Sie mir, sonst wäre wohl Manches anders bei Hofe, das sage ich Ihnen. Sie werden noch Vieles lernen müssen, bevor Sie es so weit gebracht haben, bis Sie Alles begreifen, was hier für Dinge vorgehen; ich will Niemanden verläumden, aber wenn Sie Ihre Augen und Ohren nur offen halten, so werden Sie bald Kern und Schaale unterscheiden lernen, obgleich ich behaupten möchte, daß hier taube Nüsse sind."

„Ah, Herr von Lichtenfels!"

Wäre ein Geist erschienen, Herr von Bergheim hätte nicht erschrockener zurücktreten und den Namen nicht langgedehnter aussprechen können.

„In der That, Herr von Bergheim," sagte der Eingetretene, mit scharfem Blick die Ursache dieses Staunens begreifend, „ich bin es selbst, ich wage, trotz aller geführten Intriguen, mich hier zu präsentiren und Sie zu ersuchen, mich zur Audienz bei Se. Majestät zu melden. Alle Formen sind zur Genüge beobachtet und werden mir hoffentlich keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt werden."

„Allerdings nicht, Herr von Lichtenfels, obgleich ich Ihnen rathen möchte, heute nicht auf die Audienz zu bestehen — Majestät sind außerordentlich ungnädiger Laune."

Herr von Bergheim sagte dies nur, um vielleicht Zeit zu gewinnen. Der Ausspruch des Grafen Horn

ließ ihn befürchten, daß er einen argen Mißgriff mache, wenn er Herrn von Lichtenfels meldete.

Aber dieser war keineswegs geneigt, den schwer errungenen Vortheil so leichten Kaufs aufzugeben.

„Ich fürchte die außerordentlich ungnädige Laune Se. Majestät nicht," entgegnete er lächelnd. „Ich komme nicht um etwas zu bitten, hoffe also auch nicht, daß eine Laune mir hinderlich sein dürfte in dem, was ich beabsichtige. Bitte, haben Sie die Güte, mich bei Se. Majestät zu melden."

Fast zitternd gehorchte Herr von Bergheim dieser Aufforderung und war erstaunt, als der König ihm befahl, Herrn von Lichtenfels einzuführen, aber dadurch keineswegs über die Folgen beruhigt.

Mit großen Schritten durchmaß er das Gemach, und dann und wann Schritt und Athem in der Nähe der Thür, die in das Gemach des Königs führte, anhaltend, ob nicht etwas von der Unterhaltung da drinnen sein Ohr erreichte. Aber nein, Alles blieb für ihn ein Räthsel.

„Mein Gott, Herr von Loschwitz, das geht nicht mit rechten Dingen zu, das giebt ein Unglück, meine Stellung ist gefährdet. Aber nicht wahr, Sie werden mir bezeugen, daß ich nicht anders habe handeln können, man muß sich an den Adjudanten halten, der diesen Fehlgriff gemacht."

Und siehe da! Dort trat, nach Verlauf einer ganzen Stunde Herr von Lichtenfels mit stolz erhobenem Haupte und einem triumphirenden Lächeln auf den Lippen aus dem Gemache des Königs.

Ja, der Mann hatte einen Sieg gewonnen, einen Sieg über seine zahlreichen Feinde. Wenn das nur keine Umwälzung giebt, dachte der Hofherr.

Und während Herr von Bergheim sich noch nicht von seinem Staunen erholt hatte und auch von Loschwitz mit seinen Befürchtungen und Sorgen ansteckte, öffnete sich abermals die Thür und die hohe Gestalt des Königs erschien auf der Schwelle. Seine Stirn war, einer Gewitterwolke gleich, zusammengezogen und Herr von Bergheim sank schon zerschmettert von dem Gedanken, daß der Blick ihn treffen könne, in sich zusammen.

„Wir befehlen dem Grafen Horn, sich unverzüglich zu uns zu verfügen."

Der König verschwand wieder in seinem Gemache und Herr von Bergheim athmete erleichtert auf. Die Stimme des Königs hatte wie ferner Donner gegrollt, entsetzlich für den, auf dessen Haupt sich das Gewitter entladen würde.

„Graf Horn," murmelte er, das Audienzzimmer verlassend, „wenn nur er es wäre, ich glaube, wir würden ihn nicht ungern vermissen."

Man fand den Grafen Horn in der That im Schlosse im Antichambre des Friseurs Rehblüt, unter einer Anzahl Bittsteller aller Stände und alles Gewerbes. Da er gerade in diesem Augenblicke vorgelassen wurde, so beeilte er sich nicht dem Rufe des Königs Folge zu leisten, und erst nachdem er mit dem Friseur eine lange Unterredung gehabt, die zu beiderseitigen Gunsten ausgefallen schien, eilte er in das Vorzimmer des Königs zurück.

Die Scheu, womit Herr von Bergheim den fallenden Stern betrachtete, seine Aengstlichkeit ihn von sich fern zu halten, machte den Grafen zunächst aufmerksam.

„Haben Sie vielleicht eine Ahnung, mein lieber Herr von Bergheim, daß nicht Alles in Ordnung ist?" fragte er ironisch lächelnd. „Sagen Sie doch, Verehrtester, ist Ihnen irgend etwas davon bekannt, warum ich zu dieser Stunde vorgeladen werde?"

„Ich wüßte nicht, Herr Graf," stotterte Herr von Bergheim, abermals um einen Schritt vor dem allmächtigen Günstling zurücktretend.

„Machen Sie sich doch nicht im Voraus unnütze Sorgen, mein Bester, ich sage Ihnen, es ist nichts, Sie haben wieder einmal voreilig Fieber. Haben Sie die Gewogenheit mich zu melden."

Zitternd gehorchte Herr von Bergheim und kaum eine Minute später überschritt Graf Horn die Schwelle des königlichen Gemaches, ohne eine Spur von Aufregung oder Furcht, mit der vollkommensten Gleichgiltigkeit, seines Sieges sich dennoch gewiß.

Die Unterredung mit dem Könige dauerte lange — und das war immerhin schon ein gutes Zeichen, und als der Graf nun endlich wieder heraustrat, da lächelte er verächtlich.

„Lapperei, Kinderei," sagte er ziemlich laut. „Ich glaube, dieser Herr von Lichtenfels würde nicht vorgelassen," wandte er sich dann scharf zu Herrn von Bergheim, „man sollte Se. Majestät mit solchen Art Leuten verschonen."

„Das ist mein Unglück, lieber Loschwitz, ich habe es Ihnen schon einmal gesagt und wiederhole es jetzt," sagte Herr von Bergheim, nachdem Graf Horn mit großen Schritten das Zimmer verlassen hatte. „Ich würde Ihnen jede andere Carriere vorschlagen, nur nicht in den Hofdienst treten. Die abgefeimtesten, heuchlerischten Menschen passen eben am besten dazu, und soweit ich Sie kenne, besitzen Sie diese Talente noch nicht zur Genüge, um hier in diesem Kreise mit Erfolg wirken zu können. Ich rathe Ihnen, quittiren Sie den Hofdienst frühzeitig, Sie ersparen sich dadurch manchen Aerger und manche Qual."

„Nun wenn's nicht anders ist," sagte Herr von Loschwitz, „so werde ich eben Heuchler, Kriecher, Schmeichler, oder was Sie sonst wollen, Herr von Bergheim."

„Niemals, junger Mann, Sie sind nicht als solcher geboren, und das gehört vor allen Dingen dazu. Ich habe Sie gewarnt."

(Fortsetzung folgt.)

* Die Looshais.

In der „Bombay Gazette" findet sich eine Schilderung der Sitten und Gewohnheiten des in letzter Zeit häufig genannten Volksstammes der Looshai's, aus welcher wir hier das Hauptsächlichste wiedergeben. Den Namen „Looshai'" führen eigentlich nur die Häuptlinge, da einer ihrer Vorfahren den Namen Looshi geführt und sich, obwohl er ein Fremder war, vermöge seiner Ueberlegenheit an Geist und Kraft die Herrschaft über das Land angeeignet haben soll. Der ursprüngliche Name des Volkes dagegen ist Kookies. Dieses wurde von Looshi für seine Söhne in Stämme getheilt, welche nach diesen die Namen Savung, Baupilal, Howlung, Silhu ꝛc. annahmen. In ihrer Religion bethätigen sie den Glauben an einen Schöpfer des Weltalls, welchem sie Thiere, mitunter aber auch Menschen zum Opfer bringen. Außerdem verehren sie noch den Geist des Wassers und der Berge. In der Mitte der Dörfer findet man meistentheils drei Pfähle, welche an der Spitze hornartig verzweigt sind. Der größte dieser Pfähle ist zur Ehre ihres Weltschöpfers errichtet, die beiden kleineren für den Geist des das Dorf bewässernden Baches und den Geist des Hügels, an welchem das Dorf erbaut ist. Nebenbei besitzen sie eine große Vorliebe für Menschenschädel, und dies ist wahrscheinlich der Grund ihrer häufigen Einfälle in das britische Gebiet. Sie glauben nämlich an eine Fortdauer nach dem Tode, und daß, wenn sie den Todten viele Schädel mit in's Grab geben, die ursprünglichen Eigenthümer derselben dem Todten in der besseren Welt alsdann dienstbar wären. Der Tod einer angesehenen Person ist daher nicht selten die Veranlassung zu einem Streifzuge in die Nachbarschaft, um auf Kosten derselben dem Verstorbenen auch fernerhin eine angemessene Dienerschaft zu sichern. Ihr Handel ist unbedeutend; er besteht in dem Austausche von Baumwolle gegen Aexte, Schußwaffen und andere Geräthschaften. Nebenbei sollen sie sich mit der Anfertigung eines guten, starken Stoffes zu ihrer Kleidung beschäftigen. Der Ackerbau steht bei ihnen ebenfalls noch auf sehr niedriger Stufe. In den Monaten Dezember und Januar schlagen sie einen Theil der Waldungen herunter, welchen sie, nachdem er ungefähr einen Monat gelegen, verbrennen. Auf dem in dieser Weise gewonnenen Boden säen sie alsdann vorzugsweise Baumwolle und Reis. Nach der Ernte wird dieses Feld nicht wieder benutzt. Sie schaffen auf die angegebene Weise ein neues Feld, während sich das alte wiederum mit Bäumen und Schlingpflanzen bedeckt.

* Eine Katzenmusik.

Halabas erzählt folgende Reminiscenz aus Schumla: Kurz nach Ablauf des Jahres 1849 brachten die in Schumla internirten Ungarn und Polen dem österreichischen und dem russischen General-Consul eine förmliche Katzenmusik, weil diese im Namen ihrer Regierungen von der Pforte verlangt hatten, daß die in Schumla Internirten weiter in's Innere des Landes transportirt werden sollen. Die beiden General-Consuln ließen dem Schumlaer Gouverneur, Mahmud Pascha, sagen, daß sie wegen der ihnen angethanen Beleidigung von ihm Aufklärung und eventuell Genugthuung verlangen werden. Mahmud Pascha, der kein Freund der Regierungen von Oesterreich und Rußland war, ließ Ferhad Pascha (den damals bereits zum Islam übergetretenen General Stein) rufen und fragte ihn, was denn eigentlich eine Katzenmusik sei; er habe so was nie gehört. Ferhad rief sogleich alle Diener des Gouverneurs zusammen, rüstete sie mit Hörnern, Pfeifen, Blechpfannen, Trommeln aus und wies sie an, aus Leibeskräften zu schreien und dabei mit ihren Instrumenten Lärm zu machen. Dies geschah, und Mahmud Pascha bekam eine auserlesene Katzenmusik zu hören. Nachmittags erschienen die beiden Consuln, um ihre Klage vorzubringen. Sie wurden mit ausnehmender Feierlichkeit empfangen, und nachdem sie ihre Reden beendet hatten, bemerkte der schlaue Türke mit dem einfältigsten Gesichte von der Welt: „Aber, meine Herren, ich finde in der Katzenmusik nichts Verletzendes; sie hat mit der türkischen Musik viel Aehnlichkeit, nicht wahr, Ferhad Pascha?" Und hierauf intonirte die im Hintergrunde aufgestellte Dienerschaft die ohrenzerreißende Katzenmusik, die sie unter der Leitung des Generals Stein schon probirt hatte. Fünf Minuten lang dauerte der gräuliche Lärm, worauf Mahmud mit dem größten türkischen Phlegma sagte: „Wahrhaftig, wenn das keine schöne Musik ist, so weiß ich nicht, was für euch Europäer schön ist." Die beiden Consuln gingen unverrichteter Sache fort, und Mahmud Pascha hatte seinen Zweck erreicht, den nämlich, ihnen in seinem Hause noch eine Katzenmusik bringen zu lassen."

Feuilleton.

* (Die Mutter im Sprichwort.) „Es gibt keine solche Mutter," sagt der Spanier, „wie die, welche ihr Kind getragen hat."

„Eine Mutter Liebe ist die beste von allen," heißt es hindostanisch.

„Der Bergamaske sagt:

„Mutter mein, immer mein,
Möge reich oder arm ich sein."

und der Venetianer:

„Mutter, Mutter!
Wer sie hat, ruft sie,
Wer sie nicht hat, vermißt sie."

Der Deutsche hat über den Werth der Mutter die köstlichsten Sprichwortperlen:

„Muttertreu' wird täglich neu."
„Ist die Mutter noch so arm,
Gibt sie doch dem Kinde warm."

„Wer der Mutter nicht folgen will, wird endlich dem Büttel folgen."

„Besser einen reichen Vater verlieren, als eine arme Mutter."

„Was der Mutter an's Herz, geht dem Vater nur an's Knie."

Der kindliche Russe sagt sehr poetisch:

„Das Gebet der Mutter holt vom Meeresgrunde herauf."

Der Czeche und der Lette sagen:

„Mutterhand ist weich, auch wenn sie schlägt."

Fast bei allen Völkern gilt das Sprichwort:

„Eine Mutter kann eher sieben Kinder ernähren als sieben Kinder eine Mutter."

Was Mütter leiden müssen, drücken die Italiener mit den Worten aus:

„Mutter will sagen: Märtyrin!"

Der Verlust einer guten Mutter ist unersetzlich.

„Ohne Mutter sind die Kinder verloren, wie die Bienen ohne Weisel," spricht der Russe.

„Wenn die Mutter stirbt, löst die Familie sich," sagt der Indier.

„Ist die Mutter todt, ist der Vater blind," — der Italiener.

Darum, Ihr Mütter, reich oder arm, könnt Ihr stolz sein auf den Schmuck dieses Namens, wenn Ihr ihn rechtfertigt durch die That.

* Amerikanische Zärtlichkeit. Ein Gatte in Wisconsin war auf einer Reise gefährlich erkrankt. Er schickte nach seiner Frau, damit sie sofort zu ihm komme. Nun war aber auch die Mutter seiner Gattin krank geworden, und sie sendete daher ihrem sehnsüchtigen Gemahl folgende Depesche: „Theurer Tim, die Mutter ist krank; ich kann sie nicht verlassen. Du mußt Dich allein behelfen. Solltest Du sterben, so schick' mir Deine Leiche."

* Ein Druckfehler, welcher sich vor Kurzem in ein Blatt eingeschlichen hatte, gab viel Stoff zum Nachdenken. Aus Anlaß der Einladung zur Zeichnung für eine neu gegründete Bank hieß es unter Anderem: §. 3. Bei der Zechnung werden sofort 10 Procent baar erlegt; der Rest des Betrugs wird später in Raten erhoben.

* Ein criminalistisches Genie. Daß die Chemie und die Naturwissenschaften bei gewissen Criminaluntersuchungen mehr und Sicheres leisten können, als vordem die Folter geleistet hat, darüber ist seit etwa den letzten 40—50 Jahren Niemand mehr im Zweifel. Daß man aber der Chemie auch zu viel zutrauen kann, dürfte aus folgendem Histörchen, welches der „Eidgenosse" erzählt, hervorgehen: „Ueber die Republik Gersau mit ihren eigenthümlichen Einrichtungen macht man bei jeder Gelegenheit jetzt noch gerne schlechte Witze; z. B. daß sie einmal Einen zum Tode Verurtheilten und, weil ihn Niemand enthaupten wollte, ihm 40 Kronen in den Sack gaben mit dem Bedeuten, er solle damit nach Nürnberg gehen und sich für das Geld vom dortigen Scharfrichter enthaupten lassen. Heute können wir unsern Lesern ein Gersauer Stücklein mittheilen, das in den kleinen Cantonen erst vor wenigen Wochen passirt ist. Der Criminalist hatte in einer Untersuchung den Verdacht, es sei in einem Kachelofen ein Kind verbrannt worden. Was thut das criminalistische Genie, um Gewißheit zu erlangen? Es läßt den ganzen Ofen abbrechen, in eine Anzahl Kistchen verpacken und nach Zürich in's chemische Laboratorium senden; nun sollte der Herr Professor herausschmecken, ob in dem Ofen Fleisch verbrannt worden sei, und, wenn ja, das Fleisch einem Kinde gehört habe. Es ist das kein schlechter Witz, sondern buchstäbliche Wahrheit."

Gemeinnütziges.

* (Zur Beherzigung.) Den hohen Werth einer guten Obstbaumpflege würdigend, haben viele Staaten die Anordnung getroffen, daß die einzelnen Gemeinden Gelände zur Anlegung von sogenannten Gemeindebaumschulen zu stellen haben, die von den Gemeindelehrern unterhalten und als Lehrmittel benutzt werden sollen. Auch wird fast in allen Seminarien für Lehrerbildung dem Unterrichte für Obstbaumzucht theils mehr theils weniger Sorgfalt gewidmet. So lobenswerth auch diese Anordnungen genannt werden müssen, so bedauerlich ist es auf der andern Seite, daß demselben fast allgemein in ungenügender Weise entsprochen wird. Hervorragende Fälle verdienen daher allgemein bekannt gegeben zu werden. Die Gemeinde Moßbach a. H. besaß von jeher an ihren südöstlichen Bergabhängen sehr ausgedehnte Oedungen, meistens aus ödem Steingeröll bestehend und eine kurze Zeit des Jahres als Schweinetrift dienend. Dem dermaligen Lehrer Müller war es vorbehalten, in die unwirthlichen Verhältnisse Ordnung zu bringen und für die Gemeinde eine Quelle wahrer Wohlhabenheit zu begründen. Er legte eine neue Baumschule an, die bald eine große Auswahl veredelter Kern- und Steinobstsorten in sich faßte und so die Möglichkeit bot, mit der Bepflanzung der Oedungen zu beginnen, ohne daß die Gemeinde Kosten davon gehabt hätte, denn wie die Veredlung der Stämmchen durch Herrn Müller mit seinen Schülern stattgefunden hatte, so auch die Verpflanzung, und zwar in sorgfältigster Weise. Die Oedungen wurden nach und nach alle bepflanzt, und prangt da, wo früher das Auge des Wanderers sich unbefriedigt wegwandte, ein herrlicher Obstbaumwald, der schon einen durchschnittlichen Reinertrag von über 6000 Thaler gewährt, und nicht verfehlen wird, die kleine Gemeinde schon innerhalb weniger Jahre zur reichsten der ganzen Gegend zu machen.

* Phosphor in der Industrie. Versuche die man in Belgien gemacht hat, haben ergeben, daß ein geringer Zusatz von Phosphor (zwei Procent etwa) zu gewöhnlicher Bronze ein feineres Metall ergiebt, ohne die Kosten nennenswerth zu steigern.

* Bunte Damentaschen lassen sich unbeschadet der Farben mit einer Abkochung von Quillagarinde reinigen.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 31. Kaiserslautern, 17. April 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(30. Fortsetzung.)

Drittes Capitel.
Der Abschied im Kloster.

Fünfzehn Jahre waren an Mathilde von Overdingen, oder wie sie nach ihrem Klosternamen genannt wurde, Schwester Martha, nicht spurlos vorübergegangen, wenn sie auch nicht vermochten den ganzen Stolz ihrer Geburt und ihres Ansehens, das sie vormals genoß, aus ihrer Brust zu reißen. Ihr Haar war vorzeitig ergraut und silberne Streifen blickten unter der enganschließenden schwarzen Sammethaube hervor. Schwester Martha hatte sich im Kloster vor allen Stürmen des Lebens sicher geglaubt und nun waren sie erst recht auf sie hereingebraust die Stürme der Reue, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Sie hatte geglaubt, mit dem Leben abzuschließen und nun war die Lebenslust erst recht erwacht, nun es kein Zurückgehen mehr gab.

Fünfzehn Jahre der entsetzlichsten Seelenqualen, nicht Tag noch Nacht Ruhe. Mit heißen Thränen durchnäßte sie ihr Kissen, wenn sie sich zur Ruhe legte und wenn sie sich von ihrem harten Lager erhob und sah die schmucklosen, grauen Klosterwände, dann sank ihr Muth und sie sehnte den Tod herbei. Aber der Tod kam nicht, er nimmt nicht die, die sich in seine Knochenarme flüchten möchten, die von ihm Erlösung erwarten, er nimmt lieber volles Leben, dahinein greift er am liebsten und mäht das üppige Korn nieder, er mag keine vertrocknete Aehren, und Schwester Martha fühlte, daß sie zu ihrer eigenen Qual leben müsse, um zu büßen.

Und sie that Buße; sie trug den härenen Bußgürtel, der ihr in das Fleisch hineinschnitt, sie zerschlug und zermarterte sich die schönen Glieder und fand doch keine Vergebung — denn sie that eben keine Gott wohlgefällige Buße. Sie überwand nicht den Stolz und den Hochmuth, der sie hinderte, ihr Kind anzuerkennen, sie wollte Buße thun, aber Niemand sollte wissen, warum sie Buße that — sie wollte eine Märtyrerin, keine Schuldige sein. Dann dachte sie an ihn, der durch ihre Schuld mitten aus dem vollen Leben herausgerissen war, in Kerkernacht seine Tage verlebte, während seine freie Seele sich sehnte, sich hoch empor zu schwingen. Wie er sie hassen und verachten mußte, sie, die nichts für ihn gethan, ihm den letzten Trost, daß er seine Liebe einer nicht ganz Unwürdigen geschenkt, nicht gewährte, um nur rein vor aller Welt zu stehen, die doch so schwer gefehlt. Wie er wohl von ihr dachte! Schwester Martha wiederholte sich Tag für Tag mit klösterlicher Genauigkeit diese Worte, die doch so wenig für das Kloster paßten, und sie that Buße für die weltlichen Sorgen, während schon wieder neue auf sie hereinströmten. Es war ein Leben wie es wenige ertragen hätten, aber Schwester Martha war eine zähe Natur, so sehr ihre Seele auch litt und duldete, ihr Körper blieb frisch.

Schwester Martha hatte in den fünfzehn Jahren Niemanden gesehen als ihre Eltern, und diese konnten ihr keine Nachrichten von der Außenwelt geben, die sie zu hören wünschte. Nur daß ihr Gatte nach zehn Jahren frei wurde und frisch und unversehrt, gesund an Körper und Geist in die Welt zurückgekehrt war. Das wußte sie; und wenn es ihr auch ein Trost war, so durchzuckte sie doch ein schmerzliches Gefühl. Dachte sie daran, wie hart und wie gerecht er gegen sie aufgetreten war.

Wenn doch er ihr wenigstens verziehen hätte! Aber nein, auch das nicht — ihr war Alles, was sie von der Welt hoffen und erwarten durfte, vorenthalten, sie hatte keinen Trost mit in ihr neues Leben hinübergenommen, nichts als Schuld und Entsagung. Immer mehr umnachtete sich Schwester Martha's Seele, die übrigen Nonnen mieden sie als eine Ausgestoßene und so war sie doch, was sie in der Welt zu werden fürchtete. Nur zu bald hatte die Oberin in Erfahrung gebracht, wem sie die Thüre des Klosters geöffnet, Martha selbst war es, die an dem Herzen einer Mitschwester ihren Jammer ausklagte, und diese meldete es pflichtschuldigst der Oberin, obgleich sie der armen Martha gesagt, ihr Geheimniß sei so gut aufgehoben, wie in ihrer eigenen Brust. Also auch hier Lüge und Heuchelei, kein Mitleid mit dem Leiden anderer, nur Strenge und Unduldsamkeit. Wäre ein Zurücktreten noch möglich gewesen, Martha hätte vielleicht doch dem Kloster wieder den Rücken gewandt, aber nein, für sie gab es jetzt nur einen Weg, den sie verfolgen mußte, so wenig Neigung sie auch noch für ihren jetzigen Beruf fühlte.

Und ihr Gatte?

Er hatte seine zehn Jahre verbüßt, in unmittelbarer Nähe mit den gefährlichsten Verbrechern, mit Räubern, Mördern und Dieben lernte er einen Blick in die Hefe der menschlichen Gesellschaft werfen. Er verrichtete mit den Verbrechern die niedrigsten Arbeiten, aber er ging nicht dabei zu Grunde, er verzweifelte nicht. Sein Muth verließ ihn nicht in den düstersten

Stunden, wie ein heller Stern leuchtete ihm die Freiheit, die er erst jetzt schätzen lernte, und für die er erst jetzt zu wirken und zu schaffen schwur. Mit glühender Sehnsucht wünschte er den Tag der Freiheit herbei, und daß er immer näher rückte, das tröstete und stärkte ihn.

Und endlich war er frei, seine Brust hob sich tief aufathmend, als er den wolkenlosen Himmel über sich erblickte. Er hatte viel Gutes im Gefängnisse gestiftet, dessen war er sich bewußt, mancher Verbrecher blickte mit Bewunderung auf den Mann, der mit frohem ungetrübten Sinn zwischen ihnen wandelte, ohne etwas anderes verbrochen zu haben, als daß er für seine Mitmenschen sorgte, während sie ihren Mitmenschen zu schaden suchten. Viele hatten geweint, als er von ihnen schied, nun wurde das Leben für sie doppelt einsam, sie hatten Niemand, der sie tröstete, wenn die Reue sich an sie heranschlich und sie mit ihren Krallen packte, sie hatten Niemanden, der ihnen Muth einsprach auszuharren und auf diese Weise ihr Unrecht zu sühnen. Auch Herr von Lichtenfels fühlte sich dadurch bedrückt, daß er diesen Wirkungskreis verließ, aber da draußen bot sich ihm ein weit größeres Feld für seine Thätigkeit, da konnte er erst recht Gutes thun und Segen schaffen. Er war allein, ihn erwartete Niemand, kein Weib würde ihm freudestrahlend entgegeneilen, wenn er zurückkehrte, höchstens, daß ein treuer Diener eine Freudenthräne bei seiner Heimkehr vergoß. Doch das war auch schon etwas. Frischen Muthes trat er seine Rückreise in die Vaterstadt an, er fand sie verändert, sehr verändert, aber Alles war ihm heimisch und ließ ihn empfinden, daß er wieder frei sei. Sein großes Haus allein bedrückte ihn, er fand Niemanden vor als einige Diener. Von Zimmer zu Zimmer wanderte er, nur die Gemächer seiner geschiedenen Gemahlin mied er mit ängstlicher Sorgfalt, er warf keinen Blick hinein.

„Schließe alle Gemächer, die von Frau von Lichtenfels bewohnt wurden, ab,“ wandte er sich an den Haushofmeister. „Es kann dort Alles so bleiben, wie es ist, denn ich glaube, wir haben auch so Raum genug im Hause.“

Dann wurde nicht mehr davon gesprochen, Herr von Lichtenfels wollte nicht mehr an eine Frau erinnert sein, die es so wenig verstanden, gut zu machen, was sie einst gefehlt.

Er hatte nur noch ein Ziel vor Augen. Er hatte unschuldig eine zehnjährige strenge Haft verbüßt, die Umstände waren allerdings ungünstig gewesen, aber man wollte ihn verschwinden lassen, weil man seine zu wenig höfischen Gesinnungen kannte. Solche Männer wie Lichtenfels taugten nicht für die Umgebung des Königs, und der König hatte sich dazumal nicht wenig geneigt gefühlt ihn zu haben. Das durfte nicht geschehen, denn mit ihm mußte zugleich ein ganz neues Hofpersonal aufkommen, durch ihn konnten zu viele gestürzt werden. Das sollte der König erfahren, er sollte einen Blick um sich werfen und wissen, welche Männer er mit seinem Vertrauen beehrte, das war Herrn von Lichtenfels Ziel. Und dann wollte er fort von hier, Alles verkaufen, was ihm seither lieb und theuer gewesen, und in die weite Welt hinauswandern, ob es ihm nicht gelänge, Treue und Rechtschaffenheit an andern Orten zu finden.

Er erreichte sein Ziel, die Umstände gestalteten sich so außerordentlich günstig, wie sie es mußten, um ihn zu seinem Ziele zu verhelfen, er erhielt Audienz.

Der König zeigte sich ihm außerordentlich huldvoll, er versprach ihm, die Sachen einer genauen Untersuchung zu unterwerfen und ihn glänzend zu rechtfertigen, wenn seine Unschuld an den Tag kommen würde.

Voll Zufriedenheit kehrte Herr von Lichtenfels in seine Wohnung zurück, um — schon am folgenden Tage den Bescheid zu erhalten, daß der König sich einer Sache nicht annehmen könne, wo das Gericht bereits entschieden habe.

Herr von Lichtenfels lachte bitter auf, er hatte nicht geglaubt, daß seine Feinde so sicher, so unerschütterlich fest standen, aber er machte jetzt keinen Versuch mehr, an diesem Bescheid zu rütteln — dazu war er zu stolz.

Noch an demselben Tage gab er seinem Rechtsanwalt Vollmacht, seine sämmtlichen beweglichen und unbeweglichen Güter zu verkaufen und am Abend des Tages wurden die Koffer zur sofortigen Abreise gepackt.

„So,“ murmelte er, als Alles bereit war, „jetzt fort, wo ich so wenig Glück, nur Betrug und Verrath kennen gelernt habe, auf Nimmerwiederkehr. Ich bin doch sehr einsam,“ fügte er traurig hinzu, „Niemand, der sich darum kümmert, ob ich gehe, Niemand, von dem ich Abschied nehmen darf. O, Mathilde, es hätte Alles gut werden können, wenn nur Du noch gut gewesen wärest. Aber auch den Trost darf ich nicht mit fortnehmen. Jetzt, nun ich auf immer von hier scheide, will ich auch noch einen Blick in die Räume werfen, wo wir glückliche Tage verlebten, als ich Dich noch für das Ideal ächter Weiblichkeit hielt. Ein Traum, wie Alles Traum für mich war. Ich will sie mir in das Gedächtniß einprägen, damit ich sie nie vergesse, wie ich Dich trotz aller Falschheit nie vergessen werde.“

Er nahm ein Licht und die Schlüssel, dann trat er langsam seine Wanderung an. Zunächst lenkte er seine Schritte in das gemeinsame Wohnzimmer. Er fand noch Alles, wie er es zuletzt verlassen, kein Möbel war vom Platze gerückt, auch Mathildens eigenes kleines Gemach schien unberührt, selbst ihre Arbeit lag noch an demselben Platze, es war eine Stickerei, für ihn bestimmt. Der alte Diener hatte Sinn dafür, die Erinnerungen nicht zu entweihen und ihm allein verdankte Herr von Lichtenfels jetzt die kurzen Momente, die er in der Erinnerung schwelgte.

Am folgenden Morgen reis'te er ab, zunächst nach Paris, wo er in dem Strudel von Menschenverkehr Zerstreuung suchte, aber er fand sie nicht. Er reis'te weiter und weiter, durch ganz Frankreich und Italien,

ohne Zweck, ohne Ziel, Jahr aus Jahr ein, nirgends fand er Ruhe noch Rast, er war und blieb überall ein Fremder.

Bisweilen dachte Lichtenfels daran, wie es ganz anders hätte werden können, wenn er ein liebendes und geliebtes Weib, ein Häuflein Kinder sein nannte, oder auch nur eins, nur ein Wesen, für welches er hätte sorgen und leben können.

Ein Kind!

Wie ein zündender Funke war der Gedanke in sein Herz gefallen. Er wünschte sich ein Kind und das Kind Mathildens, freilich auch das seines Feindes, härmte sich vielleicht vergeblich nach seinen Eltern ab. Es stand einsam und verlassen in der Welt wie er, verlassen von Allen, die es hätten lieben sollen. Konnte ihnen nicht Beiden geholfen werden? Wie, wenn er das arme Wesen adoptirte? Er war fest entschlossen, nie mehr einem Weibe seine Hand zu reichen, dann hatte er ein Kind, ein Kind, welches er lieben und beschützen konnte.

Lichtenfels war kein Freund langer Berathungen. Zudem hatte er das stete Nomadenleben herzlich satt und so kehrte er nach fünf Jahren seiner Abwesenheit wieder in die Vaterstadt zurück und sein erster Gang war zu Mathildens Eltern, um den Aufenthalt seiner geschiedenen Frau zu erfahren.

Mathilde lebte im Kloster einer benachbarten Provinzialstadt und dorthin wandte er sich mit der Bitte an die Oberin, Schwester Martha in einer wichtigen Sache sprechen zu dürfen.

Der Bescheid lautete günstig und so reis'te Herr von Lichtenfels ab.

Ein leichtes Zittern durchflog seine Gestalt, als er die düsteren grauen Mauern und die kleinen Gitterfenster des Klosters, von der scheidenden Abendsonne beleuchtet, vor sich sah.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Katze des heiligen Vaters.

Wenn gewisse Journale jüngst berichteten, der Prinz und die Prinzessin von Wales hätten beim Heiligen Vater im Vatikan gespeist, so haben sie damit nur ihre vollständige Unbekanntschaft mit den Vorschriften der päpstlichen Etiquette verrathen, welche die Mahlzeiten des Unfehlbaren bis in die feinste Kleinigkeiten regelt. Die „Scopatori di palazzo", das heißt die mit dem Reinigen des Palastes betrauten Individuen, bringen die Schüsseln bis an die Thüren des Speisesaales und überreichen sie daselbst auf den Knieen den Bediensteten der Hofküche, nämlich dem Haushofmeister Herrn Spagna und dem Truchseß Herrn Pilippani. Während der heilige Vater speist, leisten ihm Prälaten stehend Gesellschaft und conversiren mit ihm. Der Mundschenk oder in dessen Verhinderung sein Stellvertreter reicht ihm auf Verlangen das Glas zum Trinken.

Das Amt eines Mundschenken versieht nach dem neuesten päpstlichen Hof- und Staatshandbuch Monsignore Talbot de Malahide. Leider verfiel derselbe aber in Wahnsinn, und zwar in Anwesenheit des Heiligen Vaters selber.

Dermal besitzt der Papst indessen einen Tischgefährten, von dem weder Etiquette noch Ceremoniel ein Wort sagen und dem sie auch keinerlei Vorschrift geben. Es ist dies eine schwarze Katze; ihrer Farbe wegen Moretto, das heißt der kleine Mohr genannt. Moretto genießt das Privilegium, bisweilen mit dem Papste von demselben Teller zu speisen und von derselben erlauchten Hand gestreichelt zu werden, welche bei anderen Gelegenheiten Urbi et Orbi den Segen spendet.

Uebrigens hatten frühere Päpste andere Lieblingsthiere. So belaß der liebenswürdige und lebenslustige Leo X. einen Lieblingsaffen, der an des Papstes prächtigem Hofe eine gewisse Stellung einnahm. Die Pflege desselben war einem jungen Geistlichen anvertraut, der beim Papste in großer Gnade stand. Derselbe hatte es wohl zum Theile seiner gewissenhaften Pflichterfüllung nach dieser Seite hin zu verdanken, daß er frühzeitig den rothen Hut erhielt. Das zog ihm natürlich den Neid seiner Collegen zu. Sie verläumdeten ihn so lange bei seinem Gönner, bis dieser ihn nach Monte Cassino verbannte, von wo er erst in späteren Jahren wieder zurückberufen wurde.

Moretto seinerseits hat, so viel man hört, keinen eigenen Wärter, und so kann derselbe auch nicht zum Cardinal erhoben werden. Uebrigens erwidert Moretto die Zuneigung seines Herrn mit großer Zärtlichkeit. Er ist sehr verstimmt, wenn der Papst nicht da ist, und das Gemach wiederhallt von seinem Miau, bis dieser zurückkehrt. Während der Heilige Vater die Messe liest oder hört oder Audienz giebt, wird Moretto sorglich eingesperrt. Und das mit gutem Grunde; denn käme derselbe los, so riskirte man, daß er mitten in der feierlichsten Ceremonie oder während der schönsten Ansprache bei seinem geliebten Herrn erschiene, sich an seinen heiligen Pantoffeln riebe oder ihm in familiärster Weise auf den Schoß oder auf die Schulter spränge. Die ganze Umgebung des Papstes hat sich mit diesem Gedanken vollkommen vertraut gemacht und bietet deßhalb auch Alles auf, dessen Realisirung zu verhindern.

Moretto besitzt auch schon Nachkommenschaft, wobei das Köstlichste ist, daß man im Publikum nicht weiß, ob man in Moretto den Papa oder die Mama zu verehren hat. Einen dieser Sprößlinge schenkte Pio Nono, und sicher motu proprio, Sr. Eminenz dem Ex-Polizeiminister des Kirchenstaates und Ex-Polizei-Direktor von Rom, Msg. Nardi, für den derselbe schon lange, ehe er das Licht der Welt erblickt hatte, in Folge besonderer Gnade des Heiligen Vaters bestimmt war.

(N. fr. Pr.)

Feuilleton.

* (Ein consequenter Pastor.) Die „Trierische Volks-Zeitung" erzählt: Ein geistlicher Herr vom Lande, Pfarrer in einem uns benachbarten größeren Orte, welcher wenigstens so anständig ist, die „Trierische Volks-Zeitung" zu lesen, und zwar mit vielem Eifer und großer Regelmäßigkeit, ehe er beginnt, bei seinen Bauern über dieselbe loszuschlagen, redete neulich in einem starken Anfluge von Zerstreutheit einen alten Leser unseres Blattes an und versuchte, denselben abtrünnig zu machen. „Leider bin ich nicht in der Lage," antwortete der Angeredete, „das Blatt abzuschaffen, ohne Ihnen, Herr Pastor, ungefällig zu werden." „Wie so, wie so?" fragte hastig der Herr Pastor. „Ei, ganz einfach, Sie lassen Tag für Tag diese Zeitung durch Ihre Kölsch bei mir holen." „Ja, ja, das ist wahr. Nun denn, in Gottes Namen, behaltet sie es nur bei."

* Grillparzers letzte Stammbuch-Verse (einst seine Specialität) waren die nachstehenden, die er am 30. Dez. 1866 in das Album einer reizenden jungen Dame aus der Wiener haute-volée schrieb:

„Im Römerland — denkst du noch d'ran? —
Warst du ein Kind und ich ein Mann,
Nun bist du Mädchen, Fräulein gar,
Und ich ein Greis mit grauem Haar;
Doch schwebt dein Bild vor mir noch heut'
In seiner stillen Heiterkeit.
Nimm diese Zeilen zum Gedächtniß,
Wer weiß, wie bald sind sie — Vermächtniß."

* In Californien in der Nähe von Santa Barbara ist der größte Rebstock der Welt, welcher vor 70 Jahren von Donna Marcellina Dominguez gepflanzt wurde. Seine Zweige bedecken 5000 Quadratzolle und tragen in einer einzigen Saison über 10,000 Pfund Trauben. Der Stamm hat, wo er am dicksten ist, 4 Fuß 4 Zoll Umfang. Die Pflanzerin war war ebenso fruchtbar wie ihr Weinstock. Sie starb vor einiger Zeit im Alter von 105 Jahren und hinterließ eine Nachkommenschaft von 300 Köpfen.

* Das „Huntingburgh Signal" berichtet über einen Landschaftsmaler, Namens Walter, der sich dortselbst niedergelassen und sagt dann:

Da Herr Walter sich hier in Huntingburgh auf längere Zeit niederzulassen gedenkt, finden die Bürger Gelegenheit, sich ihre Häuser abnehmen zu lassen.

* So riesenhaft der Brand von Chicago war, so colossal sind auch die Lügen, die nachträglich als Einzelnheiten desselben in europäischen Blättern berichtet worden. So enthalten die „Signale für die musikalische Welt" in den dritten Nummern von 1872 alles Ernstes die überraschende Notiz, unter andern Kleinigkeiten seien in Chicago allein einhundert und fünfzigtausend Claviere verbrannt. Das New-Yorker Journal sagt dazu: In Deutschland wird man in Folge dessen glauben, die Chicagoer kämen gleich mit einem Pianoforte auf die Welt. Die wirkliche Zahl der in Chicago verbrannten Claviere wird die Ziffer 5000 wohl nicht übersteigen.

* Die Kostspieligkeit der Kinder. Auf dem Pont Neuf in Paris bettelte kürzlich ein Blinder: „Haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen blinden Mann, Vater von zwei Kindern." Einige Tage später verlegte er seinen Standplatz zur Eisenbahnstation von Asnieres und schluchzte dort den Vorübergehenden zu: „Haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen blinden Mann, Vater von vier Kindern!" — „Was!" fragte ihn ein Passagier, der ihn am Pont Neuf öfter beschenkt hatte, „Sie haben seit letzter Woche um zwei Kinder mehr?" — „Nein, Monsieur" antwortete der Blinde, „aber in Paris ist das Leben schon so theuer, daß zwei Kinder genügen, um Mitleid zu erregen, aber auf dem Lande hier brauche ich vier und dabei gehen die Geschäfte noch miserabel."

* Ein guter Rath. Ein New-Yorker Blatt erzählt: Zu einem hiesigen Advocaten kam ein in der Stadt wohlbekannter junger Mann und bat ihn um einen Rath, wie er wohl, ohne gegen das Gesetz zu verstoßen, eine reiche junge Erbin entführen könne? — „Dafür wüßte ich nur einen Ausweg," sagte der Advokat. „Lassen Sie das Mädchen ein Reitpferd besteigen, während Sie die Zügel und die Peitsche halten; dann setzen Sie sich rückwärts auf, geben dem Pferde die Sporen, und Sie können sagen, daß Sie nur einen Scherz machen wollten, daß aber das Pferd mit Euch Beiden durchging. In diesem Falle wären Sie straflos." — Am nächsten Morgen erfuhr der Advokat, daß seine eigene Tochter mit dem jungen Manne in der bezeichneten Weise „durchgebrannt" war.

* Das Muttermal.

Michel: Honsjörg, sag' a Mal, wo hast du das Mal her?

Honsjörg: Des ist a Muttermal, ich hab's gekriegt, wie ich drei Jahr alt war, da hat mich mei Mutter die Treppe herunterfallen lassen.

Gemeinnütziges.

* Rezept zu Eau de Lavande. Man lasse zwei Hände voll Lavandelblüthen und eine Hand voll Minze ungefähr 8 bis 14 Tage mit Weingeist sich in einer gut verschlossenen Flasche auflösen; oder wenn man das Parfüm stärker herstellen will, so mische man 6 Loth Lavendeöl, 1½ Loth Bergamottenöl, 1 Quint. Salmiakgeist, ¼ Quent. Moschus und 6 Pfund Weingeist.

* Einen gut klebenden und haltbaren Kleister erhält man aus 1 Theil Stärke und 1 Theil Dextrin mit 20 Theilen Wasser; dem fertigen Kleister setzt man einige Tropfen einer Lösung von Carbolsäure in etwas Kampherspiritus zu.

* Neue Legirung für Juweliere. Ein Engländer, Mr. Abel, hat eine neue Legirung erfunden, welche, wie er sagt, äußerst biegsam und hämmerbar ist und aus 750 Theilen Gold, 166 Theilen Silber und 84 Theilen Cadmium besteht.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 32. Kaiserslautern, 21. April 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(31. Fortsetzung.)

Er fühlte, wie seine Seele noch immer an Mathilden hing und tiefes, inniges Mitleid mit der Frau, die für ein einziges Vergehen in ihrer Jugendzeit so lange und schwer büßen mußte, zog in sein Herz. Sein eigenes trauriges, rastloses Dasein hatte ihn mild und versöhnlich gestimmt und hätte Mathilde damals den Muth gefunden, ihre Schuld recht zu fühlen, wer weiß, ob nicht noch Alles gut geworden wäre.

Voll und gewichtig ließ er den Klopfer gegen die mit Eisen beschlagene Klosterthür fallen und bald darauf stand er in dem engen Klostergange.

Ein dumpfer Modergeruch strömte ihm entgegen, als die Pförtnerin ihn zu der Oberin führte. Es war eine würdig aussehende Frau, obgleich die durchdringenden grauen Augen nicht gerade auf große Milde der Besitzerin schließen ließen.

„Sie haben Schwester Martha zu sprechen gewünscht," begann sie mit einer tiefen, sonoren Stimme, „und obgleich ich solche Besuche gerade nicht sehr billige, weil sie gewöhnlich Unregelmäßigkeiten in unser stilles Klosterleben bringen, so habe ich schließlich doch geglaubt, bei Ihnen einmal eine Ausnahme machen zu müssen, weil Sie Gutes durch diese Unterredung zu stiften erwarten."

„Dem ist so, ehrwürdige Mutter," entgegnete Herr von Lichtenfels ruhig. „Ich möchte über den Aufenthaltsort einer Person Aufschluß haben, den ich sonst nirgends bekommen könnte."

„Und eine weitere Absicht haben Sie nicht?" forschte die Oberin.

„Nein," erwiederte Lichtenfels bestimmt, denn so gern er Mathilden auch wieder gesehen hätte, nur ein besonderer Grund konnte ihn veranlassen, sie im Kloster aufzusuchen.

„Und Sie wünschen eine Privat-Unterredung?"

„Wenn es möglich wäre — ja, ehrwürdige Frau."

„Sie soll Ihnen werden; doch vergessen Sie nicht, daß Sie die Unterredung nicht über eine Stunde ausdehnen dürfen, das wäre der Ordensregel zuwider."

Die Oberin schritt hinaus.

Ungeduldig, fast zitternd vor dem Augenblick, wo er seine ehemalige Gattin wiedersehen würde, wartete Herr von Lichtenfels.

Endlich hörte er leise die Thüre aufmachen, er wagte kaum hinzusehen und als er jetzt den Blick erhob, da erstarrte selbst der Schrei des Entsetzens auf seinen Lippen. Die dort vor ihm stand, die gebeugte, kummervolle Gestalt, das blasse, durchfurchte Gesicht von einer weißen Mütze umschlossen, daß nur einige spärliche Silberstreifen des Haares hervorsahen, sollte ihr gehören, die er als blühend schönes Weib verlassen? Unmöglich, so grausam konnte die Zeit nicht gewüthet haben, es war ja kein Menschenalter verflossen, seit er sie zuletzt sah, nur fünfzehn Jahre.

Und die Nonne richtete langsam den Blick auf den Mann, um den sie litt, denn hätte nicht die Liebe zu ihm ihr Herz geläutert, sie wäre schwerlich die büßende Magdalene geworden, die sie jetzt war.

Ein sonniges Lächeln glitt über ihre Züge und dies Lächeln dünkte ihm schöner, als der bezauberndste Sonnenschein früherer Tage, es war ihm der schönste Beweis, daß er geliebt, unendlich geliebt wurde.

„Mathilde," sagte er leise und innig.

„Der Name klingt schön, Ferdinand, wie ein Märchen aus meiner Kinderzeit," entgegnete Schwester Martha, ihm näher tretend. „Ich wollte, ich hätte nie den Namen, von Deinen Lippen ausgesprochen, entbehren dürfen. Aber ich danke Dir, Ferdinand, daß Du noch einmal kommst, dann wird's wohl Frieden werden hier drinnen in dem unruhigen Herzen, dann kann ich vielleicht sterben."

„O Mathilde, warum hat Alles so kommen müssen?" jammerte er, ihre mageren Hände ergreifend und sie fest in die seinigen pressend.

„Ich weiß es nicht, Ferdinand, ich weiß nicht, was wir so Schweres verbrochen haben. Ferdinand, wenn ich die ärgste Verbrecherin gewesen wäre, ich hätte nicht schlimmer büßen können, als ich es gethan habe," flüsterte sie kaum hörbar.

„Ich sehe es, Mathilde, ich sehe es, wie Du gelitten hast, und ich nenne mich einen Elenden, daß ich jemals dazu beitrug, Deinen Kummer zu erhöhen," rief Herr von Lichtenfels leidenschaftlich aus.

„Du warst gerecht und edel, Ferdinand, ich ein armes, elendes Geschöpf, das nicht den Muth hatte, der Welt zu trotzen und doch hattest Du Recht, als Du mir die Anerkennung meines Kindes als einzige Sühne hinstelltest. Ja, das wäre eine Sühne gewesen, nicht dieses Leben, das mir doch keinen Trost, keine Ruhe brachte. O, Ferdinand, womit kann ich die letzten fünfzehn Jahre meines Lebens zurückkaufen?"

„Womit, Mathilde? Ich weiß es nicht, o, auch ich möchte sie wieder haben, es sollte wahrhaftig anders werden. Aber wir kaufen unser Leben nicht zurück und wir müssen zusehen, die kurze Spanne Zeit,

die uns noch bleibt, so gut als möglich auszufüllen. Mathilde, weißt Du, was aus Deinem Kinde geworden ist?"

„Ob ich es weiß, o gewiß! Ich habe mein Kind nicht aus den Augen verloren, den Trost kann ich mir geben, und das danke ich Dir, Ferdinand. Ich habe mich endlich so weit überwunden, o, wie viele Kämpfe hat es mich gekostet, mir die Maske der Welt gegenüber abzureißen und ihr zu sagen, wer ich bin. Ja, ich kann jetzt Deine Verzeihung mit Recht beanspruchen, Ferdinand, ich habe die nöthigen Schritte gethan, mein Kind in seine vollen Rechte einzusetzen, Advokat Wilmot wird in wenigen Tagen dasselbe damit bekannt machen, daß es noch eine Mutter hat, dann mag es zwischen mir und ihren jetzigen Verhältnissen wählen."

„Dafür segne Dich Gott, Mathilde," rief Lichtenfels innig aus, „ja, Du bist doch edel, Du bist doch gut, nur eine verkehrte Erziehung hat Dich so unglücklich gemacht. Ich wußte es ja, daß meine Mathilde — jetzt darf ich Dich wieder so nennen — nicht schlecht sein konnte."

Die Nonne lächelte schmerzlich.

„Ich hätte nicht in ein Kloster gehen sollen, Ferdinand, ich habe keinen Sinn für dieses Leben, das gewiß kein gottgeweihtes ist, wie sie es nennen. Aber jetzt gibt es keinen Rückweg mehr, es ist auch nicht nöthig. Ich werde bald Frieden mit der Welt geschlossen haben, Deine Verzeihung, denn die habe ich doch jetzt, wird mich ruhiger schlafen lassen."

„O, gewiß hast Du sie, Mathilde, ich habe Dir nie gegrollt, sondern Dich als armes Opfer der Umstände beklagt. Ich wollte Dich vergessen, aber ich konnte es nicht, wie ein ruheloser Geist habe ich die Welt durchwandert, aber kein Tag verging, wo ich nicht Deiner gedachte und mich zu Dir sehnte. Da fiel mir Dein verlassenes, vater- und mutterloses Kind ein und wie ein Blitz durchzuckte es meine Seele, das Kind an mich zu fesseln, für Dein Kind zu sorgen. Ich wollte dasselbe adoptiren, es zu dem meinigen machen und darum bin ich hier, von Dir Deine Zustimmung zu erhalten."

„Das wolltest Du thun," fragte Schwester Martha und ihre Stimme zitterte vor Rührung. „O, Ferdinand, das ist mehr, als ich von dieser Welt zu hoffen wagte, jetzt kann ich in der That ruhig sterben. Wenn Du es für gut hältst, sage der Welt, wessen Kind Du adoptirst, mögen sie mich steinigen und ich will mich freuen, daß ich dadurch sühnen konnte. Aber hast Du auch bedacht, welche Bürde Du Dir auferlegst? Du bist geistig noch jung, wenn auch an Deinem Körper die letzten Jahre nicht spurlos vorübergegangen sind, würde Deine Gattin, wenn Du eine erwähltest, die Deine einsamen Tage theilte —"

„Ich werde mir keine Gattin erwählen," unterbrach Ferdinand sie sanft. „Meine Jugendzeit liegt längst hinter mir und es möchte nicht gut sein, wollte ich abermals versuchen, mein Leben an das eines Weibes zu binden. Nein, ich bin darüber längst hinaus. Aber ich möchte nicht immer allein sein und aus diesem Grunde will ich Dein Kind zu mir nehmen, Du siehst, Mathilde, ich bin nicht ohne Egoismus. Nun sage mir, wo ich das Mädchen finde."

„Advokat Wilmot wird Dir Alles mittheilen, er hat seither alle meine Anordnungen erfüllt, meine Marie ist ganz so erzogen, daß sie jeder Zeit in jede Gesellschaft eintreten darf. Aber ich wünsche, daß sie erst mit den Gefahren, die ihr in der sogenannten Gesellschaft drohen, bekannt gemacht wird, damit sie darnach ihre Wahl treffen kann, ob sie sich derselben aussetzen will."

„Advokat Wilmot?" fragte Georg beinahe erstaunt. „Ich freue mich, daß Du den Mann erwählt hast," fuhr er dann fort, „ich kenne ihn persönlich, er ist ein edler Charakter und Du konntest Dir keinen bessern Anwalt wünschen. Ich glaube aber nicht, Mathilde, daß es nöthig ist, Dein Kind über Verhältnisse und Dinge aufzuklären, die höchstens ihre Sorglosigkeit stören könnten."

„Handle ganz, wie Du willst und es für gut befindest, Ferdinand, ich lege die ganze Angelegenheit getrost in Deine Hände. Soll Marie es nie erfahren, daß ich ihre Mutter bin, so ist es gut, obgleich ich sie gerne ein einziges Mal in meine Arme geschlossen hätte — ich entsage gern jedem Antheil an Glück, wenn das ihre es erfordert. Nur möchte ich Dich bitten, mir Nachricht zu geben, wie es geworden ist. Aber Du selbst darfst nicht wieder kommen, Ferdinand, ich fühle, daß ein öfteres Zusammentreffen meine Kräfte übersteigen und mich noch elender zurücklassen würde, als ich es schon bin. Wenn Du heute von mir gehst, so muß es für immer sein."

„Für immer," wiederholte Ferdinand. „Ja, ich fühle, daß Du recht hast, Mathilde, wir müssen uns trennen, denn solche Zusammenkünfte würden uns stets auf's Neue in's Gedächtniß rufen, was wir verloren haben und was wir einander hätten sein können. Ich werde nie den Tag vergessen, wo ich Dich zum letzten Male sah, aber wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen. Von Deinem Kinde sollst Du so oft und so viel Nachricht haben, wie Du willst, es soll nichts, was mit seinem Wohl und Wehe in Verbindung stehen kann, ohne Deine Zustimmung geschehen. Bist Du damit zufrieden?"

„Ich vertraue Dir Marie ganz an, wenn es mich auch freuen würde, dann und wann etwas über sie zu erfahren. Und jetzt, die Stunde geht zu Ende, jetzt müssen wir scheiden. Ich danke Dir, daß Du gekommen bist, mich zu trösten, ich danke Dir für alles Gute, was Du mir in dieser Stunde gespendet und womit Du mich für das einsame Leben befähigst. Du hast mir Frieden gegeben und mit diesem will ich mich gedulden, bis der Tod mich abruft und wir uns droben wiedersehen werden, um uns nie mehr zu trennen. Lebe wohl, Ferdinand, habe Dank für Alles, was Du an mir gethan, habe Dank für die Liebe,

die mich wieder an mich selbst glauben läßt. Grüße mein Kind, küsse es in meinem Namen und bitte es, daß es mir nicht flucht."

Die Nonne bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schluchzte heftig. Auch Herr von Lichtenfels konnte nur mit Mühe seine Fassung behaupten."

„Leb' wohl, Mathilde, ich sage voll Vertrauen auf das Jenseits: auf Wiedersehen! Dort, wo alles Leid und Wehe ein Ende hat, dort werden auch wir versöhnt sein und unserem Gott danken, daß er uns durch Trübsal und Leiden so herrlich an's Ziel geführt."

Die Oberin trat ein.

„Die Stunde ist vorbei, ich muß zum Aufbruch mahnen," sagte sie.

„Wir sind fertig, ehrwürdige Mutter," sagte Herr von Lichtenfels mit großer Ruhe. Dann machte er eine tiefe Verbeugung und auch der Schwester Martha, die den Blick nicht mehr erhob, sondern sich zum Gehen wandte.

Als Herr von Lichtenfels die schwere Thür hinter sich zuschlagen hörte, da preßte ein unnennbares Weh sein Herz zusammen, er hätte laut aufschreien mögen, um sich Luft zu schaffen und es dauerte lange, ehe er sagen konnte: es ist besser so. Hätte er die stolze Mathilde wiedergefunden, dann wäre Alles leicht vorübergegangen — das Bild dieser gebeugten, abgehärmten Nonne verließ ihn selbst im Traume nicht.

Viertes Capitel.

Verlieren und Finden.

Marie, die nach ihrem Pflegevater den Namen Gehrike führte, war seit ihrem sechsten Jahre nicht mehr bei der Dame, wohin sie gebracht worden, sondern bei einer angesehenen Beamtenfamilie, wo sie treu gehegt und gepflegt und vor schädlichen Einflüssen bewahrt wurde. Es war ein sorgloses, wildes Ding geworden, keine Spur mehr jener ätherischen Schönheit, die sie als kleines Kind einer Lichtgestalt ähnlich machte, sondern derbe rothe Backen, lebendige muntere Augen, ein paar prächtige Zöpfe, die sich schwer ordnen ließen, war Alles, was von der kleinen Marie, die ihrer Zartheit wegen einst der Elise Gehrike so viel Sorgen machte, übrig geblieben.

Marie, obgleich Julie Streitmann's Busenfreundin von der Schule her, war dennoch ganz das Gegentheil von dieser. Schon als kleines Kind erfuhr sie das Räthsel ihrer hohen Abkunft und das mochte ein bedeutendes Glück für sie gewesen sein. Damals verstand sie die Neckereien einer Bekannten, die wegen ihres unfreundlichen Charakters stets gemieden wurde, nicht und als endlich eine Ahnung in ihr aufdämmerte, was dies heißen sollte, da war sie schon daran gewöhnt, ohne das Gefährliche ihrer Stellung, die sie dadurch einnahm, zu begreifen.

So war es gekommen, daß ihre Jugend nicht durch das Geheimniß ihrer Geburt getrübt wurde und da sie in den Beamtentöchtern zwei anmuthige Hausgenossinnen ihres Alters fand, die ihr nie das Geringste merken ließen, als ob sie von oben auf das arme Waisenkind herabsahen, so hatte Marie weder Zeit noch Gelegenheit, sich Grübeleien hinzugeben. Nebenbei war sie ein viel zu flüchtiger Charakter, um tiefer denken zu können.

Die Familie, bei welcher Marie sich aufhielt, sah es nicht gern, daß sie Umgang mit Julie Streitmann pflog, aber daran war eben bei einem Mädchen ihres Charakters nichts zu ändern und da ihr Vormund, Advokat Wilmot, gleichfalls nichts dagegen hatte, so blieb sie nach wie vor die treueste Freundin des unglücklichen Mädchens.

Marie war vielleicht ein halbes Jahr älter als Julie Streitmann, aber trotzdem schon eine viel umworbene gefeierte Persönlichkeit und mancher junge Mann ihrer Bekanntschaft hätte sich glücklich geschätzt, die Pflegetochter des alten Gehrike als sein Weib heimzuführen. Aber Marie war nicht geneigt, einen der vielen Anträge anzunehmen, so lobend sie sich auch über manchen ihrer Anbeter aussprach.

„Ich werde niemals einen jungen Mann heirathen," sagte sie eines Tages zu Julie Streitmann, „vor einem jungen Mann könnte ich mein Lebenlang keinen Respekt haben und ohne Respekt kann ein Mann mich gar nicht gebrauchen. Was meinst Du, Julchen, wenn ich Deinen lieben Onkel Donitz heirathen würde, das wäre so ein Mann für mich. Etwas melancholisch, etwas sentimental, etwas streng u. s. w. Mach' ihm 'mal den Vorschlag, wer weiß, ob nicht etwas daraus wird, und an meinem Hochzeitstage sollst Du tanzen, so viel Du Lust hast und mit wem Du willst, denn Dir zum Plaisir würde ich sogar anordnen, daß die Damen sich Herren suchten und nicht umgekehrt, wie dies unglücklicherweise der Fall ist."

Julie lachte. Onkel Donitz war jetzt als siebenunddreißigjähriger Mann immerhin noch eine Partie für eine Dame gesetzten Alters, denn er war noch jugendlich und seine Schönheit hatte schwerlich etwas durch das Alter eingebüßt, vielleicht war sie noch durch Hinzufügung vollendeter Männlichkeit erhöht. Aber daß Onkel Donitz, ihr Onkel, den Wildfang Marie heirathen könne, daß diese seine Frau sein würde, das ging über ihre Begriffe.

Dennoch nannte sie Marie von dem Tage an „Tantchen Donitz" und Marie ließ sich dies mit komischem Ernst gefallen. Auch ihrem Onkel hatte Julie gesagt, daß Marie ihn heirathen wolle und er versicherte hingegen mit der ernsthaftesten Miene der Welt, daß er ganz mit einer solchen Verbindung einverstanden sei.

Aber Marie schmollte doch mit der Freundin, daß sie Onkel Donitz ihre Schwätzereien mitgetheilt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

† **Braune Virtuosen.** — Ueber ungarische Zigeuner-Musik schreibt Franz von Löhrer in der „A. A. Ztg.": „Die musikalische Seele Ungarn's spricht durch den Zigeuner. In Kaschau umherschlendernd, traf ich in einem Zimmer, das auf eine schmale Gasse ging, fünf Zigeuner, die sich übten. Ein Hauptmann hatte etwas wie ein Notenblatt vor sich und alle 5 standen dicht beisammen, jeder mit dem halben Leib gebeugt, den Kopf dicht über seinem Instrument. Sie prüften fort und fort durch's Gehör, was Jedem gelinge, und ob es mit dem Andere harmonire. So sieht man sie stets; wenn sie Bedeutendes zu spielen vorhaben, halb gebeugt und wie versenkt in ihr Instrument, mit lauschenden Mienen, als wollten sie fliehende unbekannte Töne erhaschen. Nun bestand das Spielen der Zigeuner, als sie nach Ungarn kamen, gewiß auch nur in rohem Klingklang wie bei den Arabern. Als sie aber den Magyaren zum Tanz aufspielen mußten, sangen sie dazu ihre alten Tanzlieder und diese schlichte, aber leidenschaftliche Tanzmelodie, welche die wilden Steppensöhne sangen, klatschten, pochten, drang wie Sinn und Seele in die Musik der Zigeuner hinein. Da sie aber Alles nach dem Musikstück gleichsam erst wieder aus sich selbst hervorholen, als eine flüssige Masse erst gestalten, so ist es natürlich daß die Erregtheit ihrer Umgebung sich Geigenstrich und Cymbelschlag mittheilt. Wenn sie selbst berauscht sind von Wein und Lust, wenn rings um sie her das wilde Lustgeschrei und Gestampfe dröhnt, wenn elektrisches Feuer beinahe sichtbar umherfliegt, dann spielt auch der Zigeuner wie besessen darauf los. Dann loht es wie Sinnenbrand durch sein Spiel, dann jagen und stürmen die Tonwellen dahin und Well' auf Welle überstürzt sich die heiße Brandung. Dann aber, weil er keine Noten zu Norm und Regel hat, läßt der Zigeuner gewaltsam Alles hervorklingen, was in ihm steckt Kindisches und Fratzenhaftes, Raserei und verzweifelndes Jammern, — doch immer stürmt bändigend darüber hin jene schlichte, kraftvolle, uralte Tanzweise der Magyaren."

† In einem **Kreisblatte** lesen wir die folgende Geschichte: „Bei dem Festmahle, welches die Honoratioren unseres Städtchens zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers veranstalteten, fehlte zum großen Bedauern der Gesellschaft einer der höheren Beamten. Man fürchtete, Herr X möchte krank geworden sein, indessen hing die Sache anders zusammen. Herr X hatte erfahren, daß auf dem von den Festordnern mit dem Wirthe der Ressource vereinbarten Speisezettel für das Festessen sich auch das landesübliche Gericht „Sauerkraut mit Schnüßchen und Oehrchen" befinde. Er schrieb deßhalb einen Brief an den Herrn Bürgermeister, um sich wegen dieses Umstandes zu vergewissern. Herr Bürgermeister läßt sich bei dem Wirth erkundigen und gibt dem Herrn X. eine bejahende Antwort. Darauf schrieb Herr X. zurück, daß er es ganz unpassend finde, an einem so hohen Festtage „Schnüßchen und Oehrchen" auf die Tafel zu bringen, und wenn man darauf beharre, so könne er es mit seiner Würde nicht vereinbaren, an dem Essen Theil zu nehmen. Da nun Festordner und Wirth von den geliebten Schnüßchen nicht lassen wollten, so wahrte Herr X. seine Würde, und das Sauerkraut behielt den Sieg."

† **Ein Chinese** erzählte erstaunt seinen Freunden von der Art und Weise einer europäischen Gerichtssitzung: „Ein Mann," sagt er, „ist ganz still; ein Anderer redet während der ganzen Sitzung und zwölf weise Männer verurtheilten den, welcher kein einziges Wort geredet hat!"

Gemeinnütziges.

† **Die Nahrhaftigkeit des Fleisches** und der Speisen überhaupt, schreibt Carl Ruß in seinem Hauswirthschafts-Lexicon, schätzt man gewöhnlich nach ihrem Gehalt an eiweißartigen Stoffen. Es enthalten:

			Eiweißartige Stoffe.	
1000	Theile	Taubenfleisch	209.35	Theile.
„	„	Entenfleisch	203.39	„
„	„	Rehfleisch	187.83	„
„	„	Gänse- u. Hühnerfleisch	182.60	„
„	„	Ochsenfleisch	174.63	„
„	„	Kalb- u. Hammelfleisch	173.81	„
„	„	Schweinefleisch	171.27	„

Die Verdaulichkeit des Fleisches richtet sich danach, wie die Bestandtheile des Fleisches dem Magensaft zugänglich sind. Fett erschwert die Zugänglichkeit. Es brauchen an Zeit, um in's Blut überzugehen, bezüglich verdaut zu werden:

Hirschbraten oder gekochtes Gehirn, Forelle oder Lachs, geschlagene Eier	1 Stde.	35	Min.
Lammfleisch, gebratener Truthahn, Brat-Kartoffeln	2 „	30	„
Gek. Ochsenfleisch, Hühner-Fricassee, Austern, Pudding 2c.	2 „	50	„
Hammelbraten, Rinderbraten, Beefsteak, Barsch, Weizenbrod	3 „	—	„
Hammelfleisch, gekochtes Kuhfleisch, hartgekochte Eier, Butter, Kartoffeln	3 „	30	„
Gekochtes zahmes Geflügel, fettes Rindfleisch, trockenes Brod	3 „	40	„
Kalbsbraten, Entenbraten, Lachs 2c.	4 „	—	„
Schweinebraten, Schweinefleisch mit Gemüse	4 „	15	„
Gekochtes Schweinefleisch, eingepökeltes Schweinefleisch	4 „	45	„

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt
zur
„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 33. Kaiserslautern, 24. April 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(32. Fortsetzung.)

Das hatte sie gewiß nicht gemeint und gewollt und als sie das nächste Mal Arnold Donitz im Hause ihres Vormundes sah, suchten ihre Augen verwirrt den Boden und eine heiße Röthe stieg in ihre Wangen. Arnold Donitz sah vielleicht heute zum ersten Male, daß das Mädchen das hübscheste und interessanteste der ganzen Gesellschaft war.

Eines Tages wurde in dem Hause, wo Marie schon seit ihrem sechsten Jahre lebte, ein Ball gegeben und Marie, sowie die Töchter des Hauses schwammen in einem Meer von Wonne, Putz und schwer zu erfüllender Hoffnungen. Sie sahen sich als Königinnen des Abends bereits bewundert und umschwärmt und gelobten sich schon im Voraus, ziemlich vorsichtig mit der Wahl ihrer Tänzer zu sein und höchstens nur Männer von zweiundzwanzig Jahren mit ihrer Wahl zu beglücken.

Der langersehnte Abend brach herein, und Marie in ihrem blauen Kreppkleide, das wie eine Wolke ihre zierliche Gestalt umhüllte, den Kranz von blauen Feldblumen im Haar, war die Erste, die nicht mit einem Zweiundzwanzigjährigen, sondern mit dem Hauptmann Arnold Donitz tanzte. Und man sah es ihrem strahlenden Gesichtchen an, daß ihr dieser Tänzer lieber sei, als alle Andern zusammen genommen.

Auch Donitz fühlte sich auf das Lebhafteste von dem offenen, liebenswürdigen Mädchen berührt und er wunderte sich, wie er diese junge Dame so lange für ein Kind angesehen und sie nicht beachtet habe.

Sonderbar!

Seit jenem Tage trafen Hauptmann Donitz und Marie sich oft bei Julie Streitmann und jedes Mal Freude auf der einen, übergroße Verwirrung auf der andern Seite. Marie schalt plötzlich mit Julien, daß sie den jungen schönen Mann Onkel titulire und diese neckte sie, daß Marie nun auf einmal eine so große Feindin des Wortes Onkel geworden sei, trotzdem sie noch vor nicht gar langer Zeit den jungen Hauptmann selbst Onkelchen anredete. Julie sah bald mit scharfem Auge den wahren Stand der Dinge und sie freute sich aus Herzensgrund darüber, daß die beiden Menschen, die sie am meisten in der Welt liebte, sich fanden, wenn sie auch beklagte, daß dieselben dann nicht mehr, wie dies bis jetzt der Fall gewesen war, ausschließlich sie liebten.

An einem der ersten Frühlingstage begleitete Hauptmann Donitz seine Mündel und Marie auf einem Spaziergang durch das benachbarte Holz. Es war ein Märztag, die Sonne schien warm und belebend und lockte Knospen und Blüthen hervor. Alle Drei fühlten sich, von dem sonnigen Frühlingstage angesteckt, leicht und froh und heiter scherzend eilten sie den schmalen Waldweg entlang. Die Sonne hatte den Schnee geschmolzen und den Weg dadurch glatt und schlüpfrig, bisweilen sogar unpassirbar gemacht, besonders für die jungen Damen, deren leichte Fußbekleidung nicht für solche Strapazen berechnet war.

Mit mühsam verhaltenem Verdrusse hatte Arnold zum ersten Male heute bemerkt, daß Julie ihn stets mit „Onkel" anredete, ein Titel, der ihm nie so wenig behagte als jetzt. So oft das fatale Wort über ihre Lippen kam, warf er einen besorgten Blick auf seine Angebetete und es war ihm sogar einige Male, als beabsichtige diese gleichfalls, ihre Freundin darüber zur Rede zu stellen, aber es gab keine Möglichkeit, Julie davon abzubringen, hatte sie doch Marie alles Ernstes versichert, daß diese von ihr von demselben Tage an „Tante" titulirt würde, wenn sie ihren Onkel heirathe.

Unter solchen unerquicklichen, selbstquälerischen Gedanken hatten sie jetzt eine Stelle erreicht, wo beide Mädchen zur Umkehr riethen, da sie nicht hinüber konnten. Hauptmann Donitz legte zwar nicht seinen Mantel über die Stelle, was auch wohl wenig genützt hätte, sondern er nahm zunächst Julie und trug sie hinüber, dann kehrte er zurück, um Marie auf dieselbe Weise zu befördern.

Als er aber in das verlegene, hocherröthende Antlitz des Mädchens sah, da blitzte ein Freudenstrahl durch seine Seele, denn er fühlte, daß Marie ihn keineswegs als „Onkelchen" betrachte, sie hätte sich sonst schwerlich so befangen gezeigt.

„Darf ich Sie hinübertragen?" fragte er, und seine Stimme, die einen scherzenden Ton anschlagen sollte, versagte den Dienst.

Das junge Mädchen nickte beistimmend und leicht hob er sie auf. Als er sie jetzt auf den Armen hatte, da fühlte er, wie sie zitterte und nur mit Mühe bezwang er sich, sie nicht fest in seine Arme zu pressen und an sein Herz zu schließen.

Von dem Tage an hatte sich das Verhältniß der Beiden ganz anders gestaltet. Marie erröthete, wenn die schlanke, kräftige Gestalt des Hauptmanns sichtbar wurde und suchte ihm auf alle mögliche Weise auszubiegen, aber es bedurfte nicht allzu großer Menschenkenntniß, um zu sehen, warum sie auswich. Marie

fürchtete, ihre Gefühle in Gegenwart anderer Menschen zu verrathen und darum hielt sie sich lieber von ihm fern.

Eines Nachmittags, als Marie zu Julie Streitmann gegangen war und diese nicht zu Hause fand, blieb sie auf Tante Donitz' Zureden doch so lange, um deren Rückkunft zu erwarten. Tante Donitz aber war, wie immer, stark von wirthschaftlichen Geschäften in Anspruch genommen, so daß sie Marie ihre Gegenwart nicht schenken konnte und diese bat, sich so gut es gehen wollte allein zu unterhalten. Diese Fähigkeit ging Marien gewiß nicht ab, sie setzte sich an das geöffnete Fenster und betrachtete die Vorübergehenden, ohne jedoch sehr von deren Anblick interessirt zu sein.

Plötzlich sprang sie beinahe erschreckt auf.

„O mein Gott, wo verberge ich mich denn, giebt es hier nirgends ein Versteck? Da kommt Arnold direkt auf das Haus zu, und nun ist Julie noch nicht einmal da, mein Gott, was fange ich an?"

Und sie sah sich in der That hülfesuchend um, als beabsichtige sie, in das erste beste Versteck hineinzuschlüpfen, aber schon wurde die Thür geöffnet und Arnold stand vor ihr.

Ihr Erschrecken entging ihm nicht, doch war er klug genug, es zu seinen Gunsten zu deuten und er beschloß, wenigstens heute zu erfahren, ob er etwas von ihr hoffen dürfe, eine günstigere Gelegenheit mochte sich nicht so leicht wieder bieten.

„Ueberrascht es Sie, mich hier zu sehen, Fräulein Marie?" fragte er.

„O nein, im Gegentheil, ich —" entgegnete sie verwirrt. „Ich wollte Julien besuchen und traf sie nicht zu Hause, Tante Donitz meinte, sie würde wohl bald zurückkommen, ich könnte so lange warten."

„So darf ich Ihnen wohl so lange Gesellschaft leisten, Fräulein Marie, denn auch ich habe mit Julien in Betreff ihrer Zukunft etwas zu überlegen. Lassen Sie sich durchaus nicht in Ihrer Unterhaltung, die Vorübergehenden zu betrachten, stören."

Abermals schoß Marien das helle Blut in die Wangen, er hatte sie schon von der Straße aus beobachtet, vielleicht sogar ihr kindisches Betragen bemerkt, als sie bei seinem Anblick aufgesprungen war.

„O, ich habe die Vorübergehenden nicht gerade betrachtet," sagte sie, um nur ja keine peinliche Pause eintreten zu lassen, „so etwas unterhält mich nicht sehr, ich war mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, es giebt ja so vielerlei zu denken," fügte sie gleichsam entschuldigend hinzu.

„Ich habe Sie immer für so sorglos gehalten, Marie, daß ich glaubte, in Ihrem Kopfe machten die Gedanken nicht viel Umstände."

„Sie meinen wohl, ich könne gar nicht ernst sein, weil ich oft vergnügt und heiter bin?" fragte sie etwas piquirt.

„Etwas Aehnliches allerdings, Marie, und ich will Ihnen auch sagen, daß ich das fürchtete. Sie müssen ja doch einmal ernst werden."

„Muß ich das? Nun, dann hat's immer noch Zeit, ich bin erst siebzehn Jahre —"

„Ich weiß das, aber auch mit siebzehn Jahren kann einmal der Ernst des Lebens an Sie herantreten."

„Ich wüßte nicht wie," versetzte Marie heiter. „Ich habe weder Vater, Mutter, Bruder noch Schwester, die mir Schmerz bereiten könnten, oder deren Wohl und Wehe mir Kummer machte, nur für mich allein muß ich sorgen und damit will ich schon fertig werden. Zwingt mich die Nothwendigkeit, ernst zu sein, so kann ich das, ohne mich darauf Jahrelang vorbereiten zu müssen."

„Und wenn ich Sie nun bäte, Marie, einmal recht ernst zu sein," sagte er weich und innig, indem er ihre Hände ergriff, „würden Sie dann meine Bitte erfüllen? Würden Sie einmal darüber nachdenken, auf welche Weise Sie am glücklichsten in der Welt wären?"

Das wußte Marie, ohne daß sie darüber nachzudenken brauchte. Sie versuchte es auch nicht, Arnold ihre Hände zu entziehen, aber sie fand keine Antwort auf seine Frage, sie hätte nicht vermocht, ein Wort über ihre Lippen zu bringen.

„Marie," fuhr Arnold innig fort, „sieh', ich bin nicht mehr jung, und andere Menschen mögen es unsinnig finden, daß ich um ein so junges Blut, wie Du bist, werbe, aber mein Herz ist noch frisch und unversehrt. Ich liebe Dich, Marie, Du mußt das längst empfunden haben und es giebt für mich kein Glück mehr auf Erden, wenn Du meine Liebe nicht erwiederst. Lange habe ich versucht, meine Neigung zu bekämpfen, weil ich es für Unrecht hielt, um Dich zu werben, aber es war mir nicht möglich und so beschloß ich, mich an Dich selbst zu wenden. Glaubst Du es, mit mir glücklich zu werden, so hebst Du mich dadurch in den Himmel empor, wenn nicht, so werde ich abermals versuchen müssen, meinen einsamen Weg fortzuwandeln. Darum bat ich Dich, ernsthaft zu sein, Du sollst einmal nachdenken, ob es Dir genügt, an meiner Seite Dein ganzes ferneres Leben hinzubringen. Ich werde Dir als Hauptmann ohne Vermögen keine glänzende Stellung bieten können, und wenn ich es könnte, so würde ich doch zu egoistisch sein, um meine Frau stets in anderer Gesellschaft zu sehen. Meine Frau wird also an meiner Seite sich nie in einen Strudel von Vergnügungen stürzen können, aber ich glaube ihr doch ein behagliches Leben sichern zu dürfen, da ich stets versuchen würde, sie im Hause für die Außenwelt zu entschädigen. Du weißt, Marie, was Du als meine Frau bei mir zu erwarten hättest und kennst mich und meinen Charakter hinreichend, um unterscheiden zu können, ob Du im steten Zusammensein mit einem Manne, wie ich bin, Dein Glück finden würdest. Ich verlange jetzt keine Antwort von Dir, Du mußt wirklich überlegen, nur möchte ich wis-

sen, ob Du wenigstens keine Abneigung gegen mich hegst, Marie?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Augen Appollo's.

Eine seltsame Geschichte.

Das folgende Abenteuer ereignete sich zu Bath in England vor einigen Jahren, und die Dame, welche es mir erzählte, lebte früher als Mädchen in dem Hause des Geschehnisses.

Bath versammelte damals in der schönen Jahreszeit Alles, was sonst in London durch Reichthum und Schönheit glänzte. und die elegante Welt daselbst amusirte sich mit Bällen und geselligen Festen.

Mrs. R, einst bei Hofe eine gefeierte Schönheit, die sich aber nach und nach von der großen Welt zurückzog, besaß in Bath eines der größten Häuser und empfing da auch die beste Gesellschaft.

Sie war berühmt wegen drei Dingen (früher wegen vier, aber das vierte — ihre Schönheit begann zu schwinden); diese Dinge waren ihre Anmuth, ihre Güte und ein Schmuck von den fehlerlosesten und vollkommensten Amethysten.

Die Zimmer ihres Hauses trugen viele kostbare Tapeten aus alter Zeit Besonders waren die Tapeten geradezu Kunstwerke, prächtige mythologische Scenen, und der schönste Theil war in dem Zimmer eine Tapete oberhalb ihres Ankleidetisches. Sie stellte Apollo mit dem Sonnenwagen vor. Die Figur des Gottes war „lebensgroß" (insofern man diesen Ausdruck anwenden darf, da sich die Götter nie messen lassen), und sie füllte den Raum zwischen zwei venetianischen Spiegeln. während die Pferde hinter diesen zum Theile verschwanden.

Eines Abends hatte Frau R. eine ungewöhnlich große Gesellschaft im Hause. Sie trug alle Amethysten. Nachdem sie sich gegen vier Uhr Morgens nach ihrem Schlafzimmer zurückgezogen, nahm sie dort ihr Juwellen ab, legte sie auf ihren Ankleidetisch und schickte ihr bereits sehr ermüdetes Mädchen fort, in der Absicht, die Edelsteine selbst zu verwahren. Aber ehe sie das that, kniete sie nieder, um, wie gewöhnlich, ihr Gebet zu sagen. Der gute Himmel kam hier allerdings spät zu seinem Tribut, den ihm außerdem noch der schöne Appollo schmälerte, denn — betend hob sie den Blick aufwärts und sah das Gesicht des antiken Poeten-Schutzpatrons.

Plötzlich zuckte sie zusammen! Was hatte sie gesehen? War ihr Blick so mächtig geworden, wie einst die Sehnsucht Pygmalions? Hatte ein Wunder diese sonst so trüben Seidenaugen mit dem Feuer des Lebens gefüllt? Oder träumte sie? Nein!

Noch mehr! Ihr Geist war sehr wach, so wach, wie man es eben „Geistesgegenwart" nennt.

Sie blieb wunderbar ruhig und muthig. Sie fuhr fort, ihre Lippen in stillem Gebet zu bewegen, und wendete nicht einmal ihren Blick ab, und doch sahen die leuchtenden Augen herab in die ihrigen.

Das Licht ihrer Kerzen fiel entschieden auf lebendige Augäpfel und ihre eigenen guten scharfen Augen befähigten sie zu unterscheiden, daß die Tapetenaugen Appollos herausgeschnitten waren, und daß sie, während die Thür ihres Zimmers bereits verschlossen war, und jeder Diener sich in entfernten Appartements zu Bette befand, mit all' ihren Juwelen vor sich ausgebreitet, nicht allein in dem Zimmer war.

Sie beschloß ihr Gebet, indem sie ihr Antlitz in die vorgehaltenen Hände herabsinken ließ.

Sie wußte, daß Jemand hinter der Tapete war, sie wußte, daß es jetzt nutzlos wäre, zu läuten oder um Hülfe zu rufen; und sie legte sich wie gewöhnlich zu Bette und harrte auf das Weitere. Das Einzige, was sie unterließ, war, die Juwelen aufzuheben.

„Sie können so mein Leben retten," sagte sie zu sich selbst und schloß die Augen.

Die Glocke schlug fünf, ehe sie einen Laut hörte, dann trat der entscheidende Moment ein. Sie vernahm ein Geräusch, und bald darauf stand ein Mann vor ihrem Ankleidetisch.

Er knöpfte seinen Rock auf, und dann ließ er die Juwelen Stück für Stück in seiner Weste verschwinden.

Was konnte seine nächste Bewegung sein? Würde er an das Bett treten, oder durch das Fenster fliehen?"

Er wandte sich um und näherte sich dem Bette zwischen den Augenwimpern hindurch sah Frau R. genug und empfahl ihre Seele der Vorsehung.

Der Mann war ihr eigener Kutscher. Augenscheinlich befriedigt, daß die Dame nicht erwacht war, schloß er leise die Thür auf und verschwand.

Durch zwei Stunden — sie mußten ihr wie zwei Tage erschienen sein — ließ sie das Haus ohne Alarm. Das Einzige, was sie that, war, daß sie die Thür wieder verschloß, die der lebendige Appollo offen gelassen.

Um sieben Uhr läutete sie und befahl ihren Wagen nach dem Frühstück. Alles dies war ihren Gewohnheiten gemäß.

Auf dem Kutschbock saß der Mann, der sie ihre Nachtruhe — und vielleicht — alle ihre Juwelen gekostet. Trotzdem fuhr sie ab und geradenwegs vor die nächste Polizeistation.

„Verhaften Sie meinen Kutscher!" sagte sie; versichern Sie sich seiner und durchsuchen Sie seine Kleider. Ich bin beraubt worden und hoffe, daß er noch keine Zeit gefunden hat, seine Beute zu verbergen.

Man gehorchte ihr, und sie hatte Recht. Die Amethysten staken noch in der Weste. Der nette Junge kam nach Botany-Bay. (Thür. Pr.)

Feuilleton.

** (Zwiegespräch.) „Du Hannes, was giebt dann deß?" fragte ein Vorübergehender einen Arbeiter, der mit dem Zurichten eines großen Steines auf dem Schillerplatze beschäftigt war.

„Deß? deß gibt een Basilisk!"

„Soo een Basilisk, was is dann deß?"

„Dorkel! deß is een Moment!"

Ja so, saaht err.

* (Kaiser Wilhelm als Heiliger.) In Tirol ist es frommer Brauch, über den Hausthüren Heilige aufzuhängen. Die geistlichen Herren in Tirol, die diese Thürmalerei in besonderen Schutz genommen, sind dieser Tage ganz außer Rand und Brand gerathen. Ein Kaplan war nämlich während einer Hetzreise durch den kleinen Ort Girlan gekommen, wo ihn an einem Hause ein großes Bild anlockte. Näher tretend, bemerkte er, daß der Heilige eine Uniform und außer mehreren Orden auf der Brust ein breites gelbes Ordensband trug und einen modernen weißen Schnurr- und Backenbart hatte. Der geistliche Herr setzt seine Brille auf die Nase und — wer beschreibt sein Entsetzen! Der Heilige ist Niemand Anderes als der deutsche Kaiser Wilhelm, der protestantische Hohenzoller. Unter Verwünschungen und Verfluchungen wird der Bauer aus der Stube herausgezetert. „Wastl, Du Haderlump, wo isch der Heilige her?" fragte wuthentbrannt der geistliche Herr. Wastl kratzt sich hinter den Ohren und erwidert: „Hochwürden, den Gott Voader hab' i gestern von einem reisenden Bilderhändler um 1 Gulden gekauft."

* (Todesanzeige.) Im Wochenblatte einer kleinen Gebirgsstadt fand sich neulich folgende Todesanzeige: „Das Muster ehelicher Zärtlichkeit, das Weib wie es sein sollte und noch keineswegs gewesen ist, die holde Gattin ist nicht mehr. Sie starb an den Folgen der unerforschlichen Wege der Vorsehung in noch nicht einmal vollendetem 59. Lebensjahre. Es giebt Leiden, von denen sich die Begriffe keine Vorstellung machen können; zu denen gehörte meine dahin geschiedene theure Ehegenossin, deren Herzensgüte rücksichtslos und deren Wandel beispiellos war. So war auch unsere Ehe kinderlos, da wir bis jetzt noch nicht mit Nachkommenschaft gesegnet sind. Wer diesen Verlust in seinem ganzen Abscheu zu würdigen weiß, wird der Hingeschiedenen noch im Grabe ein getreuer Kunde bleiben und die von ihr betriebene Putzhandlung nicht im Stiche lassen, da ich diese mit vier jungen Putzmamsellen fortsetzen werde."

* (Börsenscherz.) Trotz aller Angriffe, welche viele der letztgegründeten neuen Banken erfahren haben, soll, so erzählt man sich an der Börse, doch noch eine neue Bank gegründet werden, die vermuthlich einen großen Theil der bisherigen Inhaber anderer Banken zu sich herüberziehen dürfte, nämlich die „Va-Banque."

* Herr: Johann, ich glaube, Du rauchst von meinen Cigarren?

Johann: Bewahre, Herr, wie können Sie das von mir denken! Die Cigarren sind mir viel zu stark und einige kohlen ganz furchtbar.

* In Lowell, Mass., werden wöchentlich 2,250,000 Yards Baum- und 220,000 Y. Schafwollstoffe, 35,000 Y. Teppich und 2,500 Y. Shawls fabricirt. Der Wollen-Consum beläuft sich pro Woche durchschnittlich auf 723,000 Pfund.

Gemeinnütziges.

* (Zur Beachtung für Hausfrauen.) Fast überall ist es gebräuchlich, daß die Hausfrauen auf dem Lande den in der Wirthschaft nöthigen Runkelrübensamen selbst ziehen. Daß zu diesem Zwecke vorjährige Rüben als Samenrüben ausgepflanzt werden, ist bekannt; auch steht es fest, daß, namentlich wenn man die Rüben durch Kernstecken erzielen will, darauf zu sehen ist, daß man sich eines vollkommen ausgewachsenen und kräftigen Samens bedienen muß. Mit Rücksicht hierauf erzieht man die Samenrüben nicht, wie es noch so häufig geschieht, auf derselben Stelle Landes, indem die Samenrüben, wiewohl sie keine neuen Wurzeln mehr bilden, doch dem Boden viele Stoffe entnehmen, die ihm nicht sofort in passender Form zurückgegeben werden können. Im Anschlusse an diesen Umstand kam gelegentlich einer Conversation der in Worms studirenden Oeconomen wiederholt auf die Runkelrübensamenzucht die Rede, und es wurde dabei auf Grund genauer Beobachtungen mitgetheilt, daß der Runkelrübensamen außerordentlich an Vollkommenheit gewinne, wenn man die samentragenden Stengel geizt, d. h. ihre mitunter sehr stark werdenden Seitentriebe, die keinen Samen tragen, unmittelbar nach der Blüthe abschneide. Da nun dies Verfahren im Allgemeinen nicht beobachtet wird, so möchten wir nicht unterlassen, unsern ländlichen Hausfrauen freundlichst zu empfehlen, im Frühjahre dieses Verfahren versuchsweise zu erproben.

* (Erhaltung des Aroma's von Kaffeebohnen.) Es dürfte vielen Hausfrauen interessant sein, ein Mittel zu erfahren, dem gebrannten Kaffee sein Aroma, das sich bei der sorgfältigsten Aufbewahrung so schnell verflüchtigt, zu wahren. Dasselbe besteht nach einem vom Professor Dr. Liebig gegebenen Rath einfach darin, daß man den frisch gerösteten Kaffee, noch wenn er sich in dem Röstgefäße befindet, mit gestoßenem Zucker bestreut und tüchtig durcheinander schüttelt. Der Zucker schmilzt sofort und inkrustirt die Bohnen mit einem für die Luft undurchdringlichen Ueberzug, wodurch sie ganz glänzend werden. Der Geruch verschwindet nach dieser Manipulation fast ganz und kommt erst wieder beim Mahlen der Bohnen hervor. —

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt
zur
„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 34. Kaiserslautern, 28. April 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(33. Fortsetzung.)

Diese hatte ihm zitternd zugehört und sie wagte die Augen nicht zu erheben, aber als er jetzt schwieg und sie erwartungsvoll ansah, da entgegnete sie leise:

„Abneigung, Arnold? Du weißt das besser und ich darf es Dir wohl sagen, daß mich Deine Wahl unendlich glücklich macht. Jetzt sollst Du aber sehen, daß ich nicht so ganz leichtsinnig bin, sondern auch meine ernsten Gedanken habe, jetzt muß ich Dir sagen, daß es mein fester Entschluß ist, keinem Manne und am wenigsten Dir meine Hand zu reichen."

„So liebst Du mich nicht? O, ich hätte das erwarten sollen und mich nicht in Träume hineinwiegen — das siebzehnjährige Mädchen und der alternde Mann."

„Arnold, Du thust Dir und mir Unrecht. Ich bin stolz auf Deine Wahl und würde mich unsäglich glücklich schätzen, könnte ich Dir sagen, wie ich Dich liebte und wie glücklich Du mich gemacht. Aber ich kann es nicht. Du bist ein Mann, dessen Wahl jedes Mädchen beglücken muß, Dein Name ist über jede Verläumdung erhaben, nicht so der meine. Still, unterbrich' mich nicht, ich sehe, welche Einwendungen Du machen willst, ich würde sie doch nicht als vollgültig anerkennen — darin kann mich Niemand überzeugen, so gern ich mich überzeugen lassen möchte. Durch meine Verlobung würde alles längst Vergessene wieder an's Tageslicht gezogen werden, man würde sich plötzlich all' der dunklen Geschichten über meine Abkunft wieder erinnern und wenn möglich Deinen geachteten Namen damit in Verbindung bringen. Die Welt ist einmal so. Du siehst, Arnold, ich kann trotz meines grenzenlosen Leichtsinns ernst sein, ich kann die Welt mit andern als mit lachenden Augen ansehen, aber ich weiß nicht, warum ich ihr das zeigen soll. Von Kindheit an habe ich mir es in's Gedächtniß prägen müssen, daß ich nicht zu den Leuten gehöre, die freundlich gegen mich sind, ich wußte seit jeher, daß ich eine Ausgestoßene bleiben würde, und weil ich das stets wußte, so mag es auch daher sein, daß ich mich so ruhig in das Unabänderliche füge und dennoch glücklich sein kann. Ich gehöre nicht zu jenen Menschen, die sich nach Unerreichbarem sehnen und dabei zu Grunde gehen, ich nehme die Welt wie sie ist, nicht wie sie sein sollte und das ist für ein Mädchen in meinen Verhältnissen ein Glück. Habe ich es jemals schmerzlich empfunden, daß ich ein Findelkind bin, so ist es in diesem Augenblick, wo es mich von dem höchsten Glücke ausschließt, welches ich erreichen könnte."

Marie schwieg.

Arnold wunderte sich über die Veränderung, die in den wenigen Augenblicken mit dem Mädchen vorgegangen war. In ihrem Gesichte war keine Spur mehr ihrer früheren Lebendigkeit und ihres Frohsinns, ein strenger, unerschütterlicher Ernst darin zeigte ihm, daß ihre Worte nicht bloß eine Laune, sondern ein wohlüberlegter Plan war, den all' seine Bitten, Betheuerungen und Auseinandersetzungen nicht wankend machen konnten.

„Ich glaubte nicht, daß ein solcher Grund sich meinen heißesten Wünschen entgegensetzen würde, Marie, und es bekümmert mich tief, daß auch Dein schuldloses Herz solche betrübende Gedanken haben kann. Ich weiß aber nicht, ob es Recht ist, daß das Glück zweier Menschen an einer solchen unbedeutenden Sache für immer zerschellen soll."

„Sprich' nur nicht so traurig, Arnold, ich kann das nicht anhören," sagte Marie, „ich will ja Dich und mich vor Reue bewahren. Du würdest es nie ertragen, wenn vielleicht einmal Aufklärungen über meine Abkunft an's Licht kämen —"

„Die würde ich verachten, Marie, die es wagten, die Schuld der Eltern auf das Kind zu werfen," unterbrach Donitz sie eifrig. „O, Marie, laß' nicht durch solche haltlose Gründe unser Glück zerschellen. Werde mein, wenn Du mich liebst, was kümmert uns die Welt?"

„Ich kann nicht," gab Marie traurig zur Antwort, „Du kannst mich durch alle Gründe der Welt nicht überzeugen, daß ich Dein Opfer annehmen muß. Versuche nicht mehr, mich zu überreden, Arnold, dieser Entschluß kann nicht wankend gemacht werden, ich müßte doch immer wieder sagen: es darf nicht sein."

„Ich will nicht mehr versuchen, Dich zu überzeugen, Marie, denn ich möchte nicht durch meine Ueberredungskunst mir das höchste Glück erkaufen. Ich hoffe, daß die Zeit Deinen Entschluß wankend machen und Dich auf andere Gedanken bringen wird."

Ohne Juliens Rückkehr abzuwarten, trat Marie bald den Heimweg an. Sie hatte nicht geglaubt, daß eine einzige Unterredung ihr Innerstes so verändern könne und doch waren nie solche Gedanken auf sie eingestürmt, als in diesem Augenblick. Es war doch nicht so leicht, ein Glück dahinzugeben, wenn es erreichbar ist. Sie hatte nie geglaubt, daß ihr Lebensmuth auch nur durch irgend etwas in der Welt auf

einen Moment sie verlassen könnte. Sie verwahrte sich im Voraus gegen alles Glück, um es nie entbehren zu dürfen.

Sie war so in Gedanken versunken, daß sie nicht hörte, wie ein schneller Schritt ihr folgte, und erst als er ihren Namen aussprach, sah sie ihren Vormund, Advokat Wilmat, in Begleitung eines ihr ganz fremden Herrn vor sich stehen.

„Herr von Lichtenfels," stellte Advokat Wilmot ihn seiner Mündel vor. „Wir waren gerade im Begriff, Dich aufzusuchen, Marie," fuhr er fort. „Es handelt sich um eine Sache von Wichtigkeit, die hoffentlich auf Deine Zukunft einen wohlthätigen Einfluß ausübt."

Marie gab nur kurze Antworten, während sie dem Hause der Familie Birminger, in welchem sie lebte, zuschritten. Dort angelangt, führte sie die Herren auf ihr Zimmer.

„Marie," begann Herr Wilmot mit Ernst, „leider haben die Umstände es Dir bereits mitgetheilt, was Dir besser verborgen geblieben wäre, um Deiner eigenen Ruhe willen. Ich habe zwar keine große Verstimmung jemals bei Dir bemerkt, aber Du wirst doch Gedanken darüber gehabt haben, daß Du so ganz allein in der Welt dastehst."

„Lassen Sie die Sache ruhen, mein Vormund," entgegnete Marie sanft, „sie läßt sich durch nichts in der Welt ändern und darum bleibt sie besser unangetastet. Welche Gründe meine Eltern auch bewogen haben, sich von mir, ihrem Kinde, zu trennen, die Thatsache läßt sich nie entschuldigen und so habe ich mich gewöhnt, mich in das Schicksal einer Waise zu finden."

Jetzt trat Herr von Lichtenfels vor. Mit warmen, ergreifenden Worten schilderte er Marien die tiefe Reue, die ihre Mutter, welche jetzt im Kloster ihren einzigen Fehltritt büße, fühle. Er bat sie, derselben zu verzeihen und ihm, dem alternden Mann dadurch seinen letzten Lebensabend zu verschönern, daß sie seine Tochter werde, indem er beabsichtige, sie zu adoptiren.

Marie blieb eine Weile schweigsam.

Endlich erhob sie den vor Glück und Freude mit Thränen umflorten Blick, es war ein Blick unaussprechlicher Hingebung und Dankbarkeit — das waren Mathildens Augen, die Lichtenfels anschauten.

„Du willst, Marie? Du willst mein Kind sein — ich Dein Vater?" jubelte er, sie heftig in seine Arme schließend. „O, so reich, so unendlich reich bin ich nie gewesen, ein Kind, ein liebes, geliebtes Kind mein."

„Ich will," sagte Marie ernst und feierlich, „ich will Dir eine treue, liebevolle Tochter sein."

Arnold Donitz war allein in seine Wohnung zurückgekehrt, abermals um ein Glück ärmer, abermals mit der Gewißheit, daß er immer einsam und verlassen bleiben müsse. Er hatte kein Glück in der Liebe, nicht früher, nicht jetzt und er sehnte sich so nach einem stillen Hafen des Friedens, nach einem Wesen, welches ihn liebte und mit all' der Sorgfalt eines zärtlichen, liebenden Weibes umgab. Seine schönste Jugendzeit vertrauerte er um seiner ersten Liebe willen, und kaum hatte er sich von dem Schlage erholt, kaum gab er sich auf's Neue einem Traume hin, so wurde er abermals in ein Nichts zurückgeschleudert.

Am andern Tage schon erreichte eine sonderbare Nachricht sein Ohr: Herr von Lichtenfels habe die kleine Marie Gehrike adoptirt und sie zur Universalerbin seines gesammten Vermögens eingesetzt.

Das war ein Schlag, der alle anderen an Härte übertraf, jetzt erst war sie ihm für immer verloren. Der arme, unbemittelte Hauptmann durfte nie daran denken, die reiche Erbin zu seiner Gattin zu machen.

Wie war das nur Alles so gekommen, wie voll Hoffnung fand ihn der vorhergehende Morgen und dann kam ihre Weigerung, jetzt erst ihr gänzlicher Verlust. Und warum hatte sie ihm das nicht gesagt — warum diese Heimlichkeit — sollte er am Ende auch noch an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln?

„Nein," murmelte er, „welchen Beweggrund sie auch hatte, er war rein und edel."

Fünftes Capitel.

Eine wichtige Entdeckung.

Nach einem Tage voller Anstrengungen, mit welchen Julie Streitmann, wie alle Tage den verlorenen Trauschein ihrer verstorbenen Mutter suchte, saß diese müde und abgespannt in der Nähe des warmen Kamins, worin ein lustiges Feuer hell aufflackerte. Draußen tobte ein heftiger Sturm, der Regen schlug gegen die Fenster und ein unheimliches Klappern gab ab und an Zeugniß von der Wuth der entfesselten Elemente. Aber das junge Mädchen beachtete es nicht, sie war zu sehr von ihren eigenen ruhelosen Gedanken in Anspruch genommen, um an die Außenwelt denken zu können.

Das Zimmer machte einen äußerst behaglichen Eindruck, die niedergelassenen Fenstervorhänge, die jeden Einblick in das Innere verhinderten, gewährten ein wohlthuendes Gefühl von Sicherheit. Das hell auflodernde Feuer beleuchtete tanzend die verschiedenen Gegenstände und besonders den mit Engelsköpfen verzierten Schrank der verstorbenen Tante Liesing. Mit einem traurigen Kopfschütteln betrachtete Julie alle Gegenstände eines nach dem andern — alle waren nun schon von ihren Nachsuchungen beunruhigt, kein Stück davon verschont und doch hatte es nichts genützt, der Trauschein ihrer Mutter war und blieb verschwunden.

Die stete Aufregung, in welcher Julie die letzte Zeit gelebt, hatte einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf ihren Gesundheitszustand gehabt. Eine krankhafte Blässe, nur bisweilen von einer glühenden Fieberhitze vertrieben, zeigte wie sie geistig und körperlich litt. Das Haus verließ sie nicht mehr, als höchstens auf

ein paar Augenblicke, es war, als wenn sie einen Schatz gefunden habe, den sie nicht aus den Augen lassen dürfe. Und doch war alles Suchen vergebens. Ein halbes Jahr lang hatte sie nun schon Tag für Tag jeden Winkel des Hauses durchsucht, jedes Papier, was sie fand, um und umgewendet in der leisen Hoffnung, es sei das Verlorene; sie hatte keinen Schrank, zu Tante Donitzens großem Entsetzen unberührt gelassen, sondern Alles von der Stelle gerückt und — vergebens.

„Onkel," sagte sie eines Tages zu Arnold Donitz, „glaubst Du, daß ich Mama's Trauschein nie wiederfinde?"

Arnold zuckte die Achseln.

„Ich habe allerdings Grund, Deine Anstrengungen für nutzlos zu halten, Julie, aber man kann Alles nicht wissen — auch die Möglichkeit des Wiederfindens ist da."

„Ich glaube, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn Mama's Wunsch nicht erfüllt wäre," sagte sie dann.

„Sterben? Kind, Kind was sprichst Du von Sterben?" sagte Arnold fast bestürzt. „Deine Mama hat gewiß nicht geahnt, wie ihr Kind Alles aus den Augen setzen würde, um einem Ziele nachzujagen, das in so ungewisser Ferne schwebt, sie hätte Dich sonst gewiß nie auf etwas aufmerksam gemacht, was Dir ebenso gut oder besser verborgen geblieben wäre."

Aber Julie beachtete alle Vernunftgründe ihres treuesten Freundes nicht, sie beharrte fest bei ihrem Entschlusse, nicht zu rasten noch zu ruhen, bis sie ihr Ziel erreicht habe. Alles andere war für sie nicht in der Welt vorhanden, sie war zu jeder Beschäftigung, selbst zu der kleinsten Handarbeit unfähig. Wie ein ruheloser Geist wanderte sie von einer Stube in die andere, immer ihre Augen auf alle Gegenstände richtend, wo nur ein kleines Stück Papier verborgen sein konnte.

Arnold Donitz, der bisweilen völlige Geistesabwesenheit bei Julie bemerkte, fragte einen Arzt im Vertrauen um Rath. Dieser schüttelte bedenklich den Kopf.

„Daran läßt sich nicht das Geringste ändern," sagte er. „Ich kenne derartige Kranke."

(Fortsetzung folgt.)

Lady Godiva von Coventry.

In der Stadt Coventry in England wird alljährlich eine merkwürdige Ceremonie abgehalten.

Während des Marktes paradirt eine große Procession durch die Hauptstraßen. Die Hauptfigur in dieser ist eine Frau zu Pferde, mit aufgelöstem Haar und in eng anschließende fleischfarbige Tricots gekleidet. Der Ursprung dieser Procession datirt aus dem 11. Jahrhundert.

Leofric, damals Herr von Coventry, legte schwere Abgaben auf das Volk. Seine Gattin, Lady Godiva, sympathisirte mit den unter den hohen Steuern Seufzenden und bat ihren Gemahl, diese Bürde zu erleichtern. In einem Anfalle übermüthiger Laune versprach er, dies zu thun, aber nur unter der Bedingung, daß seine Gattin am hellen Tage nackt durch die Straßen der Stadt reite.

Lady Godiva erließ sofort den Befehl an das Volk, in den Häusern zu bleiben und ihre Fensterläden zu verschließen, und dann bestieg sie ihren Zelter, und nur in ihr überaus reiches aufgelöstes Goldhaar gehüllt, ritt sie durch die Stadt.

Sie blieb ungesehen von allen Einwohnern der Stadt, ausgenommen einem neugierigen Schneider, dessen Name aber dadurch als der „Gudende Tom von Coventry" unsterblich wurde. Er sah durch einen halb offenen Fensterladen, und die Sage erzählt, daß er dafür mit Blindheit geschlagen wurde, notabene vom Himmel.

Lady Godiva wird nun bei den jährlichen Processionen stets durch irgend eine schöne und berühmte Kunstreiterin dargestellt, und Abbildungen von ihr gehen dann durch ganz Großbritannien, Amerika und alle britischen Colonien.

Besonders schön ist ein solches Bild, das uns kürzlich zu Gesichte gekommen, und welches die gefeierte Schönheit und Kunstreiterin Miß Amy Sheridan als Lady Godiva darstellt.

Tennyson hat diese Geschichte in einem Poem behandelt, von welchem wir Folgendes in Uebersetzung geben:

„Dann floh sie in ihr innerstes Gemach
Und löste ihres Gürtels gold'ne Adler,
Des grimmen Grafen schöne Hochzeitsgabe;
Jetzt lauschte sie und hielt den Athem an,
Ein Bild, wie sommerlicher Vollmond schön;
Nun schüttelt sie das Haupt und ihre Locken
Umfließen schimmernd sie bis zu den Knieen;
Sie wirft das Kleid von sich; — hinab die Stiege
Flieht sie, fast einem Sonnenstrahle gleich,
Von Pfeiler dann zu Pfeiler bis zum Thorweg,
Wo, reich in Gold und Purpur aufgezäumt,
Der weiße stolze Zelter steht. Und fort,
Gekleidet nur in ihre eig'ne Keuschheit,
Sie zieht, und jedes Lüftchen schweigt um sie,
Und hält den Athem an um ihretwillen.
Ein Hund, der bellt, macht ihre Wangen heiß,
Des Zelters Trab durchzucket ihre Pulse.
Die blinden Mauern haben ihre Risse,
Und die phantast'schen Giebel schrecken sie;
Doch ritt sie fort, bis sie am Thor das Feld
Voll Blüthen sich entgegenschimmern sah.

Xaver Riedl.

Feuilleton.

* Ball-Erinnerungen.

Lieblich in des Festes Glanz
Schlinget sich der Tänzer Kranz.
In den Zügen stilles Sehnen,
Nach der Musik heitren Tönen.
Die Muse beginnt:
Wirbelnd dreh'n sich im Kreise die Paare.
Doch, wie im Tanz' die Minuten,
So schwinden im Leben die Jahre.

Dem Frühling voll Lebenslust
Dehnt sich die treue Brust.
Jetzt erst erkennt und versteht er das Leben
Und legt Ziel in sein wankendes Streben.
Die Würfel fallen:
Friede, Wonne und himmlischer Segen
Sind dann des Glücklichen Lohn.
Amor streut Rosen auf all' seinen Wegen.

Aber enttäuscht durchjagt Mancher die Erdenrunde.
Verzweiflung im Blick, im Herzen die Todeswunde.
Das Glück ist verspielt:
Er sucht zu vergessen und durchirrt ruh'los die Lande.
Ihm ist's im Norden zu heiß, zu kühl im glütenden Sande.

Wie der Kahn auf silberner Flut,
So windet sich in des Eifers Glut,
Paar auf Paar durch die schwebende Kette
Mit der Anmuth vereint sich das Nette.
Ein herrlicher Anblick:
Hüpfend gleich Elfen im Mondlichts-Gefilde
Nach dem Tactschwung der Muse
Heben und wiegen sich lichte Gebilde.

Nun ist der Reigen beendigt
Und die Tanz-Lust gebändigt
Mit wogendem Busen, fliegendem Haar
Löst sich der Tänzer fröhliche Schaar.
Seelig in der Erinnrung:
Glücklich, wem nach des Lebens wildem Gejage
In Alter und Trübsal
Die Erinnerung verbleibt an schönere Jugendtage

Gg. Loewe.

Vier Heirathsgesuche.

I.

Ein eben erst gewordener Wittwer von 50 Jahren der aber, was Gefühle betrifft, noch ganz auf seinem früheren Standpunkte stehen geblieben ist, wünscht sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu verheirathen. Gefällige Damen wollen sich unter Couvert wenden an X. Y. Z. Größtes Vertrauen mit Photographie zugesichert.

II.

Da es mir an den nöthigen Damenbekanntschaften fehlt, so wünsche ich mich zu verheirathen, wobei ich zum ersten Mal den Weg der Oeffentlichkeit betrete. Anonyme Damen werden nicht beantwortet, jeder anderen jedoch vertraulich entgegengekommen. Alle Reflectantininen belieben auch ihr Alter anzugeben, wobei 25 Jahre gewünscht werden. Adresse: P. P.

III.

Ein mehrere Jahre langer Wittwer steht im Begriff, sich mit einer ebenfalls in diesen Jahren stehenden Dame zu verheirathen. Ein noch nicht in den Wittwenjahren bestehendes, völlig unverdorbenes Mädchen wird jedoch zu obigem Zwecke vorgezogen.

Da ich Kuchenbäcker und auch sonst im Besitz alles Nöthigen bin, so werden sich anständige junge Damen leicht in meine Häuslichkeit finden. Correspondenz unter A. B. C.

IV.

Ein kräftiger junger Mann, der sich noch wenig in der Welt umgesehen hat, sucht bei einer schon ältlichen Dame eine Stelle als Ehemann anzutreten. Auf hohes Vermögen wird mehr gesehen, als auf gute Behandlung. Gegenseitiger Austausch vermittelst Photographien ist Bedingung. L.

* (Blutige Steinkohlen.) In den pennsylvanischen Kohlengruben sind im Jahre 1871 im Ganzen 622 Arbeiter verwundet und 372 getödtet worden. Letztere hinterlassen 220 Wittwen und fast 600 Kinder. Von den Getödteten fanden 210 durch verbrecherische Gleichgültigkeit der Kohlengrubenbesitzer, welche über die Gesetze zum Schutze des Lebens der Gruben-Arbeiter hohnlachen, da sie die Legislatur und die Justiz wohlbezahlt in der Tasche haben, den Tod. Die gedachten Gesetze sind ganz vortrefflich, aber wie alle Gesetze, welche den Reichen Pflichten auferlegen, nur dazu da sind, um übertreten zu werden. Im County Schuylkill kostet die Production von je 50 Tonnen Kohlen immer ein Menschenleben. Sind das nicht blutige Steinkohlen?

Gemeinnütziges.

* (Mineralische Baumwolle.) Unter dem Sensationsnamen „minerale cotton," hat jüngst ein amerikanischer Erfinder in der Manchester Philosophical Society Proben eines Productes ganz eigenthümlicher Art ausgestellt. Durch das Einblasen eines kräftigen Dampfstrahles in einen Strom flüssiger Schlacke gewinnt derselbe feine elastische Fäden aus Schlacke in der Länge von zwei bis drei Fuß. Dieses Material soll ein so schlechter Wärmeleiter sein, daß man es schon in großen Mengen zubereitet und zur Umhüllung von Röhren, Dampfkesseln, überhaupt von allen jenen Apparaten benützt, bei welchen die Wärme-Ausstrahlung verhütet werden soll. Nach den Beschreibungen eines englischen Fachblattes haben wir es hier nicht etwa mit Humbug, sondern mit einer reellen Erfindung zu thun; die Fäden sind glänzend weiß, auffallend ähnlich dem aus der Baumwollkapsel gewonnenen Gespinnste. Die Kosten der Herstellung sind verschwindend gering, und man erwartet deßhalb eine baldige Verwendung in größerem Umfange.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph Rohr in Kaiserslautern

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 35. Kaiserslautern, 1. Mai 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(34. Fortsetzung.)

„Die stete Aufregung, in welcher sie sich befinden, nimmt in den meisten Fällen einen betrübenden Ausgang, entweder es entsteht eine heftige nervöse Krankheit, oder aber sie endet mit dem Verlust der Verstandeskräfte.“

„Also wahnsinnig! O, wenn Du das gewußt hättest, Helene, Dein Kind wahnsinnig!“

„Es giebt nur einen Ausweg, Herr Hauptmann,“ fuhr der Arzt fort, „Sie müssen die junge Dame auf alle Fälle aus ihrer jetzigen Umgebung herausreißen. Nur ein solcher Wechsel kann sie von ihrer gefaßten Idee abbringen.“

Aber daran war nicht zu denken. Jede leise Andeutung, sie zu einer kleinen Reise, ja selbst nur zu einem einfachen Spaziergange zu bewegen, wies Julie mit Gereiztheit zurück; sie wollte ganz ihr[illegible] Leben, den [illegible] wiederzusuchen und sich durch nichts davon abbringen lassen. Sie zog sich von Allem zurück, selbst von Marie, die sie sonst vergöttert hatte, und als diese kam, ihr die glückliche Wendung in ihrem Schicksale zu verkünden, da hatte sie nicht die geringste Theilnahme an den Tag gelegt, sie, die sich sonst über das kleinste Glück ihrer Nebenmenschen mitfreute.

An dem erst erwähnten Abend als sie noch immer in der niedergeschlagensten Stimmung am Kamin saß und nicht einmal Lust bezeigte, das verglimmende Feuer wieder anzufachen, sondern die erlöschende Flamme mit ihrem eigenen Dasein verglich und den düstersten Gedanken nachhing, war Tante Donitz, die das Zusammensein mit Julie unerträglich fand, auf ein paar Augenblicke zu einer Bekannten hinübergegangen. Julie war sehr mit ihrer Einsamkeit zufrieden, obgleich sie stets ein ängstliches, furchtsames Kind gewesen war. Seit sie ihre Lebenslust eingebüßt, bezeigte sie eine wahrhaft Besorgniß erregende Gleichgültigkeit gegen alle Vorkommnisse im gewöhnlichen Leben.

„O, warum habe ich das entsetzliche Geheimniß erfahren,“ murmelte sie, ihre Hand fest an die Stirne pressend, „warum bin ich aus meiner glückseligen Ungewißheit herausgerissen, um die entsetzlichsten Martern auszustehen? Wie mein armer Kopf brennt, wie's da oben hämmert und schlägt!“

„Wer war da?“ fuhr sie plötzlich aufspringend fort. „Wer kann zu mir kommen?“

Ein wiederholtes Klopfen an der Thür zeigte, daß Jemand Einlaß begehrte. Verwirrt strich Julie ihr Haar von der Stirn zurück — sollte sie öffnen? Sollte sie ihre Gegenwart verläugnen? Aber indem sie noch darüber nachdachte, wurde bereits die Thür geöffnet und eine dicht verschleierte Frauengestalt trat über die Schwelle. Jetzt schlug sie den Schleier zurück, und das Lampenlicht beleuchtete ein für Julie vollkommen fremdes Gesicht.

„Helene, Fräulein Helene!“ murmelte die Fremde fast bestürzt einen Schritt zurücktretend. „Entschuldigen Sie — ich wußte nicht daß — siebzehn Jahre beinahe und noch nicht gealtert!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete Julie verwirrt, meine Mutter hieß Helene.

„Ihre Mutter?“ sagte die Fremde fast wie erleichtert und trat nun auch zutraulich einen Schritt näher. „Ich Närrin, konnte doch daran denken, glaubte aber Fräulein Helene Streitmann vor mir zu sehen. Wie ähnlich Sie ihr sind? Also Ihre Tochter — die kleine Helene war verheirathet.“

„Bitte, treten Sie näher, kann ich womit dienen?“

„Die alte Tante Liesing wollte ich aufsuchen, ich habe sie seit mehr den siebzehn Jahre nicht gesehen,“ entgegnete die alte Dame, bis in die Mitte des Zimmers vortretend.

„Tante Liesing? Ach liebe Frau, die ist schon beinahe dieselbe Anzahl von Jahren todt,“ sagte Julie.

„Todt! Ach du lieber Gott! Nehmen Sie's nur nicht für ungut, liebes Fräulein, daß ich darüber noch gerne ein paar Worte hören möchte. Erlauben Sie mir, daß ich mich einen Augenblick ausruhe,“ fügte sie sich in das Sopha setzend hinzu, „ich habe hier so oft an demselben Platze gesessen, denn Tante Liesing ist meine beste Jugendfreundin gewesen; wir sind von Kindheit an zusammen gewesen und wenn wir uns auch oft zankten, so hatten wir uns doch lieb und konnten nicht ohne einander sein. Nicht wahr, liebes Fräulein, man hat ja so Beispiele. Und nun ist die gute Alte todt, schon so lange Zeit, ach, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte! Mein Name ist Crispine Kettland, Sie mögen von mir gehört haben oder auch nicht — nun das thut ja auch nichts zur Sache. Vor siebzehn Jahren, als ich fortging, mußte ich einen alten Onkel bis zu seinem Tode pflegen, und ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich das rechtschaffen gethan habe. Ach du lieber Gott, auch meine alte Liesing todt, und was macht denn

das Helenchen, das gute liebe Kind, es sah damals so ein Bischen blaß aus, aber man hat das wohl bei so jungen Mädchen, wenn das Herz erst zu schlagen anfängt. Ich weiß das noch von mir selber her. Die Liesingen und ich — ach wer hätte das gedacht, daß sie so bald sterben mußte. Ach nun, und was macht nun das Helenchen, ach bitte, sagen Sie es mir doch! Sie hat sich also verheirathet — wohl eine gute Partie gemacht?"

„Auch sie ist beinahe ebenso lange todt," sagte Julie mit einem schweren Seufzer. „Sie starb ein paar Wochen später als die Tante Liesing."

„Gott soll mich bewahren!" rief die alte Dame, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, aus. Auch die gute, liebe Helene, das sanfte Kind? Und da blieben Sie allein mit Ihrem Jammer zurück? Ach, was man doch nicht Alles in der Welt erleben muß? Wie ist denn das Alles so gekommen? Die Tante Liesing war eine gute Person, außerordentlich gut, wenn auch ein Bischen mißtrauisch. Nur gegen mich nicht. Manch' liebes Mal hat sie zu mir gesagt: „Crispinchen, ich habe mir wieder ein verborgenes Fach angelegt, da sollen mir die Diebe nicht hinkommen. Ich glaube, wenn sie noch länger gelebt hätte, sie würde mit der Zeit ihr ganzes Haus unterminirt haben. Aber sie gab jedem Armen etwas, sie war die Wohlthätigkeit selbst. Ach, die gute Lotte da in Sturm und Unwetter durch die ganze Stadt gelaufen, weil ich noch mit dem Abendzuge wieder fort will und nun finde ich sie todt, die gute Seele!"

Und die alte Dame brach in ein herzbrechendes Schluchzen aus.

Aber Julie hörte es nicht einmal, ihr war nur Eins aus dieser ganzen Rede dieser Frau klar geworden, dieselbe wußte mehrere geheime Verstecke. Ihr schwindelte vor dem Gedanken an die Möglichkeit, daß ihr ein Schlupfwinkel entgangen war, aber dennoch brachte sie keine Frage darnach über ihre Lippen, als wenn sie fürchtete, nichts Neues mehr zu erfahren und dann in ihren Hoffnungen getäuscht zu sein.

Sie ließ also die alte Dame ruhig ausschluchzen und diese fuhr fort:

„Und auch Ihre Mutter ist so bald gestorben, liebes Fräulein, da haben Sie eine recht traurige Kindheit gehabt, denn Niemand in der Welt kann so für uns sorgen als eine Mutter. Leben Sie denn hier nun ganz allein? Das läßt sich doch eigentlich nicht gut annehmen — Sie scheinen mir noch kaum den Kinderschuhen entwachsen."

„Ich wohne bei einer entfernten Verwandten," sagte Julie halb bewußtlos. „Aber bitte, wollen Sie nicht noch etwas von Tante Liesing erzählen, ich habe wenig von ihr gehört, weil ich eben nicht mit Menschen zusammen gekommen bin, die sie gekannt, wollen Sie?"

„Warum nicht, mein Fräulein, ich kann nicht genug von der alten frommen Seele erzählen. Das Herz ist mir so voll davon. Mir bleibt wohl noch ein Stündchen Zeit, der Zug fährt erst um neun Uhr und ich glaube, es ist jetzt erst halb acht Uhr. Sie erlauben wohl, daß ich mich ein wenig meines Mantels und Hutes entledige, es ist hier eine so schöne behagliche Wärme."

Und während sie sich der genannten Kleidungsstücke entledigte, wanderten ihre Augen von einem Gegenstand zum andern, am längsten verweilten sie bei dem alten eichenen Schranke.

„Ach, wie mich das Alles rührt," fuhr sie nach einer Pause fort. „Jener alte Schrank ist ein wahres Meisterwerk, voller heimlicher Winkel, und dort oben die Tapetenthürchen, ich sehe gerade auf den kleinen Messingknopf das Licht fallen, wie haben wir uns darum eines Tages gezankt. Aber sie wollte es nun einmal, da war nichts zu machen, so gut sie sonst war. Sie meinte, an ein solches Versteck dächte man am Allerwenigsten, den Schrank mit den Engelsköpfen könnte man mit einem Beil zerschlagen, und ich behauptete, daß solche Thüren schon deshalb unzweckmäßig wären, weil, sobald die Tapeten einmal gewechselt werden müßten, es sogleich an's Tageslicht kommen würde. Dann nehme ich eine Ledertapete, rief sie aus. Sehen Sie, Fräulein, davon stammt diese Ledertapete, die jetzt noch paradirt. Ach, die gute Liesing! Die Tapete ist noch recht schön und insofern hat sie genicht Recht gehabt, sehen kann man ja die Thüren nicht, das schließt Alles so genau und wenn das Licht nicht gerade auf die kleinen Knöpfe gefallen, ich hätte vielleicht in meinem Leben nicht wieder daran gedacht. Aber so etwas rührt wohl jeden Menschen und am meisten mich, denn ich bin sehr zu derartigen Schwachheiten geneigt. Sie können nicht glauben, wie eigenthümlich es mich berührte, als ich in diese alten Räume eintrat, ich hätte vor Erinnerung gewiß kein Wort sprechen können, wenn —"

„Welche Tapetenthürchen meinen Sie?"

Die alte Dame war wie aus den Wolken gefallen. Sie hatte nicht die furchtbare Veränderung gesehen, die mit Julien vorgegangen war, als sie die Tapetenthüren erwähnte und wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf es sie, als diese plötzlich nach etwas fragte, was schon wieder aus dem Bereich ihrer Gedanken entschwunden war.

Sie sah Julie so erstaunt und besorgt an, als wäre sie um den Verstand des jungen Mädchens besorgt.

Aber diese sah weder das Erstaunen noch die Besorgniß der Dame, sie wollte nur Antwort auf ihre Frage haben, es hatte sie so viel Mühe gekostet, dieselbe auszusprechen.

„O, bitte, sagen Sie mir aus Barmherzigkeit, welche Thürchen Sie meinen!"

Die alte Dame war in diesem Augenblicke fest überzeugt, es mit einer Irrsinnigen zu thun zu haben.

Sie erhob sich erschrocken von ihrem Sitze.

„Bitte, bitte, bemühen Sie sich nicht," flüsterte sie hastig, „ich glaube, ich bin in das unrechte Haus gerathen, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen empfehle."

„Spannen Sie mich nicht länger auf die Folter, haben Sie Mitleid, ich bitte Sie um Alles in der Welt," bat Julie. Die hellen Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn.

Mittlerweile war Fräulein Crispine Kettland mit kaum glaublicher Geschwindigkeit in ihren Mantel hineingefahren, setzte rasch den Hut auf und ihre kleine Reisetasche ergreifend, rief sie aus:

„Wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, da oben in der Ecke, sehen Sie nur hin."

Und ehe Julie sich noch besinnen konnte, was die alte Dame zu diesem schnellen Rückzuge bewog, hörte sie schon unten die Hausthüre zuschlagen. Die Hände fest auf der Brust gefaltet, stand sie einen Moment regungslos da und starrte nach der angedeuteten Stelle, aber sie sah nichts — nichts, was die Worte der alten Frau bestätigte.

„Ich muß es untersuchen, jetzt gleich noch in dieser Minute," murmelte sie, „ich muß wissen, ob es in der That noch ein Fleckchen in diesem Hause giebt, was ich nicht wüßte."

Sie betastete, nachdem sie die Thür verschlossen, die ganze Wand so weit sie reichen konnte, aber sie fand keinen Messingknopf, die Tapete war vollkommen glatt und eben, nichts ließ auf irgend eine Thür oder Oeffnung schließen. Sie holte jetzt einen Stuhl herbei und begann von Neuem ihre Untersuchung, aber auch dies schien vergeblich. Schon wollte sie jede weitere Nachforschung aufgeben, als ihre Finger gegen einen Gegenstand stießen und in demselben Augenblick sprang auch schon ein kleines Thürchen auf.

Julie stieß einen lauten Schrei aus, und wankte. Sie lehnte sich erschöpft gegen die Wand, es flirrte und flimmerte vor ihren Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Hexenmeisters.

Zu der Zeit, als der amerikanische Hexenmeister Anderson noch weit von seinem Rufe war, reiste er mit einem geschickten Taschenspieler, als dessen Gehilfe, durch die nördlichen Provinzen Frankreichs, wo sich sein Meister für Vorstellungen in der Zauberkunst in Paris vorbereiten wollte. Auf diesen Wanderungen langten Beide eines Tages in einer kleinen Stadt an, welche durch ihre Fabriken berühmter ist, als durch den Sinn ihrer Bewohner für Kunstleistungen irgend einer Art. Demgemäß belief sich die Einnahme des Magiers auf Null, und Verzweiflung bemächtigte sich der beiden Abenteurer, die in der Regel gerade so viel verzehrten, als sie einnahmen. Was sollte geschehen?

„Meiner Treu," rief Anderson aus, es soll nicht heißen, daß wir nicht einmal Ersatz für Unkosten herausschlagen. Ich hab's! Lassen Sie mich einen Anschlagzettel für nur noch eine Vorstellung schreiben, und wenn das Programm nicht zieht, so nennen Sie mich den größten Pfuscher. Vernehmen Sie:

„Auf das dringende Verlangen der zahlreichen und kunstsinnigen Zuschauer in unsern Vorstellungen haben wir endlich eingewilligt, das erstaunliche Kunststück zu vollbringen, welches darin besteht, die Glocke der Kathedrale irgend eine beliebige Stunde anschlagen zu lassen, die von irgend einem Zuschauer angegeben wird. Wir sehen heute Abend wiederum einem zahlreichen Zuspruch entgegen" So, das wird hinreichen.

Aber in des Himmels Namen! wie wollen Sie das Versprechen erfüllen?

O! haben Sie darüber keine Sorge. Bin ich nicht ein würdiger Zögling eines kunstreichen Meisters? Ueberlassen Sie mir nur Alles.

Der Abend kam und mit ihm eine zahlreiche Menge der Neugierigen. Alles ging gut von Statten und nun kam das Hauptstück des Programms. Ein Zuschauer aus der Menge wurde ersucht, eine Zahl namhaft zu machen. „Vier!" hallte es von der Menge her.

Voller Furcht und zitternd streckte der Meister, der von den Mitteln seines Zöglings keine Kenntniß hatte, seine Hand nach der Kathedrale aus und sieh: eins, zwei, drei, vier klang es langsam und feierlich von der Kuppel. Der kalte Schweiß bedeckte des Künstlers Stirn und der Saal hallte vom Beifallsgeschrei des entzückten Publikums. Da capo erschallt es von allen Seiten. Ja, was sollte nun weiter geschehen?

„Nur immer zu, alter Knabe, es ist Alles in Ordnung" flüsterte die Stimme des Gehülfen hinter dem Vorhange hervor.

Mit einem erleichterten Seufzer wiederholte der Künstler das Wunderstück immer von Neuem, und die Zuschauer schieden endlich in wahrer Begeisterung.

Bei allem, was Wunder heißt, wie haben Sie das angefangen? schrie der verblüffte Direktor seinen lachenden Gehülfen an, sobald die Thüren geschlossen waren.

Je nun! ich gab dem Glockenzieher fünf Franken, er sollte in dem Glockenstuhl sich aufhalten, so oft anschlagen, als ich Lichter an das Fenster setzen würde, und ich sollte meinen, es sei ziemlich gut gegangen, versetzte der Andere, indem er die wohl gefüllte Kasse schüttelte.

Am nächsten Morgen, als sie mit dem Bahnzug abreisen wollten, kam einer der Stadtrichter zu ihnen und bat, sie möchten ihm das „Mirakel" erklären.

Es ist Magnetismus, mein Freund, antwortete Anderson, als der Meister mit der Antwort zauderte, und winkte geheimnißvoll mit der Hand. — Höchlich erbaut und zufrieden gestellt, verabschiedete sich der Magistrat.

Feuilleton.

† Kurz nach Charles Dickens' Tode unternahm ein pietätvoller Edinburger eine Reise nach Gad's Hill, gewissermaßen eine Pilgerfahrt nach der letzten irdischen Behausung des verewigten großen Dichters. Unser Schotte kehrt in der bekannten Taverne „Zum Sir John Falstaff" nächst dem Dickens'schen Hause ein und kann sich nicht enthalten, dem Kellner gegenüber seinem Schmerze Luft zu machen:

„Welch ein ungeheurer Verlust ist Dickens' Tod!" seufzt er.

„Jawohl, mein Herr" — entgegnet mit betrübtem Nicken der ländliche Ganymed; „ein riesiger Verlust; er bezog all' sein Bier von uns."

† Darmstadt, 25. April. Der frühere hess. Minister-Präsident Freiherr v. Dalwigk, von der Verwaltung des Germanischen Museums zu einem Beitrag zur Autographen-Sammlung des Instituts angegangen, bereicherte die Sammlung mit folgenden, in vielfacher Beziehung bemerkenswerthen Strophen:

Du hast geblutet und gerungen,
Mein deutsches Volk, für Land und Herd.
Nun, da der fremde Feind bezwungen,
Sei innenwärts Dein Blick gekehrt.
Befrage Dich, willst Du Dich wahren,
Daß Recht bestehe nach Gewalt,
Und stürzen, was seit tausend Jahren
Als würdig Dir und heilig galt?
Willst Du der Stämme alte Reinheit,
Der Deutschen lang bewahrtes Gut,
Vertauschen mit dem Reich der Einheit,
Das in der Zukunft Schooße ruht?
Willst Du, daß freudig man vertraue
Dem Kaiser, was des Kaisers Recht;
Doch nicht, daß je im deutschen Gaue
Ein Land sei eines Landes Knecht?
Willst Keinen Du, der machtgeblendet
Stets Ja! zu sagen ist bereit?
Willst Du, daß Der, den Du gesendet,
Ein Nein! auch hat zu rechter Zeit?
Und siehst Du, was Du willst, mit Klarheit,
Und folgt die That dem Willen gleich,
Dann schaffst, mein Volk, Du erst in Wahrheit
Ein rechtes, deutsches Bundesreich.

* In unserer guten „Barbarossastadt" fehlt es zwar auch nicht an schmutzigen Straßen, gräßlich aber muß der Schmutz in St. Louis sein, wenn es wahr ist, was der dortige „Demokrat" darüber sagt: In jener Zeitung heißt es: „Die Beschaffenheit unserer Straßen ist jetzt derart, daß sie einer Heerde Schweinen zum Vergnügen gereichen würden. Am Sonntage erstickte ein Mann in einer Kothpfütze und mehrere Kinder werden seit zwei bis drei Tagen vermißt — man fürchtet, daß sie ein morastiges Grab gefunden haben. Am Broadway sah man gestern zwei Maulesels-Ohren aus dem Schlamm hervorragen und ungefähr acht Fuß hinter ihnen einen Straßeneisenbahnwagen. Die Straßenreiniger fürchten sich vor dem Wagniß auf die Straße zu gehen, aus Angst, daß sie in dem zähen Brei versinken. Der städtische Ingenieur — doch es ist nutzlos, wir sind nicht im Stande, eine wahrheitsgetreue Schilderung der Beschaffenheit unserer Straßen zu liefern."

† Professor Agassiz ist ein schlechter Spaß passirt. Er hatte in den südamerikanischen Flüssen einige besondere Fischarten gefangen, die er in die nördlichen Ströme verpflanzen wollte, und sie in einem Fasse mit oben durchlöchertem Boden selbst nach Rio de Janeiro genommen, von wo er sie mit dem Packetboot nach New-York schicken wollte. In Rio kehrte er bei einem Freunde, dem Dr. Gunning, ein und ließ das Faß mit den Fischen in den Hof stellen. Der Koch, der glaubte, die Fische wären zur Mahlzeit bestimmt, holte die schönsten Exemplare heraus, bereitete sie köstlich zu und inmitten der Tafelfreuden erfuhr Herr Agassiz zu seinem Schrecken, daß es seine mühevoll bis nach Rio gebrachten Fische waren, die sich die Tischgesellschaft vortrefflich schmecken ließ.

Berichtigung.

In dem Gedichte „Ball-Erinnerungen" von G. Loewe in der letzten Nummer des „Unterhaltungs-Blattes" lese in der 9. Zeile anstatt „dem Frühling voll ꝛc. „dem Jüngling voll Lebenslust."

Gemeinnütziges.

† Kraftsuppe. Verehrte Hausfrauen, die altgläubig am Knochen hangen, haben gegen die kürzlich gegebene Anweisung, eine vorzügliche Bouillon auf kaltem Wege herzustellen, erhebliche Bedenken geäußert und mehrfach uns diese uns vorenthalten. Als Antwort theilen wir heute die Anweisung zur Bereitung einer ebenfalls ausgezeichneten Kraftsuppe mit, welche nach alter Weise durch Knochen erzielt wird, und gleich jener besagten, ohne Knochen herzustellenden Bouillon, nicht minder eine vortreffliche, stärkende und nährende Suppe für schwache Personen, Genesende, Wöchnerinnen und Ammen ist. Man zerschneidet Rind- und Kalbfleisch, auch wohl ein Huhn, in kleine Stücke, läßt dieselben ein bis zwei Stunden lang in kaltem Wasser liegen, welches genau so viel sein muß, als man zur Suppe zu bedürfen glaubt. In dieser Zeit entbindet das kalte Wasser das Osmacoma, die nahrhafteste, feinste Substanz des Fleisches. Man setzt darauf das Geschirr mit seinem ganzen Inhalt auf ein lebhaftes Feuer, thut Kräuter- und Wurzelwerk nach Geschmack Gefallen und Jahreszeit dazu, salzt und schäumt dann sehr achtsam und sorgfältig. Wenn der Topf eine halbe Stunde lang gewallt, ist die Suppe auf dem Punct ihrer Vollendung. Man hebt sie dann ab und sondert die Brühe von den Fleischstückchen, indem man sie durch ein Haarsieb gießt. Man hat nun eine helle dünn aussehende, aber auf's äußerste feinschmeckende und kräftige Suppe. C. Spielmann.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 36. Kaiserslautern, 5. Mai **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(35. Fortsetzung.)

„Doch noch, also doch noch — es giebt noch einen Ort, den ich nicht kenne. O, könnte es möglich sein? Mit raschem festen Entschlusse schob sie ihre Hand in die Oeffnung hinein, es war nur ein kleines, viereckiges Fach, und Julie hatte nicht gerade große Hoffnung, daß Papiere darin verborgen seien. Sie fand zunächst verschiedene alte Pillenschachteln, klein und groß, und als sie eine derselben öffnete, sah sie, daß darinnen Ringe und Schmucksachen, sorgfältig in Baumwolle gewickelt enthalten waren. Achtlos warf sie die Schachteln zur Seite, um weiter nachzusehen. Aber Alles was sie fand waren Werthgegenstände, lauter Gold und Silber, aber Julie freute sich nicht über den bedeutenden Fund. Was kümmerte sie Gold, Schmucksachen, für sie hatte nur ein Gegenstand Werth und das war das verlorene Dokument.

Nein, Julie fand kein Papier, selbst nicht als sie die Lampe zu Hülfe nahm und hineinleuchtete — die Oeffnung war ganz leer.

Erschöpft setzte sie sich auf einen Stuhl nieder, wieder um eine aufgetauchte, wenn auch nur schwache Hoffnung ärmer. Ja, sie hatte gehofft, sie konnte es nicht läugnen und nun war wieder Alles vorbei. In dumpfem Hinbrüten verloren starrte sie auf die kostbaren Gegenstände, die sie entdeckt, sie interessirten sie nicht, sie dachte nicht einmal daran, daß sie da waren.

Plötzlich sprang sie wieder auf. Hatte die Frau nicht von mehreren Thüren gesprochen? O, gewiß da waren noch mehr, sie mußte nur suchen, sie würde ja finden, was sie zu finden hoffte.

Mit zitternden Händen tappte sie abermals an der Wand herum, und sie brauchte nicht lange zu suchen, so fand sie in derselben Richtung mit dem erstgenannten Thürchen zwei andere von derselben Größe, und Julie begann von Neuem ihre Untersuchung, obgleich sie sofort sah, daß keine Papiere, sondern gleichfalls Werthsachen darin verborgen waren. Sie riß mit fieberhafter Hast Alles heraus, was darin war, aber kein Papier befand sich darunter. Sie ergriff abermals die Lampe und leuchtete in beide Fächer. Das erste war vollkommen leer, keine Spur eines Papiers, und nun das zweite. Julie leuchtete hinein, eine Leichenblässe bedeckte ihre Wangen — da — dicht vor ihren Augen lag ein vergilbtes Papier. Sie hatte nicht den Muth es herauszunehmen, aber jetzt wurde draußen angeklopft, es war die Tante, die von ihrem Ausgange zurückkehrte.

„Julie, Kind,“ hörte sie Tante Donitz ausrufen, „so gieb doch Antwort, mach' doch auf. Himmlische Güte, dem Kinde ist etwas zugestoßen.“

Verstärktes Klopfen gegen die Thür — Julie gab keinen Laut von sich, erst Gewißheit. Jetzt hatte sie das Papier in Händen, sie stellte die Lampe auf den Tisch, während sie die Tante wieder hinabeilen hörte, um wahrscheinlich Hülfe zu holen.

Sie entfaltete das Papier — mit weit aufgerissenen Augen starrte sie es an. Da stand klar und deutlich der Name Graf Georg Horn, und Helene Christine Magdalene Streitmann — Julie hatte den Trauschein ihrer Mutter wieder gefunden.

Sie hatte kaum noch so viel Bewußtsein, das Papier auf ihre Brust zu verbergen, ihre Sinne schwanden. In diesem Augenblick hörte sie Tante Donitz in Begleitung einer Nachbarsfrau, deren Stimme sie kannte, zurückkehren, Julie öffnete die Thür und sank bewußtlos in die Arme der erschrockenen Tante.

Als sie wieder zu sich kam, war des Fragens nach dem Funde kein Ende und die beiden Frauen waren zu sehr von den kostbaren Sachen in Anspruch genommen, als daß sie Juliens Aufregung bemerkten, außerdem hätten sie dieselbe wohl dem wichtigen Funde an Gold und Silbersachen zugeschrieben.

Nachdem die Nachbarsfrau sich endlich entfernte, um das Ereigniß, wenn sie die Neuigkeit noch los werden konnte, weiter zu verkünden, beschloß Tante Donitz, die Sachen wieder einstweilen an denselben Ort zu placiren, bis man sich einen Silberschrank angeschafft habe, und wunderte sich erst jetzt über Juliens Theilnahmlosigkeit bei der ganzen Sache.

Diese zog sich unter dem Vorwande, daß die gehabte Aufregung ihr Kopfschmerz verursachte, auf ihr Kämmerchen zurück, um dort allein zu sein.

Wieder und wieder las sie den Trauschein, an dessen Aechtheit sie nicht zweifeln konnte. Er war unversehrt, selbst das Kirchensiegel an keiner Stelle geknickt, obgleich das ganze Papier ziemlich zerknittert aussah.

Julie fühlte sich namenlos glücklich. Jetzt hatte sie den letzten Wunsch ihrer verstorbenen Mutter erfüllt, jetzt durfte sie wieder frei die Augen erheben, an ihrer Geburt haftete kein Makel, und ihr Vater sollte sie anerkennen, um ihrer verstorbenen Mutter willen, wenn sie auch keinen Antheil an seinen Namen, Stand und Reichthum nehmen würde. O, nein, daran dachte sie auch gewiß keinen Augenblick. Sie haßte, sie verachtete den Mann, der so kalten Blu-

tes das Lebensglück ihrer verstorbenen Mutter hinopferte.

Aber jetzt galt es Vorsicht. Ihre Mutter wollte keine Rache, keine Vergeltung und ihr letzter Wille sollte vollkommen erfüllt werden. Sie durfte also nicht offen gegen ihren Vater auftreten, gefährdete sie dadurch doch seine ganze Stellung, seine Existenz.

Einen Augenblick dachte sie daran, sich an Donitz zu wenden, aber auch nur einen Augenblick, um dann den Gedanken ganz aufzugeben. Arnold Donitz war der erbittertste Feind des Grafen Hoen, nicht ihm durfte sie das Rächeramt übertragen; sie allein wollte die Ehre ihrer Mutter, ihre eigene Ehre wieder herstellen.

Julie dachte und dachte, wie sie die Sache angreifen sollte, aber sie fand keinen Ausweg — der anbrechende Morgen traf sie noch ebenso rathlos als die Nacht.

„Es giebt nur einen Weg," murmelte sie endlich, als es schon unten im Hause lebendig wurde, „ich muß zu ihm, ich muß selbst mit ihm sprechen und seine Gesinnungen prüfen. Zwischen dem Gatten meiner verstorbenen Mutter und deren Kinde kann kein Dritter vermitteln."

Sechstes Capitel.

Vater und Tochter.

Seit jenem Tage, wo Graf Horn gerüchtsweise und aus den Tagesblättern es vernahm, daß Helene Streitmann den Tod einem Leben voller Schande vorgezogen, seit jenem Tage war es nicht so recht ruhig in seinem Innern geworden.

Wenn Graf Horn auch nicht gerade der Mann war, der sich leicht durch sein Gewissen erschrecken ließ, so beunruhigte ihn doch der Gedanke nicht wenig, daß der Trauschein verschwunden und nicht wieder an's Tageslicht gekommen war. Nebenbei hatte er einen andern Ausgang von dieser Liebelei erwartet; es war Alles so ganz anders gekommen, wie er es sich gedacht, nimmer hätte er dem schwachen, wankelmüthigen Mädchen einen Selbstmord zugetraut.

Bisweilen war es ihm, als tauchte plötzlich ihr bleiches, thränenumfluthetes Antlitz vor ihm auf und es war ihm, als erweiterten sich dann die blauen frommen Augen und schleuderten ihm anklagende Blicke zu — Blicke, wie sie die lebende Helene niemals hatte aussenden können.

Aber die Zeit verwischte solche Phantastereien, immer seltener und seltener dachte er an das unglückliche Mädchen und den verschwundenen Trauschein; neue Liebesaffairen ließen ihn die alten vergessen und nur noch bisweilen, wenn er seine unglückliche Stunde hatte, tauchte die Erinnerung in ihm auf und er mußte sich in einen Strudel von Vergnügungen stürzen, um sein Gewissen zu betäuben.

Sein und Helenens Kind hatte er nach ihrem Tode nicht wiedergesehen, er wußte nicht, daß Julie bereits zu einem blühenden Ebenbilde ihrer Mutter herangereift war; er wußte nicht, daß er in ihr eine Tochter besaß, auf die jeder Vater stolz sein durfte — er hatte sich nie mehr um sie bekümmert, nur daß sie lebte, das wußte er wohl.

Graf Hoen hatte sich indessen mit seinen Liebschaften nie wieder in die „bürgerliche" Sphäre hineingewagt, er liebte derartige spießbürgerliche Sittlichkeit nicht, und der reiche, vornehme Mann hatte bald genug andere, weniger scrupulöse Mädchen gefunden und brauchte sich dabei keinen seine Stellung gefährdenden Handlungen auszusetzen.

In der vornehmen Welt begann Graf Horn's Stern indessen allmählig zu erbleichen. Die heirathsfähigen Damen, die gewohnt waren, ihre Angeln nach ihm auszuwerfen, hatten endlich eingesehen, daß dies vollkommen nutzlos war und begannen nun über seine Lebensweise, seine galanten Abenteuer die Nasen zu rümpfen und die Achseln zu zucken. Man war indessen gezwungen, Rücksichten auf den königlichen Günstling zu nehmen und dies erhielt ihn in der Stellung, worin er sich befand — man fürchtete seinen Einfluß, so sehr man ihn verabscheute.

Dem Grafen entging dieser Zustand der Dinge nicht, aber er trieb es darum nur um so toller. Auf allen Promenaden fand man ihn öffentlich mit seiner erklärten Geliebten, einer armen Putzmacherin, die er für sich hatte ausbilden und erziehen lassen und die jetzt dieselbe Wohnung inne hatte, wo einst Helene Streitmann so unglücklich geworden war.

Aber jetzt herrschte dort ein anderes Leben als damals. Die „blaue Gräfin," wie man spottweise die Geliebte des Grafen wegen ihrer Vorliebe für die blaue Farbe nannte, gab glänzende Feste, Soiréen und Bälle und man wußte sich nicht genug Märchenhaftes von der Pracht, die dort herrschte, zu erzählen.

Die Außenseite des Hauses war allerdings nicht mehr so bescheiden wie ehemals. Mehrere Ballone waren seitdem angebracht, auf welchen in großen Kübeln die prächtigsten Orangenbäume und andere Pflanzen eines südlichen Klima's Platz fanden. Das reizende Haus gewährte einen imposanten Anblick mit allen seinen Herrlichkeiten ringsum und man war gern geneigt, es für das Sommerpalais irgend eines einsiedlerischen indischen Nabobs zu halten. Die schwersten seidenen Fenstervorhänge flossen faltenreich hernieder und man vermuthete natürlich bei diesem Anblick ein entsprechendes Innere. Man würde sich auch nicht getäuscht gefühlt haben, wenn man die kostbar geschnitzten Meubles mit dem Ueberfluß an Nippsachen, den man etwa in dem Boudoir einer vornehmen Dame zu finden gewohnt ist, die weichen, dicken Teppiche, die selbst die Treppe bedeckten, sah. In dem Hause war Alles vereinigt, was der verwöhnteste Mensch an Luxus und Comfort begehren kann.

(Fortsetzung folgt.)

Von Wölfen gejagt.

Es war ein Wettlauf um's Leben. Hart an dem dahineilenden Schlittschuhläufer war ein ebenso flüchtiges Rudel von Wölfen. Charles Vance hörte ihr Athmen, ihr kurzes ungeduldiges Schnieben, das regelmäßige Aufschlagen ihrer Pranken auf dem Eise, das fast wie Glas glitzte. Die Scene war in Canada. Der Mond schwamm durch die zerrissene, rasch dahin treibenden Wolken, jetzt verdunkelt, dann wieder mit einer Fluth seines Silberlichtes hervorbrechend. Auf einer Seite lag der dichte Fichtenwald, unterbrochen durch Klumpen von blätterlosen Eichen oder Hickory, dem weißen nordamerikanischen Wallnußbaum, dessen Holz an Härte und Elasticität dem Stahle gleicht, und das Gebüsch trat bald vor in den Fluß, bald wich es in großen Windungen zurück; auf der anderen Seite lag die weite schneebedeckte Ebene. Es war noch eine Meile, ehe ein Haus erreicht werden konnte, und in dieser Zeit —

Vance schauderte, so muthig er war. Mit Achtundzwanzig lag das Leben noch so voll reichen Inhaltes vor ihm. Er hatte einen Punkt erreicht, wo ihm das Glück zu lächeln begann, und in den letzten sechs Monaten hatte er in seinen Mußestunden die schönsten Luftschlösser gebaut und Rose Ardley war der Inhalt seiner wachen Träume gewesen. Um ihretwillen hatte er diese gefährliche Reise unternommen.

Schneller! Schneller! Eine Wendung zeigte ihm die wild glühenden Augen, die sich so oft wiederholten, als wären es hundert Paare. Strahlen von bleichem Licht zuckten daraus; herausgestreckte rothe Zungen dürsteten nach Blut und heiße Rachen begehrten nach einem leckeren Stück Fleisch. Ein falscher Schritt, ein halb verborgenes Hügelchen von Eis konnte den Fliehenden niederwerfen, ein Moment verloren — und er wäre in der Gewalt dieser heißhungrigen Thiere gewesen. Kein Wunder, daß seine Pulse zuckten, daß er sich entsetzte vor einem so fürchterlichen Tode.

Mehr als einmal war er zu seinem Vergnügen den Fluß hinauf- und hinabgegangen. Mehr als einmal war eine fröhliche Gesellschaft dagewesen — Mädchen in hübschen Schlittschuh-Costümen; und die süßeste von Allen war Rosa gewesen, wenn der Wind mit ihren goldenen Locken gespielt, ihre Wangen geglüht und ihre großen schönen Augen sich noch erweiterten vor Freude. Sie war aufgeweckt und coquett, und geneigt, ihn zu necken, bis seine Geduld beinahe erschöpft war; aber sie war dabei doch ein süßes, liebevolles Mädchen. Im nächsten Sommer sollte sie seine Gattin werden. Er hatte ihr dieses Versprechen abgerungen, obgleich er sie viel früher genommen hätte. Und doch hatten sie erst am Tage vorher einen tändelnden Streit gehabt wegen eines Besuches. Sie wünschte, daß er Donnerstag Abend kommen möge, und er wußte nicht klar, wie dies in geeigneter Weise geschehen könne.

„Donnerstag ist Zahltag," hatte er gesagt, mit Bezug auf seine Fabrik und seine Arbeiter. „Ich kann Donnerstag Abends niemals abkommen, ehe es nicht völlig finster ist. Auch ist mein Pferd völlig lahm geworden, Rose. Ich werde es einige Tage nicht reiten können."

„Sie liefen doch einst zum bloßen Zeitvertreib Schlittschuhe den Fluß herauf," erwiderte Miß Ardley, und ihr Ton war etwas scharf und hochmüthig.

„Zur Tageszeit und mit Gesellschaft. Das macht einen Unterschied."

„Oh, sehr wohl; wenn es Sie so wenig kümmert, zu kommen, ist Nichts mehr darüber zu sagen." Und sie wendete sich ab mit einer Miene voll stolzer Gleichgültigkeit.

„Rose, es ist nicht das. Ich kann Freitag herauskommen und bis Montag bleiben."

„Aber Donnerstag ist Eleanor's Geburtstag. Ich dachte an ihr Vergnügen, Sie Abends unter ihren Gästen zu haben. Schließen Sie sich doch nicht selbst aus wie immer."

Charles Vance war kein Mann, der wegen seiner Sanftmuth und Geduld hätte heilig gesprochen werden können; und sie versuchte ihn vorsätzlich. Er fühlte Aerger.

„Ich werde kommen, wenn ich kann," schloß er kurz. Sein Ton war kalt und seine Augen richteten sich nach der Schneewüste.

„Sehr wohl," sagte sie fröhlich. „Ich werde Sie erwarten, bedenken Sie es. Leben Sie wohl!" Und sie warf ihm mit ihren zarten Fingerspitzen ein Kußhändchen zu.

Er ritt den Weg hinab und kam auf die Straße, ohne ein einziges Mal zurückzublicken. Die wunderliche Rose Ardley sah ihm insgeheim nach, fast erfreut über den kleinen Streit.

„Ich werde nicht gehen; sie soll mich Donnerstag Abends nicht da sehen," sagte er in seinem Unwillen zu sich selbst. Aber ehe der Donnerstag Abend kam, änderte sich sein Entschluß nach der Weise der Verliebten, und er wünschte zu gehen.

„Ich muß Schlittschuh laufen," sagte er. „Die Nächte sind hell und kalt."

„Hoffe nur, daß keine Wölfe draußen sind, Master Vance," sagte der sehnige Engländer Hugh, einer seiner Arbeiter und warmer Bewunderer. „Stainsley schoß vorgestern Morgens einen nieder, nächst der Brücke. Würdet besser thun, einen Revolver mitzunehmen."

„Ich will dem Glücke und meinen guten Schlittschuhen vertrauen," antwortete Mr. Vance lachend, die Erwähnung der „Wölfe" etwas verspottend.

Er lief aus. Die Nacht war, wie er bemerkt hatte, hell und kalt und das Eis wie Glas. Seine Fahrt war halb beendet, als er plötzlich einen schrillen, scharfen Schrei aus den Wäldern hörte, dessen Echo

vielfach wiederhallte. Ein zweiter antwortete, dann folgte ein dritter in geringer Distanz. Für einen Moment stockte das Blut in seinen Adern. Was bedeuten diese Schritte? Ach, was anderes — als die Wölfe!?

Sie kamen näher und näher, als ob die fürchterlichen Thiere schon auf der Fährte ihres Opfers gewesen wären. Er glitt über das Eis wie der Blitz, seine Schritte beschleunigten sich bei dem ersten Tone, den er von seinen Verfolgern gehört. Vorwärts ging's, zuerst so schnell als möglich in gerader Linie, denn es war keine Secunde zu verlieren. Jeder Nerv und jedes Glied war angestrengt in äußerster Spannung. Eine Meile, vielleicht: und wenn er seine Anstrengung verdoppelt hätte — ?
Ein entsetzlicher Ausbruch von Verzweiflung lähmte ihn beinahe. Das war sicherer Tod. Warum war er so unklug gewesen, die weise Warnung Hugh's zu mißachten? Aber er hatte niemals während seines Aufenthaltes in den canadischen Wildnissen einen Wolf gesehen.

Schneller! Schneller! Die Windungen des Flusses verlängerten seine fürchterliche Reise, aber sie gewannen ihm auch für Momente einen Aufschub, denn auch sein Verfolger wurden dadurch auf ihrem Wege in den Wäldern aufgehalten und bedurften einiger Zeit, ehe sie die rechte Richtung wiederfanden. Der Mond leuchtete hell. Jeder Baum erschien in entsetzlicher Deutlichkeit gegen den Himmel abgezeichnet; hier eine knorrige alte Eiche, die ein Blitzstrahl des letzten Sommers gespalten; dort ein Behänge von schimmerndem Immergrün, das ihn zu verspotten schien in seiner Sicherheit. Und jetzt erweiterte sich der Fluß. Kaum eine Woche zuvor hatten er und Rose Ardley an derselben Stelle sich mit Schlittschuhlaufen belustigt. War sie noch übellaunig gegen ihn? Ach, wenn sie nur wissen könnte!

In seiner Einbildung schien es ihm, als ob die rothen Zungen ihn berührten! Einer von ihnen schien sich in irgend einer Weise selbst verletzt zu haben, denn er stieß ein scharfes Schmerzensgeheul aus. Die Verfolgung stockte einen Augenblick, und dann kamen sie um so schneller. Charles Vance's Glieder waren schwach, seine Pulse pochten vor Erschöpfung, sein Gehirn schien zu kreisen. Die wilden Augen schienen mit ihrem fahlen Feuer ihn zu versengen, und er konnte ihr hastiges, gieriges Athmen nun hören. So nahe Sicherheit, und doch. — Ein verzweiflungsvoller Schrei brach von seinen Lippen. Rose! Rose! Ein Lebewohl ihr, dem Glück und Allem!

Rose Ardley, der Mittelpunkt einer fröhlichen Gruppe von Cousinen und Freundinnen, that an diesem Abende ihr Aeußerstes, um — anziehend zu sein. Sie war stets bezaubernd, aber doppelt, wenn sie es sein wollte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Verzweifelt.

„Ich bin hinausgegangen,
Da lau die Lüfte wehn;
Es wimmelt rings von Gründern
So weit meine Aeugelein sehn.

Tief unten im kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad;
Es ist eine Actienmühle,
Die wenig zu mahlen hat.

Dort auf dem Berge gräbt man
Cement und andern Quark;
Das Zeug ist gotts-erbärmlich,
Doch steigen die Actien stark.

An jener Halde schürft man
Vergebens nach Eisenstein;
Das Capital wird nächstens
Verschürft und verschwunden sein.

Ein Sumpf, die Luft verpestend,
Steigt zum Gebirg hinan;
Da legt man hundert Villen
Für hundert Verrückte an.

Das Bächlein modelt zum Heilquell
Ein pfiffiger Chemicus;
Im Werden schon ist ein Curort,
Den Jeder besuchen muß.

Ein Actienbier wird hinten
Gebraut im Dörfchen still;
Was soll aus den Actien werden,
Wenn Keiner es trinken will?

Ich seh' ein verfallenes Bänkchen,
Das fällt beinah schon um;
Auch dort schon läßt sich nieder
Ein Bank-Consortium.

Hier ist nichts mehr zu machen —
Wo bleib' ich Aermster jetzt?
Es ist schon alles gegründet,
Alles ist schon besetzt!

Ich bin zu spät gekommen,
Ich habe die Zeit verpaßt!“ —
Er spricht es und befestigt
Sich schwebend an einen Ast.

* (Kostbarer Fund.) Ein Herr in Augusta, Ga., kaufte vor zwei Jahren einen Seifenpinsel zum Bartscheeren und nachdem er ihn ausgenutzt hatte, gab er ihn seinem Sohne als Spielzeug. Während der Knabe damit spielte, wurde der Obertheil losgeschraubt und in dem ausgehöhlten Stiele ein sorgfältig in Baumwolle eingewickelter werthvoller Diamant gefunden, der in solcher Weise in das Land geschmuggelt wurde, um die Zollgebühr zu umgehen und auf irgend eine Art in die unrechten Hände kam, so daß zwar der Zoll erspart wurde, aber auch der Werth für den Schmuggler verloren ging.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 37. Kaiserslautern, 8. Mai 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(36. Fortsetzung.)

In diesem Hause brachte auch Graf Horn seine größte Zeit zu. Seine schöne, geistreiche liebenswürdige Geliebte besaß alle Eigenschaften, den alternden Mann immer fester an sich zu fesseln und ihn zu den wahnsinnigsten Handlungen zu treiben. Ein Lächeln von ihr verlangte sie fürstlich belohnt, eine Thräne konnte nur durch die kostbarsten Schmucksachen getrocknet werden.

Ein naßkalter, unfreundlicher Herbsttag hatte den Grafen an seine Junggesellenwohnung der Stadt gefesselt, denn so gern er auch hinausgeritten oder gefahren wäre, so ließ es sein körperlicher Zustand doch nicht zu. Unerträgliche Rheumatismusschmerzen quälten ihn bis zum Wahnsinn und mißmuthig saß er an dem doppelten Fenster, das ihn vor jeglicher Zugluft bewahren sollte, und starrte auf die wenigen Vorübergehenden, die sich beeilten, unter Dach und Fach zu kommen.

Das heranziehende Alter hatte der Graf von jeher gefürchtet, aber er dachte es sich nicht so schlimm, alt und schwach zu sein.

Zu solchen Zeiten und in solch' einsamen Stunden, da pflegt gewöhnlich die Vergangenheit mit ihren Schatten heraufzuschweben und so erging es auch dem Grafen.

Vergebens waren alle seine Anstrengungen und Bemühungen, die Erinnerung zu unterdrücken, vergebens wollte er die Gegenwart und die Zukunft herbeizaubern; mit unerbittlicher Strenge aber mahnte ihn die Vergangenheit. Und wie viele Handlungen waren darin, die er zu bereuen hatte, wie viele Stimmen riefen ihm sein Urtheil entgegen.

Aber die schlimmsten Gedanken waren doch die an die unschuldige Helene Streitmann, die er unter zahllosen Künsten von ihrem heimathlichen Herde aus dem Kreise ihrer Verwandten und Bekannten hinausgerissen, um sie unerbittlich in ein Nichts, oder noch besser in die Hölle der Reue und Verzweiflung hineinzustoßen, bis sie ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende machte.

Seine Schmerzen vermehrten sich unter solchen Gedanken und Betrachtungen und er hätte seinen halben Reichthum darum hingegeben, wenn er sich davon hätte befreien können, aber kein Mensch führt ungestraft ein Leben, wie es Graf Horn geführt und er mußte sich in Geduld fassen, so sehr ihm auch dieselbe fehlte.

Plötzlich schrak er zusammen. Dort unten am Ende der Straße war eine Gestalt aufgetaucht, die so eng mit seinen innersten Gedanken im Zusammenhange stand, daß er einen Geist zu erblicken glaubte.

Ein junges, kaum den Kinderschuhen entwachsenes Mädchen kam daher, dieselbe Gestalt, derselbe Gang, dieselbe Haltung, die er an Helene bewundert, als er sie zum ersten Male sah und obgleich er die Gesichtszüge des Mädchens noch nicht unterscheiden konnte, so glaubte er sie doch schon vor sich zu sehen, wie sie ihm noch immer in seinen wachenden Träumen vorschwebte.

Die Gestalt kam näher und näher, mit ängstlicher Spannung beobachtete der Graf, welchen Weg sie nehmen würde und bebte zusammen, als er sie direkt auf sein Haus zukommen und jetzt sogar darin eintreten sah.

Fast athemlos lauschte der Graf, er hätte sich nicht gewundert, wenn die Gestalt plötzlich über seine Schwelle geschwebt wäre. Er wunderte sich vielmehr, als er den wohlbekannten Schritt seines Dieners vernahm, der ihm mit einem frechen Lächeln, an derartige Auftritte gewöhnt, die Mittheilung machte, daß eine junge Dame ihn zu sprechen wünsche.

Der Graf war nahe daran, die Bittstellerin abzuweisen, aber seine Neugierde siegte und den Blick auf die Thür geheftet, erwartete er den Eintritt des Mädchens.

Eine in dunkle Trauerkleider, die die feine Bläffe ihres Gesichtes noch mehr hervorhoben, gehüllte Madchengestalt trat über die Schwelle und schloß die Thür hinter sich, ein Verfahren, das den Grafen mit Staunen erfüllte.

Jetzt konnte er deutlich ihre Züge erkennen, denn sie stand ihm dicht gegenüber und er erbleichte. Ja, das war Helene Streitmann, wie sie lebte, nur die Augen waren anders. Helenens Augen hatten ihn stets nur voll Liebe angeblickt — diese Augen aber sprühten Haß und Rachsucht.

„Herr Graf," begann die Eingetretene und der Graf zitterte, denn auch die Stimme war dieselbe, „ich sehe, ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, wenn auch mein Aeußeres in Ihnen gewiß gerade keine angenehmen Erinnerungen erweckt. Mein Name ist Julie Horn, oder vielmehr Julie Streitmann, weil ich den ersteren nie tragen werde."

Der Graf blickte verwirrt und erstaunt auf die Sprecherin. Das also war seine Tochter! Er mußte

sich gestehen, daß sie ein schönes Mädchen sei, wenn gleich er auf ihren Anblick gewiß gerne für immer Verzicht geleistet hätte. Was konnte sie bei ihm wollen? Was anders, als längst vergessene Ansprüche geltend machen!

„Sehr verbunden, mein Fräulein,“ entgegnete er mit einem ironisch sein sollenden Lächeln. „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“

Julie schauderte vor dieser Ruine eines blühenden, kräftigen Mannes zurück, doch zwang sie sich gewaltsam, ihre mühsam errungene Fassung nicht zu verlieren.

„Sehr viel und sehr wenig, Herr Graf,“ entgegnete sie, „gerade wie Sie es nehmen wollen. Zuvor möchte ich aber eine Frage an Sie richten. Wagen Sie es noch immer, Ihre wirklich mit Helene Streitmann vollzogene, eheliche Verbindung zu läugnen?“

Sie sah den Grafen durchdringend an, als wolle sie in seinem innersten Herzen lesen. Er erblaßte, sein erster Gedanke richtete sich auf den verlorenen Trauschein, wie konnte dies Mädchen es sonst wagen, so gegen ihn aufzutreten und an jene Thatsache zu erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

Von Wölfen gejagt.

(Schluß.

Sie hatte Charles Vance seit ihrer letzten Zusammenkunft ein Dutzend Mal sein Zaudern verziehen. Er würde gewiß bald kommen, sagte sie sich selbstzufrieden, und würde geziemend reumüthig sein. Nach Allem war Charles Vance brav und edelherzig. Sie dachte sich, sie wolle ihm zu Liebe diesen Abend Niemand sonst viel Aufmerksamkeit schenken. Die Gäste waren angekommen, Alle bis auf Vance. Rose verwunderte sich. War er wirklich böse und blieb er weg, um sie zu strafen? Gut, dann soll er bleiben. Sie wollte deshalb keinen Kummer zeigen.

Und so war Rose Ardley die fröhlichste der Fröhlichen. Man tanzte eine Quadrille, die älteren Herren spielten Whist. Dr. Caltran, ein gründlich wissenschaftlicher Mann und Mesmerist, und drei oder vier Andere geriethen in eine Discussion über einen seltsamen Gegenstand — das Hellsehen. Der Doctor erzählte einige merkwürdige Fälle, bis man vorschlug, eine Probe zu machen. Aber mit wem?

Anfangs schien Niemand dazu geneigt, bis endlich Miß Caltran beistimmte und in einem kleinen Zimmer, in das man sich zurückzog, sich auf einem Lehnstuhle niederließ. Der Doctor hatte sie eben in magnetischen Schlaf versetzt, als Rose in das Zimmer blickte. Ihre Aufmerksamkeit wurde sofort festgehalten und sie beobachtete das Experiment mit lebhafter Begierde.

„Ist es Jemand gefällig, einige Fragen zu stellen?“ fragte Dr. Caltran.

Ein Schweigen folgte. Eleanor Ardley brach es.

„Rose soll fragen. Sie ist immer zu Allem bereit.“

Und Miß Rose stimmte sogleich bei.

„Ich weiß zwar nicht, was ich fragen soll, oder was ich am liebsten hören möchte,“ fragte sie unter fröhlichem Lachen.

„Fragen Sie nach Charles. Fragen Sie, was ihn fernhält. Sie können ihn damit necken, wenn Sie es wissen.“

„Aber — ist da auch wirklich etwas Wahres daran, Doctor Caltran?“ und Rose's Augen leuchteten von einem Glanze, der ein der Neugier verwandtes Gefühl andeutete.

„Es ist wahr, daß das Medium in vielen Fällen merkwürdige Enthüllungen gemacht hat;“ war die Antwort. „Natürlich hat man auch schon viele Täuschungen angewendet und Mißverständnisse hervorgerufen, aber ich denke, daß die Wissenschaft hier eben noch keine Vollkommenheit erreicht hat. Versuchen Sie es eben, Miß Rose. Wenigstens können Sie in diesem Falle keinen Verdacht haben, daß ein auf Täuschung berechnetes Einverständniß vorhanden ist.“

Es bildete sich ein Kreis um Miß Caltran, die ruhig zu schlummern schien. Nur ihre Lippen waren etwas geöffnet und ließen ihre schönen weißen Zähne sehen.

„Nun,“ sagte Rose herausfordernd.

„Legen Sie Ihre Hand in die ihre,“ wies sie der Doctor an. „Nun denken Sie aufmerksam an den Gegenstand, für welchen sie nach Ihrem Wunsche sich interessiren soll, und dann stellen Sie Ihre Frage.“

Tausend Gedanken füllten Rose Ardley's Gehirn in einem Augenblick, aber der an Charles Vance war der hervorragendste. Was sollte Sie sagen? Ihr Zartgefühl schien sie zurückzuhalten.

„Mach' schnell,“ rief Eleanor. „Was thut Vance jetzt? Ist er schlafen gegangen und hat vergessen hierher zu kommen? Oder hat er wo anders einen Besuch gemacht?“

Rose erröthete.

„Ich denke, ich werde nicht fragen —“ Aber ein Chor eifriger Stimmen unterbrach sie.

„Nicht zurückweichen! Sind Sie denn so sehr besorgt?“

Es war ihre Cousine Kate, die so fragte, und der sarkastische Ton hätte Rose zu Allem bewegen können. Ihre Nerven begannen seltsam zu zucken.

„Werden Sie nicht aufgeregt,“ sagte Dr. Caltran, freundlich lächelnd.

Rose's Stimmung war zu unsicher, um Miß Caltran sofort zu beherrschen (wenigstens sagte das der Doctor); Letztere bewegte sich unruhig und versuchte vergebens zu sprechen. Der Doctor näherte sich, um sie zu beruhigen.

Es dauerte einige Zeit, ehe man zusammenhängende Antworten erhalten konnte, und dann wurde Rose in

einer seltsamen Weise aufgeregt. Eine plötzliche Vorahnung betreffs ihres Geliebten füllte ihr Gemüth mit Unruhe. Und als ob die Erregung des jungen Mädchens auf sie übertragen sei, begann Miß Caltran langsam:

„Ihr Freund ist in großer Gefahr — großer Gefahr. Er flieht wie für sein Leben, bald diesen Weg, bald jenen," und sie machte eine Bewegung mit der Hand, welche Windungen zu bezeichnen schien. „Er ist auf dem Flusse — dem Eise — und Etwas folgt ihm schnell. Horch! Hören Sie nicht einen scharfen Schrei?"

Rose wurde todtenbleich trotz der Anstrengungen, die sie machte, ruhig zu bleiben.

Kömmt er hierher?" fragte sie, kaum wissend, was sie sagte.

„Oh Himmel!" Sie erreichen ihn fast. Er ist wie der Wind, aber auch sie sind schnell."

Als Miß Caltran dies gesagt — mit mühsamer leiser Stimme — seufzte sie tief auf und zeigte eine große Erregung. Sie athmete langsam, und wie es schien, schmerzlich.

„Nun sind sie an ihm — nun! Oh, rettet ihn! Rettet ihn! Hört, wie sie heulen!"

„Ach, mein Herr, welche Thoren sind wir!" rief plötzlich George Ardley. „Ich sehe Alles. Vance hat sich entschlossen, mit Schlittschuhen den Fluß aufwärts zu gehen und wird von einem Rudel Wölfen gejagt! Vor zwei Tagen wurde einer getödtet und andere wurden umherstreifend gesehen. Eilen wir, Freunde, ihm helfen zu können!"

Rose stand wie verzaubert. Einen Augenblick drehte sich das ganze Zimmer um sie, und Sterne schienen ihr jeden Raum anzufüllen.

George nahm seinen Hut und Oberrock und warf sein Gewehr über die Schulter. Zwei oder drei Andere folgten seinem Beispiele, und die ganze Gesellschaft war in entsetzlicher Verwirrung.

„Laßt mich auch gehen!" schrie Rose wild auf.

„Mein Kind, es mag wohl ein Mißverständniß da sein," sagte Dr. Caltran besänftigend. „Ich bitte, beruhigen Sie sich doch."

„Nein, das ist kein Mißverständniß," antwortete das Mädchen nervös. „Ich rieth ihm, mit Schlittschuhen herauf zu kommen — sein Pferd war lahm — ich trieb ihn an, zu kommen. Ach, gnädiger Himmel vergieb mir!"

Sie war in völliger Verzweiflung. Ihr Antlitz kurz zuvor so heiter, war nun ein Bild der entsetzlichsten Angst. Wie oft war sie kalt, eigensinnig gegen ihn gewesen, wie oft hatte sie seine Liebe und Zärtlichkeit verlacht! Jetzt schien sie bestraft für Alles! Aber sie raffte sich auf. In der Verwirrung eilte sie in ihr Zimmer, nahm einen Hut und einen Shawl und kam unbemerkt aus dem Hause. Sie lief das beschattete Ufer entlang und war so bald an dem Flusse wie die Männer mit ihren Gewehren.

Horch! Was war das? Ein verzweiflungsvoller Schrei; ein Wehruf wie der eines Menschen im Todeskampfe. Rose erkannte seine Stimme — denn jetzt waren Alle nahe an ihm.

Ja, der Schrei kam von Charles Vance. Mit einem Ausbruche der Verzweiflung gab er seine Hoffnung auf und wendete sich gegen seine schrecklichen Verfolger. Ihre Augen glühten im Mondlicht, wie Feuerbälle, und eine entsetzliche Pause trat ein. Die Bestien schienen selbst überrascht, aber jetzt holte die Vorderste zu einem Sprunge aus. Da pfiff eine Kugel an Vance's Wange vorüber und ein gellendes Geheul folgte. Ein anderer Schuß — noch einer; — Fußtritte, Stimmen. Vance stand wie ein Marmorbild.

„O, Charles! Charles!" Und im nächsten Augenblick lag Rose bewußtlos zu seinen Füßen. — Zuerst vermochte er nicht zu denken und nicht zu sprechen; dann kniete er an allen Gliedern zitternd auf das Eis nieder, und die Anderen kamen herbei. Die fürchterlichen Feinde hatten sich heulend zurückgezogen und ließen zwei von ihrer Zahl todt zurück.

„Was ist das Alles?" begann Vance. — „Ich — ich kann es nicht begreifen —"

„Das Seltsamste, was je geschah," unterbrach ihn George Ardley. „Kannst Du bis zum Hause gehen? Ich werde nach Rose sehen." Und er hob sie auf, als ob sie ein Kind wäre.

Man ging langsam nach Hause. Vance's Kraft war völlig erschöpft. Ein zorniges Gemurre folgte ihnen von ferne, aber wirkliche Gefahr war keine mehr vorhanden. Als Rose zum Bewußtsein kam, entwandt sie sich dem Schutze ihres Cousins.

„Laß mich gehen, ich bin nun wieder wohl," sagte sie mit einem Anflug des befehlenden Tones, der ihr sonst eigen war. Und dann trat sie an Vance's Seite. „Charles, ich bin so selbstsüchtig und grausam gewesen; wirst Du mir jemals verzeihen?"

Charles schloß sie in seine Arme, aber sie brach schluchzend zusammen.

„Beruhige Dich, Liebe! Gott hat mich geschützt. Aber noch verstehe ich nicht, wie das Alles gekommen."

„Du wirst Alles erfahren," sagte George Ardley.

Rose ließ ihren Thränen freien Lauf. „Charles, so lange ich lebe, will ich nie wieder eigensinnig sein, auch nicht, wenn ich Deine Gattin bin!"

Er küßte sie zärtlich. Nun dauerte es mit der Hochzeit nicht bis zum nächsten Sommer. In acht Tagen waren die Beiden vermählt. Aber heute noch, wenn in Nordamerika das Gespräch auf Wölfe kommt, erzählt gewiß Einer oder der Andere: „wie Charles Vance von Wölfen gejagt wurde." Und der Mesmerismus spielt jenseits des atlantischen Oceans eine große Rolle, wie manch' anderer „Humbug."

Feuilleton.

* An den Schriftsteller **Hackländer**, dessen Namen unter einem der aufgefundenen Bettelbriefe an Napoleon III. prangt, richten die „Wespen" folgende Strophen:

Hackländer, wie? auch Du bist unter denen,
  Die einst den Louis angeschnorrt?
Das also, deutscher Dichter, war Dein Sehnen,
  Und dazu diente Dir das Wort?

Du konntest bittend Dich an Louis wenden
  Und warest nicht zu stolz dazu?
Du bist ein Mann doch von so vielen Bänden —
  Und um ein Bändchen schnorrtest Du?

O daß man Solches muß an Dir erleben!
  Wirst Du nicht schamroth im Gesicht?
Was sonst Du schriebst, sei Alles Dir vergeben,
  Doch dies vergeben wir Dir nicht!

---

* (**Heldenmüthiger Ritt.**) Ein dürftig gekleideter, schon ziemlich bejahrter Mann löste sich dieser Tage in Berlin ein Eisenbahn-Billet bis Greiffenberg und dampfte mit dem Zuge des Abends ab. In Greiffenberg angekommen, bat er den revidirenden Schaffner, ihn doch noch frei bis Anklam mitfahren zu lassen, er wollte so gern dahin zu seiner schwer kranken Frau und hätte kein Reisegeld; es lag jedoch nicht in des Schaffners Macht, ihm dieses zu gewähren, der Reisende mußte das Coupe verlassen und der Zug ging weiter. Als der Zug in Anklam hielt, wurde ein Mann inmitten des Zuges, auf der Pufferhülse eines Waggons sitzend, von demselben Schaffner entdeckt, der in ihm sofort jenen Bittsteller aus Greiffenberg wiedererkannte. Er wurde natürlich veranlaßt, herunter zu steigen und sollte der Bahnpolizei übergeben werden; allein seine Thränen und die vereinten Bitten der ob dieser kühnen That für ihn eingenommenen mitreisenden Passagiere retteten ihn davon. Er verschwand ohne Weiteres; der Zug dampfte wieder weiter, doch kaum in Züssow angelangt, wurde von einem anderen Schaffner den übrigen Schaffnern mitgetheilt, daß der saubere Patron schon wieder auf einer Pufferhülse, und zwar der des letzten Waggons sitze. Das war denn doch zu stark! Der Wagehals wurde von kräftigen Armen heruntergeholt und sollte jetzt arretirt werden, allein das mitleidige Publikum legte sich für ihn wiederum ins Mittel, man schoß das erforderliche Reisegeld zur Lösung eines Billets nach Greifswald, wohin er wollte, zusammen und übergab ihm den Ertrag der Collecte, damit er sich das qu. Billet lösen könne. Mit freudestrahlendem Gesicht stürzte er von dannen dem Schalter zu, löste sich aber — kein Billet, sondern schlich heimlich hinter dem Zuge herum, setzte sich **zum dritten Male** auf eine Pufferhülse, und zwar jetzt, man sollte es kaum glauben, zwischen Maschine und Packetwagen und fuhr glücklich bis Greifswald trotz des aus der Maschine ausströmenden glühend heißen Dampfes, Qualmes und der sprühenden Funken. In Greifswald wurde er zwar wieder sofort bemerkt, doch ehe man ihn festnehmen konnte, war er geflügelten Schrittes davongeeilt zum allgemeinen Bedauern; man hätte gar zu gern gesehen, wie die Maschine den kühnen Reiter angedampft hatte.

* (**Gut abgefertigt.**) Ein Räthselspiel wurde kürzlich in einer Gesellschaft vorgeschlagen. Als die Reihe, ein Räthsel aufzugeben, an einen Herrn kam, der neben einer schönen Dame saß, sagte Ersterer zu der Letzteren: „Was ist der Unterschied zwischen einer Dame und einem Spiegel?" Die Dame wußte keine Lösung. „Ein Spiegel," sagte der Herr, „reflectirt, ohne zu sprechen, eine Dame spricht, ohne zu reflectiren!" Antworten Sie nun mir, erwiderte die Dame: „was ist der Unterschied zwischen einem Spiegel und Ihnen?" „Ich kann es nicht sagen." „Ein Spiegel ist geschliffen, Sie aber sind ungeschliffen."

Gemeinnütziges.

* (**Neue Art von Bausteinfabrikation.**) Der Engländer Ransom will entdeckt haben, daß ein Würfel aus gewöhnlichem Sande und zerkleinertem Thon nach einem einige Minuten andauernden Eintauchen in eine Calciumchlorlösung vollständig erhärtet ist. Sollte sich diese Entdeckung als im Großen verwendbar darstellen, so stünde uns am Ende über kurz oder lang eine totale Umwälzung auf industriellem Gebiete bevor in der Fabrikation der Bausteine, bei der fortan die Feuerung ganz entbehrlich wäre, so wie auch wohl in unserer jetzigen Bauweise.

* (**Behandlung vollsaftiger Obstbäume.**) Zu vollsaftige Bäume werden in der Regel erst spät fruchtbar, weil sie zu sehr ins Holz wachsen und zu lange Zeit gebrauchen, bevor sie zum Ansetzen von Früchten kommen. Man thut am Besten, die Zeit des Tragens abzuwarten, da solche Bäume das Versäumte in der Regel durch um so größere Tragbarkeit reichlich einholen. Will man nicht warten, so kann man entweder die Erde von einem Theile der Wurzeln entfernen und diese durchsägen oder aber den Baum mit einer schwerwüchsigen Sorte überpfropfen.

(W. f. Z.)

Homonym.

Schön ist mein Kleid und stolz mein Schritt,
Der Sultan ist nur meines Gleichen,
Und ritterlich ich muthig stritt,
Bis ich den Gegner sah erbleichen.
Auch hab ich einen luft'gen Thron,
Von dem herab ich viel verkünde,
Und doch ist Undank nur mein Lohn.
Man sagt, ich dreh' mich nach dem Winde.
So mancher Dickbauch mich gebraucht,
Ich laß geduldig ihm zur Ader,
Und schlag' ich zu, es knallt und raucht,
Wie wohl so leicht bei keinem Bader.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 38. Kaiserslautern, 12. Mai 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(37. Fortsetzung.)

Wie ein Blitz durchzuckte ihn dieser Gedanke und ebenso schnell dachte er daran, daß es jetzt die höchste Vorsicht galt, wenn nicht Alles vergebens gewesen sein sollte. Er triumphirte schon darüber, daß das Mädchen sich zuerst an ihn gewandt habe.

„Sie sprechen von Dingen, die in mir höchst schmerzliche Erinnerungen wachrufen, liebe Julie — Sie werden mir, dem alten Manne, gewiß diese Bezeichnung erlauben. Zwischen Ihrer Mutter und mir hat ein trauriges Mißverständniß obgewaltet — es möchte sonst Vieles anders sein. Sie werden das wahrscheinlich wissen?" fügte er mit lauerndem Blick hinzu.

„Ich weiß nichts, Herr Graf," sagte Julie kalt, obgleich über den herzlichen Ton verwundert, womit derselbe sie anredete; „ich möchte eine Antwort auf meine Frage."

„Sie nehmen als Tochter dem Vater gegenüber eine außerordentlich herausfordernde Miene an, Julie, aber ich muß das wohl den Umständen zu Gute halten, die wahrscheinlich nicht säumten, ein schlechtes Licht auf mich zu werfen. Aber Sie sollen Antwort auf Ihre Frage haben, doch muß ich dabei Umstände in Betracht ziehen, die mich zwingen, etwas weiter von der Vergangenheit und von jenen Dingen zu sprechen, die zu einem Bruch zwischen Ihrer Mutter und mir führten."

„Daß ich Ihre Mutter geliebt habe, sehr geliebt habe," fuhr Graf Horn, nachdem sich Beide gesetzt hatten, wieder fort, „läßt sich wohl annehmen, denn nichts hätte mich sonst veranlassen können, einem Weibe meine Hand zu reichen, das so weit unter meiner gesellschaftlichen Stellung sich bewegte. Ich heirathete Ihre Mutter, aber mit der Bedingung, daß unsere Verbindung zunächst geheim bleiben solle und zwar aus leicht erklärbaren Gründen. Der König war ein Feind unpassender Verbindungen und selbst die Gunst, womit er mich beehrte, hätte mich nicht vor seinem Zorn geschützt, wenn er etwas von der Sache erfuhr. Ihre Mutter willigte ein; damals bewegte sie nur Liebe, ohne jenen Schein von Selbstsucht, der später so verderbenbringend —"

„Herr Graf, keine Verläumdung," unterbrach ihn Julie, „meine Mutter war gewiß rein von selbstsüchtigen Gedanken."

„Ich will das durchaus nicht läugnen, mein Kind," entgegnete der Graf, „obgleich der Schein sehr gegen sie war. Ich möchte Sie aber bitten, mich nicht mehr zu unterbrechen, denn Sie werden zugeben müssen, daß ich, um Ihnen ein klares Bild entrollen zu können, streng bei der Wahrheit bleiben muß und Ihnen das sowohl, was für mich, als was gegen mich spricht, angebe. Ich will mich gewiß nicht frei von Schuld sprechen, obgleich ich sie mir auch nicht allein aufbürden kann; denn wäre Ihre Mutter nur ein klein wenig geduldiger gewesen, Alles wäre anders gekommen.

Doch nun zur Sache. Ich heirathete Ihre Mutter unter dem Siegel der Verschwiegenheit; wir ließen uns in einer benachbarten Dorfkirche trauen und ich brachte sie dann als meine Gattin nach einem reizenden Landsitze. Dort genoß sie und auch ich das reinste Lebensglück, bis sich der Dämon der Eifersucht und des Zweifels zwischen uns stellte. Die damalige politische Aufregung im Lande forderte meine fast ununterbrochene Gegenwart bei Hofe und so sehr ich mich auch nach meinem ruhigen, stillen Glücke sehnte, so mußte ich mich doch der zwingenden Nothwendigkeit fügen und ausharren. Ihre Mutter ließ sich aber durch nichts in der Welt von dieser Nothwendigkeit überzeugen. Alle meine Ueberredungskunst scheiterte an ihrer eigenen Voraussetzung, daß eine neue Liebschaft mich von ihr fern hielte und jeder Besuch, den ich ihr machte, trug mir vermehrte Vorwürfe ein. Sie werden es begreiflich finden, daß ich mich unter diesen Umständen nicht bei ihr glücklich fühlen konnte und allmählig anfing, sie zu meiden. Ich gebe nun gern zu, daß ein paar Worte von mir genügt hätten, ihr das Gegentheil zu beweisen, aber ich war zu stolz, um solche Worte auszusprechen, Ihre Mutter sollte mich blindlings lieben. Das war zunächst meine größte Schuld. Und nun läßt sich das Uebrige leicht errathen. Seit ich nicht mehr so oft zu ihr ging, hatte sie gerechte Ursache, mich mit Vorwürfen zu überhäufen, wenn das Vorwürfe verdiente, — ich liebte sie nicht mehr wie vordem. Jetzt drängte sie ungestüm darauf, daß unsere Verbindung veröffentlicht werden sollte, trotz meiner Bitten, nicht darauf zu bestehen, weil mein Unglück, mein Herabstürzen aus der gesellschaftlichen Höhe dadurch sicher war. Aber auch jetzt verfehlten meine Vorstellungen ganz ihren Zweck; sie gab mir auf alle Bitten nur die Antwort: Es muß klar, unsere Ehe muß veröffentlicht werden. Ich sagte ihr, daß ich unter diesen Umständen es nie hätte wagen können, eine Bürgerliche zu heirathen, ich sagte, daß ich dann auf das Glück, ihr Gatte zu werden, hätte verzichten müssen. Der Jammer, das Unglück ihres

Geliebten rührten sie nicht, sie liebte ihren Gatten nicht mehr und dachte nur noch daran, ihre eigene Stellung zu sichern. Da erwachte in mir ein unbezwingbarer Trotz, verbunden mit der Nothwendigkeit, meine Ehe geheim zu halten, ich mußte es auf jeden Fall. Hätte Helene nur damals nachgegeben, ein Jahr später wären alle Verhältnisse geregelt und ich hätte ihr mit Stolz die Stellung geboten, die sie als mein Weib berechtigt war, einzunehmen."

„Darüber wollen wir nicht weiter sprechen, Herr Graf, die Hauptsache ist, warum Ihnen so viel daran gelegen war, alle Beweise dieser Ehe zu entfernen," sagte Julie noch immer kühl, obgleich sie bereits anfing, den Mann wenigstens nicht für so schlecht zu halten, wie sie erwartet und wie man ihn ihr geschildert hatte.

„Ist Ihnen das nicht klar geworden, Julie?" Ein Romantiker hätte vielleicht von mir gefordert, Alles von mir zu werfen und nur meinem Weibe anzugehören, aber mein Charakter war nicht so aufopferungsfähig, ich konnte nicht Rang, Stellung, Freunde, kurzum Alles von mir werfen, um einer Gattin willen, die dies Opfer von mir fordern konnte. Helene beharrte aber bei ihrer Forderung, was blieb mir zu thun übrig, ich mußte zusehen, mich in den Besitz der Papiere zu setzen und weil ich dies that, darum verdammte man mich, darum haßte mich Ihre Mutter. Verstehen Sie jetzt, warum ich in den Besitz der genannten Papiere kommen mußte?"

„Ich verstehe es," gab Julie zur Antwort. „Es müssen aber noch andere Gründe meine arme Mutter zu ihrem strengen Auftreten bewogen haben, sie hätte niemals so gegen einen Mann auftreten können, den sie liebte."

„Sie mögen Recht haben, denn es läßt sich schwer annehmen, daß sie den Mann noch liebte, den sie zu sich herabzuziehen wünschte," gab der Graf nicht ohne Bitterkeit zur Antwort. „Welche Gründe sie aber auch bewogen, sie durfte nicht so gegen mich auftreten, weil sie mir vor der Trauung sagte, ein stilles bescheidenes Loos genüge ihr und sich mit der Maßnahme einer heimlichen Ehe zufrieden gab. Nach diesem hoffe ich, Julie, werden Sie auch Ihrem Vater gerecht werden und ihn nicht als einen Auswurf der Menschheit betrachten, wie man es Sie vielleicht gelehrt hat."

„Sie mögen nicht allein die Schuld haben, Herr Graf," fuhr Julie unerbittlich fort, wie ich es gerne zu Ihrer Ehre glaube, „niemals können Sie sich aber von dem schwarzen Flecken reinigen, daß Sie meine Mutter in Verzweiflung und dadurch in den Tod stürzten, ohne daß Sie den geringsten Versuch zu ihrer Rettung machten."

„Leider bemerke ich, daß man Sie nicht mit den Thatsachen bekannt gemacht hat, die vielleicht auf mich ein günstigeres Licht werfen könnten," sagte der Graf bitter. „Man hat Ihnen nichts davon gesagt, wie ich darnach strebte, das alte Einvernehmen wiederherzustellen — man hat Ihnen nicht gesagt, wie ich Ihre Mutter bestürmte, zu mir zurückzukehren und Alles an ihrem Trotze scheiterte. Das hat man Ihnen wohlweislich verschwiegen, um mir die Achtung meines Kindes zu rauben. O, ich kenne meine Feinde und ich bedaure, daß Sie in deren Hände gerathen sind — es möchte sonst besser um Vater und Tochter stehen."

„Von Feinden weiß ich nichts, ich kenne nur das Vermächtniß meiner verstorbenen Mutter, ihre Ehre vor der Welt wiederherzustellen, und ich habe bei dem Allmächtigen geschworen, daß mir dies gelingen soll."

„Und warum trat Ihre Mutter nicht selbst mit dem Trauschein an die Oeffentlichkeit?" fragte der Graf lauernd.

„Aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn nicht besaß. Meine Mutter hatte ihn der verstorbenen Frau Liesing zur Aufbewahrung gegeben und als diese plötzlich mit Tod abging, glaubte sie ihn in Ihren Händen, wie Sie ihr das mittheilten."

„Mein Gott," rief Graf Horn mit erkünsteltem Erstaunen, „welch' ein Heer von Mißverständnissen hat sich angesammelt, um dies Werk so zu vollenden, daß keine Rückkehr mehr möglich war. Wie sollte ich zu dem Trauschein kommen, was hätte mir der Trauschein genützt, wo so manche andere Beweise —"

„Die bereits sämmtlich vernichtet waren," unterbrach Julie den Grafen ironisch.

„Ich dulde nicht länger, daß meine Tochter in dieser Weise zu mir spricht," rief plötzlich der Graf aufspringend aus. „Die Verläumdungen, die, ich weiß nicht aus welchem Grunde, über mich ausgesprochen wurden, fanden ein nur zu williges Gehör; aber man hat nicht das Recht, sie mir in's Gesicht zu schleudern, bevor solche Schandthaten erwiesen sind. Was wollen Sie bei Ihrem Vater, Julie, ihn mit Schmähungen überhäufen, bevor er Ihnen mit schlagenden Beweisen des Gegentheils entgegentreten kann? Das ist wenig edel und großmüthig gehandelt."

„Nicht darum kam ich her," sagte Julie sanft durch den Schein über die innersten Gedanken des Grafen getäuscht. „Ich fordere nichts weiter, als daß Sie meine verstorbene Mutter öffentlich als Ihre Gattin, mich als Ihre Tochter anerkennen — es ist der letzte Wunsch der Verstorbenen gewesen und ich möchte um keinen Preis, daß er unerfüllt bliebe. Nach dem was ich jetzt von Ihnen gehört, kann ich kaum zweifeln, daß Sie diese Rechte anerkennen werden, wenngleich ich mich im Voraus gegen jeden Schein selbstsüchtiger Absichten verwahre; ich werde nie in die Rechte Ihrer Tochter einzutreten wünschen."

„Daran darfst Du gewiß nicht zweifeln, mein Kind," entgegnete der Graf mit zum Himmel erhobenen Augen, „aber es thut mir leid, daß Du selbst nicht das aus den Händen Deines Vaters annehmen willst, was Dir gebührt. Hoffentlich besinnst Du Dich eines Bessern." Meine Jahre sind gezählt und ich sehne mich nach einem menschlichen Wesen, welches mich mit wirklicher Sorgfalt und aufrichtiger Theilnahme um-

giebt — das Alles kann ich nicht von Leuten erwarten, die ich bezahlen muß. Ich freue mich, daß Du wenigstens so viel Vertrauen zu Deinem Vater hattest, um zuerst zu ihm zu kommen; fremde Menschen taugen nicht zwischen uns. Wir werden bald in's Reine kommen, Julie, bringe mir nur zunächst den Trauschein."

Bis jetzt hatte der Graf sein Spiel bewundernswerth durchgeführt, aber die Hast, zu seinem Ziele zu gelangen, ließ ihn einen Fehler machen, den er, wie er sofort selbst sah, nicht so leicht wieder gut machen konnte. Er hatte die unerfahrene Julie bereits vollkommen in der Schlinge gehabt; sie fing an, seinen Worten Glauben zu schenken und in der That manches für Verläumdung zu halten, was sie seither über ihn gehört hatte.

Die letzten Worte des Grafen rissen sie aber auf einmal aus ihrem Traum; sie fand sich am Rande eines Abgrundes, zu welchem nur noch ein Schritt gehörte, um auf Nimmerwiederkehr hineinzustürzen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Umgang mit Excommunicirten.

Von ultramontaner Seite ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden, daß den Excommunicirten der Verkehr mit den nächsten Angehörigen nicht verboten ist. Wir wollen nur hinzufügen, daß dieser Verkehr sich nur auf die allernothwendigsten Mittheilungen und Handreichungen zu beschränken hat. Längere Gespräche, auch mit dem eigenen Großvater, wenn derselbe von dem großen Bann betroffen ist, sind nicht gestattet. Nur die Schwiegermutter, wenn sie nicht bei Stimmung, der Schwiegersohn, wenn er nicht bei Casse ist, und der Vetter, wenn er zu ungelegener Zeit kommt, genießen volle Verkehrsfreiheit.

Von anderen Personen haben sich folgende auf die folgende Weise dem Excommunicirten gegenüber zu behaben:

Der Briefträger. Er bestellt zwar die Briefe an den Excommunicaten, reißt aber beim jedesmaligen Kommen den Klingelzug ab, weßwegen er sich mit einem: „Ei verflucht!" — bestens entschuldigt.

Der um Feuer Ersuchte. Wird man auf der Straße von einem Verfluchten um Feuer angesprochen, so willfahrt man ihm zwar, fügt aber, nachdem der Elende sich seine Cigarre angezündet hat, die Worte hinzu: „Bei dieser Gelegenheit gestatten Sie mir zugleich, Hochverehrter, daß ich Ihnen hiermit das ewige Feuer an den Hals wünsche!"

Der Wirth, der Kellner und das Schenkmädchen. Diese drei Personen dürfen dem Bannträger alle von ihm bestellten Speisen und Getränke verabreichen, sind jedoch verpflichtet, beim Serviren ein heimliches: „Daß du daran erstecken mögest!" — vor sich hinzumurmeln.

Der Bettler — wenn er von einem Excommunicirten eine Gabe erhalten hat, entfernt sich mit den Worten: „Lohn dir's der Henker!"

Der Steuerbote — hat seinem amtlichen Auftrage nichts weiter hinzuzufügen, da er an und für sich schon einen unangenehmen Eindruck macht.

Der Räuber. Auch der Räuber kann sich mit dem üblichen: „La bourse ou la vie!" — begnügen, da diese einfache Formel schon einen verflucht eiligen Klang hat.

Wir hoffen, daß unsere Erklärungen Manchen vor der auch schon übrigen Excommunicatio minor, der unvermeidlichen Folge eines ungehörigen Verkehrs mit verfluchten Menschen, bewahren werden.

Das vierte Deutsche Turnfest.

Nachdem die Abhaltung des vierten Deutschen Turnfestes in Bonn gesichert ist, hat der aus den Herren Th. Georgii, F. Goetz, E. Angerstein, C. Friedländer, J. C. Lion bestehende engere Ausschuß der deutschen Turnerschaft einen Aufruf an die deutsche Turnerschaft und alle Turngenossen gerichtet, in welchem es heißt:

Der Verlauf des Festes ist ungefähr folgender: Sonnabend, 3. August, finden die Sitzungen des Ausschusses und der Turntag statt; am Abend und Sonntag, 4. August früh, Empfang der Festgenossen; Mittags Festzug durch die Stadt nach dem Festplatze, Massenfreiübungen und Schauturnen des Rheinisch-Westphälischen Verbandes. Montag früh Zug nach dem Festplatze, Turnen der Kreise, Einzelvorführungen; Mittag auf dem Festplatze; Nachmittag Wettübungen im Hochsprunge, Weitsprunge, Steinstoßen, Laufen und Ringen, im Anschluß Vertheilung der Kränze; Dienstag Turnfahrt ins Siebengebirge; Abend Festschluß. An den Abenden verschiedene Festlichkeiten in Bonn.

Die Eisenbahnverwaltungen werden wie früher eine Ermäßigung der Fahrpreise eintreten lassen, und diese Ermäßigung, sowie freie Unterkunft im großen Zeltlager werden alle Mitglieder der Vereine der deutschen Turnerschaft finden, die ihre Pflichten gegen die Gesammtheit erfüllt, also die Beiträge zur Turnerschaftskasse entrichtet haben. Dieselben Vortheile kommen den Gästen der deutschen Turnerschaft zugute, für ältere Festgenossen werden sich noch Wohnungen in genügender Zahl finden.

Wir stellen im übrigen an die Vereine die bestimmte Aufforderung, auch die zum Fest ziehenden Turnfreunde, soweit dies durchführbar, vorher an die Ausführung von Freiübungen, behufs Theilnahme an den Massenfreiübungen zu gewöhnen!

Die Anmeldungen bei dem Festausschusse in Bonn, von welchem demnächst die weiteren Nachrichten ausgehen werden, haben jedenfalls bis Anfang Juli stattzufinden; es gilt daher allenthalben rasch zu Entschlüssen zu gelangen und die Mittel zur Festreise zu beschaffen. Bei der Anmeldung ist die Zahl der Geräthturner besonders anzugeben.

Also auf fröhliches Zusammentreffen an den Ufern des Rheins!

Feuilleton.

* (St. Patrick.) Vor Kurzem fand der jährliche Festtag der katholischen Irländer statt. Der 17. März ist seit unerdenklichen Zeiten von den Irländern als St. Patrick's Tag gefeiert worden. Dieser Heilige ist nämlich am 17. März 465 gestorben und es wird sein Sterbetag, nicht sein Geburtstag, festlich begangen von seinen Landsleuten.

Die Lebensgeschichte des St. Patrick oder Patricius ist mit so vielen Sagen vermischt, daß sich das wirklich Geschichtliche nur mit vieler Mühe und zum Theil gar nicht von dem Sagenhaften ausscheiden läßt; ja man hat, obwohl mit Unrecht, in Abrede ziehen wollen, daß überhaupt ein Patrick gelebt habe. Was sich über sein Leben mit einiger Wahrscheinlichkeit ermitteln läßt, ist folgendes:

Patricius war der Sohn angesehener, aus Nordfrankreich stammender, aber in Schottland ansässiger christlicher Eltern. Sein Geburtsjahr fällt wahrscheinlich in den Anfang des fünften Jahrhunderts, obwohl Andere das Jahr 373 als solches nennen. Sechszehn Jahre alt, wurde er mit vielen seiner Volksgenossen von irischen Seeräubern nach Irland gebracht, wo er die Heerden weiden mußte, in der Einsamkeit aber von Gott zur Erkenntniß seiner Sünden gebracht, gründlich bekehrt und mit mächtigem Gebetsgeist ausgerüstet wurde. Nach 6 Jahren entfloh er in seine Heimath, wo er mehrere Jahre blieb. Wiederholte Gesichte machten in ihm den sehnlichen Wunsch rege, nach Irland überzusiedein und dort das Evangelium zu predigen. Dieß that er auch, nachdem er die Priester- und Bischofsweihe empfangen hatte, unter vielen Gefahren, aber auch mit so großem Erfolg, daß man ihn den Apostel Irlands nennt. Er soll der Ueberlieferung nach 3000 Presbyter ordinirt, 12,000 Menschen getauft, 365 Bischöfe geweiht, 365 Kirchen gegründet, 365 A-B-C-Bücher geschrieben haben. Uebrigens war das Christenthum schon viel früher nach Irland gebracht worden, und zwar höchst wahrscheinlich direct vom Morgenlande aus; erst viel später, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, unterwarfen sich die Irländer dem römischen Stuhl, unter dessen Botmäßigkeit sie auch bis heute als gehorsame, obwohl dann und wann etwas wilde Söhne geblieben sind.

St. Patrick stiftete besonders viele Klöster; die Erzählung von den A-B-C Büchern weist darauf hin, daß er auch Schulen in Verbindung damit gründete, wie überhaupt die Klöster Irlands später der Sitz vieler Gelehrsamkeit geworden sind.

Von den Wundern des irischen Heiligen wird allerlei erzählt. Schon als Knabe entlockte er dem Wasser Funken, verwandelte Eis in Feuer, machte 5 geschlachtete Kühe und sogar einen Menschen wieder lebendig und brachte eine wahnsinnige Kuh zur Vernunft. (!) Später predigte der Heilige einmal drei Tage, ohne daß die Sonne unterging, kämpfte mit den druidischen Zauberern, wie Moses mit den ägyptischen, und überwand sie, erweckte 7 (nach Andern 33 oder 60) Todte u. s. w. Nach seinem Tode ging die Sonne ein ganzes Jahr lang über Irland nicht unter u. s. w. Besonderen Werth legen die Irländer darauf, daß er die Schlangen und Kröten von der „grünen Insel" vertrieben habe.

Der Ausbruch.

Vesuvius mag auch nicht länger schweigen!
Er hört so heftig fluchen und verdammen,
Da will auch er, was Zorn bedeutet, zeigen.

All' seine innre Glut nimmt er zusammen
Tief unter Gärten, Feldern und Gehölzen,
Und frei sich machend speit er Feu'r und Flammen.

Des flüss'gen Feuers wilde Ströme wälzen
Den Au'n sich zu, die lang' im Frieden lagen,
Daß Feld und Wald und Dorf zergehn und schmelzen.

Und wieder sieht, wie in den alten Tagen,
Neapels Volk mit starr entsetzten Blicken
Den Pinienbaum aus Gluth und Asche ragen — .

Sieht durch des Baumes Gipfel Blitze zücken,
Und hört den Donner mit gewalt'gen Schlägen
Den Berg durchbohren und den Fels zerstücken.

Unheimlich rieselnd fällt herab der Regen,
Der blüh'nde Städte einst gemacht zu Steinen,
Ein Grabgewand auf das Gefild zu legen.

Seht her, ihr Menschen, ihr unsäglich Kleinen,
Ihr gläub'gen Flucher, fluchereichen Beter,
Und überlaßt fortan den Zorn dem Einen!

Und du, der Gottheit falscher Stellvertreter,
Der du mit Blitz und Donner spielst so gerne,
Hör' an, was dir zurufen würd' Sanct Peter:

Nicht dir gehören Sonne, Mond und Sterne,
Dir nicht die Herzen, die auf Erden schlagen!
Sieh her, ohnmächt'ger Vice-Gott, und lerne:

Auch noch ein Anderer hat etwas zu sagen!

Klab.

Auflösung des Homonyms in Nr. 36:

Hahn.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 39. Kaiserslautern, 15. Mai **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(38. Fortsetzung.)

Sie zitterte vor Furcht und Aufregung und trat einen Schritt weiter von dem Grafen zurück.

„Niemals, Herr Graf," entgegnete sie unerschrocken, nun zum vollen Bewußtsein erwacht, mit wem sie es zu thun habe. „Den Trauschein meiner verstorbenen Mutter werde ich nie aus meinen Händen lassen, Sie können Ihre Ehe mit Helene Streitmann auch durch andere Dokumente als gültig ausweisen. Meine arme Mutter hat sich betrügen lassen und das hat ihr nicht allein ihre Ehre, sondern auch ihr Leben gekostet. Ich will vorsichtiger sein, um ihretwillen, ihr Kind soll nicht, wie sie gefürchtet, namenlos sein, wenn es auch nie den Namen, der ihm gehört, führen wird. Verzeihen Sie mein Mißtrauen, Herr Graf, wer so traurige Erfahrungen gemacht hat, ist, denke ich, bald entschuldigt."

Die Zornader auf der Stirn des Grafen schwoll bedenklich an, aber er nahm seine ganze Selbstbeherrschung zusammen, um den Gefühlsausbruch zu verbergen, da er wohl wußte, wie äußerst vorsichtig er sein mußte, nun er einmal Juliens Argwohn erregt. Merkte sie seine wahre Absicht, so war er der Betrogene und der Eclat, den nothwendig die Bekanntmachung seiner früheren Verbindung hervorrufen würde, war unausbleiblich.

„Ich verzeihe Dir Deinen Argwohn gern, Julie, Du magst auch Recht haben, keinem Menschen zu trauen, selbst Deinem eigenen Vater nicht," sagte er mit trauriger Stimme. „Ich möchte nur wissen, wie Du zu einem solchen betrübenden Seelenzustand gekommen bist — so jung und schon so viel Mißtrauen! Willst Du nicht wenigstens den Platz einnehmen, der Dir gebührt? Mein Haus steht Dir jederzeit offen."

„Nein, Herr Graf," erwiederte Julie, „es wäre Unrecht, wollte ich die Stätte verlassen, welche die arme Waise aufnahm, als sie einsam und verlassen in der Welt dastand. Ich bin mit meinem bescheidenen Loose vollkommen zufrieden."

„Du bist sehr stolz, mein Kind, und bitten kann ich Dich nicht, Dich dem alten Manne zu opfern, weil ich das Recht dazu verwirkt habe," sagte Graf Horn mit kläglicher Stimme. „Versprich mir aber wenigstens, mich nicht ganz zu vergessen, sondern mir oft Deine sonnige Gegenwart zu schenken, die ich bis jetzt, freilich unwissend, welchen Schatz ich ungehoben ließ, entbehrte. Versprichst Du mir, oft zu Deinem alten Vater zu kommen?"

„So oft und so lange Sie es wünschen," gab Julie zitternd zur Antwort. Das arme Mädchen war noch nicht klug genug, einem Manne, wie Graf Horn gegenüber; sie war ein schwaches Rohr in seinen Händen, wohl zum Mißtrauen geneigt, aber doch auch wieder zu unerfahren, um dies Mißtrauen festzuhalten. Sie glaubte einen Theil seiner Worte nur zu gern, wenn sie ihm auch nie verzeihen konnte, was er ihrer Mutter Leides zugefügt. Sie fand zahllose Entschuldigungen, sie hielt ihn für leichtsinnig, aber nicht für schlecht und das war bereits ein sehr großer Fehler, obgleich bei Graf Horn Strenge und Sanftmuth gleich schlecht angebracht waren. Mit Triumph bemerkte er, daß er keinen so ganz schlimmen Eindruck auf das Mädchen gemacht hatte, und, da er nun einmal die Bahn des Sieges betreten hatte, mußte sein eigenes Gefühl der Sicherheit ihm schon vorwärts helfen. Wo er täuschen konnte, unterließ er es nicht, hatte er doch alle derartigen Künste bis in's Kleinste durchgemacht und war beinahe jedesmal siegreich gewesen.

„Sieh, Julie," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er das Mädchen scharf beobachtet hatte, „die Leute halten mich für schlecht und wissen nicht einmal, daß gerade sie es sind, die durch ihr ewiges Gerede mich dazu machten, was ich bin. Man hatte schon giftige Pfeile der Verläumdung für mich bereit, als man noch nicht den leisesten Grund dazu hatte; ich verabscheute die Menschen und bemühte mich nicht, ihre Verläumdungen zu widerlegen, es wäre mir sonst leicht geworden, mich ebenso leicht und makellos hinzustellen wie Andere, ohne daß ich darum ein Haar besser war. Wo Andere im Verborgenen sündigten, da that ich es öffentlich; ich hielt es nicht für nöthig, Menschen gegenüber den Schein zu wahren, und ich freue mich jetzt, ihnen einmal Gelegenheit zu geben, mich in meiner wahren Gestalt zu sehen. Sie sollen sich selber überzeugen, daß ich mich nicht scheue, ihnen zu zeigen, wie weit ich mich von meinem Stande und meiner Stellung entfernte, als ich die Tochter des Calculators heirathete und deren Kind ich jetzt zugleich als das meine präsentire. Ja, Julie, jetzt erst freue ich mich, daß Du mich kennst, ich wollte, ich hätte Dich früher gekannt und darnach gehandelt. Aber noch ist es nicht zu spät, um wieder gut zu machen was ich verschuldet, Du sollst schon in den nächsten Tagen sehen, daß Dein Vater es wenigstens jetzt aufrichtig mit Dir meint, daß Du Dich täuschtest, als Du glaubtest, ich fordere den Trauschein Deiner Mut-

ter in schlechter Absicht. Schon in wenigen Tagen soll ihr letzter Wunsch erfüllt sein, Du wirst einen Namen haben und wenn Du willst, eine bedeutende Stellung selbst bei Hofe einnehmen. Ich kenne den König, er liebt mich und es wird mir nicht schwer werden, seine Zustimmung zu diesem Schritte zu erhalten."

Der Graf hatte sich mit ungewohnter Lebendigkeit erhoben und schritt jetzt, so große Schmerzen ihm auch die Bewegung verursachte, die Hände auf dem Rücken, im Gemache auf und nieder. Dann blieb er plötzlich dicht vor Julie stehen.

„Jetzt gehen Sie, mein Kind, Sie werden bald von mir hören," sagte er, „mittlerweile möchte ich Sie bitten, weder mit einem Ihrer Freunde von diesem Besuche zu sprechen, noch Jemandem irgend etwas von dem gefundenen — denn gefunden ist er doch wohl — Trauschein zu sagen. Ich wußte übrigens nicht, daß das Papier wirklich verloren war."

„Es war verloren und nur der Zufall gab es wieder in meine Hände," entgegnete Julie, welche schon bedauerte, den Grafen so beargwohnt zu haben.

„Und ich kann mich fest darauf verlassen, daß Sie erst abwarten, was ich in den nächsten Tagen thun werde, bevor Sie weiter über den Gegenstand sprechen? Ich möchte nicht, daß die Welt auf dies Ereigniß vorbereitet würde. Kann ich mich auf Ihre einstweilige Verschwiegenheit verlassen?"

„Das können Sie, Herr Graf," gab Julie, sich der Thür nähernd, zur Antwort. „Ich bedauere, daß ein Versprechen mich hindert, Ihnen so rücksichtslos zu vertrauen, wie ich möchte. Leben Sie wohl, Herr Graf, ich will zunächst Ihre Schritte, die Sie zur Wiederherstellung der Ehre meiner Mutter thun werden, abwarten, ehe ich anfange, die mir vorgezeichnete Bahn zu betreten. Von Ihnen wird es abhängen, ob sich ein Verhältniß zwischen Vater und Tochter denken läßt; von Ihnen soll es abhängen, ob ich meinen kindlichen Verpflichtungen nachkomme."

Julie hatte bei diesen Worten die Schwelle überschritten, und befand sich gleich darauf draußen im strömenden Regen. Sie athmete tief und erleichtert auf, sie fühlte nicht, wie der Wind ihre schwere Regentropfen in das Gesicht blies, sondern dachte nur daran, daß sie den schwersten Gang hinter sich hatte, den sie in ihrem Leben gemacht. Und dennoch war er ihr leicht geworden, leicht durch den Gedanken, daß sie diesen wichtigen Schritt für ihre verstorbene Mutter that, leicht durch die Zuvorkommenheit des Grafen. Sie hatte es sich anders gedacht; sie hatte einen Mann zu finden erwartet, den ihre Worte außer sich brachten, der ihr höhnend in's Gesicht lachte, der sie nur durch die Unmöglichkeit, seinem Schicksale zu entgehen, zur Anerkennung seines Kindes und seiner verstorbenen Gattin bewegen konnte, und sie fand das Gegentheil. Julie hätte sich freilich nie einen Mann mit dem Charakter des Grafen als ihren Vater gewünscht, aber er war doch gewiß nicht so schlimm, wie man ihn ihr geschildert. Der Graf hatte ihr eine solche Schilderung der Umstände gemacht, daß sie nicht allein nicht umhin konnte, ihm Glauben zu schenken, sondern auch vollständig begriff, wie derartige Verhältnisse zu einem Bruche führen konnten. Der Kampf, auf den sie sich vorbereitet, war also nicht so schlimm, er war bereits beendet, als sie den ersten Schritt vorwärts machte.

Juliens Zweifel an dem Grafen waren nun ganz vollständig durch den Ausspruch desselben beseitigt, daß sie zunächst seine Schritte abwarten solle, ehe sie etwas vornahm. Er bot ihr volle Genugthuung, ohne irgend welchen Vorbehalt, ohne daß sie auch nur das Geringste dabei wagte. Der Trauschein blieb in ihren Händen, sie konnte damit hervortreten, wann sie wollte und ihre Rechte in Anspruch nehmen.

Sie langte zu Hause an. Das Wasser tropfte aus ihren Kleidern und von ihrem Hute herunter, ohne daß sie es bemerkt hatte und erst Tante Donitz's Ausrufe ließen sie verwundert sich selbst betrachten.

„Mein Gott, Kind, was ist vorgegangen? Wo bist Du gewesen? O, lieber Himmel, Dein neues Seidenkleid, Deine Mantille, Dein Hut! Wo hast Du Deinen Schirm? Ach, lieber Gott, welch' eine entsetzliche Umwandlung ist in der letzten Zeit mit Dir vorgegangen! Wie soll das werden!"

„Ganz wunderschön, Tantchen!" rief Julie, die Tante stürmisch in ihre Arme schließend. „Später sage ich Dir dann, was mich so verstimmt hat, aber nun ist Alles gut. Ich wette, Tantchen, Du wirst Dich noch wundern, was ich allein ausgeführt habe."

Mit einer Lebendigkeit welche die gute Tante Donitz immer mehr in Erstaunen setzte, weil sie das gar nicht mehr bei Julien kannte, entledigte sich diese ihrer nassen Kleidungsstücke und hörte mit heiterem Lächeln die Strafrede der Tante über ihren grenzenlosen Leichtsinn, den neuen seidenen Regenschirm zu verlieren, an. Sie fühlte sich so frei und leicht wie vor der Zeit, wo ihr das betrübende Geheimniß von dem Tode ihrer Mutter mitgetheilt wurde. Wie ein dumpfer banger Traum lag die jüngste Vergangenheit hinter ihr; sie war dem Ziele ihres Strebens nahe. O, wie glücklich würde sie sein, wenn erst Alles vorüber war, wie wollte sie sich über Mariens Glück freuen, was sie seither noch nicht gekonnt.

Siebentes Capitel.

Intriguen.

Während Julie sich noch so ihren glänzenden Träumen für die Zukunft hingab und ihre kühnsten Hoffnungen der Verwirklichung nahe sah, saß Graf Horn noch immer regungslos in seinem Gemache und starrte vor sich nieder. Der Schlag war zu schnell, zu unerwartet gekommen, als daß er sich mit seiner gewohnten Leichtsinnigkeit darüber hinwegsetzen konnte. Er fand keinen Ausweg aus diesem Labyrinthe, er sah keine Möglichkeit, das Dokument zu erlangen, das

Mädchen war unbedingt vorsichtiger als ihre Mutter.

„Zeit gewonnen — Alles gewonnen," murmelte er wiederholt, aber er schien in diesem Falle noch nicht recht von der Wahrheit dieses Sprichwortes überzeugt. Er sann und sann, aber es wollte ihm nichts einfallen, was seinen Gedanken eine andere Richtung hätte geben können. Seine anerkannte Schlauheit, sich in dergleichen Dingen zurecht zu finden, ließ in dies Mal im Stich, all sein Schimpfen und Raisonniren über die „Canaille" brachten ihn nicht auf den Gedanken, wie er sich in den Besitz des Dokumentes setzen sollte.

„Adele muß Rath wissen," rief er endlich aufspringend aus, „wenn sie keinen anzugeben weiß, so wächst mir die Geschichte doch noch am Ende über den Kopf. Es ist auch ja zu ihrem eigenen Vortheile, und ihr anerkanntes Genie für Intriguen wird sie leicht einen Ausweg finden lassen. Dieses Volk hat mich jetzt zum Aeußersten getrieben, und wenn ich nicht sehr irre, so steckt hinter Allem dieser Hauptmann Donitz. Es muß ein Ende gemacht werden, gleichviel auf welche Weise."

Er zog so heftig die Glocke, daß der Diener erschrocken hereinstürzte.

„Anspannen — sofort! In fünf Minuten muß Alles bereit sein. Rufe Jean, meine Toilette in Ordnung zu bringen."

Die Toilette des Grafen bedurfte allerdings einiger Verbesserung, um ihn zu dem eleganten Cavalier zu stempeln, als welcher er sich stets sehen ließ. Man erkannte in dem Grafen Horn wie er zu Hause war nur mit Noth und Mühe den Mann wieder, der sich in den Salons und auf den öffentlichen Promenaden sehen ließ. Der türkische Schlafrock hing lang und schlaff an seiner hageren Gestalt herunter, der Fez bedeckte nur zur Hälfte den kahlen Scheitel, der noch wenige weiße Haare aufweisen konnte — man sah in ihm nur noch eine Ruine.

Wenige Minuten aber hatten hingereicht, das derangirte Aussehen des Grafen vollständig umzuwandeln. Eine dunkelbraune Perrücke verlieh seinem Gesichte sofort ein jugendlicheres Aussehen, die wohl ausstaffirte Uniform, die er ihrer Kleidsamkeit wegen fast ausnahmslos trug, gab seiner Gestalt das Aussehen von Behäbigkeit und seine Augen waren vor Aufregung voll jugendlichen Feuers.

(Fortsetzung folgt.)

---

* (Von Franz Deak) erzählt „Hon" folgende Anekdote, die das Blatt auf die heutige Stellung der Reichstagsparteien zu einander anwendet: In den Vierziger Jahren weilte der damals noch stattliche und nicht im mindesten „alte Herr" bei seinen Verwandten R—y im T—er Comitat. In der Abenddämmerung nach einem heißen Sommertage machte er mit den kleinen Knaben des R—y und ihrem Erzieher einen Spaziergang vor das Dorf. Sie hatten sich vom Dorfe bereits ziemlich weit entfernt und befanden sich in einer breiten, weithin sich ausdehnenden Ebene, wo nirgends ein Stein oder ein Strauch zu finden war. Ackerland dehnte sich aus, so weit das Auge reichte und die Landstraße hob sich nur dadurch einigermaßen merklich ab, daß sich zu beiden Seiten unbedeutende Graben hinzogen, in welchen Regenwasser glitzerte. — In beträchtlicher Entfernung von der Landstraße weidete die Viehheerde des Dorfes. Plötzlich löste sich eine schwarze Masse aus der Heerde los und bewegte sich in schnellem Laufe gerade auf die Spaziergänger zu. Es war der Stier der Heerde, ein wildes Thier, das schon Manchen im Dorfe verstümmelt hatte. In großen Schritten näherte sich der Stier den Spaziergängern und mit gesenktem Kopfe rannte er der Stelle zu, wo Deak mit den zu Tode erschrockenen Kindern und dem Erzieher stand. Von Entrinnen konnte die Rede nicht sein; das Dorf war zu weit entfernt, als daß man es noch zur rechten Zeit hätte erreichen können, und sie standen Alle wie festgewurzelt auf der Landstraße. Das wüthende Thier kam indeß immer näher mit dampfenden Nüstern und glühenden, rollenden Augen. In diesem Augenblick drängte Deak die Kinder zurück und stellte sich dem Thier gegenüber, damit es ihn zuerst treffe. Nur noch der schmale Straßengraben trennte ihn von dem Stier und gerade schickte das Thier sich an, über den Graben zu rennen. Da erhob es aber den Kopf und seine rollenden Augen begegneten dem starren Blick Deak's. Plötzlich blieb jetzt das Thier wie versteinert in der Stellung, da es zuerst der menschliche Blick getroffen. Das war ein schrecklicher Augenblick. Deak blickte fortwährend scharf in die erstarrten Augen des Stiers und das Thier stand wie festgebannt. Das dauerte einige Minuten, dann rief Deak, ohne die Augen von dem Stiere abzuwenden, den Kindern und dem Erzieher zu, sich zu entfernen. Sie gingen, der größte Knabe aber blieb an der Seite Deak's und flüsterte ihm nach einer Weile zu, daß die Kinder mit dem Erzieher weit genug sind, um sicher das Dorf erreichen zu können. Jetzt versuchte Deak einen Schritt nach rückwärts, ohne den Blick von den Augen des Stieres abzuwenden. Das Thier bewegte sich nicht. Dann machte Deak bedächtig den zweiten, dann den dritten Schritt — das Thier blieb unbeweglich stehen. So setzte Deak den Rückweg fort, unverwandt die Augen auf die Augen des Stieres geheftet, und endlich war er mit dem Knaben so weit entfernt, daß er die Augen des Stieres nicht mehr sehen konnte. Das Thier aber gerieth nun in convulsivische Zuckungen, raffte sich indeß nach einer Weile auf, machte Kehrt und rannte wie besessen zur Heerde zurück. Deak und die Kinder waren gerettet, aber zu Hause angelangt, war Deak so erschöpft, daß er sich nicht auf den Füßen zu erhalten vermochte. Er mußte sich in's Bett begeben.

Feuilleton.

Elegie auf eine Taube.

(Auf den Ruinen eines zerschossenen Bergschlosses geschrieben.)

„Nachdem die Erfahrungen des letzten Krieges den militärischen Werth der Brieftaube für cernirte Plätze hinreichend dargethan haben, sollen auf Anordnung des Herrn Kriegsministers von Roon an den westlichen Grenzfestungen des Reichs Brieftaubenstationen errichtet werden."

(Berl. Ztg.)

O zartes Täubchen dort im Myrthenschatten,
Das sanft sich drängend an den holden Gatten,
Mit süßem Schnäbeln tauscht der Minne Lohn —
Vorüber ist's mit deiner Freiheit Tagen;
Du ziehst nicht mehr der Göttin Muschelwagen,
Du ressortirst fortan von Herrn von Roon.

Nicht mehr darfst du in sel'ger Unschuld kosen
In Gaisblattlauben und im Hain der Rosen,
Du liegst in Metz nun stramm in Garnison.
Dein Tauber naht mit zärtlichem Gefühle —
„Pardon, mein Herr! Für Ihre Liebesspiele,
Wo ist der Trauconsens von Herrn von Roon?"

Dein „militär'scher Werth" für „feste Plätze"
Und deiner „Flugbahn" höhere Gesetze
Ergründet man, wie bei der Munition.
Dein Liebestraum versinkt in's Reich der Dichtung;
Errichtet wird sofort für deine „Züchtung"
Ein „Haupt-Central-Depot" durch Herrn von Roon.

Friedlichstes Thier mit liebestrunkener Seele,
Du girrst Commandos nun und Corpsbefehle,
Und dienst dem Massenmord fortan — o Hohn!
Spricht man von dir, denkt man an Krupp und Dreyse;
Dich preist nicht mehr Anakreon, der Weise,
Nein, deinen Ruhm verkündet Herr von Roon.

* (Das Beste) „Mein Fräulein, Sie waren während des Besuches in München jedenfalls auch öfters im Theater. Was hat Ihnen da am besten gefallen?" — „Die großen Portionen Gefrornes."

* (Keine Gefahr.) Dorfschulmeister (in's Gerichtszimmer tretend:) Herr Assessor, ich möchte unterthänigst und gehorsamst fragen, ob meine Entlassung aus dem Staatsverband, nebst den nöthigen Papieren behufs meiner Auswanderung noch nicht fertig sind."

Assessor: „Nein! aber, Herr Maier, ich möchte Ihnen nochmals von Ihrer Auswanderungsidee abrathen, sehen Sie, Sie können nebst anderen Unannehmlichkeiten Sturm bekommen, verschlagen werden, ja, Sie können sogar ausgehungert werden."

Schulmeister: „Was! ich ausgehungert werden? ich bin zehn Jahre Schulmeister gewesen, ich kann niemals ausgehungert werden."

* (Die letzten Spuren.) Die „Chicago Union" vom 17. April schreibt: „Noch brannte das Feuer vom 9. Oktober letzten Jahres im Malzkeller der Herren Schmidt und Katz an Oakwood Straße nahe dem See. Als man die Steine hinwegräumte, schlugen die hellen Flammen aus dem Trümmerhaufen hervor. Die Schlauchcompagnie „Huck" löschte den Brand, der schon 6 Monate und mehrere Tage wüthete."

* (Ein „Dampfgarten.") Die „Nordw. Acker- und Gartenzeitung" in Milwaukee, meldet von einem sogen. Dampfgarten von über zwei Acker Größe, welcher in der Nähe von Chicago angelegt wurde. — Unter den Beeten breitet sich ein Netzwerk von Röhren aus, welche durch eine mächtige Maschine und Kessel mit Dampf versehen werden, um Wärme und Feuchtigkeit zu liefern.

* Gespräche vom Wetter.

1.

Käufer: Aber warum ist denn das Getreid gar so theuer?

Händler: Ja bedenken Sie nur, das fortwährende Regnen, da muß ja alles verfaulen!

2.

Käufer: Aber warum ist denn das Getreid gar so theuer?

Händler: Ja bedenken Sie nur, das fortwährende schöne Wetter! Da muß ja Alles verdorren!

3.

Käufer: Aber warum ist denn das Getreid gar so theuer?

Händler: Ja bedenken Sie nur den fortwährenden Wechsel: bald regnet es, nachher scheint wieder die Sonne drein — da muß ja alles auswachsen.

Käufer: Nun vielleicht schickt auf's Jahr unser Herrgott gar kein Wetter, das wöre das Allerbeste.

Gemeinnütziges.

* Pasta, um den Glanz des lackirten Leders zu unterhalten. Dieselbe wird mit reinem Wachs hergestellt, welches man im Wasserbade schmilzt, dann Baumöl zusetzt, und wenn die Mischung eine innige ist, Schweineschmalz zufügt, indem man über einem schwachen Feuer gut umrührt. In dieses Gemisch gießt man Terpentinöl und nachher Lavendelöl. Die so erhaltene Pasta füllt man in Büchsen, worin sie beim Erkalten consistent wird. — Um sich derselben zu bedienen, streicht man ein wenig davon auf die Schuhe oder Stiefeln, und reibt mit einem Leinlappen, was hinreicht, um ihnen den verlorenen Glanz wieder zu ertheilen und ihnen eine solche Weichheit zu verleihen, daß das Leder keine Risse bekommt.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt
zur
„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 40. Kaiserslautern, 19. Mai 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung".)

* Neue Pfingsten.

Viel tausend Glockenstimmen schallen
Vom Thurm des Kirchleins wie des Doms,
Und rufen nach den heil'gen Hallen
Die Jünger Wittenbergs und Roms.

Im bunten Kleide, im Talare,
Am heil'gen Fest der Pfingsten, preist
Auf Kanzeln hier, dort am Altare
Die Priesterschaar den heil'gen Geist.

Doch zwischen dem, was Priester pred'gen,
Dem was befiehlt das Bibelbuch,
Und dem wie Priester es bethät'gen
Herrscht nur zu oft ein Widerspruch.

Die Wahrheit lobend, und das Wahre
Bekämpfend doch mit Mund und Stift,
Gilt ihnen, was der Unfehlbare
Befiehlt, mehr als das Wort der Schrift.

Sie pred'gen Recht, doch jeder Titel
Des Rechtes wird durch sie verletzt.
„Es heiliget der Zweck die Mittel!"
Ist als ihr Wahlspruch festgesetzt.

Sie pred'gen Licht, und setzen Schranken
Dem Geist der nach dem Lichte faßt;
Verfehmt, verflucht ist der Gedanken,
Der nicht zum blinden Glauben paßt.

Sie senden ihre Satelliten
Hinaus, wo Heiden man belehrt;
Indeß man in den heim'schen Hütten
Dem Lichte jeden Eintritt wehrt.

Sie pred'gen Milde, sie verkaufen
Den Ablaß auf dem Markt der Welt,
Indeß man auf die Scheiterhaufen
Die Brüder andern Glaubens stellt.

Sie pred'gen Duldung! Wer Verneinung
An ihrem Bau zu üben sucht,
In einem Satz ist and'rer Meinung,
Der wird: verflucht, verflucht, verflucht!

Sie pred'gen Liebe und „Verzeihen"
Ist dieser Heuchler, drittes Wort;
Doch schämen sie sich nicht zu weihen
Die Waffen für den Ketzermord.

Sie sprechen sich von Demuth heiser,
Und möchten doch — wie es gescheh'n —
Im Schnee vor sich den deutschen Kaiser
Barfüßig in Canossa sehn.

In diesem Geist, mit gift'gen Waffen
Zieht gegen Wahrheit, Licht und Recht
Der größte Theil vom Heer der Pfaffen,
Der Theil der Heuchler ins Gefecht.

Im Schaafspelz zieh'n sie aus zum Kriege,
In dem man ohne Schonung würgt;
Im Schaafspelz, jenem Kleid der Lüge
In welchem sich der Wolf verbirgt.

Sie sagen, daß das Fest der Pfingsten
Solch einen Geist zur Welt gebracht;
Und werden deßhalb von dem jüngsten
Kind auf der Schulbank ausgelacht.

Ein and'rer Geist ist's dem die Führung
Da dieser unsr'rer Zeit gebührt;
Die Wahrheit ist's, die die Regierung,
Die Freiheit, die den Scepter führt.

Ein neues Pfingsten uns verkündend
Trat in die Welt ein neuer Geist
Der, keinen Holzstoß mehr entzündend,
Ein Geist der Menschenliebe heißt.

So lasset nun die Frömmler kommen,
Mit diesem Geist der neuen Zeit,
Stehn wir, die in der Wahrheit Frommen,
Zum Kampfe gegen sie bereit.

Der Geist des Rechts, des Lichts, der Klarheit,
Den Geist der Liebe, läutet ein;
Der Geist der ew'gen reinen Wahrheit
Wird auch der rechte Pfingstgeist sein.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(39. Fortsetzung.)

Noch vor der festgesetzten Zeit stand der Wagen bereits vor der Thür, und, nachdem Graf Horn sich nochmals im Spiegel beliebäugelt, stieg er die mit Teppichen belegte Treppe hinab, um einzusteigen. Sein Leiden verursachte ihm bei jeden Schritt heftige Schmerzen, aber er war zu eitel, um auch nur irgend Jemanden sehen zu lassen, daß das Alter an ihn herankäme, und so trat er fest und sicher auf.

Wenige Augenblicke später rollte der Wagen durch den strömenden Regen dahin. Der Kutscher trieb die beiden mächtigen Pferde noch mehr an, und die Thiere schienen kaum mit ihren Hufen das Pflaster zu berühren, als belästige sie das leichte Gefährt auch nicht im Mindesten.

Der Graf hatte sich tief in die weichen Polster zurückgelehnt, die Stirn in düstere Falten gezogen, starrte er vor sich nieder.

„Sie muß mir helfen, sie muß Rath schaffen — sie hat ja einen erfinderischen Kopf," murmelte er. „Wenn ihre Schlauheit zu Ende ist, so ist es die meine ganz gewiß auch, und Gewalt? — Bah, Gewalt kann mir nichts nützen; das Mädchen ist klug genug, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, außerdem hat sie zu viele Freunde. Wie man nur jemals einen so rasenden Streich machen konnte."

Oben in dem reizenden Boudoir, das einst Helene Streitmann, freilich nicht mit so vieler Pracht und Reichthum ausgestattet, bewohnt hatte, saß Adele, die schöne Geliebte des alternden, oder jetzt vielmehr alten Grafen Horn. Sie ruhte in einem buntbemalten Schaukelstuhl, welcher die Erfindung irgend eines Handwerkers, der damit hatte Aufsehen machen wollen. Das Ding sah keineswegs schön aus, aber er war bequem und Fräulein Adele hatte ihn sich gewünscht, Gründe genug, ihn sofort an diesen Platz schaffen zu lassen.

Einer der neuesten französischen Romane lag vor ihr, aber selbst dieses Machwerk schien die Dame nicht zu interessiren, gähnend und gelangweilt starrte sie zum Fenster hinaus in die blaue Luft.

Auch Fräulein Meinhold, die noch immer ihre Stelle als Gesellschafterin und Haushälterin in einer Person einnahm, wurde nicht mit der Aufmerksamkeit ihrer Gebieterin beehrt.

Das Boudoir der Dame war in der That der Bewunderung werth. Eine dunkelblaue Sammettapete bedeckte die Wände, schwere Seidenvorhänge von derselben Farbe hingen vor den Fenstern und Thüren, geschnitzte Meubles mit weichen Polstern zeigten Geschmack und vor allen Dingen einen ausgebildeten Sinn für Behaglichkeit. Außerdem befanden sich zahllose nur erdenkliche Kleinigkeiten in dem reizenden Gemache, deren Vermehrung die Bewohnerin sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben schien. Stickereien in allen möglichen Farben waren angebracht und zwar mit so viel Geschmack, daß man keine Ueberladung bemerkte.

„O mon Dieu, ma chère Meinhold, welch' ein horribler Tag!" rief Fräulein Adele endlich aus, da sie es sehr liebte, französische Worte in ihre Rede zu verflechten. „Ich weiß in der That nicht, wie man diesen Tag beenden soll; man muß allen Ernstes daran denken, wie man sich Zerstreuung verschafft. Seit der pauvre Georg von seiner Gicht geplagt ist und seine Eifersucht mir nicht mehr den Besuch des Theaters gestattet, seit der Zeit ist dies Leben nicht mehr zum Aushalten. Ich werde ihm sagen, daß seine Geschenke und Aufmerksamkeiten mich nicht für meine verlorene Freiheit entschädigen können. Schade," fügte sie achselzuckend hinzu, „daß der Mann so frühzeitig gealtert ist, meinen Sie nicht auch, ma chère."

„Ich finde gerade nicht, daß der Herr Graf alt geworden ist," entgegnete Fräulein Meinhold. Die Dame schien überhaupt einen sonderbaren Begriff vom Alter zu haben, denn auch sich selbst, deren Gesicht mittlerweile die Färbung eines zusammengeschrumpften Apfels angenommen hatte, rechnete sie noch keineswegs zu den Aelteren, geschweige denn zu den Alten.

„Das finden Sie nicht?" fragte Fräulein Adele, verwundert in die Hände schlagend. „Na, dann möchte ich aber wissen, wo Sie Ihre Augen haben! Dies kommt wohl daher, weil Sie den Grafen von Jugend auf gekannt haben."

Fräulein Meinhold verstand den Sinn dieser Worte vollkommen, aber sie war einestheils zu schlau, sich um solche Auslassungen zu kümmern, anderntheils zu sehr an dieselben gewöhnt, um sie sich weiter zu notiren. Sie hatte nur ein Interesse, das, für den Grafen, ihren Versorger, aufzupassen.

Einst hatte die Gesellschafterin geschworen, den Grafen Horn bis in den Tod zu hassen und zu verfolgen, aber sie war ohne Aussichten für die Zukunft, selbst um ihre Bildung war es schlecht bestellt, und so zog sie es vor, lieber zu bleiben und auf diese Weise ihre Existenz zu sichern.

„Sie mögen Recht haben, gnädiges Fräulein, ich kenne den Grafen schon seit mehr als dreißig Jahren und eben darum bewundere ich es, daß er sich noch so unmerklich verändert hat," entgegnete Fräulein Meinhold gleichgültig, indem sie ihr Strickzeug auf ihren Knieen glatt legte. „Aber finden Sie denn keinen Gefallen an den neuen Büchern, die Ihnen der Herr Graf geschickt hat? Ich denke, es wäre augenblicklich so eine Zeit, um sie auszupacken und einmal nachzusehen. Soll ich das Packet herholen?"

„Ganz wie Sie wollen, ma chère," sagte Fräulein Adele gähnend. „Dieser Roman der George Sand ist in der That zu langweilig, können Sie sich etwas abgeschmackteres denken, als daß die Lucrezia Floriani, Mutter einer ganzen Reihe von Kindern, von einem zwanzigjährigen Jüngling so lange angebetet wird, bis er vor lauter Liebe stirbt? Ich hoffe, mademoiselle Meinhold, Sie haben die Güte, mir solche Bücher nicht wieder unter die Augen zu bringen, denn sie langweilen und ärgern mich zu Tode."

Und die erzürnte Schöne schleuderte das Buch weit von sich in eine entfernte Ecke des Zimmers.

„Da mag es liegen, und nun geschwind, Fräulein Meinhold, holen Sie das erwähnte Packet."

Fräulein Meinhold hob zunächst das verachtete Buch auf und nahm es mit hinaus.

Wenige Augenblicke später kehrte sie mit einem umfangreichen Packet zurück.

„Sie hätten das Packet draußen öffnen sollen, ich mag eine solche Unordnung nicht in meinem Zimmer," sagte Fräulein Adele ärgerlich.

Fräulein Meinhold hob mit einem schweren Seufzer andachtsvoll die Augen gen Himmel, doch begann sie mit einer Scheere den Bindfaden zu lösen. Sie

verstand es vortrefflich, ihre zeitweilige Gebieterin zu nehmen wie sie war.

Es waren lauter prächtig gebundene Bücher, die zum Vorschein kamen, Romane und Gedichte, das Neueste und Beste, was die Literatur in letzter Zeit hervorgebracht hatte. Aber Fräulein Adele nahm eins nach dem andern und warf es mißmuthig und verächtlich bei Seite, nachdem sie den Titel gesehen.

„Ach, nun gar Gedichte — für mich Poesie, die ich der vollendete Materialismus bin!" rief die Dame lachend aus. „Nein, nein, der gute Graf hätte das wenigstens wissen sollen, so viel Scharfsinn traute ich ihm zu. Oder liegt etwa viel Poesie darin, wenn ein junges Mädchen vorgiebt, um ihr gutes Auskommen zu haben, sie liebe einen Greis? Ich glaube nicht. Und nun gar Romane — deutsche Romane! Nein, bitte Fräulein Meinhold, packen Sie nur getrost die ganzen Sachen zusammen und schicken Sie dieselben retour."

Das Heranrasseln eines Wagens störte die Damen in ihrer Beschäftigung und lockte Fräulein Adele, erstaunt über das zu dieser Stunde ungewohnte Geräusch, an's Fenster.

„Der Graf!! Zu dieser Stunde!" rief Fräulein Adele aus. „Was bedeutet dies? Nun, mindestens eine Abwechslung, es muß wohl etwas Besonderes sein, was den guten Alten hierherführt, in diesem Wetter."

Kaum eine Minute später trat Graf Horn in Fräulein Adelens Boudoir. Die Dame hatte noch so viel Zeit gehabt, ihre langen Locken gehörig zu ordnen und sich in möglichst schmachtender Stellung in ihren Sessel zurückzulehnen. Sie mußte genau darin geübt sein, eine vortheilhafte Attitüde anzunehmen, denn es war in der That ein bezauberndes Bild, welches sich dem Grafen bei seinem Eintritt bot. Das Licht fiel voll auf die feingeschnittenen Gesichtszüge und die blonden Locken wallten in reizender Unordnung auf den schneeigen Nacken nieder. Der rechte Arm, von einer einfachen Spange umschlossen, stützte den schönen Kopf, der linke lehnte nachlässig auf dem Sessel.

„Sie hier, Georg, zu dieser Stunde?" fragte sie mit schmelzender Stimme, die nicht die leiseste Aehnlichkeit mit der hatte, die vor wenigen Augenblicken so spöttische Bemerkungen über den Grafen gemacht.

Alle seine körperlichen Gebrechen verschwanden beim Anblick des schönen Weibes und entzückt eilte der Graf auf sie zu, sie in seine Arme zu schließen, aber sie wehrte seinem Ungestüm mit einer leichten Handbewegung.

„O, ich bitte, Monseigneur, nicht so ungestüm," sagte sie, ihm scherzhaft mit dem Finger drohend, „meine Migraine quält mich heute so, daß ich in der That nicht im Stande bin, irgend welchen Besuch zu empfangen und wären Sie nicht unangemeldet gekommen, wer weiß, ob Sie überhaupt —"

(Fortsetzung folgt.)

---

† Ueber die letzten Lebenstage Moritz Hartmann's wird der „Deutschen Zeitung" von einem Verehrer des verstorbenen Dichters Folgendes mitgetheilt: „Moritz Hartmann, der seit 4 Jahren kränkelte und von seinen literarischen Arbeiten sich gänzlich ferne hielt, litt bekanntlich an einer Nierenkrankheit, zu der sich Anfangs dieses Jahres noch eine Lungenentzündung gesellte. Ende des Jahres 1870 wurde die Krankheit so heftiger Natur, daß Hartmann gezwungen war, Tag und Nacht in einem Lehnstuhl zu verbringen. Nur selten, wenn eine kurze Pause in seinen Leiden eintrat, erlaubte der Arzt — Dr. Breier — daß er ausgehe. Mehrere Sommer hindurch wohnte Hartmann in Baden, für dieses Jahr war jedoch projektirt, daß Hartmann im Sommer zum Curgebrauche nach Carlsbad gehe, und viel versprach er sich, viel hoffte seine Familie von dem Aufenthalte im böhmischen Badeorte. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen! Am 13. ds. zeigte sich an dem leidenden Dichter eine auffallende Veränderung. Er wurde wortkarger, mißmuthiger, und sehr bestürzt verließen ihn am Abend Dr. Kompert und Sigmund Kolisch, diese seine zwei Freunde, die ihn in den Jahren des Leidens kaum auf Stunden verließen. Am 14. Morgens erwachte Hartmann nach leichtem Schlummer mit der Todesahnung. Er fühlte sein Ende nahe, rief seine Frau und sein einziges Kind, einen siebenjährigen Knaben an sein Bett — seit 14 Tagen war es ihm unmöglich, den Lehnstuhl mit dem Bette zu vertauschen — und sprach mit ihnen über die Zukunft, über die ihre, nicht über die seine, denn für die hatte er aufgehört zu hoffen. Nachmittags um 2 Uhr berief er nochmals Frau und Kind zu sich, er wollte sprechen, die Stimme versagte ihm, krampfhaft hustete er, seine Augen erloschen, sein Mund schloß sich — er war todt. In trostlosem Schmerze stand die Wittwe vor dem theueren Verblichenen, zwei Stunden später kam Dr. Kompert, der erschüttert an der Thürschwelle die Trauernachricht erhielt. Die jahrelangen Leiden hatten sichtliche Spuren bei Hartmann hinterlassen, die schmerzliche Krankheit hatte sich tief im Gesichte eingeprägt. Mit seiner Gattin war Hartmann seit zwölf Jahren verehelicht. Er führte sie am 14. Juni 1860 in Genf als seine Frau heim und lebte mit ihr eine glückliche und zufriedene Ehe, deren Friede auch durch die hartnäckigen Leiden des Dichters nicht getrübt werden konnte. In dem Nachlasse Hartmann's befinden sich, so viel bis jetzt bekannt, ein nicht ganz vollendeter Roman, lyrische und epische Gedichte, Novellen und feuilletonistisch gehaltene Aufsätze. In den letzten Jahren schrieb Hartmann nur wenig und zählen unter seine letzten Arbeiten mehrere Feuilletons, die er über den glorreichen Sieg der Deutschen bei Sedan veröffentlichte. Das Interesse für die neuesten Erscheinungen auf literarischem Gebiete erhielt er sich aber bis zur letzten Stunde; er las viel und sprach mit seinen Freunden stets lebhaft angeregt über die literarische Bewegung der Jetztzeit."

Feuilleton.

* Iwakura und die Pfaffen.

Man ließ ein Souper in Frisco serviren,
Die Gäste von Japan zu celebriren,
Und viele Reden wurden gehalten,
Gescheite und dumme, von Jungen und Alten.
Da hub auch ein Pfaffe zu reden an,
Der Reverend Stebbins, der fromme Mann,
Der machte den Fremden den Standpunkt klar,
Wie sie noch versunken ganz und gar
In Heidenthum und in Ungläubigkeit
Und entbehren müßten die Seligkeit.
Doch er hoffe, daß Japan sich bald bekehre
Zu der seligmachenden, christlichen Lehre.

Die Japanesen, die hörten ihn an
Und dachten: „Was redet der heilige Mann?
„Er will uns wohl gar hier noch bekehren,
„Und uns das wahre Christenthum belehren.
„Wie möchten wetten Zehn gegen Eins,
„Der fromme Mann ist voll süßen Weins.“
Doch hörten sie ruhig ihn an bis zuletzt
Und kümmerten sich nicht um sein Geschwätz. —

Und wie der Gesandte nun Abschied genommen,
Sind drei Baptistenpfäfflein gekommen,
Gar wohl gerundete stattliche Herren,
Die kleinen Aeuglein verdrehten sie gern;
Es begehrte Audienz das fromme Corps,
Und stellte sich dem Gesandten vor
Und sprach: „Großmächtiger Herr Minister!
„Es nahen demüthig drei heilige Priester
„Und bitten, Du möchest es ihnen erlauben
„Zu bringen das Buch Dir vom rechten Glauben,
„Sieh, diese Bibel, die schenken wir,
„Die Baptistenhirten zum Andenken Dir.“

Der Gesandte schaute das Buch sich an,
Neugierig, wie man sich denken kann;
Dann sprach er: „Ich dank' Euch, Ihr würdigen Herrn!
„Ich nehm' Euer Buch von Herzen gern.
„Doch sagt mir auch jetzt, bevor Ihr geht,
„Was man daraus lernet und was darin steht.
„Steht in diesem Buch, wie man Staaten regiert?
„Oder wie man Armeen in der Feldschlacht führt?
„Oder wie man eiserne Schiffe lenkt?
„Oder wie man Felsen mit Pulver sprengt?
„Oder wie vor Zeiten mit Muth und Kraft
„Des Menschen Geist Großes und Edles geschafft,
„Und aufwärts stieg zu den leuchtenden Sternen?
„Oder was kann ich sonst daraus Gutes lernen?“

Da sprachen die Pfäfflein ganz verduzt:
„Nein, Herr, dazu wird dies Buch nicht benützt;
„Doch stehen darin ganz erbauliche Sachen,
„Wie man seine Seele unsterblich kann machen;
„Die Priester lehren die Laien damit
„Und lenken zur Seligkeit ihren Schritt!“
Der Gesandte hat nicht völlig verstanden,
Was ihm die Herren auf die Seele banden.
Doch wie er Abends im Bette lag,
Da las er darin, so lang er noch wach;
Bis endlich darüber er eingeschlafen,
Bei dem heiligen Buche der frommen Pfaffen.

Am anderen Morgen, da fragte man:
„Was steht in dem dicken Buche? sag an!“
Da sprach der Gesandte mit lächelndem Blick:
„Bringt den Herren Baptisten ihr Buch zurück;
„Ich las gar viele Capitel darin,
„Doch verstand ich selten den rechten Sinn.
„Doch eins hab' ich sehr bald verstanden,
„Daß nämlich in all den weiten Landen,
„Wo sie dieses Buch für heilig halten,
„Die Lügen stets mehr als die Wahrheit galten
„Und nun begreif' ich auch, wie es im Leben
„Kann solche Leute, wie Pfaffen geben!“

* (Berliner Franzosenthum.) Im Pariser „Temps“ lesen wir: „Die Berliner sprechen nicht mehr Deutsch. Sie sprechen einen französischen, mit deutschen Worten vermischten Dialekt, in jener eigenthümlichen Aussprache, welche man an ihnen kennt. Das wundert Sie? Ich gebe zu, in dieser Form könnte die Thatsache absurd erscheinen. Indessen spaziert man nicht in Berlin, man promenirt, anstatt Mittag essen zu gehen, geht man diniren, wenn man Jemanden auf den Fuß tritt, bittet man nicht um Entschuldigung, sondern um Pardon. Trennt man sich, so sagt man Adieu, anderwärts heißt es wenigstens Ade. Die Herren tragen karrirte oder rayirte oder melirte Kleider. Riskirt man, nachdem man mit einer Dame auf die galanteste Manier courtisirt hat, um ein Rendezvous zu bitten, so setzt man sich vielleicht einer Rebuffade aus, freilich bleibt stets noch die Zuflucht, mit Eklat abzubrechen. Und so weiter.“ Die „Nord. A. Ztg.“ meint dazu: Das Pariser Blatt hätte leider Stoff genug gehabt, dies Verzeichniß unserer Narrheiten in Sprachgewohnheit und Ausdrucksweise noch erheblich zu verlängern. Es gereicht den Bewohnern der Reichshauptstadt wenig zur Ehre, sich von dem Gegner, über den man so vielfach die Nase gerümpft, einen solchen Spiegel vorhalten lassen zu müssen. Im Reichstage wurde neulich gesagt, die Elsässer hätten als Franzosen glernt, Frankreich über Alles zu setzen, in Deutschland sei man leider, trotzdem wir auch gerade nicht zu bescheiden sind, dahin noch nicht gekommen. Wie lange will die Hauptstadt noch mit einem derartigen Beispiel vorangehen?

* Vor Gericht.

Richter: Also Strauber, aus dieser Pillenschachtel habt Ihr dem Dienstmädchen Röschen Immergrün ihre sauer erworbenen Spaepfennige gestohlen?

Strauber: Ja, Herr Richter, es steht ja darauf geschrieben: „Täglich zwei mal davon zu nehmen!“

Gemeinnütziges.

* Als sicheres Mittel gegen Motten und anderes Ungezieser empfiehlt Professor Gray, nach erschöpfenden, selbst angestellten Versuchen die Anwendung von Naphtalin, das besonders in Museen, Herbarien und dergleichen den Kampher wirksam vertritt. Auch zum Ausstopfen von Thieren wird Naphtalin statt des weißen Arsenils benutzt.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 41. Kaiserslautern, 22. Mai **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(40. Fortsetzung.)

„Angenommen wären, wollen Sie sagen, schöne Adele? O, sprechen Sie nicht so grausame Worte, ich kann es von Ihren Lippen nicht anhören. Machen Sie keine Scherze.“

„Ich scherze durchaus nicht, Georg,“ versetzte die Dame jetzt ziemlich ernst. „Die starken Männer wissen nicht, was es heißt, an Migraine leiden, sie haben keine Ahnung von dieser entsetzlichen Qual.“

Fräulein Meinhold entfernte sich mit einem impertinenten Lächeln auf den Lippen. Sonderbar, daß Fräulein Adele ihr gegenüber nichts von Migraine erwähnt hatte.

„Ich bedaure Sie aufrichtig, arme Adele, und es freut mich jetzt doppelt, daß ich gekommen bin, Ihre Einsamkeit zu theilen,“ sagte Graf Horn mitleidig.

„Ja, mit dem Worte „Einsamkeit“ haben Sie wirklich Recht, Georg, es ist hier eine förmliche Wildniß, in welche Sie mich hineingesetzt haben, oder doch mindestens ein vergoldeter Käfig. Aber haben Sie noch nie gehört, daß ein gefangenes Vögelchen aus Sehnsucht nach der schönen Freiheit sterben kann.“

Ein leises Lächeln zuckte um die Lippen des Grafen.

„Ein Vögelchen wohl, aber nicht Sie, theure Adele. Ich sehe noch nicht die Rosen auf Ihren Wangen erbleichen, Ihre Augen haben noch nichts von dem strahlenden Glanze, der mich zuerst entzückte, verloren. Nein, Adele, ich kenne Sie. Sie könnten nur in dem einen Falle zu Grunde gehen, wenn Glanz und Reichthum Sie nicht mehr umgeben — Sie achten die Freiheit zu gering, als daß Sie aus Liebe zu ihr sterben könnten. Sie sind wie ein Tropengewächs, nur die ausgezeichnetste Pflege kann Sie erhalten. Und genießen Sie dieselbe nicht hier? Können Sie mehr von dem Leben beanspruchen, als Sie haben? Seien Sie nicht unzufrieden.“

„O, das bin ich ganz gewiß nicht. Aber bedenken Sie doch, Georg, diese geisttödtende Einsamkeit, ganz allein auf Fräulein Meinhold's Gesellschaft angewiesen, finden Sie das interessant? Ja, wenn Ihre Thätigkeit Sie nicht so oft hinderte, mir ein paar Stunden zu vertreiben, wenn ich nur bisweilen Ihre Nähe genießen könnte!“

„Bin ich Ihnen so unentbehrlich, Adele?“ unterbrach der Graf sie zärtlich.

„Gewiß sind Sie das, theurer Georg,“ entgegnete Adele, mit einem schmachtenden Blicke auf ihren Liebhaber, „aber meine sehnlichsten Wünsche werden ja leider so wenig respektirt. Nur ein ganz besonderer Zufall führt Sie zu mir, sonst kommen Sie nur noch selten.“

„Sie thun mir in der That Unrecht, geliebte Adele, Sie wissen nicht, wie sehr ich mit Staatsgeschäften überhäuft bin, sonst würden Sie gewiß nicht so sprechen. Heute treibt mich allerdings eine besondere Sache her, eine Sache von der größten Wichtigkeit, und ich vertraue dabei ganz auf Ihre Klugheit.“

„Mein Gott, Sie erschrecken mich mit Ihrem Ernst, Georg!“ rief Adele — sich endlich aufrichtend — aus.

„Es ist auch allerdings eine ernste Sache, und wir dürfen sie Beide nicht so leicht nehmen. Auch für Sie ist die Angelegenheit von Wichtigkeit, denn Sie kann Ihnen möglicher Weise Ihre Stellung kosten.“

Erst jetzt wurde Fräulein Adele in der That aufmerksam.

„Ich begreife Sie nicht, Georg, Sie sprechen in Räthseln.“

„Sie werden mich bald verstehen, und es ist deshalb am besten, ich steuere sogleich auf das Ziel los,“ sagte Graf Horn. „Ich kann nicht läugnen, daß ich mich selber durch die ganze Sache beunruhigt fühle; denn es ist durchaus nicht unmöglich, daß sie eine sehr schlechte Wendung nimmt. Früher habe ich Ihnen, natürlich um Sie nicht zu beunruhigen, Adele, die Angelegenheit freilich in einem anderen Lichte dargestellt. Sie erinnern sich doch der Streitmann?“

„Allerdings, wie sollte ich nicht? Aber was thut die Geschichte hier — ich glaubte, sie wäre längst abgethan,“ entgegnete Fräulein Adele, sich wieder in alter Gemüthsruhe in ihren Sessel zurücklehnend.

„Nehmen Sie die Sache nur nicht so leicht, Adele,“ sagte der Graf stirnrunzelnd. „Helene Streitmann ist jetzt todt, aber es existirte und existirt anscheinend heute noch ein Dokument, welches ihre Ehe mit dem Grafen Horn bescheinigt.“

„Sind Sie wahnsinnig, Georg?“ rief Adele aufspringend aus. „Sie hätten in der That diese Streitmann geheirathet? Sagten Sie mir nicht, das Mädchen wäre im Wahnsinn gestorben, sie hätte sich eingebildet, sie wäre mit Ihnen verheirathet?“

„So sagte ich, um sie nicht zu beunruhigen, Adele. Wozu auch? Erfahren Sie diese Thatsachen nicht jetzt noch früh genug — jetzt, wo uns wirklich Gefahr droht? Doch streiten wir uns nicht, das würde uns

der Sache um keinen Schritt näher, sondern ferner bringen, wir wollen lieber berathschlagen, was zu thun ist, um den Trauschein in unsere Hände zu bekommen, denn kann ich nicht läugnen, daß es mir sehr fatal wäre, diese Jugendthorheit mit einem solchen ungeheuren Eclat büßen zu müssen, noch dazu würde diese Thatsache meine Stellung allerhöchsten Ortes sehr gefährden, und das schadete somit auch Ihnen. Ich wäre gezwungen, falls jener Trauschein nicht in unsere Hände käme, die Hälfte meines Vermögens meiner Tochter zukommen zu lassen, und Sie, Adele, die ich zu meiner Universalerbin bestimmt habe, würden demnach um eine enorme Summe Geldes betrogen."

Das Wort „Universalerbin" schien auf Fräulein Adele eine ausgezeichnete Wirkung auszuüben. Ihr zorngeröthetes Antlitz, das bereits anfing, eine immer höhere Färbung anzunehmen, wurde wie durch Zauber plötzlich wieder sanft und freundlich, ihre Augen blickten zärtlich auf den Grafen.

„Ach, Georg, sprechen Sie das schreckliche Wort nicht aus," sagte sie, ihn zärtlich anblickend, während ihre Augen von Thränen überfüllt waren. „Sie wissen nicht, wie wehe Sie mir damit thun, denn so leichtsinnig ich auch bin, so habe ich doch ein Herz, das für Sie schlägt und um Ihr Wohl besorgt ist."

Obgleich Graf Horn in dieser Beziehung nun nicht gerade sehr günstige Erfahrungen gemacht hatte, so vergaß er das doch bei Adelens Anblick, die nie schöner war als in Thränen. Sie hütete sich stets, nicht so leidenschaftlich zu weinen, daß sie rothe Augen bekam. Wenn Adele weinte, so flossen nur langsam helle Wassertropfen über ihre Wangen auf das Kleid herab und blieben dort wie die kostbarsten Perlen hängen. Darum verfehlten ihre Thränen dem Grafen gegenüber auch nie ihre Wirkung, und so auch in diesem Augenblicke nicht.

Der Graf schloß sie entzückt in seine Arme und sagte ihr die größten Schmeicheleien.

„Sie sind ein Engel, Adele!" rief er aus. „Ja ich weiß, daß es nicht Eigennutz bei Ihnen ist, wenn Sie mir Ihre Liebe schenken, und darum will ich Sie auch belohnen, darum soll Ihr Erbe auch nicht durch jenes Mädchen verkürzt werden, welches ich nicht einmal kenne. Nein, nein — wir müssen das Geschöpf aus dem Felde schlagen."

Fräulein Weinhold hätte dem Grafen vielleicht ein anderes Lied von der Uneigennützigkeit Adelens singen können, aber der Graf hatte es sich einmal zur Regel gemacht, niemals auf die Verläumdungen dieser Dame zu hören und so erfuhr er Manches nicht, was für ihn vielleicht von Nutzen gewesen wäre.

„Helene Streitmann hatte, wie Sie ja wissen, eine Tochter. Dies Mädchen, von deren Existenz ich seit einer Reihe von Jahren nichts erfahren habe, ist nun plötzlich wieder aufgetaucht und zwar mit dem bewußten Trauscheine, um ihre angeblichen Rechte in Anspruch zu nehmen und die Ehre ihrer Mutter wieder herzustellen. Gelingt es uns nicht, den Trauschein in unsern Besitz zu bekommen, so ist für mich meine gesellschaftliche Stellung verloren und für Sie mindestens die Hälfte des Vermögens."

„Aber wie ist das möglich?"

„Darnach möchte ich Sie gerade fragen, Adele, Sie sind ja so klug. Fassen Sie einmal Ihre ganze Verstandeskraft zusammen, ob es nicht möglich ist, den Trauschein in unsere Hände zu bekommen. Der kostbarste Halsschmuck, einer Königin würdig, soll Ihren schneeigen Nacken schmücken, wenn Sie den Trauschein in meine Hände liefern."

„Ich?" fragte Adele immer erstaunter, obgleich ihre Augen bei Erwähnung des Halsschmuckes hell aufleuchteten. „Ich?" wiederholte sie nochmals.

„Ja, Sie und nur Sie, Adele. Ich darf mich, ohne Verdacht zu erwecken, nicht um die ganze Angelegenheit bekümmern. Auf mich würden zahllose Augen sehen, während an Sie Niemand denkt — während man Sie vielleicht nicht einmal kennt."

„Und wenn man mich doch kennt? Halten Sie die Geliebte des Grafen Horn für so unbedeutend, daß Sie annehmen dürfen, man kennte mich nicht?"

„Derartige Leute pflegen sich um solche Dinge wenig zu bekümmern," entgegnete Graf Horn lächelnd, „sie sind viel zu tugendhaft, um den Namen einer solchen Dame auszusprechen."

Adelens klare Stirn zog sich leicht zusammen, Graf Horn's Worte hatten sie getroffen — Verachtung war das Schwerste, was sie ertragen konnte.

„Meinen Sie?" fragte sie blos kühl und bedeutend herabgestimmt. „Ich weiß daraus aber noch immer nicht, wie es mir gelingen kann, den Trauschein zu erhalten."

„Das wissen Sie nicht? O, du lieber Himmel, Adele, Sie bringen mich zur Verzweiflung. Auf Sie habe ich meine ganze Hoffnung gesetzt, wenn Sie mir nicht dazu verhelfen, bin ich verloren!" rief Graf Horn wirklich bestürzt und ängstlich aus.

„Sagen Sie mir nur zunächst, wie es mit dem Trauschein zusammenhängt und was Sie eigentlich beabsichtigen, daß ich thun soll," sagte Adele ruhig, „wir haben dann noch immer Zeit zum Ueberlegen. Seien Sie doch nicht gleich so außer sich, Georg, ohne Ruhe bringt man nichts fertig in der Welt."

„Was Sie thun sollen, Adele, davon habe ich zu meinem Unglück eben nicht die leiseste Ahnung. Ja, wenn ich das wüßte. Wie es mit dem Trauscheine zusammenhängt, das ist bald gesagt. Das Ding war verschwunden und muß, so viel ich weiß, plötzlich durch irgend einen Zufall wieder an's Tageslicht befördert sein. Genug, er befindet sich jetzt in den Händen der Tochter, die mich heute Morgen in meiner Wohnung aufsuchte, um ihre Rechte einzufordern."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der sorgsame Familienvater

berechnet seinen Haushaltsplan bis nach dem Tode.

(Ein Beitrag zur Selbsthilfe gegen Massenverarmung.)

Die, wenn auch langsam, so doch unaufhaltsam fortschreitende Verarmung ganzer Berufsklassen hat schon manchem National-Oekonomen von Ruf Veranlassung gegeben, über die Mittel zu sprechen und zu schreiben, welche anzuwenden seien, um diesem Krebsschaden, der am Volkskörper zehrt, mit Erfolg zu begegnen. Es sind Jahre lang die verschiedensten Projekte erörtert worden, aber das schnelle Verschwinden derselben, ohne Hinterlassung irgendwelcher Lebenszeichen, hat den Beweis geliefert, daß sie eben dem Uebel und seiner gewaltigen Ausdehnung nicht gewachsen sind.

Von Worten kam es dann zu Thaten; es wurden Consum-, Rohstoff- und sonstige Vereine gegründet, welche darauf abzielten, dem unnatürlichen Rückgang unseres Volkswohlstandes ein Ziel zu setzen; allein es haben nicht alle dieser Hilfsmittel wirkliche Lebensfähigkeit bewiesen und auch die leistungsfähigsten sind nicht im Stande, der um sich greifenden Massenverarmung zu steuern. Sie geben zwar die Möglichkeit an die Hand, bei Bezug unverfälschter Nahrungsmittel (überhaupt Lebensbedürfnisse) auch noch am Preise derselben mitzuverdienen, durch die Theilhaberschaft am erzielten Gewinn des Geschäfts; aber dieser Gewinn ist und bleibt natürlich nur ein kleiner, ein je kleinerer, je weniger das Vereinsmitglied vom Verein an Waaren bezogen hat.

Es ist mit den Consumvereinen also zwar ein Anfang zur Erzielung kleinerer Ersparnisse geboten, aber ob auf diesem Weg die sociale Frage ihrer Lösung näher gerückt wird, muß um so mehr bezweifelt werden, als ja dem Consumvereinsmitglied nur so lange Gelegenheit geboten ist, etwas auf die Seite zu legen, als es — als zahlungsfähig — dem Verein und seinen Bestrebungen angehören kann. Ueberrascht aber nun den verheiratheten Mann, den Familienvater, plötzlich und unerwartet der Tod, was bleibt aber dann der armen Frau mit ihren unerzogenen Kindern übrig, wenn, wie fast mit Sicherheit zu behaupten, ein Nothkapital nicht vorhanden ist?! — Sie wird zur Vergrößerung des Proletariats beitragen, indem die Kinder nur nothdürftig und unter den größten Entbehrungen der armen Mutter erzogen werden können, sobald nicht — was gewiß ebenso traurig — die öffentliche Mildthätigkeit sich der am Rande des Abgrundes befindlichen Familie annimmt.

Hieraus ersieht man, daß die anerkennenswerthen Anstrengungen, welche von einsichtsvollen Männern aus allen Classen der bürgerlichen Gesellschaft gemacht wurden, um den Krebsschaden einer allgemeinen Verarmung — besonders des Handwerker- und Arbeiterstandes — an der Wurzel zu fassen, den richtigen Erfolg nicht gehabt haben.

Diese Palliativmittel reichen allein nicht aus, einer ziemlich zahlreichen Familie nach dem Tode des Ernährers auch nur einigermaßen eine gesicherte Existenz zu belassen; hierzu bedarf es anderer Vorkehrungen, welche wirklich den Zweck, die Vergrößerung der Massenverarmung zu hemmen, erfüllen. Diese Vorkehrungen liegen und lagen auch schon Jahre lang sehr nahe, allein erst der jüngsten Zeit ist es vorbehalten geblieben, die Einsicht in allen Schichten der Bevölkerung Wurzel fassen zu lassen, daß in der Benützung einer

Lebensversicherung

der einzig richtige Weg zu suchen sei, wodurch Jeder — arm oder reich — mit verhältnißmäßig geringen Opfern sich die Gewißheit verschaffen könne, daß seine Hinterlassenen einst nicht gänzlich mittel- und dadurch rathlos dastehen, — der Gemeinde und Gesellschaft eine Last!

Gerade jetzt, wo in dem geeinten deutschen Reich das Nationalbewußtsein immer mehr zum Durchbruch kommt, ist man berechtigt und verpflichtet, einem jeden Familienvater zuzurufen: „Kein gesundes Staatsleben ohne gesundes Familienleben!" — und letzteres nur da, wo der Einzelne dem großen Ganzen gegenüber dadurch seine Schuldigkeit thut, daß er der Verarmung seiner Angehörigen für alle Fälle vorbeugt.

Wie leicht dem vorsorglichen Manne dies auf dem Wege der Lebensversicherung ist, sollen die nachfolgenden Exempel beweisen, welche wir nach den Tarifen einer soliden Lebensversicherungsbank zusammengestellt haben.

Setzen wir den Fall, daß ein 30jähriger Arbeiter auf Tag- oder Wochenlohn wöchentlich nur 20 Kreuzer erübrigt, so kann er damit seinen Angehörigen ein gleich nach seinem Tode, mag derselbe auch schon im ersten Versicherungsjahre erfolgen, fällig werdendes Kapitel von 800 Gulden sichern, also einen Betrag, an welchem der Mann 30 Jahre lang zu sparen hätte.

In gleicher Weise würde der Beamte, der Lehrer, der Geschäftsmann, der es sich von seinem 30. Lebensjahre ab zur Regel machen wollte, wöchentlich einen Gulden zurückzulegen und an eine Lebensversicherungs-Anstalt zu geben, um sein Leben zu versichern, eine Versicherung über 2500 Gulden abschließen können, während die einfache Zurücklegung dieser Ersparnisse länger als 30 Jahre stattfinden müßte, um eine so bedeutende Summe zusammenzubringen. Und dabei dürfte natürlich noch kein Unglück den Sparer nöthigen, sein Ersparniß ganz oder theilweise anzugreifen.

Hieraus wird wohl jeder Familienvater die Ueberzeugung gewinnen, daß es eigentlich eine Schande ist, für seine Angehörigen nicht in dieser Richtung zu sorgen, wo dies so ungemein leicht gemacht ist.

Die englische Frauenwelt.

Im englischen Volksleben ist der Einfluß der Frauen ein bedeutender und im Allgemeinen ein guter. Die meisten englischen Frauen sind in der Ehe dem Manne umsichtige Hausfrauen und angenehme Lebensgefährtinnen zugleich. Die Frauen des englischen Bürgerstandes — dies Wort in der edelsten Bedeutung gefaßt — sind Hüterinnen der guten Sitte. Als leuchtendes Vorbild ging ihnen die Königin Victoria voran! Sie war als Herrscherin auf dem Throne wie als Weib, Gattin und Mutter reich an den edelsten Vorzügen.

Ihr nacheifernd betheiligen sich englische Frauen und Jungfrauen rege an den Werken der Liebe und echter Menschlichkeit. Frei von falscher Scheu, begeben sie sich vereint oder einzeln in die schmutzigen Häuser der Armen, in die Gefängnisse, ja sogar in die Höhlen des Lasters und überwinden physischen und psychischen Ekel, um ihren Mitmenschen zu helfen. In die städtischen Unterrichtsbehörden wurden schon Damen gewählt, so z. B. Fräulein Dr. Garret, die promovirter Arzt ist.

Höchst nachahmenswerth ist auch der englische Damenverein zur Verbreitung heilsamer Kenntnisse. Dieser verbreitet vornehmlich unter den arbeitenden Classen kleine Schriften, die über die Bedingungen der Volkswohlfahrt im Allgemeinen sprechen, z. B. „Wie hält man mit Wenigem Haus?" „Geeignetste Behandlung eines kleinen Kindes," „Der Nutzen des reinen Wassers" 2c. — Endlich bestehen in England Mägdeanstalten, von umsichtigen Frauen des Bürgerstandes — nicht von Nonnen — geleitet, in denen Mädchen der unteren Classen das Nähen, Waschen, Bügeln, Scheuern und das einfache Kochen lernen.

Allerdings hat diese selbstständige Frauenthätigkeit auch zu Fragen geführt, die manche Gemüther, denen nur das Althergebrachte gut scheint, perhorresciren, so zu der des Frauenstimmrechtes. Wir unsererseits halten aber an der Ansicht fest, daß die Staaten gewiß nicht schlechter regiert würden, wenn alle Frauen ebenso gut wie die Männer das Stimmrecht besäßen. Jakob Bright hat auch das Stimmrecht für die „householders" (hausbesitzende Frauen) bei Communalwahlen schon im Parlamente mit großer Gewandheit durchgesetzt. Zu den eifrigsten Verfechtern der Frauenrechte in England gehört der vielgenannte Philosoph John Stuart Mill. Dieser hat seine Auffassung des Weibes, der Ehe und der Familie hauptsächlich in zwei Werken niedergelegt. Das erste ist schon im Jahre 1861 erschienen und heißt: Considerations on Representative Government (Betrachtungen über Repräsentativ-Regierung), das zweite, welches eine vielfache Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens anstrebt, führt den Titel: The Subjection of Woman (die Hörigkeit der Frauen.) Besonders das englische Ehegesetz greift Mill in den schärfsten Ausdrücken an;

In England gelangt durch die Verheirathung einer Frau das Eigenthum derselben gesetzlich ganz in die Hände des Ehemannes, unter dessen Deckung allein vor dem Gesetz gültige Handlungen ausgeübt werden können. Mill verlangt, daß an die Stelle der christlichen Ehe eine Art gesellschaftlichen Vertrages trete. Natürlich hat auch Stuart Mill viele Gegner gefunden, aber seine Ideen sind unstreitig einem höchst humanen Geiste entsprungen, und die Zukunft wird sie mehr würdigen, als es noch in unserer, in vielen Beziehungen wahrhaft barbarischen Gegenwart geschieht. Wenn das Leben im englischen Hause heute viele Vorzüge hat, so ist dies nicht jenem Gesetze, sondern dem praktischen Sinne der Engländer zuzuschreiben und der im Allgemeinen bei allen Gebildeten herrschenden Achtung vor dem weiblichen Geschlechte. Der Geist der Freiheit hat in England ebenso den Frauencharakter gehoben, wie die Energie des Mannes. Und J. Stuart Mill und seine Gesinnungsgenossen werden mit ihren Ansichten über die Stellung der Frauen endlich doch durchdringen in England. Der Strom der weiblichen Congresse schwillt zu mächtig an und ist fast nicht mehr aufzuhalten. Täglich werden neue Verbündete in's Feld geführt. Blätter, wie das Londoner „Victoria Magazine", von einer Dame, Miß Emily Faithful, herausgegeben, dessen Arbeit nur von weiblicher Hand gethan wird, machen Propaganda für die Frauensache, wo und in welcher Weise sie können. Zahlreiche Schriften dieser Tendenz werden gedruckt nnd nach allen Richtungen verbreitet. Miß Faithful hielt auch Vorträge über das Frauenstimmrecht in allen Großstädten des britischen Inselreiches. Aehnliches thun Miß Lydia Becker, Miß Becher u. s. w.

Den deutschen Frauen und Mädchen möchten wir schon deßhalb insbesondere das Studium der englischen Sprache sehr empfehlen. England ist seit lange im Vollgenusse der politischen Freiheit, seine Nation ist uns Deutschen stammverwandt, seine Literatur hat eine stolze Höhe erreicht und sie zeichnet sich durch Freiheitsgeist und Sittlichkeit aus. Endlich hat die englische Nation ohne Zweifel die größte Weltmission und die deutsche steht ihr hierin zunächst. Die englische Sprache ist in allen Welttheilen verbreitet und englische Zeitungen erscheinen in China wie auf den Sandwichinseln, am Cap der guten Hoffnung wie auf vielen Inseln des Austral-Oceans, und überall finden wir den Deutschen zunächst dem Engländer. Englische Kirchen und Schulen erheben sich unter den Stämmen der Wilden rings um den Erdball. Das sind schwerwiegende Thatsachen, und auch die deutsche Frauenwelt wird sich veredeln, wenn sie deren Bedeutung dadurch anerkennt, daß sie unter den fremden Sprachen sich zunächst die englische eigen zu machen sucht.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 42. Kaiserslautern, 26. Mai 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(41. Fortsetzung.)

Fräulein Adele blickte einige Augenblicke nachdenkend zum Fenster hinaus, um einen Ausweg in dieser Sache zu finden.

„Und war es Ihnen denn nicht möglich, dem Mädchen, welches vielleicht, so wie ich nachrechne, sechszehn Jahre alt sein kann, den Trauschein zu entreißen?" fragte Fräulein Adele nach einer kurzen Pause.

„Das Mädchen wird nicht so einfältig sein, ihn bei sich zu tragen. Ich fand sie außerordentlich schlau und was noch schlimmer ist, argwöhnisch. Zunächst habe ich sie zu täuschen gesucht, indem ich mich willig zeigte, ihren Ansprüchen gerecht zu werden; wir haben mindestens Zeit gewonnen und das ist in dieser Angelegenheit schon sehr viel. Es handelt sich jetzt nur darum, wie wir uns diese Zeit zu Nutzen machen."

„Sie sind also im besten Einvernehmen von ihr geschieden?"

„Im besten Einvernehmen. Das Mädchen ist in der festen Meinung, daß ich in dieser Sache zuerst Schritte thue und wird deshalb das Papier für sich behalten. Doch einen Vortheil haben wir. Ich glaube schwerlich, daß sie einen Vertrauten hat."

„Das wäre allerdings ein Vortheil, und zwar ein sehr bedeutender," sagte Adele mit einem zufriedenen Lächeln. „Die Sachen stehen überhaupt, wenn sie sich so verhalten, nicht so ganz schlecht. Es frägt sich nur, ob das Mädchen Sie nicht betrügt, Georg?"

„Mich betrügen?"

„Nun ja, ich meine, wenn sie Verdacht geschöpft und Sie durch ihr Versprechen, den Trauschein für sich zu behalten, irre geleitet."

„Nein, das ist gewiß nicht der Fall — dafür bürge ich," rief Graf Horn entschieden.

„Dann, bitte, lassen Sie mich noch einmal einen Augenblick nachdenken, Georg, ich will sehen, ob sich ein Plan zurecht legen läßt."

Und die Dame lehnte sich mit geschlossenen Augen in den Sessel zurück.

Die Berathung mit sich selber dauerte ziemlich lange und der Graf fand hinreichend Muße, die schöne Gestalt zu bewundern.

„So wird es gehen," murmelte sie endlich, dann setzte sie leise hinzu: „Ich habe einen Plan, Georg."

„Und das wäre?" fragte der Graf gespannt.

„Ich will ihn Ihnen nicht jetzt mittheilen, sondern ihn lieber erst ausführen, meinen Sie nicht auch? Und jetzt lassen Sie die unangenehme Geschichte ganz in Ruhe, suchen Sie sie zu vergessen und theilen Sie mir etwas von den neuesten Nachrichten aus der Residenz mit, ich höre und sehe hier keinen Menschen. Zur rechten Zeit werden Sie weiteres erfahren, bis dahin seien Sie unbesorgt. Kann überhaupt in dieser Angelegenheit etwas geschehen, so kann es gewiß nur durch mich, darauf verlassen Sie sich fest."

„Ich bewundere Sie, Adele," rief Graf Horn entzückt aus, „ich hätte mich an keinen bessern Anwalt wenden können. Haben Sie eine Bitte, so sprechen Sie dieselbe aus, ich werde sie, wenn sie mit Reichthum zu erfüllen ist, gewähren."

„Eine Bitte habe ich allerdings wohl, aber ich will sie jetzt nicht aussprechen, damit Sie nicht etwa denken, ich beanspruche ihre Erfüllung als Lohn für meine Hülfe. Nein, Georg, ich will jetzt meine Bitte noch aufschieben Deine Großmuth beschenkt mich ja so überreich, daß mir kaum noch Wünsche bleiben."

„Ja, ich kenne Sie, Adele, Sie können sehr bescheiden sein, aber sprechen Sie nur getrost Ihre Bitte aus, ich werde gewiß nicht denken, Sie forderten die Erfüllung als Lohn."

„Ich habe Sie eigentlich nur an das versprochene Gewächshaus erinnern wollen, Georg. Sie werden es meiner Einsamkeit zu Gute halten, daß ich jede Abwechslung meines eintönigen Daseins mit Freuden ergreife. Damals, als wir zuletzt diesen Gegenstand erwähnten, war Ihre Kasse zu sehr erschöpft, um eine solche Ausgabe zu ertragen, ich hoffe, daß sie jetzt wieder gefüllt ist und Ihnen diese Kosten daher nicht schwer fallen werden."

„Gewiß nicht, meine holde Adele, mit Beginn des Frühjahrs soll die Sache sofort in Angriff genommen werden. Und nun erlauben Sie mir, wieder in die Stadt zurückzukehren, ich muß noch heute Abend bei einer Sitzung anwesend sein."

„Schon?" fragte Adele.

„Ja, Geliebte, Staatsgeschäfte gehen vor Minnedienst," gab der Graf lächelnd zur Antwort. Das Lächeln verzerrte sich aber zu einem abscheulichen Grinsen, denn die heftigsten Schmerzen in seinen Gliedern preßten ihm beinahe einen Schrei aus, doch faßte er sich noch früh genug und biß sich nur so fest auf die Lippen, daß diese blutige Spuren zeigten.

„Wann darf ich Nachricht von Ihnen erwarten?" fragte Graf Horn noch.

„Je nachdem, ich weiß noch nicht, wie die ganze Sache sich macht, ich bin noch nicht einmal mit mir

selber im Klaren," entgegnete Adele. „Jedenfalls erhalten Sie aber in den nächsten Tagen ein Billet, sobald die Sache eingeleitet ist. Zunächst muß ich versuchen, auf irgend welche Weise die Bekanntschaft des Fräuleins Streitmann zu machen. Das Uebrige wird sich dann weiter finden."

Während Graf Horn davon fuhr, dachte Adele noch über einen Plan nach, der nur in dem Kopfe des intriguantesten Frauenzimmers ausgebrütet werden konnte. Sie war keineswegs gesonnen, sich von einer wildfremden Person einen Theil der Erbschaft rauben zu lassen, die sie schon sicher in ihren Händen zu haben glaubte, für sie war es Hauptbedingung, daß sich Niemand mehr um das Thun und Treiben des Grafen kümmere, damit sie ihn nur desto sicherer in Händen habe.

Für den Rest des Abends befand sich Adele alsdann in heiterster Laune. Sie sprach und erzählte so viel, daß Fräulein Meinhold sie mit stummem Staunen betrachtete und wiederholt bedächtig mit dem Kopfe schüttelte; sie wußte aber recht gut, daß Fräulein Adele irgend etwas bei dem Grafen erreicht hatte, oder daß ein besonderer Plan, der ausgeführt werden mußte, in ihrem Kopfe spukte — sie wußte, daß sie eine Intrigue durchgeführt hatte, oder noch durchführen würde.

Achtes Capitel.

Die „blaue Gräfin."

Auch der folgende Tag war trübe und unfreundlich, aber Julie saß frohen Herzens und mit hellen Augen an dem Fenster und sah hinaus in den noch immer herabströmenden Regen. Trotz des Nebels, worin die Welt eingehüllt lag, dünkte sie dieselbe doch schön und sie begriff kaum, wie sie in der letzten Zeit Gottes schöne Erde so hassenswerth gefunden hatte.

Zwar lastete noch immer der Gedanke an den Tod, den ihre geliebte Mutter gefunden, auf ihrer Seele, aber die Genugthuung, daß sie es sein würde, die den Fluch der Welt von dem theuren Haupte nahm, erhob sie über Alles. Jetzt konnte sie nicht mehr trauern, nicht mehr grübeln, sie hatte erreicht, was sie wollte, wenn sie auch bereits entschlossen, ihrem Vater nicht in jene Sphäre hineinzufolgen, die für ihre Mutter unerreichbar und verderbenbringend gewesen war. Hier fand sie alles, was sie wünschte, innige Zuneigung, eine bescheidene, aber sorglose Existenz und treue Freunde.

Ja, sie war so äußerst genügsam in ihren Anforderungen, daß dieselben leicht zu befriedigen waren, sie hatte keinen Sinn für Glanz und Pracht, sondern folgte darin ganz dem stillen, bescheidenen Wesen ihrer Mutter.

Jetzt hatte Julie auch Zeit, wieder an all' ihre Lieben zu denken, an Arnold Donitz, der ihr stets ein so treuer Freund gewesen und sie bedauerte fast, daß sie ihn nicht schon jetzt mit ihrem Glücke bekannt machen konnte. Sie dachte an Marie, die jetzt eine so glänzende Stellung in der Welt einnahm, die einen Vater gefunden, dessen Name nur mit der höchsten Achtung ausgesprochen wurde. Wie würde das gute Mädchen sich freuen, daß Julie nun wieder so froh und heiter wie immer war, hatte sie sich in letzter Zeit doch so oft über ihr verändertes Wesen beklagt und selbst bittere Thränen geweint.

Jetzt trat Tante Donitz in das Gemach und blickte mit einem zufriedenen Lächeln auf Julie.

„Nun wird's wieder gut, Alles gut, Julie, es konnte auch nicht länger so mit Dir bleiben. Aber dieser letzte Tag hat Wunder an Dir gethan; Deine Wangen sind sogar wieder leise angehaucht und Deine sonst dickgeschwollenen Augen, die nebenbei gesagt, sich bei Dir durchaus nicht vortheilhaft machten, sind einmal wieder hell und klar. Heute hörte ich nach langer Zeit wieder Dein heiteres Lachen und es ist mir, als wäre das ganze Haus eingeschlafen gewesen und erwachte jetzt erst wieder zu neuem Leben. Ich sehne mich ordentlich, daß Arnold kommt, um ihm die glückliche Wandlung, die so plötzlich mit Dir vorgegangen ist, mittheilen zu können. Wie der sich freuen wird! Aber der gute Junge ist in letzter Zeit selber so niedergeschlagen gewesen, daß ich jetzt wohl mit meinen Sorgen bei ihm anfangen kann. Zu meiner Zeit war das anders, da setzten sich die jungen Leute noch keine Grillen in den Kopf, wie das heut zu Tage nun gewöhnlich zu sein scheint. Ja, die Welt schreitet vor, aber ich läugne dies entschieden als einen Fortschritt."

Julie hörte kaum noch die letzten Worte der salbungsvollen Rede ihrer Tante. Draußen hielt eine elegante Equipage und ein gelbliches runzliches Frauenantlitz blickte anscheinend mit großer Besorgniß auf die umliegenden Häuser. Dann wurde der Wagenschlag geöffnet und eine elegant gekleidete Frauengestalt, der dies Gesicht angehörte, stieg aus, gefolgt von einer andern Dame im einem schwarzen Seidenanzug und zwar dichtverschleiert.

Die Dame schlug den Schleier zurück und jetzt bemerkte Julie ein todtblasses Antlitz, das wie hülfesuchend umherblickte. Die Dame stützte sich erschöpft auf ihre Begleiterin und deutete dann nach dem Hause der verstorbenen Frau Liesing, auf welches sie auch jetzt zuschritten.

Das Gesicht der schwarzgekleideten Dame kam Julie bekannt vor, aber sie wußte nicht, wo sie es schon gesehen, nur fühlte sie inniges Mitleid mit der blassen Frau.

„Tante, sieh' einmal — kennst Du die Dame, die auf unser Haus zuschreitet?" fragte Julie, unverwandt die Augen hinaus gerichtet.

Eilig mit der den Frauen angeborenen Neugierde schlüpfte Tante Donitz hinter die Gardine, wo sie, von außen unbemerkt, ihre Beobachtungen anstellen konnte.

„Grundgültiger Himmel, die „blaue Gräfin," stieß sie fast entsetzt aus, „und gerade auf unser Haus kommt sie zu. Ich schließe die Stubenthür ab," fügte sie entschlossen hinzu. „Ein solches Frauenzimmer soll unsere Schwelle nicht überschreiten — das sei meine Sorge."

Und sie eilte auf die Thür zu, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen.

„Tante, Du wirst doch nicht?" rief Julie vorwurfsvoll aus, indem sie aufsprang.

„Gewiß werde ich, weiß Du auch, vor welcher —"

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach die Tante und schon in demselben Augenblick sah das runzelige Frauenantlitz in das Gemach, wo Julie und Tante Donitz sich befanden.

„Sie entschuldigen, meine Damen. Das gnädige Fräulein ist unwohl geworden. Gewährten Sie ihr wohl auf ein paar Minuten ein Unterkommen, damit sie sich erholen kann?"

Tante Donitz öffnete gerade den Mund, um einen derben, abschlägigen Bescheid zu geben, aber Julie schnitt ihr, von innigem Mitleid bewegt, das Wort ab.

„Recht gern," entgegnete sie. „Führen Sie die kranke Dame nur herein."

„Dann magst Du allein mit ihr bleiben!" rief Tante Donitz entrüstet aus. „Noch nie in meinem Leben habe ich mich mit einer solchen Person unter einem Dache befunden, und ich hoffe auch in meinen alten Tagen meinem Prinzipe nicht untreu zu werden."

Mit diesen Worten wollte die alte Dame das Gemach verlassen, aber der Eintritt der angemeldeten Kranken hinderte sie und als sie jetzt das blasse, traurige Antlitz der Fremden sah, da dachte sie nicht mehr daran, wer diese Frau war, sondern sie bat deren Begleiterin, sie nach dem Sopha zu führen. Mit allen Anzeigen der äußersten Erschöpfung sank die Dame in die Polster zurück und lehnte den feinen blassen Kopf in die Kissen.

So verharrte sie einige Augenblicke, während die Begleiterin anscheinend rath- und thatlos dastand.

„O, mein Gott, was soll daraus werden!" jammerte diese.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* Kladderadatsch hat bereits seine Geschichte, und sie ist so interessant wie er selbst, obgleich sie noch nicht einmal geschrieben ist. Im Jahre 1848 wurden die Berliner von den fliegenden Buchhändlern mit dem Rufe: Kladderadatsch! überrascht. Den Namen hatten sie noch nie gehört, und jetzt ist er ein Weltname. Den Literaten Dom und Kalisch sprudelte die Quelle des Witzes in unerschöpflicher Fülle, während in ihren Geldbeuteln Spinnweben lagerten. Da faßten sie den Plan zu einem Witzblatte in Wort und Bild. Ein Buchhändler und Leihbibliothekar, A. Hofmann, hatte sich zur Compagnongesellschaft auf halb und halb verstanden, d. h. Risico halb und halb Gewinn. Der Plan war fertig, aber dem Kindlein fehlte der Name. Sinnend saßen die Drei eines Sonntags Nachmittags um den Tisch bei Hofmann, auf welchen Madame den Kaffee servirte. Da sprang plötzlich von der Straße Hofmann's großer Neufundländer ungestüm herein, streifte die Kaffee-Serviette und riß sie sammt dem Kaffee und Geschirr zur Erde. „Kladderadatsch!" rief Hofmann, „da liegt die ganze Prostemahlzeit!" — Und jubelnd sprang Kalisch auf und rief, in dem Zimmer umhertanzend: „Ich hab's, ich hab's! Kladderadatsch muß der Junge heißen!" — Betrachte Dir, lieber Leser, die linke Wange des Titelkopfes des Kladderadatsch, so findest Du darin ganz deutlich den Kopf eines prächtigen Neufundländers. Das ist das Denkmal des glücklichen Thieres.

* In einer preußischen Stadt wurde von einer wandernden Schauspielertruppe „Don Juan" gegeben und Donna Elvira ließ sich im zweiten Act aus ihrem Fenster herab schmelzend vernehmen:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst Du den Trost mich rauben, —"

„Mir! Mir!" tönte es plötzlich im ganzen Hause, und die geängstigte Sängerin begann von Neuem:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst Du den Trost mir rauben,
Der mir noch aufrecht hält?"

„Mich! Mich!" erschallte es wieder, und bei jedem Verstoße dieser Art schritt das Publikum als donnernder Corrector ein. Als aber der Lärm immer häufiger und toller ward, rief endlich der Polizeicommissär des Ortes, auf eine Bank steigend und mit glühendem Angesichte: „Meine Herren, ich bitte mich Ruhe aus!" — „Mir! Mir!" dröhnte es jubelnd von allen Seiten, und der arme Polizeicommissarius verließ ingrimmig seine Rednerbühne, befahl den Vorhang fallen zu lassen, und schloß unter allgemeinem Gelächter die tragische Oper.

* (Ergötzliche Geschichte.) Aus dem heiligen Lande kommt eine ergötzliche Geschichte von der Beraubung eines pilgernden englischen Ehepaars. Die Reisenden haben sich bekanntlich bei den Beduinen des Jordan den Schutz gegen Beraubung zu erkaufen; nur unser Ehepärchen glaubte die Reise nach Jerusalem ohne Beduinenbedeckung machen zu können. Dafür wurde es denn auch angefallen, beraubt und im unangenehmsten Sinne des Wortes bis auf die Haut ausgezogen. Nur mit Mühe vermochte der Engländer die Räuber zu bewegen, ihm eine Times zu geben, damit er sich und seine bessere Hälfte — darin kleide! So kam denn das Pärchen in Jerusalem an: der Gatte in die Times, die Gattin in die Beilage gekleidet. Wer's nicht glauben will, der lese das „Jewish Chronicle" von dieser Woche.

Börsen-Hymne.

(Aus der „Frankfurter Latern.")

Börse, schöne Götterhalle,
Tempel dem Merkur zum Ruhm,
Wir betreten freudig Alle
Deiner Schwelle Heiligthum.
Deine Course binden wieder,
Was das Vorurtheil getrennt;
Juden, Christen werden Brüder,
Wo man den Verdienst nur kennt.

Chor der Speculanten:

Seid willkommen Millionen!
Dieser Gruß der Börsenwelt!
Da wo ungezähltes Geld
Quillt aus Gründer-Emissionen!

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Gründers Freund zu sein,
Wer Betheiligung errungen!
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur einen Gulden
Hier auf Erden nennt noch Sein,
Selbst wer gar nichts hat als Schulden,
Kann Verwaltungsrath doch sein.

Chor der Makler:

Was dem Maklerring gehört,
Huldige der Subscription!
Denn Courtag' und Commission
Wird vom Gründer ihm bescheeret.

Mammon heißt die starke Feder
In der menschlichen Natur,
Hausse, Hausse treibt die Räder
In der großen Börsen-Uhr;
Actien lockt sie aus den Keimen,
Gründer-Nutzen, Dividend',
Thaler rollen in den Räumen,
Die kein armer Teufel kennt.

Chor der Baissiers:

Schwindelt weiter, Millionen,
Gründet durch die ganze Welt!
Wenn das Trugbild einst zerschellt,
Wird der Teufel es Euch lohnen.

Gründern kann man's nicht entgelten,
Schön ist's eben, reich zu sein.
Laßt die Neider ruhig schelten,
Streichen wir den Nutzen ein.
Kömmt dereinst der Schreckensmorgen
Mit dem großen Kladd'radatsch,
Haben wir uns längst geborgen,
Helft Euch selbst dann aus der Patsch!

Finale-Chor:

Unser Schuldbuch sei vernichtet.
Unbezahlt die ganze Welt!
Die verliern nicht ihr Geld,
Die das Unglück angerichtet!

* (Klarer Beweis.) Assessor: „Johann Donath, der am vorigen Dienstag Schlägerei anfing, sagt, er sei total betrunken gewesen. Wie verhält sich dieses?"

Kellnerin: „Ja, das ist wahr, er hat 18 Halbe Bier getrunken."

Assessor: „Können Sie behaupten, daß er nicht mehr wußte, was er that, und mithin unzurechnungsfähig war?"

Kellnerin: „Ja, das ist wahr, denn nachdem er schon bezahlt hatte, wollte er noch zweimal zahlen, und sonst zahlt er oft in vier Wochen gar nicht."

* Ein Pariser Kaufmann hing kürzlich ein Schild über seine Thüre mit den Worten:

„Da meine Tochter eine glänzende Heirath gemacht, so verkaufe ich meine Waaren eine ganze Woche lang um 25 Prozent unter dem Preis."

* Eine der neuesten Modelaunen der New-Yorker Damen besteht darin, daß sie „Chicagoer Blumen" auf ihren Hüten tragen, nämlich Rosen die aussehen als ob sie angesengt und stellenweise geschwärzt worden seien und deren Blätter mit Asche bedeckt sind.

Gemeinnütziges.

* (Beachtenswerth beim Viehtransport.) In der „Wochenschrift der Thierheilkunde und Viehzucht" findet sich Folgendes mitgetheilt:

„Es ist gerade nichts Seltenes, daß vorher nie aus dem Stalle gekommene fette Rindviehstücke (sogenanntes Stallvieh) beim Treiben anfänglich sehr lebhaft sind, dann aber bald ermüden, nicht mehr von der Stelle gehen wollen und sich schließlich auf die Straße hinlegen. Solche Thiere sind zuweilen trotz verschiedener Anregungsmittel, wie plötzliches Begießen des Kopfes mit kaltem Wasser, Anbellen durch einen Hund u. dergl. (selbst durch förmliche Quälereien, wie Prügeln, starkes Ausdrehen des Schwanzes, Einlegen eines brennenden Schwammes vor den After 2c.), nicht zum Aufstehen zu bringen und mußten dann zu Wagen fortgebracht werden. Wir fanden hierbei, außer hier und da Muskelentzündung, sog. Verbügen, nichts Krankhaftes, sondern es stehen solche Viehstücke, wenn sie gehörig geruht haben, wieder von selbst auf."

† Ein schwedischer Schuhmacher hat für eine Erfindung ein Patentrecht auf 5 Jahre erhalten. Anstatt zu dem Schuhzeuge Maß zu nehmen, nimmt er einen Abdruck von dem Fuße in einer aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Masse, in welcher sich die sämmtlichen Formen des Fußes abdrücken, und verfertigt danach den Schuh oder Stiefel.

Rechen-Aufgabe.

Jemand zapft aus einem vollen Fasse Wein, welches 81 Liter enthält, eine gewisse Quantität ab. Nachdem er es hierauf wieder mit Wasser gefüllt hat, zapft er von dieser Mischung wieder so viel ab, als vorher; dies thut er viermal hinter einander, bis nicht mehr als 16 Liter reiner Wein im Fasse, das Uebrige aber Wasser ist. Wie viel Liter hat er jedesmal abgezapft?

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 43. Kaiserslautern, 29. Mai, 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(42. Fortsetzung.)

„Ich bitte dringend, sich nicht im Mindesten zu beunruhigen, der Anfall wird wohl bald vorüber sein," sagte die Dame mit einem matten Augenaufschlagen. „Gehen Sie zu dem Hausarzte, Fräulein, und bestellen Sie ihn in einer Stunde nach unserer Wohnung. Ich werde Sie nicht lange belästigen," fügte sie, zu Tante Donitz gewendet, hinzu, „mein Befinden wird mich bald in den Stand setzen, zurückzukehren. Nur eine Bitte habe ich — ich wage sie freilich kaum auszusprechen, aber mein Zustand wird sich um so eher geben, ich möchte Sie bitten, Jemand für mich nach der nächsten Apotheke zu schicken."

„Ich werde selbst gehen," sagte Tante Donitz entschlossen, froh, auf diese Weise von der unangenehmen Gesellschaft befreit zu sein, „bitte, befehlen Sie, was ich Ihnen bringen soll."

Ein Freudenstrahl schoß einen kurzen Moment aus den blauen Augen der Dame, aber er war so schnell verschwunden, daß ihn Niemand bemerkt hatte.

„Ich leide oft an solchen Anfällen und trage daher stets dies Recept bei mir," sagte sie, ein zerknittertes Papier aus ihrer Kleidertasche ziehend. Sie werden es freilich nur in der Löwen-Apotheke kennen, und darum verzichte ich lieber darauf, ich will warten, bis das Fräulein zurückkommt."

„Nein, bitte, geben Sie nur her, ich werde sehr schnell wieder da sein," sagte Tante Donitz so hastig, als fürchte sie, daß ihr der willkommene Auftrag wieder entrissen werden würde.

Die Dame übergab ihr das Recept und bald darauf verließ Tante Donitz das Haus und Julie war allein mit ihrer ärgsten Feindin. Mitleidig beobachtete sie die scheinbar gebrochene Gestalt der Fremden, die mit geschlossenen Augen dalag.

Endlich richtete sich diese ein wenig auf und blickte Julie fast verwundert an.

„Ich bin nicht allein?" fragte sie. „Sie wagen es, bei der Verachteten zu bleiben, wenn alle Menschen das schuldige, verworfene Geschöpf fliehen?"

„Bitte, sprechen Sie nicht so, regen Sie sich nicht unnützer Weise auf, gnädiges Fräulein, ich gebe auch nicht das Geringste auf das Urtheil der Welt."

„Thun Sie das nicht, Julie? O, das ist ein wahres Glück, finde ich doch noch eine Menschenseele in der Welt, die mich nicht ungehört verdammt!" rief die Dame aus, indem sie versuchte, sich von dem Sopha zu erheben, aber sie sank wieder zurück. „Ich fühle mich doch recht schwach, recht angegriffen," fuhr sie leise, mehr zu sich selbst als zu Julie gewendet, fort, die noch erstaunt darüber nachdachte, wie die Dame ihren Namen erfahren haben könnte, oder ob die Tante ihn wohl nicht in Gegenwart derselben ausprach.

„Sie wundern sich, daß ich Sie kenne, Fräulein Streitmann," sagte die Dame, „aber Sie dürfen das nicht. Mein Schicksal ist in vielen Dingen mit dem Ihrer Mutter identisch, nur daß diese besser und wohl auch von edleren Beweggründen geleitet wurde, und daß man sie noch schlimmer betrog als mich. Ihre Mutter gab dem Manne ein edles, liebendes Herz hin; er zog mich heran zu dem, was ich jetzt bin. Ihre Mutter wurde in der That die angetraute Gattin des Grafen —"

„Das glauben Sie, gnädiges Fräulein?" unterbrach Julie sie freudig.

„Nennen Sie mich nicht so, ich möchte wieder einmal aus einem edlen Munde meinen Namen Adele genannt wissen," sagte die Dame mit flehender Stimme. „Ob ich glaube, daß Ihre Mutter verheirathet war? Wie kommen Sie zu der Frage? Wer glaubte das nicht? Trotzdem Graf Horn stets das Gegentheil sagt. O, Julie, bedauern Sie mich, daß ich in die Hände jenes Mannes fiel, bedauern Sie mich, weil ich keine Mutter hatte, die über ihr Kind wachen konnte, sondern in die Hände herzloser Verwandten gegeben wurde, denen nichts an der Zukunft des armen Kindes lag. Ich bin jung und welches Leben liegt vor mir? Ein Leben voll Spott und Verachtung, oder glauben Sie, mich ließe das gerechte Urtheil der Menge kalt? Nein, gewiß nicht, ich empfinde es so schmerzlich, daß ich kaum wage, mich irgendwo sehen zu lassen. Als ich zu Ihnen hereintrat, Julie, war mein erster Gedanke: wie wird man sich mit Verachtung von Dir wenden! O, ich habe es gesehen, wie Ihre Tante vor mir zurückschauderte; ich bemerke so etwas gleich — nur Sie waren edel, Sie bemitleideten die Unglückliche. Kommt es daher, weil man auch anfänglich Ihre gute, erhabene Mutter mit Verachtung behandelte und erst als man einsah, wie Unrecht man ihr gethan, sie bedauerte? Aber wie schlecht muß der Mann sein, der alle Beweise dieser Trauung vernichten konnte! O, wie ich ihn verabscheue!"

„Alle Beweise, o nein, nicht alle sind vernichtet," entgegnete Julie triumphirend, „der Trauschein meiner unglücklichen Mutter wenigstens ist da."

„Und Sie dulden es, Julie, daß der Name Ihrer

verstorbenen Mutter nur von dem leisesten dunklen Schatten getrübt wird?" fragte Fräulein Adele, sich voll Erstaunen aufrichtend. Ihre Augen strahlten vor Erwartung der Antwort, die folgen würde.

„Nein, gewiß nicht," erwiederte Julie feierlich, „es wird ein Tag kommen, wo der Name meiner Mutter so hell und rein strahlt, daß Niemand den leisesten Schatten daran finden wird. Der Tag ist nicht allzu fern mehr, ich wollte warten und, weil ich es dem Grafen versprach, werde ich auch noch kurze Zeit Geduld haben, aber nicht lange mehr. Sie sind mir wieder ein deutlicher Beweis, daß ich dem Manne, den ich leider meinen Vater nennen muß, nicht zu sehr trauen darf und ich werde mich darnach richten."

„O, ich bitte Sie," rief Fräulein Adele fast bestürzt aus, „ich möchte mich um alle Schätze der Welt nicht zwischen Vater und Tochter stellen. Nein, Julie, wenn Sie dem Grafen irgend etwas versprochen haben, so halten Sie Wort. Was können Sie befürchten, so lange sich der Trauschein in Ihren Händen befindet? Bedenken Sie, selbst der schlechteste Mensch ist der Besserung fähig und es wäre schrecklich, ihn vielleicht durch unzeitigen Argwohn von der Bahn der Besserung abzulenken. O, ich bitte Sie, Julie, lassen Sie mich nicht Schuld sein, daß Sie gegen ihren Vater austreten. Nur bewahren Sie vor allen Dingen den Trauschein; lassen Sie ihn keine Minute aus Ihren Händen, nur bei Ihnen ist er sicher."

„Er ruht hier sicher geborgen," entgegnete Julie, ihre Hand auf die Brust legend, „ich lasse den Trauschein nicht lebend aus meinen Händen, darüber können Sie unbesorgt sein."

Ein triumphirendes Lächeln glitt über das Antlitz Adelens und verlieh ihm etwas Dämonisches — sie hatte es, obgleich Meisterin in der Verstellungskunst doch noch nicht so weit gebracht, um die Freude und das Gefühl des sicheren Gelingens ihres Planes ganz zu verbergen.

Julie schrak zusammen, aber auch schon in demselben Moment sagte Adele:

„So muß doch auch er sich demüthigen, er, der sich unfehlbar hält, oder es wenigstens zu sein vorgiebt. O, Julie, es ist gewiß keine Schadenfreude, es ist nur der innige Wunsch, daß auch er einmal einen Schmerz empfindet, wenn es auch nur der des verletzten Hochmuthes ist. Aber ach, wie wird mir denn — ich habe wohl zu viel gesprochen — Julie — wenn — wenn das Fräulein doch hier wäre!"

Fräulein Adele affektirte ihre Ohnmacht meisterhaft.

Bestürzt stand Julie da und sah auf das bleiche Gesicht. O, wenn sie gewußt hätte, daß ein Bischen Schminke im Stande war, ihr diese erschreckende Blässe zu verleihen.

Fast unmittelbar darauf trat Fräulein Meinhold wieder ein.

„Noch nicht besser? O, das arme Fräulein, ich sage es immer, sie grämt sich zu Tode!" rief diese aus. „Es ist ein großes Unglück, daß dies schöne Wesen in eine so entsetzliche Lage kam."

Fräulein Adele schlug die Augen wieder auf und als sie Fräulein Meinhold erblickte, athmete sie wie erleichtert auf.

„Wie wollen gehen, Fräulein," sagte sie, „ich möchte nicht die Rückkehr der alten Dame abwarten. Nehmen Sie es mir nicht übel, Julie, ich scheue mich, sie wiederzusehen. Sagen Sie ihr in meinem Namen meinen herzlichsten Dank dafür, daß sie sich meiner erbarmte und mir ihr Haus nicht verschloß, wie es so viele Andere gethan haben würden. Und nun leben Sie wohl, Julie, vergessen Sie die arme Adele nicht, die Sie nicht bitten darf, ihr eine treue Freundin zu sein, wie sie es möchte. — Leben Sie wohl!"

Sie verbeugte sich graziös und schritt dann, auf Fräulein Meinhold's Arm gestützt, zur Thür hinaus.

Julie sah vom Fenster aus, wie schwer es ihr wurde, in den Wagen zu steigen, aber sie hörte nicht mehr, wie Adele, als der Wagen schnell davon rollte, in ein schallendes Gelächter ausbrach und sich dann in die weichen Polster zurücklehnte.

„Das wäre abgemacht, sehr gut abgemacht, muß ich gestehen," rief sie aus. Die einfältige Gans ist wirklich in die Falle gegangen. Ich begreife nur nicht, wie Graf Horn zu dieser Operation noch meiner Hülfe bedurfte, das war ja ein Kinderspiel! Nun, es ist besser so, der Halsschmuck entgeht mir nicht, und auch Sie soll Ihren Antheil haben, Fräulein Meinhold, obgleich Ihr bekanntes impertinentes Lächeln mir abermals einen Streich hätte spielen können. Ich muß mir das für künftige Fälle ein für alle Mal verbitten, oder ich muß wieder einmal Klage über Sie bei dem Grafen führen — das merken Sie sich. Doch hiermit sei die Sache für heute abgethan, um des guten Erfolges willen sei Ihnen verziehen. Ich will heute überhaupt gar nichts mehr von dem Geschehenen hören — beschäftigen wir uns mit dem Abend und mit der Toilette. Ich werde die blaßrothe Seidenrobe mit dem Tüllüberwurf anziehen, das kleidet mich vorzüglich und dann bin ich wieder einmal nicht die „blaue Gräfin." Ah, gut, daß ich daran denke, ich hätte schon gestern daran denken sollen, mein Boudoir muß in anderer Farbe erscheinen, neue Tapeten, neue Ueberzüge, Vorhänge u. s. w. sind durchaus nöthig. Uebrigens finde ich, daß der Graf in letzterer Zeit gerade nicht sehr freigebig gewesen ist; doch hoffe ich, daß diese Affaire mir noch etwas Besonderes einbringen wird."

Fräulein Adele trug sich seit gestern mit einer ganz besonderen Absicht, aber so redselig sie auch sonst war, so war sie in diesem Falle doch zu klug, um sich zu verrathen.

Konnte Graf Horn sich einmal so weit vergessen, die Tochter eines Calculators zu heirathen, warum sollte dies nicht zum zweiten Male mit ihr der Fall sein, die sie doch weit eher Anspruch auf den Titel einer Gräfin erheben konnte. Sie war vollständig

ausgebildet in einem der größten Pensionate, die es überhaupt gab. Sie hatte sich mit bewunderungswerther Schnelligkeit in ihre neue Stellung hineingefunden; sie konnte mit allem Anstande eine Gräfin präsentiren.

War einmal ein solcher Gedanke in Adelens Gehirn aufgetaucht, so reifte er mit rapider Schnelligkeit bei ihr heran und sie sah sich stets schon ihrem vorgesteckten Ziele ziemlich nahe. Eine durchwachte Nacht brachte sie weiter, als ein Jahr voll Arbeit und Mühe.

Am Abend waren die Salons der „blauen Gräfin" der Freude und Lustbarkeit geöffnet und hätte Julie die Dame in dem hell-rosa Schleppkleide gesehen, ein blitzendes Diadem in dem vollen blonden Haar, sie hätte dabei schwerlich an die blasse Leidende in dem schwarzen Trauerkleide gedacht.

Es war freilich eine etwas zweifelhafte Gesellschaft, die sich in den hellerleuchteten Salons einfand, aber der Lichterglanz und die rauschende Lust, die sich kund gab, ließ die Besuchenden, die sich in diesem Kreise wohl befanden, die Persönlichkeiten nicht so genau betrachten.

Die „blaue Gräfin" schwamm in einem Meer von Wonne. Das, was sie an dem Tage vollbracht hatte, ließ sie ruhig die Freude genießen; sie hatte ein großes Tagewerk hinter sich und eine glänzende neue Aussicht gewonnen. Wie wollte sie auf die Menge hinabsehen, die sie jetzt umgab!

Während hier Lustbarkeit und Freude herrschte, saß Graf Horn einsam in seinem Gemache, von Schmerzen und Gewissensbissen, von Sorgen und Angst für die nächste Zukunft gepeinigt.

Sein Gewissen ließ sich nicht betäuben, so viele Trostgründe er sich auch einsprach, so viel er sich auch damit zu entschuldigen suchte, daß andere seiner Genossen nicht besser seien. Er verfluchte den Tag, wo er Helene Streitmann zum ersten Male sah, denn sie allein tauchte immer wieder zuerst in seiner Erinnerung auf; er sah sie vor sich, wie sie ihn um Mitleid für ihr Kind anflehte, und endlich sah er ein schmerzverzerrtes Todtenantlitz und das war sie — Helene.

„Ich ertrage diese Hölle nicht," murmelte er, „und mir bleibt nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn all' meine Mühen umsonst waren und ich schließlich die Ehe doch noch anerkennen muß."

Ingeimmig wollte Graf Horn mit dem Fuße auf den Boden stampfen, aber er bereute sogleich diese unbesonnene Bewegung und mit einem Ausrufe des Schmerzes sank er wieder in seinen bequemen Lehnstuhl zurück.

In demselben Augenblicke trat sein Diener in das Gemach und überreichte ihm mit einer tiefen Verbeugung zwei Briefe, die eben angekommen waren.

Ebenso geräuschlos, wie er gekommen, zog sich der Diener wieder zurück.

Das eine Schreiben erkannte der Graf als von Adelens Hand geschrieben — es war ein recht feines, duftendes Billet, welches er rasch erbrach.

Das Billet lautete:

„Georg! Der erste Schritt ist geschehen und ich wage es, Ihnen große Hoffnungen zu machen. Ich benachrichtige Sie, daß J. das bewußte Papier auf ihrer Brust trägt und es nicht von sich giebt. Sie werden sich ihrer Person selbst bemächtigen müssen, wenn Sie es erlangen wollen, nur seien Sie auf jeden Fall vorsichtig, obgleich ich nicht glaube, daß wir viel zu befürchten haben. Es ist das argloseste Geschöpf, das sich überhaupt denken läßt. Im Uebrigen mache ich Ihnen mein Compliment — Sie müssen Ihre Rolle meisterhaft gespielt haben, da dies Mädchen an der Wahrheit Ihrer Absichten nicht den geringsten Zweifel hegt. Ich habe den wichtigsten Schritt gethan — Sie wissen das Papier zu finden. Versichern Sie sich desselben so bald wie möglich, indem Sie das Ihre thun. —

Adele."

Eine finstere unheimliche Wolke glitt über die Stirn des Grafen, als er das Billet langsam verbrannte. Dann setzte er sich wieder in den Lehnstuhl nieder und begann nachzudenken.

„Sich ihrer Person bemächtigen," murmelte er, „als ob das so leicht ginge — es ist eine vollkommene Unmöglichkeit, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen. Dadurch bin ich nicht weiter gekommen — nein — nein, ich muß andere Wege suchen, oder ich bin verloren."

Aber es wollten wieder keine Gedanken kommen, und fast bis zur Raserei von seiner eigenen quälenden Unruhe getrieben, lief er immer schneller und schneller im Gemache auf und nieder.

„Ja, ich muß Gewalt anwenden — sonst bin ich verloren. Will sie den Trauschein nicht gutwillig hergeben, so hat sie sich die Folgen davon selber beizumessen; es muß endlich mit dieser Brut ein Ende gemacht werden, eher habe ich keine Ruhe. O," stöhnte er mit Schmerzen gepeinigt auf, „wenn nur das Alter nicht käme und dieses entsetzliche Leiden. Aber so werde ich es machen, ich werde ihr die Wahl lassen; fügt sie sich — um so besser, wo nicht, so kommen die Folgen dieses Eigensinns auf sie allein."

Er griff zu dem andern Briefe. Die feste männliche Handschrift war ihm unbekannt, er glaubte sie nie zuvor gesehen zu haben; aber als er das Schreiben erbrochen hatte und die Unterschrift sah, da verfärbte er sich leicht.

„Advokat Willmot? Einer von der Bande — kann mich denn auch das Gesindel nicht in Ruhe lassen?!"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Die Fremden in Paris.) Ein Gewährsmann, der in diesen Materien vollen Glauben verdient, definirt die Fremden in Paris in folgender Weise: „Der Russe ist verschwenderisch, aber er gibt aus Ostentation. Alles verschlingen die Kosten für Repräsentation, Wagen, Toilette u. s. w. Die mit einem Russen Beglückte hat einen großen Vortheil: „elle est posée!“ — Der Engländer ist wirklich großmüthig; aber er ist immer im Wege. Kann er sich nicht vor der Oeffentlichkeit mit seiner Angebeteten zeigen, so ist er im Stande, sie zu einem ununterbrochenen Tete-a-Tete zu zwingen. Zum Glück aber ist die „Times“ mit ihren 16 Seiten Text da, deren Lectüre ihn wenigstens 3 Stunden fesselt. Dies ist der Moment, den man sich zu seinen Empfängen wählt. Man hat kein Beispiel, daß ein Sohn Albions seine Zeitung verlassen hätte, um zu sehen, wen „sie“ empfängt. Er hat auch keine Dauer. Er kommt und geht, bleibt aber immer freundschaftlich gesinnt, an dessen Großmuth man zeitweilig appelliren kann. — Der Italiener: Mißtrauet ihm! Pierre de Straß! Ganz Tenor und höchstens am Neujahrstage einen kleinen Sack mit Maccaroni. Das Debut mit dem Spanier ist magnifique. Der Goldregen hört aber bald auf. Alle erwarten Fonds aus Cuba, die aber nie ankommen. — Was der Gewährsmann über den Deutschen sagte, mag hier nicht wiederholt werden. Die Wunden, die der letzte Krieg geschlagen, sind noch zu frisch, als daß das Urtheil minder sein könnte. Der Türke wäre passabel, wenn ihm nur nicht immer der Fez, sein Fabrikszeichen, auf dem Kopfe baumeln würde, so daß man ihn nie als Onkel vorstellen kann, wenn Einem ein Eifersüchtiger begegnet. — Der Nordamerikaner: Seid vorsichtig! Seit einiger Zeit gleicht er stark dem Spanier. Bald überrascht er mit der Nachricht, daß er mit der Versicherungs-Gesellschaft von Chicago im Prozesse stehe. Chicago ist sein Cuba. Die Belgier sind nicht notirt; auf acht davon geht ein Walache, obwohl dieser tief gesunken ist. Bliebe der Franzose? Sehr, sehr schwierig! Man soll sich erst Beweise verschaffen, daß er majorenn, Waise und Hagestolz ist. Sonst alarmiren Vater, Mutter, Gattin die Stadt und nehmen die Intervention der Gerichte in Anspruch.

* (Das alte Kameel.) Ein alter Herr saß am Mittagstische seines Hausfreundes, als dessen kleines Töchterchen in das Zimmer trat und scharf umherschaute, als ob es etwas suchte.

„Komm' her mein kleiner Engel und sage mir, wonach du dich umsiehst,“ sagte der Gast zu der Kleinen.

„O, ich will das alte Kameel sehen,“ sagte sie, auf's Neue umhersehend.

„Schweige Kind,“ fiel der Vater ein, „wo sollte das Kameel herkommen?“

„O, Papa, weißt Du nicht mehr? Mama sagte doch heute Morgen, ich muß mich einrichten, wir haben heute Mittag das alte Kameel bei Tische,“ erwiderte die Kleine gereizt.

Gast und Vater verstummten und die Mutter zog sich plötzlich vom Tisch zurück.

† Napoleon soll in diesem Jahre eine Badecur gebrauchen; seine Aerzte wollen es so, wissen aber nicht, wohin sie ihren Patienten schicken sollen. Das sonst stets empfohlene Vichy bleibt selbstverständlich ganz außer Frage, und ein österreichischer Badeort will in Chiselhurst aus verschiedenen Gründen keinen Beifall finden. Da hat nun der „Sprudel“, das vom karlsbader Badearzt Dr. Fiedler in Wien herausgegebene Bade-Journal, aus London, und zwar „aus guter Quelle,“ die Mittheilung erhalten, „man reflectirte auf einen kleineren Badeort am Rhein, auf Neuenahr bei Remagen.“ Hinzugefügt ist dieser Notiz die Bemerkung: „Die deutsche Regierung, mit der man darin indirect Fühlung suchte, würde nun dieser Badefahrt des Ex-Kaisers kein Hinderniß setzen, jedoch soll der Erwägung Ausdruck gegeben worden sein, daß in der rheinischen Bevölkerung, die noch in Erregung des Krieges lebt (?), möglicher Weise der hohe Gast nicht jene Ruhe gewinnt, welche vor Allem eine Badecur erheischt.“ Dazu bemerkt die „Köln. Ztg.“: Lieb Sprudelblatt, magst ruhig sein; wir laden zwar den „Gast“ nicht ein, doch thun wir ihm auch nix am Rhein.

Gemeinnütziges.

* (Hühnereier) können auf die leichteste Weise in Pulverform zu späterem Gebrauche an Suppen, zu Eierkuchen, zu Brod u. s. w. bewahrt werden, indem man die Eier ausschlägt, quirlt, auf Teller gießt, bei gelinder Ofenhitze trocknet, bis eine feste Masse entsteht, welche dann gepulvert und in luftdicht verschlossenen Gefäßen trocken aufbewahrt wird. Ein Pfund solchen Pulvers ist ungefähr 60 Eiern gleich. Solches Eierpulver ist ein sehr kräftiges und gutes und namentlich unter allen Umständen leicht zu verspeisendes Nahrungsmittel, dessen Zubereitung allen Hausfrauen empfohlen werden kann.

* (Gegen die Blattern.) Ein medicinisches Journal sagt, daß das Verbrennen von einer Unze Schwefel im Keller das ganze Haus von dem Blatterngifte befreit. Das wäre wohl des Probirens werth.

Auflösung der Rechnen-Aufgabe in Nr. 42:
27 Liter.

Richtige Auflösung ging ein von Hrn. A. Göttel.

Redaktion, Druck u. Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 44. Kaiserslautern, 2. Juni **1872.**

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(43. Fortsetzung.)

„Herr Graf! In diesen Tagen verstarb im Kloster zu H. die Nonne Schwester Martha, einstmalige Frau von Lichtenfels, geborne von Overdingen. Die hinterlassenen Papiere derselben geben uns interessanten Aufschluß über ein ehemaliges Verhältniß zwischen Ihnen und der Verstorbenen — vor allen Dingen aber über die Aussetzung eines Kindes, die vor ungefähr siebenzehn Jahren bedeutendes Aufsehen erregte. Obgleich nun der Wille der Verstorbenen ausdrücklich dahin geht, daß keine gerichtliche Verfolgung des Missethäters stattfindet, so halte ich es doch für nöthig, Ihnen mitzutheilen, daß ich den Willen der Verstorbenen nur so lange ehren kann, als Sie sich jeder ferneren Verfolgung politischer Verbrecher enthalten. Ich muß Sie also ersuchen, sich etwaiger ferneren Gelüste, uns unserer Freiheit zu berauben, zu enthalten, da ich im anderen Falle mit unerbittlicher Strenge des Gesetzes verfahren müßte."

Das war der Inhalt des Briefes.

„Sind denn alle Teufel gegen mich losgelassen?" murmelte Graf Horn, sich an die Stirn schlagend. „Sogar dieser, den ich in Nacht und Vergessenheit wähnte! Ich sehe, die Dinge überstürzen sich und es gilt einen Kampf auf Leben und Tod; wir werden sehen, wer Sieger bleibt. Ich stehe zu fest und sicher in der Gunst des Königs, man hat mich stets zu sehr als erkorenen Liebling des Hofes behandelt, als daß man mich fallen lassen könnte. Man soll sehen, daß ich mich aus allen Schlingen herauszuziehen weiß, noch bin ich nicht so alt und schwach, um das Verhängniß über mich hereinstürzen zu lassen; noch werde ich mich wehren. Etwas mehr oder weniger mit Schuld beladen, darauf wird's wohl nicht ankommen. Nur kurze Zeit und Alles liegt hinter mir."

Neuntes Capitel.

Neue Verhältnisse.

Marie hatte sich bald genug in das neue Leben hineingefunden, obgleich sie nicht die bescheidenen Verhältnisse vergaß, worin sie seither gelebt. Sie erinnerte sich mit Freuden all' der schönen Stunden, die sie im Kreise ihrer früheren Hausgenossen verlebte; sie dachte mit derselben Liebe und Innigkeit an die einsame Julie in der Vorstadt, die Niemand in der weiten Welt hatte, der ihr Vater oder Mutter ersetzte, und nun gar, seit sie mit dem traurigen Geheimnisse des Todes ihrer Mutter bekannt gemacht war, an nichts mehr Freude und Wohlgefallen hatte, sondern einsam und düster ihre Tage verlebte. Marie war oft zu ihr gegangen, um sie zu trösten und zu ermuntern, aber seit sie bemerkte, daß ihre Besuche Julien durchaus nicht willkommen, sondern eher unangenehm waren und sie in eine gereizte Stimmung versetzten, seit der Zeit hielt sie sich mehr fern, so schwer es ihr auch wurde.

Aber auch noch einen Grund gab es, der Marie von Julien fernhielt — sie fürchtete Arnold Donitz daselbst zu treffen. Obgleich nun schon Monate verflossen waren, seit sie als Tochter des Herrn von Lichtenfels mit diesem seine neueingerichtete Wohnung an einer der belebtesten Straßen der Residenz bezog, so hatte sie doch seitdem Arnold Donitz nicht wieder gesehen. Marie begriff in ihrer Unschuld nicht, warum Arnold Donitz nicht wenigstens jetzt kam. Jetzt hatte sie einen Namen, einen der geachtetsten, den man sich denken konnte und doch kam er nicht. Ob ihm diese Genugthuung noch immer nicht genügte?

Einmal war Marie nahe daran, ihn entweder schriftlich oder wohl gar mündlich zur Rede zu stellen, aber sie sah das Unpassende dieses Schrittes noch früh genug ein und so sehr ihr Herz sich auch darnach sehnte, sich einmal mit dem Geliebten über den Umschwung in ihren Verhältnissen auszusprechen, so scheute sie sich doch, mit ihm zusammen zu treffen, seit er sie so augenscheinlich mied.

Marie hatte sich überhaupt merklich verändert. Ihr angeborner Frohsinn, ihre kindliche Heiterkeit hatten sich zwar nicht verloren, aber sie war doch im Allgemeinen ernster geworden; sie konnte wenigstens, was ihr früher kaum möglich war, ernst sein.

Die Liebe hatte ihren verklärenden Schein über sie ausgegossen und daß sie liebte, das empfand Marie erst seit dem Tage, wo Donitz ihr seine Liebe gestanden und sie es für ihre Pflicht erachtet hatte, ihn von sich zu weisen. Sie hatte nicht geglaubt, daß ihr das so unendlich schwer werden könne, aber sie merkte, als sie ihn verlassen, ihn zurückließ mit dem tiefsten Schmerze in seiner Brust, daß sie ihr besseres Selbst zurückließ.

Die sich darauf drängenden Ereignisse hatten kaum vermocht, sein Bild in den Hintergrund zu stellen; mit Zittern und Zagen erwartete sie jetzt den Augenblick, wo er kommen würde, um seine Bitten um ihre Hand zu erneuern; sie dachte nicht im Traume daran, daß er ausbleiben könne — hatte sie doch nun einen

gachteten Namen, an den sich gewiß die Verläumbung nicht heranwagte.

Aber er kam nicht. Tag auf Tag, Woche auf Woche rollte dahin und er kam nicht; immer sehnsüchtiger und träumerischer wurde Mariens Blick und nur die Liebe, womit ihr neuer Vater sie umgab, vermochte sie zu erheitern und zu zerstreuen.

Es war doch ein beseligendes Gefühl, so sicher und geborgen zu sein, die väterliche Liebe eines edlen Mannes zu genießen. Ja, Marie hätte sich endlos glücklich gefühlt, wenn nicht der Gedanke an Arnold sie stets gequält und gepeinigt. Sie wußte nicht, was sie über ihn denken sollte, was ihn hinderte, jetzt zu ihr zu kommen.

Herr von Lichtenfels hatte einen Hafen gefunden, einen Hafen voll Ruhe und stillen Glücks. Er hatte jene heiße, leidenschaftliche Liebe entbehrt, er war nie der Gatte eines wahrhaft liebenden und geliebten Weibes gewesen, aber jetzt genoß er ein höheres Glück — die Liebe eines dankbaren Kindes.

Marie liebte und verehrte ihn. Er hatte sich der armen namenlosen Waise angenommen, sie sicher gestellt vor den Stürmen, die früher oder später an das einsame Mädchen herangebraus't wären und sie liebte ihn dafür; sie sah zu ihm empor wie zu einem Heiligen. Seine leisesten Wünsche waren ihr Befehl, Stunden lang saß sie auf einem Tabouret zu seinen Füßen und lauschte auf seine milde Stimme, womit er ihr von der Vergangenheit, von ihrer Mutter erzählte, wie sie sich dieselbe so lieb und gut dachte, wie nur ein Kind seiner Mutter denken kann. Auch diese Erinnerung an die Mutter dankte sie ihm, früher hatte sie sich, so sehr sie es auch zu verbergen strebte, bei dem Gedanken an dieselbe unglücklich gefühlt, jetzt dachte sie mit Mitleid und inniger Liebe an dieselbe und das Alles dankte sie ihm.

Herr von Lichtenfels durfte nur in Mariens klare Augen sehen und er wußte, daß ihre Liebe zu ihm kein Schein war, er wußte, daß sie ihn stets lieben und verehren würde und er segnete den Tag, wo er zuerst an sie gedacht. Was wäre aus ihm ohne das Kind geworden? Ein armer, rastloser Wanderer, der heimathslos ohne Ruhe und Rast in der weiten Welt umherirrte. Und jetzt hatte er ein Kind, das zu lieben er volles Recht besaß. Ihre Mutter war seine Gattin gewesen, und Marie selbst so lieb, gut und fromm, daß er nicht bereuen durfte, wie seine Wahl herausgesucht.

Marie war ein Kind in des Wortes schönster Bedeutung. Kindlich, heiter, arglos, ohne störende Eitelkeit und wenn Herr von Lichtenfels anfangs befürchtete, die glänzenden Verhältnisse, in welche sie so urplötzlich hineingesetzt worden, würden sie hoffährtig und eitel machen, so sah er bald genug zu seinem Troste, daß er sich hierin vollständig getäuscht. Marie war weder hochmüthig noch eitel geworden; sie ging noch ebenso bescheiden einher, selbst ihre Kleidung hatte sich nur wenig verändert, höchstens daß sie aus feineren Stoffen bestand.

Es war ein glückliches, zufriedenes Leben, welches Vater und Tochter führten. Herr von Lichtenfels fand seine Freude daran, wenn Marie an seinen Zerstreuungen edlerer Art, als die seiner meisten Standesgenossen, Theil nahm. Sie begleitete ihn in das Theater, sie las mit ihm die besten Werke der deutschen Literatur; sie hörte seinen Belehrungen mit der gespannten Aufmerksamkeit einer Schülerin zu. Sein Leben hatte auf einmal einen Zweck und das machte es ihm lieb und werth wie nie zuvor. Aber Eins trübte seinen neugewonnenen Frieden.

Herrn von Lichtenfels scharfem Auge war es nicht verborgen geblieben, daß Mariens Herz bereits Jemanden gefunden, der diesen Schatz voll Güte und Reinheit haben sollte, und der Gedanke, sie könne es irgend einem Unwürdigen geschenkt haben, gönnte ihm keine Ruhe. Er stellte die umfangreichsten Nachforschungen nach Mariens ehemaliger Bekanntschaft an, aber er fand keinen Mann, den er mit ihr in Zusammenhang bringen konnte und doch hätte er zu seiner Beruhigung so gern einen Blick in ihr Herz geworfen, um so mehr, da ihr Ernst sich immer mehr einer tiefen Schwermuth näherte, je weiter die Zeit vorschritt.

Aber es gab keine Möglichkeit, die Ursache ihrer heimlichen Sehnsucht zu entdecken, er mußte sie selbst darum fragen.

An einem stillen Sommerabend saß Marie auf der Terrasse der Sommerwohnung ihres Pflegevaters. Die Sonne senkte sich schon tief im Westen nieder und ihre Strahlen küßten bereits die Mutter Erde. Nur die höchsten Baumwipfel wurden noch von ihrem Schein vergoldet. Marie blickte der scheidenden Sonne nach; sie hatte sich früher wenig aus Naturgenüssen gemacht, ihr leichter Sinn trug sie über Alles hinweg, und ließ ihr zu tiefern, ernstern Gedanken keine Zeit. Marie hätte sich glücklich in ihren neuen Verhältnissen, in dieser idyllischen Ruhe und Schönheit, die sie umgab, fühlen müssen, etwas Reizenderes als diese kleine Villa in ihrer reichen Umgebung ließ sich schwerlich denken.

Die Terrasse, auf welcher Marie saß, war mit üppigen Schlingpflanzen überwuchert, zwischen welchen sich hier und da wilde Rosen verloren hatten. Weit in der Ferne, wohin Marie ihre Blicke streifen ließ, dehnten sich die Berge in malerischer Schönheit aus.

Aber das junge Mädchen mit den träumerischen Augen schien die Herrlichkeit, die sie umgab, nicht mitzuempfinden, sie war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, um für die Außenwelt Auge und Ohr zu haben.

In diesem Augenblick trat eine hohe Männergestalt auf die Terrasse, aber ohne daß Marie es bemerkte.

Herr von Lichtenfels, dieser war es, schüttelte traurig den Kopf, als er sie so gedankenvoll in die Ferne starren sah.

„Marie," redete er das Mädchen mit weicher Stimme an.

Sie schrak zusammen und eine hohe Röthe bedeckte ihre Wangen.

„Darf ich wissen, Marie, woran in diesem Augenblick Dein Herz denkt?" fuhr er fort.

Mariens Wangen färbten sich noch höher, doch suchte sie ihrer Stimme einen heiteren Ton zu verleihen, als sie entgegnete:

„Woran mein Herz denkt, Papa? Das dürftest Du allerdings wissen, aber ich muß befürchten, Du kennst die Person nicht, mit welcher meine Gedanken in Verbindung stehen."

„Darin könntest Du Recht haben, mein Kind, ich kenne nicht alle Menschen, die mit Deinem früheren Leben zusammenhingen, aber ich möchte gern mehr davon kennen lernen. Ich muß leider befürchten, meine Marie, daß Du Dich in den neuen Verhältnissen nicht so ganz glücklich fühlst," sagte Herr von Lichtenfels und ein Schatten flog über seine klare Stirn.

„Nicht glücklich, Papa, hältst Du mich für so undankbar?" fragte Marie vorwurfsvoll.

„Für undankbar gewiß nicht, Marie," sagte Lichtenfels, indem er mit der Hand über ihr weiches Haar hinfuhr, „ich halte Dich eher für zu dankbar. Es ist mir nicht verborgen geblieben, Marie, daß etwas Dein Herz bedrückt, ich möchte aber nicht gern Geheimnisse zwischen uns wissen, wir dürfen einander nichts verheimlichen, am allerwenigsten einen Kummer, denn getheilter Schmerz ist halber Schmerz. Kind, sei aufrichtig, sage mir, was Dir hier fehlt."

„Mir fehlt, Papa? O, was sollte mir in dieser reichen Umgebung fehlen? Deine Liebe und Güte hat mich ja mit allen erdenklichen Annehmlichkeiten des Lebens umgeben."

„Nicht das meine ich. Daß Deine Genügsamkeit Dir keine Wünsche gestattet, ist mir bekannt, meine Marie, ich meine, ob Du nicht Geselligkeit, Freunde u. s. w. entbehrst?"

„Gewiß nicht, Papa, Deine Gegenwart giebt mir Alles. Für Geselligkeit habe ich nie geschwärmt, Freundinnen habe ich nicht, und die einzige, die ich hatte, ist mir verloren gegangen; sie ist zu sehr vom Unglücke heimgesucht, als daß sie sich weiter um mich kümmern sollte. Papa, ich glaube, Du täuschest Dich, wenn Du mich für unglücklich hältst."

„Ich täusche mich nicht, Marie," sagte Herr von Lichtenfels ernst. „Ich habe ein scharfes Auge für die, die mich lieben. Vielleicht weißt Du es selbst nicht einmal und in dem Falle bitte ich Dich, einmal ernstlich nachzudenken. Dir fehlt irgend Jemand in Deiner Umgebung."

Abermals bedeckte eine flammende Röthe Mariens Wangen, aber sie gab keine Antwort; sie wagte nicht, es zu bestreiten.

„Habe doch Vertrauen zu mir, Marie, kannst Du es denn nicht? Habe ich Dir etwa gezeigt, daß ich kein Herz besitze? Komm', fasse Muth," fuhr er fort, seinen Arm um ihren Nacken schlingend, „ich kann Alles begreifen, was es auch sei, Du brauchst Dich nicht zu fürchten — auch ich bin einmal jung gewesen, Marie."

„O, darf ich, kann ich es Dir sagen, Papa, wie undankbar ich bin?" schluchzte Marie. „Ja, Du zeigst mir in diesem Augenblick den richtigen Zustand meines Herzens, den ich früher nicht fassen konnte — ich glaube, Du hast Recht, mir fehlt doch noch etwas in dieser Umgebung. O, aber verdamme mich deswegen nicht, ich habe Dich ja damals nicht gekannt, ich hatte Niemanden, der mich liebte und ich sehnte mich so nach einem mitfühlenden Herzen."

„Ich verdamme Dich gewiß nicht, Marie," ich habe nie den Gedanken gehegt, Dich allein zu besitzen — nur auf Deine kindliche Liebe habe ich Anspruch erhoben, weiter will ich nichts von Dir. Ich habe es längst gesehen, daß Du liebtest und wenn mich etwas schmerzt, so ist es das, daß Du mir nicht längst Dein Vertrauen geschenkt hast."

„Ich habe selbst nie so klar gesehen," schluchzte Marie, „erst Deine Worte haben es mir gezeigt. Ja, Papa, jetzt weiß ich es — ach, ich habe nicht geglaubt, daß man so unglücklich werden könne!"

„Aber was macht Dich denn unglücklich, mein Kind? Ist der, den Du liebst, Deiner nicht würdig?" fragte Herr von Lichtenfels beklommen.

„O, Papa, er ist der edelste, beste Mensch von der Welt."

„Wer ist es, Marie? Darf ich den Namen des Mannes erfahren?"

Lichtenfels zitterte, was ihm der nächste Augenblick bringen würde; seine Augen hingen mit dem Ausdruck der höchsten Angst an Mariens Lippen.

Aber diese zögerte noch immer, den Namen über ihre Lippen zu bringen — es wurde ihr sehr schwer, ihn vor einem andern Menschen auszusprechen.

„Arnold Donitz!" flüsterte sie endlich kaum hörbar.

Ein helles, frohes Lächeln überflog Lichtenfels' Antlitz.

„Gott sei Dank," murmelte er leise und fügte dann laut, zu Marien gewendet, hinzu: „Arnold Donitz ist ein edler Mann, obgleich für eine glänzende Zukunft für ihn gerade nicht viel Aussichten vorhanden sind. Er steht sicherlich nicht mit auf der Liste derer, die eine brillante Carriere machen werden, denn er ist kein Kriecher und Heuchler, sondern ein ehrlicher, offener Charakter und was noch schlimmer ist, ein Feind des Grafen Horn. Aber ich begreife Deinen Kummer darüber nicht, Marie; wird Deine Liebe nicht erwiedert?"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Zur 40jährigen Jahresfeier des Hambacher Festes
am 27. Mai

bringt die „Frankfurter Latern" nachstehendes Festlied, das den Gründern, Leitern, Rednern und Theilnehmern dieser Erinnerungsfeier noch nachträglich bestens zur Lektüre empfohlen sei.

Alle, die in Hambach waren,
Trugen Backenbärte dicht,
Ich, ein Jüngling jung an Jahren,
War allein das Milchgesicht;
Vierzehn zählt' ich kaum, und Börne
Sprach zu mir mit Freundlichkeit,
Was will werden ein Gedörne,
Solches spitzet sich bei Zeit.

Und ich nickte schüchtern: Freilich!
Und er reichte mir die Hand;
Heut im Herzen glüht's noch heilig,
Was ich dazumal empfand. —
Was ich auf dem Schloßberg lauschte,
Was ich sog begeistert ein,
Was durch meine Seele rauschte,
Heut rauscht es noch darein.

Der Verbrüd'rung der Nationen
Und der deutschen Republik
Brachte Wirth ein Hoch! und Kronen
Hielt er für ein Mißgeschick.
Vom Ebernöker und der Eiche,
Vom Kyffhäuser und sofort
Und vom Kaiser und vom Reiche
Sprach er nicht ein Sterbenswort.

Siebenpfeiffer rief: „Nicht Knechte
Sind wir! — was im Lande weilt,
Das ist frei!" — „Die Menschenrechte"
Wurden unters Volk vertheilt.
Freiheit! Freiheit! — welch ein Tosen,
Jubeln, völkerjugendlich!
Deutsche, Polen und — Franzosen
Lagen an dem Herzen sich.

Freiheit, unser höchstes Streben!
Republik in Ost und West! —
Völkerbund auf Tod und Leben! —
Also klang's durch Hambachs Fest. —
Bürgermeister von Pfalz-Bayern,
Dieses Festes Jahrestag
Wollt in diesem Geist ihr feiern?
Rührt euch nicht vor Scherck der Schlag?

---

† Ueber einen Unfall, der die Thierbändigerin Frau Fanny Casanova in Kufstein betroffen hat, berichtet der dortige „Grenzbote": „Vergangenen Samstag (18. Mai) wurde das ganze Städtchen in Aufregung versetzt durch die Kunde, Frau Casanova sei von den Wölfen zerrissen worden, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht. Am vorhergehenden Freitage schon war der Besuch der Vorstellung sehr groß und Alles war sehr befriedigt. Kein Wunder, wenn also den nächsten Tag der Zudrang noch größer wurde. Doch sollte diesmal nicht Alles so schön ablaufen. Die erste und zweite Abtheilung waren vorüber, und die Zuschauer hatten sich noch nicht erholt von den waghalsigen Kunststücken der Frau Casanova mit ihren Löwen, Hyänen und Leoparden, als die dritte Abtheilung ihnen ein schauriges Bild vor die Augen führte. Die sieben dressirten Wölfe wurden vorgeführt und von einer dieser Bestien, besonders bösartig, wurde Frau Casanova gepackt, und mit Blitzesschnelle fielen auch die übrigen über sie her. Mit großer Geistesgegenwart riß sich Frau Casanova aus den Klauen ihrer Thiere los, öffnete ein Thürchen, durch welches die Wölfe, wie sie hereingekommen waren, wieder verschwanden, und das Schauspiel hatte ein Ende. Frau Casanova erhielt acht Bißwunden, die stärkste am Arm, und konnte in Folge dessen am Sonntag nicht auftreten. Der angreifende Wolf mußte an demselben Abende noch mit seinem Leben büßen."

Gemeinnütziges.

* (Eine eigenthümliche Art von Sicherheitslampe), welche in Paris von den Wächtern der Magazine, in welchem explosive Stoffe u. dgl. lagern, allgemein benutzt werden soll. In ein längliches Fläschchen aus hellstem Glas legt man ein erbsengroßes Stück Phosphor und gießt über dieses bis zum Siedepunkt erhitztes Olivenöl, so daß das Fläschchen zu $^1/_3$ gefüllt ist, worauf man dasselbe hermetisch verschließt. Soll der Apparat gebraucht werden, so lüftet man den Stöpsel, läßt Luft eintreten und schließt wieder, worauf der ganze leere Raum über dem Oel hell leuchtet; läßt das Leuchten nach, so kann es durch das Oeffnen des Fläschchens augenblicklich verstärkt werden. Eine solche Lampe soll 6 Monate lang zu benutzen sein.

* (Recept für in der Rinde beschädigt Bäume.) Die angefressenen oder angeschwundenen Stellen werden dicht mit nachfolgend präparirtem Baumwachs bestrichen, mit steifem Papier oder noch besser mit alter Leinwand oder Tuchflecken umwickelt und mit Bindfaden, viel besser mit Bast dicht und fest umschnürt, jedoch nicht so fest, daß die Saftcirculation hiedurch gehindert wird, der Bindfaden darf nie in die Rinde einschneiden. Die Bereitung des Baumwachses ist sehr einfach: Wachs, Fichtenharz oder Pech und Terpentin (flüssig) zu je $^1/_3$. Man läßt zuerst das Harz oder Pech flüssig werden, dann das ebenfalls flüssige Wachs damit vermengt, dann das Terpentin bei gelindem Feuer zugegossen, aber langsam, damit ein Ueberlaufen vermieden wird. Man kann sowohl warm als kalt den Anstrich der beschädigten Stellen bethätigen, namentlich muß man sein Augenmerk darauf richten, daß die Ränder der noch fest liegenden Rinde dicht bestrichen sind, damit dem aus diesen Rändern hervortretenden Safte die frische Rindenbildung unter dem Anstriche ermöglicht wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß nach unmittelbarer Beschädigung oder wenigstens nicht allzu langem Offenstehen der Baumwunde, die Anwendung dieses Verfahrens das fernere Prosperiren des Baumes vollständig bewirkte.

Redaction, Druck und Verlag v. Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 45. Kaiserslautern, 5. Juni 1872.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(44. Fortsetzung.)

„O, das sage Du mir, Papa," entgegnete Marie stürmisch, „ich weiß es ja selber nicht. Einst hat er mich geliebt, sehr geliebt, aber damals durfte ich seine Wahl noch nicht annehmen, ich durfte seinen unbefleckten Namen nicht zu dem meinigen machen — ich entsagte ihm freiwillig. Ich glaubte, es wäre ein Leichtes, aber erst als ich das Opfer gebracht hatte — da empfand ich, wie schwer es mir geworden. Später, als Du Dich meiner so großmüthig erbarmtest und mir Deinen Namen gabst, da hoffte ich von Tag zu Tag, er würde zu mir zurückkehren und mir sagen, daß ich jetzt keinen Grund mehr zur Weigerung hätte, aber ich hoffte vergebens — er kam nicht. Und nun fürchte ich, Papa, ich weiß nicht Alles, was ich befürchte, und meine Unruhe steigert sich von Tag zu Tag. Wenn er mich jetzt nicht mehr liebte!"

„Kurzsichtiges Kind," entgegnete Lichtenfels, Marie sanft das Haar streichelnd, „warum hast Du mir nicht eher vertraut, Dir wäre wohl manche trübe Stunde erspart geblieben. Begreifst Du denn gar nicht, daß der Hauptmann Donitz nicht mehr um Dich werben konnte, als Du eine reiche Erbin wurdest? Das arme, namenlose Mädchen durfte er zu seiner Gattin erwählen, die Tochter des Herrn von Lichtenfels, die unter den Söhnen des vornehmsten Adels wählen kann, darf er, seiner Meinung nach, nicht begehren. O, ich kenne solche Art Leute, sie sind selten, aber eben darum doppelt viel werth. Deine Wahl ist auf einen edlen Mann gefallen, Marie, und ich will hoffen, daß diese Angelegenheit zur allseitigen Zufriedenheit zu Ende geführt wird. Und nun lasse den Kopf nicht hängen, frisch und munter, Du darfst nicht so leicht verzagen."

Herr von Lichtenfels trat, nachdem er einen leisen Kuß auf Mariens Stirn gedrückt, von der Terrasse in das Haus zurück und ließ sie von den schönsten Gedanken umgaukelt allein zurück. Wie glücklich war sie durch diesen Mann geworden!

Wenige Augenblicke später traten andere Gestalten zu Marie auf die Terrasse. Es war ein junges Weib mit einem prächtigen pausbackigen Buben auf dem Arme, gefolgt von zwei anderen Knaben.

„Guten Tag, Elise," rief Marie aufspringend aus, „es ist schön von Dir, daß Du wieder einmal kommst, Du hast Dich lange nicht sehen lassen."

„Ja, da haben Sie Recht, Fräulein —"

„Kein solches Wort mehr, Elise, oder es ist mit unserer Freundschaft zu Ende, das merke Dir," unterbrach Marie sie, mit dem Finger drohend, indem sie einen der Knaben auf ihren Schooß nahm. „Wie geht's zu Hause?"

„Gottlob, Alles gesund," antwortete Elise. „Mit der Wirthschaft geht's gut, mein Mann hat heute ein großes Stück Ackerland hinzugekauft, das uns schon tüchtige Zinsen tragen soll. Nun, die Jungens werden es später gebrauchen können, Sie glaubens gar nicht, was uns die kleinen Burschen schon jetzt für Geld kosten, wenn ich nur allein die Fußbekleidung rechnen will." —

Elise setzte sich jetzt auf Mariens Wunsch dicht an ihrer Seite nieder und dann begann eine recht interessante Unterhaltung über jene Zeit, wo Marie noch ein ganz kleines Ding gewesen — es war dies stets Elisens Lieblingsthema. Sie erzählte ihr so gern, wie Vater Gehrike nie wieder so recht froh geworden sei, und als er sich nach Verlauf von fünf Jahren seit Mariens Weggang zum Sterben niedergelegt hatte, da waren seine letzten Worte gewesen:

„Grüße mir die Marie, Elise, ich habe sie ebenso lieb gehabt, wie meine eigenen Kinder."

Die letzten Strahlen der Abendsonne beleuchteten die reizende Gruppe auf der Terrasse. Mariens Kummer war vor den tröstenden Worten ihres Vaters verschwunden, denn es mußte wieder Tag werden, und sie spielte mit Elisens jüngstem Kinde, bei dem sie Gevatter gestanden. Der kleine Bursche hatte seine dicken rothen Arme um ihren Nacken gelegt und war so allmählig sanft eingeschlafen.

Die Dämmerung brach schon herein, als Elise sich zur Heimkehr rüstete, aber Marie saß noch lange in der lauen, milden Sommernacht und träumte von zukünftigen Tagen des Glücks, bis ihr Vater sie endlich daran mahnte, in das Haus zurückzukehren.

Zehntes Capitel
Eine Haussuchung.

Der Advokat Wilmot wohnte in einer der belebtesten Straßen. Er war ein tüchtiger Anwalt und sein Haus der Sammelplatz aller Rath- und Hülfesuchenden, weil man ihn zugleich als einen edlen Menschen kannte und achtete. Höheren Ortes hatte man ein scharfes Augenmerk auf ihn gerichtet, aber das hinderte ihn durchaus nicht, das, was er für recht und gut hielt, durchzuführen.

Wilmot nahm auch eine angenehme, gesellschaftliche Stellung ein, seine Soiréen wurden gerne besucht und

zwar von den angesehensten Persönlichkeiten. Seine Frau war eine äußerst liebenswürdige Dame und, obgleich von Adel, doch so wenig von ihrem früheren Stand eingenommen, daß sie es verschmähte, sich in den Kreisen zu bewegen, wo sie früher immer gerne gesehen wurde.

Am heutigen Abend waren die Salons des angesehenen Rechtsanwaltes geöffnet und eine heitere Gesellschaft bewegte sich darin. Es galt den Geburtstag der jüngsten Tochter zu feiern und zugleich deren Verlobung mit einem wohlhabenden Kaufmann zu proklamiren.

Wilmot hatte Glück mit seinen Kindern gehabt; seine beiden ältesten Söhne bekleideten trotz ihrer Jugend bereits gute Posten, so daß sie der Unterstützung ihres Vaters nicht mehr bedurften; die älteste Tochter war außerordentlich glücklich verheirathet, und auch die jüngste Tochter, eben die, deren Verlobung am heutigen Tage gefeiert werden sollte, hatte Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft.

Man nannte den Advokaten einen glücklichen Mann und er war es in der That; er konnte sich nicht über das Loos, welches er gezogen, beklagen, und er that es auch nicht. Er wäre mit Wenigerem zufrieden gewesen, denn er war ein genügsamer Mann, aber er wußte doch auch sein Ansehen und seine Stellung zu schätzen und er hätte sie nicht entbehren mögen.

Der Abend war ungestört verflossen und ein heiteres Leben und Treiben machte sich in der auserwählten Gesellschaft bemerkbar. Ungenirt gab sich jeder der Freude hin, so wie man es in diesen Räumen zu thun gewohnt war. Es wurde getanzt, gesungen, musicirt und man unterhielt sich auf die angenehmste Weise. Man bemerkte auch nicht, wie ein Diener an den Gastgeber herantrat und diesem leise einige Worte zuflüsterte.

„Schon gut — kein Aufsehen, Wilhelm — ich werde kommen.“

Bald darauf folgte er, noch im Hinausgehen hier und da ein Wörtchen plaudernd, dem Diener.

„Also eine Haussuchung in richtiger Form?“ fragte er hohnlächelnd den Polizisten.

„Zu Befehl, Herr Wilmot, wir sind angewiesen, Ihre sämmtlichen Papiere zu durchsuchen,“ gab der Anführer zur Antwort, „und ich möchte Sie bitten, uns unser Amt nicht zu erschweren, sondern die Papiere ruhig auszuliefern.“

„Hätte ich verdächtige Papiere, so würde ich sie ohne Zweifel nicht ausliefern und damit Sie also sicherer gehen, werde ich Ihnen meine Schlüssel geben,“ sagte Wilmot ruhig, indem er dem Polizisten den Schlüsselbund aushändigte.

Der Diener des Gesetzes trat in das Arbeitszimmer des Advokaten, aber dieser schien so gleichgültig und ruhig, daß man schwerlich Papiere, deren Entdeckung von Wichtigkeit gewesen wäre, bei ihm vermuthen konnte.

Aber plötzlich zuckte er doch zusammen und seine heitere Stirne zog sich in drohende Falten, nicht weil er sah, wie man mit seinen Papieren herumwirthschaftete, sondern weil ihm mit einem Male ein Gedanke gekommen war, der der Wahrheit ziemlich nahe kam.

„Elender Schurke, ganz dem Streich eines Grafen Horn würdig,“ murmelte er. „Gut, nimm' sie hin, sie mögen nicht einmal in meinen Händen gut aufbewahrt sein, ich könnte eines Tages vergessen, was ich einer Sterbenden gelobte.“

Es hatte in der That nur wenige Minuten gedauert, so wurden bereits einzelne Papiere als „verdächtig“ zurückgelegt. Viele waren es nicht, die sie gesammelt hatten, aber die Polizisten nahmen sie mit hinweg und ließen den Advokaten in düsterster Stimmung zurück.

„Ist das nicht Raub?“ murmelte er. „Wie kann man es anders nennen? — Und das kann ungestraft heute in einem civilisirten Staate geschehen, ich darf mich nicht einmal darüber beklagen. Was sollte es mir auch nützen? Dieser Günstling ist allmächtig und was ihm noch etwa daran fehlt, das ersetzt ihm sein Geld. Ich möchte nur wissen, wie dieser Elende einstmals endet!“

Er suchte sich noch erst ein paar Minuten zu beruhigen, ehe er in den Salon zu der Gesellschaft zurückkehrte. Seine Abwesenheit war kaum bemerkt, außerdem wußte er stets geschickt seine Gemüthsbewegung zu verbergen und wenige Augenblicke später sah man ihn in sprudelnder Unterhaltung mit einer liebenswürdigen jungen Dame.

Das Fest verlief ohne weitere Störung. Wozu auch? Man hatte nur den bescheidenen Wunsch gehegt, die Papiere wieder zu besitzen und hatte sie sich auf die einfachste Weise von der Welt durch einen kleinen Raub weggenommen. Das war Alles.

„Nun, mein Lieber?“ fragte Graf Horn am darauffolgenden Morgen einen bei ihm eintretenden Polizisten. „Sind die hochverrätherischen Papiere gefunden?“

„Ich glaube, gnädiger Herr,“ entgegnete der Angeredete unterwürfig. „Bitte, wollen Sie sich bemühen?“

Mit diesen Worten überreichte er dem Grafen eine ziemliche Anzahl Papiere, die dieser hastig entgegennahm und sorgsam durchzublättern begann, eins nach dem andern. Bisweilen flog ein Schatten über sein Gesicht — war es die Erinnerung, die an ihn herantrat.

Es dauerte lange, bis er mit seiner Durchsuchung fertig war, aber er mußte sehr damit zufrieden sein, denn seine Augen blickten immer freudiger.

(Fortsetzung folgt.)

* Der Aberglaube, daß das Verschütten des Salzes auf dem Tische ein Unglück bedeute, hat seinen Ursprung in dem großen Gemälde von dem Abendmahl des Herrn, von Leonardo Da Vinci, auf welchem Judas Ischariot das Salzfaß umwirft.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle.

von J. Krüger.

Erstes Capitel.

Am Sarge.

In dem großen Saale des Herrenhauses, auf dem Landgute des Herrn von Handorf, das dieser mit seiner Familie bewohnte, war im Jahre 1832 ein Katafalk errichtet.

Auf demselben stand ein von Wachskerzen beleuchteter Sarg, in dem ein Mädchen, ein Kind von zwölf Jahren, ruhte.

Die Leiche war in blendend weißen Atlas gekleidet, und reich mit Blumen geschmückt. War die Kleine doch im Frühling des Lebens und der Jahreszeit gestorben.

In den gefalteten Händen hielt die Todte einen Veilchenstrauß, ein Sinnbild ihres Seins, das nun aufgehört hatte.

Am nächsten Morgen sollte die kleine Bertha, die jüngste Tochter des schon in hohen Jahren stehenden Schloßherrn in dessen Familiengruft, die sich auf dem Friedhofe des Dorfes befand, das in unmittelbarer Nähe des Gutes lag, die ewige Ruhestätte finden.

Aus diesem Grunde, um gleichsam Abschied von der am Scharlachfieber gestorbenen Kleinen zu nehmen, hatte Herr von Handorf sich mit seiner Familie in der achten Stunde des Abends in den Trauersaal begeben.

Die ihm nahe angehörigen Personen, die mit ihm den Sarg umstanden, waren seine Gattin, eine hochgewachsene Dame von vierzig und einigen Jahren, aus deren regelmäßigen, aber harten Zügen der Stolz ihrer gräflichen Abstammung sprach, zwei Söhne, von denen der ältere zwanzig und der jüngere a tzehn Jahre zählte und eine Tochter, deren sechszehnter Geburtstag am Ende des Winters festlich begangen worden.

Die Söhne trugen die Namen Afred und Kurt, die Tochter wurde Emilie gerufen.

Erstere sahen der stolzen Muter auffallend ähnlich. Emilie glich dem Vater, dessen Antlitz den Charakter der Milde und Weichheit trug.

Außer diesen war noch die männliche und weibliche Dienerschaft des Schlosses, worunter auch das erst kürzlich engagirte Kammermädchen der gnädigen Frau, Beate Dölling, und eine beträchtliche Anzahl der nahen Dorfbewohner mit ihrem Schulmeister und seinem Töchterchen, das in gleichem Alter mit dem hingeschiedenen freiherrlichen Kinde stand, an dieser Stätte versammelt.

Wie traurig auch der Anblick des blassen Kindes war, die Wenigsten der Umstehenden weihten ihm das perlende Todtenopfer heißer Thränen.

Frau von Handorf stand mit einer so kalten, strengen Miene da, als schicke es sich nicht für eine so hochgeborne Dame in Gegenwart der tief unter ihr stehenden Landleute den Schmerz um die Verlorene öffentlich kundzugeben. Hätte sie das aber auch thun wollen, sie würde sich dazu haben zwingen müssen. War sie doch diesem Kinde niemals im wahren Sinne des Wortes eine Mutter gewesen.

Hatte die Kleine das durch Trotz und Ungehorsam verschuldet?

Wir müssen diese Frage verneinend beantworten.

Bertha war ein sanftes, stilles Kind gewesen, von der Natur mit einer für das kleinste Zeichen der Liebe empfänglichen Seele beschenkt. Aber sonst hatte die große Mutter der Lebendigen sich weder körperlich noch geistig gütig gegen sie bewiesen.

Sie war mit unschönen Gesichtszügen und einem sogenannten Klumpfuße auf die Welt gekommen, und mit dem Gebrechen des Körpers, das auch die Kunst der geschicktesten Aerzte nicht zu beseitigen vermocht, hatte sich eine so schwache Fassungskraft bezüglich des Lernens vereint, daß der Unterricht, den ein Hauslehrer und eine Gouvernante den Kindern des Freiherrn ertheilt und an dem Bertha theilgenommen, so wenig bei ihr gefruchtet, daß sie im zehnten Jahre, trotz der Strenge, mit der die Mutter sie zum Lernen anhielt, noch nicht lesen konnte. Hatte sie diese Kunst später doch gelernt, so war das im Hause des Dorfschullehrers Reiner geschehen, dessen Töchterchen Marie sich Bertha zur Spielgefährtin gewählt. Der einfache aber verständige Mann hatte seine Lehrmethode der geringen geistigen Capacität des Schloßfräuleins anbequemt und Marie, ein kluges munteres Geschöpf, ihm dabei geholfen, durch liebevollen Zuspruch an Diejenige, von der sie Freundin genannt wurde.

Frau von Handorf, die mit Stolz auf ihre schlanken wohlgebildeten Junker und auf die gleichfalls mit hohem körperlichem Reize gesegnete Emilie blickte, hatte ihr Herz schon früh von dem häßlichen jüngsten Kinde abgewandt. Sie schämte sich gleichsam, die Mutter eines Kindes zu sein, das von ihren hochadeligen Verwandten, die sie bisweilen besuchten, theils mit Widerwillen, theils voll Mitleid angesehen wurde.

Diese Abneigung wäre bei dem harten Charakter dieser Frau mit der Zeit vielleicht in Haß übergegangen und zwar deshalb, weil sie dem armen Geschöpfe den Theil des großen Vermögens nicht gönnte, der bei dem Ableben ihres Gemahls Bertha zufallen mußte, hätte der Todesengel das Kind nicht vor der ihm drohenden traurigen Zukunft bewahrt.

Die beiden Junker theilten die Gesinnungen der Mutter bezüglich der Verblichenen. Kalt und theilnahmlos sahen sie auf die Leiche. Wäre ihnen eines der Pferde gestorben, welche sie zu reiten pflegten, oder einer ihrer zur Jagd tauglichen Lieblingshunde, ihre Züge hätten größeres Bedauern ausgedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Försters Heimkehr.

Düster senkt sich der Schatten der Nacht
Auf Felder und Wald hernieder,
Doch heiter kehrt nach glücklicher Jagd,
Der Förster nach Hause wieder.
Die Jagdgenossen läßt er zurück
Eilt schnelleren Schritts von dannen,
Das Forsthaus sucht sein scharfer Blick
Dort hinter den finst'ren Tannen.

Wie blitzt sein Aug' voll seliger Lust,
Schon zeigt sich der Heimath Pforte,
Voll Freude hebt sich die breite Brust
Ihn zieht's nach dem trauten Orte.
Erwartet ihn doch sein höchstes Gut,
Sein Weibchen, zum traulichen Mahle,
Und bietet ihm mit der Liebe Gluth
Des Glückes volle Schaale.

Jetzt tritt aus dem dunklen Walde vor
Der Förster mit eilendem Schritte;
Dort liegt das Forsthaus im Nebelflor
In grünender Wiesen-Mitte.
Lustig plätschert der nahe Quell:
„Willkommen vom fröhlichen Jagen"
Hell schallt des Hofhund's freudig Gebell
Vom Echo weiter getragen.

Und leise rauscht's im weiten Hain,
Als zögen die Elfen zum Tanze;
Es spielt des Mondes goldener Schein
In der Wälder grünem Kranze.
Ja hier, tief im Walde zurück
Fern' von der Städte Getümmel,
Da blüht des Forstmanns stilles Glück
Ein klarer Freudenhimmel.

Gg. Loewe.

* Tirol. In Meran hatte der Kunsthändler Plaut durch die Ausstellung einer Kaulbach'schen „Arbuez" (Verbrennung von Ketzern auf Befehl des Arbuez) den hochwürdigen Zorn des dortigen Priesters erregt, welchem dieser in einer erbaulichen Predigt gegen den Künstler und den Kunsthändler Luft machte. Wilhelm Kaulbach hat sich aber beeilt, in das durch die Predigt etwas betrübte Plaut'sche Herz den Balsam des Trostes zu träufeln in Gestalt eines trutzigen Briefes, der durch ein niedliches Bildlein säuberlich gezieret war: Der Brief lautet:

„Hochverehrter Herr:

Von einer canailleusen Meute, die alles Schöne, Freie und Große in Wissenschaft und Kunst anbellt, gleichfalls verfolgt und verwünscht zu werden, gereicht uns nur zur Ehre und zum Zeichen, daß wir nicht vergebens da sind. Nehmen Sie die beifolgende Kleinigkeit zum Troste hin und fahren Sie fort, gute Bilder auszustellen.

Ergebenster

W. Kaulbach.

(Hier steht statt der Ortsangabe das Bild des Münchener Kindels), 22. Mai. 1872."

Die beigelegte Zeichnung mit der Ueberschrift: „Romanische Milchbrüder" parodirt die den Romulus und Remus säugende Wölfin. Statt jener römischen Prinzen saugen zwei Knaben, der eine mit Krone, der andere die Tiara (päpstliche Krone) auf dem Kopfe, an den Brüsten des Thieres. Zu ihren Füßen liegen Blitze und Ketten. Am unteren Rande der Zeichnung steht das Motto: „Aus der wölfischen Milch sogt ihr bestialische Denkart" und das Datum: München 1872, — W. Kaulbach.

Gemeinnütziges.

* (Ein unschädliches Haarfärbemittel.) Nirgends ist der Gebrauch von Haarfärbemittel häufiger als im Orient, und zurückgekehrte Orientreisende wissen viel davon zu erzählen; nur ist den Meisten derselben die Bereitungsweise ein Geheimniß geblieben. Einzelne Wissende geben nun an, was nicht allgemein bekannt sein dürfte, daß in Griechenland das grüne Epicarpium der Nüsse von Inglans regia mit Wasser extrahirt und die Brühe abgepreßt wird, um zu dem angedeuteten Zweck ein Mittel zu bereiten. Die Brühe wird dann mit etwas Alaun versetzt und mit dieser Lösung werden dann die hellhaarigen Häute des Kleinviehs vor ihrem Export nach Marseille und anderen Orten braun bis schwarz gefärbt, weil die dunkleren Felle besser bezahlt werden als die hellen. Andere Leute verarbeiten aber daselbst die Wallnußschalenbrühe in einer etwas verschiedenen Absicht, indem sie dieselbe eindampfen, wobei ein schwarzes Pulver ausfällt, welches pfundweise als Haarfärbemittel verkauft wird.

Da in Griechenland hellhaarige Männer nicht für Vollblut gelten und es auch dort Leute giebt, die von den weißen Haaren auf ihrem Haupte nicht entzückt sind, so benutzen sie diese Brühe mit bestem Erfolg.

Die Procedur hat eine durchaus reelle Basis, denn es enthält diese Brühe einen in Wasser, mehr noch in Alkohol löslichen Körper, das Regian, welches beim Eindampfen in Wasser ein schwarzes Pulver, die Regiansäure fallen läßt.

Da nun ein Theil der Menschheit nicht davon abzubringen ist, sich das Haar färben zu wollen, so wird es angerathen sein, sich dazu des obigen harmlosen Mittels zu bedienen, als mit den sanitätswidrigen Blei- und Silberpräparaten sich zu mißhandeln, welche heutzutage unter allen möglichen und unmöglichen Namen, wie Tolma, Melano gène, Crinochrom rc., viel gepriesen und gebraucht werden, und welche theilweise Haar sammt Haut nicht einmal schwarz, sondern blau oder violett färben. — Wir entnehmen diese gewiß manchem unserer Leser willkommenen Mittheilungen einem Artikel von Dr. K. M. Kurz in dem empfehlenswerthen Buche: „Wittsteins Geheimmittellehre."

Rechnen-Aufgabe.

Wie oft und wann in 12 Stunden bilden Minuten- und Stunden-Zeiger einen rechten Winkel?

Redaction, Druck und Verlag v. Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 46. | Kaiserslautern, 9. Juni | 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Vaterlos.

Ein Ismael, an Mutter Hagar's Hand,
Vergeblich Schutz und eine Heimath suchend;
Verschmachtend in des Lebens Wüstensand —
So sah der Knabe seine früh'ste Jugend.
Ein Blatt vom Sturme hin und her geweht;
Ein Sandkorn im Sirocco der Sahare;
Ein Ahasver, der ewig wandern geht; —
Das sind die Bilder seiner Kinderjahre.
Wer schilt den Knaben d'rum, wenn er geirrt?
Er ward von keiner Vaterhand geführt.

Und als er älter ward, und als er fand
Ein Heim, war er bereits der Sünde Beute;
In seinen Adern schon das Blut verbrannt;
Von glüh'ndem Durst' durchwühlt sein Eingeweide.
Fand er, — verzehrt von dieser innern Gluth —
Das Meer der Lust an seinem Wege liegen,
Er tauchte tief den Becher in die Fluth,
Und schlürft den Trank mit langen, gier'gen Zügen.
Gift, aus dem Becher, trügerisch verziert,
Trank er, von keiner Vaterhand geführt.

Und als er Mann ward, seines Thuns bewußt,
Lernt er der Menschen Urtheil stolz verachten,
Und trank ihn fort, den Becher wilder Lust,
In dessen Gold stets neue Freuden lachten.
Die Menschen schmähten ihn statt von dem Rand'
Des Abgrund's den Berauschten wegzustoßen; —
Kein Wort der Liebe und der Milde stand —
Den Becher haltend — bei dem Ruhelosen.
Kein Vaterwort hat je sein Ohr berührt,
Und keine Vaterhand hat ihn geführt.

So trank er fort, bis leer der Becher war
Bis zu der Hefe, welche bitter schmeckte;
Bis er ein Mann war dessen Greisenhaar
Ein junges, lebenssattes Haupt bedeckte;
Bis Mark und Saft aus seinen Röhren schwand,
Der süße Lusttrank selbst ihm ward zum Ekel,
Und ihm die Sünde mit beschmutzter Hand
In's Antlitz schrieb ein letztes: Mene tekel!
Der Tod die schwarzen Rosse schon geschirrt
Für den, den nie die Vaterhand geführt.

Wirf einen Stein auf ihn, Du der den Stamm
Des jungen Baum's an starke Pfähle bindet,
Damit er gegen Stürme einen Damm,
Und für sein Wachsen eine Richtschnur findet.
Wirf einen Stein auf ihn, den vaterlos
Das Schicksal jung schon warf dem Sturm entgegen,
Der, ohne Schutz, dem ersten, mächt'gen Stoß
Im Kampfe mit dem Leben unterlegen.
Wirf einen Stein auf den, der sich verirrt
Weil eines Vaters Hand ihn nie geführt.

F. H.

---

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(45. Fortsetzung.)

„Sie sind ein tüchtiger Mann in Ihrem Fache," wandte er sich endlich an den ihn erwartungsvoll anblickenden Polizisten, indem er die übergebenen Papiere sorgfältig zusammen packte, „ich werde mir das merken und mich bei Ihren Vorgesetzten für Sie verwenden. Zunächst nehmen Sie dies. Behalten Sie mir aber den Patron ja gut im Auge, wir müssen vorsichtig sein, mein Lieber."

Er machte eine huldvolle verabschiedende Handbewegung und der Polizist zog sich zufrieden mit seinem Verdienste zurück.

Als der Graf allein war, nahm er die Papiere, trat damit an das Feuer und verbrannte langsam eins nach dem andern.

„Gesiegt," murmelte er dann zufrieden, „dieser Fang ist mir leicht geworden. Narr, der Du dachtest, dem Grafen Horn drohen zu können. Also die ganze Geschichte wäre in ewige Vergessenheit gesenkt, wie will ich mich glücklich schätzen, wenn auch die zweite Angelegenheit richtig beendet ist! Die scheint etwas gefährlicher zu sein. Aber ich weiß, was mir bevorsteht und man sagt, die Verzweiflung gäbe Muth. Bei mir scheint es wenigstens einzutreffen; ich will Ruhe haben, oder sterben, und da es zum Sterben noch immer Zeit ist, so nehme ich zunächst die Ruhe und zwar um jeden Preis. Thoren, die sich mit mir einlassen, die wahnsinnig genug sind, zu denken, daß sie mich zwingen können. Niemals! Man sagt, ich sei alt. Es giebt viel ältere Leute als ich, die das Leben noch mit vollen Zügen genießen — und ich will das auch. Ich nenne mich noch nicht alt und wäre nur nicht dieses entsetzliche Leiden, so würde ich es mit Jedem aufnehmen. Aber die Angst drückt mich nieder und wenn diese vorbei ist, dann ist Alles

gut, dann kann ich von Neuem anfangen, mein Leben zu genießen, bis —“

Der Graf schauerte in sich zusammen und blickte sich scheu um.

„Nun bis endlich der Sensenmann kommt,“ vollendete er.

Dann trat er an den Tisch, schenkte sich ein Glas Wein ein und leerte es in einem Zuge.

Aber es war ihm doch nicht so recht heimisch zu Muthe, er klingelte seinem Diener und dieser mußte ihm Stadtneuigkeiten erzählen um ihn zu zerstreuen.

Endlich machte er Toilette für das Theater; es war doch so unheimlich im Hause, aus allen Ecken kam stets die Erinnerung, wenn er allein war, und das durfte nicht sein; er mußte fest und hart bleiben, um allen Stürmen trotzen zu können.

„Nur noch ein paar Tage,“ murmelte er wieder und wieder.

Ob auch das Gewissen nach ein paar Tagen beruhigt sein würde?

Elftes Capitel.

Eine offene Frage.

Der Hauptmann Donitz bewohnte in der Vorstadt in einer wenig belebten Straße ein freundliches Zimmer mit der Aussicht auf einen großen, schönen Garten. Es war ein recht einsames Junggesellenleben, welches er führte, da er zu wenig an den Freuden und Lustbarkeiten seiner Kameraden, bei denen er auch dieserhalb als ein Sonderling galt, Theil nahm. Man fand ihn stets zu Hause und sein Zimmer glich eher dem eines Gelehrten als dem eines Offiziers. Große Schränke mit alten, in Leder gebundenen Büchern standen an den Wänden und sie hatten da nicht blos des Scheines wegen ihren Platz gefunden, sondern sie wurden auch sehr fleißig benutzt.

Die Oberflächlichkeit seines Standes genügte Arnold nicht; sein Sinnen und Denken griff tiefer. Er verließ Tagelang seine Wohnung nicht und saß mit seinen Büchern zusammen, die, besonders seit jenem Tage, wo er zum zweiten Male eine Niete des Lebens gezogen, fast seine ausschließliche Gesellschaft geworden waren.

Er hatte sich nicht leicht in die abermalige Täuschung seiner schönsten Herzenshoffnungen hineingefunden, aber er war ein Mann und außer einem noch tiefern Ernst bemerkte man eben keine große Veränderung an ihm.

Tante Donitz und Julie besuchte er selten, seltener noch seit jenem Tage, wo er bemerkt hatte, daß Julie ihren Lebensmuth und ihre Hoffnung wiedergewonnen. Die Leidende hatte er getröstet, jetzt aber bedurfte sie seiner nicht mehr, sie wurde mit sich selber fertig. Was sollte er dort? Höchstens konnte er Gefahr laufen, ihr zu begegnen, die er sorgfältig meiden mußte, um seiner eigenen Ruhe willen.

Arnold hatte Marie nur von Weitem wiedergesehen. Sie war eines Tages mit ihrem Vater heiter lächelnd vorübergegangen. Er hatte seine Hand auf das unruhig pochende Herz gelegt und ihm Schweigen geboten. Aber ein bitteres Lächeln hatte um seine Lippen gezuckt, als er sie so glücklich und zufrieden sah, während er litt — namenlos litt, so sehr er es auch vor der Welt verbarg.

Ja, Donitz liebte Marie, es war nicht jene heiße, Alles verzehrende Leidenschaft, sondern eine innige, warme Zuneigung und ein Leben ohne sie dünkte ihm eine Qual. Aber jetzt durfte er nicht mehr daran denken, mit ihm war es für immer vorbei, nicht zum dritten Male war ihm ein kurzer Traum gegönnt.

So waren Arnold's Betrachtungen und Gedanken, so waren sie alle Tage — so waren sie es heute, als er sinnend am Fenster seines Zimmers stand und auf die einsame Straße hinunter starrte; nur dann und wann ging vielleicht ein einzelner Spaziergänger vorüber, dem nahen Holze zu, weiter Niemand.

Plötzlich zuckte Arnold zusammen. Dort am Ende der Straße tauchte eine Gestalt auf, die zu eng mit all' seinem Sinnen und Denken verknüpft war, als daß er sie nicht sofort hätte erkennen sollen — es war Herr von Lichtenfels. Arnold wunderte sich, wie derselbe in diese einsame Gegend kam und noch mehr, als derselbe direkt auf seine Wohnung zuschritt und endlich in der Tür derselben verschwand.

Noch ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, hörte er einen festen männlichen Schritt auf der Treppe und gleich darauf wurde an die Thür seines Zimmers geklopft.

„Herein!“ Arnold zitterte leicht, als er das Wort aussprach und in demselben Augenblicke Herrn von Lichtenfels vor sich sah.

Derselbe verbeugte sich mit weltmännischer Tournüre.

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen als Herrn von Lichtenfels vorzustellen, Herr Hauptmann Donitz.“

Arnold verbeugte sich stumm. Er war keines Wortes mächtig und stotterte halblaut etwas hervor, was einer Einladung zum Sitzen ähnlich war.

Lichtenfels nahm auch sofort Platz und sah abwechselnd voll innerer Zufriedenheit auf den schönen, stattlichen Mann und dessen ernste, gelehrte Umgebung. Aber ein Lächeln glitt über sein Antlitz, als er auf dem Tische eine Photographie Mariens liegen sah.

Der Hauptmann bemerkte sein Versehen und erröthete wie ein junges Mädchen.

„Ich sehe, Sie haben Marie nicht vergessen, obgleich wir sehr geneigt waren, dies anzunehmen,“ sagte Lichtenfels, „Sie haben Ihre Jugendfreundin in ihrer neuen Stellung doch wohl zu bald vergessen.“

(Fortsetzung folgt.)

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle.
von J. Krüger.

(1. Fortsetzung.)

Nicht so ihre Schwester Emilie. Diese war zwar durch die Mutter abgehalten worden, die mißgestaltete Bertha mit der Zärtlichkeit vor den Leuten zu umfassen, wozu sie von ihrem weichen Herzen gedrängt wurde. Aber wenn sie mit ihr allein war, hatte sie dem armen Kinde manch liebevolles Wort gegönnt und die oft über ihr Schicksal Klagende zu trösten versucht. Ihrem Auge entflossen in dieser Stunde aufrichtige Thränen und in nicht geringerem Maße, wie es bei dem schon greisen Vater der Fall war, der bitterlich weinend sich über den Sarg beugte und seinem jüngsten Kinde mit gebrochener Stimme ein „Schlafe wohl, mein armes Kind!" wiederholt zuflüsterte.

Auch unter der Dienerschaft gab es Einige, deren Herzen sich gepreßt fühlten. Aber auf Frau von Handorf blickend, vor der im Schlosse alle Untergebenen in knechtischem Gehorsam zitterten, wandten sie sich ab und verbargen ihre Thränen.

Die Landleute hatte wohl meistentheils bloße Neugier hierhergeführt. Der Prunk, der die Todte umgab, war ihren Augen ein bloßes Schauspiel, das die Einförmigkeit ihres täglichen Lebens unterbrach.

Gesehen hatten Viele von ihnen das kleine durch's Dorf hinkende Fräulein, wenn es das Haus des Schulmeisters aufgesucht, das am Ende des Ortes lag, mit ihr gesprochen aber nur Wenige, denn sie war immer scheu und schweigsam an den Leuten vorübergeschlichen.

Die feierliche Stille, die im Saale herrschte, sollte nun auf einmal eine Unterbrechung erleiden.

Die kleine Marie, die mit dem Vater am Entferntesten von dem Sarge stand, hatte lange Zeit, still weinend, ihren Kopf an seine Brust gedrückt. Plötzlich aber riß sie sich los aus den Armen des Schulmeisters, drängte sich durch die Landleute hindurch, stieg die paar Stiegen des Katafalks hinauf und warf sich über die Todte, deren Antlitz mit Küssen und Thränen bedeckend.

„Bertha," schluchzte sie, „Bertha, wir haben uns geliebt im Leben, vergiß mich droben im Himmel nicht. Ich werde Dein gedenken, bis uns der liebe Gott wieder zusammenführt. Ich habe mich oft als kleines Kind gehärmt, daß ich weder einen Bruder noch eine Schwester hatte, womit ich spielen konnte. Aber da kamst Du zu uns und da hatte ich eine Schwester und grämte mich nicht mehr. Ach, das war ein Glück, das sich nicht beschreiben läßt. Und nun ist es dahin. Sie legen Dich in die kalte, steinerne Gruft und ich werde Dein liebes, freundliches Gesicht nie mehr küssen dürfen, nie mehr gute Worte von Deinen blassen Lippen hören! Ach, ich wollte, ich läge starr und todt bei Dir und sie senkten mich mit Dir ein, denn ohne Dich habe ich ja keine Freude mehr auf der Welt!"

Nach diesem wortreichen Ausbruche des Schmerzes, wurde ihr Weinen immer heftiger und immer fester und krampfhafter umklammerte sie die blasse Freundin ihrer Jugend.

Herr von Handorf und seine Tochter Emilie sahen dem verzweiflungsvollen Gebahren der kleinen Marie gerührt zu und ließen sie gewähren. Anders aber dachte die gnädige Frau. In dem Schmerz der Schulmeisterstochter lag gleichsam ein Vorwurf für sie, eine Art von Anklage, daß sie, die Mutter, welche von der Natur angewiesen war, das arme Kind zu beweinen, so thränenlos dastand. Mit lauter heftiger Stimme befahl sie Keiner, Marie von der Leiche fortzuziehen und hinwegzuführen.

„Das wilde Geschöpf," setzte sie hinzu, „wird den ganzen Schmuck der Todten verderben und das Atlaskleid mit ihren Thränen beflecken. Der unpassenden Scene muß ein Ende gemacht werden!"

Der Schulmeister gehorchte. Obwohl es ihm körperliche Anstrengung kostete, Marie von der Leiche zu trennen, nach einigen Minuten war es ihm doch gelungen.

Die Weinende sank halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, so daß er sie forttragen mußte.

„Ich denke, wir verfügen uns jetzt wieder in unsere Gemächer, meine Kinder," sagte die gnädige Frau, die Worte vorzugsweise an ihre Söhne richtend. „Ich fühle mich durch den Anblick der Leiche so nervös aufgeregt. Auch kann unser Klagen und Weinen das Kind ja nicht in's Leben zurückrufen. Fügen wir uns also mit christlicher Ergebung in diesen schmerzlichen Verlust."

Dann wandte sie sich ihrem Gatten zu.

„Du folgst uns wohl mit Emilie. Das gute Kind schwimmt ja ganz in Thränen. Auch ihr wird Ruhe und ein zerstreuendes Gespräch gut thun."

„Nur noch wenige Minuten laß mich hier weilen," versetzte Herr von Handorf. „Es ist der letzte Anblick. Ist der Deckel des Sarges geschlossen, werde ich das arme Kind ja niemals wiedersehen."

„Ich bleibe noch bei Dir, lieber Vater," flüsterte die sanfte Emilie ihm zu.

Die kaltherzige Frau ließ ihren Gatten gewähren. Sie winkte ihren Söhnen und verließ mit ihnen die Trauerstätte.

Beate Dölling folgte mit der Dienerschaft, und die Landleute entfernten sich ebenfalls. Sie hatten ihre Neugier, eine prunkvoll verzierte Leiche zu sehen, befriedigt. Aus keinem andern Grunde waren sie hiergekommen.

Außer Herrn von Handorf und Emilie blieb nur noch ein Diener zurück. Die Herrin des Schlosses hatte ihm befohlen, die Nacht über bei der Leiche zu wachen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Nemesis.) Die nun verstorbene Mutter des Kaisers war die Hauptstütze der klerikalen Partei am österreichischen Hofe; in stetem Verkehr mit dem Cardinal-Erzbischof Rauscher suchte sie die altösterreichischen Traditionen strengster Anhänglichkeit an die römische Curie selbst nach dem Falle des Concordats wenigstens äußerlich noch aufrecht zu erhalten. Ein unbeugsamer Character, wie sie war, hat sie niemals daran gedacht, der neuen Zeit auch nur die geringste Concession zu machen, ja sie war bis zu ihrem Tode der festen Ueberzeugung, daß die „katholische Politik in Oesterreich wieder zum Durchbruch kommen müsse. Gegen den preußischen Hof hegte sie einen unbesieglichen Widerwillen, der von ihrem Gemahl, dem Vater des Kaisers, in vollem Maße getheilt wurde; sie reisten denn auch Beide im vorigen Jahre schleunigst von Ischl ab, als der Besuch des Kaisers angemeldet wurde. Bis zum Jahre 1848 war die Erzherzogin Sophie die tonangebende Persönlichkeit am Hofe; bei ihr lag die Entscheidung in allen wichtigen Fragen. Ihre Gunst war daher begreiflicherweise eben so gesucht, als ihr Haß gefürchtet war. Nach der Niederwerfung der 1848er Revolution durch Windischgrätz im October jenes denkwürdigen Jahres wurde unter Andern der etwa 22jährige Sohn des Rabbiners Jellinek von dem Militärgerichte zum Tode verurtheilt. Man rieth der verzweifelnden Mutter des Unglücklichen, bei der Erzherzogin Sophie einen Fußfall zu machen. Durch Verwendung des Chefs eines angesehenen Bankhauses erlangte Frau Jellinek auch wirklich eine Audienz; sie fiel vor der Erzherzogin nieder und flehte um Gnade für ihren Sohn. Aber die Erzherzogin, in deren Brust in diesem Augenblicke der ganze Haß gegen die Revolution von Neuem erwachte, wandte sich mit zorngeröthetem Antlitz ab von der Bittenden, und ohne ein Wort zu erwidern, verließ sie mit raschen Schritten den Audienzsaal. Da steht die in ihrer letzten Hoffnung getäuschte Rabbinersfrau auf und ruft der Erzherzogin mit lauter Stimme nach: „Kaiserliche Hoheit, Sie haben auch Söhne!" Natürlich wurde sie von der Dienerschaft sofort entfernt. Aber die Erzherzogin hatte den Ausruf noch gehört, und als sie zwanzig Jahre später die Schreckensnachricht von der Hinrichtung ihres Sohnes Max, des unglücklichen Kaisers von Mexico, erhielt, da fiel ihr jene Scene aus dem 1848er Jahre wieder ein. „Ja, ja, die Jüdin hat mir es damals vorausgesagt," rief sie aus.

* (Nach eigenem Maß.) „Mein Mann will wegen der A — moll — Messe noch einen Tag länger in Berlin bleiben." — „So, mein Mann besucht nur die Leipziger Ostermesse."

* „Warum doch wohl die Frauen,
Weit lieber als der Mann,
Zum blassen Monde schauen?
Dies sage, Freund mir an."
„Im Monde steht ein Mann zur Schau!
Sie säh'n nicht hin, wär's eine Frau!"

* Bei der letzten im Woltersdorff-Theater in Berlin stattgefundenen Aufführung des „Goldonkel" ereignete sich folgender komischer Vorfall: Kurz vor Schluß des Stückes wird ein Feuerwerk abgebrannt. Frl. Anna Schramm steht, als Wilde gekleidet, vor den Lampen, als es plötzlich knallt und zischt und ein Aufschrei von Damen gehört wird. Frl. Schramm denkt nichts Anders als das Theater brennt, sie fürchtet in ihren leichten Stoffen das Schlimmste — und sauve qui peut — springt sie in die dichtbesetzte Prosceniums Loge. Die Insassen mögen nicht wenig von dem Eindringen der schönen Wilden überrascht worden sein, während nur ein kleiner Theil den Sprung nicht bemerkt hatte. Dieser a er verlangte nun die Künstlerin wiederzusehen, und so mußte denn die furchtsame Wilde denselben Weg über die Logenbrüstung auf die Bühne zurücknehmen, was natürlich ein ungemeines Gaudium erregte.

* Fräulein Redden, eine Amerikanerin, will die Beobachtung gemacht haben, daß der öftere Genuß von Meerrettig die Nase röthe. — Diese Entdeckung hat eine unschätzbare Entdeckung geliefert.

Gemeinnütziges.

* Ein Mittel gegen die Wassersucht. Citronen werden in einem russischen Journal für die Wassersucht empfohlen, und sollen in den hoffnungslosesten Fällen nützlich sein. Am ersten Tag wurde eine Citrone gegeben, nachdem die Schaale zuvor entfernt und dieselbe in kleine Stücke in Zucker zerschnitten wurde am folgenden Tage wurden drei gegeben und nachher acht bis zehn jeden Tag. Als Nahrung wurde Fleisch gegeben. In jedem Falle entfernte sich das Wasser am siebenten Tage.

* Mittel zur Abhaltung der Motten von Tuch- und Pelzwaaren nach Hager. Für Tuch: 45 Gramm reine Carbolsäure, 30 Gramm Kampher, 30 Gramm Rosmarin-Oel, 5 Gramm Gewürznelken-Oel, 5 Gram Anilin, gelöst in $2^1/_2$ Liter Weingeist. Für Pelzwaaren: 20 Gramm reine Carbolsäure, 10 Gramm Gewürznelken-Oel, 10 Gramm Citronenschalen-Oel, 10 Gramm Nitro Benzol, $2^1/_2$ Gramm Anilin, gelöst in $2^1/_2$ Liter Weingeist. Mit diesen Flüssigkeiten werden mittelst eines sogenannten Pulverisateurs die Stoffe mäßig besprängt. Werden diese dann in dichte Behälter eingeschichtet, so ist eine Besprengung für das Sommerhalbjahr aushaltend. Tuche in Lagerräumen werden eine zweimalige Besprengung nöthig haben.

Logogriph.

Der Schreiner kann mich nicht entbehren.
Wenn I in H verwandelt sich,
Gebrauchet stets der Töpfer mich.

Redaction, Druck und Verlag v. Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 47. Kaiserslautern, 12. Juni **1872.**

* Mondnacht.

I.

Es leuchten Mond und Sterne
Gar fromm am Himmelszelt,
Und nach des Tages Stürmen
Träumt selig still die Welt.

Ein hehrer Gottesfrieden
Webt sich als Silberglanz
In ihrer dunklen Locken
Smaragdbethauten Kranz

Empor auf Zephyrs Flügeln
Schwebt der Natur Gebet,
Hin, wo die ew'ge Liebe
Ihr Lichtmeer ausgesä't.

II.

O, wenn ein Kummer drückt Dein Herz
Und Deine Seele zagt am Tag,
Geh' hin und klage Deinen Schmerz
Der Nacht, wenn Mond und Sterne wach.

Die sind nicht, wie die Menschen, hart,
Sie sind verschwiegen, wie Dein Leid,
Sie ehren Deine Gegenwart
Und theilen Deine Traurigkeit.

Und schmiegen sich an Deine Brust
Und senken ihren Himmelsschein
Ganz still, Dir selber unbewußt,
Gar tief in's kranke Herz hinein.

III.

Hast Du das Beten ganz verlernt
Im Sturmesdrang des Lebens
Und ringst Du nach dem rechten Wort
In bangem Kampf vergebens;
O eile hin, wo Liebe thaut
Aus lichten Himmelsfernen:
Du wirst bei der Gestirne Glanz
Das Beten wieder lernen.

Und wie ein Kind im Vaterhaus
Wird sich Dein Geist empfinden
Und jedes Zweifels kranker Wahn
Wie Nebelhauch verschwinden,
Und freier wird in Deiner Brust
Der Glaube Wurzel schlagen
Und Deine Seele hin im Flug
Zu schönern Welten tragen.

A. Tiedemann.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(46. Fortsetzung.)

„Gewiß nicht, Herr von Lichtenfels," betheuerte Arnold verwirrt, „ich werde Marie schwerlich vergessen, sie war —"

„Aber man muß das annehmen, Herr Hauptmann," versetzte Lichtenfels eifrig; „warum in aller Welt lassen Sie sich denn niemals bei uns sehen?"

„Herr von Lichtenfels, ich war Ihnen ja vollständig unbekannt," stotterte Arnold.

„Durchaus nicht, verehrter Herr Hauptmann, Sie sind mir wenigstens stets ein bekannter und vor allen Dingen ein sehr achtungswerther Mann gewesen, den ich sehr gerne zu meinen Freunden zählen würde. Aber das Schicksal hat uns immer möglichst fern von einander gehalten; doch denke ich, seit Marie, die, wie sie mir sagte, Sie sehr gut kennt, meine Pflegetochter ist, seit der Zeit kann meiner Ansicht nach das Fremdsein aufhören."

Er sah Arnold forschend an und erkannte deutlich dessen Verwirrung in seinen Zügen.

„Sie setzen mich in Erstaunen, Herr von Lichtenfels, was kann Ihnen an der Bekanntschaft eines armen, obscuren Hauptmanns gelegen sein?"

„Sprechen wir einmal ernsthaft mit einander," sagte Lichtenfels plötzlich mit veränderter Stimme, „ich liebe es nicht, mich auf Umwegen meinem Ziele zu nähern. Sprechen Sie mir gegenüber nicht wieder von arm und obscur, lieber Donitz, Sie kennen mich noch sehr schlecht, wenn Sie glauben, ich könne nicht wahres Verdienst von dem Schein unterscheiden, und die äußere Hülle gälte etwas bei mir. Nein, ich achte den Kern, der in dem Menschen steckt und mir ist glücklicherweise ein ziemlich scharfes Auge verliehen, den edlen Kern auch in der rauen Schaale zu erkennen. Lassen Sie mich als ein Mann zu dem andern sprechen, die beide nicht mit leeren Schmeicheleien um sich werfen. Ich achte und ehre Sie als einen Mann, wie es heut zu Tage leider wenige giebt, der sich und sein besseres Selbst nicht vor der Aussicht auf eine glänzende Carriere verleugnet. Das gilt mir höher als Reichthum und Ansehen — weit höher. Das muß ich Ihnen vorhersagen, ehe ich mit meiner Absicht

hervorrücke, die mich zu Ihnen treibt. Ich leugne nicht, daß mir dieser Gang große Ueberwindung gekostet hat, aber mein unzeitiger Stolz mußte überwunden werden, wenn ich größeres Unglück verhüten will. Herr Hauptmann, ich hoffe, Sie werden das offene Wort, welches ich zu Ihnen reden will, nicht mißverstehen — Sie würden es gewiß nicht, wenn Sie wüßten, wie lieb ich Marie habe."

Arnold wurde bleich, als Lichtenfels den Namen Marie aussprach. Was sollte denn der hier?

„Ich bitte Sie, Herr von Lichtenfels, fest auf meine Unparteilichkeit zu rechnen," sagte er langsam.

„Ich wußte das. Ich hätte mich sehr in Ihnen getäuscht, fände ich es anders. Herr Hauptmann, von meiner Tochter weiß ich, daß Sie derselben Ihr Herz und Ihre Hand antrugen, ist dem nicht so?"

Arnold preßte seine Hand auf das Herz.

„Dem ist so," entgegnete er, sein großes Auge fest auf Lichtenfels richtend.

„Sie liebten Marie also?"

„Ohne Zweifel; es gab nichts in der Welt, was mich veranlassen konnte, aus eigennützigen Absichten um Mariens Hand anzuhalten."

„Ich weiß das; ich traue Ihnen überhaupt nie eigennützige Absichten zu, Herr Hauptmann. Aber darf ich von Ihnen erfahren, was Marie bewog, Ihren Antrag auszuschlagen?"

„Hat sie Ihnen das nicht gesagt?"

„Allerdings, aber zugleich möchte ich es von Ihnen hören."

„Nun gut, Herr von Lichtenfels, ich schulde Ihnen als Mariens Vater ein offenes Entgegenkommen. Marie war damals ein namenloses, unbemitteltes Mädchen und als solches glaubte sie, meinen Antrag nicht annehmen zu können. Meine Bitten waren vergebens, sie blieb ihrem Entschlusse getreu.

„Aber ich glaubte doch, dieser Grund wäre gefallen, als Marie meine Tochter wurde und somit nicht mehr arm und namenlos war," bemerkte Lichtenfels.

„Oder sollte Marie doch Recht haben," fuhr Lichtenfels stirnrunzelnd fort, „genügte Ihnen diese Genugthuung nicht?"

Arnold sah Lichtenfels groß an.

„Ich weiß nichts von einer Genugthuung," entgegnete er ernst. „Glauben Sie, ich würde um ein Mädchen angehalten haben, welches nicht alle Ansprüche, die ich an meine Gattin erhebe, befriedigt hätte?"

„Sie haben Recht, es war eine Grille von mir, einen solchen Gedanken zu fassen," sagte Herr von Lichtenfels. „Aber was hielt Sie ab, Ihre Werbung um Marien's Hand zu erneuern, als die Gründe, die ihr romantischer Kopf angegeben hatte, gefallen waren? War Ihre Liebe so schnell verschwunden?"

„Nein, Herr von Lichtenfels, ich liebe Marie heute noch ebenso, vielleicht noch inniger als an dem Tage, wo ich ihr meine Hand antrug," gab Arnold zur Antwort.

„Und darf ich den Grund nicht erfahren, warum Sie sich bisher von meiner Pflegetochter fernhielten?"

„Nein, Herr von Lichtenfels, den muß ich für mich allein bewahren. Ich liebe Marie so innig wie nie zuvor; kein anderes Weib wird jemals den Platz in meinem Herzen ausfüllen, den sie eingenommen hat, und es schmerzt mich tief, daß ein so nichtiger Beweggrund sie an jenem Tage meine Werbung zurückweisen ließ."

„Ich verstehe Sie, Herr Hauptmann, und ich habe gesehen, daß mich meine Vermuthung nicht irre leitete. Sie lieben Marie und Marie liebt Sie — es ist ausgemacht, daß das Kind an dieser Neigung zu Grunde geht, wie die Sachen liegen. Sie sind ein so vorurtheilsfreier Mann, warum denn gerade nicht in diesem Punkte?"

„Marie liebt mich? Sie liebt mich — hat mich in ihren neuen Verhältnissen nicht vergessen?" stammelte Donitz. „O Gott, warum mußte dies Alles so kommen?"

„Sie wollen Ihre Werbung um Marie nicht erneuern, Herr Hauptmann, weil sie nicht mehr das arme, namenlose Mädchen ist. Das ist Unrecht von Ihnen; Marie bietet Ihnen jetzt nicht mehr, als Sie ihr damals boten, sie giebt Ihnen noch weniger. Sie war unter den früheren Verhältnissen in der That nach den Begriffen der Welt ein ausgestoßenes Geschöpf, Sie aber sind ein allgemein geachteter Mann, mit einem Namen, der sich dem eines jeden Ehrenmannes gleichstellen darf. Sie nennen den Beweggrund nichtig, der Marie Ihre Werbung abweisen ließ, und haben den Muth, einen noch nichtigeren anzuführen."

„O, Herr von Lichtenfels, machen Sie mich nicht in meinen festen Entschlüssen wankend, es wäre gewiß weder für Marie noch für mich gut," sagte Arnold mit unsicherer Stimme. „Das Schicksal will unsere Verbindung nicht."

„Ich will Ihnen meine Tochter gewiß nicht aufdrängen," sagte Lichtenfels gereizt. „Weiß Gott, wie schwer ich mich zu diesem Gange entschlossen habe, und hätte ich Marie nicht so lieb, sähe ich nicht täglich, stündlich vor mir, wie sie unter diesen thörichten Ideen leidet, ich hätte mich gewiß nicht dazu verstanden, so mit Ihnen zu reden. Aber ich hoffte, Sie anders zu finden, wenn ich aufrichtig als väterlicher Freund zu Ihnen reden darf — vernünftiger. Es thut mir sowohl Ihretwillen, als auch meines Kindes wegen, leid, daß Sie sich so von Vorurtheilen beherrschen lassen. Im Uebrigen müssen Sie mir versprechen, Marie nie etwas von diesem meinem Schritte ahnen zu lassen; Sie werden begreifen, wie peinlich für sie ein solcher Gedanke sein müßte. Leben Sie wohl, Herr Hauptmann, es thut mir leid, daß ich Sie gestört habe."

(Fortsetzung folgt.)

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle.

von J. Krüger.

(2. Fortsetzung.)

Der Greis beugte sich auf's Neue über die entschlafene Tochter.

„Arme Kleine," sagte er, „Deine Mutter, Deine Brüder haben Dich nie geliebt. Du wirst bald ihrem Gedächtnisse entschwunden sein. Aber Dein Vater wird Dich nie vergessen. Du warst nicht schön, die Natur hatte Dir keine Geistesgaben geschenkt. Aber Du besaßest ein Herz, das treu an Denen hing, welche Dir Liebe und Mitleid zollten."

„Ja, so war es, lieber Vater," sagte Emilie. „Bertha's Augen strahlten vor Seligkeit, wenn ich sie liebkosend in die Arme schloß. Ach, ich durfte es nur dann thun, wenn ich allein mit ihr war. Die Mutter sagte immer, Du und ich verzögen sie. Ich habe oft bitterlich geweint, daß sie so hart gegen das arme Geschöpf war."

„Gott hat nicht alle Herzen gleich geschaffen," sagte er entschuldigend. „Und es ist vielleicht ein Glück, daß Deine Mutter nicht so tief fühlt, wie wir. Die Schmerzen und Leiden, die das Leben mit sich bringt, verdüstern ihr den Horizont nur auf kurze Zeit und zerflattern dann, wie leichte Nebelwolken, die von dem ersten Sonnenstrahle verscheucht werden."

„Du magst Recht haben, lieber Vater," erwiderte Emilie. „Aber ich danke doch dem Himmel, daß er mein Herz so weich bildete, um für Bertha innige Schwesterliebe zu empfinden. Das Bewußtsein, daß sie in meiner Gesellschaft manche glückliche Stunde verlebt, wird stets zu den theuersten Erinnerungen meines Lebens zählen."

Der alte Herr schloß Emilie gerührt an seine Brust.

„Gott wird Deine Zukunft segnen," sagte er. „Denn das wahrhaft Gute findet seinen Lohn in der Seele dessen, der es thut. Und nun laß uns von unserer Bertha Abschied nehmen."

Er küßte noch einmal die kalten blassen Wangen der Todten, und als Emilie ein Gleiches gethan, schritten Beide, die Häupter gesenkt, zum Trauersaal hinaus.

Jetzt war nur noch ein lebendes Wesen, der vorerwähnte Diener an der stillen Stätte.

Wie die Thür sich hinter seiner Herrschaft geschlossen, begab sich derselbe in eine Ecke des Saales.

Dort stand ein weichgepolsterter bequemer Lehnstuhl. Friedrich ließ sich in denselben nieder.

„Fatale Commission," brummte er, „bei einer Leiche zu wachen. Es ist mir immer, als müßte sie sich aus dem Sarge erheben und mit offenen starren Augen auf mich zukommen. Das sind Gedanken, die mich fiebern machen. Zum Glück habe ich dafür gesorgt, daß sie mich nicht unterkriegen."

Er zog eine Flasche Wein und ein Glas aus der Seitentasche seiner Livree, schenkte das letztere voll und trank es in einem Zuge aus.

Dem ersten Glase ließ er bald ein zweites, dann ein drittes und viertes folgen, so daß die Flasche nach einer halben Stunde geleert war.

Da er starken, betäubenden Wein gewählt, überkam ihn nach Verlauf von ein paar Stunden eine so starke Schlaftrunkenheit, daß er nur mit Mühe die Augen offen hielt. Aber er kämpfte vergebens gegen den Schlaf an. Noch eine Stunde verrann, da sank er in den Lehnstuhl zurück und war nach wenigen Minuten fest in Schlummer gesunken.

Zu derselben Zeit, wo dieser Wächter so schlecht seine Pflicht erfüllte, es mochte um die eilfte Stunde der Nacht sein, lag die kleine Tochter des Schulmeisters Reiner in ihrem Bettchen, das in der Schlafkammer dem Bette ihres Vaters gegenüber stand.

Marie war, nachdem sie mit dem Vater von der gnädigen Frau aus dem Schlosse fortgeschickt und von Reiner nach Hause gebracht worden, wieder zu vollem Bewußtsein ihres Schmerzes um die verblichene Freundin ihrer Jugend gelangt.

Mehrere Stunden war sie zu Hause wachgeblieben, fortwährend heiße Thränen vergießend. Endlich aber hatte sie den Bitten des Vaters nachgegeben, sich entkleidet und niedergelegt.

Der Schulmeister, der das gestorbene Edelfräulein, das seine Schülerin gewesen und ihm für den ihr gegebenen mühevollen Unterricht mit der Zärtlichkeit eines Kindes gedankt, betrauerte die Kleine kaum weniger als Marie es that. Aber er war ein vom Leben hartgeprüfter Mann, der schon früh seine Gattin und mit ihr drei liebe Kinder auf dem Friedhofe hatte. Er hatte sich bei diesem neuen Verlust — Bertha hatte ihn ja auch oft ihr gutes Väterchen genannt — männlich zu fassen und Marie zu trösten versucht.

Milde, beruhigende Worte an sein Kind richtend, und in dem Glauben, da es zu schluchzen aufgehört, es sei eingeschlafen, waren ihm die Augen zugefallen.

Aber der gute Reiner hatte sich geirrt.

Marie schlief nicht, sie stellte sich nur schlafend, um den Vater nicht mehr zu betrüben.

Lebhafte, wenn auch kindische Gedanken hielten ihren Geist wach.

Ihre Phantasie ließ die bleiche bekränzte Freundin in lebensvoller Stärke vor ihrem innern Auge erscheinen.

Ich liege hier im warmen Bettchen, dachte sie, und Bertha in dem kalten dunkeln Sarge und Niemand ist bei ihr, der ihr Worte der Liebe zuflüstert. Die ganze lange Nacht muß sie einsam und verlassen daliegen, ohne daß sich ein Mensch um sie bekümmert. Ach, das ist traurig, bitter traurig.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Der Biß der Klapperschlange.) Interessant ist die nachfolgende Beschreibung des Klapperschlangenbisses, wie sie Dr. Brainard in Chicago gibt:

Der Apparat, mit welchem die Klapperschlange eine Wunde beibringt und das Gift in dieselbe spritzt, übertrifft an Feinheit und Vollendung jedes Impf-Instrument, das der menschliche Scharfsinn bis jetzt zu erfinden im Stande war. Er besteht aus beweglichen Fängen oder Zähnen, von denen einer oder mehrere auf jede Seite des Mundes unter den Oberkiefer gestellt sind. Sie sind außerordentlich scharf, gekrümmt und bewegen sich auf einem Charnier, so daß sie im Zustande der Ruhe mit der Spitze zurück liegen und beinahe von der Mundhaut bedeckt werden. Der Zahn ist an seiner Wurzel von einem Canal durchbohrt, der nahe an der Zahnspitze mit einer Rinne mündet. Durch die letztere wird das Gift geworfen, so daß es nicht auf die Oberfläche, sondern in den Grund der Wunde gelangt.

Im Moment, wo die Schlange im Begriff steht zu beißen, richten sich die Zähne auf, so daß sie direkt vorwärts gerichtet sind, und die Schlange rollt sich so zusammen, daß sie den Kopf mit großer Gewalt auf die Entfernung ihrer halben Körperlänge schleudert. Im Augenblicke, wo der Zahn am vollkommensten aufgerichtet ist, drückt derselbe Muskel, der ihn aufrichtet, auf den Sack, der das Gift enthält, und spritzt dasselbe mit Gewalt durch den Canal des Zahnes, so daß, wenn der angegriffene Gegenstand vom Kopfe nicht erreicht wird, das Gift eine Strecke weit geschleudert wird und in Tropfen niederfällt. Hat die Schlange ihr Opfer getroffen, so wenden sich die Zähne, sobald sie gefaßt haben, zurück und werden wie Haken durch das Fleisch gezogen, um es zu zerreißen. Es geschieht manchmal, daß das gebissene Thier durch eine plötzliche Bewegung die Schlange nach sich zieht, oder daß die Zähne selbst in der Wunde zurückgelassen werden. Auch rollt sich die Schlange, sobald sie die Wunde beigebracht hat, instinctiv zusammen, um einer Fortbewegung Widerstand zu leisten. Sie vermehrt so noch die Ernsthaftigkeit der Verletzung.

Die Natur hat, wie wenn diese Waffe dem Thiere unentbehrlich wäre, in der freigebigsten Weise für ihre unbeschränkte Reproduction gesorgt, falls sie zufällig verloren oder zu gewissen Perioden abgeworfen werden sollte. Es existiren nämlich an der Seite der wirklich im Gebrauch stehenden Zähne mehrere andere in verschiedenen Stadien der Entwickelung, welche, wenn einige abgeworfen oder abgerissen werden, nachwachsen und den Platz der verlorenen einnehmen.

Die Drüse, welche das Gift erzeugt, entspricht der großen Speicheldrüse des Menschen. Der Ausführungsgang derselben erweitert sich und bildet eine Art Reservoir, das mehrere Tropfen faßt, die als Reserve dienen können. Das Gift der Klapperschlange ist eine Flüssigkeit von der Consistenz und Farbe des Olivenöls. Es hat einen eigenthümlichen und unangenehmen Geruch und einen stechenden Geschmack. Es gibt keine chemische Reaction, durch die es sich auszeichnet, noch zeigt es unter dem stärksten Mikroskop irgend besondere Eigenschaften. Man kann es ohne Gefahr verschlucken. Alles Gift, das man aus mehreren Wunden ziehen konnte, wurde mit Wasser vermischt und in den Hals eines jungen Vogels im Nest gegossen, wenn er seinen Schnabel nach Nahrung öffnete, was ihm nicht den geringsten Schaden zufügte.

* (Jägerlatein.) „Höre, Bruder! Da ward ich Dir einmal in einem elenden Neste einquartiert. Ich hatte schlechte Wohnung, mein Pferd einen noch schlechteren Stall, der war finster wie ein Kellerloch und feucht, na, das Moos wuchs kniehoch darin. Ich und mein Lieutenant, Du kannst ihn fragen, haben an einem Abend zwanzig Moosschnepfen in dem Stall geschossen, und zwei haben wir gefehlt.

* (Eine liebenswürdige Frau) Harper's Weekley bringt in einer seiner letzten Nummer Folgendes: „Gesucht wird ein Mann, welcher es übernehmen will, mit meiner Frau durchzubrennen. Derselbe muß Muth besitzen, Kräfte wie ein Stier haben, von ausgezeichneter Gesundheit sein und ohne langen regelmäßigen Schlaf existiren zu können. Ein Walker würde sich sehr gut eignen, da meine Frau das Walken ausgezeichnet versteht. Dieselbe hat manche gute Eigenschaften, welche allen denen zu statten kommen, die Liebhaber davon sind. Die Schnelligkeit ihrer Sprache läßt nichts zu wünschen übrig, und das Pfeifen der Locomotive ist Flötengesäusel gegen ihr Gekreisch. Auch als Mitarbeiter in einer Essigfabrik wäre sie nicht zu verachten, da sie durch eigene, unerschöpfliche Säure den Prozeß des Destillats beschleunigen würde. Sollte sich Jemand finden, der den Muth hat, das Wagniß zu unternehmen und mit ihr durchzubrennen, so zahle ich ihm 50 Dollars und die baaren Auslagen. Meinen Segen gebe ich, wenn er gewünscht wird, gratis. Näheres bei Henry Jinks."

* (Ein Betrunkener) war in voriger Woche hart am Chausseegraben bei Pankow (bei Berlin) eingeschlafen. Von vorübergetriebenen Schweinen kam eines in seine Nähe, und da gerade sein Lager weich und morastig war, schnüffelte es an dem Kopfe des Trunkenen herum und stieß ihm mit dem Rüssel in's Gesicht. Der Schläfer drehte sich mechanisch auf die andere Seite und murmelte im Halbschlaf: „Aber, Auguste! Wenn det Eener sieht! Nee, nich küssen!"

* (Empfehlung.) „.... wenn Sie aber etwas ganz Feines in Kämmen wünschen, gnädiges Fräulein, da kann ich Ihnen diesen hier empfehlen, der ist aus dem besten Horn meines Mannes."

Zweisylben-Räthsel.

Hast du die Erste, verdopple die Zweite,
Sonst macht das Ganze ein trübes Geleite.

Redaction, Druck und Verlag v. Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 48. | Kaiserslautern, 16. Juni | 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wohl ist nicht schön Dein Angesicht!

Wohl ist nicht schön Dein Angesicht,
Nicht wie's der Maler liebt,
Doch weiß ich, daß für mich es nicht
Ein schön'res Antlitz giebt.

Und wär's auch häßlich, anstatt schön,
So häßlich wie die Nacht,
Ich möchte doch kein ander's seh'n,
Da Dein's mich glücklich macht.

Wär doch das Sprüchwort nur auch wahr!
Daß man im Antlitz sieht —
In jedem Menschen-Augenpaar —
Sich spiegeln das Gemüth!

Denn träfe was dies Wort verspricht
Bei allen Menschen ein,
So müßte ja Dein Angesicht
Das eines Engels sein.

F. H.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(47. Fortsetzung.)

Arnold hatte mit einem schweren Entschlusse gekämpft, aber er konnte ihn nicht fassen, nicht so schnell.

„O, ich sehe es, Herr von Lichtenfels, Sie scheinen unzufrieden von mir und es schmerzt mich unendlich, wenn ich Ihre Achtung, oder, wenn ich es wagen darf, das Wort Zuneigung auszusprechen, verloren habe. Ich hatte mich so fest in ein unmögliches Verhältniß hineingeredet, daß ich kaum glauben kann, ein solches Glück liege mir nahe; ich weiß nicht, womit ich es verdient habe. O, mein Gott, ist es denn wahr, Sie würden mir Marien's Hand nicht verweigern? Sie würden dem mittellosen Hauptmann Ihre Tochter geben?"

„Ja, das würde ich, und ich würde mich glücklich schätzen, einen Mann wie Sie zum Schwiegersohn zu haben," sagte Herr von Lichtenfels und ein Sonnenglanz flog über sein Antlitz. „Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, daß ich mir nichts daraus mache, ob arm oder reich, ich achte höhere Schätze. Und nun sprechen Sie vernünftig, Donitz, so hatte ich Sie zu finden erwartet und es würde mich schmerzlich berührt haben, müßte ich anders von Ihnen scheiden. Wir verstehen uns vollkommen, und so weit ich Marie kennen gelernt habe, die Sie als einen unfehlbaren Menschen betrachtet, werdet auch Ihr euch verstehen. Marie ist ein edles, tüchtiges Mädchen — aber ich habe eine Bedingung, Donitz, die Sie mir nicht verargen werden, aber ohne welche ich niemals gestatten würde, daß Marie einem Manne ihre Hand reichte. Seien Sie unbesorgt," fuhr er lächelnd fort, als er sah, wie ein Schatten über Arnold's hohe Stirn fuhr, „es ist keine Bedingung, die sich nicht mit Ihren strengen Begriffen von Ehre vereinbaren ließe. Sie wissen, ich habe Marie erst seit Kurzem bei mir, aber ich habe mich bereits so an ihren Umgang gewöhnt, daß es mir unmöglich wäre, dem zu entsagen — es hieße für mich gleichbedeutend mit auf alle Freuden Verzicht leisten. Marie und ihr künftiger Gatte müssen die Wohnung mit mir theilen, oder vielmehr ich mit ihnen die ihre, denn für mich bedarf ich keiner großen Räumlichkeiten. Finden Sie diese Bedingung sehr unbescheiden, Donitz?"

„O, gewiß nicht, Herr von Lichtenfels," sagte Arnold gerühret, indem er seine Hand in die dargebotene Rechte legte.

„Aber nun ein paar Tage Geduld," bemerkte Lichtenfels noch, „ich weiß zwar, was das für einen ungestümen Liebhaber heißt, denn ich selber habe meine Jugend nicht vergessen, aber Sie müssen mir schon die Freude bereiten. Uebermorgen ist Marien's Geburtstag, bis dahin müssen wir warten. Damit sie aber nicht die leiseste Ahnung hat, daß ich den Freiwerber machte, darum müssen Sie von selber kommen und wir uns scheinbar als Fremde behandeln. Nun, leben Sie wohl, Donitz, ich freue mich auf die Zeit, wo wir unter einem Dache unsere gegenseitigen Gedanken austauschen können; ich sehe einen heiteren Lebensabend vor mir. Also bis übermorgen, präcise sechs Uhr erwarte ich Sie in meinem Hause."

Nochmals schüttelte er Arnold's Hand und verließ dann das Gemach, diesen wie einen Träumenden zurücklassend.

Da saß der ernste Mann und blickte auf das kleine Bild vor sich und sah entzückt in das liebe kindliche Antlitz, das nun bald für immer ihm zur Seite sein würde. Diese Augen hatten vielleicht geweint, daß er sie verlassen, dieser reizende Mund schmerzlich gezuckt, wenn sie an ihn gedacht!

Und abermals wollten Bedenken in ihm aufsteigen, ob er dies junge blühende Wesen an sich fesseln durfte,

an ihn, der doch längst die Grenzlinie der Jugend überschritten hatte. Aber er fühlte sich jung trotz seiner Jahre; er hatte seine besten Kräfte nicht leichtsinnig vergeudet und durfte dreist mit jüngeren Männern in die Schranken treten.

Donitz blickte vielleicht nach langer Zeit wieder einmal prüfend in den Spiegel und er durfte mit dieser Prüfung zufrieden sein. Es war ein schönes, ernstes Männerantlitz, welches ihm daraus entgegen blickte und obgleich Arnold nicht eitel war, so brauchte er sich doch nicht zu verhehlen, daß wenige Männer ihm an körperlicher Schönheit gleichkamen.

Es waren zwei unendlich lange Tage für Arnolt, keine Ruhe, kein Schlaf kam über ihn und die aufgehende Sonne des zweiten Morgens fand ihn bereits rastlos in seinem Zimmer auf und niederschreitend.

Auch im Hause des Herrn von Lichtenfels war an diesem Tage schon früh Morgens ein reges Leben und Treiben. Reiche Blumenguirlanden schmückten das Innere des Hauses, selbst die Treppengeländer — es war der erste Geburtstag, den Marie im Hause ihres Pflegevaters verlebte.

Die Unruhe im Hause, so lautlos auch die Dienerschaft dahin huschte, hatte auch Marie früh geweckt und sie war bald nachher aufgestanden, aber sie war nicht aus ihrem kleinen Gemache herausgetreten, da sie eine leise Ahnung hatte, wem dieses Treiben galte.

Marie sah reizend aus in dem einfachen grauen Hauskleide, das nur von einer Schnur um die Taille zusammengehalten wurde, der weiße knappe Kragen hob vortheilhaft den ganzen bescheidenen Anzug hervor.

Sie war bis zu Thränen gerührt, als sie die zahlreichen Guirlanden sah und der Vater sie in das Wohnzimmer führte, wo die reichsten und sinnigsten Geschenke ihren Platz gefunden. Ihre Thränen strömten heftiger, als sie daran dachte, wie wenig dankbar sie sich zeigte, indem sie es dem Vater nicht verbergen konnte, daß sie sich nicht so ganz glücklich fühlte.

Schluchzend warf sie sich in seine Arme und bat ihn, sie nicht für undankbar zu halten, sie habe ihn so lieb und würde Arnold zu vergessen suchen.

„Das ist nun grade nicht nöthig, mein Kind,“ meinte Herr von Lichtenfels lächelnd, und verwundert, daß er sich nicht wie gewöhnlich beklagte, sie nicht glücklich machen zu können, schaute Marie zu ihm auf. „Ja, ja, mein Kind, es ist mein Ernst,“ fuhr er fort, „behalte ihn nur ein Bischen lieb, denn ganz für mich allein behalten, kann ich Dich doch nicht“

Durch die Heiterkeit ihres Vaters verlor sich Mariens Trübsinn im Laufe des Tages und ruhig sah sie dem Augenblick entgegen, wo die wenigen eingeladenen Gäste sich im Hause einfinden würden.

Etwa zwei Stunden vorher ließ ihr Vater sie nochmals zu sich rufen.

„Marie,“ begann er, „Du giebst nicht viel auf kostbare Kleidungsstücke, mit einem Worte, Du bist nicht eitel, aber ich bitte Dich, heute Abend dies Kleid anzuziehen — Du würdest mich durch eine Weigerung sehr betrüben.“

Herr von Lichtenfels deutete bei diesen Worten auf ein reich mit schwarzen Spitzen besetztes blaues Seidenkleid.

Es war das Meisterwerk einer Schneiderin und Marie, die sich nie dazu verstanden hatte, derartige Kleidungsstücke zu benutzen, obgleich Herr von Lichtenfels sie damit schon zum Oefteren überhäuft hatte, wagte kaum, es anzufassen.

„O, Papa — es wäre schade!“ sagte sie.

„Schade, dies Kleid für Dich, mein Liebling! Nun, ich will an anderen Tagen Deinen bescheidenen Wünschen nicht entgegen sein, aber heute, an diesem Freudentage, mußt Du meinen Wünschen schon nachgeben — willst Du, mein Kind?“

Marie nickte beistimmend.

„Ich werde Dir das Kleid mit dem dazu gehörigen Schmuck hinaufsenden. Und nun geh', ordne Dein Haar mit dem vollen Knoten im Nacken, so wie ich es gern sehe und wie es Dich am besten kleidet.“

Er küßte Marie auf die Stirn und diese eilte hinauf.

Gleich darauf trat Mariens Kammermädchen zu ihr in's Zimmer, das Kleid und ein zierliches Etui überbringend.

Das Etui enthielt ein kostbares Perlenhalsband, welches der Vater dem Kleide beigefügt hatte und obgleich sie nicht den vollen Werth zu schätzen verstand, so wußte sie doch, daß es ein außerordentlich großmüthiges Geschenk war.

„Der gute Papa,“ flüsterte sie, „wenn ich doch nur ihn ganz allein lieb haben könnte!“

Aber das war nun einmal nicht der Fall, denn von ihrem Vater wanderten ihre Gedanken zu Arnold hinüber und ihr Glück war wieder verschwunden.

Mit Thränen in den Augen legte sie das Geschenk des Vaters an und selbst als sie ihr reizendes Spiegelbild bemerkte, erheiterte sich ihr Antlitz nicht.

„Perlen bedeuten Thränen,“ murmelte sie, „und sie werden es wohl auch für mich bedeuten. Es giebt doch kein reines, ungetrübtes Glück und ich möchte fast wieder die Jahre herbeisehnen, wo ich noch keine rechte Ahnung von den Stürmen des Lebens hatte.“

Wenige Augenblicke später trat sie in das hell erleuchtete Empfangszimmer und wunderte sich, daß sie ihren Vater noch nicht vorfand, doch hatte er ihr befohlen, sie zu erwarten, falls sie ihm zuvorkommen würde.

Sie zog sich in eine Nische zurück, von wo sie jeden Eintretenden bemerken konnte, ohne gesehen zu werden, um hier Herrn von Lichtenfels zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle.

von J. Krüger.

(3. Fortsetzung.)

Diesen Gedanken, die ihr auf's Neue Thränen erpreßten, folgten bald andere, die sie zu einem raschen Entschlusse brachten.

„Nein, nein, Du sollst nicht allein bleiben in dieser fürchterlichen Nacht," murmelte sie. „Ich komme zu Dir. Ich habe ja so noch nicht Abschied von Dir nehmen können. Man riß mich grausam von Dir weg, ehe ich die letzten Küsse auf Deine blassen Lippen drücken konnte. Ich will es jetzt noch thun. Der Weg zum Schlosse ist nicht weit. Ehe es Morgen wird und der Vater erwacht, bin ich wieder zu Hause. Ja, ich komme, liebe Bertha, ich komme zu Dir."

Sie stieg leise von ihrem Lager, vor dem ihre Kleider auf einem Stuhl lagen. Sie schlich in das Bett ihres Vaters. Seine tiefen Athemzüge sagten ihr, daß er fest schlafe. Schnell schlüpfte sie in ihre Kleider und verschwand mit unhörbaren Schritten aus der Kammer. Dann öffnete sie die leicht verriegelte Hausthür und trat eiligst den Weg nach dem Schlosse an.

Unterwegs beunruhigte sie der Gedanke, wie sie, da die Thüren wahrscheinlich alle verschlossen waren, in das Schloß gelangen möchte. Aber sie erinnerte sich bald, daß eines der Stubenmädchen, eine frühere Schülerin ihres Vaters, mit der sie wohlbekannt, in einer Stube schlief, welche dicht an der Hinterpforte des Herrenhauses lag.

Ich werde die Dörthe aus dem Schlafe pochen, dachte sie. Wenn ich sie bitte, läßt sie mich ein. Hat sie doch bei uns manche frohe Stunde verlebt.

Was sie wünschte ging in Erfüllung. Nachdem Marie lange an das niedere Fenster gepocht, erwachte Dörthe, öffnete das Fenster und fragte, wer da sei. Marie nannte ihren Namen und bat um Einlaß mit der Versicherung, daß sie vor dem Morgengrauen das Schloß wieder verlassen wollte. Das gutherzige Mädchen wurde gerührt. Die Pforte öffnete sich und Marie schlich leise die breite Treppe hinauf, die zu dem Trauersaale führte. Sie fand die Thür nur angelehnt und trat ein. Da der festschlafende Diener entfernt von dem Sarge saß, so sah sie ihn nicht und stieg die beiden Stufen des Katafalks hinauf.

„Siehst Du, theure Spielgefährtin," flüsterte sie, „nun bleibst Du die lange traurige Nacht nicht allein. Ach, Deine Hände und Dein Gesicht sind so kalt. Aber ich will Dich schon erwärmen. Wir wollen uns so fest aneinander schließen, wie wir es früher oft im Winter thaten, wenn Du zu dem Vater kamst und die Stube noch nicht geheizt war. Das wird Dir wohlthun, Du bleicher Engel, das wird Dir wohlthun."

Indem sie so sprach, schwang sie sich auf den ziemlich breiten Sarg hinauf, umfaßte die Entschlafene mit beiden Armen und lehnte ihre Wangen an die der Freundin. So blieb sie liegen, fortwährend dem Leichnam Liebesworte zuhauchend. Endlich erstarben ihre Worte in leisem Flüstern. Die ermüdete Natur trat in ihre Rechte. Nachdem zwei Stunden verflossen, schlief, dicht an dasselbe gedrängt, das lebende Kind neben dem todten.

Zweites Capitel.

Das Pflegekind.

Die Morgensonne des schönen Maitages, an dem Bertha in die Gruft der Familie Handorf gesenkt werden sollte, weckte den Schloßherrn schon in frühster Stunde. Erst spät eingeschlummert, war sein Schlaf unruhig und voller beängstigender Träume gewesen, deren er sich aber beim Erwachen nicht mehr zu erinnern vermochte.

Herr von Handorf stand rasch auf und kleidete sich an, ohne die Hülfe eines Bedienten in Anspruch zu nehmen. Doch war es nur sein gewöhnlicher Hausrock, in den er sich hüllte, die Trauerkleidung wollte er erst später, in der Stunde anlegen, wo man sein geliebtes Kind hinwegtragen würde.

Der Greis trat an's Fenster, das einen Blick nach dem Garten hinaus gewährte.

Sonst hatte ihm der Anblick der reichen blühenden Natur, die er mit ganzer Seele liebte, einen immer neuen Genuß geschenkt.

Heute war das nicht der Fall.

Die Trauer, die in seiner Brust herrschte, harmonirte nicht mit der in voller Blüthe prangenden Außenwelt.

Seine Gedanken waren: Das Auge meines armen verblichenen Kindes wird nie mehr mit Entzücken auf das sanfte Grün des Rasens, auf die farbigen, duftigen Blüthen schauen, die milden Lüfte, die darüber hinsäuseln, werden nicht mehr ihre blassen Wangen fächeln. Ach, und Bertha war so glücklich, wenn sie im Garten spielen durfte, was die strenge Mutter ihr leider nur selten erlaubte.

Der alte Mann seufzte einige Male tief auf und dachte dann weiter:

Ich hatte auf dieses Kind die Hoffnung einer friedevollen Zukunft für meine letzten Tage gebaut. Bertha hätte sich nie vermählt. Die Natur hatte ihr die Aussicht auf eine glückliche Ehe schon bei der Geburt versagt. Emilie, gesegnet mit ungewöhnlichem Reize, wird bald einem Manne in eine andere Heimstätte folgen. Meine Söhne tragen den Charakter ihrer Mutter. Wie diese, haben auch sie mein Herz nie verstanden. Seit mir Gott meine liebe Kleine genommen, fühle ich, daß ich im Alter allein stehen werde, ganz allein, ein reicher und ohne Liebe doch so armer Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

† Von Bogen in Niederbayern wird ein eigenthümliches religiöses Schauspiel berichtet. Am Pfingstfeste wurde, wie alljährlich, eine riesenhafte Votivkerze aus rothem Wachs in die dortige Maria-Wallfahrts-Kirche auf den Gipfel des Berges gebracht, „um durch die Fürbitte der Gnadenmutter von schweren Waldschäden befreit zu werden.“ Diese Riesenkerze mißt in ihrer Länge 44 Fuß und hat ein Gewicht von 90 Pfund. Seit 200 Jahren alljährlich wird sie unter Betheiligung einer unzähligen Menschenmenge von der 20 Stunden weit her wallfahrenden Pfarrgemeinde Holzkirchen bei Passau dargebracht. Sechs junge überaus kräftige Männer tragen die Kerze abwechselnd auf den Berg, die Wallfahrer folgen unter lautem Gebete, alle Glocken läuten, in der Kirche wird die Kerze im Presbyterium befestigt und dort steht sie, bis kommendes Jahr am Pfingstfeste eine andere an ihre Stelle kommt.

† Vorgestern als am 14. Juni, wurde in Wintringen das bedeutungsvolle, für die Wohlfahrt der Schweine eingesetzte Fest in üblicher Weise abgehalten. Die Masse der herbeiströmenden andächtigen Pilger wurde durch eine Anzahl Patres, meist von der Gesellschaft Jesu, in kräftiger Weise belehrt und unterrichtet und es ist bei der bekannten Art von Seelsorge seitens dieser Himmelsboten auch anzunehmen, daß manches geleistet wurde, was dem ketzerischen Laien höchst sonderbar vorkommt. Als bemerkenswerth ist noch zu verzeichnen, daß sich seit einigen Jahren auch die Spekulation unterfangen hat, den heiligen Tag in sofern zu entwürdigen, als Unterhalter von Glücksspielen aller Art, Bänkelsänger, Zuckerkrämer u. s. w. ihre Tische aufstellen, wofür sie natürlich ein Standgeld bezahlen müssen, das wieder zur Ehre der Kirche verwendet wird.

† Einen Segen hat die Verwerfung der Bundesrevision gebracht: es sind im Canton Freiburg zwei neue Heilige auferweckt, Mädchen, die schon seit zwei Wochen nicht essen und nicht trinken und lediglich mit der heiligen Frau verkehren. Namentlich zu der einen, die in Promasens wohnt, ziehen zahlreiche Gläubige, um auf diesem neu eröffneten directen Correspondenzwege noch bei Lebzeiten ihr Anliegen im Jenseits anzubringen. Aber widerwärtiger Weise soll, obwohl die Seherin die Aufträge alle ausrichtet, der Correspondenzdienst im umgekehrten Sinne noch gar nicht eingerichtet sein. Selbst ein angehender Priester, der fragen ließ, ob er seine Soutane gegen ein anderes Kleid vertauschen dürfe, harrt noch der Antwort.

† (Ein Wunder!) Stünde die Sache nicht in der officiellen Zeitung Schwedens, dem Posttidning, zu lesen, man müßte sie in das Gebiet der Fabel verweisen, die Geschichte vom Ringe des Polykrates hat sich wiederholt. Ein Kaufmann aus Uleaborg ließ auf der Reise nach Stockholm einen kleinen mit seinem Namen bezeichneten Löffel ins Meer fallen. Einige Tage später kaufte seine Frau auf dem Fischmarkte von Uleaborg einen Salm, und fand, als sie denselben aufschnitt, zu ihrem grenzenlosen Erstaunen den Löffel in dessen Eingeweiden. Derselbe wurde der verwittweten Königin verehrt und von dieser dem Nationalmuseum von Stockholm geschenkt. Wenn es nur dem Museum auch gelänge, sich den Besitz der berühmten florentiner Gabel zu sichern!

† Ein Hundebefehl. Ein panischer Schrecken hatte sich unlängst der Bewohner Rostows bemächtigt, und zwar weit weniger in Folge der natürlichen Ursachen desselben, als vielmehr aus Anlaß einer in Betreff dieses Umstandes erlassenen Polizeiverordnung. Ein toller Hund hatte nämlich in kurzer Zeit gegen 20 Menschen auf der Straße angefallen und gebissen, und es erfolgte nun der Befehl, unverweilt alle Hunde einzusperren, die herrenlos auf der Straße sich umhertreibenden aber zu erschießen. Um letztere Maßregel ausführen zu können, wurden Jagdliebhaber aufgefordert, gegen Entschädigung die Säuberung der Straßen von herrenlosen Hunden zu übernehmen, und es fanden sich nun Jäger aller Art, worunter auch solche, die schon zu tief in's Gläschen geschaut hatten, und daher unsichern Auges und schwacher Hand waren, so daß die Leute, welche durchaus auf der Straße sein mußten, zuletzt genöthigt waren, sich eher vor den umherfliegenden Kugeln als vor tollen Hunden, für welche diese bestimmt waren, in Acht zu nehmen.

* (Blühender Styl.) — In einem Blatte in Michigan begegnen wir nachstehendem Passus eines Berichtes über einen Orkan: „Die Natur bebte in mitternächtlichem Grausen, als sich etwas Entsetzliches zutrug. Ein großer Hund kam und heulte, mit weit aufgesperrtem Rachen, grade der Windsbraut entgegen. Sie fuhr in den Schlund hinein und kehrte den Körper des Thiers buchstäblich von innen heraus um, so, daß die Eingeweide und Herz und Leber nach außen kamen und das Fell darunter verschwand. Bei diesem Anblick zitterten auch die Muthigsten vor der ungeheuren Kraft der Elemente.“

Gemeinnütziges.

* (Spargel als Medicin.) Wie dem amerikanischen „York Courant“ von einem Arzte mitgetheilt wird, werden die Vortheile der Spargelpflanze von allen an Rheumatismus und Gicht-Leidenden nicht gehörig geschätzt. Leichte Anfälle von Rheumatismus sollen durch einen mehrtägigen Genuß von Spargel curirt werden können, während in mehr chronischen Fällen dadurch eine große Erleichterung erzielt wird, besonders, wenn der Patient beim Essen und Trinken alle Säuren vermeidet. Auch der Genuß der Jerusalem-Artischoke (eine Art Sonnenblume) gewährt Erleichterung gegen Rheumatismus. Die Köpfe können in der gewöhnlichen Weise gegessen werden, aber ein von den Blättern und Stängeln bereiteter und täglich drei- bis viermal genossener Thee ist, wenn auch kein so angenehmes, doch ein sicheres Heilmittel.

Redaction, Druck und Verlag v. Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt
zur
„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 49. Kaiserslautern, 19. Juni 1872.

* Vier kleine Lieder von Ludwig Habicht.

I.

Wie tief der Sorge dunkle Schatten
Auf Deiner Seele lastend ruh'n,
Besteig' der Berge schöne Matten,
Auf wird sich Dir das Leben thun.

Zum neuen Glücke wird sich bahnen,
Das heiße, gramdurchfurchte Herz,
Und immer schöner wirst Du ahnen,
„Des Lebens Glück" — „des Lebens Schmerz."

II.

Gutem Rathe mußt Du folgen,
Oefter weht ein kluges Wort
Das, was Dir das Herz bedrückte,
Kräft'gen Hauches lustig fort.

III.

Was uns im Leben nach und nach erstirbt,
Lebt uns im Herzen still bedeutsam fort.

IV.

Zu seinem freundlichsten Lächeln,
Gestaltet ein Feind den Mund,
Der uns in's Angesicht,
Noch lügt der Freundschaft Bund.

Doch tief in seiner Seele,
Ruhet des Hasses Bild,
Und peitscht in düstern Gedanken,
Den Busen hoch und wild.

O Welt, so düster und schaurig,
O Welt, so kraus und bunt,
Wer schaut wohl Deinem Lächeln,
Auf seinen tiefsten Grund?

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(48. Fortsetzung.)

Sie fühlte sich recht einsam in dem erleuchteten Raume, obgleich derselbe nicht gerade sehr groß war, aber sie hoffte bald ihren Vater eintreten zu sehen.

In diesem Augenblicke hörte sie draußen einen Schritt, aber es war nicht der ihres Vaters, und doch dünkte es sie, als wäre ihr der Schritt nicht unbekannt.

Dann wurde die Portière zurückgeschlagen, eine hohe, militärische Gestalt überschritt die Schwelle.

Marie wagte sich nicht zu rühren, alles Blut war zu ihrem Herzen zurückgetreten, denn sie hatte die Gestalt nur zu gut erkannt.

„Arnold!" murmelte sie, krampfhaft die Lehne des neben ihr stehenden Sessels ergreifend.

Sie sah, wie Arnold suchend umsah und seine Mienen große Enttäuschung verriethen. Wen suchte er? Suchte er sie? Marie wagte nicht auszudenken — ihr schwindelte.

Aber jetzt schlug er die Portièren der verschiedenen Nischen zurück, eine nach der andern, Marie hörte, wie er dem Platze, wo sie sich befand, immer näher kam und jetzt — da stand er, sein vor Freude und Glück strahlendes Antlitz auf sie gerichtet, die sich nicht zu rühren wagte. Er schien einen Moment betroffen, als er das schöne Mädchen sah, denn der stille Kummer hatte Marien's Züge vergeistigt, sie waren nie zuvor so fein gewesen.

Sie getraute sich nicht den Blick vom Boden zu erheben — wie eine schöne, regungslose Statue stand sie da.

„Marie!" rief Arnold aus.

Und jetzt erhob sie den Blick, sie sah ihn voll unendlicher Liebe und Glückseligkeit an und sank dann in seine Arme.

„Endlich! Endlich bist Du gekommen, Arnold," sagte Marie vorwurfsvoll, als der erste Rausch der Freude vorüber war.

„Hast Du mich erwartet, Geliebte?" fragte Arnold, ihr tief in die Augen blickend.

„Jeden Tag, jede Stunde, Arnold, es war recht grausam von Dir, mich so zu martern."

„Warst Du weniger grausam damals — als Du mich —"

„Still, still, keine Vorwürfe, Arnold," unterbrach ihn Marie hocherröthend, „es ist noch Alles gut geworden."

Inzwischen war Herr von Lichtenfels eingetreten. Er hieß Arnold herzlich willkommen, doch ohne irgendwie zu verrathen, daß er schon mit Donitz näher bekannt geworden.

Im Laufe der Unterhaltung erfuhr Lichtenfels bald mit großer Genugthuung den wahren Stand der Dinge zwischen den Beiden und sich lächelnd zu Marie wendend, sagte er:

„Siehst Du, Marie, Du hättest doch nicht Wort gehalten mit Deinem Versprechen, Arnold nicht mehr zu lieben, so dachte ich, es wäre vernünftiger, Dir die Erlaubniß dazu zu ertheilen."

Schluß-Kapitel.

„Du solltest nur heute nicht ausgehen, Julie, der Regen strömt vom Himmel herab," sagte Tante Donitz zu Julie, die sich zum Ausgehen rüstete.

„Ich muß zu Marie, ich habe keine Ruhe mehr," entgegnete Julie. „Ach, Tante, hättest Du gedacht, daß die einmal mein gutes Onkelchen heirathen würde. Ich muß sie einmal in ihrem neuen Glücke sehen und ihr als Tante gratuliren. Ach, nun giebt's bald eine Hochzeit und ich kann hoffentlich dann mit freiem, leichtem Herzen tanzen."

„Du sprichst in letzter Zeit immer so geheimnißvoll, Kind, daß man bald zu der Vermuthung kommen kann, Du habest etwas recht Wichtiges zu verbergen."

„Das habe ich auch, liebe Tante, o, etwas sehr Wichtiges," sagte Julie, die alte Dame in ihre Arme schließend; „aber bald ist's mit der Heimlichkeit vorbei und dann ist Alles vorbei. Dann sollst Du Dich einmal wundern, was Deine Julie allein gekonnt hat, mehr als eine ganze Welt zu Stande gebracht, und ich weiß auch, Du wirst Dich darüber freuen, denn so wenig Du es mir auch hast merken lassen, daß — Nun, wir wollen es gut sein lassen, Tante, später einmal mehr davon."

Sie hatte unter diesem Geplauder ihren Anzug beendet und nahm den großen Familien-Schirm.

„Siehst Du, Kind, das kommt von Deinem Leichtsinn," sagte die alte Dame, „nun mußt Du gar den großen Schirm nehmen, weil Du Deinen neuen verloren hast. Bringe mir nur nicht auch noch dies alte Erbstück weg."

„Ohne Sorge, beste Tante, ich will vorsichtig sein, Du sollst Dich nicht beklagen, und zu Weihnachten schenkst Du mir einen neuen; denn ich finde, dieser sieht doch ein wenig zu groß aus."

Sie küßte die Tante leicht auf die Stirn und eilte dann schnellen Schrittes fort.

Tante Donitz lächelte, als sie dem Mädchen nachblickte, wie sie mit dem großen Schirm dahineilte.

Dann trat sie vom Fenster zurück.

Sie hatte nicht mehr gesehen, wie ein Mann auf Julie zutrat.

„An Fräulein Julie Streitmann," sagte der Mann Julie ein Billet überreichend.

„Die bin ich — doch bitte, von wem?"

„Vom Grafen Horn."

Ein helle Röthe schoß Julie in's Gesicht. Hastig ergriff sie das Papier und hielt es krampfhaft fest.

„Der Herr Graf möchte Bescheid haben," sagte der Mann, das Mädchen scharf beobachtend.

„Sogleich — bitte, treten wir einen Augenblick unter den Thorweg."

Sie traten unter den nächsten Thorweg, der sie vor dem herabströmenden Regen schützte. Mit zitternden Händen entfaltete sie das Billet — Röthe und Bläſſe wechselten schnell mit einander auf ihren Wangen. Sie faltete das Billet wieder zusammen.

„Ich werde kommen — sagen Sie das dem Grafen."

Der Mann eilte schnell davon, Julie sah, wie er um die nächste Ecke bog. Einen Augenblick war sie unschlüssig, ob sie zurückkehren solle oder nicht, aber die Furcht vor den vielen Fragen der Tante bestimmte sie, ihren Weg fortzusetzen.

„Gleichviel," murmelte sie, „zu Hause würde mir die Zeit lang werden bis zum heutigen Abend. Marie wird so viel zu erzählen und zu plaudern haben, daß mir die Zeit etwas schneller vergeht. Also heute Abend soll es zum Abschluß kommen, heute Abend soll ich erfahren, wie ich daran bin — ich werde wissen, ob ich mit meinen Ansprüchen hervortreten muß, oder ob der Graf es ehrlich gemeint hat und meine Rechte anerkennen will."

Sie eilte schneller vorwärts, um ihre eigenen Gedanken zu betäuben," aber doch voll Zufriedenheit, daß es endlich Tag werden würde, daß endlich der dunkelste Punkt ihres Lebens der Vergessenheit übergeben werden sollte.

Marie war erstaunt, Julie zu sehen, noch dazu bei diesem entsetzlichen Wetter, aber sie war außerordentlich erfreut, und mit ihrer gewohnten Lebendigkeit, die wie durch Zauberschlag wieder hergestellt war, machte sie es ihrer Freundin bequem. Sie nahm ihr die durchnäßten Kleider ab und dann saßen sie unter heiterem Geplauder Arm in Arm im Sopha und Marie erzählte von ihrem Arnold und daß sie jetzt in Wirklichkeit Julien's Tante geworden sei.

„Aber jetzt nennst Du mich auch Tante," fügte sie ernsthaft hinzu, „ich nehme meinen Titel in Anspruch. Aber schön ist es von Dir, daß Du gerade zu meiner Verlobung Deine unglückselige Miene abgelegt hast — bin ich eigentlich jetzt — als Deine Tante — noch nicht alt genug, in Deine Geheimnisse eingeweiht zu werden?"

„Das bist Du, Marie, jetzt bist Du alt genug," gab Julie lächelnd zur Antwort, „und vielleicht schon morgen wirst Du Alles erfahren; habe nur so lange Geduld. Für heute sage ich Dir nur dies eine, daß mein wiedergekehrter Frohsinn nicht ohne Grund ist — ich habe den Trauschein meiner Mutter gefunden."

„Den Trauschein Deiner Mutter — und davon sagte Arnold mir nichts?" fragte Marie verwundert.

„Weil er es nicht weiß, Marie, und ich bitte Dich auch, es ihm nicht mitzutheilen. Morgen magst Du es thun, oder nein, ich selbst werde es thun."

„Julie, Du solltest doch dies Ereigniß Arnold mittheilen, er nimmt so innigen Antheil an Deinem Schick-

sale," sagte Marie vorwurfsvoll. „Er würde für Dich handeln."

„Für mich handeln? Nein, es darf in dieser Angelegenheit Niemand handeln, als ich allein; mir hat meine Mutter den Auftrag gegeben, für sie zu wirken und erst wenn ich ihn vollführt, werde ich Ruhe haben. Graf Horn hat sich freiwillig erboten, die Ehre meiner verstorbenen Mutter herzustellen; es sind mir keine großen Schwierigkeiten in den Weg gelegt und wenn sie es wären, ich würde sie überwinden, das ist gewiß. Soeben erhielt ich vom Grafen dies Billet; er bescheidet mich zu sich, um das Endresultat zu erfahren."

„Dich bescheidet er zu sich?" fragte Marie immer erstaunter. „O, Julie, Julie, Du solltest doch Arnold in die Sache einweihen."

„Nein, Marie, und ich fordere von Deiner Freundschaft, daß Du Schweigen über diese Sache beobachtest. Nur bis morgen. Morgen werde ich um diese Stunde zu Dir kommen und Dir weitere Mittheilungen machen."

Die Nacht brach herein — eine finstere, unheimliche Herbstnacht. Das Wetter hatte sich seit dem Morgen nicht verbessert, eher verschlimmert; ein wilder Nordwest tobte durch die Straßen der Residenz und peitschte den Regen klatschend gegen alle Gegenstände.

Seit Anbruch der Dämmerung sah man eine mittelgroße, in einen schweren Mantel gehüllte männliche Gestalt in der Nähe des Schlosses auf- und niederschreiten. Weder der immer heftiger tobende Sturm, noch der strömende Regen hatte ihn von seinem Posten zu vertreiben vermocht — unverdrossen schritt er auf und nieder, nur bisweilen einen grimmigen Fluch zwischen den Lippen hervorpressend.

(Fortsetzung folgt.)

Champagner im Frack oder „der Hofmeister in tausend Aengsten."

Auf einem großen Hausball, den jüngst eine der reichsten Wiener industriellen Familien veranstaltete, wurde auch der Hofmeister dieser Familie zugezogen, ein armer braver Student, der mit Pädagogik und Linguistik dem hoffnungsvollen Sprößlein des Hauses das Leben verbitterte. Dieser arme Teufel, der sich in seinen Sonntagsstaat, in enge schwarze Inexpressibles und einen sehr schäbigen Frack, gewiß ein Requiem aus vergangenen Jahrhunderten geworfen, war förmlich geblendet von dem Glanze, der bei diesem Fest entfaltet wurde und namentlich war es das Buffet, welches ihm die sehnsüchtigsten Blicke entlockte. Was er sonst nur hinter Schaufenstern eines Faber, Sacher sah, Fasane, Pasteten, Seefische, Braten u. s. w., sie lagen und schwammen vor ihm in den feinsten Saucen, in duftigsten Garnirungen. Der Student gerieth in Entzücken und da, zumal als noch der Ball begann und allmälig auch noch die diplomatische Welt im Salon erschien, sich Niemand um den schüchternen armen Teufel bekümmerte, so setzte er sich in eine dunkle Ecke und begann zu essen, nein zu verschlingen und vertrinken, was er sah, und that so des Guten zu viel. Uebermächtig mit Speise und Trank angefüllt, will er aufbrechen, doch: der Champagner hatte ihm so außerordentlich gemundet, daß er nichts Sehnlicheres wünschte, als solch' einen Silberhelm sein zu nennen. Die gute Weinlaune gab ihm Muth, und einen guten, aber verhängnißvollen Gedanken. Kühn packt er eine Champagnerflasche, balancirt sie rasch unter den Tisch, steckte sie mit Mühe in die enge Rocktasche seines Fracks und beginnt sich leise und unbemerkt durch die vollgefüllten Salons herauszuschleichen. Es gelingt ihm gut, Niemand sieht auf die lange, hagere, sich durchwindende schwarze Gestalt, schon ist unser Hofmeister bei der Thüre des letzten Salons, er öffnete sie, um ganz frei zu sein, doch o Graus: kaum will er hinaus, so prallt er entsetzt zurück, das jüngste Fräulein des Hauses, ein neckischer Kobold tritt ihm entgegen!! Sie sieht seine verlegene Miene, sein Erbleichen, Zittern und auf falsche Fährte rathend, glaubte sie: er sei beleidigt über das ihm zugestoßene Ignoriren und gekränkt und deßhalb wolle er den Ball verlassen. Rasch forderte sie ihn auf, mit ihr diesen Tanz — das Orchester spielte gerade einen Strauß'schen Zauberwalzer — zu wagen; umsonst stotterte unser Hofmeister tausend Entschuldigungen, fleht, bittet. Das Fräulein fordert den Tanz laut und lauter, die allgemeine Aufregung ist rege, man umringt den armen Teufel, der in tausend Aengsten sich anschickte, einen Walzer mit der Haustochter zu tanzen, während hinten die dichtgefüllte Champagnerflasche ihm den Frackschoß zu sprengen droht. Ehe er sich besinnen kann, befindet er sich mitten im Gemenge der tanzlustigen Paare. Doch was ist dies: Urplötzlich erdröhnt ein furchtbarer Knall, aus der Fracktasche des entsetzten Studenten fliegt ein Propf zur Zimmerdecke und abprallend gerade in das Antlitz einer tanzenden Dame, die in Ohnmacht fällt. Der Champagner war nämlich durch das Tanzen in's Moussiren gerathen und beginnt nunmehr zu neuem Entsetzen des armen Teufels durch die enge Fracktasche, als moderne Kalospinte-ckromokrene zur Decke in silberhellem Strahl emporzusteigen.

Ein homerisches Gelächter ertönt im Salon, man erkennt nun den ganzen Zusammenhang und während unser armer Hofmeister in beflügelter Eile die Thür zu erreichen sucht, und aus jener Rocktasche der moderne Springbrunnen hoch emporspritzt und seinen Weg mit Tausenden von Schaumperlen bezeichnet, tönt noch immer in den Sälen das Gelächter der erheiterten Gäste, aber ein befriedigender Schluß folgt: Der Herr des Hauses nahm den Spaß nicht nur gnädig auf, sondern sandte dem Hofmeister nächsten Tag 4 Flaschen Champagner durch seinen Lakai mit einem Zettel: „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege!"

Feuilleton.

Das neue Militär-Strafgesetz.

Um alle Deutschen Lande
Schlingt jetzt das Strafgesetz
Die starken eisernen Bande
Zum herrlichen Einheitsnetz.

Dieselben Paragraphen
Fürs Heer in Nord und Süd,
Dieselben strengen Strafen! —
Fürwahr, die Einheit blüht!

Einig in allen Lasten,
Einig in schwerer Noth,
Im Dunkeln und im Fasten,
Bei Wasser und bei Brod.

Zeit ist's, zu feiern — mein' ich —
Ein neues Einheitsfest:
Sind wir doch sträflich einig,
Ja, einig im — Arrest!

† Das internationale Musikfest in Boston findet in den Tagen vom 17. Juni bis 4. Juli d. J. statt und wird an Großartigkeit Alles übertreffen, was bis jetzt auf diesem Gebiete dagewesen ist. Ganz Amerika betheiligt sich in großartiger Weise daran. Deutschland sendet als Solisten seine bedeutendsten Künstler, zahlreiche Militär- und Privatkapellen aus Berlin, Petersburg, Paris und London sind engagirt worden. Johann Strauß wird eine Reihe von Concerten dirigiren. Die Wahl des Comites für das Claviersolo ist auf Franz Bendel gefallen, der sich bereits dahin begeben hat, auch Herr Concertmeister J. de Swert hat die Einladung zur Mitwirkung bei dem Feste erhalten. Die eigens gebaute Halle enthält Sitzplätze für 142,000 Personen; die mitwirkenden Vokalisten belaufen sich auf die Zahl von 30,000 Personen, die der Instrumentalisten beträgt 4000. Präsident Grant hat seine Anwesenheit zugesagt und das für Amerika als Specialität berühmte Marine-Orchester beordert, mitzuwirken.

* (Königliche Witze.) — „Zur Erinnerung an König Ludwig I. von Bayern" theilt Karl Braun in den „Grenzboten" aus des Ungarn Kertbeny Buch: „Große Leute, kleine Schwächen. Harmlose Geschichten" (Berlin, A. Duncker), allerhand Ergötzliches mit, so unter anderen auch folgende Anekdote: „Oft waren seine Witze gerechte Geiselungen, sogar mit sittlichem Ernst und wie aus demokratischer Gesinnung. Beim Prinzen Adalbert spielten die Hofdamen öfters Privat-Theater, der Prinz zog aber manchmal auch eine Hofschauspielerin in's Spiel, um der Darstellung mehr Sicherheit zu verleihen. So war auch einmal eine der allerliebsten und bestberufenen Künstlerinnen zu solcher Aushilfe gebeten worden und hatte freundlichst zugesagt. Als sie jedoch im Damenzirkel erschien und die Prinzeß sie vorstellte, legte eine der Damen sofort ihre Rolle nieder, denn sie spiele mit keinem „Theatervolke." Alles war empört, doch ließ sich nicht gut etwas sofort erwidern. Aber der Prinz Adalbert erzählte diesen Affront seinem Vater. Einige Tage danach sah dieser jene Gräfin auf der Straße gehen. Er lief ihr nach, sie laut beim Namen rufend, und holte sie auch richtig ein, indem er sie laut lachend ansprach, während alle Fußgänger stehen blieben und zuhörten: „Habe gehört liebe Gräfin! Sehr recht gethan! Nicht mit Hofschauspielerinnen agiren zu wollen! Man muß auf seine Geburt halten! Ihr Großvater selig war Kutscher bei Napoleon, Sie sind aber Gräfin! das ja nie vergessen! Kutscherenkelin darf sich nie mit Hofschauspielerinnen enkanailliren! Adieu, liebe Gräfin!"

* Der „Greenville Argus" der letzten Woche enthält folgende originelle Entschuldigung: Irgend eine Verbesserung, welche unsere Leser in dieser Wochenausgabe unseres Blattes bemerken sollten, muß der Abwesenheit des Redacteurs zugeschrieben werden.

Gemeinnütziges.

* (Wunden rasch zu heilen.) Es wird uns von einem Correspondenten geschrieben: „Man nehme eine Pfanne oder Schaufel glühender Kohlen und streue gewöhnlichen, braunen Zucker darauf, worauf man das verwundete Glied in den aufsteigenden Rauch hält. In wenig Minuten werden die Schmerzen bedeutend nachlassen und Heilung tritt rasch ein. Ich selbst hatte schon eine schlimme Wunde an der Fußsohle, die ein rostiger Nagel verursacht hatte. Der Schmerz und die nervöse Aufregung waren immense. Sie verschwanden nachdem ich den Fuß etwa 15 Minuten lang in den Rauch gehalten hatte und ich konnte mit aller Gemüthsruhe lesen. Ich habe das Mittel oft Andern mit gleichem Erfolge empfohlen. Letzte Woche erst wurde einem meiner Arbeiter durch eine Eiszange ein Fingernagel ausgerissen. Die Wunde war äußerst schmerzhaft. Zwanzig Minuten in Zuckerrauch gehalten, und der Schmerz hörte auf. Die Wunde verspricht, rasch zu heilen.

Auflösung der Rechnen-Aufgabe in Nro. 45.

22 Mal, nämlich:

12	Uhr	$16\frac{4}{11}'$	und	12	Uhr	$49\frac{1}{11}'$
1	„	$21\frac{9}{11}'$	„	1	„	$54\frac{6}{11}'$
2	„	$27\frac{3}{11}'$	„	2	„	$60'=3$ Uhr.
3	„	$32\frac{8}{11}'$	„	4	„	$5\frac{5}{11}'$
4	„	$38\frac{2}{11}'$	„	5	„	$10\frac{10}{11}'$
5	„	$43\frac{7}{11}'$	„	6	„	$16\frac{4}{11}'$
6	„	$49\frac{1}{11}'$	„	7	„	$21\frac{9}{11}'$
7	„	$54\frac{6}{11}'$	„	4	„	$27\frac{3}{11}'$
8	„	$60=9$ U.	„	9	„	$32\frac{8}{11}'$
10	„	$5\frac{5}{11}'$	„	10	„	$38\frac{2}{11}'$
11	„	$10\frac{10}{11}'$	„	11	„	$43\frac{7}{11}'$

also nach je $32\frac{8}{11}$.

Redaction, Druck und Verlag v. Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 50. Kaiserslautern, 23. Juni 1872.

* Die Spinne.

Einstens hatte eine Spinne
Ein Gewebe sich gesponnen,
Und ihr größt Vergnügen war es,
Sich darinnen recht zu sonnen.

Glaubte, daß die Fliegen alle
Nur für sie allein geschaffen;
Und von deren Fleisch gemästet,
War sie ruhig eingeschlafen.

Ihr Gewebe, das so luftig,
Galt ihr mehr als alle Erden;
Doch in ihrem schönen Wahne
Sollte bald gestört sie werden.

Denn ein dienstbeflissn'ner Genius
Angethan mit Haub' und Schürze,
Ward beordert von der Hausfrau,
Daß er jenes Unthier stürze.

Als der Genius, den man sonst auch
Hausmagd wohl betituliret,
Mit dem Besen, seinem Scepter
Ihr Gewebe hat berühret,

Rief die Spinne aus mit Grausen:
„Erd' und Himmel untergeh'n!“
Doch sie fiel, nichtsdestowen'ger
Blieben Erd' und Himmel steh'n! —

Wenn's Gewebe jener Spinnen
Die des Volkes Blut aussaugen,
Die vor Trug und Wunderwerken
Senken heuch'lerisch die Augen.

Weggefegt, vertilgt soll werden
Aus des Aberglaubens Kammern,
Rufen sie ein Wehe, Wehe!
Und beginnen laut zu jammern.

Doch der Zeitgeist er wird lichten,
Dies Geschmeiß wird untergeh'n;
Und der Menschheitsliebe Fahnen
Wird von allen Kirchen weh'n!

S. Liebmann.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben

von Fanny Klinck.

(49. Fortsetzung.)

„Verd— Nacht,“ murmelte er, „aber paßt mir gerade. Ob sie kommen wird? So oder so — ist das Mädchen beseitigt, wird Niemand mehr Rechtsansprüche erheben. Keine Menschenseele weit und breit,“ fügte er, sich umblickend, hinzu.

Fester hüllte er sich in seinen Mantel und zog den Kragen höher hinauf, die Mütze aber drückte er tief in die Stirn. So setzte er abermals seine Wanderung fort, nur bisweilen blieb er lauschend stehen, aber das Brausen und Schäumen des Wassers, welches sich über das Rad der nahen Mühle stürzte, und das Heulen des Sturmes übertönte jedes andere Geräusch.

In diesem Augenblicke erschien im Lichte der nächsten Straßenlaterne eine dichtverschleierte Frauengestalt und eilte unbekümmert um Regen und Sturm leichtfüßig der nahen Mühle zu. Hier blieb sie stehen und erwartete die Ankunft des Mannes im Mantel.

„Sind Sie es, Julie?“ fragte die Männergestalt.

„Ja, ich bin gekommen, um zu erfahren, was Sie zu thun entschlossen sind.“

„Ich habe die nöthigen Schritte bereits eingeleitet,“ sagte der Mann langsam, „aber es ist unumgänglich nothwendig, daß ich den Trauschein habe.“

„Den Trauschein? Sie hatten mir doch versprochen, auch ohne denselben —“

„Ich hätte es gethan, Julie, wäre mir das möglich gewesen,“ sagte der Mann, jedes Wort scharf betonend. „Sie sollten aber Ihrem Vater nicht mit so viel Mißtrauen entgegentreten, sondern ihm gutwillig das Dokument herausgeben.“

Julie hörte an dem Ton der Stimme, daß der Mann nicht in besonderer Laune war, sondern dem Grollen eines fernen Donners glich.

Ein Zittern durchflog ihre Gestalt — war es die Kälte und Nässe, die sie erzittern ließ, oder war es Furcht?

Julie sah sich nach allen Seiten um — kein Mensch weit und breit, unruhig flackerten die Laternen hin und her, einen Moment hell aufleuchtend, dann wieder dem Erlöschen nahe.

„Sie geben keine Antwort?“ fuhr der Mann drohend fort, „ich sage Ihnen, Sie sollten das Dokument gutwillig herausgeben, denn haben muß ich es; ich lasse Sie nicht vom Platze, das Dokument tragen Sie auf Ihrer Brust.“

O Gott, in welche Falle war sie gegangen! Warum hörte sie nicht noch heute auf Marien's Rath und

weihte Donitz in die Verhältnisse ein? Der Mann an ihrer Seite stand jetzt still und sie sah seine glühenden Augen in der Dunkelheit. Julie hätte aufschreien mögen, aber es war Niemand nahe und die Furcht lähmte ihre Stimme.

„Die blaue Gräfin!" murmelte sie, plötzlich klar das Netz von Intriguen durchschauend, welches man um sie gezogen hatte, um sie desto sicherer zu verderben. Aber nein, Julie fühlte plötzlich Löwenmuth in sich, die drohende Gefahr, in welcher sie schwebte, machte sie entschlossen — was konnte man ihr thun, wenn sie sich weigerte, den Trauschein heraus zu geben?

„Ich bin in eine Falle gegangen," sagte sie endlich, „und habe jetzt zu bereuen, daß ich die Menschen für besser hielt als sie sind. Sie versprachen mir, die Ehre meiner verstorbenen Mutter herzustellen, Sie thaten es, um mich desto sicherer zu fangen. Aber ich schwöre Ihnen bei dem Geiste meiner Mutter, ich werde für sie zu handeln wissen. Gott sei Dank, daß Sie mir früh genug Ihre wahre Gestalt zeigten. Leben Sie wohl."

Schnell wollte Julie von dannen eilen, aber in demselben Augenblick packte eine Faust ihren Arm so fest, daß sie einen leisen Schrei ausstieß, der aber im Sturm verhallte.

„Noch einen Laut und Du bist des Todes, elende Creatur," zischte eine Stimme an ihr Ohr. „Dir bleibt nur eine Wahl, entweder das Dokument, oder das Leben."

„Das Leben, o Gott, das ist schön! Gnade, Barmherzigkeit — ich bin so jung — ich kann nicht sterben."

„Das Dokument — den Trauschein, geschwind, besinne Dich nicht — oder —"

Julie hatte bereits ihre Situation vollständig begriffen, sie wußte, daß sie von dem Manne da keine Gnade zu erwarten hatte; sie hörte das Wasser dahin brausen und eine namenlose Angst ergriff sie — sie war verloren, wenn keine Hülfe kam.

Ein gellender Angst- und Hülfeschrei brach sich von ihren Lippen — sie fühlte ihre Sinne schwinden, und dann — — — — — — — — — — — —

In diesem Augenblick wurde sie emporgerissen. Sie hörte Arnold's Stimme:

„Elender Mörder!"

Dann schwand ihr Bewußtsein.

Tante Donitz hatte inzwischen die größte Unruhe empfunden. Julie war fortgegangen, ohne zu sagen wohin; sie hatte nur den Bescheid zurückgelassen, daß sie einen wichtigen Gang zu machen habe und bald zurückkehren würde. Aber eine Stunde verrann, Julie kam nicht, die Angst der Tante steigerte sich mit dem Vorrücken des Abends.

Endlich hielt es sie nicht länger in ihrer Wohnung. Sie eilte zu Arnold. Aber auch hier keinen Trost, Arnold wußte von nichts. Er begab sich nun rasch zu Marie, um bei ihr über Julie vielleicht Auskunft zu erhalten.

(Schluß folgt.)

---

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle.

von J. Krüger.

(4. Fortsetzung.)

Mehr als eine Thräne rann über seine gefurchten Wangen. Eine unbeschreibliche Sehnsucht drohte seine Brust zu zersprengen. Es war die Sehnsucht nach dem Kinde, das er — in der Stunde, wo ihr der Tod die Augen schloß, war es ihm erst ganz klar geworden — nicht minder als die holde Emilie geliebt hatte.

„Und wenn es mir neue Schmerzen und neue Thränen kostet," murmelte er. „Ich will, ich muß sie noch einmal sehen, den letzten Kuß auf ihr bleiches, kaltes Antlitz hauchen. Dann mag der Deckel des Sarges mir für immer den traurigen Anblick entziehen."

Alles im Hause schlief noch. Eben hatte die Pendule des Zimmers erst die sechste Stunde verkündet. Ungesehen und ungehört schritt Herr von Handorf durch die leeren Gänge nach dem Trauersaale. Die Thür war unverschlossen. Er öffnete und trat langsam ein. Ohne daß der Diener ihn bemerkte — derselbe schlief noch fest in seinem Lehnstuhle — schritt er auf den Katafalk zu und stieg die Stufen hinauf.

Ein Erstaunen, das an Schrecken grenzte, ergriff den alten Herrn.

„Allmächtiger Gott! was ist das?" rief er, als er das lebende Kind in fester Umarmung neben dem todten ruhen sah. „Das ist ja Reiner's Marie, die sich gestern Abend so schmerzvoll von der Gespielin trennte. Was hat sie hierhergeführt? Was? Warum frage ich so? Die Liebe hat es gethan, die selbst den Tod überdauert."

Er betrachtete die rührende Gruppe eine Zeitlang schweigend. Dann hielt er es für Pflicht, das festschlummernde Kind des Schulmeisters zu wecken, da die Verwesung, welche schon Herrschaft über die Leiche gewonnen, der Gesundheit der Kleinen schädlich werden konnte.

Er rüttelte sie sanft.

„Marie, liebe Marie, wache auf," sagte er. „Was thust Du hier? Wenn Andere als ich Dich hier finden, wird man Dich schelten. Und Dein Vater — gewiß weiß er nicht, daß Du hier bist? Wie muß er sich ängstigen, wenn er Dich nicht in Deinem Bettchen findet."

Marie schlug langsam die großen dunklen Augen auf.

Dann richtete sie sich empor, starrte noch halb

schlaftrunken den Freiherrn an, ohne ihn im ersten Augenblick zu erkennen und fragte:

„Warum weckst Du mich, lieber Vater? Ach, ich habe so wundervoll geträumt. Ich war mit Bertha auf einer schönen grünen Wiese. Wir pflückten zusammen wilde Blumen und wanden Kränze. Wir waren beide so vergnügt, und nun —"

„Besinne Dich, gutes Kind," versetzte Herr von Handorf. „Du bist nicht zu Hause. Nicht Dein Vater, Bertha's Vater hat Dich geweckt. Du hast Dich ja zu ihr in den Sarg gelegt. Das darf nicht sein. Steh' auf und begieb' Dich nach Hause."

Indem er dieses sprach, hob er die Kleine von der Seite der Todten hinweg und setzte sie auf das Trauergerüst nieder.

Marie war jetzt völlig wach.

Eine unbeschreibliche Angst überkam sie.

Mit gefalteten Händen und thränenvollen Augen blickte sie den Greis an.

„Ach, lieber gnädiger Herr," bat sie, „strafen Sie mich nicht zu hart. Aber es litt mich diese Nacht nicht zu Hause. Bertha war so allein, so ganz allein, und wir haben uns im Leben so geliebt —"

Herr von Handorf streichelte ihr tiefgerührt die Backen.

„Das weiß ich, gutes Kind. Ich zürne Dir auch nicht — im Gegentheil — die Liebe, die Du meiner armen Bertha zollst, soll nicht unbelohnt bleiben. Wir werden uns bald wiedersehen. Ich werde zu Deinem Vater kommen, wenn die ersten traurigen Tage vorüber sind. Dann wollen wir zusammen von Bertha plaudern. Du sollst mir von den fröhlichen Stunden erzählen, die Ihr mit einander zugebracht habt. Wir wollen uns gegenseitig Trost zusprechen."

Mariens Antlitz überzog ein sanftes Lächeln.

„Ist das Ihr Ernst, gnädiger Herr?"

„Gewiß, mein Kind."

„Und Sie kommen bald?"

„Ich sagte es Dir schon."

Die Kleine wandte sich schnell der todten Freundin zu.

„Hörst Du es, theure Bertha?" rief sie. „Dein Vater will uns besuchen. Wenn Dein Geist uns dann umschwebt, da wirst Du hören, daß wir Dich nie vergessen werden."

In demselben Augenblicke, wo Marie so sprach, erwachte Friedrich.

Sich die noch schlaftrunkenen Augen reibend, rief er:

„Wer ist da? Wer hat es gewagt, hier so früh einzutreten?"

„Still, Friedrich," sagte der alte Herr, „ich bin es und die kleine Marie Reiner. Ich befehle Dir zu schweigen. Niemand im Hause soll wissen, daß Du die Kleine hier gesehen hast."

Der Diener nickte, zum Zeichen, daß er seinem Herrn gehorsamen wolle.

Jetzt wurde von dem Freiherrn und Marie zum zweiten Male Abschied von ihrem Lieblinge genommen.

Derselbe war kürzer als der erste, aber nicht weniger schmerzvoll.

Dann drückte der Greis das bitterlich weinende Kind an seine Brust und flüsterte ihr zu:

„Auf Wiedersehen im Hause Deines Vaters."

Wenige Minuten später befand Herr von Handorf sich wieder auf seinem Zimmer, sich der im Trauersaale verflossenen Scene zwischen ihm und Marie mit einer Art von schmerzlicher Freude erinnernd. Indem er fortwährend an die Gespielin seiner Bertha dachte, war es ihm, als habe ihm der Himmel in derselben einen Ersatz für die Verlorene zugewiesen und leise murmelte er vor sich hin:

„Wäre dies Kind auch meine Tochter, ich würde mich weniger unglücklich fühlen."

Marie erreichte indessen ihre Heimstätte, ehe der Vater erwachte. Sie entkleidete sich und schlüpfte in ihr Bett. Aber einschlafen konnte sie nicht wieder. Sie hatte ja schon bei der theuren Freundin so sanft geruht und so herrliche Träume gehabt.

Die Begräbnißfeier des in so jugendlichem Alter gestorbenen Schloßfräuleins ging in standesmäßiger Art vor sich.

Außer Herrn von Handorf und Emilie folgten dem Sarge zunächst die gnädige Frau mit den beiden Söhnen und der Dienerschaft. Die Dorfbewohner hatten sich auf dem Kirchhofe versammelt, unter ihnen befand sich auch der Schulmeister Reiner und Marie. Nächst Herrn von Handorf und Emilie trauerten Reiner und Tochter wohl am Aufrichtigsten um die Heimgegangene.

Nach einer Stunde schloß sich die Gruft. Die düstere Feier war beendet. Herr von Handorf kehrte mit seiner Familie in's Schloß zurück und Reiner führte sein weinendes Kind nach dem engen Schulhause.

Wie Marie ihre Thränen getrocknet, begann sie auf's Neue darüber zu klagen, daß der Tod ein so liebenswerthes Wesen schon so früh hinweggerafft habe.

Der Schulmeister suchte sie zu trösten.

„Was da lebt, muß sterben," sagte er. „Glücklich diejenigen, denen Gott ein hohes von Sorgen und Schmerzen unverkümmertes Alter gewährt, aber nicht minder glücklich sind die, welche der Himmel abruft, ehe sie den schönen Traum der Jugend ganz ausgeträumt haben, und dem entsetzlichen Kampfe mit den oft so traurigen Verhältnissen der Welt entgangen sind. Freuden und Leiden halten sich nicht immer die Wage. Ich habe das tief empfinden müssen. Deine Mutter, die mir durch ihre Liebe und als Theilnehmerin meiner Sorgen, das ärmliche Haus zu einem Paradiese umschuf, wurde mir, als Du sechs Jahre zähltest, mit Deinen kleinen Geschwistern durch eine epidemische Krankheit entrissen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* Ein Kirchenvorsteher machte in einem amerikanischen Dorf die Runde, um Beiträge für den Geistlichen zu sammeln. Dabei kam er auch zu einen Doktor, der den geistlichen Herren nicht besonders gewogen war. Als er den Doktor um einen Beitrag ansprach erwiederte derselbe: „Jesus Christus predigte die heilige Lehre frei für Jedermann." — „Ja," erwiderte der Kirchenvorsteher, „er heilte aber auch die Kranken, ohne etwas dafür zu rechnen." Der Doktor schwieg und blechte.

* Lablache sagte: Die Italiener lieben Musik, die Deutschen verstehen dieselbe, die Franzosen sprechen davon, und die Engländer zahlen dafür.

* Bei der Volkszählung.

„Ihr Geburtsort, Madame?"

„Mittelberg."

„Ihr Staat?"

„Drei seidene Kleider, zwei Sammtmantillen und sechs Pariser Hüte mit Schleier."

* (Aus der Christenlehre) — Nun, Laura sollst du mir mal sagen, wie viel Stücke zu der Taufe gehören.

Laura: Drei.

Was, kennst du deinen Katechismus nicht besser? Es gehören ja nur zwei Stücke dazu, nämlich Wasser und das Wort Gottes.

Laura: Aber Herr Pfarrer man muß doch auch ein Kind haben."

* Eine Zeitung aus Illinois berichtet, die Schweine dieses Staates seien so fett, daß man, um die Stelle zu finden, wo ihr Kopf sitzt, sie grunzen machen muß und so nach dem Ton urtheilt.

* Naturgeschichte auf dem Lande.) Schullehrer: Hier seht, liebe Kinder, eine Baumwollenstaude abgebildet. Diese Pflanze ist ein sehr nützliches Gewächs, denn Alles, was der Mensch an sich trägt, als Kleidung, hat er dieser Pflanze zu verdanken. — Hiesl: Jetzt möcht' ich nur wissen, ob auf einer solchen Stauden auch mei' hirschlederne Hose gewachsen ist.

† Ein 107 Jahre alter Deutscher, Namens Henry Lais, geboren am 22. Juni 1765 im Königreich (damals Churfürstenthum) Hannover, lebt im Armenhause von Allegheny County, Maryland, „zufrieden und glücklich," wie ein Localblatt meldet.

* In Betreff Napoleons III. und seiner Rolle bei Sedan bringt das „Journal de Lyon" die Zuschrift eines Augenzeugen aus Metz als Antwort auf das Schreiben Napoleons an die Generale, worin er von seiner Verantwortlichkeit und seinem Schmerze bei der Capitulation spricht. Der Augenzeuge schreibt: „Man höre, wie es in Sedan herging! Nachdem er mehrere seiner Generale zum Könige von Preußen geschickt hatte, um den Schritt zu versuchen, von dem im Buche Ducrot's ein so ergreifendes Bild entworfen ist, ging Napoleon zu Bette. Bei ihrer Rückkehr fanden die Generale ihn zu Bette und sehr ruhig. „Sire", sagten sie, „der König Wilhelm verlangt, daß die ganze Armee gefangen sei." Der Kaiser hörte sie, auf den Ellbogen gestützt, schweigend an und sagte dann: „Ist dies alles, was Sie mir zu sagen haben?" . . . „Ja", antworteten sie erstaunt. „Es ist gut!" . . . „Aber haben Sie keine Instruction zu ertheilen?" . . . „Nein." Und sich nach der Wand umwendend, ließ er sie mit einer eines so außerordentlichen Augenblickes unwürdigen Gleichgültigkeit stehen."

Gemeinnütziges.

* (Ein Verfahren die Gartenbohnen zum Schotensetzen zu zwingen.) Sind die äußersten Blüthen der Ranke fast alle aufgeblüht, so bricht man das Ende derselben ab, jedoch nur so weit, daß die röhrenförmige Oeffnung im Stengel nicht zu groß werde. Bei günstiger Witterung werden dann alle Blüthen ansetzen, vorausgesetzt, daß die Pflanzen nicht im Mehlthau leiden. R. f. dieses hat 50 Schoten an einem Stengel gehabt und glaubt einen besonderen Vortheil in seiner Pflanzungsmethode zu besitzen. Zur Saat werden überjährige Bohnen genommen. Zwischen zwei dicht einander gelegten Reihen bleibt ein Raum von zwei Fuß u. s. f. Hierdurch wird mehr Raum gewonnen, als bei einfachen nur einen Fuß von einander stehenden Reihen. Zugleich erhält man Platz zum Abbrechen der Spitzen 2c., die Pflanzen haben mehr Luft, leiden nicht so sehr von Windbruch und geben weit höheren Ertrag.

* In Wien hat Professor Kletzinsky Betrachtungen über die Blattern und über Personen, die mit dieser schrecklichen Krankheit behaftet sind, angestellt und gefunden, daß insbesondere die letzteren Individuen stark von Fliegen heimgesucht werden. Durch die Oertlichkeit begünstigt (Wiedner Oberrealschule, gegenüber dem Blatternspitale), beschloß er seine Beobachtungen weiter zu verfolgen. Er stellte ein Gefäß mit Glycerin gefüllt an das offene Fenster und bald kamen die genäschigen Fliegen, um von der süßen Flüssigkeit zu kosten und blieben hierbei an der klebrigen Masse hängen. Durch die Anstrengung, sich los zu machen, wurden sie blank gescheuert und von allen fremdartigen Stoffen 2c. gereinigt. Als nun Prof. Kletzinsky das früher ganz chemisch reine Glycerin unter dem Mikroskope genau betrachtete, fand er in demselben fremdartige Zellen, wie sie nie bei Fliegen, wohl aber bei den blatternkranken Personen vorkommen. Eine solche Entdeckung verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da sie von hochwichtigem Interesse ist. Man weiß nun, daß man sein Augenmerk auf jene Stubengenossen zu lenken hat, die nicht blos lästig sondern auch äußerst gefährlich als Verbreiter einer sehr bösen Krankheit werden können. Inwieweit dies auch bezüglich anderer Krankheiten der Fall ist, wird die Wissenschaft wohl auch noch ergründen.

Verantwortlicher Redacteur J. Liebmann.

Druck und Verlag v. Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 51. | Kaiserslautern, 26. Juni | **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Sickingen's Würfel.

(Eine Pfälzer Sage.)

Die Nacht ist graus, der Sturmwind tobt
Um Nannstein's hohe Zinen.
Im Schloß' sitzt Ritter Franz, gebeugt,
Und liest mit ernstem Sinnen
Ein Pergament, das Ritter Lorch
Von Lemberg heut' ihm sandte,
Der mit ihm ziehen soll zum Streit
Hin in die Trierer Lande.

„Mein Ritterwort, ich bin bereit
„Mit Dir zum Kampf zu ziehen,
„Doch nimmer wird aus diesem Streit
„Viel Heil für uns erblühen.
„Der Greifenklau ist Ludwig's Freund
„Und stork sind sie gerüstet;
„Laß ab, Sicking, wenn es Dich nicht
„Nach Deinem Tod gelüstet."

Auf sprang da Sicking voller Zorn,
Daß dumpf die Halle dröhnte,
Und schauet in die dunkle Nacht
Die wilder Sturm durchstöhnte.
„So Stern' wie Freunde rothen ab!"
Spricht der von Ernst Erfüllte;
„So wünscht' ich, daß der Teufel selbst
„Den Ausgong mir enthüllte!"

Da tönet von des Schlosses Thurm
Die mitternächt'ge Stunde:
Und mahnend schickt dos Wächterhorn
Den Nachtruf in die Runde:
„Schloft olle still und Gott der Herr
„Bewohre eure Seele,
„Auf daß der arge, böse Feind
„Nicht euer Heil euch stehle!"

Es öffnet sich des Soales Thür'
Und keck, mit stolzem Schritte,
Tritt Ritter Urion herein
Bis in des Saales Mitte.
Erstaunt sah Ritter Franz ihn an,
Doch eh' er sich bedachte
Griff schon der Teufel in die Luft
Und Felsen drei er brachte.

„Es sei gewährt was Ihr verlangt
„Herr Ritter stark und bieder
„Doch würfeln müßt Ihr erst mit mir."
Er legt die Felsen nieder.
„Wenn Ihr im Spiele mich besiegt
„Geht euer Plon gewonnen;
„Doch wenn im Spiel Ihr unterliegt
„Jed' Honffnug ist zerronnen!"

Und Sicking warf mit storker Hand
Die Felsenwürfel nieder;
Ein Donnerschlog erschallt durch's Schloß
Und hallt im Saale wieder.
„Ha, — Siebzehn!" jauchzet Sicking auf.
„Glück zu! Der Wurf ist prächtig."
Spricht Satan höhnisch, neigt sich tief
Und wirst die Würfel mächtig,

Und „Achtzehn!" ruft der Teufel rasch
Mit seiner Donnerstimme.
„Der Wurf gelong Dir, Achtzehn!" schreit
Sicking in wildem Grimme;
„Die Wett ist Dein, verfluchter Geist,
„Doch Du hast mich betrogen;
„Wer Teufelsspuck für Wohrheit hält
„Ward immer noch belogen.

„Trotz Höll und Teufel zieh' ich hin,
„Den Kompf dort zu versuchen,
„Und will den Trug und Teufelsspuck
„Verachten und verfluchen.
„In Gottes Namen denn zum Kampf —"
Da sieh! der schwarze Ritter
Schwong sich mit Hohngelächter auf
Hoch zu des Fensters Gitter.

Und Sicking warf die Würfel wild
Dem Teufel noch voll Grausen;
Der ober trug sie höhnend fort
Durch Nacht und Sturmesbrausen,
Und worf sie dorthin an den Weg
Wo sie noch liegen heute,
Und Sicking, der das Spiel verlor,
Erlag im Trierer Streite.

Zu Nonnenstein die hohe Burg
Ruine ist geworden;
Und Sicking fiel die letzte Blüth'
Aus Deutschland's Ritter-Orden.

Und mancher Geisterspuck reicht noch
Die Felsenwürfel zeugen noch
Von jener Ritter-Soge,
Herein in uns're Toge.

* Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben
von Fanny Klinck.

(50. Fortsetzung und Schluß.)

Mit fliegendem Athem theilte die erschrockene Marie ihrem Vater das Wenige mit, was Julie ihr heute Morgen vertraut hatte.

Eine bange Ahnung stieg in Arnold auf. Er stürmte fort, durch die Nacht nach des Grafen Wohnung und von da nach dem großen Mühlbache.

Er kam zur rechten Zeit.

Gerade als Graf Horn im Begriff war, seine Tochter in den Mühlgraben zu stoßen, erschien Arnold.

Das Hülfegeschrei leitete ihn auf die rechte Spur.

Er packte den Grafen vor der Brust und stieß ihn

zurück. Dann entriß er dem Elenden den Trauschein, den Jener der schon fast bewußtlosen Julie abgerungen.

Mit einem Schrei ohnmächtiger Wuth warf sich Graf Horn auf Arnold. Ein Dolch funkelte in der Hand des Schurken, aber Donitz war rascher als er. Ein wuchtiger Stockschlag lähmte die schon erhobene Hand des Grafen. Mit einem Fluch ließ der Getroffene die Waffe sinken.

„Gerettet," jubelte Arnold, indem er das mißhandelte Mädchen von der Erde emporzog. „Ich kam zur rechten Zeit!"

„Fort, elender Schurke!" rief er dem Grafen zu, der in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen knirschte und sich vergeblich abmarterte, um einen Ausweg zu finden, der ihn sicherte vor den Folgen seiner That.

„Verloren!" klang es dumpf über seine bleichen Lippen.

„Ja, verloren, rettungslos verloren," sprach Arnold. „Die Strafe soll Dir werden, dreifacher Mörder!"

Inzwischen war es in der Nähe des Ortes, wo Graf Horn seinen Mordversuch gemacht, lebendig geworden. Von allen Seiten ertönten Schritte von dem Hülferuf Arnold's geleitet.

„Herbei und ergreift den Mörder!" schrie Donitz, als er sah, daß in der Ferne Menschen herbeieilten.

Graf Horn machte keinen Versuch mehr, sich zur Wehre zu setzen. Was in ihm vorging, ist schwer zu schildern. Grenzenlose Wuth über das Mißlingen seines Planes und die erbärmlichste Furcht vor der verdienten Strafe wechselten in seinem Innern. Zu feig, dem Richterspruche, der unfehlbar auf langjährige Zuchthausstrafe lauten mußte und vor dem ihn selbst die Gnade des Königs nicht retten würde, die Stirn zu bieten, gab er sich der Verzweiflung hin. Nirgends ein Weg zur Rettung. Die bleichen Gestalten seiner ersten Opfer, Helene Streitmann, die er in den Tod getrieben, und die alte Frau Liesing, die er gemordet, stiegen vor ihm auf. Er sagte sich in diesem Moment, daß er es gewesen, der die alte Frau, die ihn überrascht hatte, als er sich nächtlicher Weise in ihrer Wohnung eingeschlichen, um den Trauschein zu stehlen, in ihrem Bette mit Kissen erstickt hatte.

In einem Anfall von Verzweiflung raffte er sich empor, und ehe die ersten der Herbeieilenden ihn ergreifen konnten, hatte er sich mit der andern noch unverletzten Hand den Dolch in die Brust gestoßen.

Er hatte noch die Kraft, den Dolch wieder herauszuziehen. Mit einem Fluch schleuderte er die blutige Waffe nach Arnold, zu dessen Füßen sie niederfiel. Ein Blutstrahl schoß aus der Brust des Elenden und dumpf röchelnd brach er zusammen.

Einen Augenblick später und der Todeskampf war vorbei. Graf Horn hatte sich seinem irdischen Richter entzogen!

Arnold führte Julie hinweg. Er brachte sie in das Haus des Herrn von Lichtenfels, der schon am nächsten Tage alle Schritte that, um Julien's Zukunft zu sichern. Es gelang ihm nach vielen Mühen und Schwierigkeiten, zu denen sich selbst eine Audienz beim Könige gesellte, Julien's Ansprüche an den Namen einer Gräfin Horn, sowie an das hinterlassene Vermögen des Grafen durchzuführen.

Sie ward als die Tochter des Grafen anerkannt und war somit Erbin aller seiner Güter, obgleich sie sich edel genug zeigte, mit der Familie ihres Vaters zu theilen. Die „blaue Gräfin" verschwand vom Schauplatz. Sie soll später ein verdientes Ende in einem Spielbade genommen haben.

Im kommenden Frühling führte Arnold Donitz seine Marie an den Traualtar und die Augen der Braut glänzten vor Freude und Stolz, als sie das bindende „Ja" aussprach und dabei dem schönen, stattlichen Mann in die Augen blickte.

Ein Leben voll Sonnenschein lag hinter Marien — ein Leben voll reinsten Glückes vor ihr; sie durfte nicht zagen, als sie an der Seite ihres Gatten und ihres Vaters die Kirche verließ, um eine Hochzeitsreise nach dem sonnigen Süden anzutreten.

Julie war ihre Begleiterin und blieb es, bis nach einigen Jahren ein braver tüchtiger Mann aus dem Bürgerstande, ein Gutsbesitzer aus der Rheinpfalz, um ihre Hand warb und sie als Gattin heimführte.

Die alte Tante Donitz wirthschaftete jetzt als Oberaufseherin des ganzen Hauses bei Arnold und Marie. Hier war sie erst wieder in die rechte Thätigkeit hineingekommen und das glückliche Paar sah ihr lächelnd zu, wenn sie mit ihrer tadellosen weißen Schürze, die mächtigen hellfarbigen Haubenbänder weit hinter sich herflatternd, den gewichtigen Schlüsselkorb am Arme, von einem Zimmer in's andere stürmte, um Alles in Ordnung zu halten, wo — Alles in Ordnung war.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(5. Fortsetzung.)

Mein Herz blutete bei diesem Verlust, aber ich kämpfte männlich gegen den schweren Gram an; denn ich hatte ja für Dich, das letzte Glied meiner theuren Familie, zu sorgen. Gab es doch damals Männer im Dorfe, die alle ihre Lieben verloren hatten. Gegen diese war ich ja noch glücklich zu preisen. Die Alles lindernde Zeit ließ mich die Verlorenen nicht vergessen, aber sie lenkte meinen Kummer in sanftere Bahnen. Wenn Du, deren zartes Alter keinen endlosen Gram in Dir aufkommen ließ, mich mit den kleinen Händen streicheltest und mich batest, nicht mehr so bitterlich zu weinen, wenn Du gelobtest, ein gutes folgsames Kind zu sein und mich in den Stunden, wo ich mich gefaßt hatte, sanft anlächeltest, dann fühlte ich wieder, daß in

dem mir von Gott gesandten Schmerzenskelche, doch auch noch ein Tropfen Freude sei. So wurde ich nach und nach ruhiger im Gemüthe und mein Leben floß von da an wieder im gewohnten Gleise hin. So laß' es auch ferner bleiben, mein Kind. Weihe Deiner todten Freundin, wie ich, ein liebevolles Angedenken, aber laß' den Gram, den Du über die Trennung empfindest, Dich nicht so niederbeugen, daß Dein Vater Monate- oder gar Jahrelang vergebens auf ein Lächeln von Dir harren muß. Wenn Gott es will, liegt noch ein langes Leben vor Dir und der Verlust der Freundin wird nicht Dein letzter sein. Glaube mir, der Mensch vermag Alles zu ertragen, wenn er er sich in allen Gefahren, die das Leben mit sich bringt, ein reines unbeflecktes Herz bewahrt."

Marie hatte dem Vater aufmerksam und mit Ruhe zugehört. Nur bei den Worten: „Der Verlust der Freundin wird nicht Dein letzter sein," zuckte sie zusammen, denn als Reiner dieselben sprach, hatte er den Kopf auf die Brust gesenkt und sein schon seit längerer Zeit eingefallenes blasses Gesicht hatte plötzlich eine fahle kränkliche Färbung angenommen. Eine bange Ahnung durchschauerte die junge Seele des Kindes. Wenn Gott ihr auch den Vater — sie vermochte den entsetzlichen Gedanken nicht auszudenken. Sich an Reiners Brust werfend, rief sie mit dem Ausdrucke der höchsten kindlichen Zärtlichkeit:

„Ja, lieber Vater, ich will gut und rechtschaffen bleiben mein Lebenlang. Und ich will auch nicht mehr weinen, weil es Dich so betrübt. Ich will lächeln — siehst Du, ich thue es schon jetzt, damit Du auch wieder heiter wirst. Wir waren bisher glücklich zusammen. — Reiner legte seine mageren Hände auf ihre dunkeln Locken, und seine Lippen murmelten einen leisen Segen über sein letztes Kind, das einzige Gut, das ihm sein ärmliches Dasein noch werth machte, denn wie die Mehrzahl seiner in den Dörfern und den kleinen Städten Preußens angestellten Collegen, genoß er nur einer spärlichen Besoldung, zu gering, um einigermaßen anständig leben zu können, aber grade genug, um vor dem Verhungern gesichert zu sein.

Marie hielt ihr Versprechen. Sie vergoß nur dann Thränen, wenn ihr Herz sie nach der Gruft der Freundin hinzog, oder wenn sie in einsamen Stunden ihrer gedachte. War sie aber nach Beendigung der Schulstunden mit dem Vater zusammen, dann lächelte und scherzte sie, wie in den Tagen, wo sie Bertha noch nicht zu beweinen gehabt hatte, ja selbst dann, wenn auch gewaltsam, hielt sie an ihrem fröhlichen Wesen fest, wenn des Vaters trockner Husten ihm die Brust zu zersprengen drohte und die grellrothen Flecken auf seinen Backenknochen stärker zu leuchten begannen. Die Liebe zu dem Vater, wohl auch die Unbekanntschaft mit der langsamen, aber sicher das Leben zerstörenden Krankheit, die in seiner Brust schon seit Jahren ihren Sitz genommen, drängte den Gedanken, daß sie ihren Erzeuger vielleicht bald verlieren könnte, in ihre Seele zurück. Gott war ja ein Geist der Liebe, diese erhabene Lehre, die allein die Menschheit zu beglücken vermag, hatte sie von den Lippen des Vaters eingesogen. Wie hätte er ihr einen neuen, den höchsten Schmerz ihres Daseins bereiten sollen! Hatte er sie durch vorhergegangene Leiden doch schon genug geprüft.

Nach Verlauf von wenigen Wochen wurde im Schlosse Handorf des verstorbenen Kindes nur noch von dem alten Freiherrn und Emilie mit Wehmuth gedacht.

Die kalte stolze Herrin erwähnte Bertha's mit keiner Sylbe mehr und warf Emilien finstere Blicke zu, wenn diese das Gespräch auf die Verblichene bringen wollte.

Auch wurde ihr stolzer Sinn von für sie viel wichtigeren Angelegenheiten in Anspruch genommen.

Ihr jüngster Sohn Kurt stand im Begriffe, sich nach der von dem Schlosse seines Vaters ziemlich entfernt gelegenen Residenz zu begeben. Dort wollte er die Militärschule besuchen, und dann später in das Offiziercorps der königlichen Garde eintreten. Der alte Adel, der von Handorf, der Reichthum seiner Eltern, die ihm alljährlich eine beträchtliche Unterstützung gewähren konnten, wie seine hochgewachsene schlanke Figur gaben ihm die Gewißheit, in dies ausgewählte Corps aufgenommen zu werden.

Alle Anstalten zu seiner Ausrüstung wurden von Frau von Handorf, die im Geiste schon die Epaulette auf seinen Schultern glänzen sah, selbst getroffen. Als sie beendet, nahm Kurt, der schon seit einem Jahre von dem flotten lustigen Leben in der Residenz schlafend und wachend geträumt, von den Eltern mit heiterer Miene Abschied und trat lachend die ersehnte Reise an.

Sein Bruder Alfred blieb auf Handorf, um dem greisen Vater in der Verwaltung der Güter, deren er noch mehrere besaß, beizustehen. Wohl war es der Wunsch seiner Mutter, der Tochter eines nicht unverdienten Generals, gewesen, ihre beiden Söhne möchten sich dem Stande widmen, den sie als den ehrenvollsten und ersten im Staate betrachtete. Aber Alfred, eine wilde sinnliche Natur, der jeden Zwang, der seine Freiheit, seine Launen beeinträchtigen konnte, gründlich verabscheute, hatte dem Willen der Mutter widerstrebt. Dereinst Herr auf seinen Gütern zu sein, was ja nicht allzulange mehr ausbleiben konnte, da sein Vater schon hoch in den sechsziger Jahren stand und schon öfter bettlägerig gewesen war, dort unumschränkt zu walten und, wie ein Fürst über sclavisch gesinnte Unterthanen, über seine Diener und die auf den Gütern arbeitenden Knechte und Tagelöhner zu gebieten, nebenbei allen sinnlichen Gelüsten nach Belieben zu fröhnen, das war sein Lebensziel, zu dessen Erreichung keine Anstrengungen, noch große Kenntnisse nöthig waren.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Interessante Notiz für Damen.) Ein Engländer macht in einem „Eingesandt" der „Times" folgenden ergebensten Vorschlag: Alle diejenigen verehrten Damen, welche es für eine unabweisliche Nothwendigkeit halten, auf ihrem Kopfe ein Fuder falscher Haare zu tragen, darüber einige Etagen Hut aufzubauen und dieses Gebäude mit einer Kuhportion Blumen und Grünes zu krönen, werden höflichst gebeten, bei ihren Theater-Besuchen einen Operngucker in die Coiffure mit einflechten zu lassen, damit den hinter ihnen sitzenden Herren die Möglichkeit gegeben werde, durch dies Glas wenigstens Etwas von der Darstellung zu sehen.

* Neue Primadonna.

Frau Geldprotzberger: Gefällt Ihnen unsere neue Sängerin besser als die Decennien?

Die Professor-Tochter: Die Decennien? Wer ist das?

Frau Geldprotzberger: Nun gestern stand ja in der Zeitung, daß seit Decennien keine Sängerin die Martha so gut gesungen habe.

* „Liebe Mama — soll ich auch 'mal so auf dem Kopf stehen wie Bruder Fritz?"

„Nein, Mariechen, das schickt sich nicht für kleine Mädchen."

„Dann, Mamachen, werde ich warten bis ich größer bin."

Gemeinnütziges.

* (Heilung der Blattern.) — Da auch in Deutschland die Blatternkrankheit hier und da ausgebrochen ist, so möchte die Publikation des nachstehenden von Dr. H. Wernicke, einem bewährten Specialarzte für Hautkrankheiten in Philadelphia, beschriebenen Heilverfahrens von Interesse sein:

Beim Erscheinen der Symptome der Blatternkrankheit, Zerschlagenheit des Körpers, die schmerz- und krampfhaft ist, heftiges Kopfreißen, Rückgratschmerzen und völlige Appetitlosigkeit, hat der Patient das weiche Lager zu suchen, Tag und Nacht oft warmes Wasser zu trinken, und zwar so warm wie möglich, dabei stetig Leib- und Halsbinden zu tragen und zu erneuern, sowie solche heiß und ihm dadurch lästig werden. Hiebei bemerke ich, wenn ich von einer Leib-, Hals-, Armbinde oder Dunstlaken spreche, daß ich darunter leinene Tücher und Laken verstehe, die in frischem, kaltem Wasser gerungen, dem Patienten um Leib, Hals oder Arm gelegt werden.

Folgende Wirkung äußert sich jetzt: Starker Schweiß Verschwinden der Kopf-, Rückgrat- und Gliederschmerzen. Der ganze Organismus des Körpers zeigt nun die Kraft die Leichtigkeit das Blatterngift auszustoßen, der Körper besäet sich schnell mit rothen Beulchen, Kopf und Hals fangen an zu schwellen. Nun erfährt der Patient und zwar Morgens und Abends folgende Behandlung: Patient wird in eine flache Wanne gestellt mit frischem, kaltem Wasser abgenäßt, schnell mit Leib-, Hals und Armbinden versehen, in ein Dunstlaken eingeschlagen und gut mit Decken, und Betten bepackt. Während der Dunstzeit ist dem Patienten das Gesicht zu näßen und zu trocknen, frisches Wasser zum Gurgeln und zum Trinken zu geben, so oft wie er es wünscht.

So wie dem Patienten nach zwei Stunden die Dunsthitze lästig wird, ist derselbe sofort aus dem Dunstlaken zu befreien, abzunäßen und zu trocknen, mit neuer Leib- und Halsbinde zu versehen und in sein frisch gemachtes Lager zu bringen. Während der Nacht, die den Patienten aufgeregt zeigt, ist demselben so oft wie er es wünscht das Lager frisch zu machen, seine Leib- und Halsbinde zu erneuern und frisches Trinkwasser zu reichen.

Die Wirkung ist folgende: Im Dunstlaken fühlt der Patient, wie wenn tausende kleine Saugpumpen an ihm arbeiten, die kleinen rothen Beulchen bilden nach und nach zusammenhängende Eiterbläschen, welche sich erweitern, aufgehen und wobei der Dunstlaken den Eiterstoff aufnimmt. Patient fühlt hierbei innerlich wohl, gewinnt Appetit und kann die Gereiztheit der wunden Haut, die auf ein Minimum reducirt wird, wohl ertragen.

Dieses Verfahren ist solange täglich zweimal anzuwenden, bis kein Giftstoff mehr zum Ausbruch kommt, d. h. keine rothen Beulchen im Uebergang zu Eiterbläschen sich mehr zeigen und der Abtrocknungsprozeß beginnt.

Während des Abtrocknungsprocesses genügt es, wenn Patient einmal dunstet. Nach Verlauf der Abblätterung ist es gut wenn Patient sich täglich beim Frühaufstehen mit einem in frischem, kaltem Wasser gerungenen Handtuche den ganzen Körper abreibt, trocknet und sich recht warm anzieht.

Während der ganzen Kur wird Patient nicht durch Schmerzen gefoltert, sondern diese Behandlungsweise wirkt so lindernd auf ihn, weil das Wasser den Heilproceß unterstützt und in milde Bahnen leitet, daß er von Tag zu Tag die Stunde völliger Genesung näher und näher gerückt sieht, bis auch diese schlägt und er ein völlig Neugeborener den theueren Seinen, dem Leben wieder gegeben wird.

Selbstverständlich ist es, daß wohl jeder zur Leitung dieses Heilverfahrens einen erfahrenen Arzt zur Seite nimmt.

Möge noch jetzt, wo es Zeit ist, meine angegebene Behandlungsweise der Blatternkranken rasche Aufnahme finden und in nicht langer Zeit wird dadurch der Schrecken der Zeit, die Blatternepidemie, verschwunden sein.

Verantwortlicher Redacteur F. Liebmann.
Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 52. Kaiserslautern, 30. Juni 1872.

* Freiheit — Wahrheit — Liebe!

So lang ihr zitternd zu den Götzen betet,
Die Stein auf Stein, die Burgen ihrer Macht,
Mit eurem Blut gelittet und verlöthet,
Das ihr in reichen Strömen dargebracht;
So lang Kanonendonner euch die Lehre
Von Blut und Eisen in die Ohren dröhnt,
Und wildes Kampfgeheul entmenschter Heere
Den Jammerschrei der Völker übertönt —
So lange Schlachten sich an Schlachten reih'n
Kann in der Welt die Freiheit nicht gedeih'n!

So lang ein Priesterthum mit finstern Lehren
Die Menschen trennt im Leben und im Tod.
Und jeder freien Meinung — Gott zu Ehren
Mit Bann und ewiger Verdammniß droht;
So lang die Schule noch mit Hirngespinnsten
Und Aberwitz der Seele Blüthen knickt,
Und mit des Mysticismus faulen Dünsten
Den freien Geist im Kinde schon erstickt;
So lang ein Bonze glänzt im Heil'genschein
Kann in der Welt die Wahrheit nicht gedeih'n!

So lang die Racen endlos sich befehden
Fanatisirt für Ehre, Macht und Ruhm,
Was frommen all der Heuchler schönste Reden
Von Menschlichkeit und reinem Christenthum?
Apostel wollt ihr sein der Nächstenliebe
Und eines Vaters Kinder nennt ihr euch,
Indeß der Sprachenkämpfe wild Getriebe
Zu Raub und Mord euch drängt, Hyänen gleich.
So lang die Stämme feindlich sich entzwei'n
Kann in der Welt die Liebe nicht gedeih'n.

D'rum, wollt ihr Freiheit, Wahrheit, Liebe haben
So werdet Menschen sonder Heuchelei —
Ihr müßt den alten Haß und Groll begraben,
Der menschgeword'ne Mensch allein ist frei.
Macht, daß ihr mit den ewigen Gesetzen
Der Weltenordnung denkt in Harmonie!
Der Racen und der Sekten wildes Hetzen
Verthierung schuf es, aber Menschen nie.
Wollt ihr der schönen Gotteswelt euch freu'n
So müßt ihr Menschen werden, Brüder sein!

D'rum auf, ihr Lehrer, die die Schulen lenken,
Legt Hand an's Werk, von jedem Wahn befreit,
Lehrt uns're Kinder frei und richtig denken,
Erzieht ein neu Geschlecht der neuen Zeit!
Versunken mod're unter Schutt und Trümmern
Der Vorzeit grauenvolle Märchenwelt,
Ihr sehnt erstaunt die neue Leuchte schimmern
Die hoch auflodernd flammt zum Sternenzelt;
Gewaltig, — glänzend, fruchtbar, göttergleich
Entfaltet sich des Wissens endlos Reich.

Nicht länger ziemt's, die Geister zu bethören
Mit Dingen, welche Niemand wissen kann —
Was Jeder wissen soll, das bringt zu Ehren:
Ihr aber leuchtet kühn der Welt voran.
Humane Bildung sei hinfort auf Erden
Das Losungswort — o macht sie allgemein!
Dann kann ein Hirt und eine Heerde werden,
Und alle Menschen können Brüder sein!
Im wahren Wissen liegt die Einigkeit —
Im Wähnen ew'ger Wahn und Widerstreit!

(Aus dem „Jahrbuch für Freidenker" herausgegeben von S. Liebmann.)

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(6. Fortsetzung.)

Nach Kurt's Abreise wandte sich der stolze Sinn der Schloßherrin einem andern, ihre Tochter Emilie betreffenden Plane zu.

Obgleich diese noch nicht das siebzehnte Jahr erreicht, waren ihre schönen jungfräulichen Formen doch vollständig entwickelt, und ihre ungewöhnlichen Körperreize, ihre Geistesbildung, wie die Sanftmuth ihres Wesens, hatten schon von der Zeit an, wo sie die Kinderschuhe ausgezogen, die Bewunderung der jungen adeligen Herren, deren Väter Güter in der Nachbarschaft besaßen, in nicht gewöhnlichem Grade erweckt, und auf allen Festen, die Frau von Handorf in letzterer Zeit veranstaltet hatte, war Emilie der Gegenstand allgemeiner Huldigungen gewesen. Vor Allem aber hatte sich der junge reiche Graf von Herbstau, der künftige Erbe eines umfangreichen hohen Revenuen eintragenden Fideikomnißgutes sich dem holden Geschöpfe mit in das Gewand der Bescheidenheit gekleideten Verehrung genähert. Mit Vergnügen hatte dies Frau von Handorf bemerkt, das sich aber noch steigerte, als ihre scharfblickenden Augen bald herausspürten, daß Emilie jedes Mal freudig erröthete, wenn der genannte Cavalier sie zum Tanze aufforderte und sie vorzugsweise an seiner Unterhaltung Gefallen fand.

Dieser junge Mann, das hatte die gnädige Frau beschlossen, sollte der Gatte ihrer Tochter Emilie werden. Einladungen auf Einladungen waren deshalb an ihn erfolgt, und bei jeder neuen Zusammenkunft hatten sich die Zeichen gegenseitigen Wohlgefallens zwischen Emilie und dem jungen Grafen, der ebenso gesegnet an männlicher Schönheit, wie sie an weiblicher, zur Freude der stolzen Frau vermehrt.

Da waren die Gesellschaften, die auf Handorf gegeben wurden, plötzlich durch den Tod des jüngsten

Kindes unterbrochen worden. Eine gewisse Trauerzeit mußte eingehalten worden. So erforderte es die Schicklichkeit. Auch wollte die Baronin nicht vor den Leuten als eine lieblose Mutter erscheinen, wenn sie es auch in der That war.

Mehrere Wochen vergingen, da meinte die Baronin, daß nun der Schicklichkeitstrauer genügt sei, und wenn ihr Gatte und ebenso Emilie dieser Ansicht nicht beipflichteten, sie, die nach und nach über ihre Familie eine Herrschaft errungen, die ihr nicht wieder zu entreißen war, kehrte sich nicht daran. Gesellschaften, worin nicht lustige Musik ertönte und getanzt wurde, widersprachen ja den schwarzen Trauergewändern nicht, die man nothgedrungen hatte anlegen müssen, wollte man der Welt kein Aergerniß geben. So wurden denn einen Monat nach Bertha's Ableben wieder Einladungen an die benachbarten adeligen Gutsbesitzer und folglich auch an die Grafen von Herbstau, Vater und Sohn, gesandt.

Emilie und Roderich von Herbstau, die über sechs Wochen einander nicht begegnet, äußerten unverholt ihre Freude, einmal wieder zusammenzutreffen. Noch niemals hatten sie sich so lange und so eifrig zusammen unterhalten, wie an diesem Abende. Wie Frau von Handorf, welche die jungen Leute nie aus den Augen ließ, darüber hoch erfreut war, so auch der alte Graf von Herbstau. Schon in früheren Gesellschaften auf Handorf hatte er viel mit dem lieblichen Mädchen geplaudert und es war im Stillen der liebliche Wunsch in ihm aufgetaucht, wenn sein Sohn sich einmal ernstlich mit Heirathsgedanken beschäftigte, so möchten sich diese auf die Baronesse von Handorf richten, die er mit Freuden als Schwiegertochter in die Arme schließen würde.

Genug, die Folgen dieses erneuten Zusammentreffens zwischen Emilie und Roderich waren, daß der alte Graf von Herbstau nach drei Tagen allein auf Schloß Handorf erschien und für seinen Sohn um die Tochter des Freiherrn anhielt, die Bemerkung lächelnd hinzufügend, daß die jugendlichen Herzen schon heimlich ihre Gefühle gegen einander ausgetauscht hätten und folglich von ihrer Seite kein Widerspruch zu erwarten war.

Frau von Handorf, überglücklich, daß ihr Plan so schnell zur Reife gediehen, ertheilte dem Grafen eine bejahende Antwort, und ihr Gatte, wiewohl es ihn innerlich schmerzte, daß sein geliebtes Kind sich schon in so jugendlichem Alter von ihm trennen wollte, that dasselbe mit anscheinender Heiterkeit. Nähere Verabredungen wurden nun zwischen den Eltern getroffen. Die Verlobung sollte in drei Monaten, die Hochzeit aber erst im nächsten Frühling, ein Jahr nach Bertha's Tode, stattfinden. Von diesem Entschlusse war der alte Herr nicht abzubringen und wohl oder übel mußte die stolze Frau sich dies Mal dem Willen ihres Gatten fügen.

Der am Morgen gekommene Graf war schnell wieder fortgefahren, um seinem Sohne die heißgewünschte Einwilligung mitzutheilen. Als der Besuch fort war, suchte Herr von Handorf, das Herz voll trüber Gedanken, das Freie. Immerfort an die nicht allzuferne Trennung von seinem Lieblingskinde denkend, wandelte er ohne bestimmte Richtung die Schloßallee hinunter, bis an das nahe liegende Dorf, wo der Schulmeister Reiner lebte. Zufällig richteten sich seine Blicke auf die offenen Fenster eines kleinen niedrigen Hauses. Ein hübsches Kindergesichtchen blickte daraus hervor. Er erkannte dasselbe. Es war Marie Reiner, die, ihn sehend, ihn laut beim Namen nannte und ihm freundlich zunickte. Er erinnerte sich, daß er der Kleinen einen Besuch versprochen und trat, den Gruß des lieblichen Kindes erwidernd, in die ärmliche Behausung ein.

Da der Tag, an dem Herr von Handorf diesen Spaziergang machte, ein Sonntag war, so fand er Reiner mit seinem Kinde allein zu Hause. Eine Stunde früher hätte er sie nicht angetroffen, denn der Schulmeister pflegte nicht gern den Gottesdienst zu versäumen und hatte auch heute mit Marie die Kirche besucht. Seit einer Stunde aber befand er sich schon wieder in seiner Wohnung.

Reiner empfing den alten Freiherrn zwar ehrerbietig, doch nicht mit knechtischer Demuth. So arm er auch war, seiner Menschenwürde und seines edlen Standes als Lehrer der Jugend sich bewußt, widerstrebte es seinem Gefühle, sich vor etwas Anderem als einem moralischen Verdienste zu beugen.

Aber Herr von Handorf verlangte das auch nicht. Er reichte dem Schulmeister in so herzlicher Weise die Hand, als wenn er sie irgend einem ihm befreundeten Standesgenossen geboten hätte.

Dann kam Marie an die Reihe.

Diese, welche dem Freiherrn schnell den saubersten Stuhl des kleinen Zimmers hingeschoben, auf den er sich, ihr freundlich dankend, niederließ, wurde von ihm in die Arme gezogen und auf die Backen geküßt.

Die Liebkosung gewährte dem Kinde eine innige Freude. Ein holdes Lächeln glitt über ihre feinen Züge. Sie ergriff die Hand des Greises und drückte ihre Lippen darauf.

„Das ist hübsch von Ihnen, gnädiger Herr," sagte sie in vertraulichem Tone, „daß Sie Ihr Versprechen, den Vater zu besuchen, erfüllt haben. Ach, ich habe mich schon lange nach Ihrem Anblick gesehnt. Ist doch außer meinem Vater und der theuren — na, Sie wissen ja, wen ich meine, Niemand so gut und so freundlich gegen mich gewesen, als Sie. Und Sie sind doch ein reicher vornehmer Herr und ich bin nur das Kind eines Schulmeisters."

Herr von Handorf betrachtete Marie eine Minute stumm, aber mit wohlwollenden Blicken.

Dann wandte er sich zu Reiner.

„Gott hat Sie reich in diesem Kinde gesegnet,“ sagte er.

Mariens Vater legte die Hand auf die Brust und blickte nach oben.

„Das hat er,“ war die Antwort, „und ich danke ihm mit der ganzen Inbrunst meiner Seele dafür.“

„Ja, ja, Sie sind ein glücklicher Mann,“ fuhr der Freiherr fort. „Marie wird bei Ihnen bleiben, noch viele, viele Jahre. Erheben Sie sich Morgens vom Lager, wird sie Ihnen den Morgengruß zulächeln und suchen Sie nach vollbrachtem Tagewerke die Ruhe, dann wird sie in Ihrem Abendgebete einen sanften Schlaf auf die müden Augen des Vaters herabflehen.“

Reiner sah sein Kind liebevoll an. Er stand im Begriffe, die Worte des Freiherrn durch ein von sanftem Lächeln begleitetes Nicken des Kopfes zu bestätigen. Aber plötzlich zeigte sich der Ausdruck eines heftigen innerlichen Schmerzes in seinem blassen Gesichte. Er griff mit der Hand nach der Brust, die sich erst krampfhaft zusammenzog und dann in einem pfeifenden Husten Luft machte.

Marie blickte ängstlich auf den Vater, der Greis nicht minder. Erst jetzt bemerkte er, daß es mit der Gesundheit des armen Lehrers nicht zum Besten stand und ein Uebel an seinem Dasein nagte, dessen Heilung in der Regel nur dem Tode vorbehalten ist.

„Krank und arm,“ murmelte er vor sich hin. „Ich nannte ihn glücklich und er trägt wahrscheinlich schon den Tod im Herzen. Aber kann ich ihn auch nicht dem Leben erhalten, so doch seine Leiden vielleicht lindern helfen.“

Er wartete, bis sich Reiner von dem beängstigenden Anfalle erholt und sagte dann zu der Kleinen, die den Vater umfaßt hielt:

„Mein gutes Kind, der Tag ist warm. Der Spaziergang hierher hat mich durstig gemacht. Könntest Du mir wohl ein Glas frische Milch besorgen?“

„Wir haben keine im Hause,“ erwiderte sie. „Besitzen wir doch keine Kühe. Aber der Herr Schulze hat einen großen Viehstand, der hat immer Milch vorräthig. Zu dem will ich. Er wohnt am andern Ende des Dorfs. Es wird aber wohl zehn Minuten dauern, ehe ich zurück bin.“

„Das schadet nicht, mein Kind. Ich kann so lange warten. Geh' nur.“

Marie wollte das Zimmer verlassen. Aber sie blickte auf den Vater und sah dann den Freiherrn an, als wolle sie ihn bitten, dem Vater beizustehen, wenn ihm der böse Husten zurückkehrt.

„Du kannst unbesorgt gehen, Marie,“ versetzte Herr von Handorf. „Ich bleibe hier, bis Du wieder da bist.“

„O, ich werde mich sputen, gnädiger Herr.“

Mit diesen Worten flog sie zur Thüre hinaus.

Die Männer blieben jetzt eine Zeitlang allein.

„Sie sind krank, ernstlich krank, lieber Reiner,“ sagte der Greis.

Der Schullehrer bewegte den Kopf bejahend.

„Mein Kind darf Nichts davon wissen,“ versetzte er mit heiserer Stimme. „Es würde dem Schmerze, den sie, um ihre verlorene Freundin empfindet, einen neuen, gleich großen, ach vielleicht noch größeren hinzufügen. Aber Ihnen gegenüber will ich es gestehen. Ich glaube — daß meine Tage gezählt sind.“

„Das wolle Gott verhüten, mein Freund,“ sagte Herr von Handorf und fügte hinzu: „Haben Sie denn niemals einen Arzt wegen Ihrer Brustbeschwerden konsultirt?“

Reiner schüttelte den Kopf.

„Die nächste Stadt ist über eine Stunde weit von hier entfernt,“ erwiderte er. „Von dorther einen Arzt kommen zu lassen, würde viel Geld kosten und daß ein Dorfschullehrer dessen nicht reichlich besitzt, wird Ihnen nicht unbekannt sein, Herr Baron. Ich würde das geringe Mobiliar, das Sie hier sehen, mit Schulden belasten müssen. Meine arme Marie müßte dann als Bettlerin nach meinem Tode aus dem Hause gehen, denn das Gericht ist unbarmherzig und würde ihr auch das Letzte nehmen. Auch trage ich die feste Ueberzeugung in mir, daß mir kein Arzt mehr helfen kann. Sind doch auch meine Eltern an derselben traurigen Krankheit hingesiecht.“

Reiner ließ den Kopf auf die Brust sinken und schwieg.

Der Freiherr aber, dessen Herz von Mitleid überfloß, faßte seine Hand.

„Was Sie nicht im Stande sind, auszuführen, kann ich doch,“ sagte er mit herzlichem Tone. „Ach, daß wir reichen Leute oft erst so spät erfahren, daß ein Armer in unserer Nähe weilt, der Hülfe benöthigt ist und sie verdient. Ich werde den Arzt kommen lassen, der seit Jahren in meiner Familie seine Kunst übt. Kein geschickterer Doctor findet sich zehn Meilen in die Runde. Er soll jeden Tag einmal, zweimal, wenn es sein muß, Sie besuchen. Mit seiner und Gottes Hülfe wollen wir versuchen, Ihrer Krankheit Herr zu werden. Und an der nöthigen Pflege soll es Ihnen auch nicht fehlen, das Alles sei meine Sorge. Ach, hätte ich früher gewußt, daß Ihre Stelle nur ein kärgliches Einkommen bietet, ich hätte dem Manne, dem meine verstorbene Kleine die wenigen Kenntnisse, die ihr schwacher Geist zu fassen vermochte, verdankte, schon längst die hülfreiche Hand geboten. Aber Sie hätten auch sprechen, oder mir durch Marie Ihre traurige Lage schildern lassen können. Darin haben Sie gefehlt, Reiner.“

Der Schullehrer richtete sich empor.

„Auch der Arme hat seinen Stolz, gnädiger Herr,“ sagte er, und hält es für eine Schande zu betteln, so lange er sich noch selbst zu ernähren vermag. Und das konnte ich bis jetzt und werde versuchen, es ferner zu können, bis die Katastrophe eintritt, die mich zwingt, für immer meine Schulstube zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Eine Verbrecher-Compagnie.) Zu London hat die Polizei in einem alten Hause von Highbury im Hintergrunde eines dunklen Gäßchens eine Fabrik von Verstümmelten entdeckt. Man nahm die Kinder im zartesten Alter, verdrehte ihnen die Füße, entstellte ihren Körper, plattete ihnen den Schädel ab, bog ihnen die Glieder zusammen, daß sie einarmig erschienen u. s. w., und zwar auf Begehren ihrer Verwandten, die sich derselben später bedienten, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Ein Bein zu entstellen, kostete z. B. 30 Shillings ohne die Kost, wenn das Kind noch nicht 1 Jahr alt war; über ein Jahr mußten 2 Pf. St. bezahlt werden. Einen Einarmigen zu machen kostete 4 Livres und so war für Alles ein Tarif. Man gab in dieser vortrefflichen Anstalt auch Lectionen für erwachsene Bettler, um Gebrechen zu heucheln. Jedes Jahr treten aus derselben eine Menge falscher Blinder, Menschen ohne Füße, Brustleidende, ja selbst verstellte Wöchnerinnen. Das Haus, welches den Banditen wohl bekannt war, trug die Firma: Willis, Banan & Cie. Die genannten Herren, sowie ein Dutzend ihrer „Beamten" haben sich jetzt für diese Scheußlichkeiten bei Gericht zu verantworten.

* (Brave Nachbarn.) Ein Farmer von Lawrence Township, Ind., Alexander Crowford, war während des ganzen Winters durch die Krankheit seiner Frau an deren Schmerzenslager gefesselt und folglich außer Stand, für den Unterhalt seiner sieben Kinder zu sorgen. Wohlthätige Nachbarn halfen ihm über diese schlimme Zeit hinaus, aber das Frühjahr sah ihn nicht in der Lage, seine Felder zu bestellen und für die kommende Ernte vorzubereiten. Am 14. ds. versammelten sich nun einundfünfzig seiner Nachbarn, darunter eine Anzahl von Lanesville, und bestellten mit 50 Fuhrwerken und Pflügen in einem Tage die Aecker des Freundes, pflügten, hackten und säeten Korn, und für die Zukunft der Familie ist somit auf ein Jahr gesorgt. In 24 Stunden war Alles gethan.

* (Wer ist grob?) Zwei Handelsleute kamen an einem Jahrmarkte in ein Wirthshaus, nicht um etwas zu verzehren, sondern nur um sich zu wärmen. Beim Fortgehen lassen sie die Thüre offen stehen.

Wirthin: „Wenn Ihr nichts verzehrt, so könnt' Ihr doch wenigstens die Thüre zumachen!"

Fremder: „Nun ja, ist die Frau grob, — bei der kehr'n mer aach nimmer ein."

* (Im Sinne des Zeitgeistes.) — Er: „Mein Fräulein, ich wage es, um Ihre Hand zu bitten."

Sie: „Bedaure sehr, mein Herr."

Er: „Ich habe wohl zu wenig Interesse für Sie?"

Sie: „Interesse genug, aber zu wenig Capital!"

* Ein junger englischer Reisender hatte in Valenzia eine Liebschaft mit einem wunderschönen Zigeunermädchen angeknüpft. Die Mutter verlangte nun, er sollte ihre Tochter heirathen. Der Engländer entgegnete, daß er nicht reich genug sei, um eine Frau ernähren zu können. Da lachte ihm die alte Zigeunerin ins Gesicht und sagte: „Was, nicht reich genug im Lande der Guineen? Mit einer so gewandten Diebin, wie meine Tochter, — bist Du in einem Jahre ein Millionär!"

* (Pomade oder Wurst.) [An der Spree.] Kellner: „Ist Ihnen Cervelat-Jöttinger Wurst jefällig?"

Gast: „Janz Pomade."

[Am Rhein.] Provisor: „Wünschen Sie rothe oder weiße Pomade?"

Pfälzer: „Des is mer Worscht."

* (Zwei Amerikaner) fuhren in einem Buggy spazieren. Das Pferd wurde scheu, ging durch und schleuderte das Buggy rechts und links gegen die Baumstümpfe.

„Ich gäbe 10 Dollars, wenn ich erst heraus wäre," bemerkte ängstlich der Eine.

„Spare Dein Geld," erwiderte der Andere kaltblütig, „in fünf Minuten liegen wir beide draußen."

* Fremder: „Wollen Sie nicht packen? Es brennt im Hause."

Sekretär: „Wir packen ja schon! Aber helfen Sie, wir suchen die wichtigsten Dokumente zusammen und da fehlt uns der Impfschein unserer verstorbenen Tochter."

Gemeinnütziges.

* (Heilmittel gegen Chronische Diarrhoe.) Wechselblätter theilen Folgendes mit: Thue einen Eßlöffel voll Weizenmehl in ein Glas Wasser; schlage es so lange bis es schäumt und trinke es dann augenblicklich. Falls der Patient durstig ist, kann noch mehr Wasser hinzugegossen werden. Man sollte es viermal des Tages — vor den Mahlzeiten und Zubettgehen — trinken.

* (Entsäuerter Schlamm in ein Dungmittel,) welches alle Pflanzen lieben und welches man sowohl auf Acker, wie auf Wiesen mit Vortheil anwendet. Auf den Acker gebracht, muß er vor dem Unterpflügen gut zerkleinert und getrocknet sein, damit er sich mit der Ackerkrume möglichst innig vermischen kann; er darf nur flach untergepflügt werden und verbessert den Sandboden auch in physikalischer Beziehung.

Verantwortlicher Redacteur F. Liebmann,
Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 53. Kaiserslautern, 3. Juli **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Bete Kind.

Bete Kind!
Sieh' wie dunkele Gespenster
Huschen hin und her am Fenster;
Horch, wie draußen tobt der Wind,
Daß die Engel Dich bewahren,
Sanft Dich tragen durch Gefahren, —
Bete Kind!

Bete Kind!
Horch, wie draußen in dem Sturme
Acht die Glocke schlägt vom Thurme;
Glocken Gottes Stimmen sind.
Falte Deine Händchen beide,
Daß Dich Gottes Liebe leite
Bete Kind!

Bete Kind!
Hörst Du wie die Englein rauschen
Durch das Zimmer, ja sie lauschen
Auf Dein Beten; drum geschwind
Sprich den frommen Abendsegen,
Laß mit Gott zur Ruh' Dich legen.
Bete Kind!

Bete Kind!
Dann, mein Liebling, schlaf in Frieden,
Engel werden Dich behüten,
Und Dich betten weich und lind.
Machst Du fromm das Kreuzeszeichen
Wird nichts Böses Dich erreichen.
Bete Kind!

Gebe Acht:
Was die Mutter sagt, mein Kindchen,
Das sprich nach mit Deinem Mündchen;
„Du mein Gott, der liebreich wacht
„An dem Bett der frommen Kleinen
„Wache heut' auch an dem meinen!
Gute Nacht!

F. H.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(7. Fortsetzung.)

Nein, Herr Baron, für mich begehre ich Nichts. Wollen Sie aber, wenn Ihnen die Todtenglocken verkünden, daß es einen dürftigen Schulmeister weniger in der Welt giebt, sich meines verlassenen Kindes annehmen und Marie so lange eine Freistatt in Ihrem Schlosse vergönnen, bis sie sich selbst in der Welt forthelfen kann, dann werden keine bangen Sorgen meine Sterbestunde verbittern."

„Den Wunsch, den Sie mir an's Herz gelegt, Reiner, werde ich mit Freuden erfüllen," entgegnete Herr von Handorf. „Habe ich doch die kleine Marie von dem Augenblicke an, wo ich sie am Sarge meines Kindes so bitterlich weinen sah, herzlich liebgewonnen. Für ihre Zukunft also sorgen Sie nicht mehr. Aber mir gestatten Sie, das zu thun, was ich für meine Pflicht halte, nämlich Ihre Lebenslage so weit zu verbessern, wie es in der Macht der Wohlhabenheit liegt. Betrachten Sie mich von jetzt an wie einen Freund, den Ihnen die Vorsehung noch zur rechten Zeit gesandt. Dem Freunde aber, den Gott mit Glücksgütern gesegnet, steht es zu, dem armen Freunde die Bürden des Lebens erleichtern zu helfen."

Wenn Reiner auch wiederholt äußerte, er brauche weder die Hülfe eines Arztes, noch sonstigen Beistand für die nur noch kurze Zeit seines Daseins, Herr von Handorf widersprach dem kranken Manne zwar nicht mehr, war aber doch im Innern entschlossen, dem armen Lehrer wider dessen Willen wohlzuthun.

Marie war indessen wieder zu Hause angelangt.

Sie präsentirte dem Freiherrn die geholte Milch in einem reinlichen Glase und freute sich, als derselbe sie mit sichtbarem Wohlgefallen trank.

Bemerkend, daß der krankhafte Zustand Reiner's an diesem Tage, zumal da sein Husten nach verschiedenen Pausen mit erneuter Heftigkeit wiederkehrte, demselben nicht viel zu sprechen erlaubte, beschloß der alte Herr seinen Besuch abzubrechen.

Nachdem er ihm noch einigen Trost zugesprochen und hinzugefügt, er werde bald wieder bei ihm vorsprechen, entfernte er sich.

Reiner wollte ihm das Geleite geben. Er lehnte es ab, winkte dagegen mit den Augen Marie, ihm zu folgen, was diese bereitwilligst that.

Als der Freiherr mit dem Kinde in der Hausthür stand, wo Reiner sie nicht mehr zu hören vermochte,

nahm er liebreich die Hand der Kleinen in seine Linke und streichelte mit der Rechten ihre Wange.

„Könntest Du mich wohl recht, recht lieb gewinnen, Marie?“ fragte er sanft.

Ihre großen dunklen Augen strahlten eine bejahende Antwort und die rosigen Lippen bestätigten sie mit den Worten:

„Ich hatte Sie schon lieb, gnädiger Herr, ehe Sie in unsere Nähe kamen. Wie konnte es auch anders sein? Bertha, die jetzt im Himmel ist, erzählte mir hundertmal, wie lieb und gut ihr alter Herr Papa sei. Sie wollte mich auch oft mit in's Schloß nehmen. Aber ich fürchtete mich — die — gnädige Frau — so erzählen die Leute — soll so strenge, so stolz sein. Sie hätte mir vielleicht die Thür gewiesen und Bertha ausgezankt, und das würde —

Der Greis fiel dem Kinde schnell in's Wort.

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen,“ sagte er. „In Zukunft sollst Du Dich nicht mehr zu fürchten brauchen, auf's Schloß zu kommen. Ich werde Sorge tragen, daß meine Gemahlin Dich nicht unfreundlich empfängt. Es ist sogar nöthig, daß Du kommst. Dein armer Vater scheint ernstlich, wenn auch nicht gefährlich, krank zu sein. Ich werde ihm den Arzt schicken. Du sollst mir dann über den Zustand des Vaters täglich Bericht erstatten. Jetzt nimm' dieses hier. Ich habe es zu seiner Pflege bestimmt.“

Er hatte in die Tasche gegriffen und eine reichgefüllte Börse hervorgezogen. Er drückte sie der Kleinen in die Hand und ging dann, bevor Marie ihm zu danken vermochte, eiligst davon.

Herr von Handorf hielt selbstverständlich Wort. Noch denselben Tag wurde von ihm ein Eilbote an seinen im nächsten Städtchen wohnenden Hausarzt abgesendet. Am nächsten Tage erschien derselbe und begab sich sogleich im Auftrage des Freiherrn zu dem Schullehrer.

Als er auf's Schloß zurückkehrte, stattete er Herrn von Handorf den traurigen Bericht ab, daß Reiner's Brustkrankheit schon in ein ziemlich hohes Stadium getreten, derselbe aber wohl noch ein Jahr, vermittelst sorgsamer Pflege und stärkender Mittel, dem Leben zu erhalten sei.

Daß diese Mittheilung an den Greis, indem er an den Schmerz dachte, den Marie bei dem Verluste ihres Vaters empfinden würde, in hohem Grade betrübte, läßt sich denken. Indessen, es stand ja nicht in seiner Macht, es zu ändern.

„Geschehe denn der Wille des Himmels,“ sagte er. „Ich will wenigstens die Freundschaft, die ich für den braven Mann gefaßt habe, auch durch die That beweisen.“

Der Arzt wurde angewiesen, Reiner täglich zu besuchen. Für kräft'ge Speisen mußte die herrschaftliche Küche sorgen und der wohlgefüllte Keller stärkender Weine für den Kranken liefern. So oft die Verwaltung seiner Güter Herrn von Handorf erlaubte, in unmittelbarer Nähe des Schulmeisters ein Paar Stunden zu verbringen, geschah es. Marie aber machte von der ihrem Gönner ertheilten Erlaubniß Gebrauch und suchte ihn im Schlosse auf. Da sie den Weg zu seinen Zimmern wußte, so kam sie mit der stolzen gnädigen Frau nicht in Berührung, was ihr den Gang angenehmer machte.

So verging ein ganzes Jahr. Als der Frühling wieder Knospen und Blüthen trieb und die dem verstorbenen Fräulein gewidmete Trauerzeit beendet war, wurde Emiliens Hochzeit mit dem Grafen von Herbstau auf Handorf solenn gefeiert. Dann nahmen die jungen Gatten, deren Bund wahre Liebe geschlossen, Abschied von den Eltern, um eine längere Hochzeitsreise nach der Schweiz und Italien anzutreten, von wo aus sie erst nach drei Monaten zurückzukehren gedachten.

Frau von Handorf, die nicht zu den tieffühlenden Naturen zählte, nahm die Trennung, da ihr Stolz durch diese glänzende Heirath befriedigt war, ziemlich leicht und ihrem Sohne Alfred war die Entfernung der Schwester aus dem elterlichen Hause sogar willkommen, da sein sinnliches Wesen mit dem reinen sanften Gemüthe Emilien's in keiner Weise sympathisirte. Der Einzige, der die Trennung schmerzlich empfand, war der alte Freiherr. Emilie hatte ihm in mancher verdrießlichen Stunde, die theils aus der Verwaltung der Güter, theils aus dem schroffen Wesen seiner Gattin und der Wildheit des Sohnes hervorgegangen, mit ihrem sanften Lächeln die Falten von der Stirne weggescheucht. Mit ihr hatte der Friedensengel des Hauses ihn verlassen, und er hätte sich wohl ganz vereinsamt gefühlt, wäre Marie nicht gewesen. Mit jedem Tage in dem verflossenen Jahre hatte er die Kleine lieber gewonnen und die Stunden zu seinen glücklichsten gerechnet, wo sie im Schlosse, oder im Häuschen ihres Vaters an seiner Seite saß und kindlich zutraulich mit ihm plauderte.

Wenige Stunden, nachdem Emilie mit ihrem Gatten Schloß Handorf verlassen hatte, traf eine schmerzliche wenn auch längstgefürchtete Nachricht das Ohr des Freiherrn.

Der Arzt, der Reiner bis jetzt behandelt, erschien im Herrenhause und verlangte ihn allein zu sprechen.

Herr von Handorf, der noch von dem Abschiede seines Lieblings Emilie wehmüthig gestimmt war, wurde von einer bangen Ahnung ergriffen, denn er war Tages vorher bei Reiner gewesen und hatte ihn, der schon einen ganzen Monat die Leitung seiner Schule aufgegeben, kränker als jemals gefunden.

Er befand sich noch im Wohnzimmer seiner Gattin, als der Diener ihm den Arzt meldete, und begab sich unverzüglich in sein Wohngemach, in das der Diener den Arzt schon hatte eintreten lassen.

Derselbe trat ihm mit ernster Miene entgegen.

„Es thut mir leid, Herr Baron,“ sagte er, „daß ich in dies Haus, in dem heute ein Freudenfest begangen wurde, eine Trauerbotschaft tragen muß. Ich komme von dem armen Reiner, um Ihnen seine letz-

ten Grüße zu bringen, begleitet von der Bitte, seine hülflose Waise nicht zu verlassen.

Der Freiherr drückte dem Arzte die Hand.

„Er ruhe im Frieden," versetzte er. „Was uns trösten muß, lieber Doctor, ist der Gedanke, daß wir unsere Pflicht gegen den braven Mann gethan. Sie haben ihm die letzten Stunden weniger schmerzvoll gemacht, und ich das Gespenst des Mangels von ihm und seinem Kinde ferngehalten. Aber es brauchte der letzten Bitte des nun Verblichenen nicht. Ich habe heute die zweite Tochter meines Bluts verloren, denn von der Stunde an, wo der Spruch der Schrift in's Leben tritt: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen, da erlischt die Liebe zu den Eltern zur größeren Hälfte in der Brust des Weibes, so will es Gott, so will es die Natur. Dafür will ich mir jetzt eine andere Tochter gewinnen. Sie soll das Kind meiner Herzensliebe sein. Kommen Sie, Doctor, gehen wir auf der Stelle fort, um der armen Marie, die den ersten Vater bitterlich beweint, in mir einen zweiten Vater zu geben. Sobald der frische Grabhügel den Gestorbenen deckt, führe ich die Kleine an meiner Hand in dies Haus. Sie soll mein Pflegekind und ich will ihr ein treuer zärtlicher Vater sein."

Drittes Capitel.

Des armen Kindes Rosenzeit.

Drei Tage später fand der von seinen Leiden erlös'te Reiner seine stille ewige Ruhestätte auf dem Platze, wo seine vorangegangenen Lieben eingesargt waren.

Nebst den Landleuten, die den wackeren Lehrer aufrichtig geschätzt und ihrer Kinder, die ihn wahrhaft geliebt hatten, folgten dem einfachen, jedoch reich mit Kränzen geschmückten Sarge Herr von Handorf und die von Thränen überströmte Marie.

Das vom Tischler gezimmerte Haus des Todten wurde in die Erde gesenkt. Dann dröhnten die letzten Schollen Erde auf demselben und der Todtengräber schaufelte mit gleichgültigem Gesichte die Oeffnung zu.

Marie hauchte die Heftigkeit ihres Schmerzes um den geliebten Vater an der Brust des Freiherrn aus, der sie in seinen Armen hielt.

Wiederholt flüsterte ihr Herr von Handorf die Worte zu:

„Weine Dich in Gottes Namen aus, mein Kind. Dein Vater hat Dein Thränenopfer verdient, aber denke auch daran, daß Dir ein zweiter Vater zur Seite steht, der Dich nicht minder lieben wird, als der erste."

Endlich gelang es ihm, sie in so weit zu beruhigen, daß sie sich von ihm vom Kirchhofe hinwegführen ließ.

Der Greis und das Kind gingen in's Schloß.

Alfred war schon früh ausgeritten. Frau von Handorf befand sich allein auf ihrem Zimmer, als ihr Gatte, Marie an der Hand, vor sie hintrat und ihr ruhig, aber mit fester Stimme seinen Entschluß, den er früher noch nicht in ihrer Gegenwart ausgesprochen, mittheilte, daß er der Verwais'ten eine Freistatt in seinem Schlosse gewähren und für ihre Erziehung sorgen wolle.

Die gnädige Frau sah die Kleine mit geringschätzender Miene an, hatte aber gegen den Willen ihres Gatten nichts einzuwenden.

„Hm! Das kleine Ding sieht recht gut aus," sagte sie, „und ihre Miene verräth, trotz der verweinten Augen, eine gewisse Intelligenz. Wenn sie einige Jahre mehr zählt, sich gut aufführt, und Beate, meine jetzige Kammerzofe, sich einmal verheirathet, so kann sie ihren Platz einnehmen."

Marie, obwohl der harte Ton und das strenge Gesicht ihr mehr Angst als Vertrauen einflößten, sah doch ein, so jung sie auch noch war, daß sie, sollte der Aufenthalt im Schlosse ihr nicht trübe Tage bereiten, nach dem Wohlgefallen der gnädigen Frau zu streben habe.

Sie trat auf dieselbe zu und küßte ihr die Hand.

„Ich will gut und gehorsam sein," sagte sie, „und wenn ich erst größer bin, die Wohlthaten zu vergelten suchen, welche die gnädige Frau mir armen Kinde erzeigen wird. Ach, ich wüßte ja nicht, was aus mir werden sollte, wenn Sie und der Herr Baron sich meiner nicht annehmen."

„So recht, das heißt vernünftig gesprochen," versetzte die Baronin, und wandte sich dann zu ihrem Manne.

„Wie heißt doch die Kleine noch? Ich habe ihren Namen schon früher gehört, aber wieder vergessen."

„Marie Reiner," erwiderte der Gefragte.

„Gut. Ich werde Beate Befehl ertheilen, ihr in ihrer Kammer einen Platz einzuräumen. Auch kann diese sie in Dingen unterrichten, die auf ihre künftige Stellung bei mir Bezug haben."

Marie wollte auf's Neue der gnädigen Frau danken. Aber der Greis kam ihr zuvor.

„Du weißt mein Zimmer zu finden, Marie," sagte er. „Erwarte mich dort. Ich habe mit der Frau Baronin allein zu reden. In einer Viertelstunde bin ich bei Dir."

Das Kind knixte und gehorchte.

Wie Herr von Handorf mit seiner stolzen Gattin allein war, bat er sie, ihm wenige Minuten ruhig Gehör zu schenken.

„Du irrst," begann er, „wenn Du wähnst, die Erziehung, die ich dem lieblichen Geschöpfe zu geben trachte, ginge darauf hin, sie blos zur Dienerin auszubilden. Das ist aber durchaus nicht meine Absicht. Ich habe dem seligen Reiner, den ich Freund nannte, versprochen, seinem verlassenen Kinde ein zweiter Vater zu sein und ein Vater will nicht, daß sein Kind Zeitlebens die Dienste einer Magd verrichte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Zur Feier in Kirchheimbolanden.

Den Siebenzehn, den Braven,
Die dort die Kugel traf,
Den Tapf'ren, die da schlafen
Den langen Todesschlaf,
Der Schaar aus Rheinlands Gauen,
Im Tode nicht getrennt,
Ihr wollen wir erbauen
Ein stattlich Monument.

Es singen deutsche Barden
Von großen Thaten viel,
Von Fahnen und Standarten,
Von blut'gem Waffenspiel,
Von Helden auserwählet,
Von mancher Ruhmeskron', —
Von eurem Tod erzählet
Kein deutscher Musensohn.

Nicht Ruhm habt ihr erworben,
Den neuen Helden gleich, —
Ihr seid ja nicht gestorben
Für's deutsche Kaiserreich.
Es sprach das Blut, das rothe,
Ja allen Fürsten Hohn,
Drum singt von eurem Tode
Kein deutscher Musensohn.

Kein Siegeslaut entzückte
Das Ohr mit Himmelslust,
Kein Kreuz von Eisen schmückte
Die treue kalte Brust;
Auf eurem Grabe fehlet
Die Fahne schwarz=weiß=roth,
Kein Dichter drum erzählet
Von eurem Heldentod.

Doch sollet ihr mit nichten
Von uns vergessen sein.
Auf eurem Grab errichten
Wir einen Leichenstein,
Daß man in spät'ren Jahren
Noch eure Namen nennt —
Im Herzen wir bewahren
Ein schönes Monument.

* (Eine Hand wäscht die andere.)

Küchenjungfer (kommt in die herzogliche Hofapotheke): Eine schöne Empfehlung vom Herrn Leibkoch und er lasse die Herren in der Apotheke bitten, ihm doch etwas zu schicken, er habe etwas im Magen.

Provisor: So, da hast Du ein Fläschchen Magentropfen für den Herrn Leibkoch und sage ihm: eine schöne Empfehlung von den Herren in der Hofapotheke und diese hätten heute noch nichts im Magen! er solle ihnen auch etwas schicken.

* (Die Manöver-Todten.

General: „Blitz, Hagel, Kreuzmillionendonnerwetter, Ihr verdammten Schlingel und Faullenzer, was macht Ihr da? Indessen Eure Kameraden bei der gräßlichen Hitze sich schlagen und manöveriren, liegt Ihr gemüthlich im Grase, schlaft und macht Nichts!"

Erster Grenadier: „Verzeihen's Excellenz, wir machen derweile die Todten!"

* (Sehr fleißig.) — „Nun, meine liebe Emilie — Du warst recht fleißig während meiner Abwesenheit. — Du strickst ja unaufhörlich! — Am wievielsten Strumpf strickst Du jetzt?"

„Am zweiten, Mama!"

„Wo hast Du den ersten?"

„Mama, den stricke ich, wenn ich mit diesem fertig bin."

* Linchen: „Mama! Nicht wahr, da jetzt Alles, was früher Fuß genannt wurde, Meter heißt, so sagt man nicht mehr „dieser Junge geht barfuß," sondern „dieser Junge geht barometer?" —

Mama: „Wie ungeschickt Du bist: Dies gilt ja nur für's Maaß, sonst müßte man ja auch statt „Barfüßer-Mönche" sagen „Barometermönche."

* Karl Braun hat einen Artikel in den Westermann'schen Monatsheften: „Etwas über deutsche Vornahmen" folgenden Scherz einverleibt: Bekanntlich sagte eine biedere Lausitzerin; „Ich zeichne die ganze Kinderwäsche nur mit S., denn die Namen aller meiner Kinder fangen mit einem Sch an; sie heißen nämlich: Jean, Jenny, Charlotte und George." Eine Wienerin dagegen stellte ihre Kinder dem Norddeutschen vor mit den Worten: „Schaun's, dos is derr Esel (Theresel), dos is der andr' Esel (Andres) und dos is ach 'n Esel (Agnesl)."

Gemeinnütziges.

* (Die Meerzwiebel ein wirksames Rattengift.) Eines der besten Vertilgungsmittel für Ratten und Mäuse, überhaupt aller Nagethiere, ein eigentliches und zwar wirksames Rattengift, da es sehr gern angefressen wird, ist die Meerzwiebel, Scilla maritima, die man in allen Apotheken und Drogueriehandlungen billig kaufen kann.

Man bereitet das Gift also: Man nimmt einige Scheiben von dieser Zwiebel, die so groß wie eine Stoppelrübe ist, hackt sie sehr fein und kocht sie anhaltend mit Fett (Butter oder Schmalz), schüttet das Fett ab, legt es in Teller und setzt dieselben an den von Ratten oder Mäusen besuchten Ort.

Auch kann man mit diesen Zwiebeln Pulver bereiten und zwar also: Man zerhackt die Zwiebeln möglichst fein und reibt sie dann in einem Mörser zu einem Brei und macht mit diesem und Mehl, so viel wie nöthig, einen Teig, den man wie Nudelteig auswirkt, so dünn wie möglich, in kleine Stücke schneidet und auf Papier an mäßiger Wärme, etwa auf dem Ofen trocknen läßt. Nachher zerstößt man diesen Teig zu feinem Pulver, welches man als Gift benutzt. Es läßt sich auf diese Weise in guten Blechbüchsen oder Holzschachteln lange aufbewahren. Man kann dasselbe auch bei Lockspeisen beimischen.

Verantwortlicher Redacteur S. Liebmann.
Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 54. Kaiserslautern, 7. Juli **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Die barmherzige Schwester.

Nach dem Französischen des Alex Guiraud.

Für immer habe ich verlassen meines Vaters Haus,
Wohl weinten meine Schwestern und die Mutter weint mit ihnen;
Doch ob das Scheiden traurig auch und schmerzlich mir erschienen
Du söhntest mich mein Heiland, stets mit meinem Loose aus.

Erlöser, der für mich gestorben, ich gehöre Dir!
Du sendest reichlich Tröstung mir hernieder auf die Erde,
Und ich — die tröstet — fleh' damit ich selbst getröstet werde;
Ich folgte als Du riefest mir, d'rum stärke mich auch hier.

Ich kannte nicht die Welt als ich sie glücklich einst verließ.
Ich konnt' nicht hassen sie, und doch muß ich sie jetzt bedauern.
„Wärst Du bekannt mir ihr, nicht würdest Du Dein Geh'n bedauern!"
So sagte, sterbend, mir ein Greis, den grausam sie verstieß.

Wohl zeigen oft sich Bilder mir aus ihrer kurzen Lust,
Noch höre ich in mir der Meinen traurig Abschieds-Klagen.
O, lasse mich Dein Kreuz umarmen, laß mich nicht verzagen!
Denn nimmer darf ich schmiegen mich an meiner Mutter Brust.

Was sucht ihr Lichtgestalten längst vergang'ner Tage hier?
Was naht ihr euch verstohlen mir die Einsamkeit zu trüben?
Was kümmert mich der Menschen, mich der Erde Glück und Lieben?
O flieht! Der Name Welt allein schon kündet Schrecken mir.

Der Armenpflege widme ich mit Liebe meine Zeit;
Mit Glückes-Hoffnung nähre ich die armen Waisenknaben;
Mich segnet still der Kranke, den der Schwester Worte laben,
Und meinen Himmel suche in dieser Dürftigkeit.

Gott, Deine Magd ist, sorgend hier an diesem stillen Ort,
Dem armen Waisen-Kinde Mutter, Kind dem armen Greise;
Dem kranken Bettler Stab und Trost auf seiner Himmelsreise;
So wirk' zu Deinem Preis und Ruhm ich, Ew'ger, fort und fort.

O liebe Schwestern! während ihr von Fest zu Festen geht,
Und euer reiches Lockenhaar mit duft'gen Blüthen schmücket,
Indeß die Mutterliebe euch in's trunk'ne Auge blicket,
Welk' weinend ich wie eine Blume die der Sturm verweht.

O süße Bilder meiner Jugendzeit ihr kommt; zu wahr,
Ach, spiegelt mir der Traum hier wieder eure Süßigkeiten!
Den Kuß von meiner Mutter Lippen und des Balles Freuden,
Den Schwestern folgen seh' ich mich mit Rosen in dem Haar.

Welch' eitles Bild, das in der Andacht heil'gem Morgenroth
Durch Reiz mich will verwirren und die Welt mir zeigt im Schönen.
Fort! Fort! Hörst Du denn nicht die Trauerglocke klagend tönen?
Am dumpfen Schmerzenslager harret Krankheit mein und Noth.

„Mein Leiden endet Gott!" so sagte mir ein armes Kind,
„Ich arme Waise sterbe und hab' Eltern nie gesehen."
Ich hab' verlassen sie. Wie faßt mich da der Sehnsucht Wehen
Und uns're Thränen mischten sich; der Schmerz ward wieder lind.

Ich hatte liebe Eltern einst, doch ich vergesse sie
Wenn eine and're, heil'ge Flamme glüht in meiner Seele;
Wenn kraftlos noch der Arme welchem ich von Gott erzähle,
Mir sterbend drückt die Hand und sterbend er der Welt verzieh.

Der Sünder fühlt sich nicht verlassen in der letzten Stund',
Ihn tröstet noch mein frommes Wort und ruhig kann er scheiden;
Und er, der Todte, tröstet mich in meinen eig'nen Leiden:
Er gibt den leeren Schein der eiteln, falschen Welt mir kund.

Ich seh' ein freud'ges Leuchten noch in seinem letzten Blick,
Aus welchem seel'ge Hoffnung spricht, entsprungen festem Glauben,
Daß sich die ew'ge Liebe naht, dem Tod die Macht zu rauben.
Ich finde Trost, denn diese Liebe lenkt auch mein Geschick.

F. H.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(8. Fortsetzung.)

Doch es ist nicht allein dies Versprechen, es ist auch die Liebe, die ich zu Marie gefaßt habe, die mich bestimmt, ihr ein anständigeres Loos zu bereiten."

Die Baronin warf höhnisch die Lippe auf.

„Und wodurch hat dies — dies Schulmeisterkind dem Herrn Baron solche zärtlichen Gefühle eingeflößt?" fragte sie.

„Ich liebe Marie," versetzte er mit erhöhtem Tone, „weil sie dem Kinde, das bei ihrer Mutter kein Herz

für sich fand, die traurigen Jugendjahre durch schwesterliche Liebe erträglich machte. Ich brauche Dir wohl nicht den Namen des Kindes zu nennen, Dein Gewissen wird ihn Dir sagen. Genug, ich habe mich oft, des häuslichen Friedens willen, Deinen Wünschen gefügt. In diesem Falle aber werde ich nach meinem Belieben handeln. Marie soll in meinem Herzen die Stelle unserer seligen Bertha vertreten und weder Dein Spott, noch Dein Zorn, soll mich von diesem Entschlusse abbringen."

Frau von Handorf zuckte die Achseln.

„Das Sprichwort hat einmal wieder Recht," sagte sie. „Alter schützt vor Thorheit nicht. Ich wage es nicht, dem gestrengen Herrn zu widersprechen. Aber ich richte die demüthige Bitte an ihn, dafür Sorge zu tragen, daß mir diese dem Dorf entstammte Pflegetochter so wenig als möglich vor Augen komme."

„Diese Bitte kann ich Dir nicht erfüllen," entgegnete der Greis ruhig, „denn es ist mein sehnlichster Wunsch, daß es der Kleinen gelingen möge, von der Gattin ihres Pflegevaters mit weniger ungünstigen Blicken betrachtet zu werden. Und wie ich Marie kenne, wird sie es bald dazu bringen. Die göttliche Kraft, die einst Moses beseelte, befähigte ihn, Wasser aus harten Felsen zu schlagen. Das engelgleiche Wesen meiner Pflegetochter, das nicht minder göttlichen Ursprungs ist, wird auch Dein stolzes Herz früher oder später rühren und Du wirst es mir noch danken, daß ich sie hierhergeführt habe."

Nach diesen Worten verließ der Freiherr die ihm spöttisch nachblickende Gemahlin und begab sich zu dem Kinde, das er in gramvolle Gedanken an den verstorbenen Vater versunken fand.

Er nahm auf dem Sopha Platz, winkte Marie zu sich und zog sie auf seine Kniee.

„So, nun bist Du im Hause Deines neuen Vaters," sagte er sanft, „und Du brauchst es nicht eher wieder zu verlassen, als bis es Dein eigener Wille ist. So groß Dein Verlust, mein Kind, die Zeit und meine Liebe werden ihn heilen. Deine frühere Heiterkeit wird zurückkehren und Du wirst mich wieder so freundlich anlächeln, wie in der Zeit, wo das Schicksal Dich noch nicht so hart geprüft hatte."

Die Kleine wischte sich die Thränen mit ihrem Schnupftuche ab.

„Ich will es versuchen, nicht mehr so viel zu weinen," versetzte sie. „Der liebe Gott hat ja das Gebet meines seeligen Vaters erhört. Ich habe bei Ihnen eine neue Heimath gefunden, gnädiger Herr."

„Gewiß, das hast Du. Aber Du mußt mich jetzt nicht mehr gnädiger Herr nennen."

Marie sah den Greis fragend an.

„Wie denn, Herr Baron?"

„Vater, mein Kind."

„Aber — schickt sich das auch für mich?"

„Ich erlaube es Dir, ja, ich wünsche es sogar, mein — mein liebes Pflegetöchterchen. Also, wie mußt Du künftig zu mir sprechen?"

Marie, welche vorher die Augen gesenkt, schlug sie jetzt wieder empor. Die Zärtlichkeit, die aus der Miene des würdigen alten Herrn sprach, überwältigte sie. Sie schlang beide Arme um seinen Hals und rief:

„Vater, mein guter neuer Vater!"

„Und nun höre mich an, mein Kind," fuhr der Freiherr fort. „Meine Liebe hast Du für alle Zeit gewonnen. Aber das ist nicht genug, soll Dir das Leben in meinem Hause ganz und gar ungetrübt verfließen. Du mußt auch die Zuneigung meiner Gemahlin zu erwerben suchen. Du kennst sie, sie ist eine strenge, stolze Dame, die von allen ihren Untergebenen Unterwürfigkeit und Demuth verlangt. Ich werde Dir Gelegenheit geben, Dich ihr so oft als möglich zu nähern. Sei aufmerksam auf ihre Wünsche, ihre Befehle. Schilt sie einmal mit Dir, ertrage es ohne Murren. Giebt sie Dir irgend einen Auftrag, führe ihn schnell und pünktlich aus und vor Allem vergiß' nicht, ihr die Dankbarkeit Deines Herzens in jeder Weise zu offenbaren."

Die Kleine hatte aufmerksam zugehört.

„Die Gemahlin meines guten Vaters soll nicht über mich zu klagen haben," erwiderte sie. „Ich werde Alles thun, was Sie — was Du mir gesagt hast."

Noch denselben Tag ließ Herr von Handorf für sein Pflegekind ein Stübchen einrichten, das sich in der Nähe seines Wohnzimmers befand. Es war hell und freundlich und die Fenster desselben gingen nach dem Schloßgarten hinaus.

Um Marie von dem Grame um den verblichenen Vater abzulenken und sie zu beschäftigen, hielt der Freiherr es für nöthig, eine gebildete, im mittleren Alter stehende Dame als Erzieherin für sie zu engagiren, denn Emiliens Gouvernante war ein Jahr vor deren Verheirathung von der gnädigen Frau fortgeschickt worden.

Er wandte sich deßhalb an seinen Hausarzt, der, wie Herr von Handorf wußte, mehrere hochgebildete Freunde in der zunächst liegenden großen Stadt besaß.

Dieser versprach, augenblicklich in dieser Angelegenheit Briefe abzusenden und hielt Wort.

Nach zwei Wochen traf die gewünschte Erzieherin auf Handorf ein. Es war eine in den dreißiger Jahren stehende Dame, auf deren Gesicht die Natur den Stempel einer außergewöhnlichen Gutmüthigkeit und Sanftmuth gedrückt hatte.

Von Herrn von Handorf wurde sie freundlich, von dessen Gemahlin aber kalt empfangen, da diese es lächerlich fand, daß mit dem Schulmeisterkinde so viele Umstände gemacht wurden.

Fräulein Herbert, so hieß die Gouvernante, der ein Zimmer neben dem der Kleinen eingeräumt wurde, zeigte schon in den ersten Lehrstunden, bei denen der Greis anwesend, daß sie die zu einer tüchtigen Erzieherin nöthigen Kenntnisse mit einer zweckmäßigen Unterrichtsmethode vereinte. Das geistig begabte Kind lernte leicht und zu besonderem Vergnügen des Pflege-

vaters mit einer Freudigkeit, die aus dem Herzen kam. — Im Hause ihres verstorbenen Vaters hatte sie nur den gewöhnlichen Elementar-Unterricht, wie er in einer Dorfschule ertheilt wird, empfangen. Jetzt wurde sie von Fräul. Herbert in mehreren fremden Sprachen, wie in der Musik, unterrichtet.

Zu letzterem Zwecke hatte Herr von Handorf, obwohl seine Gattin dazu die Stirne runzelte, das Clavier seiner verheiratheten Tochter, dessen diese jetzt nicht mehr bedurfte, in das Zimmer der Erzieherin tragen lassen.

Nach zwei Monaten war das Bestreben des Greises, den anfangs noch immer wieder ausbrechenden Schmerz, der dem geliebten todten Vater galt, so zu mildern, daß Marie wieder zu lächeln vermochte, vom Gelingen gekrönt, und nur, wenn sie das Kreuz, das der Freiherr auf den Grabhügel Reiners hatte setzen lassen, mit einem frischen Kranze schmückte, tropften ihre Thränen auf die jetzt schon grünende Erhöhung nieder.

So floß Mariens Leben still und friedlich dahin, getheilt zwischen den Lehrstunden und den traulichen Gesprächen, die sie mit der Erzieherin, welche ihrer Schülerin in der kurzen Zeit schon ihre Liebe zugewendet, und dem Pflegevater führte.

Ebenso wohlthätig wie Letzterer auf ihre Stimmung, hatte sie auf sein umdüstertes Gemüth gewirkt.

Ein ganzes Jahrlang nach Bertha's Hinscheiden hatte man den alten Herrn nicht lächeln sehen und nach der Trauung von Emilien hatte er die weißen Brauen noch dichter zusammengezogen. Jetzt aber lag wieder der Sonnenschein der Heiterkeit auf den faltigen Zügen, und geschah es doch wieder einmal, daß die Erinnerung an sein vergangenes Glück sein Auge trübte, so durfte die silberklingende Stimme Mariens ihm nur zurufen: „Nicht weinen, mein lieber, herziger Papa! Ich thue es ja auch nicht mehr!“ und die Wolken verschwanden von seiner Stirne.

Mit der stolzen gnädigen Frau war Marie in der verflossenen Zeit oft zusammengekommen. Herr von Handorf hatte sie nicht blos zu seiner Gemahlin in's Zimmer geführt, sondern es auch veranstaltet, daß sie wenn die Baronin im Schloßgarten spazieren ging, diese zuweilen begrüßen, ihr die Hand küssen und für die Wohlthaten, die sie empfing, danken konnte.

Aber das liebliche Gesicht der Kleinen, die sanfte rührende Stimme hatte nicht die gewünschte Wirkung. Frau von Handorf begegnete ihr zwar nicht hart und abstoßend — so viel Rücksicht war sie ihrem Gatten schuldig — aber sie blieb kalt, gemessen und schweigsam gegen sie und suchte so schnell als möglich aus ihrer Nähe zu kommen.

Herr von Handorf sah mit Bedauern, daß alle Versuche seines Lieblings fehlschlugen, die Gunst seiner stolzen Gattin zu erlangen.

Doch hegte er noch eine Hoffnung, das war die Rückkehr der Frau von Herbstau von ihrer Hochzeitsreise, die binnen wenigen Wochen erfolgen mußte.

Emilie kannte Marie. Sie wußte, mit welcher Zärtlichkeit diese an Bertha gehangen. Sie hatte die heißen Thränen der Kleinen an deren Sarge fließen sehen. Vielleicht, so dachte der Freiherr, gelingt es ihr, welche von der Mutter vergöttert wird, diese günstiger gegen mein Pflegekind zu stimmen.

Der von beiden Eltern ersehnte Tag kam endlich heran. Emilie hatte vorher geschrieben, zu welcher Stunde sie mit ihrem Gatten auf Handorf eintreffen werde. Die jungen Gatten sollten, so hatte Frau von Handorf es angeordnet, gewissermaßen feierlich empfangen werden. Die Schloßportale wurde reich mit Blumen und Eichenlaub bekränzt. Der aus Rosen gebildete Namenszug der Vermählten prangte über der Pforte, Musikanten, aus dem nächsten Städtchen herbeigeholt, standen auf einer Tribüne neben dem Eingange. Die ziemlich zahlreiche Dienerschaft, festlich gekleidet, bildete Spalier. Mehrere Freunde und Freundinnen aus der Nachbarschaft hatten sich auch eingefunden, das junge Paar zu begrüßen. Der Freiherr, seine Gemahlin und Alfred hatten den Platz unter dem Portale gewählt. Unfern von ihnen befand sich Fräulein Herbert mit ihrem Zögling. Mariens Pflegevater hatte gewünscht, daß auch sie beim Willkommen freundliche Worte an Emilie richten solle. Die Kleine hatte zu diesem Tage einen neuen, zwar einfachen, aber doch modern geschmackvollen Anzug von dem alten Herrn zum Geschenk erhalten. Ihr glänzendes Haar, mit einem Kranz von natürlichen Rosen geschmückt, fiel in reichen Locken auf ihre Schultern hernieder. Der Greis hatte diesen Schmuck gewollt und die Erzieherin war dabei thätig gewesen. Obwohl Marie sich nicht vordrängte, waren die Blicke der anwesenden Freunde der Familie doch auf sie gefallen und alle erklärten, nur selten ein so liebliches Geschöpf gesehen zu haben. Selbst Alfred, der Sohn des Hauses, der sich bis dahin wenig oder gar nicht um den Pflegling seines Vaters gekümmert, verschlang sie fast mit den Augen. Seine Gedanken waren: Alle Wetter, die muß famos aussehen, wenn sie erst ausgewachsen ist.

Die Gesellschaft hatte nicht gar zu lange zu warten.

Das Rollen eines Wagens von der Fahrstraße her wurde hörbar.

„Sie kommen, sie kommen!“ ertönte es in dem fröhlichen Kreise.

Wenige Minuten später fuhr die Reisekalesche, in der Graf von Herbstau, seine Gattin und der alte Graf saßen, in den Schloßhof. Letztgenannter Herr war ihnen entgegengeeilt, um den ersten Willkommenskuß von seinem Sohne und der holden Schwiegertochter zu empfangen.

Lauter Jubel, von den Klängen der Musik begleitet, erscholl.

Die glücklichen Reisenden stiegen aus. Zahllose Umarmungen erfolgten. Dann wollte Emilie mit ihrem Gatten das Schloß betreten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Wie der Gemeinderath zusammengesetzt sein soll.

1. Aus einem Krämer, weil der auf Alles ein Gewicht legt und Alles abwiegt.
2. Aus einem Geigenmacher, weil uns der immer andere Saiten aufziehen kann.
3. Aus einem Schuhmacher, weil nur der es weiß, wo Einen der Schuh drückt, und was oft für Stiefeln gemacht werden.
4. Aus einem Schlosser, weil der uns über jeden Punct Aufschluß geben kann!
5. Aus einem Schäffler, weil der Alles reiflich überlegt.
6. Aus einem Wundarzt, weil der für jede Wunde das richtige Pflaster gibt.
7. Aus einem Kapellmeister, weil der zu Allem den richtigen Takt zu geben weiß.
8. Aus einem Nagelschmied, weil er den Nagel auf den rechten Kopf trifft, und
9. Aus einem Wirth, weil er uns reinen Wein einschenken kann.

---

* (Mittelalterliches Kaffee-Verbot.) — Ein an „Ehrw. Pfarrer Blume in Mengeringhausen" gerichteter Erlaß der fürstlich waldeckischen Regierung vom Jahre 1775 lautet nach einer Mittheilung der „K. Z." buchstäblich, wie folgt: „Unsern günstigen Gruß zuvor Ehrwürdig und Wohlgelahrter, Sonders guter Freund! Obgleich §pho 8 der Kaffee-Verordnung bei 10 Rthlr. Strafe verbothen ist, denen Wäsch- und Büglerinnen weder selbst Caffee zu reichen, noch ihnen solchen für ihr Geld trinken, zugestatten; So haben wir nichts desto weniger zu vernehmen gehabt, daß von dem ein und andern Hausvater und Hausmutter dieses Verbot überschritten worden. Auf Serenissimi ausdrücklichen Befehl wird daher der Inhalt jenen §phi 8 der Caffee-Verordnung, zur Beförderung der denunciationen dahin erweitert, daß nicht nur jeder Denunciant, welcher eine solche contravention der Ortsobrigkeit anzeigen wird, die auf diesen Ueberschritt gesetzte 10 Rthlr. Strafe zur Vergeltung erhalten, sondern daß auch sogar derjenigen Wäsch- und Büglerin, welche, daß ihr von der ein oder andern Herrschaft Caffee gereicht worden, denunciiret, ob obige Strafe von 10 Rthlr. zur Belohnung zu theil werden soll Damit nun diese weitere Verordnung zu jedermanns Wissenschaft gelange; So habt ihr solche den nächsten Sonntag von der Kanzel zu publiciren, und wie solches geschehen, binnen 14 Tagen anhero zu berichten. Wornach ihr euch zu achten. Arolsen den 18. Mai 1775. Fürstl. Waldeck. zur Regierung verordnete Präsident, Vice-Cantzler und Regierungsräthe daselbsten. Zlrbst

* Die 5 Stufen des Verbrechens sind nach moderner Anschauung: 1) Wer eine Million stehlt, ist nur ein Financier; 2) Wer eine halbe Million stiehlt ist ein Gesetzesübertreter; 3) Wer 100.000 fl. stiehlt, ist schon ein Spitzbube; 4) Wer 50,000 fl. stiehlt, ist bereits ein Schucke; 5) Wer aber einen Laib Brod oder ein paar Stiefel stiehlt, ist ein ganz gemeiner Kerl, der Zuchthaus und Galgen verdient!

* (Etikette.) Zur Zeit der Kaiserin Anna († 1740) bestand in Rußland die höfliche Sitte, daß sich in Gegenwart der Monarchin keine Dame setzen durfte. Dieser Zwang der Etikette fiel ganz besonders einer Dame schwer, die wegen ihrer ausgezeichneten Gabe, gut zu erzählen und gut vorzulesen, bei der Kaiserin sehr beliebt war und darum oft stundenlang das unbequeme Glück genoß die Monarchin unterhalten zu müssen. Um nun die Etikette nicht zu verletzen und doch die Kräfte der Erzählerin zu schonen, ersann man folgenden sonderbaren Ausweg. Die erzählende Dame durfte sich auf einen Stuhl in der Ecke des Zimmers setzen, aber vor ihr mußte eine jüngere Dame stehen die mit ihrem Reifrocke die Sitzende so vollständig bedeckte, daß die Kaiserin nicht das Geringste von ihr sehen konnte.

Gemeinnütziges.

* (Fleckenreinigung.) Folgende Mischung beseitigt alle von Tinte, Früchten, Farben, Säuren rc. herrührenden Flecken aus Seide, Leinwand, Wollenstoff rc.: vier Theelöffel voll Ammoniakspiritus, ebenso viel Alkohol und ein Theelöffel voll Kochsalz wohl vermischt und in einer Flasche aufbewahrt. Beim Gebrauch wird ein Schwamm benutzt.

* (Arrangement von Blumen.) Es ist eine Kunst, welche Gold einträgt, Blumen geschickt in einen Strauß zu arrangiren, und nicht einmal alle Gärtner (oder Gärtnerinnen) verstehen diese Kunst. Ob Blumen harmonisch oder contrastirend gruppirt werden sollen, richtet sich nach dem Geschmack des Einzelnen. In der Regel gefällt mehr der Contrast. So ist Grün der Gegensatz von Roth, Himmelblau contrastirt mit Orange, Gelb mit Violett, Blau mit Orangeroth, Indigo mit Orangegelb, Violett mit Saftgrün, Weiß mit Blau oder Orange, oder noch besser mit Roth oder Violett und dabei muß berücksichtigt werden, daß Weiß und Roth stets viel grünes Blätterwerk um sich haben müssen. Man findet den Contrast selbst heraus, wenn man eine Blume auf weißes Papier legt, anhaltend starr darauf sieht und dann plötzlich den Blick auf eine andere Stelle des Papiers richtet. Hier erscheint die contrastirende Farbe.

Verantwortlicher Redacteur S. Liebmann.
Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 55. Kaiserslautern, 10. Juli 1872.

* Fröhliche Fahrt.

Von E. Höfer.

O glücklich, wer zum Liebchen zieht
In blaue Fern hinaus,
Da tanzt der Schritt, da klingt das Lied,
Da blitzt der Sonnenschein.
Es sagt kein Wort, es singt kein Lied
Das Glück so frisch und rein:
O glücklich, wer zum Liebchen zieht
In blaue Fern' hinein!

Hinaus, hinaus mit Sing und Sang,
Hinaus in's Blau, in's Blau!
Der Tag mit klarem Fittig faul
Auf Wald und Busch und Au.
Was zaghaft Dir das Herz umschlingt,
Wirf's ab, Du altes Haus,
Und zieh' noch einmal luftbeschwingt
Zur Ferne froh hinaus.

Und wie Du gehst, es grünt und schlingt
Sich üpp'ger stets empor,
Aus Flur und Wald und Thal, da ringt
Ein Blüthenmeer hervor,
Es geht zu ihr, zu ihr hinaus!
Verstehst Du's auch, Gesell?
O putz' Dir Herz und Augen aus
Und blicke sonnenhell:

Und weiter, immer weiter geht's
Zu ihr, zu ihr hinaus,
Bei ihr da hält der Frühling stets
Mit hellem Jubel Haus.
Es tanzt der Schritt, es klingt das Lied,
Es blitzt der Sonnenschein:
O glücklich, wer zum Liebchen zieht
In blaue Fern hinein!

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(9. Fortsetzung.)

Ehe das aber geschah, trat Marie, die bisher den Augen der jungen Gräfin noch verborgen geblieben, auf einen Wink des Freiherrn schnell an sie heran, knixte und sprach schüchtern, aber mit seelenvollem Tone ein kurzes Begrüßungsgedicht, das Fräulein Herbert für sie verfaßt hatte. Die letzten Zeilen desselben besagten, daß Herr von Handorf die verlassene Waise in väterlichen Schutz genommen und enthielten die Bitte, ihr nicht zu zürnen, daß sie es wage, mit diesen unbedeutenden, aber gutgemeinten Versen sie zu begrüßen.

Diese Bitte war überflüssig. Emilie, die Marie augenblicklich wiedererkannte, war entzückt von dem holden Wesen des Kindes. Sie umarmte und küßte Marie und sagte dann laut und freudig zu ihrem Vater:

„Papa, das hast Du gut gemacht. So habe ich ja wieder ein Schwesterchen bekommen, das meine Liebe verdient und welches auch mich lieben wird. Schicke mir Marie, so oft es angeht, nach Herbstau. Es wird mir viel Vergnügen gewähren, das liebliche Kind auf ein Paar Tage bei mir zu sehen."

Die jungen Gatten und der alte Graf von Herbstau blieben drei Tage auf Handorf, die durch verschiedene ihnen zu Ehren gegebene Feste ausgefüllt wurden. In der Zeit hatte der Freiherr Gelegenheit gefunden, die Gräfin von der Abneigung ihrer Mutter gegen Marie Reiner zu unterrichten. Emilie versprach vermittelnd aufzutreten. Was sie beabsichtigte, gelang ihr wenigstens so weit, daß Frau von Handorf, die der innigen Bitte der reizenden Tochter nicht zu widerstehen vermochte, der kleinen Reiner mit ihr zu sprechen vergönnte und ihre Hand nicht mehr mit dem feinen Spitzentuche abwischte, wenn Marie sie geküßt hatte. Aber ihre Gunst in erhöhterem Grade zu erwerben, sollte ihr erst viele Wochen nach der Abreise der Gräfin von Herbstau nach dem Gute ihres Mannes gelingen. Und dazu mußte ein unerwarteter glücklicher Zufall die Hand bieten.

Eines Tages waren die Lehrstunden, welche Marie von ihrer Gouvernante erhielt, früher als gewöhnlich beendigt.

Die Kleine hatte ihre Aufgaben in fremden Sprachen mit erstaunlicher Schnelligkeit und so zur Zufriedenheit der Lehrerin gemacht, daß diese ihr erlaubt hatte, die Zeit bis zur einbrechenden Dämmerung im Schloßgarten zu verbringen, wo Marie einige Beete besaß, die ihr von ihrem Pflegevater zugewiesen worden. Sie durfte dieselben gleichsam als ihr Eigenthum betrachten und konnte darauf säen und pflanzen, was ihr beliebte. Die Beete zeigten jetzt schon eine Fülle der schönsten Frühlingsblumen. Sie waren herrlich gediehen, denn der alte Schloßgärtner, mit dem Marie gern und freundlich plauderte, hatte ihr die Blumen pflanzen helfen und sie gelehrt, wie sie zu behandeln wären, sollten sie nicht allzuschnell in der warmen Jahreszeit dahinwelken.

So oft die Kleine im Garten war, machte sie sich bei diesem, ihrem Lieblingsplätzchen, zu schaffen.

Der Freiherr hatte für sie eine kleine Gießkanne aus der Stadt kommen lassen und der Gärtner ihr eine Blumenscheere besorgt, um die vertrockneten Stengel und Blätter damit abzuschneiden.

Wenn Marie an ihrer kleinen Pflanzung herumhandirte, dann leuchteten ihre Augen vor Vergnügen und ihre feinen rosigen Lippen trällerten heitere Melodien, die sie von Fräulein Herbert auf dem Clavier hatte spielen hören. Oft auch sprach sie mit den Blumen, als wenn es lebendige, vernünftige Geschöpfe wären, welche sie zu verstehen vermochten und gab ihnen allerhand Schmeichelnamen. Die größte Freude aber, die sie an ihrer Schöpfung hatte, war, daß sie ihrem Wohlthäter, dem alten Freiherrn, der die Blumen nicht minder liebte, als sie es that, mehrere Male in der Woche einen frischen, sinnig geordneten Strauß überreichen konnte, wofür ihr immer eine herzliche Umarmung zum Lohn wurde.

Auch die stolze gnädige Frau erhielt oft Blumen von Marie. Doch der Dank, den sie von dieser für ihre Aufmerksamkeit empfing, bestand nur in einem herablassenden Kopfnicken, was die Kleine indessen schon als einen hohen Beweis von Gunst hielt, da sie sich noch der Abneigung erinnerte, welche die strenge Dame anfangs gegen sie gezeigt hatte.

Marie, die sich, wie oben gesagt, in den Garten begeben, hatte eben Wasser aus einem an der Seite des Gartens liegenden Brunnen geschöpft und war zu dem größten ihrer Beete hingetreten, das eine reichliche Begießung erheischte, da die an diesem Tage ungewöhnlich warm scheinende Sonne die Erde ausgetrocknet hatte.

Als sie sich niederbückte, um die kleine Gießkanne in Thätigkeit zu setzen, hörte sie über sich ein Flattern, das nur von einem großen Vogel herrühren konnte.

Sie stellte die Gießkanne hin, sah auf und erblickte den kleinen grünen Papagei, der, wie sie wußte, der gefiederte Liebling der gnädigen Frau war und viele Worte zusammenhängend sprechen konnte.

Dieser Vogel, dem die Flügel gestutzt waren, flog auf das ungefähr dreißig Schritte entfernte Taubenhaus, von dessen runder Kuppel er aber abrutschte, und, da seine Schwingen zur Hälfte gelähmt, in einen dicht an dem Häuschen stehenden Busch fiel.

In demselben Augenblicke stürzte Beate, das junge Kammermädchen der Baronin, aus dem Schlosse in den Garten.

„Der Papagei ist aus dem Fenster geflogen," schrie sie. „Die gnädige Frau ist außer sich. Du weißt, Marie, was sie auf das Thier hält. Ich war schuld, ich habe das Fenster offen gelassen. Wenn ich die Lore nicht wiederbringe, jagt sie mich fort. Ach Gott, ach Gott, ich unglückliches Geschöpf!"

„Weinen Sie nicht, Beate," versetzte Marie. „Ich habe gesehen, wo die Lore hinflog. Da, dort sitzt sie im Busche. Kommen Sie mit. Es wird uns schon gelingen, sie wieder einzufangen!"

Sie schritt schnell vorwärts, der erwähnten Stelle zu und das vor Angst zitternde Kammermädchen folgte ihr.

Schon waren Beide dem Busche genaht und konnten durch die Blätter die glänzenden Federn des Flüchtlings erblicken.

„Nun wollen wir uns bücken und ihn locken," sagte Marie.

„Lore, Lore, komm' Zuckerlore," flötete sie mit ihrer weichen Stimme.

Der Vogel horchte auf diese Schmeichelworte und schien Marie entgegenkommen zu wollen.

Da wurde der Versuch, ihn wieder einzufangen, plötzlich durch einen, beide Mädchen erschreckenden Zwischenfall gestört.

Mit der Schnelligkeit des Windes sprang eine große weiße Katze herbei. Sie hatte auf der Schloßmauer ihre Nachmittagsruhe gehalten und von dort den im Busche hockenden Vogel bemerkt. Mit tigerartig funkelnden Augen und dem Tone, den man in der nordischen Volkssprache „Prusten" nennt, flog sie in den Busch und ebenso schnell hatte sie mit ihren scharfen Klauen den Liebling der gnädigen Frau gepackt, um ihn zur Vesper zu verzehren.

Beate, die eine angeborne Furcht vor Katzen hatte, schrie laut auf und lief händeringend davon.

Nicht so that Marie. Bei ihr besiegte das Mitleid die Furcht. Sie sprang der vierbeinigen Mörderin nach, ergriff dieselbe mit beiden Händen am Halse und preßte denselben so heftig, daß die Katze den Vogel fahren ließ, dafür aber sich gegen die kühne Retterin wandte und sie so in die linke Hand biß, daß diese von Blut überströmt wurde.

Aber Marie achtete des Schmerzes nicht, den ihr der Biß verursachte. Sie ergriff mit der Rechten den nur wenig verwundeten Vogel, hob ihn vom Boden auf und barg ihn an ihrer Brust, mit dem Fuße das Raubthier wegstoßend, das auf's Neue geneigt schien, Rache für die ihm so dreist entrissene Beute zu nehmen. Allein der Stoß war so heftig, daß die Katze den Muth verlor und miauend davon schlich.

„Gott sei Dank," rief Marie hochaufathmend. „Das ist geglückt, und die gnädige Frau wird es mir Dank wissen." Dann richtete sie ihre Worte an den Vogel, der zu fühlen schien, wie hochverpflichtet er dem tapferen Kinde sei und mit seinem krummen Schnabel ihre Hand liebkos'te.

„Armes Papchen," sagte sie. „Hast große Gefahr ausgestanden, bist aber doch mit ein Paar ausgerupften Federn davongekommen. Mir ist's freilich nicht so gut ergangen. Ueber die Freude, Dich gerettet zu haben, vergesse ich den Schmerz. Und nun komm', ich will Dich Deiner Gebieterin zurückbringen."

Sie schritt mit dem Vogel der Hinterpforte des Schlosses zu. Doch ehe sie eintrat, erschien Frau von Handorf schon auf der Schwelle und zwar mit vor

Zorn geröthetem Antlitze, denn Beate hatte ihr, auf den Knien um Verzeihung flehend, erzählt, daß der Papagei wahrscheinlich zwischen den Zähnen der Katze sein Leben verhaucht habe.

Die Baronin war freudig überrascht, als sie ihren Liebling lebend an Mariens Brust erblickte.

Sie hatte vom Fenster aus gesehen, was im Garten vorgegangen und deshalb das Schlimmste befürchtet.

Marie knixte und überreichte ihr den Vogel, der seine Todesangst bereits vergessen zu haben schien, denn er rief laut, als er sich wieder bei seiner Herrin befand:

„Gnädige Frau, mach' mein Kompliment!"

Frau von Handorf schalt:

„Böse Lore, werde Dich zur Strafe vier Wochen einsperren. Dann kannst Du mir nicht wieder solchen Schreck einjagen!"

Dann wandte sie sich zu Marien, welche die noch immer blutende Hand hinter sich hielt. Mit freundlicher Miene fragte sie:

„Und Du, liebe Kleine, hast mein Papchen gerettet und Dich nicht vor der bissigen Katze gefürchtet?"

„Das arme Thier that mir so leid," versetzte die Kleine. „Ich hätte es der Katze abgejagt, auch wenn ich nicht gewußt, daß die gnädige Frau so viel darauf hielte."

Frau von Handorf nickte ihr huldvoll zu.

„Du hast mir einen großen Dienst erwiesen," sagte sie. „Er soll nicht unbelohnt bleiben. Während das feige Geschöpf, die Beate, davon lief, hast Du —" sie hielt inne und rief dann erschrocken:

„Mein Gott, was ist das? Kind, Kind, Du blutest ja!"

Dieser Ausruf wurde dadurch veranlaßt, daß die Baronin durch eine Seitenbewegung Mariens bemerkt hatte, daß von der Hand, die sie versteckt hielt, mehrere Blutstropfen auf die Erde gefallen waren.

Die Kleine versuchte trotz des Schmerzes, den sie jetzt und zwar stärker als zuvor empfand, zu lächeln und meinte, sie habe in dem Kampf mit der Katze nur eine kleine Wunde davongetragen, die wohl bald wieder heilen werde.

Aber die Gnädige theilte nicht diese Meinung.

„Schnell, zeige mir Deine Hand," befahl sie.

Marie mußte gehorchen und that es mit einem Zug des Schmerzes in dem lieblichen Gesichte.

Frau von Handorf übergab den Papagei dem Kammermädchen, das indessen herbeigekommen war.

Dann bückte sie sich und sah nach Mariens Wunde.

„Gutes Kind," das ist tiefer gegangen, als Du glaubst," versetzte sie. Komm' schnell mit mir. Ich selbst will Deine Hand verbinden und ein Diener soll nach der Stadt und einen geschickten Wundarzt herbeiholen. Solch' ein Katzenbiß ist oft bösartig und kann schlimme Folgen haben."

Sie nahm die Retterin ihres Lieblings bei der Hand und führte sie auf ihr Zimmer, während Beate mit dem Vogel beschämt der gnädigen Frau folgte.

Ganz ihrer gemessenen und strengen Art entgegen, erwies sich Frau von Handorf nun ungemein liebreich zu Marie.

Beate mußte Binden aus feiner Leinwand schneiden, und nachdem sie eine Schaale frisches Wasser herbeigeholt, wusch Frau von Handorf mit eigener Hand die Wunde des Kindes aus und verband sie. Ehe das aber geschah, hatte sie schon nach einem Wundarzt gesendet.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Marie sich noch niemals einer Umarmung von Seiten der stolzen Frau zu erfreuen gehabt. Jetzt sollte ihr diese hohe Gunst zu Theil werden.

Als die Binden um ihre Hand gelegt waren und sie der gnädigen Frau für ihre Güte gedankt, zog diese sie in ihre Arme und berührte mit den Lippen ihre Wange.

Diese Liebkosung wurde von den Worten begleitet:

„Bist doch ein wackeres Kind, und es ist mir lieb, daß mein Gatte Dich in's Haus gebracht. Von nun an erlaube ich Dir, täglich zu mir zu kommen, ohne erst um Erlaubniß zu bitten. Besonders zur Abendzeit werde ich Dich gern bei mir sehen. Deine Erzieherin sagte mir jüngst, Du könntest so schön und ausdrucksvoll lesen. Ich bin Abends oft allein, seit meine Tochter ihrem Gatten nach Herbstau gefolgt ist. Du sollst mir vorlesen, das wird mir die Langeweile vertreiben. Sonst hat es Beate gethan, aber die lies't so monoton, daß ich immer dabei einschlafe. Wirst Du es auch gern thun, liebe Kleine?

Marie war so ergriffen von der Freundlichkeit der gestrengen Frau, daß sie, in Freudenthränen ausbrechend, mit kindlichem Ungestüm ihre Arme um dieselbe schlang und laut rief:

„Ach, nun bin ich erst recht glücklich, recht glücklich!"

Frau von Handorf küßte sie auf's Neue und brachte sie dann in ihre kleine Wohnstube.

„Der Schreck und der Schmerz haben Dich angegriffen, mein Kind," sagte sie. „Ruhe Dich jetzt ein wenig aus, bis der Wundarzt kommt. Ich denke in zwei Stunden wird er mit Friedrich hier sein. Findet er, daß es mit der Wunde keine Gefahr hat, so erwarte ich Dich heute Abend in meinem Zimmer. Du sollst mit meinem Gatten und mir zu Abend speisen."

Eine halbe Stunde nach diesem für Marie so glücklichen Ereignisse kehrte Herr von Handorf, der nach dem Mittagessen einem zwei Meilen von seinem Gute entfernt wohnenden Freunde in Geschäftssachen einen kurzen Besuch abgestattet, in's Schloß zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Ein Indianerkampf auf der Locomotive.) Die Linie Lippenstein der Pacificbahn zieht sich bekanntlich durch ein von Indianerstämmen bewohntes Territorium, die dabei bleiben, die Locomotiven für phantastische Ungeheuer anzusehen, welche der „große Geist" zur Vertilgung der Rothhäute fabricirt hat. Schon mehrmals hatten die Indianer die Züge aus dem Geleise zu bringen gesucht; sie waren dabei von einem ihrer wildesten Häuptlinge, einem Cherokesen-Indianer Maha, mit dem Beinamen der „Spottvogel," angeführt. Alle ihre Versuche mißglückten; Maha wechselte deßhalb seine Angriffsweise. Am 2. Juni legte er sich bei der Linie in Hinterhalt und es gelang ihm durch außerordentliche Gewandtheit, sich auf einen Wagentritt des von St. Francisco nach Newyork verkehrenden Zuges Nr. 76 zu schwingen. Er schob sich längs des Zuges bis zur Locomotive, tödtete den Heizer mit einem Hiebe des Tomahwk, den Locomotivführer mit einem Messerstich, scalpirte sie und schwang sich auf den Tender, indem er die Scalpe schwang und einen wilden Kriegsgesang heulte. Die Bahnwärter staunten, wie sie den Zug mit unsinniger Geschwindigkeit vorüberbrausen sahen. Die Reisenden stießen Schreckensrufe aus; die Lage war in der That furchtbar; sie flogen einem gewissen Tode entgegen. Endlich opferte sich ein Marineoffizier Namens Henry Piere um die Anderen zu retten Er ergriff einen Dolch, ging auf dem Wagentritt den Zug entlang und sprang auf die Maschine. Der Häuptling stieß sein Kriegsgeschrei aus, indem er den Tomahawk schwang, und nun begann auf den Leichen des Heizers und des Mechanikers ein Kampf Mann gegen Mann. Alle Reisenden lehnten aus den Fenstern und versuchten mit einer leichtbegreiflichen Angst den Vorgang mit anzusehen. Nach einer Minute fiel Herr Piere schwer verwundet zu Füßen des „Spottvogels," der ihn in einem Augenblick scalpirte. Aber während er die Kopfhaut des Besiegten schwang und ein Triumphgeheul ausstieß hatte Hr. Piere noch die Kraft sich plötzlich zu erheben und stieß ihm sein Messer in die Brust. Der Häuptling fiel todt auf das Geleise. Herr Piere schleppte sich bis zur Kurbel, stellte den Dampf ab und nun fiel auch er wieder hin. Der Zug hielt. Man eilte sofort dem braven Offizier zu Hilfe, allein es war zu spät. Zwei Stunden nachher gab er seinen Geist auf.

* Ein Engländer hatte kürzlich in einem Hotel zu Nancy Wohnung genommen und blieb, seines einfachen Anzuges halber, vollkommen vom Wirth unbeachtet, nach dessen Betragen sich auch natürlich die Kellner richteten. Der Fremde erkrankte, wurde auch in dieser Lage nicht behandelt und starb. Der Wirth hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die Papiere seines Gastes zu durchsuchen und staunte nicht wenig, als er aus denselben ersah, daß er die Leiche eines der reichsten Nabobs Englands vor sich hatte. Selbstverständlich telegraphirte er den Verwandten desselben und richtete ein prächtiges Leichenbegängniß her, welches aber zwecklos wurde, da — der Fremde vom Scheintode wieder erwachte. Die Freude, die Liebenswürdigkeit des Wirthes war unbeschreiblich. „Haben Sie denn," fragte er im Laufe der Unterhaltung, zu welcher er jetzt den ganzen Tag Zeit hatte, „während Ihres Scheintodes auch geträumt?" „Gewiß!" erwiederte der Engländer, „das werde ich bei der Table d'hote ausführlich erzählen." Und er erzählte: „Ich träumte, daß ich zum Himmel ging und St. Petrus vor der Himmelsthür sitzend fand, eine kurze Pfeife rauchend und einen mächtigen Krug Bier vor sich. „Darf ich mir die Frage erlauben," sagte er zu mir, „woher Sie kommen?" „Sehr gern!" erwiderte ich. „Ich komme direkt aus Nancy!" „Nancy?" fragte er verwundert, „wo liegt denn das?" „Das wissen Sie nicht, Heiliger Petrus? Haben Sie keinen Atlas hier?" „Gewiß!" meinte er, und holte ihn aus seiner Portierstube. Ich zeigte ihm Nancy. „Richtig," meinte er, „da liegt es! Aber Sie, mein Herr, sind der Erste, der aus Nancy hierherkommt, die anderen muß alle der Teufel geholt haben!"

* Australien besitzt 342 Meilen Eisenbahn und 4,100 M. Telegraph.

Gemeinnütziges.

* Die Ameise scheint den Feldraupen der gefährlichste und erbittertste Feind zu sein, der sie nicht nur verfolgt und erwürgt, sondern den sie auch in blinder Hast fliehen, wennschon sie darüber verhungern. Ein Bericht des Oekonomie-Commissarius Sterneborg aus Lippstadt über die Erfahrungen, welche über das Auftreten der Ameisen gegen die Feldraupen gemacht worden sind, meldet: Im Jahre 1871 war der Garten des Posthalters Ludwig zu Rüthen arg von Raupen heimgesucht. Dem Roth- und Weißkohl drohte gänzliche Vernichtung. Da holte ein Arbeitsmann einen Sack voll großer Waldameisen und streute dieselben über den Kohl. Sofort ergriffen die Raupen die Flucht; in der größten Angst eilten sie über Mauern und Zäune und am andern Tage war im ganzen Garten keine einzige mehr zu sehen.

*** Charade von drei Sylben.**

Pflücke die ersten und bilde das dritte. Das blühende Ganze.
Schmücke in lieblichem Glanz Dir das bescheidene Haupt.
Oft entblättert der Sturm die ersten; die dritte verbleichet, —
Uebe Dulderin dann, was das Ganze Dich lehrt.

Wilibald.

Verantwortlicher Redacteur L. Liebmann.
Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 56. | Kaiserslautern, 14. Juli | 1872.

Zur Feier

der Eröffnung der

III. Pfälzischen Industrie-Ausstellung

in

Kaiserslautern.

Festgruß.

Willkommen, die ihr kommt von Nah und Weit
Aus Stadt und Land!
Willkommen, Alle die ihr Freunde seid
Der fleiß'gen Hand!!!

Willkommen, die ihr kommt von Nah und Weit,
Aus Nord und Süd, vom Osten und vom Westen!
Umhüllt mit ihrem schönsten Feierkleid,
Spricht uns're Stadt zu ihren lieben Gästen:
Seid uns gegrüßt! — Als wir dies Fest geplant
Trat unverhofft ein Krieg mit blut'ger Geißel
Auf die Arena, die wir schon gebahnt
Den Kämpfern mit dem Hammer und dem Meisel.
Tod und Vernichtung herrschten; doch der Sieg,
Und dann der Friede, scheuchten sie von hinnen;
Nun erst — im Schutz des Friedens — dann der Krieg
Der fleiß'gen Hände schöner Kampf beginnen. —
Leicht war das Werk nicht, welches Hand und Geist
Aus Liebe zum Gewerbe unternommen;
Nun ist's vollendet, auf der Schwelle heißt
Die theuern Gäste uns're Stadt willkommen.

Willkommen alle, die ihr Freunde seid
Der fleiß'gen Hand; die kamen a'zublicken
Ein Spiegelbild des Fortschritts uns'rer Zeit —
Reich ausgestellt — in tausend Meisterstücken.
Fleiß mit Geschick bezwang den spröden Stoff,
Ließ ihn in edle, schöne Form sich fügen:
Er mußt' gehorchen, ob der Schweiß auch troff
In schweren Tropfen von des Meisters Zügen.
Solch' schöner Kampf trägt Segen in das Land,
Gießt Glück und Wohlstand aus an allen Stellen;
Ein solcher Kampf der Arbeit fleiß'ger Hand
Nützt Allen und ehrt Meister und Gesellen.
Heut seh'n dem Wettstreit, den die Industrie
Aus uns'rer lieben Pfalz hier unternommen,
Nicht Wen'ge zu. Wir aber grüßen sie.
Die Kämpfer und die Zeugen sind willkommen.

Kaiserslautern, den 14. Juli 1872.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(9. Fortsetzung.)

Sein erster Weg war, wie gewöhnlich, dahin, wo das Herz ihn hinzog, zu Marie, die er in Gesellschaft ihrer Erzieherin fand, welche, da sie auf ihrem Zimmer in einer geistigen Arbeit während des Vorfalls im Garten vertieft gewesen, erst kurz vorher von ihrem Zögling vernommen hatte, was sich zugetragen.

Marie sprang schnell vom Sopha auf, als sie die Schritte ihres geliebten Pflegevaters auf dem Corridor hallen hörte und sprang ihm entgegen.

„Ach, wie gut," daß Du wieder da bist, Papa," rief sie mit glänzenden Augen und freudiger Stimme. „Ich habe Dir von einem großen Glück zu erzählen."

„Ei, das zu hören, wird mir Vergnügen gewähren, mein liebes Töchterchen. Und worin besteht denn dieses Glück?" sagte er, indem er sich niederließ.

Marie wies ihm die verbundene Hand.

„Darin, guter Papa. Erschrick' nicht, diese kleine Wunde hat mir Großes eingetragen. Die gnädige Frau hat mich umarmt und geküßt und liebes Kind genannt."

Und nun erzählte sie mit schnellem heiteren Redefluß, was sie in den Stunden, daß ihr Väterchen vom Schlosse entfernt gewesen, erlebt hatte.

„Wenn Deine Wunde keine schlimmen Folgen hat," versetzte der Greis, „so danke ich Gott, daß Alles so gekommen. Mein langgenährter Wunsch ist dadurch endlich in Erfüllung gegangen. Du besitzest jetzt die Gunst der gnädigen Frau. Daß Du sie festhalten und niemals mißbrauchen wirst, dafür bürgt mir Dein Herz und Dein kluges Köpfchen."

Bald darauf erschien Friedrich mit dem Wundarzt.

Die Wunde wurde von dem erfahrenen Manne genau untersucht. Er erklärte sie ungefährlich, klebte ein Pflaster darauf, befahl, daß dieses einen um den andern Tag erneuert werden sollte und kehrte dann nach der Stadt zurück.

Der verständige Chirurg, der nach einigen Tagen wieder kam, um nachzusehen, hatte sich nicht getäuscht. Ehe vierzehn Tage in's Land gegangen, war Mariens Hand geheilt und sie konnte sie gebrauchen wie zuvor.

Hatte die Kleine in der Liebe des Greises sich früher schon glücklich gefühlt, so that sie es jetzt um so mehr, denn die gnädige Frau änderte ihre huldvollen Gesinnungen gegen sie nicht und behandelte sie mit der gleichen Zärtlichkeit, wie ihren Papagei, der Marie die Verlängerung seines Lebens zu danken.

Sonst war Beate viel um die Gnädige gewesen, und Frau von Handorf, die an der Kammerzofe Gefallen gefunden, weil sie die Launen ihrer Herrschaft geduldig ertrug und ihr zu schmeicheln verstand, hatte derselben manch' vertrauliches Wort gegönnt und sie bei besonderen Gelegenheiten reich mit Geschenken bedacht. Das hatte sich nun mit einem Ma'e geändert. Beate hatte sich die Ungnade der Baronin in doppelter Beziehung zugezogen. Durch ihre Unvorsichtigkeit war der gelehrige Favorit zum Fenster hinausgeflattert, und als er in Todesgefahr geschwebt, war sie schreiend davongerannt, statt ihn dem Raubthiere abzukämpfen. Beate durfte nur noch bei ihr weilen, wenn sie sich an- und auskleidete. In anderer Tageszeit wurde Marie zu der gnädigen Frau gerufen, doch nur in den Stunden, wo sie sich nicht mit ihren Studien unter der Aufsicht des Fräuleins Herbert zu beschäftigen hatte. Denn Marien's Unterricht durfte nicht vernachlässigt werden, das hatte der Freiherr streng befohlen. Er kannte ihre geistigen Fähigkeiten und hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, seinem Pflegekinde jene Bildung ertheilen zu lassen, die Marien, verbunden mit ihrem körperlichen Liebreiz, entweder zu einer vortheilhaften Heirath in der Zukunft verhelfen, oder sie doch in die Lage versetzen sollte, sich eine ehrenvolle Existenz als Erzieherin zu erwerben.

Daß Frau von Handorf Marie zur Vorleserin in den Stunden nach der Abendmahlzeit gewählt, ist schon erzählt worden. Sie entsprach diesem Amte, so weit ihre erst im Werden begriffenen Kenntnisse es gestatteten, ganz zur Zufriedenheit der gnädigen Frau. Ging diese in den Morgenstunden spazieren, was gewöhnlich schon in aller Früh geschah, mußte Marie sie begleiten, fuhr sie aus, mußte die Kleine einen Platz in der eleganten Equipage neben ihr einnehmen.

Aber diese Gunstbezeugungen erstreckten sich noch weiter.

Marie hatte, als sie aus dem Hause ihres Vaters in das Schloß gekommen, ihre ärmlichen Kleider mit einfachen, aber aus guten Stoffen verfertigten Trauerkleidern vertauschen müssen. Der Freiherr hatte ihr solche natürlich geschenkt. Als das Trauerjahr um ihren Vater zu Ende, erhielt sie farbige Kleider, aber von solchen Stoffe und solchem Schnitte, wie sie für die Tochter eines Schullehrers paßten. Von allen weiblichen tadelnswerthen Eigenschaften war Herrn von Handorf die Eitelkeit verhaßt und er wollte sein Pflegekind, wie zärtlich er es auch liebte, von diesem Gebrechen, das für dessen Zukunft verderblich werden konnte, frei erhalten.

Anders aber dachte die gnädige Frau.

In der Fülle des Reichthums aufgewachsen, hatte sie sich in ihren Mädchenjahren und ebenso später, als die Gemahlin eines begüterten Edelmannes, mit verschwenderischer Pracht gekleidet und sah es auch gern, wenn ihre weibliche Dienerschaft modern elegant einherging. Marie aber wurde von ihr nicht als Dienerin, sondern als eine Art lebendiges Spielzeug betrachtet, wie eine Puppe, die zu putzen ihr Vergnügen gewährte. Gegen den Willen ihres Gatten ließ sie theure Stoffe und eine geschickte Schneiderin aus der Stadt kommen. Ehe vierzehn Tage vergingen, war Marie wie ein kleines Edelfräulein gekleidet, der es zum Ueberfluß auch an einer werthvollen, ihr von

ihrer Gebieterin geschenkten Perlenschnur und schönen goldenen Ohrgehängen nicht fehlte. Als Marie in dieser glänzenden Metamorphose zum ersten Male vor den großen Trümeau des Prunkzimmers im Schlosse trat — die gnädige Frau hatte selbst sie dahin geführt — da lächelte sie in kindischer Freude, wie das „Gretchen in Faust," wenn diese sich mit der verhängnißvollen goldenen Kette schmückt, und drehte sich hin und her, ihr holdes strahlendes Selbst mit einem Anflug von Eitelkeit bewundernd. Zum ersten Male fiel es ihr ein, daß sie ein hübsches Kind sei, mit dem sich keines der Kinder in dem Dorfe, wo sie aufgewachsen, messen konnte. Arme Marie! wollte der Himmel, dieser Gedanke wäre im Keime erstickt, denn aus ihm sollte die böse Frucht hervorgehen, die viele Jahrelang Dein Leben vergiftete.

Von der gnädigen Frau gleichsam verhätschelt, von dem Freiherrn und der Frau von Herbstau, die ihre Eltern oft besuchte, und dann Marie auf einige Tage zur Gesellschaft mit nach ihrem Landgute nahm, väterlich und schwesterlich geliebt, von der Erzieherin gleichsam vergöttert und selbst von der Dienerschaft, mit Ausnahme der Kammerzofe Beate, die ihr heimlich grollte, weil sie wähnte, sie sei durch sie aus der Gunst ihrer Herrin verdrängt, neidlos angesehen, verlebte die Tochter des armen Schulmeisters nun volle vier Jahre auf Handorf, ohne daß nur eine Stunde des Kummers ihre Tage trübte. In dieser Zeit war das Kind zur Jungfrau herangeblüht, und die Schönheit der Jungfrau überstrahlte noch weit die früheren unentwickelten Reize des Kindes. Alle Welt und ihr Spiegel sagten ihr das. Wenn sie jetzt ein wenig stolz auf die Segnungen der Natur und die Bildung wurde, die sie der treiflichen Erzieherin zu danken, war deshalb ein Stein auf sie zu werfen? Hatte sie das doch weniger als ihre Umgebung verschuldet, die ihre Schönheit pries und ihren Geist bewunderte. Aber diese sie beherrschende Eitelkeit trug sie nur im Innern, auch wurde dieselbe von der Reinheit ihres Wesens und einer unbeschreiblichen Herzensgute reichlich aufgewogen. Was sie dem seligen Vater einst versprochen, gut und rechtschaffen zu bleiben durch's ganze Dasein, das stand, wie mit leuchtender Schrift geschrieben, stets vor ihrer Seele, und die Lehren der wackern Gouvernante und ihres Pflegevaters hatten sie noch in diesem Vorsatze bekräftigt. Welche Versuchungen auch auf sie einstürmen möchten, sie trug die Gewißheit in sich, sie zu besiegen.

Viertes Capitel.

Schicksalswendungen.

Der Leser ist bereits davon unterrichtet, daß die Kammerzofe Beate, obwohl sie von der gnädigen Frau nicht mehr so bevorzugt, wie vor Jahren, wurde, doch ihren Platz behalten hatte.

Für das, was sie bei der Baronin verloren, war sie aber auf eine andere Weise entschädigt worden.

Alfred, der auf Schloß Handorf als Mitverwalter der Güter seines Vaters geblieben, hatte, von seiner sinnlichen Natur bestimmt, seine Augen auf das hübsche, üppig geformte Mädchen geworfen.

Da zwei glühende Temperamente hier einander begegneten, so war zwischen Beiden ein Verhältniß entstanden, das über die Grenzen einer erlaubten sittlichen Neigung hinausging, der Welt gegenüber jedoch verborgen blieb, indem die Zusammenkünfte in einem am Ende des Schloßgartens gelegenen kleinen Pavillon, und vom Schleier der Nacht verdeckt, stattfanden.

In diesem Pavillon pflegte Alfred sein Jagdgeräthe aufzubewahren und er allein besaß den Schlüssel zu dem seinen Lüsten dienenden Verstecke. Aus diesem Grunde war so leicht keine Entdeckung zu fürchten.

Diese verbrecherische Verbindung, wie wir sie vom Standpunkte der sittlichen Weltanschauung nennen müssen, da sie nicht auf wahrer Liebe, sondern nur auf roher Sinnlichkeit basirte, hatte mit kurzen Unterbrechungen, wo der wilde Alfred, der in jedem Genusse Abwechselung liebte, gleich gefälligen Mädchen auf den andern Gütern seines Vaters sein Augenmerk schenkte, drei volle Jahre gedauert. Beate hatte von ihrem Liebhaber, der mit dem Gelde seines Vaters nicht kargte, nach und nach beträchtliche Summen erhalten. Damit gedachte sie früher oder später nach der Residenz, wo ihre Mutter lebte, zu ziehen und sich mit irgend einem ihrem Geschmacke zusagenden Manne zu verheirathen, was ihr, zog sie ihren Spiegel zu Rathe, nicht schwer werden durfte. So lange aber Alfred die ihm geschenkten süßen Stunden noch reichlich bezahlte, beschloß sie Handorf nicht zu verlassen.

Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches das schon im Grunde des Herzens verderbte Mädchen mit den Qualen der Eifersucht und einem gesteigerten Hasse gegen die Pflegetochter ihrer Herrschaft erfüllte.

Marie hatte zu ihrem sechszehnten Geburtstage, der inmitten des Sommers fiel, von der Frau Baronin ein neues geschmackvolles Mousselinkleid geschenkt erhalten, das nach damaliger Mode den Hals der Damen, wie Nacken und Arme bloß ließ.

In diesem Kleide, das dem lieblichen Mädchen vor allen Andern gut stand, erging sie sich in der Tageszeit, wo die sinkende Sonne die Erde mit rosigem Schimmer zu übergießen pflegt, im Schloßgarten, wie sie, war das Wetter nicht trübe oder regnicht, nach dem Schlusse ihrer Lehrstunden stets zu thun gewohnt war.

Wenn irgend an einem andern Tage, so war an diesem die Seele des holden Geschöpfes von unaussprechlicher Heiterkeit und einem dankbaren Gefühle gegen Gott und diejenigen Personen erfüllt, die ihr eine so friedliche, schöne Heimstätte gewährt und die Liebe, die sie ihnen entgegentrug, mit dauernder Huld belohnten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* **Moderner Musterbriefsteller.**

1. Eine Gräfin an einen Tischlergesellen.

Hochgeehrter Herr!

Nicht ohne Schüchternheit ergreife ich die Feder, um Sie hochgeehrter Herr mit einer Bitte zu behelligen, die ich unter anderen Umständen, als eine Ihnen gänzlich unbekannte Person, auszusprechen mir gewiß nicht die Freiheit nehmen würde. Aber ich bin Braut, unsere Hochzeit ist für den 15. Oktober festgesetzt, und unsere Einrichtung ist noch nicht fertig! Wie Ihr geehrter Meister uns gestern mitgetheilt, kann der Strike vielleicht noch acht Wochen andauern, und Sie, geehrter Herr, der Sie mit der Anfertigung unserer Bettstellen betraut sind, noch eben so lange von der Werkstätte entfernt halten. Hochverehrter Herr Tischlergeselle! Ueberzeugt, daß Sie mir Ihr thätiges Mitleid in einer Lage nicht versagen werden, die zu den allerbedrängtesten gehört, bitte und beschwöre ich Sie: machen Sie eine Ausnahme, und nehmen Sie die Anfertigung unserer Bettstellen wieder auf, damit wir noch vor Weihnachten unsere Vermählung feiern können! Ich weiß, hochgeehrter Herr, wie kostbar Ihnen Ihre Zeit zugemessen ist, und welchen Aufwand an Seideln, Schnitten und Tulpen die nächtlichen Strike-Sitzungen erheischen; aber widmen Sie uns einige Stunden des Tages, und Sie werden mich dadurch ebenso wie durch die Annahme beiliegender goldener Ankeruhr — eines kleinen Zeichens meiner großen Hochachtung für Sie — ungemein glücklich machen.

Ihrer gütigen Entschließung mit ebenso viel Vertrauen als Sehnsucht entgegensehend, habe ich die Ehre zu sein rc.

2. Eine Schuhmacherfrau an einen Schusterjungen.

Ew. Wohlgeboren

haben nach der mir soeben gewordenen Mittheilung meines Gatten, Ihres Meisters, gestern Abend auf das Bestimmteste erklärt, die Werkstatt nicht eher betreten zu wollen, wenn Ihnen nicht ein besseres Abendbrod als bisher servirt würde.

Ew. Wohlgeboren wollen sich gütigst überzeugt halten, daß mein Gatte, Ihr Meister, sowohl als ich, Ihre Meisterin, die gegenwärtigen Zeitumstände zu würdigen wissen und daß wir der Freiheit, die Sie als Lehrjunge haben, jeden Augenblick Ihren Meister verlassen und sich einen andern aufsuchen zu dürfen, gewiß ebenso Rechnung tragen, als wir den innigen Wunsch haben, nach den Erfahrungen, die wir mit unsern letzten 56 Lehrlingen gemacht, endlich einmal einen jungen Mann dauernd an unser Haus zu fesseln. Aber zweimal wöchentlich Forellen zum Abendbrod, wie Ew. Wohlgeboren ausdrücklich wünschen, ist mir bei dem besten Willen nicht möglich.

Stehen Sie daher, ich bitte Sie innigst, von dieser Ihrer Forderung ab, und ich werde im Uebrigen gewiß mein Möglichstes thun, eine Verbindung zu pflegen, die sich trotz des Unterschieds des Alters und der daraus entspringenden Verschiedenheit auf gegenseitige Achtung und auf Verfolgung gemeinsamer Zwecke gründen soll.

* (**Amerikanische Sommer-Enten.**) Alljährlich, wenn der Sommer ins Land gezogen kommt, kommen auch die Zeitungsenten, die Vorläufer der Perioden der sauren Gurke. Die ersten von ihnen haben ihre Wandertour heuer bereits angetreten, ziemlich zeitig zwar, und in Folge dessen auch wohl auf sehr schwachen Füßen:

Die erste Ente der Saison 1872 kommt aus Californien; dort hat ein Zeitungsschreiber einen Indianerstamm entdeckt, der ganz ohne Schlaf lebt.

Die zweite Ente hat sich im kalten Norden eingefunden, im Staate Maine; dort sägt ein blutjunges Mädchen täglich eine Klafter Holz, spaltet es, trägt's ins Haus, wird nicht im Geringsten müde dabei, und geht Abends auf ein benachbartes Dorf, um als Mitglied eines jungfräulichen Nähvereins wollene Unterhemden für die Fidschi-Insulaner zu nähen.

Die dritte Ente nahm ihren Flug über das Weltmeer zu uns; sie besteht aus einer eingewanderten deutschen Familie, deren weibliches Oberhaupt erst 27 Jahre zählt und doch bereits zweiundzwanzig Kinder aufzuweisen hat, von denen achtzehn Zwillinge sind.

Die vierte Ente bewegt sich in den Illinoiser Farmerkreisen. Die hübsche Tochter eines Farmers unweit Chicago nahm am Morgen zwei frischgelegte Eier auf und steckte sie, um die Hände frei zu haben, zwischen Busen und Busentuch, vergaß aber sie herauszunehmen als sie in's Haus trat und trug sie bis Abend mit sich umher. Man denke sich ihr Erstaunen als — die Familie saß gerade beim Abendessen — plötzlich die Schalen der Eier zersprangen und zwei Küchlein „ihr Erscheinen machten." Die natürliche Wärme hatte als Brütofen gedient. Diese zwei Hühner werden in Wahrheit — Enten gewesen sein.

Die fünfte Ente hat ihren Aufenthalt in Virginien; dort ist jetzt nämlich der achtzigjährige Greis aufgetaucht, dessen schneeweißes Haar wieder kastanienbraun zu werden anfängt und der frische Zähne bekommt. Ob er auch gleich Haare auf den Zähnen mitbekommen hat, wird nicht gemeldet.

Gemeinnütziges.

* (**Himbeersaft einzumachen.**) Man nimmt gute Himbeeren, welche am selbigen Tage gepflückt sein müssen, an welchem man sie gebrauchen will, verliest sie, ringt sie durch ein Tuch, wiegt hierauf den Saft, thut zu 3 Pfund Saft 1 Pfund Zucker, stellt dies in einer verzinnten Kasserole auf's Feuer und läßt den Saft unter stetem Abschäumen so lange kochen, bis er etwas dick wird. Wenn er sodann abgekühlt ist, gießt man ihn in kleine Bouteillen, pfropft sie mit neuen Korken zu und verpicht sie gut.

Verantwortlicher Redacteur J. Liebmann.
Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 57. Kaiserslautern, 17. Juli 1872.

* Fortgeweht.

Ach meines Lieblings Bett ist leer,
Sein Schaukelpferd jetzt nutzlos nun;
Sein süßer Leib wird nun nicht mehr
In seinem weichen Bettchen ruh'n.

So stille ist der kleine Raum,
Den sonst sein Lachen hell erfüllt;
Vereinsamt steht sein Weihnachtsbaum
In einem Schleier eingehüllt.

Sein Spielzeug steht noch unverrückt,
Noch offen liegt sein Bilderbuch
In das sein Aug' so gern geblickt —
Eh' man ihn auf den Friedhof trug.

Mein Liebling, meiner Augen Licht, —
Ein Blümlein, welches blüht und geht —
Mit seinem Engels-Angesicht
Ward von dem Tode fortgeweht.

— i —.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(10. Fortsetzung.)

Sich all' der Wohlthaten erinnnernd, die sie von dem greisen Herrn des Schlosses und in den letzten vier Jahren auch von der gnädigen Frau empfangen, blieb sie plötzlich am Eingange eines Baumganges stehen, wo die scheidende Sonne hereinstrahlte, faltete fromm die Hände, schlug die großen herrlichen, von langen dunkeln Wimpern beschatteten Augen nach oben und flüsterte:

„Ihr seligen Geister meiner theueren Eltern, die Ihr schon lange im Schooße des ewigen Friedens weilt, o vergönnte der Allmächtige Euch doch, aus besseren Höhen herniederzuschauen und zu sehen, daß Euer Kind nicht arm und verlassen geblieben, daß gute Menschen sich Eurer Marie angenommen und sie so liebevoll umfassen, wie Ihr es einst gethan." Und mit erhöhtem Tone fügte sie hinzu: „Wie wahr hast Du doch einst gesprochen, mein guter Vater, als Du sterbend mich segnetest: Die ewige Liebe läßt Keinen untergehen, der ihr mit gläubigem Herzen kindlich vertraut!"

Wie das junge Mädchen so in betender Stellung dastand, überfluthete der goldige Schein des scheidenden Tagesgestirns ihr Antlitz, wie ihre schlanke Gestalt, so daß sie wie in ein Meer von rosigem Glanze getaucht erschien. Das Herz jedes guten, feinfühlenden Menschen würde ihre engelgleiche Erscheinung mit Entzücken und einer Bewunderung erfüllt haben, die frei von jeder irdischen Beimischuug gewesen wäre. Ein solcher aber war nicht in der Nähe des liebenswürdigen Kindes. Wohl aber wurde sie von Jemand belauscht, dessen Seele längst dem Dämon der rohesten Sinnlichkeit verfallen war.

Es war Alfred, der älteste Sohn des Schloßherrn, der, hinter einem Gebüsche verborgen, das dicht an dem Baumgange stand, mit hochgeröthetem Gesicht und vor wilder Begierde flammenden Augen auf das holde Bild der Unschuld blickte.

Freilich war es an diesem Tage nicht das erste Mal, wo Mariens seltene Reize ihm aufgefallen waren. Aber er war in dem letzten Jahre, in der Zeit, wo die eigentliche Entwicklung vom Kinde zur Jungfrau bei ihr stattgefunden, nur in längeren Pausen mit ihr zusammengetroffen, und dann hatte er sie auch nur des Abends im Wohnzimmer seiner Mutter, wenn sie derselben vorlas und in einer gebückten Stellung gesehen, wo ihre schönen Formen nicht so, wie in diesem Momente, hervortreten und sein glühendes Temperament in Aufregung setzen konnten. Außerdem hatte seine Leidenschaft im Umgange mit der üppigen Kammerzofe Beate und andern dieser ebenbürtigen Dirnen auf den Handorf zugehörenden Gütern, hinlänglich Befriedigung gefunden.

Desto wilder und maßloser loderte jetzt die Flamme einer verbrecherischen Neigung in der Brust des kräftig gebauten jungen Wüstlings empor.

Sich nur mit Mühe zurückhaltend, murmelte er vor sich hin:

„War ich denn bis jetzt mit Blindheit geschlagen, daß mir die Schönheit dieses Mädchens nicht in dem Lichte, wie heute, erschien? Ah, dieses Antlitz, diese dunkeln Augensterne, dieser Wuchs, diese runden, herrlich geformten Arme! Wem sie sich um den Nacken schlingen, dem müssen die Sinne vor Entzücken vergehen. Und was sollte mich abhalten, alles das zu genießen, was später irgend einem trockenen Philister zu Theil wird? Bin ich nicht der Sohn des Hauses, wo sie, das Kind eines bettelhaften Schulmeisters, ein Loos gefunden, um das manches aus hohem Stande entsprossene arme Mädchen sie beneiden würde. Sie ist meinen Eltern die größte Dankbarkeit schuldig. Diese Dankbarkeit muß sie auch auf mich übertragen. Sie muß, ich will es! Und wie ich die Frauenzimmer

kenne, wird sie sich nicht allzulange sträuben und bald die Ehre zu schätzen wissen, den Sohn des reichen Freiherrn von Handorf zum Liebhaber zu besitzen."

Eben hatte Alfred dies flüsternde Selbstgespräch beendet, als Marie sich umwandte, um den Weg zurück zum Schlosse zu nehmen.

Jetzt ist es Zeit, dachte der junge Baron. Kein Zeuge ist in der Nähe, fassen wir die Gelegenheit beim Schopf.

Er trat rasch hinter dem Busche hervor und auf Marie zu.

Sie hatte seine Nähe nicht geahnt und fuhr erschrocken zurück.

„Was erschrickst Du, Kind?" sagte Alfred. „Glaubst Du, ich wollte Dir ein Leid zufügen?"

Das Mädchen suchte sich zu fassen.

„Wie vermöchte ich das, gnädiger Herr?" versetzte sie. „Habe ich Sie doch niemals beleidigt, und —"

„Im Gegentheil," fiel Alfred ihr rasch in's Wort, „Du hast Dich meinen Eltern und mir gegenüber stets als einen sanften, holden Engel gezeigt, den ich zu schätzen, nein, was soll das kalte, todte Wort — zu lieben gedrängt bin."

Marie ahnte in ihrer Unschuld die Bedeutung der letzten Worte nicht.

Ihn unbefangen ansehend, erwiderte sie:

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron, was Sie mir da sagen, macht mir Freude, ja, recht innige Freude."

Der Wüstling ergriff schnell ihre Hand.

„Ist das Dein Ernst, mein Püppchen?"

„Ganz gewiß, Herr Baron."

„Ei, was das, Herr Baron! Ich bin ja Dein Bruder — Dein Pflegebruder. Den mußt Du nicht so kalt und förmlich Herr Baron nennen: Alfred heiße ich. „O, es würde süß klingen, flüstertest Du mir einmal die Worte: Süßer, lieber Alfred! zu. Dann dürfte ich Deine schlanke Gestalt umfassen, Deine rosigen Lippen an die meinen ziehen und Dich küssen, Marie, Dich küssen, feurig, glühend — wie ich noch kein Weib geküßt habe."

Während dieser Worte hatte er sie immer näher an sich gezogen, so daß sein heißer Athem ihr in's Antlitz brannte und seine flammenden Augen die ihren zwangen, sich erschrocken zu schließen.

Ein heftiges Zittern ergriff das so ungestüm bedrängte Mädchen. Ihre sanft geröthenen Wangen nahmen die Farbe des Purpurs an. Sie versuchte es, sich ihm zu entziehen. Aber wo hätte das zarte Geschöpf die Kraft hernehmen sollen, sich den starken Armen dieses robusten Jünglings zu entwinden? Von namenloser Angst durchbebt, mußte sie es dulden, daß er sie so fest umschlang, daß er ihr den Athem benahm, und seinen Mund zu einem nicht endenwollenden Kusse auf ihre Lippen heftete. Da ertönte plötzlich ein lautes, höhnisches Lachen in Beider Nähe.

Alfred in seinem Sinnentaumel hörte es nicht; wohl aber hörte es Marie. Sie machte eine verzweifelte Anstrengung, sich von ihm loszureißen, und es gelang ihr. Die Augen voll Thränen, die rechte Hand auf ihr Herz gedrückt, dessen heftiges Klopfen ihr die Brust zu zersprengen drohte, floh sie davon wie ein verwundetes Reh, dem es glückt, den Zähnen eines es würgenden Jagdhundes zu entrinnen.

Bei diesem Forteilen kam sie an Beate vorüber, welche zufällig in den Garten gekommen war, ihren hochgeborenen Liebhaber auf einer sie schwer kränkenden Untreue ertappt und vorerwähntes Gelächter ausgestoßen hatte.

„Ei, da erfährt man ja saubere Geschichten," rief Beate der Fliehenden nach. „Die gnädige Herrschaft wird eine große Freude haben, wenn sie hört, wie sich die liebe Unschuld von dem Herrn Baron küssen läßt. Ha, ha, ha! Es ist zum Todtlachen!"

In der namenlosen Angst, die Marie empfand, hörte sie diese Worte nur zum Theil. Aber Alfred hatte sie ganz gehört.

Beate sehend, stürzte er mit vor Zorn funkelnden Blicken auf sie zu. Er faßte ihren Arm und preßte ihn so heftig, daß sie laut aufschrie.

„Wenn Du es wagst," rief er, „meinen Eltern zu offenbaren, was Du hier gesehen, so ist es Dein Unglück! Du kennst mich und weißt, wozu ich fähig bin, wenn man mir störend in den Weg tritt. Antworte, wirst Du schweigen oder nicht?

„Ja, ja. Aber lassen Sie mich nur los, Sie zerdrücken mir ja den Arm," wehklagte die Zofe.

Alfred ließ ihren Arm fahren, wiederholte aber die heftig herausgestoßene Frage:

„Wirst Du schweigen, Beate?"

Das Mädchen fing vor Aerger und Eifersucht laut zu weinen an.

„So geht es," jammerte sie, „wenn man sich von einem vornehmen Herrn in's Netz locken läßt. Haben sie uns satt, so wird ein armes Mädchen, wie ein Hund, mit dem Fuße fortgestoßen!"

„Thörichtes Geschwätz," versetzte Alfred, der nun nach und nach ruhiger wurde. „Wie kannst Du Närrin Dir nur einbilden, daß ich Dir eine beständige Neigung bewahren würde? Dich zu verstoßen, davon ist jedoch nicht die Rede. Wenn Du vernünftig bist, werde ich von Zeit zu Zeit immer zu Dir zurückkehren. Außerdem werde ich die Geschenke, die Du von mir empfangen, noch verdoppeln, ja verdreifachen. Sieh', ich mache sogleich den Anfang damit."

Er zog eine reich mit Gold gefüllte seidene Börse aus der Tasche und drückte sie ihr in die Hand.

Er hatte richtig geschlossen. Ein besseres Mittel, die Thränen dieses käuflichen Geschöpfes zu trocknen, gab es nicht.

Wenn auch noch mit schmollend herunterhängender Lippe, sie steckte das Geschenk doch schnell in ihre Schürzentasche, wischte sich die Augen und sagte dann:

„Gut, ich — ich will schweigen — ich habe Nichts gesehen, Nichts gehört."

„So ist es recht, Schatz," lachte Alfred. „Aber, das genügt mir noch nicht."

Beate sah ihn argwöhnisch an. Sie ahnte, was er im Sinne trug.

„Was begehren Sie denn sonst noch von mir, Alfred — ach, verzeihen Sie, von jetzt an, da ich Ihnen Nichts mehr bin, muß ich wohl wieder Herr Baron sagen."

„Nenne mich, wie Du willst, das ist mir gleichgültig," versetzte Alfred. „Aber leih' mir Deinen Beistand, damit ich zur Erfüllung meiner Wünsche in Betreff der schönen Marie gelangen kann. Doch muß das bald geschehen. Eine Leidenschaft ohne Befriedigung verursacht mir Höllenqual. Mache Dich an das schöne Kind, suche ihre Gunst so viel wie möglich zu erwerben. Ueberschütte sie mit Schmeicheleien, mit Liebkosungen. Schildere ihr dann, wie glühend ich sie liebe und daß ich selbst vor einer Heirath nicht zurückschrecken würde, falls ich meine gestrenge Frau Mama dahinbringen könnte, dazu ihre Einwilligung nicht zu versagen. Vor Allem aber suche sie zu bereden, mir eine Zusammenkunft — des Nachts — im Garten zu gewähren. Du kennst den Ort, wo uns Niemand belauschen wird."

„Leider kenne ich ihn," sagte die Schuldbewußte mit kläglichem Tone; fügte aber dann hinzu: „So schnell, wie Sie glauben, Herr Alfred, wird das aber nicht mit Marie gehen. Das Mädchen ist vollkommen unschuldig."

„Bah, lächerlich!" versetzte Alfred. „Die Unschuld ließ sich doch meine Küsse vorhin gefallen und riß sich dann erst von mir los, als es der eifersüchtigen Mamsell Beate gefiel, durch ihr Lachen mich in meinen Liebkosungen zu stören. Genug, mit dem lange Warten ist es Nichts. Mein heißes Blut verträgt sich nicht mit der Hinhimmelung eines schmachtenden Liebhabers. Wie ich es immer mit Euch Weibern gehalten, soll es auch jetzt sein. Ich gebe Dir vier Wochen Zeit, das hübsche Kind mir gefügig zu machen. Wie Du es anfängst, ist Deine Sache. Ich setze Dir den Preis von hundert Louisd'ors. Ich denke, eine solche Summe wird Dich anspornen, schnell und klug in dieser Sache zu handeln."

Er nickte Beate vertraulich zu und verließ, eine lustige Jagdmelodie pfeifend, mit raschen Schritten den Garten.

Wie gern das bereits tiefgesunkene Geschöpf auch die Gunst des jungen Schloßherrn für sich allein behalten hätte, ihre Geldgier trug den Sieg über ihre Eifersucht davon.

Auch war noch ein anderer Grund vorhanden, der sie antrieb, die ganze Summe ihrer List darauf zu verwenden, Marie zu demselben Grade der Verworfenheit zu führen, dem sie selbst schon längerer Zeit verfallen war.

Seit dem Tage, wo die gnädige Frau ihr das frühere Wohlwollen entzogen, hatte sie auf den unschuldigen Gegenstand, der diesen Gesinnungswechsel bei der Baronin durch eine That des Mitleids veranlaßt, einen Haß geworfen, der, je mehr Marie auch von der Gnädigen als Pflegetochter behandelt wurde, sich bis zum Rachegefühl gesteigert hatte.

Jetzt fest entschlossen, die Leidenschaft ihres ungetreuen Liebhabers zu Marien zu begünstigen, schritt sie wieder dem Schlosse zu, sich in Gedanken an der Wonne labend, die sie fühlen würde, gelänge es ihr, den mit dem jungen Baron verabredeten Plan in's Leben zu setzen.

„Wenn unser Vorhaben gelingt," murmelte sie vor sich hin, „so werde ich dafür sorgen, daß die gnädige Frau die Zärtlichen in einem Tête-à-Tête überrascht. Dann wird das gehätschelte Püppchen mit Schimpf und Schande aus dem Schlosse gejagt und wieder in den alten Bettelzustand zurücksinken. Freilich werde auch ich mein Bündel schnüren müssen — mit dem Herrn Alfred ist nicht zu spaßen. Aber klingen noch die mir versprochenen hundert Louisd'or in meiner Börse, so besitze ich genug, um mich gut in der Residenz zu situiren und lache über die Wuth, die mir nicht mehr schaden kann."

Indessen war Marie, ohne Jemand von der Dienerschaft begegnet zu sein, auf ihrem Zimmer angelangt. Ihr Kopf brannte fieberhaft, ihre Pulse flogen noch ebenso heftig, als in dem Momente, wo sie die frechen Liebkosungen des jungen Barons hatte erdulden müssen, da ihre Kräfte nicht ausgereicht, sich derselben erwehren zu können. War ihr auch, seitdem sie kein Kind mehr, die Ahnung gekommen, es gäbe noch eine andere Liebe, als die, welche zwischen ihr, den Pflegeeltern und der Erzieherin bestand, so schwebte dieselbe ihr doch als ein reines heiliges Gefühl vor der Seele, frei von jeder sinnlichen Schlacke. Umsomehr mußte ihr die stürmische Zudringlichkeit Alfred's in hohem Grade verabscheuungswürdig erscheinen. Waren ihre Thränen schon im Garten geflossen, allein auf ihrem Zimmer flossen sie von Neuem und noch heftiger. Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte, um vor dem Sohne ihres Pflegevaters Schutz zu finden, wenn dieser sie wiederholt verfolgen würde. Sollte sie, was ihr geschehen, dem Freiherrn oder Alfred's Mutter mittheilen? Ihr Kopf rieth dazu, aber ihr Herz sagte nein. Es flüsterte ihr zu: „Du würdest Unfrieden und Zwietracht in dem Hause aussäen, wo man Dich an Kindesstatt aufnahm und eine lange Zeit des Glücks gewährte, wolltest Du Alfred anklagen. Also schweige, schweige, und, wenn das Schicksal es gebietet, so ziehe lieber arm, wie Du hierher gekommen, in die Welt hinaus, anstatt Deine Pflegeeltern zu betrüben. Du hast genug gelernt, um Dich durch eigene Kraft fortzubringen, und der gute Gott, der bisher mit Dir war, wird Dich nicht verlassen."

Schon am nächsten Tage suchte Beate Gelegenheit, Marie allein zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Eine Mücke,

aus der Mücken-Schwärmerei der „Frankf. Latern."

Geh mit mir, Freund, ohne Zaudern
In die Pfalz nach Kaiserslautern
Ausstellung der Industrie!
„Fröhlich Palz!" heißt's da, wie nie.

* (Deutsche Franzosen.) In Bad Kreuth sagte neulich eine junge noble Dame bei der Tafel als sich ein junger Mann neben sie setzen wollte, zu ihrer Tochter: „Fais place!" Als diese die Worte überhörte, wiederholte die Mutter: „Fais place!" Vergebens, die Tochter hörte nicht. Endlich rief die Mutter erzürnt: „Jetzt sag' ich's Di zum dritten Mal, ruck ummi!"

* (Der Aberglaube hat auch sein Gutes.) In den Tagen, da die Wogen der Miethsteigerungs-Wuth in Berlin am höchsten gingen, besuchte ein Miether in einem Hause der ersten Etage in der Friedrichsstadt seinen über ihm wohnenden Nachbar. Er theilte ihm mit, wie der Wirth ihn soeben um mehrere hundert Thaler „geschraubt" habe und der Besuch desselben auch den übrigen Miethern zu gleichem Zwecke sofort zu Theil werden sollte. Diese Erzählung ließ indessen den Mann der zweiten Etage ruhig: „Mich soll er nicht steigern, ich versalze es ihm, ich kenne seinen Aberglauben!" Noch waren diese Worte nicht zu Ende gesprochen, als der Wirth gemeldet wurde und freundlich lächelnd in das Zimmer trat. Die drei Hausgenossen unterhielten sich über allerlei gleichgültige Dinge, endlich begann der Miether der zweiten Etage. „Denken Sie nur, wie seltsam es mir ergeht, verstimmt mich förmlich!" „Was denn?" fragten die Andern neugierig. „Nun, ich habe schon zweimal im Leben die Wohnung gewechselt, weil ich gesteigert worden bin, und that es jedesmal mit dem lauten Wunsche, daß — den Wirth der Teufel holen möge. Kaum war ich in meine vorige Wohnung eingezogen, da starb mein früherer Wirth plötzlich am Schlagfluß, und nun da ich gerade ein Jahr in dieser Wohnung hause, muß ich heute erfahren, daß auch bei meinem letzten Wirth der Wunsch bereits in Erfüllung gegangen ist. Nun ist das ja eine Dummheit, bloßer Zufall, aber es ist doch abscheulich!" Der Wirth bekam ein langes Gesicht, suchte einen Vorwand um über eine Baulichkeit Rücksprache zu nehmen, und empfahl sich mit der Warnung an den Miether, er möge sich das Fluchen abgewöhnen. Seine Frau soll den Wirth furchtbar ausgelacht haben, er aber die Versicherung gegeben haben, er steigere keinen Miether mehr. Probatum est!

* (Ein auf den Hund gekommener Löwe.) General C., eine bekannte Pariser Persönlichkeit, trat vor einigen Tagen, angelockt durch ein mächtiges Schild, mit der Aufschrift: „Großer afrikanischer Löwe," in eine jener Schaubuden, die sich vor den Barrieren der Seinestadt befinden. Der wunderbare, große afrikanische Löwe war in einem dunkeln Käfig untergebracht und der „Bändiger" begann eine Produktion, indem er den in sichtlich gedrückter Stimmung sich befindenden Herrscher der Wüste mit einem Stecken ohngefähr in der Weise bearbeitete, wie wenn man im Frühjahr einen alten Sommerüberzieher seines Staubes entledigen will. Der Leu ließ die entwürdigende Operation ruhig über sich ergehen und wagte es nicht, auch nur durch ein Knurren die Expectorationen zu unterbrechen. General C. beobachtete das Thier aufmerksamer und als der Bändiger abermals begann: „Dies ist der große afrikanische Löwe," schnitt er demselben die Rede mit folgenden Worten ab: „O nein, das ist kein Löwe, sondern mein im vorigen Jahre verlorener Newfound änder." Der Meister, sichtlich überrascht, erwiderte diese Anschuldigung mit Hohngelächter; General C. aber rief sofort: „Hector!" und der „Löwe" sprang freudig in die Höhe und begrüßte seinen wiedergefundenen Herrn, der den vermeintlichen Löwen seiner Mähne entledigte, die aus einem von einem Pelzhändler acquirirten Fußteppich bestand und mit einer großen Geschicklichkeit angebracht war. Der Bändiger mußte sich mit einer kleinen Geldsumme zufrieden stellen und sucht nun vermuthlich einen andern zum Löwen brauchbaren Hund.

Gemeinnütziges.

* (Johannisbeer- und Himbeer-Gelée.) Man nimmt zur Hälfte recht reife und ausgesuchte Himbeeren, quetscht sie mit einem Löffel, ringt den Saft daraus durch eine Serviette, nimmt zu einem Pfund Saft $^1/_2$ Pfund Zucker (wenn man es süß haben will nimmt man $^3/_4$ Pfund Zucker zu einem Pfund Saft,) kocht den Zucker in einem Confiturkessel mit ein wenig Wasser dick, dann gießt man den Saft dazu und läßt es langsam auf Kohlenfeuer kochen, bis es so dick ist, daß es auf einem zinnernen Teller steht und nicht verläuft, wenn man ein wenig darauf thut; dann füllt man es in ein Confiturglas und läßt es wie gewöhnlich kalt werden.

* (Kaffee als Räucherungs- und Conservirungsmittel.) Ein vorzügliches Räucherungsmittel in Krankenzimmern ist gemahlener Kaffee, von dem man einige Messerspitzen voll auf Kohlen wirft. — Gemahlener Kaffee wird auch mit Vortheil zur Conservirung von Wildpret und anderem Fleische angewendet, indem man dasselbe damit bestreut. Ein paar Kaffeelöffel voll reichen hin, um ein Feldhuhn mehrere Tage frisch zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur J. Liebmann.
Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 58. Kaiserslautern, 21. Juli 1872.

* Waldträume.

Oft hab' ich diesen Wald durchschritten,
Das Herz voll stiller Seligkeit,
In meines Lebens Lenz, inmitten
Der schönen, schönen Jugendzeit!
Die Bäume wurden mir Vertraute,
Und meinem Herzen lieb und werth,
Den Meister, der den Dom erbaute,
Hab' ich in seinem Bau verehrt.

Hier rauschten schöner mir die Quellen,
Und lauer klang der Drossel Schall,
Aus jenen dichtbebuschten Stellen
Scholl mir das Lied der Nachtigall.
Hier lag ich oft an diesem Raine,
Und blickte auf des Waldes Grün,
Und sah im lichten Purpurscheine,
Den gold'nen Sonnenball verglüh'n.

An jenem Bergeshang die Föhren,
Welch' Platz voll hoher Poesie,
Wie rauschten sie in vollen Chören
Des Waldes ew'ge Harmonie.
Sie trotzen noch den Sturmeswettern,
Wie wild sie der Orkan auch jagt,
Und geben einst in ihren Brettern,
So manchem müden Wand'rer Rast.

Hier kenn' ich stillverschwieg'ne Plätze,
Wo gold'nes Licht den Schleier spinnt,
Es sind das der Erinn'rung Schätze,
Die Gold und Reichthum nie gewinnt.
Hier senke Dein Gemüth in Träume,
Dem lauten Weltgetriebe fern,
Bis durch die dichtbelaubten Bäume
Zum Aufbruch winkt der Abendstern.

So finnend stets im Vorwärtsschreiten,
— Mit welken Blättern spielt der Wind, —
Gedenk' ich jener schönen Zeiten,
Die lange schon verflossen sind.
Uns Pilgern, die wir rastlos wallen,
Der Flug der Zeit, er rührt uns kaum,
Naht sich der Herbst, und wir auch fallen,
Wie welkes Laub vom Lebensbaum.

Doch anders ist's auf lichter Halde,
Erwärmt vom gold'nen Sonnenstrahl,
Und ander's ist's im stillen Walde,
Den Du durchschweifst nach freier Wahl.
Du unterliegst dem Zeitendrucke,
Dein Blick wird trüb, und grau Dein Haar,
Indeß im grünen Blätterschmucke,
Der stolze Wald prangt Jahr für Jahr.

Heinrich Zeise.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(11. Fortsetzung.)

Es war nicht allzuschwer solche zu finden, da ihr die Gemüthsstimmung des jungen Mädchens zu Hülfe kam.

Marie pflegte nämlich ihre Erzieherin, die, wenn sie mehrere Stunden des Morgens unterrichtet hatte, eine kurze Erholung auf einem Spaziergange im Garten zu suchen gewohnt war, zu begleiten. An diesem Tage aber blieb sie auf ihrem Zimmer. Sie hatte von dem Fenster aus gesehen, daß der junge Baron im Garten war und, wie es schien, dem Gärtner Befehle bezüglich einer neuen Anpflanzung ertheilte. Sie fürchtete von ihm gesehen zu werden. Was sie den Tag vorher von ihm hatte erdulden müssen, stand wie ein Schreckgespenst vor ihrer Seele. Sie wußte, seine Nähe würde sie mit Schauder erfüllen. So blieb sie, heftigen Kopfschmerz vorschützend — es war die erste Unwahrheit in ihrem jungen Leben — zurück.

Fräulein Herbert bedauerte ihre Schülerin und versprach, nach einer Viertelstunde wieder bei ihr zu sein.

Das Kammermädchen aber hatte an der Thür gelauscht und deutlich gehört, was gesprochen worden.

Als die Gouvernante über den Corridor fortgeschritten war, beschloß Beate, die Viertelstunde so viel wie möglich zu benutzen. Ohne vorher anzuklopfen, schlüpfte sie zu Marie in's Zimmer.

Diese erschrack, als sie Diejenige sah, welche Zeuge bei dem gewesen war, was gestern im Garten vorgefallen.

Aber die heuchlerische Miene, die Beate annahm, beruhigte sie schnell.

„Ich komme, liebe Marie, sagte sie, „Sie um Verzeihung für die Worte zu bitten, die ich Ihnen gestern nachgerufen. Ich habe selbst auf mich gescholten und die halbe Nacht nicht schlafen können, daß ich glaubte, Sie hätten dem Herrn Baron Gelegenheit gegeben zu dem, was er — na, wir wollen jetzt nicht weiter davon sprechen, denn ich sehe, daß es Ihnen Schmerz verursacht. Hat der Herr Baron mich doch selbst vom Gegentheil überzeugt. Nicht wahr, liebe Marie, Sie verzeihen mir, da ich es mit Thränen bereue, Ihnen weh' gethan zu haben?"

Das schlaue Geschöpf zog ihr Taschentuch aus der Schürze und drückte es an die Augen.

Marie war zu arglos, zu gutmüthig, als daß sie dieser Bitte nicht hätte willfahren sollen.

Sie reichte Beate die Hand.

„Weinen Sie nicht, gutes Mädchen," versetzte sie. „Ich glaube Ihren Worten. Aber ich bitte, berühren Sie diese Sache nicht mehr — ich denke nur noch mit Entsetzen daran."

Beate nahm neben Marie, die auf dem Sopha saß, Platz, faßte deren Hand und streichelte sie.

„Nicht böse werden, süßes Mariechen," schmeichelte sie. „Aber ich muß darauf zurückkommen. Ich habe es dem Herrn Baron versprechen müssen. Er ist untröstlich, daß er Sie so — so beleidigt hat. Allein, wie er sagt, war es ihm nicht möglich gewesen, seine Gefühle bei dem himmlischen Anblick, den Sie ihm, ohne Ihren Willen natürlich, gewährten, zu bekämpfen. Ach wenn Sie gehört hätten, mit welchen glühenden Worten er mir schilderte, wie Sie ihm, vom Glanze der Abendsonne umstrahlt, wie ein plötzlich aus höheren Gefilden herabgeschwebter Engel erschienen seien, wie Ihre überirdische Schönheit ihm sozusagen für den Augenblick seinen Verstand geraubt, Sie würden auch ihm verzeihen, wie Sie mir verziehen haben."

Marie, der vor Unwillen und Schaam das Blut in's Antlitz stieg, wußte nicht, was sie auf diese Reden erwiedern sollte. Hätte sie aber auch sprechen wollen, sie wäre gar nicht dazu gekommen, denn die Schlange Beate ringelte sich immer dichter an sie heran und fuhr geschwätzig fort:

„Ja, ja, Mariechen, warum sind Sie auch so engelgleich schön? Wär' ich ein Mannsbild und kein Frauenzimmer, ich würde ebenso für Sie glühen wie der junge gnädige Herr. Und glauben Sie ja nicht, daß diese Flamme jemals wieder erlöschen wird. Nun, das ist ja auch am Ende nicht nöthig. Du lieber Gott, es ist nicht das erste Mal, daß ein reicher adeliger Herr ein armes junges Mädchen heirathet. Zudem sind Sie der Liebling hier im Schlosse. Der alte Herr trägt Sie auf den Händen und die gnädige Frau, die sonst gegen Alle, die nicht ihres Gleichen, recht hochmüthig ist, behandelt Sie doch wie eine Tochter. Warum sollte es denn nicht möglich sein, daß, wenn Sie dem Herrn Alfred gut sein könnten, die Geschichte auf — auf eine glückliche Verbindung für's Leben hinausläuft?"

Das junge Mädchen, dessen Gefühle zwar noch nicht ganz entwickelt, dessen Verstand aber durch ihre vortreffliche Lehrerin gebildet genug war, um gesellschaftliche Verhältnisse klar durchblicken zu können, hatte die Versucherin stumm angehört.

Als diese geendigt und sie fragend anblickte, schüttelte Marie den Kopf.

Dann sagte sie mit ernstem Tone:

„Nie wird das geschehen, selbst dann nicht, wenn ich dem Herrn Baron mein Herz zu schenken vermöchte. Es hieße die Dankbarkeit, die ich meinen Pflegeeltern schuldig bin und die mich bestimmen würde, müßte es sein, selbst Blut und Leben für sie zu opfern, schlecht vergelten, wenn ich, die Tochter eines armen Schullehrers, den ältesten Sohn der Familie, den Erben großer Güter zu mir herabziehen wollte. Wie verlockend auch das Bild ist, das Sie mir vormalen, Beate, es tritt ein anderes dazwischen, das meines theuren seligen Vaters, und mahnt mich, meine Pflicht über die Eitelkeit zu stellen."

Sie erhob sich nach diesen Worten vom Sopha, denn sie hörte Schritte auf dem Gange, die sie kannte. Sie rührten von Fräulein Herbert her, die aus dem Garten zurückkam.

Auch Beate war der Schritt der genannten Dame nicht unbekannt. Schnell aufspringend flüsterte sie Marien noch zu:

„Wenn Sie auch von dem, was ich Ihnen im Namen des jungen Herrn gesagt habe, für jetzt noch Nichts wissen wollen, so bitte ich Sie doch, darüber zu schweigen."

„Ich verspreche es Ihnen," erwiderte Marie, „und bin gewohnt zu halten, was ich verspreche."

„Das heißt wie ein Edelfräulein gedacht," sagte die Zofe. „Wie schade, daß Sie nicht als ein solches geboren sind. Ihre himmlische Güte, Ihr hochherziges Gemüth verdiente es."

Beate verschwand aus dem Zimmer, nicht eben sehr befriedigt von diesem Zwiegespräch. Aber es war wenigstens der Anfang gemacht, sich in das Vertrauen des unschuldigen Mädchens einzuschleichen, und für die Zukunft hoffte Beate besseres Glück zu haben.

Fräulein Herbert bemerkte schon beim Eintreten, daß ihre Schülerin sich in einem Zustande ungewöhnlicher Aufregung befand. Sie fragte Marie auch nach der Ursache.

„Ich sahe Beate von Dir kommen," sagte die Gouvernante. „Was wollte sie bei Dir, mein Kind? Dein Gesicht glüht. Hat ein Zank zwischen Euch stattgefunden?"

Marie überlegte, ehe sie antwortete.

Dafür, daß sie auf dem Zimmer bleiben durfte, hatte sie Kopfschmerz vorgeschützt. Der ersten Unwahrheit, wollte sie keine zweite folgen lassen. Sie ergriff deshalb die Hand der geliebten Lehrerin und bat sie, ihr keine Fragen vorzulegen bezüglich des Gespräches zwischen ihr und dem Kammermädchen, da sie derselben darüber zu schweigen gelobt.

„Sie wissen, daß mein ganzes Herz bis jetzt Ihnen, meiner theuren mütterlichen Freundin, ein offenes Buch war," versetzte sie. „Lassen Sie die verflossene halbe Stunde für eine Ausnahme gelten. Es würde Ihnen jedenfalls keine Freude machen, was ich Ihnen mitzutheilen hätte. Also Nichts mehr davon. Mein Kopfschmerz hat sich gelegt. Lassen Sie meine Lernstunden wieder beginnen."

Von dem Momente an, wo Alfred die reinen Lippen des unschuldigen Mädchens mit seinen wilde Gluth athmenden Küssen befleckt hatte, war jede Spur der

sorglosen Fröhlichkeit aus ihrem Herzen verschwunden. Nur selten zeigte sich noch ein Lächeln in den lieblichen Zügen und ihre sonst so heiterstrahlenden Augen blickten trübe.

Nicht nur Fräulein Herbert bemerkte diese Veränderung in Marien's Wesen, auch Herr von Handorf und die gnädige Frau. Fast täglich wurde sie von letzteren Beiden befragt nach der Ursache dieser sichtbar schwermüthigen Stimmung. Die einzige und stets wiederholte Antwort ihres Lieblings war, sie leide an sie beängstigenden Träumen, die ihr verkündeten, das glückliche Loos, das die Pflegeeltern ihr unverdient geschenkt, werde nicht von Dauer und ihre Zukunft noch eine recht traurige sein. In der That war in dieser Antwort auch keine Unwahrheit enthalten. In nicht wenigen Nächten war ihr der junge Baron im Traume erschienen und zwar immer in Gestalt eines jungen Dämons, der sie mit seinen Umarmungen erdrücken wollte, zuweilen aber auch sie aufhob und unter gräßlichem Gelächter mit ihr durch die Luft davonflog.

Ihre Pflegeeltern versuchten alles Mögliche, sie aufzuheitern. Herr von Handorf erbot sich sogar, mit ihr auf Reisen zu gehen, in der Hoffnung, eine Veränderung der Luft würde ihr wohlthun und was sie Neues und Interessantes sehen und kennen lernte, würde sie zerstreuen und ihr die Welt wieder in rosigem Lichte erscheinen lassen. Marie bat ihren Pflegevater, von diesem Vorschlage abzustehen.

„Haben Sie Geduld mit mir, lieber Papa," sagte sie. „Wenn die bösen Träume erst einmal wieder aufhören, dann werde ich auch meinen alten Frohsinn zurückgewinnen. Ich weiß, ich bin eine Thörin, daß ich mich so vor der Zukunft ängstige, und ich will mich auch bemühen, diese Angst zu bekämpfen. Aber ich darf Schloß Handorf nicht verlassen. Es spricht etwas in mir, daß mir außerhalb dieser schützenden Räume ich weiß nicht, was für ein Unfall begegnen würde."

Endlich schlug der Greis ihr vor, seinen Hausarzt kommen zu lassen, da der Grund ihrer verdüsterten Gemüthsstimmung doch in einem geheimen körperlichen Unwohlsein liegen könne. Allein Marie warf sich in seine Arme und beschwor ihn mit Thränen, nicht nach dem Doctor zu schicken.

„Die Zeit wird in meiner Seele Alles wieder zur Ruhe bringen," rief sie. „Aber auch nur die Zeit, nichts Anderes auf der Welt."

Aber diese Worte gingen nicht in Erfüllung.

Mit jedem Tage wurden die Wangen des jungen Mädchens bläßer, ihr Wesen scheuer und ängstlicher. Oftmals verließ sie ihr Zimmer auf mehrere Tage nicht, mußte sie aber doch auf den Wunsch ihrer Pflegeeltern, die für ihre Gesundheit fürchteten, den Garten betreten, so that sie es niemals allein. Sie bat dann die Erzieherin, sie zu begleiten, aus Furcht, der Sohn des Hauses könne hinter irgend einem Baume oder einem Busche hervorstürzen und sie, wie der Dämon ihrer Träume, in seinen Armen zu Tode pressen.

Vergebens bemühte sich das listige Kammermädchen, den Herrn Alfred in die Gunst des von ihm erkornen Opfers hineinzuschwatzen, vergebens schilderte sie Marien, daß der junge Baron sie bis zum Wahnsinn liebe, daß er gedroht habe, sich aus Verzweiflung selbst den Tod zu geben, wenn sie kalt gegen ihn bliebe; vergebens suchte Beate sie zu bereden, ihm wenigstens eine kurze Zusammenkunft zu bewilligen, bei welcher sie Zeugin sein wolle.

„Wenn Sie ihn selbst hören, Marie," sagte sie, „so werden Sie vielleicht Mitleid mit dem armen jungen Herrn fühlen, der ein ganz anderer Mensch geworden ist, als er früher war. Sonst war er heftig, wild, aufbrausend bei jeder Gelegenheit; jetzt ist er die Sanftmuth selbst. Er ist förmlich zum Schwärmer verwandelt, geht im Mondschein im Schloßgarten spazieren, sieht nach Ihren Fenstern hinauf und seufzt den Namen Marie. „Ach, der Arme wird vor Gram vergehen, wenn Sie, seine Lebensflamme, unerbittlich gegen ihn bleiben."

Die Angst, in der Marie beständig schwebte, erreichte endlich den höchsten Gipfel, indem es dem jungen Wüstling gelang, eine kurze Abwesenheit des Fräuleins Herbert mit Beatens Hülfe zu benutzen und zu ihr in's Zimmer zu dringen.

Marie war vor Schrecken einer Ohnmacht nahe, da sie ihn plötzlich vor sich stehen sah. Keine Hülfe in der Nähe, denn Alfred's Vater machte den zu seiner Gesundheit dienenden Spazierritt. Wie der Verfolger mit flammenden Augen sie erblickte, zuckte sie zusammen. Eine entsetzliche Ahnung durchschauerte sie. So zittert die scheue Taube, wenn sie den Raubvogel über sich erblickt und keine Rettung mehr für möglich hält. Unwillkürlich schlangen sich ihre Hände in einander. Sie sank auf beide Kniee, als wenn sie ihn anflehen wollte, ihrer Jugend, ihrer Unschuld zu schonen, aber ihre Lippen blieben stumm. Wo hätte sie in diesem bänglichen Augenblicke auch Worte hernehmen sollen?

Alfred, wie roh und wild er auch sonst war, und wie hoch und theuer er auch sich selbst geschworen hatte, daß Marie sein Liebchen werden sollte, der Anblick des an allen Gliedern zitternden bleichen Engels dämpfte doch in dem Grade seine frechen Begierden, daß er Marie nicht mit Ungestüm von der Erde aufriß und in seine Arme zog. Sich an dem noch immer unaussprechlich schönen Anblick des stummflehenden Mädchens weidend, sagte er, ohne sie zu berühren:

„Steh' auf, Marie, und höre mich ruhig an. Damit Du weißt, woran Du bist, will ich Dir klar und unumwunden meinen Willen kundthun und dann Deine Antwort erwarten."

Marie erhob sich langsam. Sie sank in einen Stuhl, während er vor ihr stehen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Das Standbild Guttenbergs) in Straßburg prangte am 24. Juni, am Johannistage, in festlichem Schmuck. Eine mit Blumen umwundene Tafel, zu seinen Füßen aufgestellt, trug folgende Inschrift:

GuttenberG
Umstrahlt von Glorie stehst DU
Tausendfach baut Dir die WelT
Tempel des Ruhms für Zeit und EwigkeiT
Es ist Dein Namenstag heut' und Dir zur EhrE
Nimm von den Jüngern der Kunst die Huldigung hiN
Bleib' ihr noch lange ein schützender CheruB
Ewig Dein Geist sie stärkend umschwebE
Ruhm und Ehre dem VateR
GuttenberG

* Als der eben so geniale, wie excentrische „Bob" Steward Governor von Missouri war, besuchte er eines Tags das Staatszuchthaus. In seiner leutseligen Manier fragte er den ersten Sträfling, den er auf seinem Rundgange antraf, warum er hier im Zuchthaus sei.

„Wegen Einbruch, aber ich bin wahrhaftig unschuldig, Governor; ich bin durch meineidige Zeugen verurtheilt worden."

„So," brummte Gov. Steward, „das ist schlimm."

„Und weßhalb bist Du hier?" fragte er einen Zweiten.

„Wegen Brandstiftung. Allein Governor, ich leide unschuldig; ich hab' dies Verbrechen nicht verübt."

„Thut mir leid," grollte Steward, und frug einen Dritten.

„Ach, Gov., ich wurde wegen Pferdediebstahl verurtheilt, bin aber so unschuldig, wie ein neugeborenes Kind."

„Das ist traurig," sagte Steward, die Achsel zuckend. Und so frage er Einen nach dem Andern; Alle waren sie unschuldig.

Endlich kam er an Einen, der wegen Diebstahls verurtheilt war.

„Nun," fragte der Governor, „hast Du denn auch gestohlen?"

„Ja; ich konnte keine Arbeit finden; Frau und Kinder waren krank und hungrig; ich fror in meinen letzten dünnen Lappen. Da stahl ich einen Ueberrock und einen Schinken. Ich bin schuldig."

„Was," fuhr ihn der Governor an, „und Du Spitzbube unterstehst Dich, hier unter allen diesen ehrlichen, guten, braven Leuten zu bleiben? Willst Du gleich machen, daß Du fortkommst und nicht länger die moralische Luft in der Umgebung dieser unschuldigen Herren verpesten!

Sprach's und schrieb die Begnadigung auf der Stelle aus.

Gemeinnütziges.

* (Stachelbeerwein.) Die Stachelbeeren lassen sich vortrefflich auf Wein benutzen, der besonders eine anmuthige, liebliche Farbe bekommt, zwar weniger spirituös, als der Wein von Johannisbeeren, doch aber eben so gesund und kühlend ist. Zu moussirendem Wein eignen sie sich ganz vortrefflich, man muß sie aber dann so unreif als möglich anwenden und viel Zucker zusetzen. Nach Hallers Zeugniß giebt der Saft von Stachelbeeren, mit dem Safte von schwarzen Johannisbeeren und etwas Zucker vermischt, einen, dem Moselwein ähnlichen Trank, und nach Pott läßt sich aus den Stachelbeeren ein Wein bereiten, der dem Ungarweine nahe kommt. Uebrigens fordert der Stachelbeerwein eine gleiche Bereitung und Behandlung wie der Johannisbeerwein, nur daß Auspressen verlangt mehr Behutsamkeit, damit weder die Schalen, die viel dicker, als bei den Johannisbeeren sind, noch die Kerne zerdrückt werden, die den Wein herbe machen würden; ebensowenig dürfen die Fruchtstiele mit in die Gährung kommen. Die Bereitung des Stachelbeerweins im Großen würde daher eine eigene Maschine mit Walzen, gleich einer Hanf- oder Traubenmühle, nothwendig machen, mit welcher die Beeren leicht zerdrückt oder zerquetscht werden könnten, welches durch das Treten oder Stoßen, wegen des Ausweichens der harten starkhäutigen Beeren in ihrem Safte, nicht wohl erlangt werden kann. Wer mit einer solchen Maschine nicht versehen ist, muß die Beeren an einem mäßig erwärmten Orte so lange stehen lassen, bis sich die Auflösung derselben durch die eintretende Gährung erleichtert. Selbst die zerdrückten Beeren sind anfänglich eine Masse, welche nicht mehr auszupressen ist, sondern nach Rücksicht der Wärme der Witterung früher oder später erst wässerig werden muß.

In England wo viel Stachelbeerwein bereitet wird, verfährt man folgendermaßen:

Man sammelt die Stachelbeeren bei trockenem Wetter, wenn sie halb reif sind, liest sie aus, zerquetscht sie dann in einer Wanne oder in einem Kübel mit einer schweren hölzernen Keule, und preßt den Saft, wenn solcher 24 Stunden und länger gestanden hat, durch ein Haartuch oder leinenen Beutel so stark als möglich, ohne die Kerne zu zerdrücken. Ist der Saft ausgepreßt, so nimmt man auf $3\frac{1}{2}$ Maß Saft 3 Pfund zerstoßenen Meliszucker, rührt ihn mit dem Safte mittelst eines Holzes gut um bis er ganz aufgelöst ist, und füllt ihn in ein Gefäß oder in eine Tonne, welche ganz damit angefüllt werden muß. Beträgt die Quantität 30 bis 40 Maß, so bleibt sie 14 Tage, 1 Eimer von 60 Maß 30 bis 40 Tage, und so im Verhältnisse nach der größeren Menge, länger an einem kuhlen Orte stehen. Nach Verlauf der benannten Zeit zieht man die Flüssigkeit vom Lager ab, reinigt das Gefäß von den Hefen und gießt den Wein wieder hinein. Wenn es ein Ankerfaß ist, so bleibt es drei, ein Eimergefäß aber 4 Monate liegen, worauf der klare Wein auf Flaschen abgezogen wird.

Verantwortlicher Redacteur L. Liebmann.
Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 59. Kaiserslautern, 24. Juli 1872.

* Das Röslein und die Perle.

I.

Es hat ein Röslein im Walde
Geblüht und geduftet gar schön,
Doch ward das Röslein im Walde
Von keinem Auge geseh'n!

Da sprach das Röslein im Walde,
Was nützt mir mein Duften so schön,
Kömmt keiner zum Röslein im Walde
Ist's bald um mich Arme gescheh'n!

Und als zum Röslein im Walde
Sich immer noch keiner genaht,
Da ward, was das Röslein geahnet,
Gar bald zur traurigen That.

Die Wangen des Rösleins im Walde
Verloren das rosige Roth,
Die Sonne fand's Röslein im Walde
Am Morgen entblättert und todt!

II.

Es hat eine Perle im Meere
Geglänzt in seltener Pracht
Die Wellen die wogten darüber
Und haben ob ihrer gelacht.

Und sprachen zur Perle im Meere:
Was nützt Dir Dein Glänzen so schön,
Wir wollen Dich hüten und nähren,
Daß Du von keinem geseh'n!

Und als nach der Perle im Meere
Die Hand des Tauchers sich streckt,
Da hat eine Woge den Taucher
Mit sammt der Perle bedeckt.

Da hat sich die Perle im Meere
Geschlossen auf immer zu,
Da fand auf dem Grunde des Meeres
Der Taucher die ewige Ruh!

L.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(12. Fortsetzung.)

Der Freche erklärte ihr nun, daß keine Macht auf Erden ihn abhalten würde, ihren Besitz zu erstreben, daß er sie mit dem größten Prunk des Reichthums überschütten wolle, falls sie ihm auf eines der entfernt liegenden Güter seines Vaters folge, wo er für Beide ein geheimes köstlich ausgeschmücktes Asyl bereitet habe. Er fügte hinzu, daß sie es ohne Gefahr für die Zukunft thun könne, denn nach dem Ableben seiner Eltern werde er die Geliebte zu seiner Gattin erheben.

Er schwieg und sah Marie fragend an. Diese hatte sich gefaßt. Sie stand vom Stuhle auf, legte die rechte Hand auf die Brust und erwiderte:

„Und wenn Sie mich von dieser Stelle aus mit der Bewilligung Ihrer Eltern zum Altare führen wollten, ich würde Ihnen nicht folgen, Herr Baron, denn ich liebe Sie nicht und werde Sie niemals lieben können. Ja, ich würde den Tod einer Ehe mit Ihnen vorziehen. Bei dem Andenken an meinen theuren seligen Vater, bei der Dankbarkeit, die ich gegen Herrn und Frau von Handorf fühle und die ewig in meinem Herzen leben wird, schwöre ich Ihnen, daß mein Entschluß unerschütterlich ist!"

Der Wüstling schleuderte ihr erst einen durchbohrenden Blick zu, dann schlug er eine laute Hohnlache auf.

„Thörin, die Du bist," versetzte er. „Du stößest Dein Glück mit Füßen von Dir. Dein Schwur erscheint mir lächerlich, und Deinen Entschluß werde ich zu erschüttern wissen. Du wirst Dir noch voll Verzweiflung die Haare ausraufen, daß Du mich so schnöde zurückgewiesen hast."

Er erhob die Rechte zu einer drohenden Bewegung gegen Marie und schritt dann stolz aus dem Zimmer.

Jetzt konnte Marie das Geheimniß nicht länger in ihrer Brust bewahren, da es ihr klar geworden, daß Alfred von Handorf zu dem Schrecklichsten fähig sei. Sobald Fräulein Herbert wieder zu ihr kam, warf sie sich in ihre Arme und gestand ihr unter einem Strom von Thränen, in welche Bedrängniß sie ohne ihre Schuld gerathen sei, und wie sie, ohne ihren Pflegeeltern die Verworfenheit ihres Sohnes zu offenbaren, keinen Ausweg zur Rettung wüßte.

„Ich weiß, Sie lieben mich, wie eine Mutter," flehte sie. „Helfen Sie Ihrem armen Kinde, wenn es nicht vor Angst sterben soll."

Die Erzieherin tröstete sie, und sann dann lange nach. Endlich sagte sie:

„Hier giebt es nur noch einen Ausweg. Das ist die Flucht. Aber Du sollst nicht allein fliehen, mein theures Kind. Ich begleite Dich. Zwanzig Meilen von hier, in einer kleinen Stadt am Strande der Ostsee

lebt mir eine Schwester, die Wittwe eines Zollkontroleurs. Trotzdem wir schon lange getrennt, hängen wir doch noch zärtlich aneinander. Zu dieser will ich Dich führen. In ihrem Hause kannst Du so lange in Verborgenheit weilen, bis der freche Wüstling Dich vergessen hat, und wie die Erfahrung lehrt, dauert die sträfliche Neigung solcher Menschen nur so lange, als deren Gegenstand unter ihren Augen lebt. Ich werde mir einen andern Platz und zwar in der Residenz suchen, wo ich alte Freunde besitze. Wird es Dir nicht vergönnt sein, nach Handorf zurückzukehren, so hole ich Dich nach einem halben Jahre von meiner Schwester ab und verschaffe auch Dir eine für Dich passende Stelle in der Residenz. Für das Weitere wird dann die Vorsehung sorgen, die redliche und fleißige Geschöpfe nie verderben läßt. Was aber geschehen soll, muß bald geschehen. Ich werde Dir einen meiner Koffer leihen, in den Du die nöthigen Kleider packen kannst. Von heute an in drei Tagen soll ein Reisewagen, den ich in der nächsten Stadt hierherbestellen werde, uns im Dunkel der Nacht von hier fortführen.

Es kostete Marie einen schweren Kampf, das Schloß Handorf zu verlassen. Sie dachte an all' die schönen Stunden, die sie hier verlebt, an den Schmerz des Greises, der sie so väterlich liebte, an den Zorn der gnädigen Frau die ihr den Vorwurf der größten Undankbarkeit machen würde. Ach, und es gab ja noch andere Orte, die ihr unendlich theuer, das Grab ihres Vaters, die Gruft, worin ihre Jugendfreundin Bertha schlief.

An beiden Stätten hatte sie oft ein stilles Gebet gesprochen und sich in die Vergangenheit zurückgeträumt. Und diese Orte sollte sie vielleicht erst nach vielen Jahren, vielleicht niemals wiedersehen, Alles was ihr lieb, woran ihr ganzes Herz hing, sollte zurückbleiben. Das war traurig, sehr traurig, Aber es blieb ihr keine Wahl. Die Pflicht, das Höchste in der moralischen Welt, wie die Erzieherin sie gelehrt, gebot. Die Stunde der Flucht wurde unwiderruflich festgesetzt.

Wohl den beiden Frauen, wäre Alles, was sie zusammen verabredet, verschwiegen geblieben. Leider war das nicht der Fall. Beate, die eine Ahnung davon haben mochte, daß Marie ein Mittel gefunden, sich gegen ihren Verfolger zu schützen — sie glaubte es an dem ruhigen Wesen zu bemerken, das Marie den Tag nach dem Gespräche mit Alfred zeigte — beschloß dies Mittel um jeden Preis kennen zu lernen. In einem Augenblick, wo Mariens Schlafkammer noch leer war, schlich sie dort hinein und verbarg sich unter dem Bette der Ahnungslosen. Es war die zehnte Stunde des Abends. Beate wußte, daß um diese Zeit Marie die Ruhe suchte und daß Fräulein Herbert ihre Schülerin bis an ihr Bett begleitete, dann gewöhnlich noch kurze Zeit vertraulich mit ihr plauderte und endlich mit einem Kusse ihr gute Nacht sagte. So geschah es denn auch an diesem Abende. Fräulein Herbert und Marie sprachen wohl eine Viertelstunde zusammen, und zwar von der beabsichtigten Flucht und welchen Weg sie nehmen wollten, um am Schnellsten nach der Stadt zu gelangen, wo die Schwester der Erzieherin lebte.

Der horchenden Schlange ging kein Wort verloren.

Nachdem das ältere Fräulein sich entfernt, sprach Marie ihr Nachtgebet und war dann nach wenigen Minuten eingeschlafen. Da kroch Beate aus ihrem Versteck hervor, mit Katzenschritten aus der Kammer und durch das anstoßende Zimmer schlüpfend.

„Aha, das Vögelchen will uns ausfliegen," murmelte sie. „Das will ich doch morgen früh sogleich dem Herrn Alfred mittheilen. Er wird wüthen, mir aber wird es vielleicht ein paar Louis'dor einbringen, denn eine solche Nachricht muß doch anständig bezahlt werden."

Fünftes Capitel.

Die Schlechten triumphiren.

Alfred von Handorf begab sich am nächsten Morgen um die zehnte Stunde nach dem hier früher erwähnten Pavillon.

Beate war ihm schon früh Morgens auf dem Corridor begegnet und hatte ihm zugeflüstert, er möge sie dort erwarten, sie habe ihm eine wichtige Nachricht mitzutheilen.

Er brauchte ihrer nicht lange zu harren.

Sie erschien nach wenigen Minuten und vertraute ihm, was sie bezüglich der beabsichtigten Flucht des von ihr tödtlich gehaßten Mädchens erlauscht hatte.

„Sie werden jetzt wohl einsehen, Herr Baron," sagte sie," „daß die Mamsell Marie Sie niemals erhören wird. Mit Gewalt ist da Nichts auszurichten. Im äußersten Falle wird sie sich um Hülfe an Ihre Eltern wenden und dem wollen Sie sich doch gewiß nicht aussetzen."

Der junge Baron stampfte mit dem Fuße.

„Tod und Teufel! nein, dahin darf es nicht kommen. Das könnte mir einst mein Erbe schmälern. Mein Bruder Kurt, der jetzt Gardeoffizier, ist so der Liebling meiner stolzen Mutter."

Beate sah ihn lauernd an.

„So wär's wohl am Besten, das eigensinnige Geschöpf mit ihrer Gouvernante laufen zu lassen," versetzte sie. „Schon viele verschmähte Liebhaber haben sich trösten müssen. Anderes bleibt Ihnen ja jetzt auch nicht übrig."

Alfred knirschte vor Wuth mit den Zähnen und schritt einige Male im Pavillon auf und ab.

Dann blieb er plötzlich vor Beate stehen.

„Doch noch Eins," versetzte er. „Eins noch bliebe mir übrig."

„Und das wäre, Herr Baron?"

„Die Rache," sagte er mit rollenden Augen. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich diese Bett-

lerdirne, die es wagte, mich zu verschmähen, elend, so recht elend machen könnte."

Ein triumphirendes Lächeln überflog Beatens Antlitz. Jetzt hatte sie den Baron dahin gebracht, wo sie ihn haben wollte.

Sie trat dicht an ihn.

„Und was wird mir für eine Belohnung, Herr Baron, wenn ich das zu Stande bringe?"

Alfred sah sie verwundert an.

„Wüßtest Du vielleicht ein Mittel?" fragte er.

„Hm! in diesem Augenblicke noch nicht. Allein ich denke eins zu finden. Vorher aber muß ich wissen, wie hoch der Lohn — Sie versprachen mir hundert Louisd'or, wenn ich das Mädchen Ihrem Willen gefügig machen würde. Diese gehen mir nun verloren."

Der Wüstling faßte ihre Hand.

„Räche mich an der Dirne und Du sollst eine doppelt so hohe Summe erhalten."

„Geben sie mir darauf Ihr Ehrenwort, als Edelmann?"

„Ja Und nun sinne nach."

„Indem wir mit einander sprachen, ist das schon geschehen. O, ich habe einen ganz köstlichen Plan gefaßt."

„Darf ich ihn wissen?"

„Noch nicht. Erst muß er ausgeführt sein. Also ich darf mit Ihrer Erlaubniß handeln?"

„Das versteht sich."

„Und was auch geschehen möge, Sie werden mich nicht verrathen?"

„Unsinn! Was Du thust, geschieht mit meinem Willen!"

„Gut, Herr Baron, so sind Sie in wenigen Tagen gerächt und ich habe meine zweihundert Louisd'or."

Die Verbündeten trennten sich.

Beate begab sich auf ihr Zimmer. Sie blieb dort eine ganze Stunde allein, um über den teuflischen Plan nachzusinnen, dessen erster Keim mit blitzähnlicher Schnelligkeit ihrer verderbten Seele während des Gesprächs mit dem jungen Baron entsprossen war.

Ihre Gedanken waren folgende:

Meine Nebenbuhlerin putzt sich gern. Vor allem andern Schmuck liebt sie Perlen und Juwelen. Die gnädige Frau hat sie reich mit allerhand Goldsachen beschenkt. Auch eine Perlenschnur hat sie bekommen, doch bis jetzt noch keinen Brillantschmuck. Die Frau Baronin hat ihr, als sie grade bei guter Laune war, ihr eigenes glänzendes Collier um den Nacken gelegt und sie damit vor den Spiegel treten lassen. Sie freute sich darüber wie ein Kind. Ich kam zufällig in's Zimmer und sah, wie sie sich beliebäugelte und als sie bald darauf mit mir allein war, sagte sie zu mir: „„Beate, wenn ich einmal reich werde, so kaufe ich mir auch solchen Schmuck. Es geht doch nichts über Brillanten! Sie erinnern mich an die glänzenden Thautropfen, die Morgens an den Blumen funkeln."" Ich hab's, ich hab's! Wenn das Glück mir günstig ist, soll der Schmuck der Gnädigen ihr zum Verderben gereichen!

(Fortsetzung folgt.)

* Ringen nach Standeserhöhung.*)

Nach dem Englischen von F. H.

In einem ziemlich kleinen Zimmer, welches die Menge der rothen, vergoldeten Sammetmöbels, die jedes Verhältniß überschritten, noch kleiner erscheinen ließ, lag auf einem der seidenen Sophas, leicht in Musselin und Spitzen eingehüllt, Frau von St. Joseph vom Theater der Porte St. Martin, wo sie eine große Berühmtheit erlangt hatte, vornehmlich durch ihren graciösen Wuchs, ihre feine Gestalt, die sie mit eigener, so ganz natürlicher Gracie zu zeigen wußte. Was ihr dramatisches Talent anlangt, so würde sie wohl, wäre sie häßlich und mißgestaltet gewesen, gleich bei ihrem ersten Auftreten ausgepfiffen worden sein; allein schön, herrlich gebaut und elegant, wie sie war, hatten sich Federn gefunden, die für sie schrieben, Directoren, welche diese Stücke auf die Bühne brachten, und ein zahlreiches, enthusiastisches Publikum, das sich mit Operngläsern wohl bewaffnet, unaufhörlich herandrängte, um sie zu sehen.

Die beiden Stücke, in denen sie den meisten Erfolg erzielt hatte, obgleich einige scheinbar entrüstete Journale die unverhüllte Bloßstellung ihrer Reize tadelten, mußten äußerst sittlicher Natur gewesen sei, da sie doch beide der heiligen Schrift entnommen waren. Das erste war betitelt: Susanna und die zwei alten Schriftgelehrten; und wurde die Badescene mit wirklich wundervoller historischer Treue wiedergegeben; das andere war „Eva und die Schlange" benannt, gab eine merkwürdige, prachtvolle Darstellung des Paradiesgartens vor dem Sündenfalle, und war ebenso natürlich als geschichtlich richtig, in Bezug auf die Wahl des Costüms.

Frau v. St. Joseph hatte nach diesem letzten großen Erfolge ihre altmodischen Zimmer im Faubourg St. Martin verlassen, und ein kleines, goldiges modernes Logis in der Rue du Helder gemiethet, ganz geeignet für die feinen, jungen Männer der beiden Clubs, welche sie beschützten, bewunderten und — häufig besuchten.

Einige Monate indeß nach ihrem Auftreten auf der Bühne, waren Umstände eingetreten, die Frau von St. Joseph veranlaßten, sich in die Stille ihrer Häuslichkeit zurückzuziehen, der kleine Umstand, der, auf solche störende Weise sich in die Laufbahn der Mutter drängte, lag jetzt fest schlafend in einer schön gearbeiteten, goldverzierten, niedlichen Wiege, durch Spitzen-Vorhänge verhüllt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vor Nachdruck ohne Bewilligung der Verlagshandlung wird gewarnt.

Feuilleton.

* An einem Hause in Hannover ist zur Begrüßung der Schützen folgendes Gedicht zu lesen:

Seid willkommen, Schützen, im Hannoverland,
Freudig bieten wir die deutsche Bruderhand,
Findet Freude nur in unsrer guten Stadt,
Die für Euch die besten Wünsche hat.
All die Lieben, die kommen
Ueber'n Ocean geschwommen,
Nach der Heimath Strand.
Seid begrüßt mit Herz und Hand.
Komm herz'ger Wiener, sei mit uns gemüthlich,
Braver Münchner, noch ist's Bier appetitlich, —
Komm kühner Alpenjäger, Du vor Allen
Die besten Preise freundlichst wegzuknallen,
Hoch Thuringia und Sachsen,
Wo die schönen Mädchen wachsen,
Komm, du herrlicher Schwab,
Der uns Dichterfürsten gab.
Kommt auch Badenser, Lothringer, Elsäßer,
Borussen, Braunschweig, Anhalt, wackre Hessen,
Ihr kräftigen Friesen, Holstein, Obotriten,
Kommt selbst Ihr exilirten Jesuiten —
Doch stellet Euch mit sichern Stutzen ein,
Unfehlbar werden nur die Schützen sein!

* Folgende hübsche Anecdote macht gegenwärtig die Runde durch die Blätter: In ein Telegraphenbureau bei Paris trat jüngst ein Herr und gab folgende Depesche auf, die als einfache nur zwanzig Worte zählen durfte: „Madame Duval, X-Straße 15, Paris. Melde mit Schmerz Tod Oheim Vincents. Komme rasch zur Eröffnung Testaments. Glaube, wir sind Erben. Durand." — Der Telegraphenbeamte zählte die Worte und fand deren zweiundzwanzig. — „Es sind zwei Worte zu viel, Herr," bemerkte er dem Aufgeber. — So?" entgegnete dieser, las das Telegramm durch und entschied dann: „Wohl, streichen Sie: mit Schmerz."

* (Opfer des Aberglaubens.) Vorige Woche entlud sich über die Ortschaft Damos in Ungarn ein schreckliches Gewitter. Das ungebildete rumänische Bauernvolk dieser Gegend ist in dem festen Glauben befangen, daß gegen Gewitterstürme das Glockengeläute ein sehr praktisches Remedium sei. Diesen Wahn theilte auch der Damoser griechisch-nichtunirte Pfarrer. Er begab sich daher, als das Gewitter heranzog, mit dem Küster auf den Kirchthurm, um die Glocken zu läuten. Das Verhängniß wollte aber, daß der Blitz gerade in den Kirchthurm einschlug und die beiden Männer augenblicklich tödtete.

* Ein paar Meilen von Königsberg, in der Domäne Brandenburg, auf dem einzigen Wege, welcher zum Damenbad im Frisching führt, befindet sich seit einigen Wochen eine Warnungstafel mit folgender Inschrift: „Wer diesen Steig betritt, bekommt eine schicht Priegel." Deutlicher kann man sich dem schönen Geschlecht gegenüber nicht ausdrücken.

Gemeinnütziges.

* (Erdbeeren, getrocknete. Wenn die Erdbeeren recht reif sind, schneidet man die ganzen Sträußer recht langstielig ab, bindet 3 bis 4 zusammen, und hängt sie im Glashause oder einer Stube dicht hinter die Fenster gegen die Mittagssonne Sind sie völlig getrocknet, so bewahrt man sie in einer Kammer oder Stube auf, wo es nicht feucht ist. Die so getrockneten Erdbeeren sind, wie die frischen, ein gutes Mittel gegen Hartleibigkeit u. s. w. Waren die Früchte schön, so sind sie auch getrocknet ein wohlschmeckendes Naschwerk, Dessert u. dgl.

* (Zur Erzielung zweier Erdbeer-Ernten in einem Jahre) wird folgendes Verfahren von einem tüchtigen Gärtner empfohlen: Die Erdbeerstauden müssen sogleich nach der ersten Ernte im Frühjahr bis auf den Wurzelstock abgeschnitten werden, worauf man denselben mit lockerer Erde bedeckt und wie gewöhnlich begießt. Die Pflanzen treiben bald von Neuem aus und machen sehr dichte Büsche. Die Ranken, die sie dabei am Boden hintreiben und die Schößlinge bilden, werden weggenommen. Nach dieser Behandlung entwickeln sich zum zweiten Mal Blüthen und zwar reichlicher als zum ersten Male und man erhält gegen Ende des Sommers oder auch im Herbst eine ergiebige zweite Ernte. Am besten gedeihen überhaupt die Erdbeeren, wenn man sie nur auf dem mittägigen Abhang schmaler erhabener Beete pflanzt, nur an der Wurzel begießt und stets für die vollständige Entfernung der Ausläufer Sorge trägt. Die so behandelten Stöcke werden kräftig, dicht und bedecken sich über und über mit Blüthenbüscheln, welche die schönsten Früchte ergeben, die sich nach der Reife mit Leichtigkeit sammeln lassen. Das Abschneiden des Laubes nach der Ernte, das Bedecken der Stöcke mit Erde, die Beseitigung der Sprossen erhält einen kräftigen Trieb der Wurzel und bewahrt ihre Fruchtbarkeit, der nun noch ein oftmaliges Behacken zu Hülfe kommt.

* (Einige Waschrecepte.) Schwarzes Tuch reinigt man, indem man es mittelst eines Stückes Flanell oder schwarzen Tuchlappens mit einer Auflösung von zwei Loth doppeltkohlensaurem Ammonial in ein Quart warmem Wasser abreibt, hierauf in frischem Wasser wäscht, trocknet, bügelt und wiederholt nach dem Strich bürstet. — Flanell reinigt man, indem man Seife in warmem Wasser auflöst und den Flanell in dieser Brühe, die weder zu warm noch zu kalt sein darf (um das Eingehen des Stoffes zu vermeiden), gut auswäscht und spült, dann tüchtig ausschüttelt und zum Trocknen aufhängt. Wollene Decken kann man ebenso waschen.

* (Topfpflanzen, kranken, neues Leben zu geben.) Man begieße kränkelnde Topfpflanzen mit einer schwachen Auflösung von Eisenvitriol und sie werden bald wieder neu treiben und sich beleben. Das Begießen kann alle 3 bis 4 Tage stattfinden und müssen die zu behandelnden Pflanzen in Schatten gesetzt werden.

Verantwortlicher Redacteur J. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 60. Kaiserslautern, 28. Juli 1872.

* Auswanderers Abschied.

Wie wandr' ich doch so gerne
Weit in die Welt hinaus,
Mich zieht's ja in die Ferne
Fort aus dem Vaterhaus.

Mich hält hier Nichts zurücke,
Ich hab' nicht Rast noch Ruh',
D'rum schweifen meine Blicke
Stets fernen Ländern zu.

Dort hoff' ich auch zu finden,
Was mir dahier versagt;
Es kann mich nimmer binden
Der Heimath Zaubermacht.

Lebt wohl, ihr stillen Wälder,
Ihr felsgekrönte Höh'n;
Lebt wohl, ihr grünen Felder,
Wo Balsamdüfte weh'n.

Der Jugend schöne Zeiten
Verträumt' ich froh bei euch,
Erhaschte Glück und Freuden
In eurem grünen Reich.

Und muß ich auch jetzt scheiden,
Hinaus in's Weltgewühl;
So thu' ich's doch mit Freuden,
Mir winkt ein schön'res Ziel.

Drum fröhlich ohne Zaudern
Den Anker auf, zum Glück;
Die Loosung soll mir lauten:
Stets vorwärts, nie zurück.

Gg. Loewe.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(13. Fortsetzung.)

Der Tag, den Fräulein Herbert zur heimlichen Abreise mit Marie festgesetzt, kam immer näher.

Den Nachmittag zuvor befahl die Gouvernante dem Bedienten Friedrich, die Koffer, welche sie in der Zeit, wo sie nach Schloß Handorf gekommen, mitgebracht, aus dem verschlossenen Raum, wo sie aufbewahrt wurden, herauszunehmen und in ihr Zimmer zu tragen.

„Ich gedenke in den nächsten acht Tagen eine Reise zu meinen Verwandten in der Residenz anzutreten und beabsichtige dort verschiedene Einkäufe zu machen. Ein Koffer wird schwerlich hinreichen, all' die Sachen zu bergen, deshalb sollen beide mit. Ich fühle mich seit einiger Zeit nervös angegriffen. Die Herrschaft wird mir einen Urlaub von Wochen gern zugestehen."

Friedrich, dem diese Worte nicht auffielen, brachte die Koffer, reinigte sie von dem darauf liegenden Staube und setzte sie in das Zimmer des genannten Fräuleins.

Nun wurden bei verschlossenen Thüren die Koffer gepackt. Der größere nahm die Kleider der Gouvernante, der kleinste diejenigen Mariens auf, doch ließ Letztere alle werthvollen Geschenke, die sie seit dem Tage, wo die gnädige Frau sie mit ihrer Gunst beschenkt, von dieser erhalten, zurück, wie schmerzlich es ihr auch war, sich davon trennen zu müssen, denn ihr Herz, wie früher schon gemeldet, nicht von weiblicher Eitelkeit frei, hing an diesen Schmucksachen. Sie hoffte dadurch dem Vorwurf der Undankbarkeit wenigstens in Etwas zu entgehen.

Endlich war der bestimmte Tag da.

Fräulein Herbert, welche während ihrer Anwesenheit auf Handorf auf ihren Spaziergängen oft das naheliegende Dorf, Mariens Geburtsort, besucht, war dort zufällig mit einer armen, aber ehrlichen Familie bekannt geworden. Das Haupt derselben hatte längere Zeit krank gelegen. Die wackere Dame, deren Herz zum Wohlthun geneigt, hatte die Familie nach Kräften unterstützt und sie so lange von Nahrungssorgen befreit, bis der Mann wieder selbst sich rüstig regen und zu arbeiten vermochte. Dieser Tagelöhner war von ihr in's Vertrauen gezogen worden. Er hatte für sie im nahen Städtchen den Wagen bestellt, der sie bis zu einer zehn Meilen von Handorf liegenden Poststation bringen sollte. Von dort wollte sie mit Marie per Post dem sich gestellten Ziele zubegeben. Dieser Mann war auch zur Mitternachtsstunde an die hintere Pforte des Schloßgartens bestellt worden, die stets unverschlossen blieb, weil in dieser Gegend seit mehreren Jahren kein Diebstahl mit Einbruch vorgekommen war. Ihm war der Auftrag ertheilt, die Koffer um Mitternacht aus dem Schlosse abzuholen und in's Dorf zu tragen, wo der bestellte Wagen harrte. In das Schloß zu kommen war aber leicht, denn die Hinterthüre, die in den Garten führte, war nur mit Riegeln versehen, die von innen weggeschoben werden konnten.

Als die Damen mit ihren Vorbereitungen fertig — es war um die Stunde der Dämmerung — begab Marie sich zu ihrem Pflegevater hinüber, der von seinem Spazierritte wieder heimgekehrt war.

Die Stunde, die sie jetzt verlebte, war wohl eine der schwersten ihres jungen Lebens. Ebenso zärtlich wie der Greis sie, liebte sie ihn. Er hatte sie den rechten Vater zwar nicht vergessen gemacht, aber ihn ihr doch, was Pflege und treue Sorgfalt betraf, ersetzt. Inniger als je hing sie an seinem Halse, fester noch als früher hafteten ihre Lippen an seinen gefurchten Wangen und als sie ihn endlich verlassen mußte, brach sie in lautes Weinen aus, umschlang ihn noch einmal, riß sich dann los und eilte aus dem Zimmer.

Herr von Handorf sah ihr kopfschüttelnd nach. Er konnte nicht begreifen, welche Ursache diesem stürmischen Ausbruche der Liebe und des Schmerzes zu Grunde lag.

„Marie ist krank," murmelte er, „und wenn sie es zehnmal leugnet, es ist doch so. Ich muß einmal Ernst machen und den Doctor für sie kommen lassen. Hätte sie mich nicht so flehentlich gebeten, es nicht zu thun, es wäre längst geschehen."

Als das weinende Mädchen wieder bei der mütterlichen Freundin war, rief sie schmerzlich aus:

„Ach, mir ist das Herz fast gebrochen, als ich den theuren Greis zum letzten Male umarmte. Ist mir doch in diesem Augenblick ein zweiter Vater gestorben; denn ich werde ihn nie mehr sehen, nie wieder in seine treuen lieben Augen blicken, nie wieder seine liebkosende Hand an meinen Wangen fühlen. Es war ein Glück, das keine Worte zu nennen vermögen! Und das Alles unschuldig einbüßen müssen! O, das thut weh! Das ist mehr, als ich zu tragen vermag!"

Die Gouvernante suchte sie zu trösten.

„Wärst Du schuld an dieser Trennung," sagte sie, „dann würde das Weh in Deiner Brust noch herber sein. Den Schmerz der Unschuld wird die allmächtige Zeit lindern. D'rum fasse Dich, mein theures Kind. Eine heilige Pflicht liegt Dir noch ob, Abschied von der Stätte zu nehmen, wo Deine Eltern und Geschwister ruhen, wo Deine Freundin Bertha schläft. Komm', laß' uns gehen. Wir müssen bis acht Uhr zurück sein, da die gnädige Frau Dich möglicher Weise noch zum Vorlesen rufen lassen kann."

Marie willigte ein.

Beide Frauen langten nach zehn Minuten auf dem Friedhofe des Dorfes an.

Erst kniete Marie am Grabe des Vaters nieder und flehte in leisem, aber inbrünstigen Gebete den Himmel an, der sich bis dahin so gnadenvoll gegen sie erwiesen, ihr auch auf der neuen Lebensbahn, die sie zu beteten im Begriff, seinen Schutz nicht zu entziehen und über ihre Pflegeeltern den reichsten Segen zu ergießen.

Dann schritt sie mit der Gouvernante der Handorf'schen Familiengruft zu.

„Gute Bertha," flüsterte sie, „fast möchte ich Dein Loos beneiden. Kein Kummer, keine Kränkung quält Dein weiches Herz mehr; das meine aber zittert bang der Zukunft entgegen. Wenn ich in die Nacht hinausblicke, so ist mir, als thürmten sich in meiner Nähe dunkle, gewitterschwere Wolken auf, aus deren Schooße der böse Dämon hervorsieht, der mich in meinen Träumen so furchtbar geängstigt hat."

Vom Friedhofe aus begaben sie sich in's Dorf.

Marie wollte noch einmal das kleine Schulhaus sehen, wo ihr armer kranker Vater gewaltet und gelehrt, wo sie oft mit Bertha zu seinen Füßen gesessen und den schönen lehrreichen Geschichten gelauscht hatte, die er so klar und mit sanftem Tone zu erzählen pflegte. In diesem Hause wohnte jetzt schon lange ein neuer Lehrer. Marie hatte ihn schon oft gesehen, aber niemals mit ihm gesprochen. Der Mann hatte ein finsteres grämliches Aussehen. Aus diesem Grunde fühlte sie sich nicht zu ihm hingezogen und hatte deshalb das Schulhaus, seitdem er sich dort eingewohnt, nie wieder betreten.

Auch jetzt ging sie nicht hinein. Sie blieb ein paar Schritte davon entfernt stehen, blickte lange und wehmüthig nach den niedrigen Fenstern der Schulstube und trat dann endlich mit gesenktem Kopfe den Rückweg nach dem Schlosse an.

Als Beide wieder auf ihrem Zimmer waren, verfügte sich Fräulein Herbert in ihre Schlafkammer, wo die bereits gepackten, aber noch unverschlossenen Koffer standen. Sie waren offen geblieben, weil die Gouvernante vor der Abreise noch verschiedene Kleinigkeiten hineinzulegen hatte.

Während sie sich dort beschäftigte, setzte Marie sich an den Tisch und schrieb unter heißen Thränen einen Abschiedsbrief an ihre Pflegeeltern. Die wenigen Zeilen, die sie auf das Papier warf, athmeten die glühendste Dankbarkeit, verbunden mit den heißesten Segenswünschen für ihre Zukunft. Für ihre Flucht gab sie keinen andern Grund an, als daß ein ihr feindliches Geschick, welches aber ewig geheim beiben müßte, sie dazu zwänge. Sie flehte für sich und ihre Erzieherin um Verzeihung und schloß damit, daß sie die ihr erzeigten Wohlthaten niemals vergessen werde.

Diesen offenen Brief legte sie in ihr Schreibpult, in der sicheren Voraussetzung, daß derselbe erst dann in die Hände ihres Pflegevaters oder seiner Gemahlin kommen werde, wenn der Wagen sie schon weit hinweggetragen.

Bald darauf kam die Stunde, wo Frau von Handorf nach Marie schickte und sie zu sich zum Vorlesen bestellte.

Marie gehorchte dem Befehl, und Fräulein Herbert' wie schon oft, begleitete sie zu der Gnädigen.

Um die zehnte Stunde war die Vorlesung beendigt. Marie und die Erzieherin wurden von der Baronin entlassen.

Sie blieben jetzt still auf ihrem Zimmer, bis sich Alles im Schlosse zur Ruhe begeben. Als die zwölfte Stunde herangekommen, mahnte Fräulein Herbert zum

Aufbruch. Sie ging leise hinunter, schob die Riegel der Hinterthüre weg und ließ den Mann ein, der schon dort harrte, um die Koffer fortzutragen. Er meldete ihnen, daß der Wagen am bestimmten Platze stände und machte sich dann an's Werk.

Bitterlich weinend folgte ihm Marie, geführt von der Erzieherin, die ihr Trost und Muth zusprach mit den Worten:

„Deine Flucht ist eine gute That, kein Verbrechen, und Gott wird sie Dir belohnen."

Es ging jetzt so weit Alles glücklich von Statten. Der Wagen, der außerhalb des Dorfes hielt, wurde erreicht. Fräulein Herbert athmete frei auf, als sie mit Marie die Reisekalesche bestieg. Der Kutscher peitschte auf seine Pferde, sie zogen kräftig an und nach wenigen Minuten lag Schloß Handorf den Frauen schon eine ziemliche Strecke im Rücken.

Wenige Augenblicke später schlüpfte eine kleine Gestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, hinter einem Gebüsche hervor, das sich dicht bei der Stelle befand, wo der Wagen gehalten hatte.

„Fahrt nur, so schnell Ihr wollt," rief eine weibliche Stimme. „Ich weiß, wohin es geht. Man wird Euch einholen und dann bin ich an der eitlen Thörin gerächt und habe die zweihundert Louisd'ors verdient."

Es war Beate, welche triumphirend diese Worte ausstieß.

(Fortsetzung folgt.)

* Ringen nach Standeserhöhung.

Nach dem Englischen von F. H.

(1. Fortsetzung.)

Da Frau von St. Joseph, wie sie selbst sagte, verheirathet war, und Jedermann dies auch glaubte, so mußte auch sicherlich ein Herr von St. Joseph, Vater, vorhanden sein, obgleich sich Niemand erinnerte ihn je gesehen zu haben; und sie hatte dennoch gewiß jedes nur mögliche Recht, eine Tochter zu besitzen, von welchem Privilegium, denn auch Frau von St. Joseph vor drei Wochen Gebrauch gemacht hatte. Sie befand sich eben in einer wichtigen Unterredung mit la Briseville, der „Ehrendame" des Theaters, fast das einzige Weib die sie nicht haßte und nicht beneidete, und die ihr unbedingtes Vertrauen genoß.

„Meine liebe Briseville" sagte St. Joseph, „ich habe schon sehr ernstlich über das Leben nachgedacht und über die Dinge, welche man in der Kindheit lernt; ich meine Gebote und Dinge ähnlicher Art, und ich bin zu dem Schlusse gekommen, daß ich dafür sorgen muß, daß mein Kind, meine Tochter, ein tugendhaftes Leben beginnt. Damit will ich sagen, daß ich sie taufen lassen will, und ich denke, Du sollst ihre Pathin sein."

„Gut, ich will es sein", erwiederte la Briseville, „vorausgesetzt, daß sie zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags getauft werden kann, denn wir haben so lange Proben für die teuflischen Stücke."

„Meine Liebe! — teuflisch!" — Du mußt nicht so sprechen; nie, wenigstens nicht, bevor sie getauft ist."

„Gut, gut, rege Dich nur nicht auf, ich werde morgen kommen; der Bühnenmaschinist soll Pathe stehen, und Dein Kind wird ein tugendhaftes und christliches Kind werden, gerade als wenn sie die Tochter eines ehrsamen Bürgers wäre.

Den nächsten Tag erfüllte la Briseville ihr Versprechen. Vom Maschinisten begleitet, kam sie ihre kleine Pathin abzuholen, und da sie zu dieser feierlichen Gelegenheit eine Kutsche gemiethet hatte, so fuhr sie mit großem Triumphe nach der Magdaleinen-Kirche. Eine halbe Stunde darauf kam sie jedoch in größtem Unwillen zurück.

„Sie wollen mich nicht als Pathin annehmen, weil ich eine Schauspielerin bin," sagte sie, „und sie wollen Dein Kind nicht taufen."

„Sie soll gar keine Katholikin werden, es ist eine intolerante, übermüthige Religion," zürnte St. Joseph, „die uns armen Schauspielerinnen nicht einmal ein christliches Begräbniß gönnt; mein Kind soll eine Protestantin werden. Trage sie in die englische Kapelle und lasse sie Fideline taufen; ich will allen Heiligen im Kalender trotzen, indem ich ihr einen Namen gebe, der nicht darin steht."

La Briseville entfernte sich abermals mit ihrem Kinde und ihrem Maschinisten, allein wieder blieb sie nicht länger als eine Stunde aus.

„Da mag ein Anderer gehen," sagte sie, „was denkst Du? In der protestantischen Kirche hatten sie nichts dagegen einzuwenden, daß ich eine Schauspielerin, wohl aber, daß ich eine Katholikin sei; und so ist denn Dein Kind noch nicht getauft."

„Der Teufel ist in ihnen!" rief St. Joseph aus, auffahrend und ihren Zorn über die Freundin vergessend. „Der Teufel ist in ihnen! ich kann mein Kind zu keinem christlichen machen, aber getauft muß es werden. Trage es zu der türkischen Gesandtschaft; sie soll eine Türkin, eine Sultanin werden, sie soll einen Turban mit einem Brilliant-Halbmond tragen; sie muß doch eine Religion haben!"

Abermals ging la Briseville mit dem Opferlamme und dem Bühnenmaschinisten, um abermals bald wieder zurückzukehren. „Meine Liebe, was glaubst Du? Es liegt ein Verhängniß über der Taufe Deines Kindes, denke Dir nur, in der türkischen Religion gibt es gar nichts dergleichen, wie eine Taufe — in der That, sie sind durchaus keine Christen!"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* **Es muß annersch werden.**

In Anbetracht des Umstandes, daß es annersch werden muß, beschließt der internationale Verein von Sachsenhausen:

Erstens: Die Leberwürste müssen größer werden, und dicker und wohlfeiler und kosten dürfen sie gar nichts.

Zweitens: Der Aepfelwein muß besser werden und größeres Maß müssen wir bekommen und kosten darf er gar nichts.

Drittens: Das Rindfleisch muß saftiger werden, und besseres Gewicht müssen wir kriegen und kosten darf es gar nichts.

Viertens: Unsere Arbeitszeit muß abgekürzt werden und höhere Löhne müssen wir erhalten und zu arbeiten brauchen wir eigentlich gar nicht.

Fünftens: Das Capital ist der Arbeiter Feind, mit seinen Feinden muß man aber kein Mitleiden haben, deßhalb muß alles Kapital abgeschafft, d. h. unter uns vertheilt werden.

---

* (**Der Ursprung des Namens „Marzipan."**) Der Ursprung des Namens Marzipan ist kein erfreulicher — aber ein recht trauriger. Er erinnert an die Leiden, welche jüngst Ostpreußen zu erdulden hatte — an die Hungersnoth. Der Sommer 1407 war so naß und kalt, daß die Ernte total zu Grunde ging. Die nächste Folge war eine solche Hungersnoth, daß die Armen Brod aus Kleie, Baumrinde rc. aßen. In Sachsen kostete der Bissen, nicht größer wie eine Haselnuß, drei Pfennige — und das war damals viel Geld. Dieses Brod nannte man zu Ehren des Evangelisten „Markus-Brötchen." Als die schwere Hungerszeit überstanden war, buck man zur heilsame Erinnerung daran und zum immer neuen Dankfeste für die Errettung aus jener schweren Zeit alljährlich am Markustage [25. April] solche nußförmige, kleine Brödchen aus Mandeln und Zucker und feinem Gewürze und nannte dieselben „Monci panis" [Markus-Brod]. Jetzt ist aus demselben ein Luxusartikel geworden. So ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Gebräuche.

* (**Kluge Reclame.**) In Nordhausen besteht ein Sommertheater, das wohl nicht immer recht besucht ist. Aber der Director kennt seine Nordhäuser und versteht sich auf die Reclame. Eben hat er ein Stück angekündigt: „Der Stadtmusikus und seine Kapelle." Plötzlich liest man im Localblatt: „Sollte einer der Schauspieler sich erfrechen in dem Stücke „Der Herr Stadtmusikus rc." — wie uns zu Ohren gekommen — eine bekannte Persönlichkeit aus Nordhausen zu copiren, so kann die Direction versichert sein, daß bei Aufführung dieses Stückes ein öffentlicher Scandal im Theater entsteht." Das zog — Abends war das Haus bis auf den letzten Platz besetzt.

* (**Altkatholischen Bitters**) kündigte eines Tags ein pennsylvanisches Blatt an. Tags darauf ward's berichtigt: **alkoholischen**.

Gemeinnütziges.

† (**Schutz gegen Sonnenstich und Verfahren bei demselben.**) Die jüngsten Tage haben mehrere Sonnenstich-Fälle gebracht, deßwegen sollte man in den nächsten Monaten ganz besonders vorsichtig sein und keine der gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln versäumen. Der Sonnenstich ist eine plötzliche Erschöpfung des Nervensystems. Die Erfahrung lehrt, daß in den meisten Fällen Mangel an Vorsicht einen großen Theil der Schuld daran trägt, wenn Jemand vom Sonnenstich befallen wird. Man trinke reichlich frisches Wasser, Mineralwasser, Selterswasser, Wasser mit Essig oder Früchtensäften und Säuren, oder mit Wein. Doch der zu reichliche Genuß von Branntwein oder Eiswasser fördert, wenn auch in entgegengesetzter Weise die Gefahr. Was die Hitze im Blut zurückhält, oder dessen Kreislauf hemmt, mehrt die Gefahr. Die Kleidung sei deßhalb lose, dünn, von heller Farbe. Gelbe und rothe Farbe lassen mehr Hitze auf den Körper einwirken als schwarze. Man trage frische Blätter oder einen feuchten Schwamm im Hut; derselbe lasse Schweiß und Ausdünstung ungehindert durchgehen. Man halte sich an leichte, narhafte Kost. Trockene Haut in der Sonnenhitze ist bedenklich. Ist Jemand bewußtlos niedergestürzt, so öffne man sorgfältig alle Kleider bringe den Patienten an einen kühlen Ort, lege ihn dort mit erhöhtem Kopfe nieder und begieße mit sanftem Strahle Kopf, dann Brust und Bauch mit kaltem Wasser bis das Bewußtsein kommt und der Kranke schluckt. Man reiche hierauf etwas Wein und Hoffmann's Tropfen oder auch etwas Branntwein. Kalte Waschungen mögen an die Stelle treten, oder von vorn herein gebraucht werden. Eisumschläge sind zu empfehlen nur bei ungewöhnlicher Hitze und Athemnoth, wenn das Bewußtsein noch nicht ganz erloschen ist und auch dann am besten nur auf Brust und Armen. Ein Aderlaß ist durchaus nicht räthlich. Bei obigen Zufällen kann man auch mit frisch ausgepreßtem Citronensaft Kopf, Gesicht und Hände einreiben, und dieses Mittel ist einfach und beachtenswerth. Bei Leuten die fast leblos und in Farbe und Wärme dem Tode nahe sind, dürfen keine Begießungen oder Waschungen angewandt werden. Senfteig sollte aufgelegt, heißer Branntwein eingerieben, warme Essigsäure eingegeben werden.

Buchstaben-Räthsel.

Es ist nicht in Spanien,
Sondern in Oranien,
Es ist nicht in Wien,
Sondern in Berlin.
Es ist nicht im Main,
Wohl aber im Rhein,
Es ist nicht in Meissen,
Wohl aber in Preußen,
Es ist kein Dorf so klein
Dies Ding muß drinne sein.

Verantwortlicher Redacteur F. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 61. | Kaiserslautern, 31. Juli | 1872.

* Das Turnfest, welches kürzlich in Guttenberg (am Mississipi) stattfand, hat nach den Beschreibungen, welche wir darüber in unsern Jowa Tauschblättern lesen, einen allerseits befriedigenden Erfolg gehabt. Besonders war die Feier der Fahnenüberreichung an den Guttenberg Turnverein am Abend des ersten Tages eine höchst „gelungene Affaire." Ein Damencomite war es natürlich, welches diese Fahne, „ein vollendetes Kunstwerk der Stickerei," als ein Geschenk der Guttenberger Damen dem Verein überreichte. Das folgende hübsche, von Herrn. A. Lehmann verfaßte Gedicht wurde bei der Gelegenheit von Fräulein Emilie Reis vorgetragen:

Feierlich und ernst ist diese Stunde,
Und der Weihe Zauber ruht auf ihr.
Was uns hier vereint, ist nicht des Lebens
Allgewöhnlich und alltäglich Spiel.
Heute gilt's, ein theures Kleinod weihen,
Dessen Demung wunderbar an Macht,
Dessen Deutung durch der Welt Geschichte
Hoch geadelt, hoch geheiligt ist.
Auf der Wanderung durch's ird'sche Leben
Ist der Pfad mit Rosen nicht bestreut.
Kämpfen muß der Mensch und Klippen meiden,
Die sein Dasein zu vernichten droh'n,
Leichter ist es, mit Genossen kämpfen,
Schwerer doch, allein den Kampf bestehen;
Drum verein'gen sich zu engerm Bunde,
Die sich kennen, lieben und verstehn.
Das Symbol, um welches die Genossen
Als ein Heiligthum sich schaar'n,
Hoch und stolz voran im Winde flattert's,
Jeden mahnend an die heil'ge Pflicht.

Nun — auch Ihr seid in des Lebens Kampfe
Kampfgenossen; habet Euch gelobt,
Treulich mit vereinter Kraft zu streiten
Und zu ringen nach demselben Ziel.
Und fürwahr! hoch geadelt und erhaben
Ist, das Ihr gestellt Euch habt, das Ziel:
Tod dem Feind des Geistes und des Leibes,
Menschen-Adelung an Geist und Leib.
Wenn Ihr treu vereinet kämpft und strebet
Diesem Zwecke, diesem Ziele nach.
Muß der Feind Euch sicher unterliegen,
Und zum Siege ist Euch frei die Bahn.

Seht dies Banner; drauf steht Eure Losung:
„Bahn frei!" Schaart Euch fest und fester drum!
Halt't Euch treu daran, dann müßt Ihr siegen,
Euer Sieg ist für die Welt „Gut Heil!"
Nehmt dies Banner an als eine Widmung
Derer, die sich Eurem Schutz vertrau'n:
Als ein Zeichen, daß wir Euch geleiten
In dem Kampfe für der Menschheit Wohl!
Eurem Bunde sei's zum Heil und Segen!
Nie soll's fallen in der Feinde Hand!
Nehmt es hin, bewahrt es treu und ehrlich
Als des einst'gen Sieges Unterpfand!

---

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(14. Fortsetzung.)

Sie hatte, was zwischen Fräulein Herbert und Marie in Betreff ihrer Flucht gesprochen worden, versteckt in einem Wandschrank im Zimmer der Gouvernante, dessen Existenz sie nur allein kannte, erlauscht, und war in dieser Nacht den Fliehenden nachgeschlichen, um die Richtung zu erfahren, die sie zunächst einschlagen würden.

Jetzt lief sie, was sie konnte, dem Schlosse zu. Die Hinterpforte stand noch offen. Sie sprang die Treppen hinauf und eilte in das Schlafzimmer der gnädigen Frau, das stets unverschlossen blieb und in dem eine Nachtlampe brannte. Mit lauter Stimme weckte sie die Baronin.

„Gnädige Frau," rief sie, „verzeihen Sie, wenn ich Sie im Schlafe störe, aber es mußte sein. Es ist ein schändlicher Verrath an Ihrem edlen Herzen begangen worden. Marie Reiner, die von Ihnen mit so viel Güte und Liebe überhäuft wurde, ist mit ihrer Erzieherin, der Mamsell Herbert, in dieser Nacht aus dem Schlosse entflohen. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Sie hat zugleich ein schändliches Verbrechen begangen und Ihren kostbarsten Juwelenschmuck mitgenommen."

Frau von Handorf war rasch im Bette emporgefahren. Sie starrte Beate halb ungläubig, halb erschrocken an und fragte dann: „Marie entflohen — ich bestohlen? Aber woher weißt Du denn das Alles?"

„Das will ich Ihnen später erzählen, gnädige Frau. Ob ich die Warheit spreche, können Sie sogleich erfahren. Belieben Sie nur nachzusehen, ob sich die Juwelen noch in Ihrer Schatulle befinden, die Sie leider ja niemals zu verschließen pflegen."

Frau von Handorf sprang aus dem Bette. Sie eilte zu der genannten Schatulle; sie öffnete das Schmuckkästchen. Es war leer. Ein Schrei des Zornes entfuhr ihrem Munde. Sie befahl Beate, ihren Sohn und die Dienerschaft zu wecken. Nach einigen Minuten stürzte Alfred zu ihr in das Zimmer, während zwei Bediente im Vorsaale harrten. Beate erzählte schnell und mit geläufiger Zunge, wie sie selbst die beiden Frauenzimmer hätte in den Wagen steigen sehen und gehört, daß zwischen ihnen von den kostbaren Juwelen der gnädigen Frnu die Rede war. Auch

nannte sie den Ort, wohin sie sich zuerst begeben wollten.

„Wenn der Herr Baron und die Diener ein paar rüstige Pferde besteigen, so werden sie die Flüchtigen wohl noch einholen können," fügte sie hinzu, indem sie dem Junker einen eigenthümlichen Blick zuwarf.

„Ihnen nach, ihnen nach," befahl Frau von Handorf. Während die Diener nach dem Stalle liefen und die Pferde herauszogen, begab sich die Baronin in die Schlafkammer der Erzieherin und Mariens. Die Betten waren unberührt, also hatte Beate die Wahrheit gesprochen.

Zehn Minuten darauf sprengte Alfred mit zwei Dienern aus dem Schloßhof: und auf der Landstraße der Gegend zu, die Beate ihnen bezeichnet hatte.

Sechstes Capitel.

Unschuldig verurtheilt.

Nach drei Stunden schnellen Reitens wurden die Flüchtigen von Alfred und dessen Begleitern eingeholt.

Der Morgen dämmerte bereits, als dies Ereigniß stattfand.

Beide Frauen waren vor Schrecken einer Ohnmacht nahe.

Alfred, ohne an sie ein Wort zu richten, befahl dem Kutscher umzukehren und mit ihnen nach Schloß Handorf zurückzufahren.

Der Kutscher erwiderte, er habe nur dem Fräulein zu gehorchen, das ihn gemiethet, und wollte nicht stillhalten.

Aber Friedrich und der andere Diener sprangen auf einen Wink ihres Herrn von ihren Pferden, und zwangen die des Kutschers, stehen zu bleiben.

„Herr," rief der Letztere, „Sie gehören nicht zur Polizei und haben kein Recht —

Der junge Baron fiel ihm zornig in die Rede.

„Ob ich ein Recht dazu habe, Dich zur Umkehr zu zwingen, Bursche," schrie er, „das wirst Du auf dem Schlosse meines Vaters, des Barons von Handorf, erfahren. Zurück also, oder ich lass: Dich vom Bocke herunterzerren und einer meiner Diener nimmt die Zügel Deiner Pferde in die Hand."

Dieser Drohung mußte der Fuhrmann weichen.

„Gut," sagte er, „ich thue, was Sie mir befehlen, Herr Junker. Aber Ihr Herr Vater muß mir den Schaden ersetzen. Ich bin auf einen ganzen Tag von den Damen gemiethet."

„Das wird sich finden. Spute Dich, Schlingel, oder meine Peitsche wird auf Deinem Rücken tanzen."

Der Fuhrmann murmelte ein paar Flüche in den Bart. Dann lenkte er um und trat den Rückweg an.

Alfred ritt dem Wagen voraus, die Diener folgten.

Als Fräulein Herbert und Marie sich vom ersten Schreck erholt, flüsterte Letztere der Gouvernante zu:

„Unsere Flucht ist verrathen worden. O, mein Gott, ich zittere, wenn ich daran denke, wieder vor Herrn von Handorf und seine Gemahlin zu treten. Was soll ich antworten, wenn sie mich mit Fragen bedrängen, warum ich mit Ihnen entflohen? Die Wahrheit darf ich ihnen ja nicht sagen."

„Dasselbe, was Du geschrieben, mein Kind," versetzte die Erzieherin. „Dir bleibt nichts Anderes übrig. Daß ich Dich begleitete, dafür muß meine zärtliche Liebe zu Dir mir zur Entschuldigung dienen. Darum beruhige Dich. Herr von Handorf liebt Dich, wie ein Vater seine eigene Tochter. Von ihm wirst Du schwerlich harte Worte hören, und den Zorn der gnädigen Frau mußt Du mit Resignation ertragen."

„O, ich würde mich auch nicht so erschrecklich fürchten, wenn nicht er — der junge Baron zu unserer Verfolgung ausgeritten wäre. Mein Herz sagt mir, daß er mich tödtlich haßt und den Zorn seiner Mutter aufstacheln wird."

„Komme, was da wolle, mein Kind. Mit Gewalt kann Dich Niemand im Schlosse zurückhalten. Man wird Dich mit Vorwürfen überhäufen, man wird Dich schelten. Aber wenn Du auf Deinem Vorsatze beharrst, Dich am Ende doch ziehen lassen. Für mich sorge nicht. Man wird mir gern den Abschied geben, da ich im Schlosse unnütz bin, wenn Du einmal fort bist."

Das waren tröstliche Worte, aber sie vermochten das beklemmte Herz des jungen Mädchens nur in soweit zu beruhigen, daß sie wieder die Hoffnung faßte, man würde nicht allzuhart mit ihr verfahren.

Da der Kutscher zu eilen angetrieben wurde, ging die Rückfahrt möglichst schnell vor sich, doch stand die Sonne schon ziemlich hoch, als der Wagen in den Schloßhof hineinfuhr.

Während der Fahrt aber hatte sich die Begleitung um eine Person vermindert.

Friedrich war nämlich seitab und der kleinen Stadt zugeritten, die von Handorf zwei Stunden weit entfernt lag.

Die Erzieherin führte Marie, die bleich wie der Tod war und so zitterte, daß die mütterliche Freundin sie stützen mußte, in das Schloß und die Treppen hinauf bis in das Zimmer, das sie vier glückliche Jahre bewohnt hatte.

Der Bediente nahm die Koffer vom Wagen und trug sie ihnen nach. Dann setzte er sich in Gegenwart der Frauen auf einen Stuhl und sagte:

„Mir ist befohlen worden, Sie nicht aus den Augen zu lassen, bis die gnädige Herrschaft und noch Jemand kommt, nach dem sie geschickt hat."

Die Gouvernante drückte das von Angst erfüllte Mädchen auf dem kleinen Sopha nieder und setzte sich zu ihr, ihren Kopf an ihre Brust legend.

So saßen sie wohl eine ganze Stunde, ohne ein Wort zu sprechen, dem Augenblick unruhig entgegensehend, wo Herr von Handorf und seine Gattin in's Zimmer treten würden.

Endlich kam es dazu.

Die Thür öffnete sich. Frau von Handorf schritt zuerst über die Schwelle und zwar mit dem Ausdrucke

der furchtbarsten Strenge in ihren Zügen, dann folgte der greise Freiherr und diesem wieder ein Mann, der seiner Kleidung nach eine Art subalterner Gerichtsperson war.

Wie Marie die Gnädige und den von ihr so heißgeliebten Pflegevater sah, erhob sie sich und warf sich mit gefalteten Händen und thränenvollen Blicken vor ihnen nieder.

„Vergebung!“ flehte sie, „Vergebung. Aber ich konnte nicht anders. O, wenn Sie wüßten, wie schwer mir die Flucht wurde, was ich gelitten, Sie würden Mitleid mit mir fühlen und mich nicht undankbar, nicht schlecht nennen.“

Herr von Handorf wurde gerührt von dem Anblicke der Flehenden. Es war ihm bis dahin nicht möglich, an das zu glauben, wessen Beate sie beschuldigt hatte. Er wollte Marie aufheben. Aber seine Gemahlin trat schnell dazwischen.

„Berühre diese — diese Person nicht eher, bis Du Dich überzeugt hast, daß sie keine Diebin ist,“ sagte sie.

Dann wandte sie sich zu der vorerwähnten Gerichtsperson, welche Friedrich aus der kleinen Stadt herbeigeholt hatte.

„Ich habe Sie hierherrufen lassen, Herr Amtsdiener, damit Sie die Thatsachen sogleich gerichtlich feststellen können.“

Nun wurde der Erzieherin befohlen, die Koffer zu öffnen. Fräulein Herbert, fest überzeugt, daß sich Nichts darin finden würde, was die entsetzliche Beschuldigung, mit der die Baronin Marie belastet, bestätigen könnte, nahm schnell die Schlüssel und öffnete beide Koffer.

Unter ihren Kleidern und andern Sachen war Nichts, was der gnädigen Frau angehörte. Nicht so in dem kleinen Koffer, den sie Marie geliehen. Die Baronin, die ihn mit eigenen Händen untersuchte, fand auf dem Boden desselben, in ein Nachthäubchen eingewickelt, den von ihr vermißten Juwelenschmuck, der mindestens fünftausend Thaler werth war.

Sie befreite ihn von seiner Umhüllung, trat auf das immer noch knieende Mädchen zu und hielt ihr denselben vor die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

* Ringen nach Standeserhöhung.

Nach dem Englischen von F. H.

(2. Fortsetzung.)

„Gut“ sagte la St. Joseph, „ich wills mit gar keiner Religion mehr versuchen, denn ich sehe nicht ein, was wir anders aus ihr machen könnten als eine Jüdin, und das wäre doch wirklich zu schrecklich; also wollen wir sie kurzweg Fideline nennen und das bestmöglichste für sie thun. Wie nun auch alles gehen mag, ich will ein Musterbild aus diesem Kinde machen; sie soll alles mögliche lernen, und vor allem sie soll das tugendhafteste und reinste aller jungen Mädchen sein, das je geboren wurde. Du wirst es sehen — ja warte nur erst einige Jahre, und Du sollst es sehen.“

Jahre vergingen, Frau von St. Joseph war herabgestiegen von dem Throne der Schönheit, und hatte die Rolle der Liebhaberei mit jener der Anstandsdame vertauscht. Ihre Freundin la Briseville war, wie es bei den französischen Bühnen Gebrauch ist, nach und nach von einer Sprosse der Leiter herabgestiegen und begleitete jetzt den bescheidenen Posten einer Garderobière, in welchem Amte sie nicht nur das Vertrauen aller jungen Schauspielerinnen, sondern auch das ihrer Bewunderer genoß, die durch Vermittlung la Briseville's diesen ihre Liebesbriefe, Bouquete und Armbänder schickten, welch' letzterer Artikel bei den geringeren — den sogenannten kleinen Boulevardtheatern — weit höher geschätzt wurden, als die kostbarsten Treibhausblumen, an die man Geld verwenden konnte.

La Briseville und Frau St. Joseph saßen eines Abends auf zwei, nach morgenländischer Sitte gearbeiteten, Stühlen, die einen kleinen Blick auf die Bühne gewährten hinter den Coulissen. Beide schnupften fleißig, la Briseville öffentlich und ohne Scheu aus einer großen Horn-Dose, la St. Joseph vorsichtig und verstohlen, denn sie war noch etwas eitel, hauptsächlich auf ihre schöne Figur, und fühlte noch die ganze frühere Sehnsucht in sich Bewunderung zu erregen. Sie war gerade heute sehr anständig gekleidet und war zwei- oder dreimal mit allgemeinem Beifall empfangen und von Seite ihrer alten Bewunderer herausgerufen worden, in deren Gedächtniß sie noch immer als Eva und Susanna fortlebte.

„Du bist noch immer ein schönes Weib, St. Joseph,“ sagte la Briseville sie anschauend, „gleicht Dir Fideline?“

„Ganz und gar nicht. Fideline ist eine ganz andere. Sie kann nie eine schöne Frau werden, so kräftig gebaut wie ich; sie ist nicht so groß wie ich, und schlank wie eine Sylphide. Und dann ihr Aussehen! Weder Brohon noch Plessy noch Rose Cheri besitzen das Air einer vornehmen Dame in solchem Grade wie Fideline. Ah, Briseville, ich that ganz Recht, Fideline in ein Institut, fern von ihrem eigentlichen Lebenskreise zu senden. Sieh zu welcher Genugthuung mir dieß jetzt gereicht!“

„Ja, und sieh auch, was es Dich kostet. Was willst Du nun mit diesem Musterbilde anfangen?“

„Ich weiß es wirklich nicht; aber ich denke, ich werde sie so lassen, wie sie ist — ein reines tugendsames Weib.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Berlin.) Das wohlthätige „Intelligenzblatt" brachte vor einigen Tagen die frohe Mähr, daß eine kleine Wohnung, aus Stube, Kammer und Küche bestehend, zu vermiethen sei, und diese Mähr schlug unter Anderen auch an das verlangende Ohr eines Stubenmalers, der, mit seinem Burschen von einer früh beendigten Arbeit zurückkehrend, sich flugs mit diesem in eine Droschke warf, indem er sagte: „Mann Alles mit rinn, Wilhelm, die Töppe, Pinsel un Alles! wenn ick die Wohnung miethe, dann malen wir ihn gleich uff!" Zehn Minuten darauf hielt die Droschke, aber ach! schon auf dem Flur des Hauses begegneten dem Maler mehrere Personen und mit sehr langen Gesichtern und er erfuhr von diesen, daß die empfohlene Wohnung ein „wahres Hundeloch" sei. In der That lag „Stube, Kammer und Küche" auf dem Hofe über dem Pferdestall und übertraf alles Dagewesene an Luft- und Lichtmangel im vollsten Maße. „Un det soll kosten?" fragte der Maler kopfschüttelnd. „Sechsundneunzig Thaler jährlich, aber pränumerando vierteljährlich!" entgegnete der Wirth. Das war dem wackern Künstler zuviel und er wiederholte entrüstet das Wort vom „wahren Hundestall," worauf der Wirth von „Pennbrüdern" sprach, die überhaupt keine Wohnung nöthig hätten. „Was, Pennbrüder?" rief der Maler, dem die Galle überlief, „na warte, das will ick Dir anstreichen!" und mit diesen Worten drückte er den Unverschämten mit kräftigen Fäusten in eine Ecke. „Det Anstreichen werde ick besorgen, Meester!" sagte der Bursche, indem er den Pinsel in die Farbe tauchte, und den Hauswirth von oben bis unten mit schöner himmelblauer Farbe anzustreichen begann. Darauf machte sich das Künstlerpaar eilig davon und der Hauswirth verfolgte dasselbe mit lautem Geschrei bis auf die Straße. Aber das schallende Gelächter, das seine ultramarinfarbene Erscheinung dort hervorrief, und der Spott der lieben Schuljugend veranlaßten ihn, bald genug den Rückzug in sein Haus anzutreten, wo er Rache brütet, ohne zu wissen, an wem er sie kühlen soll, da er leider nicht nach dem Namen dessen gefragt, der ihm den „Pennbruder" so schön angestrichen hatte.

* (Ein Präfekt in den Donaufürstenthümern.) Unter Bukarest, 18. d. M., erzählt die „N. Post": „Ein Präfect aus der Moldau löste im Bahnhofe zu Bukarest eine Karte für die zweite Klasse nach Braila, stieg aber in ein Coupé dritter Klasse, weil er daselbst zwei junge schöne Griechinnen bemerkte. Als er sich aber unterwegs sehr unanständig den Damen gegenüber benommen hatte, reclamirten dieselben bei dem Zugführer, welcher den Präfecten ersuchte, sich auf seinen Platz zu begeben, damit die Damen ruhig fahren können. Der Reisende verließ zwar das Coupé, drohte jedoch beim Aussteigen den Damen, daß er Rache nehmen werde. Er hielt auch Wort. Eine dieser Damen steckte später den Kopf aus dem Fenster des Coupes und der liebenswürdige Präfect schoß mit einem Revolver auf dieselbe. Glücklicherweise aber ging der Schuß fehl. Der Zugführer glaubte, es sei etwas an der Locomotive geplatzt, wurde aber aufmerksam gemacht, daß ein Passagier einen Pistolenschuß abgefeuert hat, stieg in das Coupe ein, woher der Schuß kam und fragte einen Capitain in diesem Coupe, wer gefeuert habe. Der Capitain zeigte auf den Präfecten. Der Zugführer fordert kraft seiner Instruction den Präfecten auf, die Waffe auszuliefern, worauf dieser dem Zugführer die höfliche Antwort gab: Marsch, sonst schieße ich auf dich. Der Zugführer klingelte, zum Zeichen, daß der Zug stehen bleibe. — Der Zug hielt an. Der Präfect wurde vom Dienstpersonale aus dem Coupe geholt und nachdem er trotz mehrmaligen Ersuchens die Waffe zu übergeben sich weigerte, wurde er gebunden und die Waffe genommen. Dieselbe war ein sechsläufiger Revolver, der noch fünf Läufe geladen hatte. Der Präfect machte die Reise bis Braila gebunden mit und wurde daselbst der Polizei übergeben.

* Alonzo Hayward in San-Francisco wird der californische Monte-Christo genannt. — Warum? — „Darum!" — — Er bezieht übrigens das höchst anständige Jahreseinkommen von Doll. 2,500,000 Gold.

* Wie „London Times" behauptet, werden gar 3108 Sprachen in der Welt gesprochen. Bisher nahm man deren 3064 an.

Gemeinnütziges.

* (Limonadepulver.) 1 Quentchen trockene Weinsteinsäure (Acitum tartaricum) reibt man mit 3 Loth Zucker und 3 Tropfen Citronöl nebst 2—3 Tropfen Curcumapulver recht gut zusammen. Die Auflösung dieses Pulvers in Wasser giebt an Geruch, Geschmack und Farbe der echten Limonade nichts nach und ist ein äußerst gesundes, durstlöschendes Mittel.

* (Mittel), das Sauerwerden der Milch im Sommer zu verhüten. Man mischt jedem Quart Milch ohngefähr 15—20 Tropfen Aetzammoniak bei, welches sich beim Aufkochen wieder verflüchtigt.

* (Milch, geronnene), sogleich wieder schmackhaft zu machen und wieder zusammen zu bringen. Wie unangenehm das sogenannte Hacken oder Gerinnen der Milch für Hausfrauen oft ist, die nicht gleich andere an der Stelle haben, weiß Jedermann. Um die Milch wieder sogleich herzustellen, mischt man eine oder mehrere Messerspitzen voll gereinigtes kohlensaures Kali (gereinigte Potasche), je nach der Quantität der geschiedenen Milch, darunter und läßt sie aufkochen, so wird sicher der gewünschte Zweck erreicht.

Verantwortlicher Redacteur F. Liesmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 63. Kaiserslautern, 7. August **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wander-Burschen-Lieder.

I.

Abreise.

Schon schnaubt das Dampfroß stolz heran.
Ade ich muß nun scheiden!
Es treibt mich fort, auf rascher Bahn
Die Länder zu durchschreiten.
Lieb' Mütterlein den letzten Kuß
Gieb Deinem Sohn, der scheiden muß.
Ade ich muß nun scheiden
Die Länder zu durchschreiten.

Reich Bruder mir die warme Hand,
Laß' Schwesterlein Dein Weinen;
Die weite Welt umschlingt ein Band
Uns liebend zu vereinen.
Es wird des Himmelslichtes Blau,
Die Welt — der große Wunderbau —
Uns überall umfangen,
Wenn ich auch fortgegangen.

Dir, Herzens-Kind ein Abschiedslied
Muß scheidend ich noch singen;
O mög' es tief in Dein Gemüth,
Durch Deine Seele klingen.
Lieb' Schätzelein den letzten Kuß
Gieb Deinem Lieb', der scheiden muß;
Den Schmerz magst Du vertreiben
Mein Herz wird bei Dir bleiben.

Es treibt mich fort mit aller Kraft
Die Welt mir anzuschauen;
Was draußen Fleiß und Fortschritt schafft
Daheim dann auszubauen.
Lockt auch die Welt mich groß und weit,
Ich lieb Dich doch zu aller Zeit
Und denke Dein mit Freuden.
Ade ich muß nun scheiden.

— i —.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(16. Fortsetzung.)

„So bedaure ich Sie, mein Kind," versetzte der Beamte. „Durch Ihr hartnäckiges Schweigen wird Ihre Schuld nur noch um so mehr bestätigt. Ich habe Ihnen und dem Fräulein dort jetzt nur noch anzuzeigen, daß sie noch im Lauf dieses Tages dem nächsten Gericht, dessen Unterbeamter ich bin, abgeliefert werden."

Es geschah, wie er gesagt. Der Beamte verließ das Schloß. Die beiden Frauen blieben auf dem Zimmer eingeschlossen. Nachmittags kam ein von zwei Gerichtsdienern begleiteter verschlossener Wagen nach Handorf, worin die Unglücklichen nach der nächsten Stadt abgeführt wurden.

Herr von Handorf, der trotz des Verbrechens, dessen Marie beschuldigt war und woran er kaum noch zu zweifeln wagte, doch das tiefste Mitleid mit dem einst von ihm so heißgeliebten Kinde fühlte, hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen, um die Abfahrt nicht zu sehen. Die gnädige Frau aber und Beate standen am Fenster und sahen dem Wagen nach. Die Erstere mit verdrießlicher Miene, denn sie ärgerte sich darüber, daß sie der falschen nichtswürdigen Kreatur so lange ihre Gunst geschenkt hatte. Aus den Augen der Zofe aber blitzte die Freude eines boshaften Weibes, das sich an ihrer Nebenbuhlerin vollständig gerächt und obendrein noch eine bedeutende Summe Geldes erworben.

Als der Wagen ihrem Blick entschwunden, suchte Beate den jungen Baron auf, der sich auf seinem Zimmer befand.

Sie trat keck vor ihn hin.

„Nun, Herr Alfred, habe ich meine Sache gutgemacht?" sagte sie. „Die Dirne, die den hochgebornen Junker zu verschmähen wagte, wird dies Vergehen im Zuchthause büßen. Ich glaube, tiefer in's Elend war der Zieraffe wohl nicht zu bringen. Jetzt bitte ich mir aber meinen klingenden Dank aus."

„Zu des Teufels Großmutter bist Du zu jung," versetzte Alfred. „Aber Du verdientest seine Tochter, oder wenigstens seine Nichte zu sein."

Er ging an sein Pult, schloß es auf, nahm zwei Goldrollen heraus und warf sie ihr zu.

„Da Dein Lohn, wie ich ihn Dir versprochen," sagte er. „Aber ich hoffe nicht, daß mit dem Verschwinden jenes Mädchens unser früheres Verhältniß wieder beginnen wird. Ich würde Dir jedenfalls noch verschiedene Male untreu werden und es könnte Dir dann vielleicht einmal einfallen, Deine Rachegluth nicht blos an Deiner Nebenbuhlerin, sondern an mir selbst zu kühlen und dem wollen wir doch vorbauen."

Er wandte sich von ihr ab. Beate verließ mit stillem Ingrimm das Zimmer, tröstete sich aber wieder, sobald sie sich allein auf ihrer Stube befand, indem sie die Goldrollen öffnete und die funkelnden Louisd'ors auf den Tisch zählte.

Nun mag kommen, was da will, dachte sie. Muß ich meinen Dienst quittiren, ist doch für meine Zukunft gesorgt.

Der Prozeß, der gegen die unglückliche Marie und ihre Erzieherin eingeleitet wurde, war nur von kurzer Dauer. Das Corpus delicti, in ihrem Koffer gefunden, sprach so klar für ihre Schuld, daß alle Betheuerungen ihrer Unschuld die Richter nicht vom Gegentheil zu überzeugen vermochten. Die Schuldlose wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt, jedoch diese Zeit auf die dringende Verwendung des Freiherrn von Handorf, dessen frühere väterliche Liebe zu der Freundin seines verstorbenen Kindes trotz Allem, was geschehen, doch noch nicht ganz erloschen war, auf zwei Jahre ermäßigt. Fräulein Herbert aber wurde freigesprochen, da ihr nicht bewiesen werden konnte, daß sie an dem vermeintlichen Diebstahl theilgenommen. Ohne daß sie ihren Liebling wiedergesehen, reis'te sie mit von Kummer zerrissenem Herzen nach der Residenz ab, wo sie eine neue, ihren Fähigkeiten angemessene Stellung zu finden hoffte. Marie aber wurde nach dem Zuchthause in D. abgeführt.

Siebentes Capitel.

Die letzten Prüfungen.

Zwei Jahre waren vergangen.

Die unschuldig Verurtheilte hatte wieder die Freiheit erhalten.

Die goldene Freiheit, deren Klang dem Ohre des armen Gefangenen wie Sphärenmusik ertönt, für Dich unglückliche Marie hatte sie nichts Beseeligendes, denn Du hattest keine Heimstätte, der Du zupilgern konntest, keine Verwandte und Freunde, welche Dir, auch wenn sie Dich schuldig geglaubt, verzeihen und barmherzig aufnehmen würden. Die beste Freundin Deines Lebens, Deine Erzieherin, hatte mit einer reichen Familie Europa verlassen und war nach der neuen Welt gereis't, wohin Du ihr, auch wenn Du ihren Aufenthalt gewußt hättest, doch mittellos nicht zu folgen im Stande warst.

Würdest Du, als sich Dir die schweren Pforten des Gefängnisses öffneten, und Deine gräßliche Verlassenheit sich Dir offenbarte, voller Verzweiflung Dich in das nächste beste schäumende Gewässer gestürzt haben, wer Dich gekannt, wer da gewußt, was Du unschuldig gelitten, würde keinen Stein auf das Grab der Selbstmörderin geworfen, sondern Dir eine Thräne aufrichtigen Mitleids geweint haben.

Es war Mitten im Sommer, als Marie, ein kleines Bündelchen unter dem Arme, das ein paar nothwendige Kleidungsstücke in sich barg und mit einer kleinen Summe Geldes versehen, die sie sich im Gefängnisse von dem kargen Lohn, den sie für mühselige, geisttödtende Arbeit erhalten, erspart, wieder in die offene Welt zurückkehrte.

Es war Sommer, sagen wir. Aber leider hatte er in diesem Jahre seinen Namen nicht verdient.

Rauhe Winde, wie sie gewöhnlich nur im Spätherbste, über die ihres Segens beraubten Felder brausen, vermischt mit strömendem Regen, der schon Wochenlang anhielt, drückten die hochstehenden Kornfluren darnieder und schlugen die halbreifen Früchte von den Obstbäumen. Die Landstraßen in dieser nördlichen Gegend waren mit Koth und Wasser bedeckt.

Auf einer solchen Straße hatte nun die jugendliche Dulderin zu wandern, deren Körper von der dumpfen Zellenluft, der anstrengenden Arbeit, der mageren Kost, ach und noch mehr von schwerem Seelenleiden schwach und kränklich geworden.

Es war ein trauriger Anblick, wie die zarte, bleiche Mädchengestalt vor der Pforte des Gefängnisses stand, dem unverdienten martervollen Aufenthalt noch einen Blick, den letzten, zuwarf und dann den schwachen Fuß ansetzte, um nun in dem stürmischen Wetter einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen.

Indem sie langsam fortschritt, sagte sie zu sich selbst:

„Wohin nun, Unglückliche, wohin? Du stehst ganz allein und verlassen auf Erden. Wer wird die Zuchthäuslerin aufnehmen, an der das Brandmal der Schande haftet? Womit sollst Du Dich ernähren, wenn Dein weniges Geld aufgezehrt? Wird man Dir Arbeit geben, wenn man erfährt, daß Du eine entlassene Sträflingin bist? Ach, wohin Du blickst, tiefe, trostlose Lebensnacht, von keinem Hoffnungsschimmer erhellt. Und doch mußt Du ausharren und die Prüfung ertragen, die Gott Dir auferlegt, willst Du Dich nicht einer Sünde schuldig machen, die Dir der Himmel nie verzeihen würde. Vorwärts denn, richte Deinen schwachen Muth empor! Vielleicht findest Du auf Deinem Wege doch eine barmherzige Seele, die für Dein Unglück ein offenes Ohr hat und Dir helfend die Hand reicht. Hast Du doch einst, als Dein armer Vater gestorben und Du eine verlassene Waise warst, einen Helfer in der Noth gefunden. Wenn es Gottes Wille, wird sich das wiederholen. Mein sterbender Vater sagte mir ja: „„Bleibe gut und rechtschaffen, mein Kind, und Du wirst jedes Leid überwinden."" Und ich bin es geblieben — selbst im Kerker, wo böse Mitgefangene Alles anwendeten, um mit schlechten Lehren mein Herz zu vergiften. Ich bin es geblieben und werde es bleiben bis zum Ende meines Lebens."

Das arme, schwache Geschöpf kam nur langsam vorwärts. Ganz durchnäßt und vor Kälte schauernd, vermochte sie an dem Tage nicht mehr als zwei Meilen zu machen. Nachdem sie durch mehrere Dörfer gekommen, wo sie sich nothdürftig mit Speise und Trank erquickte, gelangte sie in eine kleine Stadt, die an der Landstraße lag, welche nach der Residenz führte, denn dahin beabsichtigte sie zu gehen. Dort, das hatte

sie im Gefängnisse gehört, gab es wohlthätige Vereine, die sich entlassener Gefangenen, die gute Zeugnisse von der Zuchtanstalt empfangen, annahmen und für ihr Fortkommen sorgten. An irgend einen solchen Verein wollte sie sich wenden.

Nachdem sie in der kleinen Stadt in einem wohlfeilen Gasthofe übernachtet, trat sie mit beginnendem Morgen auf's Neue ihren Weg an. Sie hoffte an diesem Tage eine größere Strecke als am vorhergehenden zurückzulegen, um in Zeit von acht Tagen, so lange würde ihre kleine Baarschaft ausreichen, an ihr Ziel zu gelangen. Als aber eine Stunde verflossen, nahm das Wetter einen noch stürmerischen Charakter an. Vom Winde umtobt, von stürzenden Regenströmen getroffen, war sie genöthigt, in das nächste an der Landstraße liegende Wirthshaus, eine Fuhrmannsherberge, einzukehren. Dort wollte sie so lange verweilen, bis das Ungestüm des Wetters in Etwas nachlassen werde.

Sie betrat die sogenannte Gaststube, die mit einer Anzahl Fuhrleute und Handwerksburschen dicht gefüllt war, die dort gleichfalls vor dem Wetter Schutz gesucht hatten.

Das junge, jetzt kaum achtzehnjährige Mädchen sah sich scheu um. In einem Winkel der Stube war ein kleiner Tisch noch unbesetzt. Sie ließ sich dort nieder und bestellte bei der aufwartenden Magd ein kleines Frühstück, denn etwas mußte sie doch verzehren, sollte man sie nicht hinausweisen. Sie legte ihr Bündel bei sich nieder und aß und trank, ohne ihre Blicke auf ihre Umgebung zu richten, welche den Raum mit schlechten Tabaksgerüchen füllte, fleißig dem Branntwein zusprach und sich in einer rohen Unterhaltung erging.

(Fortsetzung folgt.)

* Ringen nach Standeserhöhung.

Nach dem Englischen von F. H.

(4. Fortsetzung.)

Fideline sah keine Zeile dieses Briefchens, noch der vielen andern, die ihm folgten, denn ihre Mutter öffnete alle an ihre Tochter gerichteten Briefe.

Mit Frau St. Joseph war eine große Veränderung vor sich gegangen. Sie hatte die Bühne verlassen und zugleich ihren Theaternamen aufgegeben, indem sie ihren achtbaren, wirklichen Namen „Prevot" annahm. Sie änderte auch ihre Tracht gänzlich; keine rothe, keine weiße Schminke kam mehr auf ihre Wangen, sie trug dunkle seidene Kleider und Hüte, ihrem Alter angemessen. Ihre Haare waren geflochten, ohne die grauen Linien zu verbergen; ihr vornehmes würdevolles, zu ihrer majestätischen Erscheinung, passendes Benehmen, ließ Madame Prevot als eine untadelhafte, ausgezeichnete Mutter für eine junge, talentvolle Künstlerin erscheinen.

Fideline, die ihre Mutter nie in der Welt gesehen hatte, in der sie ihr Leben zugebracht hatte, und die Nichts von dem Codex der Liebe und Moralität wußte, der hinter den Coulissen seine Gültigkeit hatte, empfand nicht die geringste Neugierde, diese Briefe oder deren Schreiber kennen zu lernen, denn sie war gänzlich von ihrer Kunst in Anspruch genommen. Außerdem war sie, wie ja schon ihre Mutter gelobt hatte, durchaus tugendhaft; dagegen nicht wenig eitel und vollständig überzeugt, daß es ihr gelingen müsse, ein großes Vermögen zu erlangen.

„Halte Dich frei von Liebe, mein Kind," sagte Frau Prevot immer; „denn wenn Du nicht Acht auf Dich hast, so wirst Du Dich sicher in einen schönen „Herrn von Habe und Bin — Nichts" verlieben."

„Ich bin reich genug, ihn zu heirathen, wenn ich es thäte!"

„Heirathe ihn! meine Liebe, jede Künstlerin, die heirathet, bricht mit dem Publikum, merke Dir dies. Nein, wenn Du heirathest, mußt Du eine gute Parthie machen; dieß allein wird Dich über die Bühne erheben und eine vornehme Dame aus Dir machen."

„Ja, Mama!" erwiederte Fideline, einen Triller schlagend.

Als unter den Besuchern der „Opera comique" feststand, daß Fideline keinen ihrer Liebesbriefe beantworte, ja sie nicht einmal las, und daß sie in der That, ohne Heuchelei und Verstellung ein wirklich tugendsames Mädchen sei, änderte das Publikum sein Benehmen und behandelte sie mit all der, einer so großen, ausgezeichneten Künstlerin gebührenden Achtung.

Frau Prevot, welche dieß vorausgesehen, hatte ein reiches Logis gemiethet und fand sich bald von der besten Gesellschaft von Paris umgeben, d. h. was die Männer anlangt, denn keine Dame wagte es, ihre gesellschaftliche Stellung so weit zu vergessen und eine Schauspielerin zu besuchen.

Unter denen, die sie am häufigsten besuchten, befand sich der Graf Jules von Penarven, der, nach den Erkundigungen, welche Frau Prevot über ihn einzog, aus einer alten Familie der Bretagne abstammte und unermeßlich reich war.

Er war augenscheinlich bis über die Ohren in Fideline verliebt; aber Frau Prevot vermochte, trotz all ihres Scharfsinns, nicht zu entdecken, ob seine Liebe so groß sei, um sie zu heirathen.

Sie beobachtete ihn, sie schmeichelte ihm, sie machte ihm Hoffnung, sie ermuthigte ihn, hielt ihn jedoch stets in einer solchen Entfernung, daß sie immer im Stande war, sich entweder mit mütterlicher Zärtlichkeit gegen ihn zu benehmen, oder in unwilliger Majestät zu erscheinen, je nach der Haltung des Grafen selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Sommernacht.

Zum Dorfe heimwärts zieht der Hirt
Mit seiner Heerde von den Triften,
Kein Vöglein mehr vorüber schwirrt
Mit seinem Liede in den Lüften;
Im Westen dort am Himmelssaum
Will sich die Sonne schlafen legen,
Auf steigt die Nacht, in weitem Raum
Harrt Alles schmachtend ihr entgegen,
Der Wald mit seinem matten Laub,
Wie sehnt er sich nach ihrer Kühle,
Die Blume schmachtet in dem Staub,
Verwelkt in langer Tagesschwüle.
Sie kommt und theilt aus ihrem Schoos
Die Nahrung aus, sie speist und tränket
Des Waldes Laub, des Waldes Moos
Und allen Blumen liebend schenket
Sie voll den Kelch mit ihrem Thau,
Der Duft und Leben rings verbreitet,
Der jedem Hälmchen auf der Au
Zu Hilfe kommt, das lechzend leidet
Es richtet auf sich und im Aug'
Des Dankes Thräne strahlt und blinket,
Der Mond nach seinem alten Brauch
Mit tausendfält'gen Grüßen winket,
Er lockt hervor die Nachtigall
Mit seinem träumerischen Kosen,
Bis schmachtend sie mit hellem Schall
Ihr Ständchen singt dem Schlummerlosen,
Der stumm und langsam weiter zieht
Mit seinen Sternen, seiner Heerde,
Auf seiner Au, die funkelnd sprüht
Und niederleuchtet auf die Erde.
O Nacht! wie schön, wie groß du bist!
Wie heißt der Quell, dem du entsprungen,
Der solche Allmacht in sich schließt,
Der so von Liebe ist durchdrungen?
Es muß ein Vater Aller sein,
Der über uns dort droben waltet,
Der dich, o Nacht, so schön und rein,
So liebend, segensvoll gestaltet.

D. Hägerich, Drechslermeister.

* (Die Buffalo) „Aurora" erzählt: Ein hiesiger ziemlich wohlhabender Bürger, welcher aus Knauserei auf die „Aurora" nicht abonnirt hat, sie dennoch allwöchentlich, jahrein, jahraus liest, antwortete auf die Frage: wie er das Blatt bekomme: er beziehe es „secondhändig" (aus zweiter Hand).

Diesem Mann wollen wir eine furchtbare Geschichte erzählen, wie sich solcher „secondhändiger" Zeitungsbezug rächt.

In Chicago lebte eine Familie, die auch ihre Zeitung von einem Nachbar geliehen hatte. In des Nachbars Familie waren die Blattern ausgebrochen und Niemand sollte davon erfahren. Zeitungen aber tragen solchen Ansteckungsstoff am leichtesten von einem Platz zum andern und so kam es, daß die Familie des Zeitungsleihers elendiglich ins Unglück kam, 2 Großväter und 2 Großmütter, 7 Tanten und 3 Onkels, 5 Schwiegermütter und 6 Cousinen, sowie Vater und Mutter nebst 23 Kindern starben eines elendiglichen Blatterntodes, nur in Folge von Zeitungsleihen.

* Auf einem Kirchhof in Südfrankreich ließ man über dem Grabe eines jungen Mädchens folgende Worte an der Kirchhofsmauer:

Hier ruht ein Mägd'lein, ach,
Der Treue das Herze bach!
Fliehe nicht, du Wandersmann,
Die Krankheit — steckt nicht an!

* (Japanesische Papierkleider) beginnen sich als Modeartikel in Boston zu etabliren. Das Papier, aus welchem die Kleidungsstücke gemacht sind, ist vollkommen wasserdicht, dünn und leicht; ein Rock aus diesem Papier wiegt nur zwei Pfund. Solche Papierkleider können mehrmals gewaschen werden und halten mehrere Monate.

Gemeinnütziges.

* (Obst zu trocknen.) Birnen werden geschält, übrigens aber ganz gelassen, oder auch wohl zur Beförderung des Trocknens oben einige Mal eingeschnitten. Aepfel werden ebenfalls geschält, in mehrere Theile zerschnitten und das Kernhaus weggenommen; den Pflaumen werden durch einen Einschnitt die Steine und den Kirschen nur die Stengel genommen. Dieses Obst wird, natürlich jede Sorte allein, auf Hürden oder Strohmatten gelegt und in nicht zu heißen Backöfen oder in einem an der Kochmaschine befindlichen Bratofen getrocknet. Das Obst darf nicht neben einander, aber nicht über einander geschichtet werden; auch muß in den ersten 14 Stunden die Thüre des Back- oder Bratofens einige Finger breit offen bleiben, damit der Dunst abziehen kann, weil dieser das Trocknen verhindert und das Obst dann wie gekocht wird.

* (Obstwein dem Madeirawein ähnlich zu machen.) Man nimmt jungen Obstwein frisch von der Presse weg und versetzt ihn mit so viel Honig, daß die Flüssigkeit ein Ei trägt. Nun kocht man diese etwa 15 Minuten, schäumt sie gut ab und gießt sie in ein der Menge angemessenes Faß, das davon nicht ganz voll werden darf. Die Gährung tritt bald ein. Sobald sie aufgehört hat, was man durch den Geruch, das Gehör und den nicht mehr aufsteigenden Schaum erkennt, füllt man das Faß mit dazu aufgehobenem Obstwein voll und spundet es zu. Im März des folgenden Jahres zieht man denselben auf Flaschen, worauf er in 6 Wochen zu einem köstlichen geistigen Getränke wird.

Auflösung des Räthsels in Nro. 60:

der Buchstaben r.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 64. | Kaiserslautern, 11. August | 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.“)

* Wander-Burschen-Lieder.

II.

Auf der Reise.

Den letzten Blick, o Vaterstadt,
Laß ich auf Dir noch weilen;
Noch seh' ich in der Fern' Dich matt,
Wenn sich die Nebel theilen.
So manchen schönen Jugendtraum,
So manches Glück — erschlossen kaum —
Laß ich in Dir dahinten.
Werd ich's wohl wiederfinden?

Und Stadt an Stadt, und Bild an Bild
Sieht man sich freundlich schmiegen:
Die Sonne scheint so frühlingsmild
Wenn wir vorüber fliegen.
Der Wiesen frisches, grünes Heer,
Der Berge wellenreiches Meer,
Im schnellen Wechsel schwimmen
Durchhallt von tausend Stimmen.

Auch einen Blick in's Wanderbuch
Will bei der Fahrt ich werfen;
Da liegt vom treuen Schatz ein Spruch
Mir Treue einzuschärfen.
Du schöner Spruch, du liebes Wort!
Ich trage dich im Herzen fort
Die Lieb' soll sich nicht ändern
Auch in den fremden Ländern.

Doch immer weiter trägt mich fort
Der Dampf auf Schien' und Schwellen,
Im Fluge geht's von Ort zu Ort
Ohn' einmal einzustellen.
So flüchtig geht's von Land zu Land,
Das Wohin ist mir unbekannt;
Wo heut' ich bin, wo morgen?
Das mag die Bahn besorgen!

— i —.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(17. Fortsetzung.)

Marie aber hörte davon Nichts. Sie war in Gedanken so mit ihrem traurigen Geschick beschäftigt, daß die Reden nur im dumpfen Summen ihr Ohr berührten.

Aber die Hartgeprüfte sollte auch hier bald neue Leiden erdulden.

Ein junger Fuhrknecht, der sich vom Tische erhob, um nach seinen im Stalle befindlichen Pferden zu sehen, warf zufällig seine Blicke in die Ecke, wo Marie saß. Er bemerkte, daß sie trotz ihrer Blässe und Magerkeit ein hübsches Mädchen war. Da sie nur ärmliche Kleidung trug, so hielt er sie für eine Art von jugendlicher Landstreicherin, die seine Liebkosungen, wenn er ihr ein Glas Branntwein einschenken ließ, wohl nicht zurückweisen werde. Er ließ sich von der Magd ein gefülltes Glas geben, ging auf die Unglückliche zu, nahm neben ihr Platz und forderte sie auf, mit ihm zu trinken.

Marie sah ihn ängstlich an und lehnte die Aufforderung mit leiser Stimme ab.

„Nun, so wirst Du mir doch wenigstens einen Kuß geben, hübsche Dirne,“ sagte er.

„Nein, nein, ich bitte Euch um Gotteswillen, laßt mich in Ruhe!“ flehte Marie.

Aber der rohe Bursche kehrte sich nicht an diese Bitte.

Er umfaßte sie mit kräftigem Arme und drückte seinen wulstigen Mund auf ihre feinen bleichen Lippen. Die Arme konnte ihm nur einen schwachen Widerstand entgegensetzen und war vor Abscheu und Entsetzen fast einer Ohnmacht nahe. Dennoch raffte sie, als er sie endlich losließ, die letzten Kräfte zusammen und rief laut um Hülfe.

Ein schallendes Gelächter, von Allen ausgestoßen, die in der Stube saßen, war die Antwort auf diesen Ruf.

Noch zwei andere junge Kerle sprangen von der Bank auf. Einer davon schrie:

„Donnerwetter! Die Kleine ist appetitlich! Hans, Du sollst sie nicht allein küssen.“

Sichtbar war der, welcher so rief, zur Hälfte betrunken. Er taumelte auf Marie zu und streckte die groben schmutzigen Hände nach ihr. Der Andere aber, welcher das blasse Mädchen zuerst entdeckt hatte, stieß ihn zurück und behauptete, die Dirne gehöre ihm allein zu. Zwischen beiden rohen Gesellen entstand nun ein Streit, der in eine Schlägerei ausartete. Während die frechen Gesellen einander bei den Haaren faßten

und sich gegenseitig mit den Füßen bearbeiteten, ergriff Marie schnell ihr Bündel, drängte sich durch die Umstehenden, welche der Prügelei zusahen, hindurch, erreichte die Thür und gelangte glücklich auf den Hausflur, wo sie der ihr nacheilenden Magd ihre geringe Zeche bezahlte und dann in's Freie — in den strömenden Regen hinauseilte.

Kein anderes Haus, wo sie Schutz suchen konnte, war in der Nähe, sie mußte also in dem Unwetter weiter wandern.

Es verflossen zwei volle Stunden, ehe sie ein Dorf erreichte. Sie konnte nicht weiter. Ihre letzten Kräfte waren erschöpft. Sie beschloß, dort den Tag über, und wenn der Regen nicht aufhören würde, auch die kommende Nacht zu bleiben. Als sie ungefähr zwanzig Schritte in das Dorf hineingethan, erblickte sie ein Wirthshaus. Sie trat hinein und fragte die Wirthin, ein robustes Weib, aus deren groben Gesichtszügen Rohheit und Härte sprach, ob sie ihr wohl gestatten wolle, heute und auch die nächste Nacht unter ihrem Dache zu verweilen.

„Ich fühle mich unwohl, gute Frau," sagte sie. „Doch es ist wohl nur eine leichte Erkältung. Das Wetter ist so schlecht. Vielleicht hellt es sich bis morgen wieder auf und dann will ich meine Reise fortsetzen."

Die Wirthin sah sie mißtrauisch an.

„Du scheinst mir eine Bettlerin zu sein," versetzte sie. „Hast Du denn auch Geld, Dein Nachtquartier zu bezahlen?"

Marie nickte.

„Ja, gute Frau, was ich genieße, werde ich bezahlen."

„Und hast Du denn auch einen Paß?" fragte das Weib weiter. „Den mußt Du mir zeigen, sonst kann ich Dich nicht behalten."

Marie zitterte bei dem Gedanken, ihr den Paß zu zeigen, den sie in der Zuchtanstalt erhalten. Aber es mußte sein, und so öffnete sie ihr Bündel, nahm ein Papier heraus und reichte es der Wirthin mit niedergeschlagenen Augen hin.

Diese klemmte eine schwarze Hornbrille auf ihre Geiernase und durchlas es.

Auf einmal schrie sie laut auf, indem sie das Papier dem armen Mädchen vor die Füße warf:

„Eine entlassene Zuchthäuslerin! Das fehlte mir noch. Solches Gesindel soll mein Haus nicht verunreinigen. Hinaus mit Dir, hinaus, oder ich lasse Dich mit Hunden von meinem Hofe hetzen!"

Die Unglückliche hob erschrocken das Papier auf und wankte laut weinend aus der Thür.

„Also weiter," stöhnte sie, „weiter und immer weiter, bis ich hinsinke und am Wege einsam und verlassen sterbe. O, mein Gott, möchte es doch bald geschehen."

Sie schleppte sich nun langsam fort, bis sie ein zweites Dorf erreichte. Doch gelangte sie nicht eher dahin, als bis schon die Mittagszeit eingetreten war. Wieder kehrte sie in einem dort befindlichen Wirthshause ein, und stellte an die Wirthin dieselbe Bitte, wie sie an diejenige gerichtet, von der sie so unmenschlich fortgewiesen worden. Dem Anscheine nach wurde sie hier besser aufgenommen, obgleich das Gesicht dieser Frau denselben Charakter, wie das der andern trug. Sie erlaubte Marie zu bleiben, sagte, daß sie, wenn sie es zu bezahlen vermöchte, auch ein Bett erhalten könne und fragte nicht nach ihrer Reiselegitimation.

Ein schwacher Hoffnungsstrahl senkte sich wieder in die Brust des armen Mädchens.

Wenn ich mich heute und die Nacht ausruhen kann, dachte sie, wird das Frösteln, das mich durchbebt, vielleicht verschwinden. Auch kann das Wetter sich ja aufklären und ich dann doch noch, mag es auch viele Tage dauern, mein Ziel erreichen.

Sie ließ sich von der Wirthin eine kleine Kammer anweisen, wo sie ihre nassen Kleider mit den noch trocken gebliebenen, die sie in dem Bündel hatte, vertauschen konnte. Als sie damit fertig war, kehrte sie in die zu ebener Erde gelegene Wirthsstube zurück, denn die Kammer, in der sie schlafen sollte, mußte noch erst von der Magd des Hauses gereinigt werden. Da das Haus zufällig von Gästen leer blieb, so konnte sie dort unbehelligt bis zum Abend ihren traurigen Gedanken nachhängen und sich dann zur Ruhe begeben.

Ach, es sollte anders kommen, als die Unglückliche dachte und wünschte.

Um die neunte Stunde des Abends trat ein Gensd'arm ein. Wie noch jetzt, pflegten im ersten Drittel dieses Jahrhunderts Gensd'armen die Dorfwirthshäuser zu revidiren, ob sie nicht verdächtiges Gesindel beherbergten.

Er sah das blasse Geschöpf, das sich eben nach der ihr angewiesenen Kammer hinaufbegeben wollte und fragte nach Marien's Paß.

Sie reichte ihm denselben mit Herzklopfen, denn sie erinnerte sich der grausamen Behandlung, die ihr von der Wirthin, wo sie zuvor eingekehrt, widerfahren war.

Der Gensd'arm nahm das Papier und durchlief es, ohne darauf zu achten, daß über seine Schulter hinweg die Wirthin neugierig mit hineinblickte.

Er gab dem Mädchen den Paß zurück.

„Alles in Ordnung," sagte er, trank sein Glas Branntwein aus, das die Wirthin ihm vorgesetzt, stand auf, verließ das Haus, bestieg sein draußen angebundenes Pferd wieder und ritt davon.

„Kann ich jetzt zu Bette gehen?" fragte Marie. „Mich fröstelt gar sehr, die Wärme wird mir wohlthun."

Ach, sie erhielt eine Antwort, die ihr das Blut in den Adern erstarren machte.

Die Wirthin stellte sich mit zornigen Blicken vor sie hin.

„In meinem Hause wirst Du nie und nimmer schlafen," schnaubte sie die Unglückliche an. „Eine

Zuchthäuslerin beherbergen, das würde meiner Wirthschaft Unglück bringen. Hab' vor Jahren 'mal solche Kreatur aufgenommen. Zum Dank dafür hat sie mir ein Kind behext. Drei Tage nachdem sie fort war, kriegte mein kleiner Fritz die Bräune und mußte in's Gras beißen."

„Aber sehe ich denn wie eine Hexe aus?" fragte Marie klagend.

„O, es giebt auch junge und hübsche Hexen," belferte die Frau, die den Glauben an Hexen und an die Einwirkung böser Dämonen, den jetzt noch viele Landleute in Ost- und Westpreußen besitzen, theilte. „Genug," fügte sie hinzu, „ich dulde Dich nicht in meinem Hause."

Sie rief nach der Magd.

„Hole das Bündel dieser Person aus der Kammer herunter," befahl sie.

Die Magd ging und kam schnell mit Marien's durchnäßten Kleidern zurück.

Während die Magd nach oben gegangen, hatte Marie die Wirthin fußfällig angefleht, sie doch nicht in die beginnende Nacht und das stürmische Wetter hinauszutreiben.

Allein das abergläubische Weib, eine Katholikin, war unerbittlich geblieben.

„Du wirst unterwegs wohl einen Heuhaufen, oder eine Lehmhütte finden, wo Du hineinkriechen kannst," hatte sie gesagt. „Darin kannst Du den Morgen abwarten und dann sehen, wie Du weiter kommst. Mit Deinem Unwohlsein wird's auch wohl nicht weit her sein. Du bist noch jung und die Jugend kann einen Puff vertragen."

Wenige Minuten darauf, nachdem Marie was sie am Tage und des Abends in diesem Hause genossen, bezahlt hatte, befand sie sich wieder auf der Heerstraße.

(Fortsetzung folgt.)

* Ringen nach Standeserhöhung.

Nach dem Englischen von F. H.

(5. Fortsetzung.)

Was jedoch Frau Prevot nicht vorherzusehen vermochte, war, daß sich Fideline in ihn verliebte, und, nicht ahnend — wie es eben in ihrer Erziehung lag — daß Liebe nicht in jedem Falle Heirath bedinge, machte sie kein Hehl aus dem Vorzug, den sie ihm gab, so daß Madame Prevot, nachdem sie eine Zeit lang zugewartet und gesehen, daß der Graf keinerlei ernste Anträge zu machen gesonnen sei, ihm unwillig und stolz ihr Haus verbot.

Nun entdeckte der Graf, wie sehr er in den Netzen der Liebe lag. Er wurde eifersüchtig auf das ganze Publikum, das, gleich ihm, das Recht hatte, sie anzusehen. Die Lobeserhebungen, welche er über ihre Schönheit und über ihr Talent hören mußte, verwundeten ihn ebenso sehr, als die neidische und boshafte Kritik, der zu lauschen er oft gezwungen war. Er hatte ein martervolles Leben und endlich stieg in ihm, in einem Augenblicke der Verzweiflung der Gedanken an eine Heirath auf. Indeß zögerte er doch, den edeln Namen Penarven einer kleinen Künstlerin zu geben, die einen Namen wie Prevot trug; er dachte an seine Ahnen, seine Freunde, seinen Stolz und an die Welt im allgemeinen und besondern, aber das liebliche Bild Fidelinens leuchtete und glänzte über dem Allem. Wie lange Fideline in Angst und Kummer, Frau Prevot in Hoffnung, der Graf im Zögern und Zaubern hätten bleiben müssen, ist unmöglich zu sagen; alles indessen wurde plötzlich durch ein unvorhergesehenes Ereigniß entschieden, welches die Krisis beendigte.

Fideline trat in einer neuen Oper auf, und anstatt mit donnerndem Beifall aufgenommen zu werden, wurde sie mit Murren und Pfeifen empfangen. Zuerst war sie überrascht, dann wandte sie sich vor Furcht und Aerger wankend und zitternd ab, um sich dem Publikum zu entziehen; allein, ehe sie die Coulissen erreichen konnte, fiel sie ohnmächtig auf die Bühne nieder. Da stürzte der Graf von Penarven, jedes Hinderniß aus dem Wege räumend, auf die Bühne, und der Vorhang fiel unter dem fortgesetzten Zischen und Pfeifen des Publikums, welches den Grafen von Penarven an der Seite Fidelinens niederknien und in seine Arme nehmen sah.

Am folgenden Tage war in den Abendblättern die Vermählung öffentlich angezeigt und Frau Prevot lachte stille in sich hinein, als sie es las.

„Es kostete mich 300 Francs, Fidelinen auspfeifen zu lassen, allein es war eine glückliche Speculation. Ich dachte mir gleich, daß ihn dieß so weit bringen würde, und es hat ihn soweit gebracht."

An seinem Hochzeitstage erhielt der Graf von Penarven folgende Briefe von seiner Familie:

I.

„Mein Herr! — Sie haben mich tödtlich beleidigt; lassen Sie sich nie mehr vor mir sehen.

Ihr Onkel

Herzog von Penarven."

II.

„Jules! — Du hast den Namen Deiner Mutter einer Marktschreierin gegeben; ich will Dich nie mehr wiedersehen.

Deine Mutter

Theresa Penarven."

III.

„Mein lieber Bruder! — Mein Gatte verbietet mir jemals wieder mit Dir zu sprechen. Wie konntest Du aber auch eine Schauspielerin heirathen?"

Deine Schwester

Gräfin von Rieux."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* („Noble Passionen" in der guten alten Zeit.) Der letzte Selbstbeherrscher von Zweibrücken, dem das Bewußtsein seiner hocherhabenen Stellung auf's Gehirn geschlagen war, umgab sich mit einem Minister des Innern, einem Minister des Auswärtigen, einem Minister des Krieges und einem Minister der Finanzen. Diese vier Portefeuilles waren jedoch in einer einzigen Person vereinigt, welche verpflichtet war, vier verschiedene Uniformen zu haben, die in einem Schrank des herzoglichen Vorzimmers hingen. Wenn der Staatsrath — der Herzog und vier seiner Herren Jagdhunde — Sitzung hielt, was wöchentlich dreimal geschah, mußte ihm ein Minister nach dem anderen „treugehorsamsten Bericht" erstatten. Hatte der Minister des Innern in hellblauer Uniform mit silbergesticktem Kragen seinen Vortrag gehalten, so trat er ab, um draußen im Vorzimmer sich in den Minister der auswärtigen Angelegenheit zu verpuppen, d. h. die dunkelgrüne, goldgestickte Uniform anzulegen und als Minister des Auswärtigen um huldreiche Audienz zu bitten. Als Kriegsminister mußte er in weißer und als Finanzminister in scharlachrother Uniform seinem „allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Herrn und Gebieter" Alles berichten, was seit der letzten Sitzung im Bereiche dieser beiden Departements vorgefallen war. Dieser vierhäutige Minister bekleidete außerdem noch die Stelle eines Oberjägermeisters und Gouverneurs der herzoglichen Jagdhunde und bezog für seine sechs Aemter einen Jahresgehalt von 6000 Gulden. Ob wohl bei den erwähnten Audienzen, wo ein Hanswurst dem anderen in die Augen sah, Alles allemal ernsthaft abgegangen ist?

Herzog August von Sachsen-Gotha gehörte gleichfalls zu den wunderlichen Naturen. Einerseits ein unruhiger, zu allen Maßlosigkeiten aufgelegter Geist, ein perpetuum mobile auf zwei Beinen, liebte der Herzog es andererseits, einen großen Theil des Tages im Bette zu verbringen. Im Bette nahm er in der Regel Kur an, vom Bette aus regierte er sein Reich. Seine Neigung für den Orient und namentlich für China ging zuweilen so weit, daß er als Mandarin gekleidet, präsidirte. Zu seinen zahlreichen Sonderlingslaunen gehörte auch die, Eau de Cologne in den Salat zu mischen und Mailäufer mit Rosinen zu verspeisen.

* „In England wichst kein Mann seine eigenen Stiefel," sagt ein hochmüthiger Sohn Albions zu weiland Präsident Lincoln, den er bei dieser prosaischen Beschäftigung antraf. — „Wessen Stiefel wichst er denn?" frug ruhig „Onkel Abe."

* (Guter Ausweg.) Ein Kieler Gastwirth, welcher Papst heißt, wollte sein Gasthaus „Zur Unfehlbarkeit" nennen, wurde aber polizeilich an der Führung dieser Firma verhindert. Er hat seinen Zweck nun doch erreicht, indem er sein Local jetzt benennt: „Zur Fehlbarkeit."

Gespräche.

* Tulpenthal: Nu, geht Ihre Frau dieses Jahr wieder in's Bad?

Lilienthal: Freilich!

Tulpenthal: Voriges Jahr und vor zwei Jahren war sie auch.

Lilienthal: Ach lieber Freund, was mich die Frau schon an Reparatur gekostet, dafür hätte ich mir schon eine neue anschaffen können.

* Reisender: Aber heute ist eine ganz entsetzliche Hitze, ich bin bald verschmachtet, wenn man nur ein frisches Glas Bier bekommen könnte!

Wirth (auf dem Sopha liegend): Ja, da haben S' recht, ich hab' schon seit einer Stunde einen Bärendurst, aber es ist Niemand da, der ein Bier herbeischafft.

Reisender: Wo mag denn woh' der Gastwirth sein?

Wirth: Den Gastwirth, meinen Sie, der bin ja ich selbst!

* Hausmeister: Hab' ich dich, Halunke? Wenn ich nur einen tüchtigen Knittel hätt'!

Dieb: Lassen Sie mich aus, ich will Ihnen schnell einen holen.

Gemeinnütziges.

* (Birnen in Essig einzumachen.) Die Birnen werden geschält, in Hälften zerschnitten und das Kernhaus herausgenommen. Dann kocht man guten Essig mit Zucker, Zimmet und etwas Nelken, schäumt ihn ab, thut die Birnen hinein, läßt sie darin ziehen, bis sie ziemlich weich sind und schüttet sie dann in einen Napf. Andern Tages wird der Essig abgegossen und so lange eingekocht, bis die Brühe wie dünner Syrup fließt. Nun legt man die Birnen in ein Einmachglas, schüttet die erkaltete Brühe darüber und bindet das Glas fest mit steifem Papier zu.

* (Bohnen, grüne), so zu trocknen, daß sie das Ansehen und den Geschmack der frischen behalten. — Die noch jungen Bohnenschoten, am besten die der Zuckerbohne, werden abgezogen, gebrochen oder ganz gelassen, in einen Topf gethan, der mit der vierfachen Menge etwas salzigen siedenden Wassers angefüllt ist. Sobald das dadurch unterdrückte Sieden des Wassers wieder eintritt, werden die Bohnen mit einem Durchschlage aus dem Wasser genommen und in kaltes Wasser geworfen. Die darin abgefrischten Bohnen läßt man auf einem Tuche ablaufen, zerschneidet sie und trocknet sie entweder an der Luft, oder im Backofen. Nachdem sie ganz dürre geworden sind, kann man sie in Schachteln Jahre lang aufbewahren.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 65. Kaiserslautern, 14. August **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.)

* Wander-Burschen-Lieder.

III.

Ein alter Handwerksbursche.

Ihr Jungens sperrt d'e Ohren auf,
Ich will euch jetzt erzählen
Wie eh'mals auf dem Wanderlauf
Ein Bursche sich mußt quälen.
Da wußt man nichts von Eisenbahn,
Vom tiefen Thal zum Berg hinan
Ging es bald Schritt bald Trappen
Auf Meister Knieriems Rappen.

Den Kittel statt dem flotten Rock,
Den Ranzen auf dem Rücken;
Statt spanisch Rohr ein Knotenstock
So war der Bursch zu blicken.
An Muth so reich, an Geld so arm
Schreckt ihn nicht Büttel noch Gendarm.
Das war ein lustig Leben
Dem Bursch von Gott gegeben.

Im Sommer war der grüne Wald
Die fürstliche Herberge,
Wenn dort das Himmelslied erschallt
Von Nachtigall und Lerche.
Wie jauchzt' das Herz da in der Brust;
Ach, keine Welt versteht die Lust
Von jenen schönen Zeiten
Der Wanderburschen-Freuden.

Und wenn im goldnen Abendschein
Ein Städtchen fern sich zeigte;
Wo hold ein hübsches Mägdelein
Den Labetrunk mir reichte;
Da schlug dem Burschen hoch das Herz,
Es zog ihn auf zu Sang und Scherz;
Beim frohen Trank, beim Essen
War alle Müh' vergessen

Das war doch eine schön're Welt,
Da konnt' ein Bursch noch singen
Von Berg und Thal, von Strom und Feld,
Von Lenz und Knospen springen.
Sie ist dahin, die schöne Zeit,
Die alte gold'ne Herrlichkeit;
Statt jenem schönen Reisen
Fährt man mit Dampf auf Eisen.

— i —

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(18. Fortsetzung.)

Die Nacht war an diesem Tage, da der Himmel mit Wolken bedeckt war, früher, als sonst im hohen Sommer der Fall eingetreten. Der Regen, wie rasch der Sturm auch die Wolken jagte, hatte noch nicht nachgelassen. In dieser Dunkelheit, in der man nicht zehn Schritte vor sich sehen konnte, pilgerte die Arme fort. Mit jedem Schritte, den sie that, fühlte sie ihre letzten Kräfte schwinden, stieg die Verzweiflung, die sich ihrer jungen Seele bemächtigt hatte.

„Es ist zu viel, zu viel,“ stöhnte sie. „Mach' ein Ende mit mir, barmherziger Gott, mach' ein Ende! Oder willst Du,“ klagte sie weiter, „daß ich es selbst thun soll? Ja, ja, Du willst es, Du mußt es wollen, sonst würdest Du mich nicht unverschuldet einem so gräßlichen Elende preisgegeben haben. Deine Barmherzigkeit flößt mir den Gedanken ein. Der Tod wird mich von diesem Jammer befreien. Ich will ihn suchen.“

Sie blickte, soweit die Finsterniß es erlaubte, nach links und rechts, ob sich nicht irgend ein tiefer Wassergraben befände, in dem sie ihr Leid auf ewig begraben könnte. Aber kein solcher war in der Nähe.

Da schlug plötzlich das Rollen eines Wagens an ihr Ohr. Er kam von der Richtung her, wohin ihr Fuß strebte.

Sie blieb stehen und horchte. Der Wagen kam immer näher.

„Ach, den Wagen sendest Du mir, Gott,“ murmelte sie, in diesem Augenblicke von der Bürde ihrer Leiden so schwer niedergedrückt, daß sie dem Zustande eines halben Wahnsinns anheimfiel. „Wenn seine Räder meinen schwachen Körper zermalmt haben, dann werde ich nicht mehr eine Zuchthäuslerin gescholten und von unbarmherzigen Menschen mißhandelt werden.“

Mit dem gräßlichen Entschlusse des Selbstmordes,

trat sie in die Mitte der Landstraße hin, warf sich auf die Kniee, sandte mit gefalteten Händen noch einen flehenden Blick zum nächtlichen Himmel empor und streckte sich dann so auf den Boden, daß die Pferde des kommenden Wagens ihren Leib zerstampfen und die Räder über sie hinweggehen mußten.

Aber die allwaltende, ewige Vorsicht hatte es anders mit der Unglücklichen beschlossen.

Wie durch ein Wunder hörte der Regenschauer plötzlich auf. Der Sturm riß die Wolken aus einander und der im vollen Lichte strahlende Mond, der bis dahin von dem dunkeln Wolkenschleier verdeckt gewesen, warf seinen hellen Schein auf die Landstraße und folglich auch auf die Stelle, wo Marie den Tod erwartete.

Das Fuhrwerk, ein mit vier Pferden bespannter Reisewagen, das indessen ganz in die Nähe des armen Mädchens gekommen war, hielt plötzlich still. Der bärtige Kutscher hatte vom Bocke aus im Lichte des Mondes einen dunkeln Gegenstand liegen sehen, den er für einen Baumstamm hielt, über den hinwegzufahren ihm gefährlich schien, und um denselben hinwegzufahren, schien ihm nicht rathsam, da die Seiten der Straße vielfach von dem vielen Regen durchlöchert waren.

Er kletterte schnell vom Bocke, um das Hinderniß bei Seite zu schaffen, stieß dann aber einen lauten Ruf der Verwunderung aus, als seine Hände einen noch warmen, aber dem Anscheine nach ohnmächtigen menschlichen Körper berührten.

Ein alter Herr, der in dem Gefährt saß, hatte diesen Ruf gehört. Er ließ das Fenster nieder, steckte den Kopf heraus und fragte, was es gäbe. Die Antwort des Kutschers war, daß ein Mensch in der Mitte des Weges läge, ein junges Mädchen, und daß dieselbe besinnungslos wäre.

Nun wurde die Wagenthür schnell von innen geöffnet. Ein in einen mit kostbarem Pelz besetzten Rock gehüllter alter Herr stieg aus, um selbst nach der Ohnmächtigen zu sehen. Er bückte sich zu Marie nieder, deren blasses Antlitz der Schimmer des Mondes noch blässer erscheinen ließ.

Ein tiefes Mitleid ergriff den alten Herrn, der von dem Kutscher Herr Graf titulirt wurde, bei Marien's Anblick.

„Das arme Kind scheint krank zu sein," sagte er in einem russisch-deutschen Dialekte. „Es wird vor Schwäche hier niedergefallen sein. Es wäre unbarmherzig, das Mädchen hier hülflos liegen zu lassen. Faß' an, Bursch', wir wollen sie tragen in meinen Wagen und sie nehmen mit dahin, wo ich zu übernachten gedenke. Es sind freilich noch fünf Stunden bis zu der großen Stadt. Aber vielleicht kommt sie im Wagen wieder zu sich. Hab' ich doch guten Wein bei mir. Will ich einflößen ihr ein Paar Tropfen. ist das ein probates Mittel gegen solchen Zustand."

Der Kutscher gehorchte dem Befehle seines Herrn und half, Marie in den Wagen zu bringen, wo sie auf dem weichen Sitze niedergelassen wurde.

Wenige Minuten später rollte das Fuhrwerk wieder von dannen.

Achtes Capitel.

Nach zehn Jahren.

In der Wintersaison des Jahres 1844, zehn Jahre nach der zuletzt erzählten Begebenheit, fanden in der königlichen Residenz viele und sehr glänzende Bälle und andere Festlichkeiten in den vornehmen Kreisen statt.

Wer ein solches Fest besuchte, mußte die prunkhafte Ausschmückung der Salons, das Lichtmeer, welches von den mächtigen vergoldeten Kronleuchtern sich über die Gesellschaft ergoß, die herrliche, von tüchtigen Dirigenten geleitete Tanzmusik, die vielen alten und jungen Cavaliere, deren Brust mehr oder weniger mit Sternen und Orden bedeckt waren, mehr aber als das Alles, die in reicher Toilette graziös auf- und abschwebenden Damen bewundern, unter denen viele den Ruf der Schönheit und der feinsten Weltbildung vollkommen verdienten.

Aber wie viele der glänzendsten Schönheiten die Residenz auch in der Damenwelt zählte, es sollte ein Ball-Abend kommen, wo alle von einer einzigen auf längere Zeit verdunkelt wurden.

Zu Ehren des neuen russischen Gesandten, der mit seiner Gemahlin und Dienerschaft erst vor wenigen Wochen in der Residenz eingetroffen war und in einer der Hauptstraßen ein prächtiges Hotel bezogen hatte, wurde von einem der hochgestelltesten Adeligen eine Soiree gegeben, die mit einem Balle schließen sollte.

Was zu der vornehmen Welt der Residenz gehörte, war zu dieser Festivität geladen worden, die an Pracht und Glanz ihres Gleichen suchte. Der Festgeber wußte, daß Graf Barikoff, so war der Name des russischen Gesandten, an dem kaiserlichen Hofe seines Landes hohe Ehren genoß, ja, daß er bei dem despotischen Kaiser Nikolaus, der nur wenige Menschen, die nicht fürstlichem Geblüte entsprossen waren, mit seinem Vertrauen beehrte, in außergewöhnlicher Gunst stand.

Den genannten Grafen hatten viele der Gäste schon früher gesehen, theils bei Hofe, theils wenn er mit seinem isabellfarbenen Gespann, das ein bärtiger Kutscher lenkte, mit Windesschnelle durch die Straßen gefahren war. Man wußte, daß er schon mehr als siebzig Jahre zählte, daß seine Erscheinung und sein Wesen beim ersten Anblicke für ihn annahmen, daß er, obgleich Russe mit Leib und Seele, doch ein mildgesinnter, freundlicher alter Herr war. Aber seine Gemahlin hatte noch Niemand erblickt, denn sie hatte einer Unpäßlichkeit wegen, von der sie bei ihrer Ankunft in der Residenz befallen worden, bis jetzt ihr Zimmer nicht verlassen und würde, jetzt wieder vollkommen genesen, an diesem Abende zuerst öffentlich erscheinen.

Wiewohl sie nun Keiner in diesem Kreise noch persönlich kannte, sah man doch ihrer Ankunft, die in Begleitung ihres Gemahls um die neunte Stunde

erfolgen sollte, mit Neugierde und Spannung entgegen.

Besonders war das bei den jüngeren Damen, mehr aber noch bei den jungen Cavalieren der Fall, denn es hatte sich in der Residenz das Gerücht verbreitet, wahrscheinlich von der geschwätzigen Dienerschaft des Gesandten ausgetragen, daß die Gräfin noch sehr jung, von außerordentlicher Schönheit und in hohem Grade geistreich sei, und sie nebenbei noch die seltene Tugend der Wohlthätigkeit schmücke, denn sie hatte, so wurde erzählt, nicht blos auf den Gütern des Grafen, wie in Petersburg, sondern auch auf der Reise hierher ihr höchstes Glück darin gefunden, die Thränen der Armen durch reiche Spenden zu trocknen, und manchem Nothleidenden zu einer neuen Existenz verhelfen.

Endlich kam der von dem Festgeber und seinen Gästen erwartete Augenblick.

Mit dem Glockenschlage Neun meldete der dazu bestellte, in kostbare Livree gekleidete Diener Seine Excellenz, den Herrn Grafen von Bariloff und die Frau Gräfin, dessen Gemahlin, an.

Der Herr des Hauses eilte ihnen bis zur Thür entgegen.

Aller Augen richteten sich dorthin.

Man steckte die Köpfe zusammen.

Man flüsterte:

„Sie kommen! sie kommen! Nun werden wir die als ein Wunder von Schönheit gepriesene Dame ja sehen."

Am Arme ihres Gatten schwebte die Gräfin bis in die Mitte des Salons, von allen Seiten begrüßt und sich nach allen Seiten mit unnachahmlicher Grazie verneigend.

Aus Vieler Munde, besonders von den Lippen der jungen Männer ertönte bei ihrem Anblick ein fast lauter Ausruf der Bewunderung.

(Fortsetzung folgt.)

* Ringen nach Standeserhöhung.

Nach dem Englischen von F. H.

(6. Fortsetzung.)

Der Graf von Penarven aber steckte in diesem Augenblicke die Briefe in seine Tasche ohne sie nur zu lesen. Er nahm seine Frau zu sich in das Haus seiner alten Familie, und bereitete sich zu einem Leben voller Glück vor. Mit Ausnahme einiger jungen Freunde des Grafen besuchte sie Niemand; und sie besuchten auch Niemanden. Die Zeitungen wimmelten einige Tage von pikanten Artikeln über die Heirath; dann war Fideline, der Graf, die Hochzeit, Alles vergessen; eine andere Primadonna erregte die Bewunderung und den Enthusiasmus und in der Opera comique und Paris dachte Niemand mehr an Fideline.

Fürs Erste war der neue Reiz des Zusammenlebens führ ihr Glück genügend; nach und nach jedoch begann der Graf die Aufregung der Liebesintrigue zu vermissen, und schließlich machte er die Entdeckung, daß er die Künstlerin mehr geliebt habe als das Weib, und daß die allgemeine Bewunderung, welche sie erregt hatte, ein großer Grund seiner eigenen Anbetung gewesen.

Fideline beklagte sich zuweilen über die langweiligen Tage, welche sie verleben mußte. Die Ehe war ihr eine enttäuschte Erwartung. Sie hatte die Stellung einer großen Künstlerin aufgegeben, um eine vornehme Dame zu werden, und jetzt war sie keines von beiden; denn was hatte sie davon, Gräfin von Penarven allein für ihre Mutter und ihre Bedienten zu sein.

Frau Prevot war in Verzweiflung. Sie wollte sich freuen über die hohe Stellung ihrer Tochter; allein so wie es war, hätte sie ebenso gut die Frau irgend eines unbekannten Bürgers sein können. Was war zu thun? Sie überlegte hin und überlegte her, und während sie so überlegte, lösten der Graf und die Gräfin die schwierige Frage, indem sie ihr ankündigten, Fideline habe sich entschlossen, zur Bühne zurückzukehren und habe für die nächste Saison ein Engagement an der italienischen Oper angenommen.

Frau Prevot war bestürzt; während Fideline freudig und eifrig zu studiren begann und der Greis abreiste, um seine Güter in der Bretagne zu besuchen.

Er war drei Monate abwesend, reiste von Ort zu Ort und unterhielt nur wenig Verkehr mit Paris. Er las nicht einmal die Zeitungen; hätte er es gethan, so hätte er folgenden überraschenden Artikel gefunden:

„Große Bekehrung. — Triumph der Religion! — Die gefeierte Mlle: Fideline von der Opera comique, welche den Grafen von Penarven heirathete, wurde jüngst von der göttlichen Gnade berührt und hat sich in aller Aufrichtigkeit in den Schooß der Kirche begeben; der Priester von St. Roche hat die Ehre ihrer Bekehrung. Frau von Penarven war noch nicht einmal getauft, nun wird diese Ceremonie mit großer Feierlichkeit am nächsten Sonntage zu St. Roche stattfinden."

Die Menge, welche jetzt Fideline in der Kirche sehen wollte, war ebenso groß, als jene, welche sie in der Opera comique gesehen hatte; allein es war eine ganz andere Menge, und zum ersten Male sah sie sich von Frauen begrüßt, die von demselben Range waren, welchen ihr Gatte ihr gegeben.

Fideline war entzückt. Um, wie die Priester sagten, ihre Stimme Gott zu weihen, sang sie während der heiligen Woche in der Kirche, ging dann für die Armen sammeln, und niemals war noch ein solcher Regen von Gold und Silber in der Priester stets bereite Hand gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Weiblicher Barometer.

Bekommt das Weibchen neue Kleider So ist der Himmel	klar und heiter.
Läßt der Mann sich nicht bewegen, Mit der Frau zum Ball zu geh'n, Gibt's gewalt'ge Thränen . . .	Regen.
Sonnenschein läßt sich nicht seh'n. — Geht der Mann allein zum Biere, Ist ein . . . . Vor der Thüre.	Sturmwind
Will er sich die Kehle feuchten, Gibt es starkes	Wetterleuchten.
Wenn ihn Freund besuchen wollen, Hört man dumpfes	Donnerrollen.
Ist der Mann nicht freundlich immer Gibt es	Schwüle Luft.
Will der Herr im Hause sein, Schlagen überall . . . . . . ein.	Blitze
Zieht er willig nicht den Beutel, Fährt ihm . . . . auf den Scheitel	Hagel
Kommt der Mann im Rausch nach Haus Bricht ein . . . . aus	Donnerwetter

* (Robinsons Insel.) Robinsons Insel ist heute ein kleines Paradies. Lord Anson hat dort auf einer seiner Fahrten Pfirsiche, Quitten, Aepfel, Weinreben, Erdbeeren und einige Gemüse gepflanzt. Die Zahl der letzteren hat der als Botaniker bekannte Schotte David Douglas, der im Jahre 1825 auf seiner Fahrt nach dem nordwestlichen Amerika die Insel besuchte, noch vermehrt. Er war nicht wenig erstaunt, dort einen merkwürdigen Einsiedler zu finden, der hier schon 5 Jahre gelebt hatte. Als er am zweiten Tage das Eiland durchstreifte, sprang zu seiner nicht geringen Ueberraschung ein in ein Flanellhemd gekleideter Mann aus dem Gebüsch hervor, der sich als Robinsons Nachfolger betrachtete. Er bewohnte jedoch nicht die bekannte Höhle, sondern hatte sich aus Stein und Rasen eine Hütte aufgebaut, die er mit Stroh von wildem Hafer und mit Baumzweigen gedeckt hatte. Als Kochgeschirr besaß der Einsiedler nur einen einzigen eisernen Topf, dessen Boden aber eines schönen Tages herausgefallen war. Der Schaden wurde durch einen hölzernen Boden gehoben, und um das kostbare Geräth ferner benützen zu können, stellte er dasselbe in ein Erdloch und häufte das Feuer rund herum.

Der Mann hieß William Clark; er war aus London. Er besaß sogar einige Bücher, darunter Robinsons Abenteuer und Coopers Gedichte. Aus des Letzteren Gedicht über Robinson citirte er die Stelle: „Ich bin Gebieter über Alles, was ich sehe, und mein Anrecht wird von Niemand bestritten."

Trotz alledem schien er von seinem Glück doch nicht sonderlich erbaut zu sein, da er nicht im Stande war, sein größtes Verlangen, was er hegte — nach einer Mahlzeit Roastbeef! — zu befriedigen. Heute ist diese Insel im Besitz von Deutschen; 60 bis 70 unserer Landsleute haben sich dort im Jahre 1868 unter Anführung eines Ingenieurs aus Sachsen, Namens Robert Wehrhan, niedergelassen. Sie schildern die Insel als im höchsten Grade lieblich und fruchtbar. Bei ihrer Ankunft fanden die neuen Ansiedler dort unzählbare Ziegenheerden, sowie 30 halb verwilderte Pferde und 60 Esel. Sie selbst brachten Kühe, Schweine und zahlreiches Federvieh, sowie allerlei Ackergeräthe, Boote und alle zum Fischfange erforderlichen Werkzeuge mit sich. Die Grotte, die durch Robinsons Aufenthalt so große Berühmtheit erlangt hat, haben sie dem Chilenen, den sie zur Aufsicht des Viehes mitgenommen, als Wohnung angewiesen. Das geräumige Thal vor dieser Höhle war ganz mit verwilderten Rüben überwachsen, die ein vortreffliches Futter für Schweine lieferten. —

* (Mr. Thiers) hat sich bei einem Bijoutier des Palais Royal in Paris eine Schleife machen lassen, in welcher alle seine Orden, mit Ausnahme des Vließes und der Ehrenlegion, figuriren. Er besitzt deren 19, worunter 14 Groß- und 5 Kommandeurkreuze. Die Schleife kostet 7500 Frcs.

Gemeinnütziges.

* (Hühner, das Eierlegen derselben zu befördern.)

1) Ein franz. Gutsbesitzer, Herr v. Vira, will das Mittel gefunden haben, die Hühner regelmäßig jeden Tag des ganzen Jahres legen zu machen, indem er sie mit Pferdefleisch füttert. Bekannt ist es übrigens, daß Hühner, welche viel Würmer und dgl. erhalten, auch reichlich legen.

2) Man soll eine Unze Glaubersalz in 1 Maß Wasser auflösen, damit gekochte Kartoffeln kneten und die Hühner mit diesem Gemenge 4—5 Tage füttern. Dabei muß hinlänglich frisches Wasser zum Saufen gereicht werden.

3) Dr. Gregory in Aberdeen sagt: Wenn man unter das Futter der Hühner eine hinreichende Quantität Eierschalen oder Kalk mengt, so verzehren sie dieselben nicht nur begierig, sondern legen auch zwei- bis dreimal so viel Eier als sonst. Eine gut genährte Henne ist im Stande, eine Menge Eier zu liefern, doch sie kann dies nicht ohne das nöthige Material zur Bildung der Schalen, wenn ihr Futter auch noch sonst so nahrhaft ist, und müßte damit ganz aufhören, wenn sie nur mit kalkfreiem Futter u. Wasser ernährt würde.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 66. Kaiserslautern, 18. August **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wander-Burschen-Lieder.

IV.

Frühlingslied.

Frisch auf! Der schöne Frühling ruft,
Jetzt giebt's ein lustig Wandern;
Herr Meister, meine Zeit ist aus
Ich such' mir einen andern.

Der Berg ist schon befreit vom Schnee,
Vorbei ist's mit dem Frieren;
Ich laß mir jetzt mein Wanderbuch
Auf's Land hinaus visiren.

Mich ruft der grünbelaubte Wald,
Der Vögel tausend Weisen;
Die Schwalbe zwitschert süß mir zu:
„Geselle auf zum Reisen!"

O Wald! ich sink an Deine Brust
Mich laben Deine Schatten;
Wie grün die Flur, der Berg, der Hain!
Wie duften frisch die Matten!

Ich nehm' ne Rose in den Mund
Ein Veilchen in die Hände;
Und mit der Wiesen Blumenflor
Schmück ich des Hutes Ränder.

O wunderschöne Frühlingszeit!
Das ist ein fröhlich Singen
Das Herz wird froh, das Herz wird weit
Zum Himmel möcht sich's schwingen.

— i —.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(19. Fortsetzung.)

Doch auch die weibliche anwesende Welt konnte sich nicht verhehlen, daß der Ruf dies Mal nicht übertrieben hatte.

In der That konnte die noch jugendliche Gräfin für die erste Schönheit in der ganzen Gesellschaft gelten.

Ihr hoher schlanker Wuchs zeigte sanftgerundete, tadellose Formen. Reiches dunkles Haar, aus dem große Diamanten blitzten, schmückten das ovale Haupt. Die großen dunklen Augen harmonirten mit der Lockenpracht und den feingezogenen Brauen. Hatte die Natur die Stirne mit dem reinen Glanz der Lilie übergossen, so hatte sie zugleich die Wangen des schönen Weibes mit dem zartesten Karmin angehaucht.

Goethe nennt das Weib den schönsten Gedanken Gottes.

Wenn jemals, so war dieser Ausspruch an der Gräfin Barikoff zur Wahrheit geworden.

Aber ihre jugendlichen Reize bildeten einen seltsamen Kontrast zu der Erscheinung des Grafen.

Ein holder blühender Frühling stand sie neben dem mit Schnee bedeckten Winter.

Als solcher präsentirte sich der Gesandte. Das Haar des kräftig gebauten Greises, dessen Uniform reich mit Orden bedeckt war, trug schon seit vielen Jahren die Farbe des Silbers. In seine edel geformten Züge hatte das Alter schon tiefe Furchen gezogen.

Aber seine Haltung und sein Gang, wie der lebhafte Ausdruck seiner grauen Augen bekundeten, daß Körper und Geist noch nicht der Zeit unterlegen waren.

Konnte man den Grafen nun auch noch immer einen stattlichen Greis nennen, so war der Abstand der Jahre zwischen ihm und seiner Gattin doch so groß, daß weder die jungen Cavaliere, noch die jugendlichen Damen in diesem Circle zu begreifen vermochten, wie es möglich sei, daß die Gräfin den alten Herrn aus reiner Neigung zum Manne erwählt, ja, daß sie ihn noch jetzt zu lieben vermochte.

Und doch liebte der Frühling den Winter.

Wer das so ungleiche Paar näher beobachtete, wollte er die Gräfin nicht für eine vollendete Kokette halten, die dem Greise nur vor der Welt Zärtlichkeiten heuchelte, mußte glauben, daß das holde Lächeln, das sie ihm schenkte, die liebkosenden Worte, die sie an ihn richtete, der wahre Ausdruck ihrer Gefühle für ihn sei. „Engel," mußte er sich sagen, „sind ja keiner Verstellung fähig, und noch niemals hat es eine mehr engelgleiche Erscheinung gegeben als diese."

Im Laufe des Abends wurden Graf Barikoff und seine Gemahlin mit dem im Range ausgezeichnetsten Gästen durch den Festgeber, Baron von Sternheim, bekannt gemacht.

Während der Gesandte sich zuweilen auf kurze Zeit von der Gräfin entfernte, um mit einigen alten Herren über Gegenstände zu plaudern, die in das Bereich der Diplomatie schlugen, unterhielt Frau von Bariloff sich mit mehreren jungen Damen, von denen sie bei ihrem Eintreten ob ihrer ungewöhnlichen Schönheit anfangs mit neidischen Blicken angesehen worden, die aber später, von der anmuthigen Freundlichkeit ihres Wesens gewonnen, sich um sie drängten und ihre nähere Bekanntschaft suchten.

Unter diesen befand sich eine junge blasse Frau, ungefähr in demselben Alter wie die Gräfin stehend.

Sie saß einige Stühle von derselben entfernt, und sah, während die Andern lebhaft plauderten, still vor sich nieder.

Zufällig warf Frau von Bariloff ihren Blick auf diese Dame.

Die interessanten aber marmorbleichen Züge, die ein körperliches Leiden, möglicherweise aber auch einen Schmerz, der der Seele entstammte, aussprachen, erregte ihre Theilnahme.

Sie fragte eine der ihr zunächst sitzenden Damen nach dem Namen der jungen Frau.

Er wurde ihr genannt:

Frau Cäcilie von Handorf.

Die Gräfin zuckte unmerklich zusammen.

Diejenige, an die sie die Frage gerichtet hatte, fügte hinzu:

„Sie ist die Gattin eines Gutsbesitzers in der Provinz, des Barons Alfred von Handorf, der aber schon einige Jahre in der Residenz lebt und hier seine Einkünfte verzehrt.“

Ein von der Gesellschaft nicht bemerktes Zittern hatte die Frau des Gesandten, als der Name Alfred genannt wurde, durchflogen. Allein sie faßte sich schnell, erzwang ein Lächeln und sagte zu der Dame, die ihr Auskunft gegeben:

„Eine interessante Erscheinung. Wollen Sie nicht die Güte haben, mich der Baronin von Handorf vorzustellen?“

„Mit Vergnügen,“ war die Antwort. „Ich bin schon längere Zeit mit Frau von Handorf bekannt und wir besuchen uns gegenseitig.“

Beide Damen erhoben sich von ihren Stühlen und schritten nach Frau von Handorf, wo alsdann die Vorstellung stattfand.

Da zufällig eine junge Gräfin, die neben Frau von Handorf saß, von ihrem Gatten gebeten wurde, mit ihm eine Promenade im Salon zu machen, ihren Platz verließ, so nahm die Frau des Gesandten denselben ein. Ihre Begleiterin aber kehrte auf den ihrigen zurück.

Die Unterhaltung begann damit, daß die Gräfin Bariloff die Baronin fragte, warum sie so wenig Antheil an dem fröhlichen Geplauder nehme, das die neben ihr sitzenden Damen hören ließen.

„Verzeihen Sie meine indiscrete Frage,“ fügte sie hinzu. „Aber als ich meine Blicke auf sie richtete, that es mir leid, unter den vielen heiteren Gesichtern ein so trauriges zu sehen und deshalb näherte ich mich Ihnen und suchte die Ehre Ihrer Bekanntschaft. Ist es ein körperliches Leiden, das Ihre Verstimmung hervorrief?“

Frau von Handorf seufzte leise.

„Sie haben es errathen, Frau Gräfin,“ erwiederte sie.

„Und quält sie das schon lange?“

„Seit den drei Jahren, daß wir in der Residenz weilen. Als die Tochter eines Gutsbesitzers lebte ich von Jugend auf nur auf dem Lande. Die Luft in der Residenz scheint meiner Gesundheit nicht zuträglich zu sein. Auch hat der Verlust eines lieblichen Kindes, das mir vor einem Jahre durch den Tod entrissen wurde, mich tief gebeugt.“

„War es Ihr einziges Kind?“ fragte die Gräfin in theilnehmendem Tone.

Frau von Handorf neigte bejahend das Haupt, indem ihre sanften blauen Augen sich mit Thränen füllten.

„Arme Frau,“ sagte die Gräfin, „da ich selbst zwei holde Knaben besitze, die mir nebst meinem edlen Gatten die höchsten Güter der Erde sind, so vermag ich Ihren Schmerz zu ermessen. Indessen, Sie sind ja noch jung. Was der Himmel genommen, kann er auch wieder verleihen Auch besitzen Sie ja einen Trost an Ihrem Gemahl, den besten, den eine Frau haben kann.“

Frau von Handorf senkte plötzlich den Blick und antwortete nicht.

Die Gräfin murmelte ein paar leise Worte in sich hinein und fuhr dann fort:

„Gewiß sind Sie sehr glücklich in Ihren ehelichen Verhältnissen?“

Die Lider der Baronin erhoben sich wieder.

Offenbar setzte sie diese Frage in Verlegenheit.

Indem sie sich empor richtete, versetzte sie, wenn auch mit unsicherer Stimme:

„Gewiß bin ich glücklich, Frau Gräfin. Warum sollte ich es nicht sein?“

Durch diese Bewegung wurde ihr Hals vollständig dem Auge der Gräfin sichtbar.

Ein kostbares Collier, aus Juwelen zusammengesetzt, blitzte ihr entgegen. Indem sie es sah, fuhr sie zurück und die Worte: „Ah, diese Juwelen! diese Juwelen!“ entbebten ihren Lippen.

Frau von Handorf sah sie erstaunt an, betroffen über den seltsamen Ton, der in diesem Ausrufe lag.

„Warum fällt Ihnen dieser Schmuck so auf, Frau Gräfin?“

„Weil — weil ich ihn bewundern muß,“ versetzte Frau von Bariloff rasch. „Dieses Feuer der Steine und,“ sie blickte noch näher darauf hin, „die geschmackvolle, wenn auch nicht moderne Fassung der Juwelen.“

„Der Schmuck ist nicht neu,“ sagte die Baronin. „Es ist ein Geschenk meines Mannes, der ihn von seiner Mutter erhielt. Aufrichtig gesagt, ich trage ihn nicht gern und nur auf den Wunsch meines Gatten.“

„Und weshalb nicht? Verzeihen Sie meine Neugierde," sagte die Gräfin. „Sie wissen, diese Eigenschaft ist unserm Geschlechte angeboren."

„Weil mit diesem Collier ein sehr unangenehmes Ereigniß zusammenhängt, von dem besonders der alte Herr von Handorf, mein Schwiegervater, schmerzlich betroffen wurde."

„Ich bitte, erzählen Sie," drängte die Gräfin.

„Dieser Schmuck," begann die Baronin, „ein Brautgeschenk meiner Schwiegermutter, das sie besonders hochschätzte und nur bei festlichen Gelegenheiten trug, wurde ihr einst von einem jungen Mädchen gestohlen, das mein Schwiegervater als Waise aus Barmherzigkeit zu sich genommen und, weil es ein liebenswerthes Geschöpf, sein ganzes Herz an dasselbe gehängt hatte. Nachdem das Mädchen vier volle Jahre im Schlosse gelebt und von dem Freiherrn und seiner Gattin wie eine Tochter gehalten worden, entfloh sie mit ihrer Erzieherin eines Nachts, nachdem sie zuvor die Juwelen geraubt, ohne einen triftigen Grund für ihr Entweichen angeben zu können, oder zu wollen. Diese Flucht wurde durch das Kammermädchen der Frau von Handorf zufällig entdeckt. Die Flüchtigen wurden eingeholt und das Collier im Koffer der sogenannten Adoptivtochter gefunden. Wie beharrlich sie auch den Diebstahl leugnete und vor Gericht betheuerte, daß sie unschuldig sei, sie wurde auf mehrere Jahre zur Zuchthausstrafe verurtheilt."

Ueber das Antlitz der Gräfin flog es wie ein Schatten. Ihre Brauen zogen sich dicht zusammen und ihre Lippen zitterten einige Augenblicke. Doch verschwanden diese Zeichen einer inneren Bewegung schnell wieder, die von der Baronin nicht gesehen wurden, da diese das Auge zufällig gewendet hatte.

Nach kurzem Schweigen sagte Frau von Barikoff: „War das Mädchen schuldig, so war die Strafe gerecht. War sie aber trotz aller Beweise dennoch unschuldig und hatte nur eine nichtswürdige Intrigue sie in's Verderben gestürzt — wie mir selbst ein ähnlicher Fall in Rußland bekannt wurde — dann wehe den Nichtswürdigen, die der Armen das Brandmal der Schande aufgedrückt haben.

(Fortsetzung folgt.)

* Ringen nach Standeserhöhung.

Nach dem Englischen von F. H.

(7. Fortsetzung.)

Frau von Penarven empfing an diesem Abende in dunklem Purpurkleide und schwarzen Spitzen, die Besuche und frommen Glückwünsche mehrerer der angesehensten und höchst geborenen Damen vom Faubourg St. Germain. Frau Prevot saß im tiefsten Schwarz und einem weißen, enganschließenden Kopftuche gottseelig in einer Ecke, ein Gegenstand des Interesses und der Erbauung. Sie sorgte dafür, die vornehmen Damen, welche nun so über alle Maßen freundlich und theilnehmend sich nach der Geschichte ihrer Tochter erkundigten, wissen zu lassen, daß diese stets zur Frömmigkeit geneigt gewesen, daß die Bühne, wohin sie ihre Stimme und ihr Talent sie gerufen, ihr eigentlich zuwider gewesen; daß sie gehofft habe, in ihrer Ehe ihrem frommen Drange nachgeben zu dürfen, daß der Graf jedoch die Priester hasse und thatsächlich im Begriffe gewesen sei, seine Gattin an die italienische Oper zu bringen.

Entsetzen über Entsetzen! Dieß war zu viel für ihre Frömmigkeit und ihren Stand. Eine fromme Herzogin schrieb an die verwittwete Gräfin von Penarven. Fideline wurde als das Opfer häuslicher Tyrannei geschildert und erregte allgemeines Mitleid, während die Priester, die jetzt täglich ihr Wohnzimmer füllten, ihre Augen gegen Himmel hoben und erklärten, Frau von Penarven sei ein Engel.

Inzwischen erhielt der Herr Graf Jules von Penarven folgende Briefe:

I.

„Mein Herr Graf! — Sie werden sich meiner Mißbilligung ihrer Wahl, als Sie sich verheiratheten, erinnern. Sie wurde indessen ein Engel, hat ganz Paris durch ihre Frömmigkeit erbaut und ist ein Beispiel für die ganze Welt. Ich wäre in Verlegenheit, sollte ich mir vorstellen, wie sie auf den Gedanken kommen konnten, dieses junge fromme Wesen als Opernsängerin wieder auf die öffentliche Bühne zu schicken; wüßte ich nicht, daß Sie grausamer Weise sich Mühe geben, sie zu verderben und zu mißleiten. Der Erzbischof von Paris ermächtigt mich, als das Haupt Ihrer Familie, sie unter meinen Schutz zu stellen. Versuchen Sie nicht, sie je wiederzusehen.

Herzog von Penarven."

II.

„Lieber Bruder! — Mein Gatte der, wie Du weißt, ein strenger Beobachter allen gesellschaftlichen Anstandes ist, und viel Frömmigkeit und Familienstolz besitzt, ist ganz erzürnt über die Behandlung, die Du Deinem süßen, engelgleichen, jungen Weibe wiederfahren ließest, so daß er mir verbietet, einen weitern Verkehr mit Dir zu unterhalten, bis Du bereut hast.

Gräfin von Rieux."

III

„Mein Sohn! — Muß ich noch leben, um zu hören, daß Du ein Ungläubiger, ein Spötter bist? — daß Du, an einen Engel verheirathet, ihn zu verderben und zu mißleiten suchtest? O mein Sohn, willst Du wirklich Dein Weib zu einer öffentlichen Sängerin machen? Ich habe Alles von dem ehrbaren und würdigen Weibe — Deiner Schwiegermutter — erfahren. Deine Gattin, die für uns alle ein Muster ist, steht unter meinem Schutze. Sie ist mir wirklich eine Tochter! O, mein Sohn! bereue und bekehre Dich!

Deine verzweifelnde Mutter."

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Milch.

Verdammter Schlingel! schreit der Lehrer,
Bei dir ist unnütz jede Müh',
Du bist nur reif zum Essenkehrer!
Wer schreibt denn Milch mit einem ü?

Herr Lehrer, sagt d'rauf Josephleben,
Ist das schon wieder denn verkehrt?
Ich hob's geschrieben, wie Sie's eben
Uns selber haben hier gelehrt:

Man schreibt mit ü die Wörter alle,
In deren Stammwort steht ein u,
Und das paßt doch in diesem Falle,
Denn Milch die kommt ja her von Kuh.

* Der Gedanke, daß das Bierfaß die Klippe ist, an welcher die deutschen Sängerfeste Schiffbruch zu leiden in Gefahr stehen, ist im Hauptquartier des „Liederkranz" von St. Louis auf einem sehr schön ausgeführten Bilde zur Anschauung gebracht worden. Man sieht dort Gambrinus mit dem schäumenden Bierpokal in der Rechten, hoch auf dem Lorelei-Felsen am grünen Rhein in seiner bekannten Attitüde stehen; unter ihm fließt der Rhein dahin, auf dem ein Kahn mit vielen Personen gefüllt durch die aufrauschenden Wasser hin- und herschwankt und mit Mühe sich über Wasser hält — darunter folgende Verse:

Ich fürchte, am Ende versinken
Wohl gar noch Sänger und Kahn;
Und das hat mit Traktiren und Trinken
Der König Gambrinus gethon.

* (Chinesischer Kellner.) In einem „Cafe-Concert" der Champs-Elysees befindet sich gegenwärtig ein chinesischer Marquer. Er ist ganz europäisch gekleidet, trägt eine weiße Jacke und Schürze und hat seine Haarflechte um dem Kopf geschlungen. Er spricht nebstbei ganz geläufig französisch. Die Geschichte dieses bizarren Dieners, Namens Tsann ist eine der seltsamsten Er stand im Dienste der Kaiserin von China, welche ihm die Aufsicht über einen Fächer anvertraut hatte, der den kaiserl. Drachen grüngestickt auf gelbem Grund vorstellte. Dieser Fächer rührte von dem verstorbenen Kaiser her und sie beabsichtigte, ihn ihrem Sohne an seinem Vermählungstage zum Geschenk zu machen. Eines schönen Tages zerbrach Tsang den Fächer und wurde zur Enthauptung verurtheilt. Tsang, dem es nicht am Verstande fehlt, verlor nicht die Geistesgegenwart. Er wußte, daß er im Hofe seines Gefängnisses ohne Zeugen hingerichtet werden sollte. Als der Moment der Execution gekommen war, sprang er dem Henker, noch bevor dieser seine Waffe gezogen hatte, an den Hals und erdrosselte ihn. Nachdem diese Operation glücklich vollendet war, nahm er die Kleider des Todten, entfernte sich ohne jedes Hinderniß und schiffte sich an Bord eines französischen Dampfers ein. So kam es, daß er jetzt, nachdem er zwei Jahre bei einem Theeverkäufer in Marseille gedient hatte, alle Abende in den Straßen von Paris seine Limonade ausruft.

* Der witzige Lehrbube.

Meisterin: Nun, Fränzchen, warum ißt Du denn Dein Fleisch nicht?

Fränzchen: Es ist mir noch zu heiß!

Meisterin: Kannst Du denn nicht blasen?

Fränzchen: Ei ja, ich kann schon, aber ich traue mich nicht, ich könnte es wegblasen!

* Unter die Erde.

Wirthin: Schon wieder betrunken! Ob du gottloser, unverbesserlicher Mann, Du solltest Dich aus Scham unter die Erde verkriechen!

Wirth: So gieb die Kellerschlüssel her.

(F. B.)

* (Versunkene Schätze.) Von der mit dem Dampfer „Mary Taylor" von San Francisco nach der peruanischen Küste abgegangenen Expedition zur Hebung der Schätze der im vorigen Jahrhundert versunkenen spanischen Fregatte „Leocadia" sind willkommene Nachrichten in Gestalt der ersten beträchtlichen Sendung alter spanischer Silber-Dollars eingetroffen und sind die besten Aussichten vorhanden, nahezu den ganzen Schatz, von dem man vermuthet, daß er 6 Mill. Doll. beträgt, zu heben.

Gemeinnütziges.

* (Pflaumen), den ganzen Winter hindurch frisch zu erhalten. Man pflücke, oder besser, schneide die reifen (doch nicht überreifen) Pflaumen vermittelst einer Scheere mit langem Stiel ab, sei aber darauf bedacht, das der blaue Duft von den Früchten nicht abgewischt, überhaupt, daß dieselben nicht mit bloßer Hand berührt werden. Legt man nun die so abgenommenen Früchte in eine Kammer mit Estrich auf eine Lage Stroh, und überdeckt sie wieder mit einer Lage Stroh, so halten sie sich bis nach Weihnachten ganz frisch. Will man aber frische Zwetschen noch im Sommer haben, so lege man die auf obige Weise abgeschnittenen Früchte in ein Einmacheglas oder in einen gut glasirten Topf und überdecke sie sorgfältig, aber ohne daß sie gedrückt werden, mit vollkommen trockenen Birnblättern, bindet dann eine Blase oder starkes Papier darüber und gräbt das Gefäß an einem trockenen Orte so tief in die Erde, daß der Frost nicht einzudringen vermag. Man kann sie auch in einem trockenen Keller in Sand stellen.

Ein noch kürzeres Verfahren ist folgendes: Wenn die Pflaumen reif sind, so breche man ganze Zweige vom Baum, woran recht viel Früchte hängen und stecke solche in die Löcher einer Kellermauer. Hier bleiben die Pflaumen bis zum Frühjahr frisch und schmecken so, als ob sie erst gepflückt wären.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 67. Kaiserslautern, 21. August 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wander-Burschen-Lieder.

V.

Am Bache.

Ein klares Bächlein fließt durch's Thal
Dort steh' ich und möcht' weinen.
Ich denke an den heim'schen Heerd
An all die lieben Meinen.

Da kommt ein Blümlein zart und fein
Auf ihm herangeschwommen;
Mit blauen Aeuglein schaut's mich an,
Macht mir das Herz beklommen.

„Dein Liebchen grüßt Dich aus der Fern!" —
So spricht das Blümlein leise —
Sie bittet Dich: „Vergiß mein nicht!"
Dort draußen auf der Reise.

Da hörte ich des Bächleins Well'
Das Blümlein unterbrechen:
„Sie hat die Treu' Dir nicht bewahrt,
Gebrochen ihr Versprechen!"

Die Welle rinnt, das Blümlein schwimmt,
Da lacht vom klaren Grunde
Des Bächleins mir ein Angesicht
Und spricht mit holdem Munde:

„Du bist mein Liebster und nur Dir
Wird stets mein Herz gehören;
Drum laß' Dir von der falschen Well'
Nicht Deinen Sinn bethören!"

Du Blümlein, das im klaren Bach
Muß munter weiter fließen;
Wenn Du mein Liebchen siehst so sag':
„Ich laß' sie freundlich grüßen."

— i —.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(20. Fortsetzung.)

Aber Sie sprachen von Ihrem Schwiegervater — Sie sagten, er sei von diesem Ereigniß schmerzlich berührt worden."

„So war es," versetzte die Baronin. „Er hatte das Mädchen zärtlich geliebt, um so schwerer mußte dieser Schlag den weichherzigen Greis treffen. Seit das Mädchen verurtheilt wurde, zog er sich von aller Welt zurück und schien alle Lebensfreuden verloren zu haben. Er übergab nach einigen Jahren die Verwaltung seiner Güter gänzlich seinem ältesten Sohne, meinem Gatten, der Majoratserbe ist und verfiel nach und nach in eine tiefe Melancholie, die wohl erst mit dem Leben des jetzt achtzigjährigen Greises enden wird."

Frau von Handorf schwieg.

Die Gräfin drückte ihr die Hand.

„Das ist eine sehr traurige Geschichte," sagte sie. „Verzeihen Sie, daß ich Sie gebeten habe, mir solche mitzutheilen, da derartige trübe Erinnerungen in diesem heiteren Kreise Ihnen fern bleiben sollten. Doch ich sehe meinen Gatten — er scheint mich zu suchen — ich muß Sie verlassen, Frau Baronin. Aber ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Ich bin gewohnt offen zu sein und so gestehe ich Ihnen frei, daß Ihre Erscheinung, Ihr ganzes Wesen, mich ungewöhnlich angezogen hat. Wenn Sie ähnlich in Bezug auf meine Person fühlen, so werden wir in Zukunft Freundinnen sein. Sie werden mir recht bald das Vergnügen Ihres Besuches schenken und ich werde Ihr Kommen mit Freuden erwidern."

Frau von Barikoff stand auf, verneigte sich mit gewinnendem Lächeln vor der Baronin und eilte auf ihren Gemahl zu, ihren Arm in den seinen hängend.

Die bleiche Frau sah ihr mit wehmüthigem Gesichtsausdrucke nach.

„Sie meine Freundin," murmelte sie. „Ich soll mich an dem Anblicke ihres Glückes weiden? Ach, dann werde ich mein eigenes Elend nur um so schwerer fühlen."

Was die Brust der jungen Frau bedrückte, mußte in der That eine schwere Last sein, da sie es mit dem Worte „Elend" bezeichnete.

Und dieses Elend, diese Bürde, die ihr Leben zu untergraben drohte, war nicht abzuwerfen. Sie mußte

es tragen bis zum letzten Athemzuge, denn der Priester hatte, als sie mit ihrem Verlobten vor dem Altare stand, gesagt: „Nur der Tod soll Euch von einander trennen!"

Der Wille ihrer Eltern, die mit ihrem geringen Vermögen eine Reihe von unmündigen Kindern versorgen mußten, hatte sie an den Wüstling Alfred von Handorf gekettet, der für einen der reichsten Grundbesitzer Ostpreußens galt, es aber schon in der Zeit, als er um Cäcilie von Roßbach warb, nur noch dem Scheine nach war, da er die Güter schlecht bewirthschaftet, auf Reisen in verschiedenen deutschen und französischen Bädern große Summen verspielt und sich kostspielige Maitressen gehalten, die er auf den von dem Hauptgute etwas entfernt liegenden, der Familie von Handorf zugehörenden Gütern untergebracht hatte.

Was ihn dazu veranlaßte, die nicht reiche Cäcilie von Roßbach zur Gattin zu wählen, war aus der Zurückweisung hervorgegangen, die ihm von den begüterten Familien in dortiger Gegend geworden, um deren Töchter er angehalten. Der Ruf seines Leichtsinns, seiner Verschwendungssucht, hatte sich stark verbreitet. Um aber dennoch eine Frau zu bekommen, denn seine stolze Mutter drang darauf, daß von ihrem ältesten Sohne ein Erbe für die Handorf'schen Güter erzielt werden sollte, hatte er sich eine solche in einer andern Provinz gesucht, wo sein wüstes Leben nicht bekannt war, und in Cäcilie gefunden.

Es könnte hier die Frage aufgeworfen werden, warum er seinen Blick auf ein nicht mit irdischen Glücksgütern begabtes junges Mädchen gerichtet. Sie wäre damit zu beantworten, daß keine reiche Familie ihn zum Schwiegersohn gewählt haben würde, ohne von ihm zuvor Rechenschaft über den Stand seines Vermögens zu verlangen. Da er denselben aber nicht befriedigend geben konnte, so hätten seine Bewerbungen stets mißlingen müssen. Aber es war noch ein Grund vorhanden, der ihn bestimmte, Cäcilie zu wählen. Es war die stille Anspruchslosigkeit, die sich in ihrem ganzen Wesen offenbarte. Von ihren Eltern einfach und streng erzogen, war sie an Gehorsam und Unterwürfigkeit gewöhnt, woraus der listige Freier schloß, daß sie sich auch der Herrschaft des künftigen Gatten demüthig unterwerfen und ihm freie Hand in seinen Vergnügungen außerhalb der Häuslichkeit lassen werde.

Genug, die Eltern hatten sich geehrt gefühlt, einen dem Namen nach reichen Eidam zu erhalten, und die Ehe zwischen Alfred und Cäcilie war vollzogen worden, von seiner Seite mit dem Scheine der Liebe für das noch sehr junge und hübsche Mädchen, von der ihrigen aber nur mit dem Gedanken, daß es ihre Pflicht sei, wie in allen Dingen, auch bezüglich einer Heirath dem Willen der Eltern keinen Widerspruch entgegen zu setzen.

Nachdem Beide eine längere Hochzeitsreise gemacht, hatten die Neuvermählten noch kurze Zeit auf Handorf gelebt. Dann aber hatte Alfred sich in seinen neuen Verhältnissen zu langweilen angefangen. Wie hätte auch derjenige, der das berauschende Getränk der Wollust schon bis auf die Hefen getrunken, an der schönen, aber sanften und nichts weniger als koketten Frau auf die Dauer Gefallen finden können? Sein Bruder, der Gardeoffizier, lebte seit vielen Jahren in der Residenz und genoß dort alle Freuden, die ein großstädtisches Leben in Fülle bietet. Warum sollte er es nicht auch genießen, hatte er doch seiner Meinung nach ein größeres Anrecht darauf, als Kurt, da er das künftige Haupt der Familie war. Schon sechs Wochen nach seiner Vermählung führte er seinen Vorsatz aus und vertauschte Schloß Handorf mit einer glänzend eingerichteten Wohnung in der Residenz, seine Eltern einsam auf dem Schlosse zurücklassend.

In der Zeit, wo Cäcilie mit der Gräfin von Barikoff bekannt wurde, hatte Alfred mit seiner Gattin schon nahe an drei Jahre dort gelebt. Er hatte sich seinen wilden Leidenschaften noch zügelloser als früher überlassen und die meisten Tage und Nächte des Jahres mit ihm gleichgesinnten Cavalieren, deren eine große Anzahl in der Residenz war, in wüsten Orgien verschwelgt. Was hätten diesem Menschen auch die Thränen, das immer blässere Aussehen seiner Gattin gekümmert? Ja, war er doch selbst in der Nacht nicht als Trost bei ihr geblieben, wo sein einziges Kind in die Erde gesenkt worden, und hatte in einer Spielgesellschaft seinen eben nicht allzuschweren Schmerz über den Verlust der holden Kleinen zu betäuben gesucht.

Ja, die arme Cäcilie hatte Grund, sich unendlich elend zu fühlen. Wußte sie doch, daß, was sie litt, noch nicht auf seinem Gipfel angelangt war und in Zukunft ihr noch ein viel größeres Unglück drohte.

Frau von Barikoff hielt Wort.

Nur zwei Tage vergingen, da erhielt Cäcilie von Handorf eine Einladung von der Gräfin, sie privatim am nächsten Tage zu besuchen.

Sie hielt es für ihre Pflicht, ihrem Gatten von dieser Einladung Mittheilung zu machen.

„Es ist eine noch junge, sehr liebenswürdige Dame," sagte sie. „Die Gräfin hat auf dem vorgestrigen Balle mir ihre Freundschaft angeboten. Ich fühle mich zu Hause, da Du selten in meiner Gesellschaft bist, oft sehr einsam und verlassen. Vielleicht würde der Umgang mit ihr mich etwas erheitern und Du weißt, daß ich dessen bedarf. Der Gram um den Tod unseres Kindes hat an meiner Gesundheit gezehrt und wird wohl niemals erlöschen."

Alfred hatte nichts dagegen, und konnte es auch nicht, da es ja gleichsam eine Ehre für seine Gattin war, den nähern Umgang einer so hochstehenden Dame zu genießen. Zudem hatte er mit seinen Freunden für den folgenden Tag einen Ausflug nach einem nahegelegenen Orte, wo eine heimliche Spielbank etablirt war, verabredet, weshalb ihm die Einladung für seine Gattin ganz willkommen. Kam er von derselben spät nach Hause, so würde sie ihn vielleicht mit weniger traurigem Gesichte empfangen.

Er gab also seine Einwilligung und entfernte sich dann, um in einer benachbarten Conditorei zu frühstücken.

Am andern Tage Nachmittags fuhr Frau von Handorf nach dem Hotel des russischen Gesandten.

Sie wurde von der Gräfin so herzlich empfangen, als wenn Beide schon Jahre lang vertraute Freundinnen gewesen wären.

Der Gesandte hatte sich kurz vor dem Eintritte der Baronin in Geschäften, die seinen hohen Posten betrafen, vom Hause entfernt. Seine Frau erwartete ihn jedoch nach Verlauf von einigen Stunden zurück und dann, wie sie sagte, würde es ihm Vergnügen gewähren, die Bekanntschaft einer jungen Dame zu machen, von der seine Gattin sich so sehr angezogen gefühlt hätte.

Welche Mutter, der der Himmel liebliche Kinder geschenkt, möchte nicht solche gern einer neuen Freundin vorführen? Was man selbst liebt, mag man auch von Andern, wenn auch nicht gleicherweise geliebt, doch freundlichst angeblickt sehen. Die Gräfin ließ deßhalb nach kurzem Empfangsgeplauder ihre beiden Knaben, die unter der Aufsicht einer alten, leibeigenen, treuen Dienerin in einem nicht weit von dem Zimmer der Mutter entfernten Salon spielten, hereinkommen.

„Da sehen Sie die Freude und den Stolz meiner Ehe," sagte sie. „Wenn irgend ein Wesen Ursache hat, dankbar nach oben zu blicken, bin ich es. Gott hat mir einen Gatten gegeben, den ich nicht blos hochverehre, sondern auch mit unbegrenzter Zärtlichkeit liebe, und um meinem Glücke die Krone aufzusetzen, unserm Bunde den heißgewünschten Kindersegen verliehen."

Die Knaben, von denen der älteste fünf, der jüngste vier Jahre zählte, liefen auf einen Wink der Mutter auf die fremde Dame zu und boten ihr zutraulich die Hand.

Bei ihrem Anblick hatten sich Cäcilien's Augen mit Thränen gefüllt. Rief ihre Erscheinung doch ihren Schmerz um den eigenen verlorenen Liebling wieder hervor. Allein sie trocknete die Augen schnell mit dem Schnupftuche und küßte die vollen rosigen Wangen der Kinder, deren Antlitz vor Gesundheit strahlte.

Die Gräfin hatte den Ausdruck des Schmerzes in den Zügen der Baronin bemerkt. Sich zu ihr setzend, faßte sie die Hand derselben und sprach im Tone aufrichtigen Mitgefühls:

„Verzeihen Sie, liebe Freundin, daß ich die Kinder rufen ließ. Ich hätte es nicht thun sollen, da ich Ihren Verlust kannte. Doch geschah es in guter Absicht. Ich wollte Ihnen zeigen, daß man, ist nur die Jugend des Lebens noch nicht ganz verwelkt, noch nach jahrelangen Leiden ein beneidenswerthes Glück erringen kann, wenn man das Anrecht daran nicht durch eigene Schuld zuvor verwirkt hat. Sie leiden jetzt durch den Tod eines holden Kindes, durch einen Verlust, den Ihnen die Zukunft ersetzen kann. Ich habe in der blühendsten Zeit meines Daseins in anderer Weise gelitten. Zwängen mich nicht Verhältnisse, eine traurige Periode meines Jugendlebens unter einem dichten Schleier ruhen zu lassen, wäre es mir erlaubt, Ihnen mitzutheilen, welch' ein fürchterlicher Sturm eines ungerechten Schicksals einst meine junge Seele geschüttelt, Sie würden mir zugeben, daß es noch größere Leiden gibt, als die welche Ihr Haupt gebeugt haben.

(Fortsetzung folgt.)

* Ringen nach Standeserhöhung.

Nach dem Englischen von F. H.

(8. Fortsetzung und Schluß.)

Jules erreichte sein Haus — sein Haus? — es war es nicht mehr! es war verlassen. Fideline, seine schöne, glänzende Fideline war fort. Er eilte in den Palast seines Onkels, des Herzogs. Fideline war dort allein, vom Herzoge und der Kirche ermächtigt, weigerte siesich, ihn zu empfangen.

Jules dachte einen Augenblick nach, dann wandte er sich zum Herzoge und sprach:

„Ich könnte sie fordern; ich habe das Recht dazu; sie ist mein Weib; aber ich halte es unter meiner Würde, die Hülfe des Gesetzes in Anspruch zu nehmen, wo nicht Liebe und Dankbarkeit für mich sprechen. Ich werde sie nie mehr wiedersehen."

Fideline war auf dem Punkte, sich ihrem Gatten in die Arme zu werfen; denn sie vermochte nicht ohne Gewissenspein an ihn zu denken, allein ihre Mutter hinderte sie daran.

„Wenn Du zu ihm zurückkehrst, ist Alles verloren; Niemand wird an Deine Bekehrung glauben, und die große Theilnahme wird schwinden. Thue es jetzt nicht. Hat nicht die Frömmigkeit und die Kirche mehr für Dich gethan, als er jemals für Dich that? Bist Du nicht jetzt, Dank ihnen, wirklich eine Gräfin unter Gräfinnen und Herzoginnen?"

„Ja" erwiderte Fideline, eine Thräne zerdrückend.

„Ich wußte es, daß Frömmigkeit ein Hauptkniff ist."

Der Graf von Penarven ging in den Osten, Niemand wußte wohin. Die letzte Nachricht über Mme. von Penarven ist in folgendem Artikel enthalten:

„Gestern wurde die Frau Gräfin von Penarven dem Kaiser und der Kaiserin vorgestellt. Sie erregte durch ihre Schönheit und Bescheidenheit allgemeines Aufsehen. Jedermann fühlt tief mit der jungen Gräfin, deren Frömmigkeit ganz Paris erbaut hat, so schön, so jung und das Opfer eines gottlosen Gatten, der sie verlassen hat. Der Herzog von Penarven erschien, trotz seines hohen Alters, bei Hofe, um durch seine Gegenwart seine junge und bescheidene Verwandte zu ehren. Mme de Rieux und die verwittwete Gräfin waren ebenfalls anwesend."

Frau Prevot las diesen Artikel mit großer Freude: „Frömmigkeit ist der rechte Kniff. Ich wußte es, als ich Fideline taufen lassen wollte. Ich bin aber jetzt dennoch froh, daß la Briseville nicht ihre Pathin wurde!"

Devisen-Album.

Staatsraison.

Du bist die Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.
Faust.

Bewohner von Chislehurst.

Ein Beutelschneider von Gewalt und Reich;
Der weg vom Sims die reiche Krone stahl
Und in die Tasche steckte. Ein geflickter Lumpenkönig.
Hamlet.

Ultramontaner.

Wort ohne Sinn kann nie zum Himmel dringen.
Hamlet: König.

Internationale.

Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.
Tell.

Volk.

Daß wir die Uebel, wie wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn.
Hamlet.

Theaterfreiheit.

Das Volk ist frei, sieh nur, wie wohl's ihm geht.
Mephisto.

Oesterreicher.

Unser Schuldbuch sei vernichtet.
Schiller.

St. Papa.

Laßt die Thüre hinter ihm abschließen, damit er den Narren nirgend anders spielt, als in seinem eigenen Hause.
Hamlet.

Welt.

Der Großen Thorheit und der Thoren Größe.
S.

Deutscher Michel.

Ich esse Luft und werde mit Besprechungen gestopft.
Hamlet.

(Auf der Höhe.)

Feuilleton.

* Eine Privat-Correspondenz aus St. Thomas (einer der westind. Inseln) erzählt folgenden schauerlichen Vorfall, der sich unlängst dort ereignete. Ein Neger, Namens Billy-Boy, hatte die Wette gemacht, den Hafen in seiner ganzen Breite von „Long Boy bis zur Carrenage reitend“ zu überschwimmen. Er nahm sich eines der kleinen Landespferde, das ganz wacker ins Meer ging und gegen sein Ziel schwamm. Kaum auf der Hälfte des Weges angelangt, bildete sich um die Gruppe eine Blutwelle. Ein Haifisch hatte das Pferd in den Hintertheil gebissen. Das muthige Thier versuchte weiter zu schwimmen, aber die Kräfte versagten ihm, und es ertrank. Billy-Boy, ein vortrefflicher Schwimmer, warf sich sogleich in die Fluth, von vier Haifischen verfolgt. Der Neger brachte während zwanzig Minuten eine Gymnastik zur Anwendung, die darin besteht, das Wasser mit Händen und Füßen zu peitschen, um die Ungeheuer zu verhindern, sich auf den Rücken zu legen, die einzige Lage, in welcher sie ihre Beute erhaschen können. Endlich verschwand Billy-Boy gerade in dem Augenblicke, als ihm ein Boot zu Hülfe kam. Mit zwei Ruderstößen waren die Retter zur Stelle, und man harpunirte den wieder auf die Oberfläche gekommenen Körper an den Kleidern, aber — o Schrecken, der Kopf war abgerissen, den sich die siegreichen Haifische noch im Fliehen streitig machten.

* Als neues Ziegel-Material werden neuester Zeit in England die Abfälle aus den Kohlenbergwerken verwendet, die bisher zu gar nichts verbraucht wurden und in den Kohlenbezirken Englands viele Tausende schönen Acker Landes bedecken. Der aus dem Kohlenstaube hergestellte Ziegel ist, was seine Farbe betrifft, nun freilich nicht für die Aufführung eleganter Gebäude geschaffen, dafür soll er an Festigkeit unserem Thonziegel nicht nachstehen. Das Material aber kostet so viel wie gar nichts, da die Besitzer froh sind, wenn es Jemand wegschafft. Es wäre wohl auch für Deutschland angezeigt, sich diesen neuen Ziegelbereitungs-Prozeß bei Zeiten zu Gemüthe zu führen.

* (Thomas A. Scott), der Präsident der Pennsylvania Central-Eisenbahn, ist zugleich Präsident von 26 andern Eisenbahnen. Er controllirt 7000 Meilen Eisenbahnen und bezieht einen Gehalt von Doll. 170,000 per Jahr. Außerdem controllirt er noch einen der gewissenlosesten Demagogen in Amerika, den Ver. Staaten-Senator Simon Cameron.

Gemeinnütziges.

* Gegen Fliegen wendet man in Belgien Lorbeeröl an. Die Schlächter und Milchhändler bestreichen damit die Thürpfosten und Fensterkreuze mit so gutem Effect, daß keine Fliege in die so verwahrten Räume eindringt.

* (Ein Blattern-Heilmittel.) Von der Westküste Südamerikas kommt der „Oesterr. Corresp.“ die interessante Nachricht zu, daß im Spital zu Lomas an mehreren Blatternkranken Versuche mit Sarracenca pupurea angestellt sind, welche überraschende Resultate liefern. Man ließ eine Unze der genannten Pflanze in ungefähr drei Unzen Wassers bis auf etwa zwei Unzen einkochen und die Kranken von diesem Getränke, mit Orangesyrup gemischt, alle vier Stunden zwei Löffel voll nehmen. Sechs Blatternkranke, die mit diesem Decoct der Pflanze behandelt wurden, sind rasch genesen. Das Feber und der Kopfschmerz ließen bald nach, und nach 6 Tagen konnten die Kranken entlassen werden.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 68. Kaiserslautern, 25. August 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wander-Burschen-Lieder.

VI.

Der todte Kamerad.

Mein Kamerad war brav und gut,
Zog mit mir durch die Lande;
Sein Sinn war froh und wohlgemuth,
Er war ein treues, ehrlich' Blut,
Wie ich kein zweites kannte.

Wir wanderten beim Sonnenschein
Und bei des Sturmwind's Brausen,
Und theilten Freude, Noth und Pein,
Bis ihm gar fiel das Sterben ein,
Im fremden Lande draußen.

Noch einmal drückt er mir die Hand, —
Die seine glüht' vom Fieber —
„Grüß mir mein liebes Heimathland,
Wo meiner Mutter Hüttchen stand!
Sprach er, und war hinüber.

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Er trennet und vereinet.
Er trat die letzte Wand'rung an,
Ich gehe weiter meine Bahn
Und grüß daheim die Seinen.

— i —.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(21. Fortsetzung.)

Also hoffen Sie, meine Liebe. Sehen Sie vertrauungsvoll in die Zukunft und vor Allem, ich bitte Sie herzlichst darum, drückt Ihr Herz noch ein anderer Kummer als der erwähnte, schütten Sie ihn vor mir aus. Ich wiederhole es, ich will ihre Freundin im wahren Sinne des Wortes sein, nicht blos zum Rathe, nein, zu jeder möglichen That bereit."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, schloß sie die Baronin, von der sie traurig angeblickt worden, an die Brust und drückte die Lippen auf ihre Stirn.

Ein kurzes Schweigen erfolgte.

Dann erhob Cäcilie von Handorf langsam den Kopf.

„O, wenn ich sprechen dürfte!" sagte sie. „Aber nein, ich darf nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Aber die Zeit kann kommen — wer weiß, wie bald — dann will ich Sie als einen von Gott gesandten Engel ansehen und — geschieht das Aeußerste — meine Zuflucht bei Ihnen suchen."

„Versprechen Sie mir das fest und unverbrüchlich?" fragte die Gräfin.

„Ja, ja, ich gelobe es Ach, es thut einer Unglücklichen so wohl, ein so herzliches Mitgefühl zu finden."

„Wie ich es einst gefunden," murmelte Frau von Bariloff, unhörbar für die Baronin, vor sich hin.

Dann wandte sie sich ihr wieder zu.

„Der Bund unserer Freundschaft ist geschlossen," versetzte sie. „Und nun lassen Sie uns ein anderes Thema beginnen. Mein Gatte sagte mir gestern, er sei in seiner Jugend, da er sich auf Reisen befand, in einem ostpreußischen Badeorte mit einem Herrn von Handorf, der in jener Gegend große Güter besaß, zusammengetroffen. Ist Ihr Herr Gemahl vielleicht mit diesem Herrn verwandt?"

„Es ist mein Schwiegervater," war die Antwort.

„Herr von Bariloff," fuhr die Gräfin fort, „glaubte sich zu erinnern, daß er damals an seinem Umgange ganz besonderes Gefallen gefunden."

Daß hinter diesen Worten eine geheime Absicht versteckt war, bemerkte Cäcilie nicht. Da sie den alten Mann während ihrer Anwesenheit auf dem Schloß Handorf herzlich liebgewonnen, so sprach sie gern von ihm. Leider konnte sie der Gräfin aber wenig Erfreuliches erzählen, und diese erfuhr nur, was wir dem Leser schon oben mitgetheilt haben.

Nachdem die Gräfin die Kinder zu ihren Spielen zurückgeschickt, bot sie ihre ganze Beredtsamkeit auf, den Trübsinn der Freundin nach Kräften zu verscheuchen. Sie erzählte ihr Manches von dem großartigen Leben und Treiben in der nordischen Kaiserstadt, schilderte ihr den Glanz, der am dortigen Hofe herrschte, fügte aber hinzu, daß diese anscheinend glücklichen Zustände doch nur übertünchten Gräbern glichen und die vornehme Welt dort morscher und hohler als in den meisten andern Ländern sei, über die der Gott des Reichthums seine Gaben nicht so verschwenderisch ausgegossen.

„Aus diesem Grunde," schloß sie, „habe ich — in Deutschland geboren und erzogen — mich immer nach meinem theuren Geburtslande zurückgesehnt, wenn ich auch — ich wiederhole es — ein paar bitter traurige Jahre darin verlebt habe, und ich bin meinem Gemahle sehr dankbar, daß er den Gesandtschaftsposten hier, trotz seines Alters, angenommen."

Der alte Herr, von dem gesprochen wurde, kehrte nun zurück.

Mit freudiger Lebendigkeit flog die Gräfin dem stattlichen Greise entgegen. Die jüngste, feurigst Liebende hätte einen in der Blüthe des Lebens stehenden Gatten oder Bräutigam nicht zärtlicher umarmen können.

Sie gab ihm die liebkosendsten Namen und küßte ihn wiederholt, ohne sich durch die Gegenwart der Baronin Zwang aufzuerlegen, und erst als der Graf sie sanft zurückdrängte und auf Cäcilie wies, stellte sie dieselbe ihrem Gatten als ihre neue Freundin vor.

Die Baronin weilte nun noch eine ganze Stunde in der Gesellschaft dieses trotz der Ungleichheit der Jahre doch so unendlich glücklichen Paares. Dann entfernte sie sich, an ihre eigene traurige Ehe denkend, mit schwerem Herzen. Doch ehe die heutige Trennung stattfand, hatte die Gräfin ihr das Versprechen abgenommen, ihren Besuch recht bald wieder zu erneuern, und die Bitte hinzugefügt, in Begleitung ihres Gemahls zu erscheinen, den ihr Gatte mit Vergnügen empfangen würde.

Was Frau von Barikoff gewünscht, erfüllte sich nicht.

Die junge Frau stattete ihr im Verlaufe der nächsten Wochen noch einige Male ihren Besuch ab, doch ohne daß sie von ihrem Gatten begleitet wurde.

Die Frage der Gräfin, was Herrn von Handorf abgehalten, wurde damit erwidert, daß derselbe eine Reise nach seinen Gütern in der Provinz angetreten und seine Rückkehr zur Residenz noch nicht festgesetzt habe.

Der Ton aber, mit dem die Baronin diese Antwort gab, klang so ungewiß, auch sprach sie dieselbe mit so trauriger Miene aus, daß die Gräfin nicht mit Unrecht vermeinte, es müsse hinter dieser Reise irgend ein für die junge Frau bedrohliches Geheimniß sich verbergen.

Was die Gräfin mit Sorge für ihre Freundin erfüllte, war, daß ihr Antlitz mit jedem neuen Besuche immer bleicher erschien, daß sie oft, wenn sie sich unbemerkt glaubte, schwer aufseufzte, und für den heiteren Ton, den die Gräfin anschlug, nur ein erzwungenes, offenbar schmerzliches Lächeln hatte. Umsonst bemühte sich Frau von Barikoff, ihr den Grund ihres neuen Kummers zu entlocken. Sie schützte stets den Verlust ihres Kindes und körperliches Unwohlsein vor, das auch wohl erst, wie sie meinte, mit ihrem Leben enden werde.

Nach dem letzten Besuche der Baronin war eine ganze Woche vergangen. Die Gräfin hatte sie vergebens erwartet. Sie schickte einen Diener in ihre Wohnung und ließ sich erkundigen, wie Frau von Handorf sich befinde.

Derselbe kam mit der Meldung zurück, er sei von dem Herrn Baron, der sehr aufgeregt erschienen, kurz abgefertigt mit der Bemerkung, die plötzlich eingetretene Krankheit seiner Frau gestatte ihr nicht, das Haus zu verlassen.

„Wenn Sie mir die Dreistigkeit verzeihen, gnädige Frau Gräfin," fügte er hinzu, „so erlaube ich mir Ihnen mitzutheilen, daß ich an die Krankheit der Frau Baronin nicht glaube, denn als ich im Vorzimmer stand und die Thüre sich öffnete, aus der der Herr Baron heraustrat, hörte ich in dem Zimmer laut schluchzen und sah eine weißgekleidete Gestalt, die ich für die Baronin hielt, mitten in demselben, die Hände ringend, stehen."

Die Gräfin fuhr erschrocken zurück. Aber sich schnell wieder fassend, sagte sie:

„Ich danke Ihnen für diese Mittheilung, Franz. Sie haben Recht gethan, mir diesen Umstand nicht zu verschweigen."

Der Diener entfernte sich.

„Die Arme schluchzte, sie rang die Hände," murmelte die Gräfin. „Es ist klar, daß der Elende, auf dessen Gewissen, eine so schwere Schuld lastet, nicht anders geworden, als er damals war, wo er im Bunde mit einem nichtswürdigen Weibe ein Verbrechen beging, das selbst die tiefste Reue nicht abbüßen kann. Er mißhandelt sein unglückliches Weib, er tritt die heiligsten Bande zu Füßen. Was wäre auch wohl von einem so rohen Wüstling Anderes zu erwarten? Aber das edle Geschöpf soll nicht ohne Trost bleiben. Verbietet der Mann ihr, zu mir zu kommen, so will ich zu ihr. Er wird es nicht wagen, eine Gräfin Barikoff, die Gemahlin des russischen Gesanden, abzuweisen. Wer weiß, was dort vorgefallen? Ob Cäcilie nicht eines Beistandes, einer kräftigen Hülfe bedarf? Wenn es möglich, soll sie an mir eine Stütze finden."

Den nächsten Tag, zur geeigneten Stunde, ließ die Gräfin anspannen und fuhr nach der Wohnung des Herrn von Handorf.

Als sie dort eintraf, wurde sie im Vorzimmer von einem Frauenzimmer empfangen, deren Aussehen und Kleidung auf eine Gesellschafterin der Baronin deuteten.

Die Gräfin erblaßte und biß die Zähne zusammen bei ihrem Anblick.

„Der böse Dämon noch immer in seiner Nähe?" sprach es in ihr. „Welche Qualen muß die Unglückliche fühlen, in solcher Gesellschaft zu leben!"

Hatte die Miene der Gräfin sich etwas verändert, als sie diesem Frauenzimmer gegenüberstand, so war es bei der Letzteren nicht minder der Fall.

Sie betrachtete Frau von Barikoff erst mit einer Art von Erstaunen, dem ein lauernder, mißtrauischer Blick folgte.

Die Gräfin sah trotz ihrer Gemüthsaufregung und

des Abscheues, den ihr der Anblick dieser Person einflößte, doch ein, daß sie sich fassen mußte.

Mit stolzem Tone verlangte sie die Baronin von Handorf zu sprechen und fügte diesem Verlangen ihren Namen hinzu:

Das Frauenzimmer erwiderte:

„Ich weiß nicht, ob es der Frau Baronin genehm ist, Ihren Besuch anzunehmen, Frau Gräfin — auch wünscht der Herr Baron nicht, wie ich weiß —“

Die Gräfin fiel ihr schnell mit befehlendem Tone in's Wort:

„Sie haben Nichts weiter zu thun, als mich bei Ihrer Herrschaft zu melden. Thun Sie das. Sie werden erfahren, daß die Baronin mich zu empfangen bereit ist.“

Das stolze Wesen der Gräfin schien der Gesellschafterin zu imponiren. Sie verbeugte sich stumm und begab sich in die Zimmer ihrer Herrschaft, indem sie vor sich murmelte:

„Die Aehnlichkeit ist frappant. Aber sie ist es dennoch nicht, sie kann es nicht sein. Es giebt ja keine Wunder mehr.“

Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück mit der Meldung, die Frau Baronin erwarte Frau von Basiloff.

Bei dem Anblick, der sich der Gräfin bot, als sie zu der Freundin in's Zimmer trat, fühlte sie sich tief erschüttert.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine Erinnerung.

(Nach dem „Mannh. Tagbl.“)

Die Sonne stand bereits ziemlich tief im Westen und warf einen matten, goldenen Schimmer durch das Gemach. An einem Tische, welchen die Zurüstungen zum Gouter bedeckten saß ein Mann, den Sechzigern nahe, mit mildesten Zügen. Sein Auge glänzte noch jugendlich und feines, zartes Roth blühte auf seinen Wangen. Gewiß hätte man ihn für jünger gehalten, wäre nicht seine Gestalt stark gebückt und sein Haar vollkommen weiß gewesen. Seit fünfundzwanzig Jahren pflegte er regelmäßig an dieser Stelle seinen Kaffee zu trinken und immer allein. Ein Vierteljahrhundert! Das ist eine lange Zeit! . . . . Er legte jetzt das Buch, in welchem er gelesen hatte, neben sich auf den Tisch und stützte gedankenvoll den Kopf in die Hand. Und während er die Augen schloß, waren die fünfundzwanzig Jahren aus seinem Leben hinweggeschwunden und er war wieder jung.

Ihm gegenüber auf dem Divan saß eine Frau schlank und geschmeidig, ebenfalls in der Blüthe des Lebens. Ein lichtes Kleid von unausgesprochener Farbe umschloß ihre Gestalt bis an den Hals hinan, bequem aber graziös, und hinter jedem Ohre legte sich eine lange braune Locke auf die Schulter herab. Vielleicht war das Oval ihres Gesichtes für den blassen Teint ein wenig zu breit, der Blick zu matt und in sich gekehrt; aber für den jungen Mann gegenüber war sie doch ein Ideal von Schönheit, und mit größter Innigkeit ruhten seine Augen betrachtend auf ihr. Wann hätte es die Liebe nicht verstanden, ihren Gegenstand vollkommen zu sehen? Malvine hatte soeben den Arm erhoben, um die beiden Tassen zu füllen, welche vor ihr standen; dann reichte sie die eine mit einladendem Lächeln ihrem Manne herüber und rückte sich auf dem Divan zurecht, um sich behaglich mit der anderen selbst zu beschäftigen. Ihr ruhiges Naturell liebte und verlangte besonders die anregende Narkose der tropischen feurigen Bohne. Vielleicht war es für ein Gouter schon ein wenig spät; aber Wilhelm hatte bis jetzt in seinem Zimmer geschrieben und unterbrach sich in der Arbeit nicht gerne; dafür war es um so traulicher.

Die Sonne ging wolkenlos, mit warmem Licht hinter die Berge hinab, und durch das offene Fenster drang der kräftige, gesunde Duft der Getreidefelder herein, welche bereits zu falben begannen; aus dem nahen Garten hörte man heitere Stimmen froher Menschen. Aber das Alles war doch nur Beiwerk, die eigentliche Quelle des Behagens im Zimmer war Malvine. Man wußte nicht recht warum, aber man fühlte sich in ihrer Nähe unaussprechlich wohl. Gewiß kam es von dem schönen Ebenmaß ihres ganzen Wesens, von dem Seelenfrieden, welcher aus jedem ihrer Züge sprach. Da gab es keine hastigen Bewegungen, kein heftiges Auffahren, kein Aufflammen des Zornes; alles hielt die Linie der Harmonie in ihren sanften Grenzen; und selbst die fremde glühende Leidenschaft legte sich vor ihren Füßen zur Ruhe, als scheute sich der Sturm, über einen stillen blühenden Garten hinzufahren. Diese Harmonie drückte Malvine auch ihrer ganzen leblosen Umgebung auf, sie war eine geborene Künstlerin. Jedes, selbst das einfachste, nüchternste Hausgeräth stellte oder legte sie, als hätte es ein Maler als Beiwerk eines Gemäldes geordnet, und die unvermeidliche Unordnung im Hause blieb bei ihr noch immer malerisch. Vielleicht trägt dieser stark entwickelte ästhetische Sinn einer Frau mehr dazu bei, ihr die Liebe des Mannes ungeschmälert und unenttäuscht zu erhalten, als Beide denken. Auch jetzt wieder stand das Kaffeeservice wie von selbst in der schönen Gruppirung eines Stilllebens da, und mitten daraus dufteten in hoher Vase schwere und dunkle Centifolien und blaßgelbe Theerosen; denn Blumen durften in Malvinens Nähe niemals fehlen, so lange die Jahreszeit sie bot.

Die junge Frau richtete jetzt die verschleierten, großen, braunen Augen durch's Fenster in die Landschaft, in den Goldreflex des Himmels und flüsterte: „Wie schön es ist!“

„Und heute arbeite ich nicht mehr,“ entgegnete Wilhelm froh: „Der Abend gehört uns Malvine.“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

* (Die Studentinnen in Zürich.) An der Züricher Hochschule waren in diesem Semester nicht weniger als 67 Studentinnen immatriculirt; 51 von ihnen studiren Medicin, 16 hören philosophische Collegien. Die Gesammtzahl der immatriculirten Studirenden beträgt 408, darunter 209 Mediciner. Es scheint hier allerdings ein Mißverhältniß zwischen den männlichen und weiblichen Studirenden vorzuliegen und dasselbe dürfte sich steigern, da einerseits andere deutsche und schweizerische Universitäten weibliche Studirende nicht zulassen, andererseits nach den Statuten der Hochschule Zürich, freilich wie auch bei anderen Universitäten, von Ausländern ein Zeugniß der Reife nicht verlangt wird, die sämmtlichen Studentinnen in Zürich bis jetzt aber Ausländer sind. Erziehungsrath des Kantons und Senat der Hochschule Zürich berathen deßhalb in diesem Augenblick über Schritte, wie zu befürchtenden Nachtheilen für die Hochschule entgegenzutreten sei, und auch die Presse beschäftigt sich mit dem Gegenstande, die inländische, mehr noch die auswärtigen. Die Gründe für und wider sind leicht zu finden, leicht aufzuzählen: hauptsächlich Gleichberechtigung auf der einen, sodann Gefahr für die Sittlichkeit, Mangel an Bildung, selbst untergeordnete Anlage auf der andern Seite. Es handelt sich hier um ein Experiment, das man einmal begonnen hat, zwar schon seit 6—7 Jahren, aber auch erst seit dieser Zeit, also um ein Experiment, über dessen Erfolg oder Nichterfolg man bis jetzt noch kein bestimmtes Urtheil sich bilden kann. Man sollte daher bis jetzt noch nicht einschreiten, vielmehr noch ruhig eine Zeit lang warten, zumal da bisher Nachtheile für die Hochschule sich noch nicht herausgestellt haben und schwerlich auch in naher Zeit oder in erheblichem Maße zu befürchten sein dürften. In einem sehr bemerkenswerthen Artikel des „Winterthurer Landboten," der unzweifelhaft aus Kreisen der medicinischen Facultät in Zürich stammt, heißt es: Ueber das Problem, ob das Weib an der Geistesarbeit des männlichen Geschlechtes ebenbürtig theilzunehmen vermöge, kann nur die Erfahrung die letzte Entscheidung geben. Mannigfache Erfahrungen hat seit 9 Jahren die Hochschule in Zürich gemacht. Thatsache ist es, daß den gemischten Cursen männlicher und weiblicher Studirender die gleiche Arbeitsleistung auferlegt wurde, und daß die Frau in nicht seltenen Fällen alle Anforderungen anatomischer und klinischer Curse in befriedigendster Weise erfüllt. — Die sittlichen Gefahren eines derartigen Unterrichtes haben sich bisher hier nicht gezeigt; bietet ja doch jede Tanzstunde, jeder Ballabend größere sinnliche Verlockungen dar. — Thatsache ist es ferner, daß nach 7jähriger Erfahrung einzelnen Frauen die Befähigung zur Bewältigung der Gesammt-Medicin nicht abgesprochen werden kann; 6 Damen haben die Doctorwürde mit Ehren erworben. — Man befindet sich allerdigs an der Züricher Hochschule gegenwärtig in etwas mißlicher Lage; der Zudrang der weiblichen Studirenden ist ein übergroßer geworden. Zu den Engländerinnen und Amerikanerinnen, welche bisher die Mehrzahl der Züricher Studentinnen bildeten, ist in neuerer Zeit eine bedeutend größere Zahl von Russinnen hinzugekommen, denen, wie Züricher Professoren der Medicin versichern, zu einem namhaften Theile die für ihr Studium erforderliche Vorbildung fehlt, wenn auch eine nicht unbedeutende Anzahl von ihnen ausgezeichnete Vorstudien gemacht hat.

Das Comite des Birmingham und Midland Hospital für Frauen hielt eine Sitzung ab, um über die Wahl eines Arztes für dieses Hospital zu entscheiden. Es handelte sich besonders um 3 Bewerber: eine Dame und 2 Herren. Das Comite entschied zu Gunsten der Dame, die letzthin ihr Doctor-Diplom in Zürich nach 5jährigem Studium auf der dortigen Universität erhalten hat. Dies ist der erste Fall in England, daß einer Dame ein solcher Posten zu Theil geworden.

* Ein Zeitungsverleger in Victoria schreibt in der neuesten Nummer: „Leider ist jetzt äußerst wenig, ja fast gar nichts zu berichten; die Menschen sind heut zu Tage alle so wohlhabend und deshalb tugendhaft geworden, daß wir, wenn das so fortgeht, unser Geschäft aufstecken werden. Unsere einzige Hoffnung ist das jetzt cursirende Gerücht, daß eine Schiffsladung deportirter Verbrecher auf dem Wege nach hier sich befindet Ist das der Fall und haben die Verbrecher erst hier festen Fuß gefaßt, so wird es uns an interessantem Stoff wohl nicht mangeln."

* In Syracuse, N. Y., führen zwei (leider deutsche) Aerzte eine erbitterte Controverse in den Spalten der dortigen beiden Wochenblätter. U. A. rechneten sich die beiden Aesculape gegenseitig ihre „Autodecurirereien" vor und wiesen einander nach, daß der Eine Schuhmacher und der Andere Leinweber von Profession sei. Hm!

Gemeinnütziges.

* (Heringe vortheilhaft und gut zu mariniren.) Man wässere die Heringe 2 Tage lang und zwar jeden Tag mit frischem Wasser, hänge sie mit dem Schwanze an einen Stock auf und lasse sie einen Tag an der Luft trocknen, alsdann brate man sie auf einem Rost oder in einer Pfanne mit Butter.

Der Boden eines ziemlich großen Topfes wird währenddem mit Lorbeerblättern, Rosmarin, Gewürznelken, ganzem Pfeffer, Citronenscheiben und Citronenschalen, auch wenn man will mit ein wenig Knoblauch belegt; hierauf kommt nun eine Lage gebratener Heringe, dann wieder eine von obenbenannten Species und so wird abwechselnd fortgefahren, bis der Topf voll ist. Ueber dies alles wird nun guter Weinessig gegossen und schon nach einigen Tagen kann man Gebrauch davon machen.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 69. | Kaiserslautern, 28. August | 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wander-Burschen-Lieder.

VII.

Heimweh.

Ach mein Herz ist öd' und traurig,
Nirgend's lacht mir Freud' und Lust
Klagelaute ziehen schaurig
Durch die schwer bedrückte Brust.

Nehmt mich mit ihr raschen Winde,
Die mit meinem Haar ihr spielt;
Zu den Meinen tragt mich linde,
Daß des Heimweh's Schmerz sich kühlt.

Setzt mich in der Heimath nieder,
Wo die Welt so lieblich lacht,
Wo so froher Sang und Lieder
Tönen in die Frühlingsnacht.

Auf die Berge führt mich leise
Wo das Morgenroth erglüht,
Und der Adler seine Kreise
In dem reinen Aether zieht.

Führt mich auf die grünen Wiesen,
In den dicht belaubten Wald,
Wo die Silberbächlein fließen
Und der Sang der Vöglein schallt.

Doch umsonst ist all' mein Sehnen
Das mich nach der Heimath jagt;
Zur Geduld muß ich gewöhnen
Dieses Herz das Heimweh plagt.

Ach mein Herz ist öd' und traurig,
Nirgends lacht mir Lust und Freud;
Klagelieder tönen schaurig —
Denn die Heimath ist so weit.

— i —.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von J. Krüger.

(22. Fortsetzung.)

Die Marmorblässe der unglücklichen Frau hatte sich in die einer Leiche verwandelt. Ihre sanften Augen waren roth und geschwollen von vielem Weinen. Sie war so matt, daß sie, nachdem sie die Freundin mit niedergeschlagenen Augen begrüßt, auf den Stuhl zurücksank, von dem sie sich eben erhoben hatte.

Die Gräfin nahm schnell an ihrer Seite Platz. Sie schloß sie bewegt in die Arme, trocknete ihr mit dem Taschentuche die Augen, hob ihr das Kinn empor, so daß sie gezwungen war, ihr in's Antlitz zu sehen und sagte dann:

„Hier ist ein gräßliches Unglück geschehen. Was es auch sei, schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ist es ein Geheimniß, ich schwöre Ihnen, es zu bewahren. Ist Hülfe nöthig — steht sie in meiner Macht — sie soll Ihnen werden. Aber brechen Sie dies beängstigende Schweigen, entlasten Sie Ihre Brust. Denken Sie, daß der Himmel Sie nicht ganz verlassen, da er Ihnen in mir eine wahre Freundin gesendet hat."

Dieser Zuspruch, der in den rührendsten Lauten verkörpert wurde, verfehlte seine Wirkung nicht. Das Maß des Jammers war übervoll bei der bleichen Frau. Es mußte endlich überströmen. Sie mußte ihren Qualen Luft machen, sollten sie ihr nicht die Brust zersprengen. Mit wiederholtem lauten Schluchzen ihre Worte unterbrechend, vertraute sie der mitleidsvollen Freundin, daß sie mit ihrem Gatten in den nächsten Tagen heimlich die Residenz verlassen und mit ihm über's Meer entfliehen müsse. Sie erzählte ferner, daß der Baron schon seit mehreren Jahren sich einer maßlosen Verschwendung ergeben, daß er die Güter seiner Eltern mit großen Schulden belastet, kurz sein ganzes Vermögen nach und nach vergeudet, daß er der wüthenden, jedes moralische Gefühl ertödtenden Leidenschaft des Spiels verfallen sei, vor einiger Zeit auf's Neue ungeheure Summen auf Ehrenwort verloren und um diese zu bezahlen seine Zuflucht zur Wechselfälschung genommen habe.

„In acht Tagen," fügte sie hinzu, „sind diese Wechsel fällig und da er sie nicht einzulösen vermag, so kann er sich nur durch die Flucht vor Schande und entehrender Strafe retten. Und ich muß mit ihm fliehen, denn ich bin sein Weib und habe am Altare geschworen, ihm in Noth und Tod zur Seite zu stehen. Und ich darf diesen Schwur nicht brechen, trotzdem,

daß ich diesen Mann nicht liebe, ihn nie geliebt habe. Sie sehen also ein, theure Freundin, daß es für mich keine andere Erlösung als den Tod giebt."

Die Gräfin schwieg. Ein Ausdruck des Triumphes malte sich in ihren Zügen. Sie dachte: Endlich ist die Stunde der Vergeltung erschienen. Sie soll nicht ungenützt vorübergehen.

Letztes Capitel.

Die entlarvten Sünder.

Als die Gräfin sich wieder zu Hause befand, begab sie sich sogleich in das Zimmer ihres Gemahls.

Sie fand denselben anwesend und bat ihn, ihr eine Stunde zu einem vertraulichen, aber ernstem Gespräche zu gewähren.

Der Greis klingelte nach dem Diener und befahl ihm, Jeden abzuweisen, der ihn an diesem Morgen zu sprechen wünsche.

Darauf schloß er die Thüre. Es konnte jetzt keine Störung eintreten.

Als die Stunde des Gespräches vorüber, hatte die Gräfin von ihrem edlen Gatten, was sie gewünscht, erlangt.

Sie dankte ihm mit einer zärtlichen Umarmung dafür.

Was geschehen sollte, mußte schnell geschehen.

Cäcilie von Handorf hatte zu ihrer Freundin gesagt, daß Alfred, der schon früh ausgegangen, versprochen habe, um die Stunde der Dämmerung wieder bei ihr zu sein, um mit den Vorbereitungen zu der beabsichtigten Flucht voranzugehen.

In der Hoffnung, ihn zu der genannten Zeit zu finden, fuhr Graf Barikoff Punkt acht Uhr nach seiner Wohnung.

Der Baron war zu Hause.

Der Greis ließ sich durch einen Diener melden und trat bei ihm ein, der sich allein im Zimmer befand.

Beide standen zum ersten Male einander gegenüber.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Graf?" fragte Alfred.

„Sie sollen es erfahren, Herr Baron," erwiderte der Greis, „sobald Ihre Gemahlin zugegen. Es ist eine höchst wichtige Sache, die aber nur in ihrer Gegenwart verhandelt werden kann. Ich bitte also, sie rufen zu lassen."

Der Baron sah ihn erstaunt an, aber da die hohe Gestalt und die Würde des hochgestellten Mannes ihm imponirten, so verbeugte er sich.

„Wie Sie befehlen, Herr Graf."

Die junge Frau erschien, in ihrer Blässe rührend schön.

Cäcilie, die den Grafen schon gesehen und gesprochen, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll. Eine leichte Röthe färbte ihre Wange, als sie bemerkte, daß derselbe sie mitleidsvoll anblickte.

Der Greis reichte ihr die Hand.

„Ich bin hierhergekommen," sagte er, „um das Versprechen meiner Gattin zu erfüllen, der Sie ein offenes Geständniß von dem Unglück gemacht haben, was Sie und diesen Herrn da in der nächsten Zukunft bedroht."

Cäcilie erzitterte. Sie sah, daß Alfred ihr wilde, drohende Blicke zuschleuderte.

Graf Barikoff bemerkte die aufsteigende Wuth des Elenden und beschloß, deren Ausbruch zuvor zu kommen. Er trat auf ihn zu und versetzte mit gebietendem Tone:

„Sie haben keine Ursache, mein Herr Baron, Ihrer Gattin darob zu zürnen, daß sie ihr bedrängtes, von Qualen zerrissenes Herz in den Busen einer Freundin ausschüttete. Im Gegentheil, Sie sollten sich ihr zu Füßen werfen und zerknirscht danken, daß sie es gethan, denn ich bin gekommen, Sie und Ihre Familie vor der Schmach zu bewahren, die Sie gewissenlos und frevelhaft über sich selbst und Ihre Angehörigen gebracht haben."

Der Wüstling war wie niedergeschmettert. Er starrte erst seine Gattin und dann den Greis mit einer Miene an, in der Schrecken und Hoffnung mit einander im Kampfe lagen. Er erwiderte aber Nichts. Es war, als sei seine Zunge plötzlich gelähmt worden.

Auch Cäcilie blieb stumm. Aber desto beredter waren ihre Bewegungen. Weinend sank sie vor dem Greise auf die Kniee, küßte seine Hände und benetzte sie mit heißen Thränen.

Der Gesandte hob sie auf und wandte sich dann zu ihrem nichtswürdigen Gatten.

„Was ich für Sie zu thun gedenke," hob er an, „haben Sie allein diesem Engel zu danken, der, obgleich Sie sein jugendliches durch Ihr rüdes, ja verbrecherisches Dasein fast zerstört, doch den am Altare geleisteten Schwur halten und Ihnen in's Elend folgen wollte. Doch kommen wir zur Sache. Ich sagte, ich sei hier zur Ihrer Rettung erschienen. Ich will solche in's Werk setzen. Die Wechsel, die Sie gefälscht, will ich noch heute einlösen, damit Sie sicher vor dem strafenden Arme des Gerichts sind. Theilen Sie mir mit, in wessen Händen sie sich befinden. Sie sehen mich so verwundert und zweifelhaft an. Ich, der Graf Barikoff, gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß es geschehen wird. Und nun zögern Sie nicht länger und nennen Sie mir Namen und Wohnung der Inhaber der gefälschten Papiere."

Der Baron gehorchte stumm. Er ging an seinen Schreibtisch, schrieb auf, was der Greis verlangte und überreichte ihm mit niedergeschlagenen Augen das Papier. Der Graf überflog es und steckte es zu sich.

„Und nun hören Sie weiter," fuhr er fort. „Ich weiß, daß Sie die Güter Ihres würdigen Vaters mit Schulden belastet, und Ihre Eltern dem Bettelstabe nahe gebracht haben, wollen Sie nicht der Barmherzigkeit ihres Schwiegersohnes anheimfallen. Auch in dieser Angelegenheit will ich helfend eingreifen und sehen, ob die Schulden nicht zu ordnen und durch neue Hy-

pothelen der Verkauf der Güter abzuwenden sei. Doch kann dies nur an Ort und Stelle geschehen. Morgen schon wird mein Reisewagen, der so geräumig, daß er sechs Personen bequem aufnehmen kann, vor Ihrer Thüre halten. Eine Chaise wird ihm folgen, worin die Gesellschafterin Ihrer Gattin und die Kammerfrau der meinigen Platz finden. Bereiten Sie Alles zur Abreise vor, denn meine Zeit ist gemessen und ich muß höchstens in drei Wochen wieder auf meinem Posten sein."

„Es soll Alles geschehen, was Sie zu befehlen geruhen," stammelte der Baron, dem die ihm zugesagte Hülfe, wie ein unerklärbares Wunder erschien. Er wollte noch einige Worte des Dankes für die unverdiente Großmuth, die der Gesandte ihm erweisen wollte, hinzufügen. Aber der Wohlthäter schnitt ihm das Wort ab. Er deutete auf Cäcilie und versetzte:

„Wenn ich einmal höre, daß diese Unglückliche keinen Grund mehr hat, Gott anzuflehen, daß er ihre Leiden endige, wenn sich Ihre Gesinnungen so wandeln, daß sie jede verabscheuungswürdige That Ihres Lebens, jede, merken Sie wohl, jede, gehöre sie auch einer schon lange verflossenen Zeit an, ernstlich bereuen und ein Leben beginnen, das Ihnen die Verzeihung des Himmels zu erringen vermag, dann, aber auch nur dann, ist aller Dank an mich vollständig abgetragen. Das Loos Ihrer Zukunft liegt nun in Ihrer eigenen Hand, Herr Baron."

Der Greis wandte dem bleichgewordenen Sünder den Rücken und entfernte sich, nachdem er Cäciliens Stirn mit seinen Lippen berührt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erinnerung.

(Nach dem „Mannh. Tagbl.")

(Schluß.)

Malvine sah ihn eine Weile ruhig lächelnd an. „Und ist Dir die Arbeit gelungen?" fragte sie dann sanft.

„Ich hatte einen glücklichen Tag," versetzte Wilhelm, „und es war auch nöthig, denn ich schilderte eben die Scene, wo meine Heldin ihrem Manne in zaghafter Seeligkeit verräth daß er nun bald doppelte Freuden, aber auch doppelte Sorgen zu erwarten habe."

Ein kaum hörbarer Seufzer entschlüpfte bei diesen Worten den blassen Lippen der jungen Frau. „Ich werde Dir etwas singen, Wilhelm," sagte sie nach einer Pause mit gedämpfter Stimme. Dann erhob sie sich vom Divan und öffnete das Piano. Sie sang Mozart's „Abendempfindung." Gesang war das Einzige was der junge Schriftsteller an seiner angebeteten Frau nicht unbedingt loben konnte; denn obwohl sie correct und mit zartem Ausdruck sang, blieb sie doch regelmäßig einen Achtelton unter der Stimmung des begleitenden Instrumentes. Und — menschliche Schwäche! — gerade Singen war ihr Lieblingsvergnügen.

„Bist Du mit mir zufrieden, Wilhelm?" fragte sie, als sie geendet hatte.

Der junge Mann zögerte mit der Antwort. „Sei mir nicht böse, liebe Malvine," entgegnete er dann launig, indem er zu ihr hintrat und seinen Arm schmeichelnd um ihre Schulter legte, „aber es wäre mir noch lieber gewesen, wenn Du ein klein wenig, etwa ein Achtelton höher gesungen hättest."

„Höher?" wiederholte sie gedehnt, und begann das Lied von Neuem. Wilhelm nahm seinen früheren Platz wieder ein. Nachdem sie abermals geendet, fragte sie erwartungsvoll: „War es jetzt gut?"

„Jetzt war es gut," entgegnete er mit einer Nothlüge der Liebe, denn er wußte ja, wie glücklich er sie machte, wenn er ihren Gesang lobte. Sie spielte nun Mendelssohn, Schumann's Wald- und Kinderscenen: „Curiose Geschichten, Fürchtenmachen" u. s. w., zart, seelenvoll, die Leidenschaft ein wenig zu kühl. Der Wald draußen lag bereits in geheimnißvollem Dunkel, die frohen Kinderstimmen im Garten waren verstummt und im Zimmer dämmerte es schon merklich, als Malvine das Instrument schloß und sich vom Stuhle erhob.

Wilhelm hatte ihrem Spiele Anfangs aufmerksam und dann immer weniger zugehört. Er verlor sich in die Ausführung des Romanes, an dem er eben arbeitete. Die junge Frau trat leise hinter ihn, drückte ihre Lippe in sein reiches, dunkelblondes Haar und ergriff dann seine herabhängende Hand.

„Du hast geträumt," sagte sie mit süßer, weicher Stimme.

„Ja, in meinem Roman."

„So komm' jetzt in die Wirklichkeit zurück."

Er drückte ihre warme, volle Hand zum Zeichen, daß er in der Wirklichkeit war. Keines sprach sonst ein Wort; man hörte nur ihr ruhiges, gleichmäßiges Athmen und das hastige Picken seiner Taschenuhr. Was hätten sie sich auch zu sagen gehabt? Sie wußten ja, daß sie sich für ewig angehörten. Draußen wurde es immer dunkler und dunkler, und sie hätten immer so aneinander geschmiegt bleiben mögen. Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und Schritte näherten sich. Wilhelm machte unwillkürlich eine Bewegung, um Malvinens Hand loszulassen; aber plötzlich . . . fühlte er nichts in der seinen; er erwachte wie aus einem tiefen Traume und blickte um sich. Es war noch hell im Zimmer, der Platz an seiner Seite war leer, seine Gestalt gebückt, sein Haar weiß.

Und jetzt trat die alte Magd herein, um das Kaffeeservice vom Tische wegzunehmen, welches sie vor einer Viertelstunde gebracht hatte.

„Du kommst noch zu früh, Brigitte," sagte er, indem er mechanisch nach den Kannen langte. Brigitte ging kopfschüttelnd wieder hinaus. So unpünktlich war ihr Herr selten. Höchstens ein oder das andere Mal, wenn die Jahreszeit kam, in welcher seine junge, hübsche Frau mit dem ersten Kinde gestorben war.

Und eben heute war der Jahrestag dieses traurigen Ereignisses.

Feuilleton.

* (Kühne Flucht eines Raubmörders.) Ueber die Entweichung eines Raubmörders H. Völker theilt der „Frkf. Anzeiger" folgende Einzelnheiten mit: „Am 16. Abends 7 Uhr sollte Völker, welcher unter Aufsicht eines Aufsehers im Hofe des Gerichtsgefängnisses spazieren gegangen war, in seine Zelle, die im Parterre eines Seitenbaues neben weiteren 3 Zellen, deren Thüren nach dem Vorplatze gehen, liegt, wieder eingeschlossen worden. Er bat noch, sich frisches Wasser an der Pumpe holen zu dürfen. Der Aufseher war mit ihm in das Gefängnißgebäude eingetreten, hatte einige Zellen nachgesehen und verschlossen und erlaubte dem Völker, da noch ein weiterer Aufseher zur Aufsicht im Hofe war, sich Wasser zu holen, indem er sich selbst in den 1. und 2. Stock begab, um dort die Gefangenen zu revidiren und einzuschließen. Der Aufseher im Hofe hatte unterdessen den Völker Wasser holen und sich mit eiligen Schritten in das Gefängniß-Gebäude zurückbegeben sehen. Als der erste Aufseher dann aus den oberen Stockwerken herunterkam, fand er die Thüre zur Zelle des Völker von außen regelrecht verschlossen und verriegelt, was ihm, da er sie nicht selbst verschlossen, um so weniger auffiel, als er gegebenen Falles angenommen haben würde, daß ein anderer Aufseher den Verschluß bewirkt habe. Er stattete demnächst an den Gefängniß-Inspector den Rapport ab und begab sich nach Hause. Um halb 10 Uhr Abends bemerkte der an einer nach der Hammelsgasse führenden Hausthür sitzende diensthabende Aufseher, daß sich 2 Mann von der Wache durch das große Thor in das Innere des Gefängnißhofes begaben. Er ging ebenfalls dahin und fand den Aufseher, der den Nachtdienst hatte, mit brennender Laterne bei der Wachtmannschaft, welche ihm mittheilte, daß in einer Zelle des Seitenbaues, „alter Bau" genannt, geklopft werde. Die Aufseher begaben sich in die obere Flur des alten Baues, öffneten eine Zelle und erfuhren nun, daß ein Untersuchungsgefangener auf der Hofmauer einen Schatten gesehen haben wollte. Nachdem sie einige weitere Zellen revidirt und nichts Verdächtiges gefunden hatten, lief der eine Aufseher auf die Straße, sah Niemand auf der Mauer, dagegen hing von derselben ein Seil nach der Seite des Waisenhauses zu. Der Aufseher machte nun dem Inspector Anzeige, welcher sich mit ihm sofort nach dem alten Bau begab, die ordnungsmäßig verschlossene Zellenthür des Völker öffnete und das Fehlen desselben, sowie eines Leintuches feststellte. Beide begaben sich jetzt nach dem Dachboden und fanden die zu demselben führende Fallthür zugeklappt, aber nicht verschlossen. Auf dem Boden stand von der Straße aus die erste, nach dem Waisenhaus zuführende Dachluke offen und hing durch diese ein Seil von Seegras, welches bis an die Dachrinne reichte. Das zuerst bemerkte Seil war um die Umfassungsmauer geworfen und hing nach dem Hofe des Waisenhauses. Die umfassendsten Recherchen zur Habhaftwerdung des Völker wurden sofort veranlaßt und werden auf das Eifrigste — bis jetzt leider ohne Erfolg — fortgesetzt. — Nach Vorstehendem ist als feststehend anzunehmen, daß Völker sich, nachdem er seinen Wasserkrug gefüllt, in seine Zelle begeben und dort denselben abgestellt hatte. Er nahm darauf sein Leintuch und seine Kleidungsstücke an sich, verließ die Zelle und verschloß die Thür ordnungsgemäß, was um so leichter war, als dieselbe von Außen und zwar mittelst eines starken runden Riegels mit Fallenschloß verschließbar ist. Nach Verschluß der Thüre versteckte er sich auf dem Dachboden, von welchem aus er über das Dach und über eine schmale Mauer, welche nach der Straße zu den engen Gang der hinteren Front des alten und der Hofmauer des Waisenhauses verbindet, auf letztern gelangt, sich darauf in den Hof des Waisenhauses herabließ und durch denselben entfernte. Bei dieser Flucht kam Völker noch ganz besonders der Umstand zu Statten, daß die Dragoner Frankfurt verlassen haben und deßhalb keine Wache im Hofe war. Gegen den Stationsaufseher ist die Untersuchung wegen fahrlässigen Entweichenlassens eines Gefangenen eingeleitet. —

* Aus der Schule.

„Nun, der wievielte bist Du denn in der Schule, lieber Kleiner?"

„Wenn ich noch um Einen hinauskomme, bin ich der Vorletzte."

Gemeinnütziges.

* (Birnensaft zu einem sehr guten Syrup zu verarbeiten.) Nicht alle Birnen jeder Art, nur saftige sind dazu tauglich und müssen sie ganz reif abgenommen werden. Man schüttet sie nicht dick, sondern dünne übereinander und läßt sie anfangen, teig zu werden; dann werden sie halb geschnitten, die Stiele ausgezogen, die Blüthen ausgestochen, dann gekocht und durch dünne Tücher gedrückt. Den Saft nebst der ausgekochten Brühe läßt man sogleich, damit er nicht gähre, in einen Kessel unter beständigem Rühren, zur Verhütung des Anbrennens, so lange einkochen, bis er dick wird. Zuletzt muß er aus dem Kessel in ein kleines Gefäß gegossen und in demselben über Kohlen gerührt werden, denn in dem großen Kessel würde der neugekochte Saft anbrennen. Ist er zäh und dick genug, so läßt man ihn auskühlen und verwahrt ihn in gläsernen Gefäßen oder in steinernen Büchsen. Dieser Birnensaft dauert sehr lange und kann an Speisen eben so gut wie Syrup gebraucht werden.

Wenn in einem Jahre die Birnen in großer Menge gerathen und man mit dem Abbacken nicht durchkommen kann, so ist die Zubereitung dieses Birnensaftes ganz vorzüglich anzurathen.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 70. Kaiserslautern, 1. September **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wander-Burschen-Lieder.

VIII.

Der Brief.

Ein Brief! Ein lieber, lieber Brief
Wie wogt mein Herz vor Freude tief. —
Was wohl die Lieben sandten?
Der Vater schickt mir einen Gruß,
Die Mutter einen heißen Kuß.
Willkomm', in fremden Landen!

Der liebe Bruder denket mein,
Und schreibet mir: wie sie sich freu'n
Mich bald zu seh'n. Die Lieben!
Und hier, im Eckchen ganz versteckt,
Dieß Verschen, das mich schalkhaft neckt,
Hat's Schwesterlein geschrieben.

Ein kleines Briefchen liegt auch bei,
Das duftet wie der süße Mai; —
Wie mir die Hände beben, —
Das ist des Liebchens treue Hand,
Sie wünscht mir Glück in's fremde Land.
Hab' Dank mein süßes Leben!

Wie mich der liebe Brief entzückt
Und mich auf's Neue hat beglückt!
Nun mag das Heimweh gehen.
Du Eltern- und Geschwisterpaar
Du lieber Schatz, heut' über's Jahr
Sollt ihr mich wiedersehen.

— i —.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(22. Fortsetzung.)

Was Graf Barikoff versprochen, wurde von ihm gehalten. Am nächsten Morgen in der zehnten Stunde befanden sich schon die gefälschten Wechsel in Alfred's Händen, der sie dem Feuer übergab. Drei Stunden später hielt der erwähnte Reisewagen, nebst der Begleitungs Chaise vor dem Hause des Barons. Die Koffer waren bereits gepackt. Alfred und Cäcilie stiegen ein. Die Gesellschafterin der Baronin setzte sich in die Chaise, wie angeordnet worden. Dann lenkten die Kutscher zum Hotel des Grafen Barikoff zurück, wo der Greis, seine Gattin und die beiden Knaben ihre Plätze einnahmen und die Kammerfrau der Gräfin sich zu der Gesellschafterin Cäciliens gesellte. Und nun ging die Reise mit möglichster Eile vor sich. Da unterwegs stets Extrapost genommen wurde, gelangte man bald auf Schloß Handorf an.

Die Mutter Alfred's war in hohem Grade erstaunt, als Alfred ihr den Grafen Barikoff und seine junge schöne Gemahlin als ihre Gäste präsentirte. Aber dies Erstaunen verwandelte sich in ein Gefühl der Dankbarkeit, das den Augen der sonst nicht eben weichherzigen Frau Thränen erpreßte, da ihr Sohn in Gegenwart des Grafen und dessen Gattin ihr mittheilte, zu welchem Zwecke derselbe mit ihm nach Handorf gekommen sei. Der Wüstling konnte dabei nicht umhin, einzugestehen, daß er die nicht hoch genug zu preisende Großmuth des Grafen Barikoff nicht verdient habe, fügte aber hinzu, daß er sie in Zukunft zu verdienen suchen werde, indem er ein anderes Leben beginnen, nicht nach der verführerischen Residenz zurückkehren und die Güter pflichtgemäß verwalten wolle, wodurch es möglich sein würde, die Hypotheken, die der Graf einzuschießen beabsichtigte, nach und nach wenn auch erst nach vielen Jahren, abzutragen.

Alfred hatte in seinen früheren Reden oftmals Reue geheuchelt und seine Eltern mit leeren Versprechungen hintergangen. Diesmal aber war er fest entschlossen, zu halten, was er gelobte. Die tödtliche Angst, worin er in der letzten Zeit geschwebt, die Furcht, daß seine Flucht nicht gelingen und er eine entehrende Strafe erleiden würde, dann die unverhoffte Rettung — das zusammengenommen hatte eine Wandelung in seinem Charakter hervorgebracht, die für ihn, sein armes gebeugtes Weib und seine Eltern heilsame Frucht tragen konnte, wenn nicht früher oder später der alte böse Dämon wieder Herrschaft über ihn gewann.

Graf Barikoff, durch eigene geistige Kraft und Erfahrung Menschenkenner im vollen Sinne des Wortes hatte einen tiefen Blick in die Seele dieses Mannes gethan. Er glaubte überzeugt zu sein, der Baron werde den Weg, den er ihm vorgeschrieben, mit festem Entschlusse betreten. Daß er aber denselben niemals wieder verlassen werde, dazu war noch Eins nöthig, noch eine schwere Schuldrechnung war mit ihm abzu-

machen und das mußte schnell, schon im Verlauf der nächsten Tage geschehen, da die geschäftliche Stellung des Grafen ihm keinen langen Aufenthalt auf Schloß Handorf erlaubte.

Wir müssen hier einschalten, daß die alte Frau von Handorf, als sie erfahren, daß sie nicht gezwungen sein werde, mit ihrem in hohen Jahren stehenden Gatten das Schloß zu verlassen, gleichsam wieder neu aufgelebt, und von dem russischen Grafen und seiner liebenswürdigen Gattin entzückt war. In nicht minderem Grade war es der achtzigjährige Besitzer des Schlosses, da er das, was geschehen sollte, erfuhr. Als der Graf mit seiner Gattin ihm einen Besuch auf seinem Zimmer abstattete, denn er war durch jahrelangen Kummer, der zuerst in der vermeintlichen Schuld der von ihm so heißgeliebten Pflegetochter Marie Reiner und dann in dem ruchlosen Leben des ältesten Sohnes seinen Grund hatte, so schwach geworden, daß er nur im äußersten Nothfalle die Gemächer seiner Gemahlin betrat, da weinte der alte Mann wie ein Kind, ob der Hülfe, die ihm Graf Barikoff und seine Gattin zusagten. Aber er vergoß nicht allein Thränen. Beim Anblicke des ehrwürdigen Greises brach die Gräfin in ein leises Schluchzen aus, das sie umsonst mit ihrem Taschentuche zu ersticken suchte. Der alte Mann, wie schwach auch seine Augen waren, bemerkte die Rührung der jungen Frau. Er streckte ihr die Hand entgegen und sagte:

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für die Theilnahme, die sie einem, schwer von der Last des Grams gebeugten Greise beweisen. Hatte ich doch schon jede Hoffnung aufgegeben, mein Haupt in dem Stammsitze meiner Väter auf's Sterbekissen zu legen."

Frau von Barikoff, sichtbar von einem Gefühle überwältigt, das der Greis sich nicht zu erklären vermochte, faßte die dargebotene Hand und küßte sie mit solcher Inbrunst, wie eine Tochter die Hand eines verloren geglaubten und wiedergefundenen edlen Vaters küßt. Dann eilte sie rasch aus dem Zimmer, um auf dem Corridor ihren schmerzlich süßen Gefühlen, denn solche waren es, die das Herz der jungen Frau bewegten, freien Lauf zu lassen.

Als sie fort war, schüttelte der Greis verwundert den Kopf.

„Was ist der Gräfin?" fragte er. „Sie küßte mir die Hand. Wodurch habe ich so viel Güte und Liebe verdient?"

„Meine Gattin besitzt einen hochbetagten Vater," versetzte der Graf, „den sie viele Jahre nicht gesehen. Sie glaubte eine seltene Aehnlichkeit zwischen Ihnen und ihm zu entdecken. Daher die tiefe Rührung. Gewiß ist es nichts Anderes."

Mit dieser Antwort mußte sich Herr von Handorf zufrieden geben. Der Graf ließ ihn allein, versprach aber, ihn in Begleitung seiner Gemahlin bald wieder zu besuchen.

Am nächstfolgenden Tag beschloß der Graf Barikoff das auszuführen, weshalb er mit seiner Gattin nach Handorf gekommen war.

Er ließ den Baron Alfred um eine geheime Unterredung in dem kleinen Salon des Schlosses bitten, der durch mehrere Zimmer von den Wohngemächern seiner Mutter, wie auch von denen des alten Vaters getrennt war. „Aber ich ersuche Sie," sagte er zu ihm, „nicht allein zu erscheinen. Bei der Unterredung, die wir zu führen haben, ist außer meiner Gemahlin noch eine andere Person nothwendig, die Gesellschafterin Ihrer edlen Gattin, Beate Dölling, wie ich sie habe nennen hören."

Alfred sah den Gesandten erstaunt an. Er konnte nicht begreifen, daß seine frühere Geliebte, die ihn als Mitwisserin eines furchtbaren Geheimnisses gewissermaßen gezwungen hatte, sie in seinem Hause zu behalten, bei dieser wahrscheinlich Geschäftssachen betreffenden Verhandlungen als Zeugin nothwendig sei. Da der Graf aber sein Verlangen in einem sehr ernsten Tone stellte, so fragte er nicht nach der Ursache desselben, sondern ließ Beate rufen und begab sich mit ihr in den erwähnten Salon.

Graf Barikoff und seine Gemahlin folgten ihnen auf dem Fuße nach.

Als die vier Personen dort versammelt, schloß der Gesandte die Thür. Alfred befahl der Gesellschafterin, Stühle zu setzen. Aber der Graf lehnte die Einladung zum Sitzen ab.

Nach einer kurzen Pause begann er, Alfred und Beate durchbohrend anblickend, mit laut tönender Stimme:

„Ich habe Sie und dieses Weib hierher beschieden, um zwei Verbrecher zu entlarven, die ein schuldloses engelreines Wesen durch einen wahrhaft teuflischen Verrath vor vielen Jahren um seine weltliche Ehre brachten und dasselbe zwangen, als es ausgestoßen von der Menschheit, heimathlos und verlassen auf der Landstraße umherirrte, den Tod unter den Rädern eines Wagens und den Hufen seiner Rosse zu suchen. Aber der barmherzige allwaltende Gott wollte den Tod der Unglücklichen nicht. Er wollte sie entschädigen für die unverdiente gräßliche Schmach durch ein späteres ehrenvolles und glückliches Dasein. Er flößte dem Reisenden, der die Arme aufhob und zu sich in den Wagen nahm, tiefes Mitleid für sie ein. Nachdem sie ihm offen ihr trauriges Geschick gestanden — und er glaubte ihr, denn ihre reinen, edlen Züge konnten nicht lügen — nahm er sie mit auf seine Güter in Rußland. Er gewann sie bald lieb wie eine Tochter und da sie ihn in einer schweren Krankheit mit Aufopferung ihrer letzten Kräfte gepflegt und er auf Erden allein stand, so bot er ihr seine Hand an und erhob sie zur Gräfin von Barikoff. Hier steht sie vor Euch, die ehemalige Marie Reiner, die unschuldig Angeklagte, unschuldig Verurtheilte. Aber Engel wollen keine Rache, sie sind erhaben über solche niedrige Gefühle. Sie verlangt nur ein reuiges Bekenntniß von den Verbrechern, die sie so bleich und zitternd in diesem Augenblicke vor

sich stehen sieht, dann will sie vergessen und das gräßliche Geheimniß in ihrer und meiner Brust begraben sein lassen."

(Schluß folgt.)

Ein Jesuitenstücklein aus alter Zeit.

(Als Seitenstück zum angeblichen „Gespenst in der k. k. Hofburg.")

Es ist Alles schon dagewesen.

In Joh. Chr. Rossel's historischem Lexikon (Graz bei Kienreich 1852, Suppl.-Band. Seite 299) findet sich die nachstehende, den bekannten Wiener Chronisten Ziegler und Realis entlehnte Geschichte, welche sich anno Domini 1692 zugetragen hat.

Kurfürst August II. von Sachsen kehrte aus dem ungarischen Feldzuge nach Wien zurück, um dem Kaiser Leopold seine Ehrfurcht zu bezeigen. Der Kaiser Leopold I. empfing und behandelte den Kurfürsten mit einer Aufmerksamkeit und Auszeichnung, die vor ihm noch kein protestantischer Fürst am Wiener Hofe erfahren hatte. Glänzende Feste wurden ihm zu Ehren angestellt, von denen eines das andere in buntem Gemisch verdrängte. Mit dem Prinzen Joseph (nachmaliger Kaiser Joseph I.) hatte der Kurfürst ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen. Früh eines Morgens erbat sich der Prinz den Besuch seines geliebten Gastes. Ungesäumt begab sich dieser zu ihm und war nicht wenig erstaunt, den Prinzen ganz bleich, entstellt und fast verwirrt im Bette zu treffen. „Gott!" rief der Kurfürst, „was, ist Euch denn begegnet?"

„Die allerschrecklichste Begebenheit," erwiderte der Prinz, „hören Sie nur: heute Nachts hatte ich kaum ein Paar Stunden geruht, als eine schreckliche Erscheinung sich mir darbot. Es eröffnete sich mit großem Getöse die Thür meines Schlafgemachs*), und unter Kettengeklirre trat vor mein Bett eine hagere weiße Gestalt, die mich mit dumpfem hohlen Tone so ansprach: „Prinz Joseph! Ich bin eine abgeschiedene Seele des Fegfeuers — auf ein höheres Geheiß verließ ich den Aufenthalt der Pein, dir zu künden, daß dein Freundschaftsbündniß mit dem Kurfürsten dich in den Abgrund der Hölle stürzen wird. Ich komme, dich zu warnen; gieb auf den ketzerischen Freund — trotze nicht der Allmacht oder erwarte den Feuerpfuhl. In drei Tagen siehst du mich wieder; ich harre deines Entschlusses." Unter Kettengerassel verschwand die Gestalt. Entsetzen band mir die Zunge, so daß ich meine Diener nicht zu rufen vermochte; erst später gewann ich so viel Kraft, an der Klingel zu ziehen — mein Kammerdiener fand mich fast leblos, jetzt bin ich gefaßter — ich will meine Sünden bereuen, mich bessern, und so hoffe ich Gnade von dem Allerbarmer zu erlangen. Treten auch Sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche und erringen Sie so das himmlische Paradies."

Der Kurfürst, ein Helldenker, bemühte sich, die nächtliche Erscheinung als Traumbild, als Phantasiespiel zu erklären. Der Prinz jedoch blieb standhaft dabei, er habe vollkommen gewacht und richtig beobachtet. „Aber wäre nicht absichtlicher Betrug möglich?" — „Wer würde sich unterstehen, mich auf so derbe und plumpe Art zu hintergehen?"

„Der Anschein spricht freilich gegen diese Annahme, aber die sündenbleiche Schaar der Pfaffen, die den kaiserlichen Hof cabalirend umschleichen, zählt mitunter unternehmende Genies. Vielleicht will man meine Wenigkeit gern von hier entfernen, weil man wähnt, ich decke Euch so manche ihrer Schelmenstücklein auf?"

Das fand Eingang, und als der Kurfürst hindeutete, ob Joseph's Beichtvater ihren Freundschaftsbund gutgeheißen, gestand der Prinz ganz offen, daß er ihn schon gar oft davon abgemahnt und ihm sogar die Absolution verweigert habe, wenn er den Umgang mit dem ketzerischen Fürsten nicht aufgebe.

„Jetzt haben wir, was wir brauchen," rief August, den dies freimüthige Geständniß sehr erheiterte; er beschloß, das Gespenst zu entlarven. Die beiden Freunde gelobten sich ein unverbrüchliches Stillschweigen und trafen eine gegenseitige Abrede.

Am Abend des dritten Tages ließ sich August zum Scheine auskleiden und begab sich zur Ruhe. Doch kaum hatte er seine Lakaien entlassen, als er sich durch eine Tapetenthür in das Gemach des Prinzen verfügte. In einem Verstecke harrte er hier der Mitternacht. Mit dem zwölften Glockenschlage trat die Vermummung mit allem Schreckens-Apparate der ersten Nacht ein. „Prinz Joseph!" ertönte die tiefe Stimme wieder; aber im selben Augenblicke verhallte sie unter dem Riesenarme des Kurfürsten, der die Gestalt an der Gurgel gefaßt hatte und sie zu Boden warf. „Wer bist Du?" donnerte der Kurfürst. „Jesus, Maria und Joseph!" heulte der Geist; „ich bin der Pater Hugo." — „Nichts da, Pater Hugo; Du bist eine arme Seele aus dem Fegfeuer — allons mit Dir dorthin, wo Du hergekommen bist." Mit diesen Worten packte August den Vermummten, öffnete das Fenster und stürzte den Geist hinab in den Wallgraben. Die Wucht der Ketten, die in der stillen Nacht schauerlich klirrten, beschleunigte den Sturz. Früh fand man die zerschmetterte Leiche des Gespenstes, in dem man einen Handlanger von Joseph's jesuitischem Beichtvater entdeckte. Letzterer ward vom Hofe entfernt und der Geist aus dem Fegfeuer kam nie mehr wieder.

Die That bewirkte dem Kurfürsten große Theilnahme und Bewunderung, und triumphirend über diese elende Intrigue der Väter der Gesellschaft Jesu verließ er Wien.

*) Der Prinz wohnte in dem noch heute so genannten „leopoldinischen Tracte" der k. k. Hofburg.

Aushülfe.

Saßen alle Drei beisammen,
Englands, Rußlands und auch Frankreichs
Würdevolle Abgesandte,
Wicht'ge Dinge zu berathen.

Bald an Chinas Kaiserhofe
Werden sie zum ersten Male
Von dem neuen jungen Kaiser
Festlich in Audienz empfangen.

Doch es fordert Chinas Sitte,
Daß wer sich dem Herrscher nahet,
Ehrfurchtsvoll ihn zu begrüßen
Dreimal tief verneigt den Nacken;

Daß er dann sich wirft darnieder
Langgestreckt vor dem Monarchen,
Und den Staub erst, dann dem Kaiser
Küßt die Säume des Gewandes.

Und die würdigen Gesandten
Wenn sie sich dem Herrscher nahen,
Wollen nicht den Rücken krümmen
Und nicht beugen tief den Nacken;

Wollen nicht sich niederwerfen,
Langgestreckt vor dem Monarchen,
Nicht den Staub und nicht die Säume
Küssen von dem Kaisermantel.

Also saßen sie beisammen,
Englands, Rußlands und auch Frankreichs
Abgesandte und sie wußten
Nicht zu helfen, nicht zu rathen.

O ihr würdigen Gesandten,
Laßt euch nur von mir berathen,
Denn ich bin in solchen Dingen
Ganz gewandt und sehr erfahren!

Könnt ihr's über euch nicht bringen
Was sie dort von euch verlangen,
Seid doch darum nicht verlegen,
Laßt es nur durch Andre machen!

Laßt euch doch nur Deutsche kommen,
Und an diesen ist kein Mangel;
Deutsche können sehr sich bücken
Und verneigen tief den Nacken!

Deutsche werfen gern sich nieder
Langgestreckt vor dem Monarchen,
Deutsche küssen gern vor Kaisern
Staub und Säume und Gewänder!

Feuilleton.

* (Besteigung eines Gletschers in den Pyrenäen.) Marmontel, der bekannte Pianist und Professor am Pariser Conservatorium, unternahm es vor einigen Tagen in Gesellschaft seines Sohnes Antonio und eines Führers Namens Sarrette, den lange für unnahbar gehaltenen und nur einmal von dem bekannten Grafen Roussel erstiegenen Ballaitouse, Gletscher in den Pyrenäen, zu erklimmen. Die Touristen hatten glücklich den Gipfel erreicht und ihre Namen dort neben jenem ihres einzigen Vorgängers eingeschrieben, als die rasch einbrechende Abenddämmerung sie zwang, die unwirthbare Höhe zu verlassen; auf dem Rückwege verirrten sie sich und eben, als sie endlich bei schon tiefer Dunkelheit der ersten menschlichen Niederlassung nahe kamen und sich bereits den Hirten, welche dieselbe bewohnen, durch Rufe verständlich machen konnten, that Marmontel einen Fehltritt und zog Sarrette, dem er gerade die Hand gereicht hat, mit sich in einen Felsenkeller. „Wir rollen," erzählte Marmontel, „mit unsern Köpfen an die Felsen anschlagend, etwa 150 Fuß tief; ich stoße noch ein letztes Mal an einen Felsen und bleibe endlich auf einem kleinen Erdvorsprunge liegen. Ein Meter weiter und ich wäre an einem mächtigen Gestein, auf das ich senkrecht aus einer Höhe von 50 Fuß gefallen wäre, zerschellt. Mein Kopf war über und über blutig, ich konnte mich nicht rühren; aber ich hatte während des ganzen entsetzlichen Sturzes keinen Augenblick die Besinnung verloren. Sarrette, glücklicher als ich, war durch seinen Reisesack geschützt worden, indem derselbe die Stöße abstumpfte; er konnte mir zu Hülfe kommen und auf die verzweifelten Rufe Antonio's eilten Hirten mit Fackeln herbei und trugen mich nach ihrer Hütte." Marmontel befindet sich jetzt in dem Badeorte Cauterets, um seine nicht unerheblichen Wunden, namentlich Hautschärfungen am Kopfe, zu heilen.

Gemeinnütziges.

* (Das Fleisch im Sommer gut zu erhalten.) Mangelt es an einem guten Keller, so legt man Kalb- oder Schöpfenfleisch in Milch, wovon die Sahne abgenommen, doch aber so, daß das Fleisch von der Milch bedeckt wird. Ist das Wetter heiß, so gießt man alle Tage frische Milch über, ist es aber kühl, so geschieht es nur alle 3 Tage. Das Fleisch erhält sich auf diese Art wohl 14 Tage frisch und bekommt auch einen bessern Geschmack.

Wildpret oder Rindfleisch in ein Tuch geschlagen und in einen Kasten mit Sand vergraben, erhält sich an 3 Wochen gut und wird beim Kochen schön mürbe. Man setzt den Sandkasten einstweilen in eine trockene, kühle und dabei luftige Kammer.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 71. Kaiserslautern, 4. September **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wander-Burschen-Lieder.

IX.

Auf der Arbeitssuche.

Jetzt flieg' ich schon den ganzen Tag
So fleißig wie die Bienen;
Der Meister kein Gesellen mag
Er schaffet mit Maschinen.
Was thu ich nun mit meiner Kraft?
Ich kehr zurück zum braunen Saft;
Will Arbeit mir besorgen
Nicht Heut — wart' ich bis morgen.

Der Morgen graut und weckt mich auf;
Schnell auf und in die Kleider
Dann setz' mit Gott ich meinen Lauf,
Der gestern fehlschlug, weiter.
Die Seele spricht ein kurz Gebet,
Mit frohem Muth es vorwärts geht,
Gleich wie es acht geschlagen
Um Arbeit anzufragen.

Zwirn, Marchand — Tailleur, sagt ein Schild;
Ich klopfe leis, dann dreister.
„Herein, zum Teufel!" wird gebrüllt.
„Grüß Gott, Herr Schneidermeister!"
Ich sage meinen Handwerksspruch
Dann zeige ich mein Wanderbuch,
Und wie ich es erbeten
Ich konnt in Arbeit treten.

Ich bin ein frohes, frisches Blut,
Die Arbeit ist mein Leben;
Mit starkem Arm und festem Muth
Will ich mein Glück erstreben.
Was Gutes ich beim Wandern fand,
Das bring ich heim in's Vaterland.
Wenn sich die Hände regen
Gibt Gott dazu den Segen.

* Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(23. Fortsetzung und Schluß.)

Der Graf hielt einige Augenblicke inne. Dann trat er immmer näher auf den Baron und Beate zu und befahl mit donnernder Stimme, die den Verbrechern wie die Posaune des Weltgerichts erklang:

„Nieder auf die Kniee vor dem gemißhandelten Engel, denn nur er kann Euch Gnade gewähren!"

Wären Beide vor Gericht vor dem schärfsten Inquirenten zum Bekenntnisse ihres Verbrechens aufgefordert worden, sie hätten wahrscheinlich hartnäckig geläugnet, denn die Furcht vor entehrender Strafe hätte ihr Gewissen übertäubt und ihren Mund versiegelt.

Anders aber stand es hier, vor Allem in der Seele des Barons. Durch Ankauf und Vernichtung der falschen Wechsel hatte Graf Bariloff ihn bereits vom Abgrunde gerettet. Derselbe hatte geschworen, sein edles Werk dadurch zu vollenden, daß er die jetzt noch im Besitze der Familie von Handorf befindlichen Güter ihr erhalten wolle. Wer Anders aber konnte ihn zu diesem beispiellos großmüthigen Entschlusse gebracht haben, als Marie Reiner, die Alles, was sie von ihren Feinden erduldet, über die Liebe, die sie zu ihrem früheren Pflegevater, und die Freundschaft, die sie für Cäcilie empfand, vergessen und sich rächen wollte nach der Lehre des Erlösers, der uns gebot, den ärgsten Feinden zu verzeihen und zu segnen, die uns fluchen.

Der Elende, dessen Zähne vor innerer Angst klappernd zusammenschlugen blickte nach Marie hin, die er erst jetzt wieder erkannte. Ruhig, ernst, in wahrhaft erhabener Schönheit stand sie da, kein Zeichen des Zornes in den edlen Zügen. Die großen dunklen Augen sprühten keine vernichtende Blitze auf die bleichen sündigen Geschöpfe, die einst ihr jugendliches Dasein vergiftet hatten. Wie die ewigen Sterne des Himmels kündeten sie Frieden und Vergebung.

Noch ein kurzer Moment angstvollen Schweigens auf Seiten des Barons. Dann schlug er sich mit der Faust vor die Stirn, als ob er den festen Bau derselben zertrümmern wollte. Im nächsten Augenblicke lag er zu Mariens Füßen, dumpfe Laute murmelnd, aus denen nur das Wort „Gnade!" schwach verständlich hervordrang, und gleich darauf hatte auch die tückische Beate dieselbe demüthige Stellung vor der Gräfin eingenommen.

Marien's Herz wurde in dieser Minute von wahrhaft seligen Gefühlen emporgeschwellt. Wie wunderbar, wie herrlich hatte die Vorsehung sie geführt. Die

Lehre ihres guten Vaters: „Bleibe immer rechtschaffen und treu," die wie mit Flammenschrift in ihrer Brust eingegraben waren, hatte sich, nach harten Prüfungen, an ihr bewährt. Als überglückliche Gattin und Mutter, hochgeehrt in den vornehmsten Kreisen der Welt, konnte sie jetzt auf die einzigen Feinde ihres Lebens verzeihend herniederblicken und das teuflische Böse mit himmlischer Güte vergelten.

Die Worte: „Stehen Sie auf, Herr Baron, ich verzeihe Ihnen und Beate in der Hoffnung, daß Sie Beide ernstlich bereuen. Wer so glücklich ist, wie ich, trägt keine Rachegedanken in der Seele," erklangen erst, doch mild von ihren Lippen. Dann wandte sie sich zu ihrem würdigen Gatten:

„Was sonst noch dem Herrn Baron zu sagen ist, überlasse ich Dir, geliebter Freund. Ich habe jetzt noch eine Pflicht zu erfüllen."

Sie schloß die Thüre auf und verließ den Salon.

Alfred und Beate hatten sich indessen von den Knieen erhoben.

„Sie haben mein aufrichtiges Geständniß empfangen, Herr Graf," sagte der Baron. „Seien Sie versichert, daß meine Reue ebenso aufrichtig ist. Bin ich auch der irdischen Strafe durch die Großmuth Ihrer Gemahlin enthoben, was der Himmel mir auferlegt, die nie versiegende Qual des Gewissens, wird mich zu Grabe begleiten. Was haben Sie mir noch zu gebieten, Herr Graf?"

... in der verflossenen Stunde hier vorgegangen, der Welt ein ewiges Geheimniß bleibe," versetzte der Gesandte, „gebietet Ihnen schon Ihr eigenes Interesse. Aber auch Ihre Eltern dürfen Nichts davon erfahren. Sie haben schon schwer genug an Ihrem vergangenen Leben zu tragen. Es würde Ihre Mutter, die bei aller Strenge ihres Charakters, doch eine rechtschaffene Frau, unglücklich machen, Ihrem Vater aber den Todesstoß versetzen, erführen sie, welch' eine himmelschreiende, ruchlose That Ihre Vergangenheit noch insonders befleckt. Sie mögen jetzt versuchen, Ihr schmachvolles Leben in Etwas dadurch auszulöschen, daß Sie die letzten Tage Ihrer Eltern als ein treuer, gehorsamer Sohn nach Kräften zu erheitern, und Ihre edle, gebeugte Gattin mit einer so zärtlichen Liebe, wie ich meine Marie umfange, wieder aufzurichten bestreben. Das verlange ich von Ihnen, mein Herr. Werden Sie diesem Verlangen nachkommen?"

Der Baron streckte die Hand zur Decke empor.

„Ich schwöre es bei dem Gott der Gerechtigkeit," sagte er, „dessen strafendem Arm, wie ich erkannt habe, kein Schuldiger zu entrinnen vermag!"

Kaum war das Gelöbniß abgelegt, als die Thür sich öffnete. Hand in Hand traten Marie und Cäcilie ein. Die Gräfin führte Letztere ihrem Manne zu, der ihr die Arme entgegenstreckte und sie an seine Brust zog.

„Cäcilie," versetzte er mit bittendem Tone, „kannst Du vergessen, daß ich Dir kein Gatte war, wie ich es sein sollte, so darfst Du von dieser Stunde an auf ein friedevolles, glücklicheres Loos hoffen, als ich es Dir bis jetzt in unserer Ehe bereitet habe. Es ist ein Wendepunkt in meinem Leben eingetreten, der uns Beiden zum Heil gereichen wird. Sieh' dorthin" — er deutete auf Marie, die sich zärtlich an ihren Gatten schmiegte — „so hoffe ich, sollst Du Dich noch einst an mich lehnen, wenn ich erst Deine Achtung, Deine Liebe verdient habe."

Das sanfte Geschöpf brach in Thränen aus.

Noch niemals hatte ihr Mann in so mildem, gewinnendem Tone zu ihr gesprochen. Sie duldete die Liebkosungen des Barons, machte sich dann aber sanft von ihm los und umarmte die Gräfin.

„Sie haben Wort gehalten," hauchte sie ihr zu. „Nur Ihnen habe ich zu verdanken, daß mir die Zukunft nicht wie eine traurige öde Wüste erscheinen wird."

Graf Barikoff gab seiner Gattin nun einen Wink. Sie verstand ihn, faßte Cäcilie unter den Arm und führte sie mit den Worten: „Die Herren haben wohl noch Geschäfte mit einander, wieder aus dem Zimmer.

Der Graf, Herr von Handorf und Beate blieben zurück.

Wie sehr Graf Barikoff auch davon überzeugt zu sein glaubte, daß der Baron seine Versprechungen halten würde, so war das doch in Bezug Beaten's weniger der Fall Auch war es ja immerhin möglich, daß dieses ebenso schlaue als gewissenlose Geschöpf auf's Neue einen verderblichen Einfluß auf Alfred gewinnen könne. Es galt also sich zu sichern. Der Gesandte hieß den Baron sich an den Schreibtisch setzen, und diktirte ihm eine Schrift, in der er bekannte, daß er in Verbindung mit Beate Dölling vor zehn Jahren die Pflegetochter seines Vaters, Marie Reiner, durch eine falsche schimpfliche Anklage dem Gericht überliefert habe, daß die scheinbar von Marie geraubten Juwelen von Beate in den Koffer des durch seine entehrenden Anträge zur Flucht getriebenen Mädchens heimlich hineingelegt worden, während Letztere bei Frau von Handorf als Vorleserin beschäftigt gewesen sei und er zur Ehrenrettung der unschuldig Verurtheilten aus freiem Antriebe diese Schrift aufgesetzt.

Bleich und mit zitternder Hand schrieb und unterschrieb Alfred die Schrift und befahl dann Beaten dasselbe zu thun.

Er überreichte dem Grafen das Papier.

„Ich habe mich nun ganz in Ihre Hand gegeben," sagte er mit dumpfer Stimme. „Sie können jetzt mich und meine Ehre vernichten. Nun werden Sie doch nicht mehr an meiner Reue zweifeln!"

Graf Barikoff nickte.

„Sie haben mich vollkommen zufriedengestellt, Herr Baron. Nehmen Sie die Versicherung, daß der Mann, dem Sie ihr Geschick überantwortet, nur Ihr Bestes will."

In den nächstkommenden Tagen erfüllte Graf Barikoff sein Versprechen. Nachdem er sich von dem mißlichen Stand der Gutsangelegenheit genau unter-

richtet, ließ er große Summen als neue Hypotheken eintragen und versprach mit seinem Ehrenworte, dieselben nach seiner Rückkehr in die Residenz im Verlauf von einigen Monaten — so viel Zeit bedurfte er, um die nöthigen Gelder in Rußland flüssig zu machen — der alten Frau Baronin einzusenden. Dann hieß es, sich wieder zur Abreise rüsten. Ehe sie aber erfolgte, sollte Marie noch eine Stunde erleben, die ihren Augen viele Thränen kostete. Der Greis Handorf, in dessen Gesellschaft sie täglich ein paar Stunden zugebracht, war plötzlich so schwach geworden, daß sein nahes Abscheiden von der Welt nach wenigen Tagen zu erwarten war. Dieser traurige Fall trat aber noch früher ein, als man befürchtet hatte. Der alte Diener, der zur Pflege des Greises bestellt war, meldete eines Morgens mit weinenden Augen, daß sein Herr im Sterben läge. Die Gattin des Greises, Alfred und Cäcilie eilten an sein Sterbelager und auch Graf Barikoff und Marie ließen sich nicht abhalten, ihnen zu folgen. Als Alle ihn betrübt umstanden, vermochte er schon nicht mehr zu sprechen, jedoch erkannte er seine Familie noch. Seine Gemahlin, Sohn und Schwiegertochter knieten an seinem Bette nieder, seinen letzten Segen zu empfangen. Er gab denselben stumm, besaß aber noch so viel Kraft, die welken Hände auf ihr Haupt zu legen. Dann sank er zurück. Die Familie stand auf. Der Sohn und Cäcilie suchten die weinende Mutter zu trösten. Während dies geschah, beugte sich die Gräfin Barikoff, die mit strömenden Augen dagestanden, über den Sterbenden und legte ihre Lippen dicht an sein Ohr.

„Theurer, heißgeliebter Vater,“ flüsterte sie, für die Andern unhörbar, „die Gräfin von Barikoff ist Dein Pflegekind Marie. Sie ist unschuldig an dem Verbrechen, dessen man sie einst anklagte. Gott hat ihre Schuld an das Licht gebracht. Auch sie darfst Du segnen, auch sie.“

Ein seliges Lächeln überflog das blasse Antlitz des Greises. Die schon halbgebrochenen Augen öffneten sich noch einmal wieder. Noch einmal streckte er die Hände aus und berührte damit Mariens Locken. Dann entschlummerte seine körperliche Hülle auf immer.

Zwei Tage darauf sah man die Gräfin Barikoff auf dem Dorfkirchhofe an den Grabstätten ihres Vaters und ihrer Freundin Bertha inbrünstig beten. Hierauf führte ihr Gatte sie in den nahestehenden Reisewagen, in dem ihre Kinder schon Platz genommen. Beide fuhren einem durch wahre Gatten- und Elternliebe beglückten Dasein entgegen.

Graf Barikoff, dem ein gütiger Himmel noch viele Jahre an der Seite seiner engelgleichen Gattin, umspielt von gesunden lieblichen Kindern, zu weilen vergönnte, wurde nicht gezwungen, von dem Schuldbekenntnisse des Barons und Beatens Gebrauch zu machen. Alfred von Handorf führte fortan ein pflichtgemäßes Leben, bewirthschaftete seine Güter besser als früher und zahlte dem Grafen nach zehn Jahren die darauf eingeschriebenen Hypotheken zurück. Auch gelang es ihm noch, die Liebe Cäciliens in dem Maße zu erringen, daß sie ihre Ehre nicht mehr zu bereuen hatte. Der Genossin seiner früheren Wüstheit, Beat. Dölling, war eine Stelle als Wirthschafterin auf einem seiner kleinern Güter angewiesen worden. Ob sie jemals wahre Reue über ihr Verbrechen empfand, ist zu bezweifeln. In ihrer neuen Stellung aber ließ sie sich nichts Erhebliches zu Schulden kommen. Die alte Frau von Handorf erlebte noch das Glück, Cäcilien's Kinder auf dem Schooße zu wiegen, was ihr früher schon ihre verheirathete Tochter, die Gräfin von Herbstau, gewährt hatte. Ebenso erfreute sie nach wenigen Jahren die Nachricht, daß ihr Sohn, der Gardeoffizier Kurt, zum Major avancirt sei und im Begriff, sich zu vermählen stände. So war das Glück wieder in Schloß Handorf eingekehrt. Aber am Herrlichsten thronte es doch in dem reinen Busen der Gräfin Barikoff, der ehemaligen Zuchthäuslerin.

---

* Dr. Karl **Braun** erzählt im Feuilleton der Berliner „National-Zeitung“ folgende Anekdote: Der höchstselige Herzog von Sachsen-Meiningen hatte zwei Räthsel, die er Jedermann aufgab, und die so schwierig waren, daß er sie schließlich immer selbst auflösen mußte, was ihm großes Vergnügen machte. Sie lauteten so: I. **Erstes Räthsel.** Frage: Was würden Sie thun, wenn sie ein Zahnarzt wären? Antwort: Ich würde der Zeit ihren Zahn ausziehen. II. **Zweites Räthsel.** Frage: Was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären? Antwort: Ich würde in das Meer der Ewigkeit tauchen. Nun besuchte König Friedrich Wilhelm IV. den Herzog von Meiningen; er hatte schon von Dritten die landeskundigen beiden Räthsel erfahren. Der Herzog, welcher Sr. Majestät gerne das Beste auftischte, was er hatte, konnte ihr unmöglich die Räthsel vorenthalten. „Wollen Eure Majestät,“ fragte er nach Tische, „allerhuldreichst gestatten, daß ich Allerhöchstdenselben ein Paar Räthsel vorlege?“ — Gewiß, mein Bruder! — „Was würden Eure Majestät thun, wenn Eure Majestät ein Zahnarzt wären?“ — Ich würde in das Meer der Ewigkeit tauchen. — Der höchstselige Herzog war Anfangs wahrhaft bestürzt über diesen Scharfsinn. Bisher hatte kein Sterblicher nicht eins seiner Räthsel gelöst, geschweige denn alle beide. Da kam nun dieser gekrönte Oedipus und löste beim ersten schon im Voraus das zweite. Das war zu arg. Allein die durchlauchtigste Sphynx von Meiningen stürzte sich deßhalb noch keineswegs, wie dies vormals in heidnischen Zeiten Sitte gewesen sein soll, vom Felsen herunter, sondern sagte zuletzt schmunzelnd: „Ja, ja, Majestät, so was kann man auch nur, wenn man König ist,“ — eine Antwort, an welcher wieder Friedrich Wilhelm IV. das höchste Gefallen fand.

Das deutsche Alphabet

aus der Handfibel des Volksschullehrers Kuttenfeind.*)
(Königsberg, Meyer u. Comp.)

A. a.
Arbeit ist deines Amtes Zier,
Die Armenbüchse lohnt es dir.

B. b.
Das Beten und Singen thuts nicht allein,
Der Bock darf nie Ziergärtner sein.

C. c.
Concert ist eine Sonntagsfreud',
Dem Cantor thut das Singen leid.

D. d.
Die Dotation für uns, mein Kind,
Und Dankbarkeit Abstracta sind.

E. e.
Potz Element! das ist ein Fluch,
Elementarlehrer giebt's genug.

F. f.
Die Frömmigkeit den Pastor nährt,
Freilich dem Lehrer ist bescheert.

G. g.
Geld braucht der Mensch zu jeder Frist,
Geduld des Lehrers Tugend ist.

H. h.
Hofft auf den Himmel, Christenleut'!
Hol' dich der Henker! ruft der Heid'.

I. i.
Die Inspection übt jetzt der Staat,
Ein Jesuit weiß stets sich Rath.

K. k.
Kernlieder sind gar sehr beliebt,
Herr Knak noch heut die Sonne schiebt.

L. l.
Lockspeisen legt man insgeheim,
Viel Lehrer gingen auf den Leim.

M. m.
Methode lehrt das Seminar;
Die Muckerei bringt nicht Gefahr.

N. n.
Das Kind ist böse von Natur,
Die Nonne nimmt es in die Kur.

O. o.
Der Orthodoxe Alles glaubt,
Ohrfeigen er sich gern erlaubt.

P. p.
Petitionen stehen uns frei;
Papier wird viel verschmiert dabei.

Q. q.
Der Hölle Qual brennt lichterloh;
Herr Quistorp wohnt in Ducherow.

R. r.
Die Raupen nützen gar nicht viel;
Die Regulative sind von Stiehl.

S. s. ß.
Vom Garten hält man fern die Schwein';
Schulschwestern giebt es viel am Rhein.

T. t.
Die Theologen kränke nie;
Der Teufel ist ein böses Vieh.

U. u.
Der Glaube braucht nicht Unterricht;
Der Uhu scheut das Tageslicht.

V. v.
Das Volk muß wohl erzogen sein,
Vernunft bläst ihm der Priester ein.

W. w.
Die Wissenschaft ist schön und gut;
Wahrheit nur in der Bibel ruht.

X. x.
Man macht uns oft für U ein X;
Herr Heinrich Mühler thut jetzt nix.

Y. y.
Ein Wort auf Y find't sich schwer,
Baut auf ein Schulgesetz nicht sehr.

Z. z.
Zeloten zanken sich schier heiß,
Ein schwarzes Centrum ist nicht weiß.

NB. Dieses Werkchen verdient seines vortrefflichen humoristischen Inhaltes wegen die weiteste Verbreitung. (D. R.)

*) Der Orthographie wegen, geliebte Collegen, keine Feindschaft.

Gemeinnütziges.

* (Grüne Bohnen für den Winter einzusalzen.) Man pflückt die grünen Bohnen ab, ohne Rücksicht, ob sie alt oder jung sind, denn auch die etwas ältern Bohnen sind zu diesem Zwecke tauglich. Man zieht den Faden auf beiden Seiten ab, wäscht und reinigt sie und schneidet sie wie gewöhnlich; diese Stückchen werden sodann hinlänglich mit Salz vermischt, in ein reines Gefäß mit den Händen fest eingedrückt, sodann legt man einen Deckel darauf und beschwert denselben mit Steinen, gerade so, wie beim Einmachen des Sauerkrautes. Das Salz bildet nun eine Lake, welche die Bohnen bedeckt und vor dem Verderben schützt. Beim Kochen können diese Bohnen zur Abwechselung mit weißen, trockenen Bohnen vermengt werden, wodurch eine sehr gute Winterkost bereitet wird.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 72. | Kaiserslautern, 8. September | 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wander-Burschen-Lieder.

X.

Feierabend.

Die Sonne sinkt, der Tag entschwand,
Acht hat es schon geschlagen;
Der Bursch nimmt Hut und Stock zur Hand,
Und sorgt für Herz — und Magen.
Der Wirth, der hat gar gutes Bier,
Sein Töchterlein kredenzt es mir.

Beim vollen Glas erwacht die Lust
Da läßt sich's fröhlich singen.
Wenn keiner Schuld das Herz bewußt,
Wie da die Lieder klingen!
Wer lustig trinkt beim frohen Lied
Der hat auch Ruhe im Gemüth.

Ist auch die Tagschicht noch so heiß,
Naht dann der Feierabend,
So trocknen wir den sauern Schweiß
Beim braunen Bier uns labend.
Hat man am Tag sich müd geschafft
Der Abend bringet neue Kraft.

Ein volles Glas, ein volles Herz,
Darf keinem Burschen fehlen.
Ein volles Glas bei Sang und Scherz
Muß neu die Kraft ihm stählen.
Der Wirth, der hat noch gutes Bier
Sein Töchterlein kredenzt es mir.

— i —.

Interessante Schilderungen aus dem fernen Westen

giebt in Folgendem der deutsche Ingenieur Sigismund Löw, welcher seit einigen Monaten in Montana und im nördlichen Idaho die Vermessungen für die Northern Pacific Eisenbahn leitet: —

Die Vermessungsarbeiten in den Wildnissen des fernen Westens gingen stets unter dem Schutze von Bundestruppen gegen die feindlichen Indianer vor sich. Aber trotz der Gefahren und ungeheuren Strapazen, welche Löw zu bestehen hatte, spricht er doch mit Enthusiasmus von seinem letzten achtmonatlichen Aufenthalte in jenen Regionen. Namentlich bestätigt er vollständig die Berichte über die hohe Schönheit des im östlichen Montana gelegenen Yellowstone-Thales mit seinen ihren Wasserstrahl 260 Fuß hoch in die Luft werfenden heißen Quellen, mit seinen großartigen Gebirgslandschaften, den zehn- bis zwö[l]f tausend Fuß hohen Schneegebirgen, welche das schöne, breite, blühende Thal auf beiden Seiten einfassen. Er rühmt den Reichthum dieser Gegend (an Büffeln, Antilopen 2c.) und hat die Ueberzeugung gewonnen, daß verschiedene Nebenflüsse des Yellowstone reich an Gold sind. Mit Begeisterung spricht er auch von dem im westlichen Montana gelegenen Messoulathal, das enger ist als das Yellowstonethal und keine so hohen Gebirge aufzuweisen hat, aber gleichfalls hinter den grandiosesten Schweizerlandschaften nicht zurücksteht.

Um so weniger ist Löw von den rothen Ureinwohnern erbaut. Zwar lobt er die gegenwärtige Friedensliebe der Crow-Indianer; aber er entwarf uns ein abschreckendes Bild von ihrer Unreinlichkeit; und seine Photographien einiger beinahe nackten Herren und Damen aus der Nation der Crow Indianer bestätigen das Schlimmste. (Die Vermessungsexpedition hatte einen Photographen aus der Salzseestadt bei sich.)

Nicht friedlich wie die Crows, sondern durchaus feindlich gegen die Weißen, sind die Sioux, schöne, kräftige und kriegerische Bursche, die in Montana dieselbe Feindseligkeit gegen die Weißen zeigen, wie einst ihre Stammesgenossen in Minnesota, die den scheußlichen Uebe fall auf Neu Ulm machten. Ihre Feindseligkeit ist es auch, welche bis jetzt Weiße verhinderte, nach Gold in den Nebenflüssen des Yellowstone zu suchen. Löw bestätigt es, daß die Sioux in Montana ihren berühmten Häuptling Rothwolke absetzten, weil dieser seit seiner im Jahre 1870 nach Washington unternommenen Reise zum Frieden mit den Weißen räth.

Wie viele andere gebildete Deutsche, die längere Zeit unter Indianern lebten, so ist auch Löw für die Vernichtungspolitik gegen die wilden Indianerstämme sowohl wegen ihrer Feindschaft gegen die Weißen, als wegen ihrer Feindschaft gegen Cultur und Arbeit. Obgleich mehrere der größten Siouxhäuptlinge im Jahre 1870 den Westen und Osten der Union sahen, ist doch die Verachtung gegen die Arbeit eben unter diesen Sioux noch jetzt so gründlich, daß der männliche Sioux, der arbeiten will, von den Weibern selbst „Squaw" (Weib) gescholten wird.

Löw verweilte auch einige Zeit im Mormonenlande.

Die kleine Mormonenstadt Ogden und die große Salzseestadt der Mormonen machten im Allgemeinen einen guten Eindruck auf ihn mit ihren schmucken Holz- und Adobehäusern und Gärten und ihren reinlichen auf beiden Seiten mit Bäumen eingefaßten Straßen, und mahnten ihn in ihrem Aeußeren an die alte Colonie der Rappisten bei Pittsburg, Economy.

Von der Vielweiberei bemerkte er außerhalb der Häuser nicht viel. Um so mehr fiel ihm die Abscheidung zwischen Mormonen und „Heiden" im Geschäftsleben auf. Die Geschäftshäuser der Mormonen tragen Inschriften wie „Holiness to the Lord" und „Cooperative Mercantile Institution," um jedem Mormonen zu zeigen, daß da ein Mormonengeschäft ist und er nichts bei einem „Heiden" zu kaufen braucht.

In Gesellschaft des Territorial-Gouverneurs Wood stattete Löw dem Mormonenoberhaupte Brigham Young einen Besuch ab. Bekanntlich wird Young, seit er wegen Mordes in Anklagezustand versetzt ist, in einem seiner Häuser von Beamten des Bundesmarschall's bewacht, und darf nur in Begleitung solcher Beamten ausgehen. Die Berichte von seiner Kränklichkeit und Schwächlichkeit sind aber ganz falsch und auf der Photographie von ihm, die uns Löw mitbrachte, sieht er ganz robust aus. Er unterhielt sich mit Löw sehr artig über Eisenbahnangelegenheiten und machte auf seinen deutschen Besucher einen guten Eindruck.

Das Leben in der Salzseestadt fand Löw sehr einfach. Geld sah er daselbst wenig, indem man im Handel und Verkehr die Waaren selbst als Tauschmittel benutzt. Die Mormonen zeigten sich gastfreundlich; doch sagten ihm Heiden, daß sie erst seit dem entschiedenen Auftreten der Bundesregierung so liebenswürdig seien. Während Brigham Young, jede Anspielung auf Politik unterließ, wurde Löw von anderen Mormonen angelegentlich nach der Volksstimmung in der Union über die Mormonen gefragt.

In Ogden, der jetzt 5000 Einwohner, darunter 500 Heiden zählenden ältesten Mormonenansiedlung Utah's, wohnte Löw dem Mormonengottesdienste am Sonntag bei. Die ganze schmucklose Kirche mit ihren zwei Mauern und dem Gewölbe darüber kam ihm vor wie ein Bierkeller in Deutschland. Sechs „Heilige" standen hinter einem wie ein „Counter" (Schenktisch) in einer amerikanischen Schnappskneipe aussehenden Verschlage. Einer der „Heiligen" trat vor und forderte die versammelte Gemeinde auf, mit ihm für Alle, auch für die Heiden, zu beten. Dann erschienen 3 bis 4 junge Mormonen und ebenso viele junge Frauen und sangen recht passabel einen Choral. Darauf segneten 2 Heilige am „Counter" einige Laibe Brod und brachen sie in kleine Stücke, die sie in 3 Teller warfen; auf diesen Tellern wurde das Brod der Gemeinde herumgereicht; auch Löw aß davon. Sodann reichten die beiden Heiligen 2 Krüge Wasser herum. Nach Beendigung dieser Ceremonie hielt ein anderer Heiliger hinter dem „Counter" eine Rede, in welcher er besonders betonte, daß die Mormonen ihre Hauptfeinde bei den „Heiden" nicht unter den Freidenkern, sondern unter den Sektenmitgliedern zu suchen hätten. Besonders die Methodistenkirche ist auch nach Löw's Beobachtungen den Mormonen verhaßt.

Unter den Deutschen in Utah fand Löw wenig Feindseligkeiten gegen die Mormonen. Deutsche Mormonen sah er in der Salzseestadt nicht. Bei Ogden aber traf er in einer von einem nicht mormonischen badischen Landsmann betriebenen Bierbrauerei mehrere deutschschweizerische Mormonen, deren jeder 2 Weiber bei sich hatte; es waren Farmer aus der Umgegend. Das badische Bier bei Ogden macht auch unter den anderen Mormonen seine Eroberungen; während Löw in der Brauerei war, ließen sich mehrere Mormonen Bier daselbst holen; auch das Söhnchen eines Mormonenbischofs kam mit einem großen Kruge, und auf eine Frage nach seiner Mutter antwortete dieser hoffnungsvolle Mormonensprößling, daß er 3 oder 4 Mama's zu Hause habe.

* Bilder aus dem Irrenhause.

Einem ungarischen Blatte entnehmen wir folgende Skizze des düstern Innern der Irrenanstalt zu Ofen:

„Wir begaben uns auf unserem Rundgange in die Abtheilung der Frauen, wo wir zuerst einen Garten besichtigten, in welchem sich die Frauen der untersten Classen befinden. Ein Weib saß auf dem Rasen und keifte con amore, wobei sie die Worte selbstverständlich nicht auf die Wagschale legte. Es scheint, daß man bei den Frauen mehr Erregtheit, aber auch mehr Arbeitsamkeit trifft. Den Trieb zur Thätigkeit kann nicht einmal der Wahnwitz in ihnen ersticken; sie stricken, nähen, sammeln Zweige, und nur die an tiefer Apathie Leidenden sitzen in regungsloser Erstarrung. In einem derartigen Zustande befand sich auch die erste, vor welcher wir stehen blieben. Die Aermste wird seit acht Monaten durch die Nase gefüttert (da sie den Mund krampfhaft geschlossen hat), und zwar mit Hülfe von Röhrchen. Sie sitzt da starr wie eine Bildsäule, ohne bei den an sie gerichteten Fragen nur eine Miene zu verziehen. Ein trostloser Schmerz ruht auf ihren Zügen.

Während wir vor der Unglücklichen standen, kam eine anständig gekleidete Frau auf uns zu und bat uns mit ruhiger monotoner Stimme: „Befreien Sie mich, ich bitte Sie, denn man verfolgt mich hier, sie wollen mich zerstückeln, mir das Herz ausreißen, die Augen ausstechen, nehmen Sie mich mit!"

Rechts auf dem Rasen saß eine ganze Gruppe, darunter junge, hübsche Mädchen mit lebhaften Augen und heiteren Gesichtern. Diese sind bereits reconvalescent. In dem Maße, als sie der Genesung entgegengehen, kehrt auf ihr Antlitz die Anmuth des Lächelns wieder zurück.

Viele, die mit verzerrten Zügen die Schwelle des Hauses überschritten haben, verlassen dasselbe geradzu bis zur Unkenntlichkeit verschönt. Da haben wir eine

hübsche schwarz gekleidete Frau in den besten Jahren, die unter einem Baume steht und leider kaum mehr die Mauern der Anstalt verlassen dürfte. Schon seit acht Jahren bewohnt sie das Irrenhaus, sie trägt einen weltberühmten Namen, sie ist die Gemahlin Dessoir's, was sie auch sogleich Jedem sagt und hinzufügt, daß ihr Gemahl Deutschlands erster Schauspieler sei, den man feiert und in Berlin mit Geld überhäuft, dem ein Dämon zugeflüstert, daß er sie hier lasse, während sie doch nichts anderes wünscht, als mit ihm zusammen zu sterben. Ihre Sprechweise, ihre Bewegungen, die Häckelarbeit (eine Bettdecke) in ihrer Hand beweisen, daß wir eine gebildete, distinguirte Dame vor uns haben. Wenn sie von ihrem Manne spricht, den sie bekanntlich sehr liebte und erst dieser Tage besucht haben will, gewinnt ihre Stimme den Ton warmen Gefühls. Oft erschrickt sie plötzlich und fragt, ob man nicht einen Pistolenschuß gehört habe? Natürlich hat nur sie denselben gehört. Dann glaubt sie, daß man ihren Mann im Duell tödte und beginnt zu zittern. Sie erwartet übrigens immer ihren Gemahl, von dem sie nur ein Dämon trennt. So oft sie Wagengerassel hört, glaubt sie, daß er komme und läuft ihm entgegen.

Nun näherte sich uns eine „Gräfin" (nach ihrem Aeußeren zu urtheilen, irgend eine Wäscherin), die mit sanftem Angesichte und zarter Stimme von ihren Millionen spricht. Die Mauth allein hat sie — wie sie behauptet — um fünf Millionen verkauft. Auf ihrem Antlitze, in ihren Augen liegt kein Zug von Geisteszerrüttung. Weiter abseits sitzt eine Frau, der ein Heiliger erschienen ist und ihr offenbart hat, daß sie „die fünfte Schwester Maria Theresia's" sei. Von diesem Gedanken kann sie auf keine Weise abgebracht werden. Ein sehr gesprächiges altes Mütterchen sieht wieder fortwährend Engel. Sie gibt dann auch detaillirte Beschreibungen derselben: manchmal haben sie Flügel, manchmal keine, sie sehen ganz wie kleinwinzige Kinder aus und schweben immer lächelnd um sie herum.

Am tiefsten ergriff mich das 18-jährige schöne, blonde Mädchen, welches mit geschlossenen Augen und stillschweigend auf der Bank saß und strickte. Wenn Alles um sie herum ruhig ist, öffnen sich zuweilen ihre Augen, welche sie bei dem geringsten Geräusche eines Schrittes wieder zufallen läßt. Ihr Körper ist gesund und läßt Genesung hoffen, aber undurchdringlicher Kummer beängstigt ihr Gemüth. In ihrer Nähe möge man lachen oder weinen, für sie hat die Außenwelt kein Interesse. Sie hat nicht einmal eine fixe Idee, blos das Bleigewicht einer vollkommen gedankenlosen Melancholie belastet ihre Seele. Und welch' traurigen Gegensatz bildet diese Stimmung zu ihrem jugendlich runden Gesicht, dem auch die stets geschlossenen Augen nichts von seiner Schönheit rauben. Man bat sie, spazieren zu gehen, sie blieb sitzen. Man wollte sie am Arme wegziehen, sie rührte sich nicht vom Flecke. Welche Jugend und welch ein Leben, bis sich die Hoffnungen der Aerzte erfüllen! Und werden sie sich überhaupt erfüllen?

Auch auf der nächsten Bank strickt eine Frau, welche fortwährend grinst, Grimassen schneidet und zu etwas Anderem gar nicht fähig zu sein scheint. Sie ist eine Ofnerin von Geburt, von guter Familie, und bei der Achtung und Schonung, welche wir ihrem Unglücke (dem niedrigsten Stumpfsinn) schulden, können wir unmöglich den Gedanken unterdrücken, daß sie an Gestalt, Schnurrbart und Bart an die Miß Pastrana erinnert. Sie besitzt keinen anderen weiblichen Zug, als den des Arbeitssinnes, welcher sich in ihrem hübsch gearbeiteten Strickstrumpf manifestirt. Sie scheint mit sich zufrieden zu sein, denn sie lacht fortwährend lebhaft, und verwehrt uns jede Einsicht in das Innere des Strickkörbchens, wie in eine Schatzkammer.

Als ich wegging, stellte sich mir eine gesprächige Dame in den Weg und fragte mich, was ich auf das Papier geschrieben hätte? Sie sagte mir rund heraus, daß sie das nicht liebe, ein Beweis, daß sich auch die Wahnsinnigen vor der Indiscretion der Journalisten fürchten. Auf unsere Fragen antwortete sie in lebhafter Weise und lachte dabei fortwährend. „Wer ich bin?" sagte sie, „ich bin Alles: Hebamme, Arzt, Geistlicher; ich spiele Clavier und Orgel und spreche lateinisch und griechisch. Aber ich kann nur Reformirte brauchen." „Nun gut, ich bin eben Calvinist." „Den mag ich nicht, ich spreche nur mit Geistlichen und Grafen." „Und mit dem Arzt?" „Auch mit dem." Als sich nun der junge Arzt präsentirte, wies sie ihn ab. „Gehen Sie, ich habe ja einen größeren Sohn als Sie sind." „Was haben Sie in der Schürze?" fragte ich. (Diese war voll Baumzweige.) „Das sage ich nicht, wollen Sie vielleicht das auch aufschreiben?" Und damit entfloh sie zu den Uebrigen, welche von ihren Bänken und Rasenplätzen uns und mehr noch die schönen Kleider der mit uns gekommenen Damen betrachteten.

Auf dem Rückwege besahen wir uns den Damenunterhaltungssaal mit seiner prächtigen Aussicht, den großen Ballsaal, in welchem der Faschingsball abgehalten wird, nachdem man die Quadrille in 20 bis 25 Proben eingedrillt hat. Im Salon steht ein Clavier, im Ballsaal sieht man jedoch nur grüne Blätter, als Reste des Faschingsflitters.

Eben kamen die Damen vom Garten zurück. Die Alte verfolgte mich wiederum: „Ich bitte, befreien Sie mich!" rief sie unausgesetzt. Im Salon der Frau Dessoir war ein neues Modegewand ausgebreitet und in der Ecke stand ein Clavier. Die Wahnsinnige empfing uns wie eine Dame aus der großen Welt; auf unsere Bitte setzte sie sich sogleich zum Clavier und spielte eine traurige Melodie aus Mendelssohn's „Lieder ohne Worte," gemessen und kraftvoll. Sie zeichnet auch. In ihrem Album befinden sich viele Portäts: Palmerston, Byron u. s. w. Beim Abschied war sie gerührt, aber wortlos. Als wir weggingen, flehte uns wiederum die alte Frau an: „Ich bitte, befreien Sie mich, man verfolgt mich, man will mich in Stücke reißen, mir die Augen ausstechen. O, nehmen Sie mich mit!" Das sind die einzigen Worte, die sie spricht, hierin besteht das ganze Leben der Unglückseligen!"

Feuilleton.

* (Annexionslogik.) Frederik Douglas, der bekannte Neger-Agitator, hielt unlängst in Raleigh, Nord-Carolina, eine Rede, in welcher er, von seinem früheren Leben als Sclave sprechend, eine ergötzliche Illustration von Sclaven-Casuistik zum Besten gab. In Erwiderung auf die Beschuldigung, daß er ein Dieb sei, sagte er: „Wohlan, ich gestehe, daß ich etwas that, was vor Jahren dieses Wort rechtfertigte, denn ich stahl mich thatsächlich selber. Ich war ein Stück Eigenthum, ich wurde besessen, ich war, was man durch eine billige Auslegung des Gesetzes eine Habe für alle Zwecke nannte, und doch nahm ich Angesichts dieser Thatsache Besitz von mir selber, packte ein Bündel auf meine Schultern und machte mich davon." . . . . „Aber stahlen Sie niemals, als Sie ein Sclave waren?" — „Wohlan, ja nach unseren Ideen von Stehlen, aber ich hatte gewissenhafte Scrupel darüber. Die Macht der Erziehung war sehr stark. Ich hörte den Geistlichen sagen, ich müßte meinem Gebieter gehorchen und „Du sollst nicht stehlen", aber ich war einst hungrig, in der That sehr hungrig, und ich hatte eine kleine Conferenz mit einem Mitsclaven über das Thema, mir zu einem Truthahn, der in einem der Außenhäuser herumflatterte, zu verhelfen. Ich sagte Sandy (denn es war Sandy Jenkins), daß ich hungrig sei und etwas zu essen brauchte, aber daß ich religiöse Scrupel dagegen empfände, mir zu diesem Truthahn zu verhelfen. Ich wußte, daß er ein gottesfürchtiger Mann sei, und ich brauchte seinen Rath über den Gegenstand. Er sagte, es wäre eine etwas kitzliche Frage: „Du bist Deines Gebieters Eigenthum," sagte er. „Ja," sagte ich. „Dieser Truthahn ist Deines Gebieters Eigenthum." „Ja." „Wenn Du diesen Truthahn verspeisest, hört er nicht auf, das Eigenthum Deines Gebieters zu sein, sondern bereichert den Werth seines Eigenthums in anderer Gestalt." So war es einfach eine Frage der Verlegung. Ich sagte, das ganze Ding sei so klar wie die Vernunft und half mir selbst."

* (Eine Musterannonce) In einem amerikanischen Blatt finden wir folgendes Inserat: Freunden und Bekannten die Anzeige, daß mir gestern meine geliebte Frau im selben Augenblick durch den Tod entrissen wurde, als sie mich durch die Geburt eines muntern Knaben erfreute, zu dessen Wartung ich eine kräftige Amme suche, bis es mir gelingt, eine liebenswürdige vermögende Dame als Lebensgefährtin wieder zu finden, die befähigt ist, meinem gut renommirten Weißwaaren-Geschäfte, in dem alle Bestellungen binnen 12 Stunden auf das billigste ausgeführt werden, vorläufig vorzustehen, da ich das Engagement einer tüchtigen Directrice, mit 200 Dollars Jahrgehalt, erst beabsichtige, wenn der augenblicklich à toux prix Statt habende Ausverkauf beendet und mein Geschäft am 1. August nach der X-Straße Nr. 11 verlegt sein wird, wo ich noch eine Etage für 500 Dollars abzulassen habe.

* In der Karlsschule durften die Schüler am Sonntag die Weste mit drei Knöpfen schließen, um das Jabot breit herausstehen zu lassen, in der Woche mußten sie vier Knöpfe an der Weste schließen. Die Putzsüchtigen unter den jungen Leuten knöpften aber auch an den Schultagen nur drei zu und freuten sich über den weit ausgelegten Busenstreifen. Einst wurde Schillers Nebenmann von dem vorgesetzten Offizier zurechtgewiesen und entschuldigte sich mit dem Vorgeben, der Knopf sei „zufällig aufgesprungen." Am andern Tage war Sonntag; Schiller hatte gedichtet und kam unbekümmert um die militärische Regel mit geschlossener Weste zur Parade. Hauptmann Schneckenbacher machte ein finsteres Gesicht. „Schiller!" — „Herr Hauptmann!" — „Was ist heute für ein Tag? Gilet am Sonntag geschlossen?" — „Hm, mit drei" — „Wie viel hat er zu?" — „Ich? eins, zwei, drei, vier." — „Wie kommt das?" — „Ah, ischt mir einer zugesprunge!"

Gemeinnütziges.

* (Giftige Handschuhe.) Wie eine medicinische Zeitung berichtet, sind in neuerer Zeit Fälle vorgekommen, wo sich durch das Tragen grüner Handschuhe bösartige Ausschläge an Händen gebildet haben. Die chemische Untersuchung hat ergeben, daß zum Färben arsenikhaltige Farben verwandt worden sind. Um unsere Leserinnen, die wohl hauptsächlich durch das Tragen künstlicher Blumen, Bänder und der verschiedenen gefärbten und bedruckten Kleiderstoffe, der Vergiftung ausgesetzt sind, möglichst davor zu bewahren, wollen wir hier ein einfaches Mittel mittheilen, dergleichen schädliche Farben zu erkennen. Besonders verdächtig sind immer schön hellgrün gefärbte Stoffe und eine Untersuchung dringend geboten. Wenn man einige Tropfen Salmiakgeist auf den zu prüfenden Gegenstand gießt, so erhält man in wenigen Minuten eine blaue Lösung; überträgt man diese mit einer reinen Stahlfeder, oder einem andern ähnlichen Gegenstand, auf weißes Papier, und erhält nach dem Verdunsten des freien Ammoniaks einen hellblauen Rückstand, so ist die grüne Farbe arsenikfrei, bleibt dagegen ein schmutzig gelbgrüner Niederschlag, so ist die Farbe mit Arsenik gemischt. Zu bemerken ist noch, daß die Gefahr durchaus nicht ausgeschlossen ist, wenn diese schädliche Stoffe nicht direkt mit dem Körper in Berührung kommen, sondern wie z. B. Blumen oder Bänder auf den Hüten oder Oberkleider über den Unterkleidern getragen werden. Durch das Berühren beim Ankleiden lösen sich von der gifthaltigen Farbe leicht feine Staubtheilchen ab, die sich an den Fingern ansetzen und selbst beim Athmen ihren Weg in die Lungen finden.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 73. Kaiserslautern, 11. September 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.“)

* Wander-Burschen-Lieder.

XI.

In der Herberge.

Noch einen Krug voll Rebensaft,
Herr Wirth, will froh ich leeren.
Der Wein verleiht dem Menschen Kraft
Drum soll man hoch ihn ehren.
Der Wein wächst an des Rheines Strand,
Am Rhein da liegt mein Heimathland.
Du Land mit deinen Reben,
Mein Vaterland sollst leben!

Herr Wirth wo ist Dein Töchterlein,
Die schönste aller Rosen,
Mit ihren Wangen zart und fein,
Grad wie gemacht zum Kosen.
Wenn euer Kind nimmt bei mir Platz,
Denk ich daheim an meinen Schatz.
Laßt uns das Glas erheben:
Die Frauen sollen leben!

Laßt singen uns ein deutsches Lied
Aus voller lust'ger Kehle,
Wenn froher Sang die Brust durchzieht
So stärkt sich neu die Seele.
Ein deutscher Sang aus freier Brust
Ist des Gesellen höchste Lust.
Hinab drum Rebenblüthe:
Es gilt dem deutschen Liede!

Ja Vaterland, Wein, Weib und Lied
Das ist ein schönes Kleeblatt;
Für das des Burschen Herz erglüht,
Zu Land und — in der Seestadt.
Drum nehmt die Becher in die Hand
Es gilt: Wein, Weib, Lied, Vaterland!
Nichts Schön'res kann es geben
Drum lassen wir sie leben.

— i —.

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte
von J. Klein.

„Ksch! Ksch! Na, das fehlte mir gerade! Meine schönen Erbsen!“

Mit wehender Schürze verfolgte das junge Mädchen, welches diese Worte zornig ausgerufen, ein Dutzend Hühner, die mit lautem Gekreisch über den niedern Gartenzaun auf die Landstraße flatterten und dort ihre Entrüstung über die gestörte Mahlzeit durch ununterbrochenes Gegacker kundgaben, während die Verfolgerin noch ein paar wohlgezielte Steinchen hinterher schleuderte und dann mit Thränen in den Augen auf das verwüstete Erbsenbeet blickte.

„Thäten auch besser, ihr Viehzeug daheim zu halten, anstatt es zu anderer Leute Aerger den lieben langen Tag herumlaufen zu lassen,“ murrte sie zornig und heiße Röthe bedeckte ihre Wangen. „Werde auch dem Mosje Andreas einmal gehörig Bescheid sagen, wenn ich ihn fasse.“

„Habt ihn schon, Jungfer Lisbeth,“ entgegnete plötzlich eine höhnende Stimme, und an der Hecke, welche die benachbarten Gärten trennte, stand ein großer junger Mann und blickte voll Spott auf das noch immer entrüstete Mädchen. „Wenn Ihr was von mir wollt, ich stehe zu Diensten — habe schon Zeit.“

Lisbeth war durch die unerwartete Anrede so erschrocken, daß sie einen Augenblick keine Antwort fand. Aber ein Blick auf den jungen Menschen, dessen Augen voll Hohn auf die Verwüstung schauten, gab ihr schnell ihre Fassung zurück und sie erwiederte schnippisch:

„Wie immer. Wann hättet Ihr auch nicht Zeit? Ich möchte Euch gar schön gebeten haben, Euer Hühnerzeug da zu halten, wo's hingehört, damit es nicht anderen Leuten eine Last und Plage ist. Da seht her! Die schönen Erbsen, wovon ich mir so viel Hoffnung gemacht, da sind sie — von Euren Hühnern herausgerissen.“

„Thut mir außerordentlich leid, Jungfer Lisbeth.“ Aber der Ton der Stimme verrieth nichts von diesem Leidwesen. „Allein das hat wohl nicht anders sein sollen. Seid ja anderen Leuten immer so weit voraus und da kommt's denn wohl zuweilen, daß der liebe Herrgott dem menschlichen Hochmuth einen Stecken dabei setzt.“

Das Mädchen sah den Sprecher entrüstet von oben bis unten an, und es schien einen Augenblick, als wolle sie allen Zorn, der in ihrer Brust kochte, über ihn ausgießen, aber sie hielt mit Mühe an sich und nur ein verächtliches Lächeln umspielte momentan die frischen Lippen.

„Ich will mich nicht mit Euch zanken, Andreas, wir Beide haben nichts mit einander zu thun, aber

das schreibt Euch hinter die Ohren: denk' Er ja nicht, der liebe Herrgott sei den Tagedieben und nichtsnutzigen Gesellen zu Gefallen, welche, die Hände in den Hosentaschen, nichts weiter zu thun haben, als sich um andere Leute zu kümmern, um hinterher ihre Glossen darüber zu reißen. Wenn ich an Deines Vaters Stelle wäre — Na, nichts für ungut, ich hab' keine Zeit mehr zum Raisonniren und, wie es scheint — Ihr keine Lust."

Ehe Andreas noch ein Wort erwiedern und sich besinnen konnte, welche Antwort er der übermüthigen Lisbeth zu geben habe, hatte diese ihm schon den Rücken gewandt und warf die kleine Pforte des Gemüsegartens hinter sich zu, ihn in der erbittertsten Stimmung zurücklassend. Ihre Worte hatten die Wirkung nicht verfehlt, er wußte nur zu gut, auf wen sie gemünzt waren, aber daß das naseweise Ding es gewagt, ihm Derartiges zu sagen, das war mehr als er begreifen und ertragen konnte.

Er schleuderte dem Mädchen noch einen grimmigen Blick nach und kehrte dann, mit sich selber grollend, in das Haus zurück.

Die beiden im Stalle bei den Kühen beschäftigten Dienstmädchen kicherten hinter ihm her und zwinkerten verstohlen mit den Augen. Man sah den Andreas selten oder nie verdrießlich und dem mußte wohl etwas Besonderes passirt sein, daß er ein gar so griesgrämiges Gesicht schnitt.

Aber Andreas hatte auch das Kichern gehört und war gerade nicht in so besonderer Laune, sich auslachen zu lassen.

„Was giebt's da? Ist wohl sonst nichts zu thun als zu lachen," wandte er sich zornig zu den Mädchen. „Achtet auf das, was Euch zukommt und damit laßt's gut sein. Ich sage Dir, Foelke, ein einzig Mal, daß Du mir wieder das Federvieh losläßt, so daß es wild und wüst herumläuft, als wäre keine Ordnung im Hause, da magst Du Dein Bündel schnüren."

„Nun was wollt Ihr sagen? Habt wohl schon vergessen, daß Ihr mir vor ein paar Tagen Ohrfeigen geboten, weil ich das Federvieh nie in die Freiheit herausließe," entgegnete die Angeredete.

Andreas brummte nur etwas unverständlich vor sich hin und trat in die Küche, wo der Vater und die Mutter, ein jedes in einer Ecke, am Kamine saßen.

„Guten Tag!" murrte er, seine Mütze auf die Fensterbank werfend, unwirsch.

Die Eltern sahen beim Ton dieser Stimme neugierig auf.

„Vater, seid Ihr schon nach der „Hammrich" gewesen," begann Andreas, sich hinter dem Tische niederlassend, indem er der Mutter gleichzeitig die Tasse zum Füllen unter den Krahn des Kaffeetopfes schob. „Ich glaube, Einer von uns könnte dort wohl nöthig sein. Der Nachbar läßt alles Wasser ablaufen. Wir könnten uns doch die Sache einmal ansehen, wenn was zu machen wäre, so möchten wir ein schön Theil Heu mehr unter Dach bekommen, bei den letzten nassen Sommern ist's allemal knapp gewesen. Was meint Ihr, könnten wir nicht auch den Versuch machen?"

Der alte Bauer sah seinen Sohn mit jedem Worte erstaunter an, aber als er sah, daß es demselben ernst war, was er sagte, da lachte er laut auf.

„Hör' mal, fang' mir keine Neuerungsgeschichten an, damit bleibe mir vom Leibe. Meine Vorfahren haben auch niemals das Wasser aus der „Hammrich" abgelassen und doch sind sie nicht arm geworden, sondern ich denke, sie haben ein gut Stück auf die Seite gebracht."

„Hm, ja, das ist wohl wahr," entgegnete Andreas, „aber dazumal hat's auch nicht so nasse Sommer gegeben. Denkt nur an die letzten Jahre, wir haben kein Fuder Heu aus der „Hammrich" geholt, während sonst dreißig bis vierzig von dort kamen. Es hat uns so an Heu gefehlt, daß wir das Vieh in die „Krummhörn" geschickt haben und die ganze Zeit den Bauern die Milch lassen mußten."

„Wohl wahr, Andreas," sagte der Vater hartnäckig, „aber hat's etwa den anderen Bauern besser gegangen?"

„Nein — nur einem einzigen. Aber das ist eben das Wunder, der einzige, der Heu in Hülle und Fülle eingefahren und dessen Vieh von der Lungenseuche verschont blieb, das ist derjenige, der alle Jahre um diese Zeit das Wasser von der „Hammrich" ablaufen läßt — der „große Jürgens."

„Ah so, soll's darauf hinausgehen," brummte der Alte ingrimmig, indem er die Brille bis unter die greisen Haare hinaufschob und seinen Sohn zornig anblickte. „Ja, ja, der „große Jürgens" hat Glück, wenn man das so nennen will, aber ich möcht's nicht haben und seinen Ruf dazu, ich möchte nicht dem Bösen verkauft sein um ein Bischen mehr Reichthum."

„Unsinn, Vater," sprecht doch nicht so thörichtes Zeug. Der „große Jürgens" thut keiner Menschenseele ein Leid und wenn es ihm besser geht, so kommt das wohl lediglich daher, weil's ihm auf eine Handvoll Arbeit nicht ankommt."

„I, Du gehst ja gewaltig für den „großen Jürgens" in's Geschirr," spottete der Alte. „Seit wann kommt denn das? Hat's Dir auch wohl gar die „Butterhexe" angethan, wie sie's allen jungen Burschen anthut. Na, bewahre mich Gott vor einer solchen Schwiegertochter."

Andreas lachte laut, aber gezwungen auf und seine braune Wange färbte sich dunkler.

„Redet nicht so, Vater," sagte er dann ärgerlich, „es ist ja gar mit Euch kein vernünftig Wort zu sprechen. Warum soll man denn anderen Leuten kein Recht widerfahren lassen? Was wahr ist, bleibt wahr. Der große Jürgens hat den „Platz" schwer mit Hypotheken belastet übernommen, sein Vater soll ja kein sonderlicher Wirthschafter gewesen sein, und jetzt ist er nicht allein schuldenfrei, sondern der Werth seines „Platzes" steigt von Jahr zu Jahr und wird dermal einst der beste im ganzen Dorfe. Ich will Euch ja

nicht bewegen, ihm was nachzumachen, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, aber versuchen könntet Ihr's doch einmal, ob wohl ein Vertrag mit dem Bösen nothwendig ist, um weiter in der Welt zu kommen. Lasset das Wasser in der „Hammrich" einmal ablaufen, und wenn Ihr dann keine Kuh verliert und alle drei Tage Eure Tonne Butter nach der Stadt schicken könnt, wie der „große Jürgens," dann wisset Ihr gleich wie Ihr daran seid und wie's mit der Hexerei da drüben beschaffen ist."

„Jetzt kein Wort mehr davon," rief der Alte gereizt aus, „ich habe es satt mir von einem naseweisen Burschen Lehren geben zu lassen. Mich bringst Du nicht zu solchen Neuerungen. Was meine Vorfahren gethan haben, dabei bleibe auch ich und gehe um kein Tüttelchen davon ab, das merke Dir. Mag der „große Jürgens" so reich werden, wie er will, mich gelüstet's nicht nach seinem Reichthum, aber sprich nicht weiter von ihm — noch bin ich Herr hier."

Wie zur Bestätigung seiner Worte schlug der alte Bauer so heftig mit seiner Faust auf den Tisch, daß die Tassen klirrten. Dann stand er auf, nahm seine kleine Pfeife, ohne welche man ihn nie sah, klopfte sie aus und stopfte sie von Neuem, und mit den bläulichen Wolken, welche er daraus emporsendete, schien sich auch sein Zorn zu verziehen, in welchen er sich allmählig hineingeredet hatte.

„Hast Du Arbeit für Geesche und Foelke, Mutter?" wandte er sich nach einer Pause zu seiner Gattin.

„Ich denke sie spinnen mir heut Nachmittag noch ein paar Lobb Garn," meinte diese.

„Nein, dazu haben wir den langen Winter hindurch Zeit genug gehabt. Andere Leute arbeiten schon seit mehreren Tagen im Garten, wir wollen nicht so weit zurückbleiben. Es ist schönes Wetter. Laß' sie in den Garten gehen, und Erbsen einlegen."

„Jetzt?" fragte seine Gattin verwundert.

„Nun, warum denn nicht? Es wird nicht mehr so schlimm mit der Kälte werden, und ein Nachtfrost schadet nicht. Laß' sie nur d'ran gehen."

Seine Frau war erstaunt, aber sie kannte keine Widerrede, sonst hätte ihr Gatte die Bestellung des Gemüsegartens ihr allein überlassen. Die Wahrheit aber war, daß Jan Adams früh Morgens im Garten gewesen war und über den Zaun in den des Nachbars geguckt hatte. Da schämte er sich. An seinen Garten war noch keine Hand angelegt, während der des Nachbars in zierlichster Ordnung lag. Stellenweise sproßte das Gemüse schon aus der Erde und es war gewiß nicht gar so weit mehr hin, wo die Nachbaren ein wenig, und war's auch nur Suppenkraut, aus ihrem Garten haben konnten. Das wurmte ihn und er beschloß, daß sofort der Garten in Angriff genommen werden sollte.

Andreas hatte bis dahin schweigend zugehört, indem er seinen Kaffee trank. Jetzt rückte er verlegen auf dem Stuhle hin und her, er hatte etwas auf dem Herzen und wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. Er räusperte sich wiederholt und erst dann sagte er:

„Vater, laßt nur die Mädchen beim Spinnrocken, das Graben im Garten will ich schon besorgen."

„Du?" fragte Jan Adams gedehnt. „Nun, meinetwegen, möcht' Dich aber bitten, die Sache nicht in die Länge zu ziehen und die Arbeit nach Deinem Belieben vorzunehmen. Du weißt, wenn ich mir einmal was vorgenommen habe, so darf's nicht gar so lange mehr dauern."

Der Sohn entgegnete, ganz gegen seine Gewohnheit, nichts mehr, am Nachmittage sah ihn aber der Vater zu seiner großen Zufriedenheit im Garten beschäftigt und Andreas brachte in den paar Stunden mehr zu Wege, als vielleicht zwei Knechte. Er war ein tüchtiger Bursche, nur verzogen von Kindesbeinen an. Der alte Jan Adams hatte es ihm wahrlich oft genug vorgesprochen, daß er Geld genug habe, sich Arbeiter zu halten, er brauche keine Hand anzulegen und Andreas war gelehrig genug, um das zu begreifen. Daher kam es dann wohl auch, daß man ihn stets, die Hände in den Taschen, im Hause und auf den Wiesen herumschlendern sah und er in der That mit der Zeit so unlustig zur Arbeit wurde, daß der Vater zu bereuen anfing, seinen Sohn nicht besser erzogen zu haben.

Als Andreas an dem erwähnten Nachmittage endlich den Spaten aus der Hand legte, da fühlte er sich zwar sehr ermüdet, aber doch innerlich zufrieden. Den Namen eines Faulen wollte er nicht verdienen und am allerwenigsten sollte das hochmüthige Ding da drüben das Recht haben, ihn so zu nennen. Was er heute Nachmittag fertig gebracht, das vollendete kein Fauler und mit einem gewissen Triumph in den Augen blickte er nach dem Nachbarsgarten hinüber. Aber rasch wandte er seine Augen wieder ab Hinter der Hecke, halb von einem großen Dornbusch verborgen, stand Lisbeth. Andreas erröthete wie ein junges Mädchen, als er daran dachte, die Nachbarin könne ihn schon länger in seinem Thun und Treiben beobachtet haben, und ohne noch einmal wieder hinzusehen, verließ er rasch den Garten.

Bei seinem Eintritt in das Haus kam ihm sein Vater entgegen, der ihm seine Zufriedenheit über die heute an den Tag gelegte Arbeitslust und den Fleiß aussprach.

Hatte es je einen nassen Sommer gegeben, so war es der heurige. Schon Wochen lang hatte der Himmel ununterbrochen seine Schleusen geöffnet und seit den ersten Tagen des Juli, wo die Sonne heiß geschienen, stand das ganze Land unter Wasser so weit man sehen konnte. Das Vieh watete auf den Weiden im Wasser, und obwohl ein Stück nach dem andern ein Opfer wurde, so konnte man es doch nicht auf die Ställe führen, weil man gezwungen gewesen wäre, es verhungern zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Eine Actiengesellschaft zur Ausbeutung von Mumienhüllen.) Franz Wallner schildert in seinen Reisebildern „Vom Nil" folgende Scene: „Ein Theil der Arabischen Bergkette vor Beni Hassan ist wie von Maulwürfen durchwühlt für zahllose Gräberstätten. Manche dieser hohen Felswände sieht aus wie ein Sieb. Als wir in die Nähe derselben kamen, sahen wir aus deren Eingängen absonderlich gestaltete Bündel fliegen und am Fuße ein großes Zelt aufgeschlagen, während ein starkes Schiff im Eingang vor Anker lag. Eine große Menschengruppe, aus Beduinen, Weibern und Kindern bestehend, schien ein Europäer zu befehligen. Wir wurden Zeugen einer wunderlichen Scene. Aus den zahllosen Grabhöhlen wurden Ballen herausgeschleudert, gewogen und in den Schiffsraum gestaut. Eine englische Actiengesellschaft hat von der Regierung die Erlaubniß bewirkt, die leinenen Mumienhüllen zu sammeln und daraus Papier zu fabriciren, die Knochen werden abgesondert und zu chemischen Zwecken für die Zuckerfabrikation benützt. Eine wunderlichere Actien Gesellschaft existirt wohl nicht mehr auf der Erde: „Actiencompagnie zur Ausbeutung von egyptischer Mumienleinwand zur Fabrikation von englischem Papier!" Das Geschäft wird wahrscheinlich eine ganz gute Dividende abwerfen, denn die Zahl der Mumien entzieht sich jeder Berechnung; man findet sie manchmal klafterweise geschichtet, wie in einem Stollen, und mit den zahlreichen Arbeitskräften, die den Leuten hier zu Gebote stehen, wird die Ausbeute eine enorme sein.

* (Er weiß sich zu helfen.) Als mehrere Mitglieder der Leipziger Bühne sich zu einer Vorstellung in Halle vereinigt und in einem musikalisch-theatralischen Quodlibet der Tenorist die Arie des Tamino aus der Zauberflöte zu singen hatte, fehlte die hierzu nöthige Requisite, das kleine Miniaturgemälde. Was thut der Sänger in dieser Verlegenheit? Er lüftet sein Portemonnaie, holt einen harten Thaler heraus, und mit Hinblick auf solchen ertönt es schmelzend: Dies Bildniß ist bezaubernd schön!

Gemeinnütziges.

* (Obst aufzubewahren.) Pflaumen oder Zwetschen erhält man sich 3 bis 4 Monate lang auf folgende Art frisch: Man pflückt sie, wenn sie gerade reif werden, und noch an den Stielen fest bleiben mit denselben an einem trockenen Tage ab, bringt sie in eine luftige Kammer und lagert sie daselbst 2 bis 3 Tage, eine neben der andern. Dann packt man sie schichtenweise zwischen Weizenmehl in Fäßchen, so daß keine Frucht die andere berührt und jede vollkommen vom Mehl umgeben ist. Diejenigen, welche man zum Gebrauch herausnimmt, wischt man rein ab, legt sie in ein Sieb und hält dieses einen Augenblick über Wasserdampf in einiger Entfernung. — Eine andere vortheilhafte Methode, auch anwendbar bei Stachelbeeren, Kirschen, Mirabellen und ähnlichem Kernobst, ist folgende: Man thut das Obst in starke Zuckergläser, deren Hälse bis zu 3 Zoll weit sind. Die Gläser werden soweit mit diesem Obste gefüllt, daß die nasse Blase, womit man sie fest zubindet, dasselbe nicht berührt. So stellt man die Gläser, so viel ihrer auch sein mögen, zwischen Stroh in einen Kessel und gießt so viel kaltes Wasser in diesen, daß es etwa über die Hälfte der Flaschen geht. Man läßt jetzt das Wasser im Kessel eine Stunde lang kochen und nimmt, wenn es erkaltet ist, die Flaschen heraus. Sollte durch die Ausdehnung der Luft in den Flaschen die Blase geplatzt sein, so ergänzt man diese durch eine neue. Das Obst hält sich auf diese Art recht gut und zum Kochen ganz vorzüglich geeignet und unveränderter, als in der Dürre getrocknetes.

* Räthsel.

1. 4. 2. 5.
Ein Talisman bin ich in vielen Lagen —
In allen? nein — das möchte ich nicht sagen.
1. 3. 4. 7.
Wer durch dies Wort zum Geize ward getrieben,
Der möge holen 1. 4. 3. 6. 7.
1. 4. 3. 1. 6.
Na, hörst du meine Töne lustig schwirren,
Dann wird die Lust zum Tanze dich schon kirren.
4. 3.
Ein Ausruf bin ich auf verschied'ne Weise
Und auch bekannt als delikate Speise.
2. 4. 3. 5.
Wenn mich das Schicksal niemals fühlen lehrte,
Das ist ein Mensch, der selten noch entbehrte.
4. 5. 6. 2.
Wer seinem Feind großmüthig kann verzeihen,
Dem wird man dieses Prädikat verleihen.
7. 6. 1. 4. 2.
Wer sich befleißigt nach mir stets zu leben,
Braucht für Arznei und Arzt nicht oft zu geben.
7. 3. 1. 3.
Ein Berg bin ich in Helvetiens Gauen,
Auf dessen Gipfel du kannst Wunder schauen.
7. 6. 5. 4.
Oft kann ich euch zu Thaten kühn begeistern,
Doch Langeweil kann ich oft nicht bemeistern.
4. 3. 5.
Mißbrauche nie den Sinn von diesem Worte,
Sonst öffnet sich für dich des Kerkers Pforte.
2. 3. 4. 5. 6. 7.
Wird fehlen nicht im Kreise froher Zecher,
Denn ohne uns herrscht keine Lust beim Becher.
2. 3. 5. 6. 7.
Und wenn sich diese schwer und müde senken,
Dann ist es Zeit, um an den Schlaf zu denken.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Damit das Ganze neu sich wieder stärke
Wie sich's gebühret nach dem Tagewerke. R.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 74. Kaiserslautern, 15. September **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wander-Burschen-Lieder.

XII.

Heimkehr.

Herr Meister, gebt mir meinen Lohn
Denn meine Zeit ist aus;
Die Eltern rufen ihren Sohn,
Mein Lieb' den Schatz nach Haus.

Wozu ich in dem fremden Land'
In mir gelegt den Keim,
Das pflanze ich mit fleiß'ger Hand
Nun weiter fort daheim.

Lebt wohl drum Meister, Meisterin
Und Du mein herzig Kind:
Bewahrt mir einen treuen Sinn,
Ich glaub' ich hab's verdient.

Leb wohl! Du gute, heitre Stadt!
Auch Dir ein: Farewell!
Mein treuer, braver Kamerad,
Mein fleiß'ger Mitgesell.

Mit Liedern zog ich von Dir fort,
Wenn auch mit nassem Blick;
Mit Liedern, lieber Heimathort,
Kehr ich zu Dir zurück.

Was in die Fremde mit mir zog
An Fleiß, an Muth und Kraft
Hat sich vermehrt, verstärket noch
Auf meiner Wanderschaft.

— i —.

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte

von J. Klein.

(1. Fortsetzung.

Die Juni-Heuernte war total mißlungen, die niedrig gelegene „Hammrich" stand noch vom Winter her unter Wasser, und die Bauern hatten es nicht der Mühe werth gehalten, es ablaufen zu lassen, die Juli-Ernte war doch die Hauptsache. Daß diese aber wiede um, wie schon seit vielen Jahren mißlingen würde, das hatte Niemand für möglich gehalten und so war jetzt Noth und Sorge an allen Ecken. Nur ein Einziger war im ganzen Dorfe, der, wenn es auch knapp herging, doch sein Vieh nicht hungern lassen durfte und seine Kühe gut und wohlgenährt im Stalle stehen hatte.

Der Mann war überhaupt im Dorfe mißliebig, obwohl er keinem Menschen jemals ein Leid zugefügt, sondern mit Rath und That stets seinen Nebenmenschen zu Hülfe zu eilen geneigt war; seit der Zeit aber, wo überall Mangel drohte und er allein im Vollen saß, seit dem Tage war's doppelt schlimm und es fehlte wenig, daß man ihn nicht öffentlich eines Bündnisses mit dem Teufel beschuldigte.

Der „große Jürgens" wußte recht gut, was man über ihn dachte, aber er hatte dafür nur ein mitleidiges Lächeln, dennoch wurmte es ihn bisweilen, daß die Bauern verstockt genug waren, ihren eigenen Vortheil außer Acht zu lassen und das arme Vieh schwer leiden mußte, während es doch in ihrer Macht gelegen, so viel Heu wie sie bedurften unter Dach und Fach zu bringen. Nun, ändern ließ sich daran nichts und er hütete sich wohl an dem eisernen Willen eines frisischen Bauern rütteln zu wollen, da ließ sich nichts machen und der Himmel mit seinem andauernden Regenguß bewirkte gewiß mehr als er mit allem Predigen wohl vollbracht hätte.

Den Bauern aber verging mit der Zeit alle Courage, sie konnten draußen auf Wiesen und Feldern nichts machen, das Wasser nahm eher zu a's ab, wenigstens zerstörte ein Regentag Alles wieder, was ein paar Sonnentage gut gemacht. Der Herr Pastor wetterte in der Kirche von der Kanzel auf seine ruchlose Gemeinde, die durch ihr Leben den Zorn des Herrn auf sich geladen, daß seine Hand schwer auf ihnen ruhe und seine Zuhörer nahmen sich das in so weit zu Herzen, als sie jeden Pfennig zusammen hielten, um das zu ersparen, was sie verloren.

Nur mit Widerstreben willigten unter so traurigen Verhältnissen die stimmgebenden Bauern darein, die übliche Kirchweih abzuhalten, aber der Frohsinn der Jugend fiel gewaltig in die Waagschaale und den Bitten der Söhne und Töchter mußten die starren Väter nachgeben, trotz der Widerrede des Herrn Pastors, dem es unmöglich war, solchen Hochmuth und Starrsinn zu begreifen. Ihm war die Kirchweih immer ein Dorn im Auge gewesen, ebenso wie die Spinnstuben,

aber dennoch war es ihm nicht gelungen, das eine oder andere zu beseitigen.

Zwar verkündigte er seiner Gemeinde, daß die Strafe des Herrn einem solchen sündigen Treiben gegenüber nicht ausbleiben würde, nichtsdestoweniger aber begann gerade in dieser Zeit die Sonne recht hell und freundlich zu scheinen und es dauerte nicht gar lange, da begann das Wasser sich zu verziehen und nur in den tiefer gelegenen Wiesen blieb es einstweilen noch stehen. Zwar war die diesjährige Ernte total mißlungen, auch Roggen und Weizen standen so schlecht, wie seit langen, langen Jahren nicht, aber es war das ein Verlust, den die reichen Bauern wohl leicht überwinden konnten und so hatte das von allen Seiten sehnlichst herbeigewünschte Fest alle Aussicht ein fröhliches zu werden.

Es war ein Sonntag vor Kirchweih. Lachend und plaudernd standen die jungen Bursche und Mädchen nach dem Nachmittagsgottesdienste auf der Brücke vor dem Wirthshause. Es gab noch viel zu thun und viel zu verabreden.

„Ganz trocken," schrie gerade des Jan Adams Andreas als der Herr Pastor mit einem süßsauren Gesicht vorüberschritt. „Ich sage Euch, die Wiese ist nicht besser im Stande gewesen als heuer. Juchhe, da wird's gut werden."

„Die Butterhexe! die Butterhexe!" zischelten in diesem Augenblicke Bursche und Mädchen und alle Augen folgten der Richtung nach dem Kirchwege, von wo sie noch kommen mußte. Die Lisbeth wußte, daß man sie so nannte, aber sie ärgerte sich nicht darüber, sondern war stolz darauf. Mehr Butter, wie sie ihrem Vater ablieferte, konnte keine Bauersfrau nach der Stadt schaffen, und das kam, weil sie alles ordentlich zusammen hielt und niemals den Mägden eine Arbeit anvertraute, die ihrer Meinung nach nur der Frau oder Tochter des Hauses zukam. Lisbeth's Butter war dem Kaufmanne allemal einen Groschen mehr werth und mit diesen zusammengesparten Groschen hatte sie schon mehreren Armen eine Freude bereiten können.

Bei dem Andreas regte sich wieder der alte Muthwille als er die Lisbeth daherkommen sah. Er hatte es ihr noch nicht vergessen, daß sie ihm im Frühjahre einmal so gehörig die Wahrheit gesagt, seither aber noch keine Gelegenheit gefunden sich zu rächen. Als das junge Mädchen sich jetzt näherte, ihr Gesangbuch in der ungewöhnlich kleinen Hand, die Augen sittig zu Boden gesenkt, da trat er ihr rasch ein paar Schritte entgegen.

„Guten Tag, Nachbarin!" sagte er spottend.

Lisbeth sah den Burschen ruhig an.

„Guten Tag, Andreas!" entgegnete sie. Dann wollte sie auch den Uebrigen einen guten Tag bieten und dann weiter gehen, aber Andreas vertrat ihr den Weg.

„Ihr habt's ja schrecklich eilig, Nachbarin. Denkt wohl gar nicht daran, daß wir diese Woche Kirchweih haben, da giebt's noch mancherlei zu reden, oder — geht Ihr nicht hin? ist Euch wohl nicht fein genug dort?"

Die Lisbeth sah ihn groß und stolz an, sie verlor keinen Augenblick ihre Fassung und Ruhe.

„Laßt mich vorbei, wenn's beliebt, Ihr habt Euch um mich nicht zu kümmern. Was geht's Euch an, ob ich auf die Kirchweih geh' oder nicht. Mit einem solchen Raufbold, wie Ihr einer seid, werd' ich aber gewiß nicht gehen."

Flammende Zornesröthe stieg in Andreas Wangen, kaum konnte er seiner Wuth Herr werden, aber was sollte er machen. Lisbeth blickte ihn fast verächtlich an, dann schritt sie ruhig an ihm vorbei.

„Abgeblitzt!" lachte ein junger Bursche, der seine Befriedigung über diesen Ausgang der Sache nicht verbergen konnte, denn dem Andreas war eine kleine Demüthigung gar wohl gegönnt.

Andreas schleuderte ihm einen giftigen Blick zu.

„Ist wohl kein Wunder, wenn man mit einem solchen naseweisen Dinge anbindet," brummte er. „Aber was soll man machen? Ja, wenn's kein Weibsbild wäre! S' ist übrigens eine Sünde und Schande, daß die da in unserer Mitte ist," fuhr er grimmig fort. „Da müßt ein ganz ander Ding aufgespielt werden mit dem hochmüthigen Geschöpfe, das sich zehntausend Mal besser hält als unser Einen. Aber bah! Wenn die einen Finger ausstreckt, da tanzt Ihr Alle nach ihrer Pfeife und sie hat's Lachen hinterher."

„Hoho! So weit ist's noch nicht," vertheidigten sich Einige, die dem einen oder andern Mädchen zu Gefallen gingen und deren Eifersucht fürchteten.

Im Stillen gaben sie aber dem Andreas Recht. Ja, die Lisbeth war immer freundlich gegen Alle, aber sie wußten doch, wie's mit der Freundlichkeit bestellt war; sie zog Keinen vor oder sprach mit Keinem mehr, es unterlag keinem Zweifel, sie waren Ihr Alle nicht gut genug, wer wußte, wo hinaus die noch einmal wollte.

„Glaubt Ihr, daß die Lisbeth auf die Kirchweih ginge?" fragte ein hübsches, dralles Mädchen, das ohne die Lisbeth wohl die Schönste gewesen wäre.

„Sicher!" stöhnte Andreas. „Meint Ihr, die würde die schöne Gelegenheit unbenützt vorbeigehen lassen, Alle zu äffen? Nein, das wird wieder derselbe Spaß vom vorigen Jahr, ich freue mich schon im Voraus darauf. Will mir doch die Geschichte einmal genau ansehen. Guten Tag!"

Damit ging er mit Wuth im Herzen fort. Diejenige, die ihm schon so manche böse Stunde bereitet, sollte früher oder später einmal dafür büßen.

Draußen auf der großen Gemeindewiese war die Kirchweih im vollen Gange. Die jungen Bursche hatten dafür gesorgt, daß eine tüchtige Musikbande aus der Stadt gekommen war, denn der alte Hindermann, der privilegirte Musiker der Sonntagstanzpartien,

hatte das Zeitliche gesegnet, und überdies war dessen Musik, eine eigenartige Benutzung des Kuhhornes, zu altmodisch geworden, um noch seinen Zweck erfüllen zu können.

Jung und Alt, Klein und Groß war hinausgeeilt und tummelten sich lustig herum, es war ein gar fröhliches Leben und der Pastor sah von seinem Fenster aus verstohlen auf das ungewohnte Treiben — es war doch eine Abwechslung in dem ewigen Einerlei.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kaiser-Zusammenkunft.

Ueber die Bewirthung der kaiserlichen Gäste am Samstag im weißen Saale des Schlosses zu Berlin berichtet ein Spezial-Correspondent der „Wiener Presse:"

Die künstlerische Pracht der weißen Saales, mit seinen korinthischen Säulen aus je einem Stück Carrara-Marmor, mit den Marmorstatuen der zwölf Hohenzollern'schen Kurfürsten und den acht alten Provinzen Preußens, sowie die ausgezeichnetsten Staatsmänner, Feldherren, Gelehrten und Künstler Preußens darstellenden Fresken und Reliefs am Plafond ist bekannt. Die große Tafel war mit weißer Damastleinwand gedeckt, in die, wie man von oben aus der Loge deutlich sehen konnte, das preußische Wappen eingewirkt ist. Gespeist wurde auf Silber, und zwar die Suppe und Braten auf blankem, die kalten Speisen, Torten, Früchte, Dessert 2c. auf emaillirtem Silber. Die Bestecke waren bei den ersten Gängen aus Silber, später aus Gold. Weiß- und Rothwein stand in Glascaraffen, die mit reich ornamentirten Goldbeeisen beschlagen sind, auf der Tafel. Die ersten Gläser waren sehr einfach, dann kamen grüne Rheinwein-Römer, zuletzt hohe, nicht flache Champagnerkelche. Die zahlreichen Aufsätze waren nicht hoch, so daß die Conversation über die Tafel nicht behindert war. Die silbernen Aufsätze stellten Blumen- und Früchtegruppen auf flachen Postamenten, die goldenen antike Säulen dar, auf denen geflügelte Genien Schalen und Becher mit den Händen emporhalten. Natürliche Blumen waren nur sparsam angebracht. Die Livree der Diener ist reich, aber schwerfällig, breite rothdurchwirkte Silberborduren auf grünen Fracks.

Bevor der Hof erschien, herrschte im Saale sehr lebhafte Conversation. In der Mitte sah man Bismarck, Andrassy und Gortschakoff längere Zeit im Gespräch bei einander stehen. Um 4 Uhr kündigte der Ober-Ceremonienmeister Graf Alcontara-Stillfried durch dreimaliges Klopfen mit dem Stabe das Erscheinen der Kaiser und des Hofes an. Es hatte anfänglich geheißen, es werde diesmal der Kaiser von Rußland den Vortritt haben, nachdem ihn gestern beim Familiendiner der Kaiser von Oesterreich gehabt. Es war aber nicht der Fall. Zuerst erschien der Kaiser von Oesterreich, die Kaiserin Augusta führend, die ein silberdurchwirktes Seidenkleid, ein rothes Ordensband und ein Kronendiadem von großen Brillanten trug, dann erschien die Kronprinzessin, von dem russischen Kaiser geführt und als Dritter kam Kaiser Wilhelm, der an der Linken seine Tochter, die Großherzogin von Baden, führte.

Diese trug, als die einzige von allen Fürstinnen und Hofdamen, prachtvolle Blumen im Haar. Die Farbe der Kleider war vorherrschend weiß und lichtblau. Pagen, junge Adelige aus den Cadettencorps, in rothen Jaquets, mit weißseidenen Beinkleidern und Schuhen, riesigen Spitzencravatten und Jabotts trugen die Schleppen. Sehr schön sah es von oben aus, als die Damen mit den klafterlangen Schleppen langsam über das Parquet des Saales dahinzogen. Als die schönste Hofdame wird allgemein die junge Gräfin Seidwitz, eine schlanke Blondine, bezeichnet. Die Conversation während der Tafel war ungezwungen und sogar ziemlich laut.

Der Kaiser von Oesterreich sprach zumeist mit der Kaiserin, die trotz ihrer 61 Jahre noch eine sehr elegante und noble Erscheinung ist, Kaiser Wilhelm unterhielt sich in scherzender Weise mit den ihm gegenüber sitzenden Ministern Andrassy, Bismarck und Gortschakoff und mit dem russischen Feldmarschall Berg. Ein sehr ergötzliches Bild bot der alte Wrangel, den man zwischen zwei junge Hofdamen gesetzt hatte, mit denen, sowie mit dem ihm aufwartenden Pagen er sich sehr jovial unterhielt. Bismarck in seiner Ungenirtheit neigte wiederholt seinen Mund zum Ohr des Grafen Andrassy und sprach lang angelegentlich in denselben hinein.

Die Toaste wurden bald nach den ersten Gängen unter tiefer Stille der Versammlung, die sich stets erhob, gesprochen, dann folgte ein kurzer, einhelliger Hochruf und ein Tusch. Kaiser Wilhelm war nur schwer zu verstehen, dagegen klang das helle und scharf prononcirende Organ des Kaisers von Oesterreich laut und vernehmlich durch den Saal. Der Kaiser von Rußland stieß seine wenigen Worte im Commandoton so rasch und unverständlich hervor, daß er zu Ende war, ehe man wußte, wer sprach und was er sprach.

Die Tafelmusik wurde von der Kapelle des Kaiser-Franz-Garde-Regiments unter Leitung des Musikdirektors Haro ausgeführt, der der würdigste Nachfolger des verstorbenen Wieprecht ist und in diesen Tagen zum General-Musikdirektor befördert werden wird. Das Programm der Musik enthielt mit dem Walzer: „An der schönen blauen Donau" auch eine Huldigung für Oesterreich und Wien.

Von dem Menu kann der Berichterstatter versichern, daß es ausgezeichnet — roch. Auch ersah man daraus, daß wenigstens die Küche der Franzosen nicht aus dem Felde geschlagen wurde, sondern daß sie am Hofe des Deutschen Kaisers herrscht.

Feuilleton.

* Ueber die Appartements, welche der Kaiser von Oesterreich während seines Aufenthaltes in Berlin bewohnte, schreibt ein Berliner Correspondent Folgendes: Diese Königszimmer liegen im alten majestätischen Schlosse über der alten breiten Terrasse und der schönen Museumfront gegenüber. Unten dehnt sich der Lustgarten aus, der schönste öffentliche Platz von Berlin. Die Königskammern umfassen beiläufig 20 Gemächer, darunter den Garde du Corps-Saal und den Thronsaal. In denselben Räumen hat seiner Zeit Napoleon I. gewohnt, und vor demselben die geistreiche Königin von Schweden. Bewohnt waren sie ferner von der Prinzessin Amalie und von der Königin Sophie Dorothea. Uebertroffen wird diese Zimmergruppe vielleicht nur noch von den Paradezimmern, welche nur für besondere Festlichkeiten in der Hohenzoller'schen Familie benutzt werden. Im Garde du Corps-Saal befinden sich sehenswerthe deutsche Alterthümer, Rüstzeuge, Waffen u. dgl. Einige kostbare Bilder, darunter ein Teniers und van Dyk, schmücken die weiteren Gemächer. Im Thronsaale steht ein berühmter silberner Armsessel, und es hängt in demselben ein Kronleuchter von Bergcrystall, welcher auf 85,000 Thaler geschätzt wird. Von den Florentiner Mosaiktischen wurde einer von Friedrich dem Großen mit 30,000 Ducaten bezahlt. Werthvoll sind ferner die kunstvollen Schränke und Möbel, altdeutsche Arbeit, und eine sibirische Malachitvase, ein Geschenk des Kaisers Nicolaus.

* (Elsässer Ditsch.) Selbst an den Wirthshausschildern und Verkaufsbuden, schreibt ein Correspondent der „Presse," kann man sich vom Fortschritt des Deutschen im Elsaß überzeugen. Da kann man neben dem französischen Schilde angeschrieben sehen: „reißende herberche" (Herberge für Reisende), „brandewein, logirt vier Mann und fert" (Branntwein, Logis für Mann und Pferd.) In Straßburg steht links vom Eingange des Metzgerthores auf einem Schilde: Logiert, Brandewein, Bein, Bier, deutsche Biertschaft (Logis, Branntwein, Wein, Bier, deutsche Wirthschaft.) — Wir können Dem noch die bekannte Aufschrift, die man vielfach in Elsaß-Lothringen findet, beifügen: „Hier loschirt man zu Pferd und zu Fuß" (ici on loge à cheval et à pied, d. h. Wirthshaus für Fuhrwerk, Reiter und Fußgänger.)

* (Beim Haarbrennen.) Herr (zum Barbierlehrjungen): „Dummer Kerl, Du brennst mir ja die Ohren weg! Ich geb' Dir gleich was." — Principal: „O bitte, machen Sie sich keine Unkosten, er lernt erst."

Gemeinnütziges.

* (Spinat-Pudding.) Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen," und so wollen denn wir hier erzählen, daß uns letzte Woche im Gasthause zum „Ritter" in Heilbronn (den wir hierdurch bestens empfohlen halten wollen) ein Gemüse-Pudding so trefflich mundete, daß wie die Frau Wirthin um das Recept hievon angingen, das uns bereitwilligst gegeben wurde und hier folgt:

„Einige Hände voll Spinat (oder Mangold ꝛc.) werden rein gewaschen, in kochendem Salzwasser einigemal aufkochen gelassen, abgegossen, mit frischem Wasser abgeschwenkt, fest ausgedrückt und fein gewiegt. — $^1/_8$ Pfund Butter, leicht gerührt, 4 Milchbrod fein eingeschnitten, mit heißer Milch oder Fleischbrühe angefeuchtet, 6 Eigelbe, fein gewiegte Zwiebeln und Petersilie, Salz, Muskatnuß nebst dem Schnee von 6 Eiweiß unter die Masse gemengt. Eine Puddingform mit Butter bestrichen, die Masse eingefüllt und in kochendes Wasser gestellt, welches $^3/_4$ Stunde kochen gelassen wird.

Man gibt eine weiße Sauce dazu. Wenn man will, kann man $^1/_4$ Pfund Kalbfleisch fein unter die Masse hacken, und die Form mit Flecken auslegen, die man in 2 fingerbreite Streifen schneidet." — Probatum est!

* **Auflösung des Räthsels in Nr. 73:**

Es ist auf dieser eitlen Welt
Der stärkste Herrscher nur das Geld.
Gar Manchen stehet seine Gier sehr theuer,
Er wagt sich hoch zu haschen einen Geier.
Alles schweige, jeder neige,
Wenn zum Tanze spielt die Geige.
Das Huhn lebt froh, und frisch und frei.
Es legt uns auch das gute Ei.
Die Freiheit macht uns große Freud,
Verkümm'rung bildet sich zu Leid.
Ein Schmeichler kommt mit seinem Wedel,
Wir meinen dieses gar nicht edel.
Derselbe kann auch sein ein Flegel,
Er lebt nicht nach der Menschen-Regel.
Prachtvoll ist zu schau'n für die,
Die seh'n die Spitze des Rigi.
Ein Meister war der Dichter Göthe,
Er konnte jedem stehen Rede.
Gar Manchen hat es schon gereut,
Daß er geschworen falschen Eid.
Wo man singt, da laßt euch fröhlich nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.
Das Mädchen schnüret auf das Mieder,
Senkt dann die müden Augen-Lider.
Gut Nacht, beschütze mich mein Hüther,
Ich leg zur Ruh die müden Glieder.

Maikammer. Z.

Außerdem gingen uns richtige Auflösungen zu von Max Morgens in Speyer und J. Hammer hier.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 75. | Kaiserslautern, 18. September | 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

Vergeltung.

„O, kehre wieder auf die Bahn der Pflicht!"
Wie oft hat seine Mutter so gebeten;
Und auch wie oft hat er gefolgt ihr nicht,
Und die Gebote Gottes übertreten.
Wie oft hat Thränen er in ihrem Blick,
Der heißen Mutterliebe angstvoll Flehen,
Wie oft das stumme Wort: „Zurück! Zurück!"
In ihrem treuen Mutteraug' gesehen.

Stumm ist ihr Mund nun und ein Hügel deckt
Das Herz, das nur für ihn gelebt, gelitten;
Und keine Sehnsucht, keine Reue weckt
Es wieder auf, die Schuld ihm abzubitten.
Wie oft hat er die Mutterhand verschmäht
Die liebend ihm Verzeihung dargeboten: —
Nun ist die Zeit versäumt, es ist zu spät
Wenn er Vergebung suchet bei der Todten.

Er wurde älter, das Vergang'ne ward
Von ihm im Strom der Lethe eingesenket,
Als für die Mutter, die man eingescharrt,
Das Schicksal ihm ein treues Weib geschenket.
Und als dies Weib ein Kindlein ihm gebar,
Das lallend seine Aermchen nach ihm strecket;
Als es den Vaternamen stammelt, war
Längst das vergessen, was das Grab bedecket.

Doch als das Kind den Lockungen der Welt,
Die sich ihm nahen — seinen Sinn bethörend —
Sein reines Herz zum Opfer bringt und fällt,
Nicht auf das Fleh'n des Vaterherzens hörend;
Als tief und tiefer ihren Stempel drückt
Die Sünde in des Kindes zarte Glieder,
Da, in dem tiefsten Seelenschmerz', erblickt
Er seiner armen Mutter Schatten wieder.

Da steht vor ihm der eig'nen Jugend Bild,
Und die Verheißung: wie Gott jede Sünde
Des Vaters strafet, aber auch vergilt
Des Vaters Tugend.
Da glaubt zu hören er der Mutter Wort:
„Nun fühl'st Du den Schmerz, den ich erduldet;
Die eig'ne Schuld erbt auf Dein Kind sich fort;
Dir heut' vergeltend was Du einst verschuldet!"

F. H.

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte
von J. Klein.

(2. Fortsetzung.)

Der Pastor war aber nicht der Einzige welcher, wenigstens einstweilen noch, daheim geblieben war. Auch im Hause des „großen Jürgens" war's noch lebendig, obwohl Knechte und Mägde bereits hinausgeeilt waren. Am Nachmittage, kurz vorher als Jürgen mit Frau und Tochter gleichfalls gehen wollten, war ein Bote aus dem benachbarten Flecken vom Herrn Doctor gekommen und hatte Jürgen bitten lassen, ihn und seine Familie nach dem ländlichen Feste mitzunehmen. Jürgen war ein guter Freund des Doctors: er war einst eine Zeitlang mit ihm auf der Ackerbauschule gewesen, da der Docter erst mit seinem zwanzigsten Jahre den Entschluß aufgab, sich ein Gut zu kaufen und dafür den Doctorhut zu ergreifen.

Jetzt war derselbe Arzt in dem benachbarten Flecken, hatte eine ausgedehnte Kundschaft, die er wohl auszunutzen verstand, da zu derselben nur reiche Bauern gehörten, und seine nahe an Geiz grenzende Sparsamkeit hatte ihm jetzt schon ein Stück Geld zusammen gewürfelt, daß er in Ruhe und Frieden sein Leben hätte beschließen können.

Aber damit war es nichts. Er fühlte sich noch rüstig und wenn er in seiner altersschwachen Kalesche saß und die wackere Rosinante von dem tauben Thomas durch immer drohendere Hiebe zu Extravaganzen verleitet wurde, dann hätte er mit keinem Könige getauscht, wie viel weniger mit einem in den Ruhestand versetzten Landphysikus.

Lisbeth stand in nicht sehr heiterer Stimmung am Fenster und lauerte auf den erwarteten Besuch. Sie war recht hübsch und sauber gekleidet, aber ohne den geringsten Schmuck. Ein blaues Wollkleid, welches ihr der Vater zur Kirchweih geschenkt, umschloß knapp ihre schlanke, aber wohlgeformte Gestalt und der schichte weiße Kragen schien eigens dazu angebracht, die Sauberkeit und Accuratesse, womit sie sich umgab, zu erhöhen.

Gold und Silber verschmähte Lisbeth, obwohl die Mutter drinnen im Schranke manches werthvolle Stück liegen hatte. Einestheils liebte sie den glitzernden

Kram nicht, andererseits waren ihr die erblichen Ketten, Ringe, Halsbänder u. s. w. zu alterthümlich und schwerfällig, um sie schön finden zu können.

Sie hatte sich so auf das Fest gefreut, daß sie in diesem Augenblicke, obwohl sie den alten Doctor sonst gern hatte, ihm ernstlich zürnte, weil er sie von der einzigen Freude, die sie im ganzen Jahre genoß, zurückhielt.

Aber Minute, auf Minute verging und der alte Wagen, dessen unheilvolles Rasseln sie längst kannte, kam nicht. Von der Wiese her klangen die lustigen Weisen der Tanzmusik herüber, aber so viel und ungeduldig sich auch die Füße bewegten — noch immer nichts.

Da — endlich! Wie elektrisirt sprang Lisbeth in die Höhe. Unten vom Dorfe her, gerade aus der Richtung, woher der Doctor kommen mußte, hatte sie den wiederholten Peitschenschlag vernommen, womit Thomas seinen Gaul auf liebevolle Weise zu größerer Eile anzutreiben suchte, und sie hatte sich nicht getäuscht.

Wenige Minuten später vernahm sie auch das Rasseln des Wagens auf dem holperigen Straßenpflaster, aber diesmal so langsam und quitschend, daß Lisbeth mit unwillkürlicher Angst jeden Augenblick das gänzliche Aufhören des ihren Ohren wie Musik ertönenden Gerassels vermuthete.

Aber nichts Derartiges. Noch ein paar Mal wurde tüchtig zugehauen, der wackere Gaul sprang, vielleicht von der heiteren Musik angeführt, lustig in die Höhe und dann stand der Wagen vor der kleinen Gartenpforte.

So ärgerlich Lisbeth auch noch kurze Zeit vorher gewesen, ihr Zorn war im Nu verraucht, als sie das freundliche Gesicht des Doctors um die Ecke blicken sah und mit ihrer gewohnten Lebendigkeit eilte sie hinaus, um die Gäste zu empfangen.

Zuerst stieg der Doctor aus, dann seine Frau, dann ein, zwei, drei — vier — barmherziger Himmel! — fünf junge Mädchen und — nothwendiger Weise mußten sie unter den Bänken gesessen haben — drei kleine Knaben. Armer Wagen, armer Thomas, armer Gaul und noch ärmere Insassen des „Wagen" genannten Gefährtes! Zehn Personen bei sechsundzwanzig Grad Réaumur in diesem Raume eingepferch!

„Na, Gott Lob und Dank!" pusterte der alte Doctor. „Das kommt davon, wenn man ein Narr ist und sich auf seine alten Tage noch zu solchen Dingen verleiten läßt. Heraus damit! Denke, warm genug ist's Euch drinnen geworden!"

Und der Doctor eilte in's Haus, während die Damen noch beschäftigt waren, die mit zahllosen Vollants und Garnituren besetzten Mousselinroben wieder in Ordnung zu bringen, was die Fahrt indessen zur totalen Unmöglichkeit gemacht hatte.

Lisbeth unterhielt sich mittlerweile unbefangen mit der alten Doctorin, welche das hübsche saubere Landmädchen fast verwundert betrachtete. Sie machte einen äußerst günstigen Eindruck in ihrer Einfachheit und Zierlichkeit und durfte getrost einen Vergleich mit den Damen aushalten.

Als die Gesellschaft ein paar Minuten später in das Haus trat, saß der alte Doctor schon an der wohlbesetzten Tafel und sprach den guten Dingen gehörig zu. Man sah es ihm an, daß ihm das mundete, hatte er doch kaum Zeit, den „großen Jürgen" zu begrüßen.

„He, Jürgens, ich denke, Du läßt den alten Gaul einmal absuttern! Thomas nimmt auch was, wenn Du's ihm anbietest," sagte der alte Doctor endlich, einen Augenblick Messer und Gabel zur Seite legend. „Wenn man so etwa fünf Stunden —"

„Fünf Stunden?" unterbrach ihn Jürgens.

„Nun ja, gerade noch einmal so lange als sonst. Dafür hat der Rappe aber auch vierzehn Menschen nach hier geschafft, denn Du mußt wissen, es kommen noch vier nach, mein Sohn und noch so ein paar Kumpane. Diese und die Mädels haben abwechselnd ihre Beine brauchen müssen."

Der Doctor hatte kaum seine Worte beendet, als frische, jugendliche Männerstimmen gehört wurden, welche rasch näher kamen. Bald darauf sah man vier junge Männer den Gartenzaun entlang schreiten.

Der Doctor rieb sich vergnügt die Hände.

„Alle Wetter," rief er, „das Herz geht einem auf, wenn man sich so durch seine Kinder in seine jungen Jahre zurückversetzt sieht. Es sind Prachtkerle und Leben werden sie hineinbringen, so viel ist gewiß. Herein, Jungens," schrie er zum Fenster hinaus, „stärkt Euch an Leib und Seele und dann kann's losgehen."

So sicher sich Lisbeth auch den Damen gegenüber gezeigt hatte, sie erröthete wie eine Pfirsichblüthe, als die jungen Leute in die Stube traten. Sie hatte alle Lust und Freude an dem Fest verloren und wäre weit lieber nicht hingegangen als in dieser Gesellschaft, wußte sie doch nur zu gut, wie man mit Fingern auf sie zeigen würde. Aber ändern ließ sich daran nichts, sie konnte nur gute Miene zum bösen Spiel machen, auch besaß sie zu viel Takt, um durch ein unfreundliches Gesicht ihre Gefühle zu verrathen.

Es war spät geworden, als sie sich endlich nach der Gemeindewiese begaben. Die Gesellschaft war bis auf Lisbeth, welche ein unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken konnte, in der heitersten Stimmung. Der Sohn des Doctors hatte Lisbeth seinen Arm angeboten, aber sie weigerte sich, ihn anzunehmen und so schritten sie nebeneinander her in lebhafter Unterhaltung. Wer Beide sah, konnte nicht wohl den Gedanken unterdrücken, daß das ein hübsches Paar sei, wenn Lisbeth's Schüchternheit auch eigenthümlich gegen die Lebhaftigkeit ihres Begleiters abstach.

Als sich die ungewohnte Gesellschaft der Stelle näherte, wo das ganze Dorf sich bis auf die Krüppel und Lahmen versammelt hatte, machte sich dort augenblicklich eine große Bewegung bemerkbar. Aller Augen

wandten sich den Ankommenden zu und obwohl der Doctor ein guter Bekannter war, da es keinen anderen Arzt in der Umgegend gab, so sah man ihn doch heute, da er in Begleitung einer solchen Gesellschaft kam, mit scheelen Augen an.

Am meisten ärgerten sich die Bauernbursche, denn sie vermutheten nicht mit Unrecht, in den Stadtherren auch von den Landschönen bevorzugte Tänzer zu sehen; Andreas aber konnte seines Aergers nicht Herr werden.

„Da, nun lauft hinter der Butterhexe her, die hat sich noble Gesellschaft mitg'bracht," höhnte er seine Kameraden. „Seht doch, wie fein! Mich will bedünken, als sehe sie erst jetzt aus, wie sie aussehen muß und wäre nun erst in ihrem richtigen Zeuge."

Der alte Doctor wußte aber gar bald wieder das richtige Leben in die Versammlung zu bringen und die Störung war vergessen. Der Tanz begann von Neuem, die Einzige, welche nicht tanzte, war Lisbeth. Der Sohn des Doctors hatte sie zum Tanze führen wollen, allein sie schützte vor, noch nicht dazu aufgelegt zu sein, in Wahrheit aber wollte sie es vermeiden, die öffentliche Meinung herauszufordern.

Sie sah sich aber sehr getäuscht, wenn sie glaubte, einer ihrer Bekannten würde sie zum Tanze holen. Andreas hatte gut genug dafür gesorgt, daß Keiner den Versuch machte, mit dem hochmüthigen Mädchen anzubinden. Keiner wollte sich überdies der Spottsucht des Andreas aussetzen, gab's doch außer Lisbeth hübsche Mädchen genug, warum gerade mit ihr tanzen?

Es dauerte jedoch nicht gar so lange, da hatte die Lisbeth es heraus, warum sie allein übrig blieb und schnell genug war ihr Trotz erwacht. Sie wollte es den Burschen zeigen, daß sie ihrer nicht bedurfte und im nächsten Tanze flog sie am Arme eines der jungen Stadtherren lustig dahin. Ihr rosiges Gesicht strahlte vor Vergnügen und die Unbefangenheit ihrer Unterhaltung, ihre natürliche Munterkeit trug nicht wenig dazu bei, den Zauber ihrer Erscheinung zu erhöhen.

Selbst die verwöhnten Studenten begannen ihre mitgebrachten Damen, die Apothekerstöchter, zu vernachlässigen und suchten dem hübschen Landmädchen zu gefallen und der Sohn des alten Doctors schwur hoch und theuer, er könne der Lisbeth zu Liebe den ganzen Plunder von Gelehrsamkeit abstreifen und ein ehrbarer Ackerbauer werden.

Die Studenten glaubten dies zwar ohne Zuhörer verhandelt zu haben, allein sie waren doch beobachtet worden. Während sie beim Glase Bier in der schattigen Lindenlaube saßen, war seitab von dem Weg her ein junger Mann gekommen, der beim Anblick der Versammelten seine Schritte mäßigte und gleich darauf hinter der Laube verschwand.

Als sie sich jetzt entfernt hatten, trat er hervor — es war Andreas.

Wer den starken Burschen vor einer Stunde sich hatte im Tanze drehen sehen, mit braunrothen Wangen, dem konnte es passiren, daß er ihn in diesem Augenblicke nicht wieder erkannte. Er nahm den von den Studenten verlassenen Platz wieder ein und trocknete sich mit dem buntseidenen Taschentuche die hellen Schweißtropfen von der Stirn.

In diesem Augenblicke näherten sich vom Tanzplatze her zwei hübsche Mädchengestalten — Lisbeth und die Tochter des alten Doctors. Letztere hatte den Arm vertraulich in den des Landmädchens geschoben und Lisbeth's freudestrahlendes Gesicht verrieth, daß von ganz angenehmen Dingen die Rede war.

Andreas wäre gerne davon gelaufen, aber es war unmöglich und so war er gezwungen, die Unterhaltung der Mädchen vollständig anzuhören.

„Ich möcht's wohl," sagte Lisbeth. „Es ist immer mein Herzenswunsch gewesen, einmal von hier fort zu kommen, um andere Leute zu sehen und kennen zu lernen. Die Mutter ist jetzt, Gott sei Dank! gesund und könnte mich schon eine Zeitlang entbehren, und der Vater? Ach, den wollte ich gar bald überreden, der sagt, es ist immer besser, wenn man Land und Leute kennen lernt, als Zeit seines Lebens daheim hockt und die Scholle nicht verläßt, auf welcher man geboren ist. Wenn Ihr meint, Fräulein, daß sich ein Plätzchen in Eurem Hause finden ließe —"

„Ach, gewiß, gewiß," unterbrach die Tochter des Doctors Lisbeth lebhaft. „Unser Haus ist groß genug. In ein paar Tagen reisen die Freunde meines Bruders wieder ab und dann ist das Haus so leer und einsam, daß man sich beinahe darin fürchtet. Wenn Ihr's könnt, Lisbeth, so kommt nur ja zu uns, denn ich kann mir nicht denken, daß Ihr einmal einen Bauern heirathen wollt, sah ich doch keinen einzigen unter dieser Schaar, der für Euch passen möchte und da ist's doch am Ende nothwendig, daß Ihr auch den Stadthaushalt erlernt."

Lisbeth erröthete über und über.

„Ach nein, Fräulein, um den Stadthaushalt ist mir's justement nicht zu thun. Ein Bauernmädchen thut am Besten, da zu bleiben, wo es hingehört; wenn die in die Stadt geht, da wird nie was Rechtes d'raus. Aber auch ohne dies möchte ich einmal von hier fort, es ist doch besser. Ich will mir die Sache mit dem Vater überlegen. Wann darf ich denn kommen?"

„Sobald Ihr wollt, Lisbeth, auch heute schon, es kann Platz gemacht werden, allein wenn Ihr noch ein paar Tage wartet, so ist das Haus ausgeräumt, die Freunde meines Bruders gehen übermorgen fort."

Mehr hörte Andreas nicht, aber für ihn war es übergenug. Er war noch bleicher als vorhin geworden, die Lippen hatte er fest zusammen gepreßt und seine Hände ballten sich krampfhaft.

„Ha! also so weit ist die Sache schon gediehen, das geht schnell," murmelte er höhnend. „Und doch, doch — hätte ich mir das denken können! Aber bah! Was kümmert's mich? Was geht mich die Lisbeth an? Mag sie den Firlefanz heirathen, mir ist's gleich."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Zigeuner-Colonieen) in Elsaß-Lothringen sind eine der größten Eigenthümlichkeiten des Landes. Der Hauptsitz derselben befindet sich genau auf der Grenze der beiden Provinzen in den großen Wäldern zwischen Bitsch (Lothringen) und Reichshoffen (Elsaß). Folgt man einer der diese Wälder durchschneidenden Straßen, dann gewahrt man bald zu beiden Seiten einzelne in die Felsen gearbeitete Höhlen oder an dieselben sich anlehnende, höchst primitive elende Hütten, aus denen öfters Rauch aufsteigt. Ist das Wetter schön, so bieten sich auch bald lungernde, faulenzende Gruppen von lumpig bunt gekleideten Gestalten mit brauner Hautfarbe dar. Alles, was die Einbildungskraft der Maler und Bühnen-Dekorateure uns von dem Zigeunerleben vorzustellen gesucht, zeigt sich hier aus erster Hand in greifbarster Wirklichkeit. Der zerklüftete felsige Boden gewährt die reichste Abwechselung, welche noch durch den großen Unterschied im Baumwuchs vermehrt wird. Bald sehen wir mächtige Hochstämme, bald niederes Buschwerk zwischen den Felsen und Schluchten, bald kahle Stellen. Und dazwischen hin und wieder eine vereinzelte Zigeunerhütte oder Höhle, bald eine ganze Gruppe derselben beisammen Diese Zigeuner-Colonieen gehören fast alle zu den Gemeinden Bärenthal, Meisenthal und Götzenbrück, besonders zu dem erstgenannten Orte. Sie sind unbedingt die zahlreichsten Niederlassungen dieses Völkchens im ehemaligen Frankreich. Die hier wohnenden Zigeuner stehen mit ähnlichen Ansiedelungen in Westfalen (ich weiß nicht mehr, in welchem Kreise) im Verkehr. Sie bilden die wandernden Truppen, welche sich in allen Dörfern Elsaß-Lothringens durch Schauspiel, Musik, Wahrsagen, Betteln, Viehheilungen, Quacksalbereien und ähnliche Gewerbe ihr Leben fristen. Sie stehlen auch, doch meist nur unbedeutende Gegenstände, Lebensmittel und zuweilen auch Kleinvieh, Schafe, Ziegen u. s. w. Gelddiebstähle und Einbrüche sind ihnen zu gewagt.

* (Wahrheitsliebe.) Frau von Lutsch kommt zum Kaffee und erkundigt sich bei der Dame des Hauses, warum die Schnabel noch nicht da sei, worauf die Hausfrau erwidert, dieselbe sei unwohl. Das 5-jährige Töchterchen: „Mama, Du sagst immer, das Lügen sei eine Sünde, und thust es nun selbst; die Frau von Schnabel war gerade hier und sagte, ja wenn die Lutsch heute kommt, gehe ich lieber, denn die ist mir gar zu dumm!"

* (Ein natürliches Wetterglas) gibt, so schreibt ein Herr L. Hermann im „Gewerbeblatt für Württemb.", meinen Erfahrungen zufolge der Blutegel ab. Ich habe stets einen Blutegel in einer 1 Pfund Wasser haltenden Gasflasche in meinem Fenster stehen, und kann versichern, daß derselbe das Wetter bisher untrüglich angezeigt hat. Die Flasche ist drei Viertel hoch, mit Wasser angefüllt und wird mit dem Wasser im Sommer alle 8 Tage, im Winter alle 14 Tage gewechselt. Die Oeffnung der Flasche ist mit einem Stückchen grober Leinwand überwunden. Liegt der Blutegel früh ohne alle Bewegung auf dem Boden des Glases und rollt sich wie eine Schnecke zusammen, so tritt anhaltendes schönes und heiteres Wetter, sowohl heiteres Sonnenwetter, als heiteres Frostwetter ein. Ereignet sich Regen oder Schnee, so kriecht der Blutegel bis in den Hals der Flasche und bleibt daselbst so lange sitzen, bis die Witterung wieder heiter wird. Tritt Wind ein, so schwimmt das Thier außerordentlich geschwind im Wasser hin und her und wird nicht wieder ruhig, bis der Wind wirklich eintritt. Einige Tage vor einem starken Gewitter, mit Sturm und Regen verbunden, hält sich der Blutegel stets außer dem Wasser auf, ist äußerst unruhig und wirft sich heftig, gleichsam, als hätte er convulsivische Anfälle, hin und her.

* (Die glückliche Roßkur.) Doctor: „Sie haben nicht glauben wollen, Herr Rittmeister, daß ich die Kugel dem Gaul herauszöge! — da ist sie!" — Rittmeister: „Der Teufel! — Und's Roß?" — Doctor: „—'s Roß — das liegt da, das ist zufälligerweise dabei crepirt. — Aber Recht habe ich doch gehabt, daß ich die Kugel herausbrächte."

* (Fruchtbare Gegend.) Finanzminister: „Habt Ihr hierherum gutes Wachsthum?" — Bauer: „O ja! wenn sonst nichts wächst, so wachsen die Steuern."

Gemeinnütziges.

* (Methode der Chinesen, Weintrauben aufzubewahren.) Dem Vertreter der sächsischen Handelsinteressen in China und Japan während der preußischen Expedition nach Ostasien unter Graf Eulenburg, Herrn Schieß, fiel es in Teenstein, in China, auf, noch im Monate Mai vorzügliche Weintrauben zum Dessert zu bekommen und er theilt in seinen neu herausgegebenen Reiseberichten Folgendes hierüber mit: Die Chinesen schneiden von einem reifen Kürbis einen Deckel ab, so daß das entstandene Loch bequem das Aushöhlen desselben mit der Hand zuläßt. Alsdann legt man die reifen Trauben behutsam hinein, und verschließt durch den Deckel den Kürbis wieder sorgfältig. An einem kühlen Orte aufbewahrt, erhalten sich die Trauben in vollständiger Frische sehr lange Zeit. Für Diejenigen, welche sich dafür interessiren, mache ich jedoch die Mittheilung, daß nach angestellten Versuchen sich nicht alle Kürbisse dazu eignen. Feine Speisekürbisse haben zu saftiges Fleisch; dieses geht, nachdem die Frucht einmal angeschnitten ist, schnell in Fäulniß über.

Unserer Ansicht nach eignen sich dazu nur gewöhnliche Feldkürbisse, die eine harte Rinde haben.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 76. | Kaiserslautern, 22. September | 1872.

† Robert Prutz.

Eine höchst würdige, erhebende Feier war es, welche der Stettiner Handwerker-Verein zu Ehren des verstorbenen Dichters Robert Prutz veranstaltet hatte. Der Prolog, von Hermann Grieben gedichtet, wurde von Herrn Kühne vorgetragen. Die Gedächtnißrede hielt Herr Emil Rittershaus (aus Barmen.) Mit folgendem Nachruf schloß Letzterer seine Rede:

Ja, Freund, du lebst, du bist nicht todt! Dein Leib ist nur zu Grab getragen,
Doch nicht dein Geist! O nimmermehr! Die nach des Eintags Wonne jagen,
Die sich nur leben, nicht der Welt, des flücht'gen Augenblicks Genusse,
Die mögen zittern vor dem Tod und seinem eisig kalten Kusse.
Die werden des Vergessens Raub, die schlafen ohne zu erwachen,
Und in die Winde streut den Staub des Todes Hand mit bitt'rem Lachen.

Sie lebten nicht, sie waren nur lebendig! — Laßt sie still verwesen,
Sie, die hienieden nur geglaubt der schnöden Selbstsucht Lügenthesen!
Sie waren mächtig, waren reich. — O Gott, ihr habt es nie erfahren,
Wie bettelarm bei allem Gold im Herzen jene Nullen waren,
Die eine Geltung nur erborgt, verzehnfacht schienen, jene Klugen,
Weil sie nur Eins — das Glück — verehrt, und diesem Eins die Schleppe trugen! —

Poet, Poet, du bist nicht todt! In jeder Seele lebst du wieder,
Die sich begeistert, sich erfreut am hellen Vollklang deiner Lieder!
Du lebst in jedes Mannes Brust, der mitkämpft für der Freiheit Fahnen;
Du hauchst des Streites frische Luft in's Herz der Jugend, zeigst die Bahnen
Des Ideals mit fester Hand, den Preis, um den es gilt zu ringen
Das wir dem deutschen Vaterland zur Einheit auch die Freiheit bringen! —

Dich ruf' ich her, du theurer Freund! Komm her, geh' heimlich Reih' an Reihe
Und frage, ob ein Jeder sich wie du dem Dienst des Edlen weihe!
Um jede Stirn laß' heute weh'n leis' deines Geistes Odemzüge,
Denn, wer in deinem Geist nicht lebt, dem wird dies Fest zum Fest der Lüge,

Der schleiche schamerfüllt beiseit, denn nicht geziemt's ihm hier zu sitzen,
Doch, die ihr Freund dem Dichter seid, laßt euch von seiner Kraft durchblitzen!

Gelobt in dieser Stund' mit mir, auf seinen Bahnen fortzuwandeln!
Der Freiheit treu sein wollen wir im Denken, Leben und im Handeln!
Mit gradem Wort und off'nem Blick, nicht träumen nach Phantastenbrauche
Doch kämpfen für der Menschheit Glück bis zu des Daseins letztem Hauche!
Ob hell der Tag, ob uns umtobt der Sturm des Unglücks, kein Erlahmen! — —
Du hast gehört, was wir gelobt! In deinem Geiste sag' ich Amen!

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte.

(3. Fortsetzung.)

Trotzdem Andreas sich mit Gewalt in die Ruhe hineinreden wollte, so wischte er sich doch wieder die hellen Schweißtropfen von der Stirne, die die Hitze dort wohl nicht allein hervorgebracht hatte. Er war fest überzeugt, daß er die L.sbeth hasse, daß er ihr alles Schlechte gönne und doch mußte er sich gestehen, daß er eine ungewöhnliche Theilnahme an ihrem Geschicke verrieth. Vergebens sann er darüber nach, von welcher Stunde her sich wohl die gegenseitige Abneigung nachrechnen ließ und er wußte dafür eigentlich keinen Anfang und sah davon kein Ende. Es wae immee so gewesen, von Kindsbeinen an und würde auch so bleiben, so viel stand fest, vielleicht, daß ihre Wege sich trennten und dadurch ein unbegründeter Haß sein Ende erreichte.

Seit der Kirchweih war Andreas aber wie umgewandelt, Vater und Mutter betrachteten ihn kopfschüttelnd Sonst hatte er oftmals im Hause herumgetobt, daß den Knechten und Mägden angst und bange geworden war, jetzt kümmerte er sich um Nichts mehr und ließ Alles seinen Gang gehen, wie es wollte.

Niemand wußte, was in ihm vorging, aber der Vater war durchaus nicht mit dieser Träumerei zufrieden und meinte, Andreas müsse heirathen, das sei die beste Medicin für ihn.

Mittlerweile war ein Termin für Lisbeth's Uebersiedelung in das Haus des Doctors festgesetzt. Tag aus Tag ein waren Schneiderin und Putzmacherin im Hause, um die unvollkommene Garderobe des Landmädchens zu modernisiren. Lisbeth hielt das freilich wegen ein paar Monate nicht für nöthig, aber Jürgens wollte nicht, daß sein Kind zurückstehen sollte und da es einmal den Wunsch ausgesprochen, das Haus des Vaters auf kurze Zeit zu verlassen, so sollte das auch in einer Weise geschehen, wie es sich gehörte.

Lisbeth's Absicht wurde natürlich im Dorfe schnell

genug bekannt und an lästernden Zungen, die da irgend eine Absicht versteckt suchten, fehlte es wahrlich nicht. Andreas hatte dafür gesorgt, daß die Worte, welche der Sohn des Doctors auf der Kirchweih ausgesprochen, in sehr veränderter Form bekannt geworden waren und wenn Andreas es späterhin auch bereute, zurücknehmen ließ er sich nicht mehr und so kam es gar bald so weit, daß man Lisbet's Abreise mit dem Sohne des Doctors in Verbindung brachte.

Endlich war Alles geordnet. Morgen mit dem Frühesten sollten die „Braunen" vor den nagelneuen Jagdwagen gespannt werden und Jungfer Lisbeth fortbringen. Kisten und Koffer waren gepackt und Lisbeth beschloß, diesen Abend noch einmal über den Kirchhof, der mitten im Dorfe lag, zu der Tante Anna zu schlüpfen, um sich dort zu verabschieden.

Die Dämmerung war leise hereingebrochen und obwohl man Lisbeth nicht gerade furchtsam nennen konnte, so überwand sie doch niemals das unheimliche Grauen, welches sie immer beschlich, wenn sie sich zwischen den schmucklosen Hügeln mit der schwarzen, sargähnlichen Holzüberbrückung befand. Auch am heutigen Abend beschleunigte sie ihre Schritte um ein Bedeutendes, nahm sich aber vor, auf dem Heimwege lieber den kleinen Umweg an dem Pfarrhause vorbei zu machen, als nochmals den Kirchhof zu betreten.

Die Tante hielt Lisbeth länger als sie gedacht und als sie den Heimweg antrat, da rief der Nachtwächter schon die zehnte Stunde. Der Mond schien hell und klar vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel und die Sterne funkelten gar prächtig.

Es war eine schöne warme Sommernacht, aber Lisbeth beschleunigte ihre Schritte darum nicht weniger, um zehn Uhr ging der Vater zu Bett und er hielt auf Pünktlichkeit und Ordnung. Eilig schlüpfte sie an der Kirchhofsmauer entlang und war schon in der Nähe des Hauses angelangt, als ihr plötzlich eine Männergestalt in den Weg trat, gleichsam wie aus der Erde gewachsen.

Lisbeth stieß einen halben Schreckensruf aus, aber gleich hatte sie sich wieder gefaßt, als sie beim schwachen Scheine des Mondes Andreas erkannte.

„Lisbeth!" stieß er leise, beinahe athemlos hervor, „ich habe Euch aufgelauert, ich lasse Euch nicht fortgehen — Ihr —"

Lisbeth erschrak bei diesen Worten. Sie hatte längst davon gehört, daß der Andreas so eigenthümlich geworden sei und sie sah es auch oft an seinem verfallenen Gesichte, daß mit ihm etwas Besonderes vorgefallen sein müsse und in diesem Augenblicke dachte sie mit Entsetzen daran, daß er wohl gar krank sei.

Sie wollte ohne Erwiederung, bleich vor Schrecken, an ihm vorbeieilen, aber er bemerkte ihre Absicht und vertrat ihr den Weg.

„Ja, seht mich nur nicht so an, Lisbeth, ich lasse Euch nicht durch — lasse Euch auch nicht fort, Ihr müßt mich anhören. Lisbeth, geht doch nicht nach N. — geht nicht zu dem Doctor."

(Fortsetzung folgt.)

† Am Grabe Feuerbach's.

Was von Ludwig Feuerbach sterblich war, ist der Erde übergeben worden. In unabsehbarer Länge ging der Zug von Bürgern aller Stände und von Vereinen mit Musik und Fahnen nach dem Johanneskirchhofe Nürnbergs, wo Albrecht Dürer und Hans Sachs ihre Ruhestätte haben. In der südöstlichen Ecke harrte das Grab, um, zur Vervollständigung der großen Dreiheit, dem Künstler und dem Volksdichter auch den Philosophen zu gesellen. Mancher Lorbeerkranz wurde auf den Sarg und das Grab gelegt, so von Dr. Mook im Namen der freireligiösen Gemeinde, von Dr. Baierlacher im Namen von Freunden, von Fabrikant Stief im Namen des Bürgervereins, von Memminger im Namen der Socialdemokratie, von Dr. Bayer für das freie deutsche Hochstift Frankfurts und von H. v. Khenikoff im Namen der Freidenker Italiens. Die Gedächtnißrede hielt auf ausdrücklichen Wunsch der Familie der frühere Prediger der freireligiösen Gemeinde Nürnbergs, Herr Carl Scholl; wir entnehmen derselben*) einige der bedeutsamsten Ausführungen, die um so beachtenswerther sind, als der Redner nicht blos ein eifriger Schüler, sondern auch ein langjähriger Freund Feuerbach's war.

Nach einigen einleitenden Gedanken fuhr der Redner fort: „Es ist hier nicht der Ort, um in eingehender Weise von Dem zu sprechen, was er als Denker, als Forscher, als Schriftsteller auf seinem Gebiete, auf dem der Philosophie, durch ihre Fortbildung, durch ihre Umbildung, für die Entwicklung der Menschheit gethan und geleistet, von der eigenthümlichen, hohen Stellung, die er sich durch sein wahrhaft grundstürzendes, aber auch grundlegendes Auftreten errungen hat. Darüber haben Andere schon gesprochen und werden noch sprechen an anderem Orte. Sein Ehrenplatz, den er sich durch die Riesenarbeit seines kühnen Geistes errungen, er ist ihm heute schon gesichert für alle kommenden Zeiten. Was vor drei Jahrhunderten ein Copernikus, ein Keppler, ein Galiläi der Erde gethan, indem sie derselben in ihrem Verhältniß zur Sonne und zu allen übrigen Gestirnen den ihr gebührenden Platz im Weltall angewiesen, dasselbe hat Ludwig Feuerbach gethan für den Menschen, für die Menschheit. Er ist es, dem wir's verdanken, und dem's die Nachwelt noch ganz anders danken wird, vor Allen Er, der den Vorhang zerrissen hat, der uns getrennt und geschieden von unserem eigenen Selbst, der den Schleier und die Binden weggerissen, die seit Jahrtausenden, zumal durch Priesterhand, um Augen und Her-

*) Die Rede Scholl's am Grabe Feuerbach's ist vollständig stenographirt und herausgegeben von Fr. Monninger, Druck von J. M. Bauer in Nürnberg.

zen der Menschheit gelegt waren, und in Folge dessen unser Geschlecht sich eingebildet, wir befänden uns auf unserer Erde als einem Ort des Fluchs, einem Jammerthal; sich eingebildet, alles Hohe, Schöne, Edle, alles Ewige, Göttliche sei nur außer und über uns, nicht in uns selbst zu finden, sich eingebildet, wir müssen erst sterben, um in den Besitz all dieser hohen und höchsten Güter zu gelangen, denn da droben hinter den Sternen, hinter dem Himmelsgewölbe, da wohnte der große Gott, und dort nur sei wahres, ewiges Leben, dort im schönen Jenseits. Dieser Traum der Menschheit ist es, den Ludwig Feuerbach, er wenigstens vor Allen, ein für allemal zerstört und zertrümmmert hat."

„Angesichts der ewigen, unumstößlichen Wahrheit, daß die Welt eine und eine einzige ist, nicht zerspalten in ein Droben und Drunten, nicht zerrissen in ein Jenseits und Diesseits, nicht hier ein Ort der Verbannung für arme Sünder und droben erst ein ewiges, herrliches Leben, droben Gott, — angesichts der nicht länger zu bestreitenden Thatsache, daß die Welt ewig und unendlich, daß die Welt, wie der fromme Sirach schon sagt, „Er selber," — daß wir außer dieser unendlichen Welt, außer oder über ihr, uns somit kein anderes Wesen als Person oder irgendwie mehr zu denken berechtigt sind, — daß sie selbst uns erscheint als das Eine, ewige, ewig schaffende und ewig zerstörende Weltwesen, — daß die höchste Offenbarung desselben, der selbstbewußte Geist, in uns, in unserem Gewissen, in unserer Vernunft, in der gesammten Menschheit und unserer Geschichte zur Erscheinung komme, — angesichts dieser nicht mehr zu leugnenden Thatsache hat Ludwig Feuerbach das große und kühne Entdeckerwort gesprochen, daß folglich es auch eine Täuschung war, wenn sich die Menschen bis zur Stunde eingebildet, die Religionen seien übernatürliche Offenbarungen; er hat vielmehr nachgewiesen, daß sie alle ohne Unterschied nicht von Außen, nicht von Oben her in den Menschen hineinkommen, daß sie vielmehr der Menschheit eigenstes Werk, ihr eigenstes Fühlen, Sehnen, Hoffen und Denken, aus ihr selbst heraus entstanden seien. Er ist es vor Allen, sage ich, der dieses große Geheimniß uns entschleiert und der uns dadurch zum Bewußtsein gebracht hat, daß, was wir uns in unserer Religion eingebildet als übernatürliches Wesen, nur Bilder unserer eigenen Vorstellungen, ja, nur Bilder unseres eigenen, durch die Phantasie uns entfremdeten Wesens sind. „Der Mensch ist der Anfang, der Mensch ist der Mittelpunkt, der Mensch ist das Ende der Religion," das sind Feuerbach's eigene Worte, und unter diesem Menschen versteht er den echten, den guten, den tüchtigen, den sittlichen Menschen. Ein tüchtiger Mensch zu werden, die Anlagen und Keime zu entfalten, die in uns Alle gelegt sind, das Aecht- und Rein-Menschliche aus unserem innersten Wesen heraus zu entwickeln, das ist somit das Ziel der Religion, das ist die wahre Religion gegenüber der falschen oder der dunkeln, wie er sie nennt, deren Beleuchtung und Enthüllung die Hauptaufgabe seines ganzen Lebens gewesen ist."

Nach dieser kurzen und klaren Darstellung des Feuerbach'schen Systems ging der Redner auf den eigentlichen Gegenstand seines Vortrags über und wies nach, daß es nur Feuerbach's große, unverfälschte, unbestechliche Liebe zur Wahrheit war, die es ihm ermöglichte, seine Lebensaufgabe im Sinne seines Systems für die Menschheit zu lösen. Der Redner that dies an der Hand der Biographie Feuerbach's, seiner Kämpfe, seiner Arbeiten und seiner Leiden. Und der letztern waren es nicht wenige, sowohl im öffentlichen als im Privatleben, aber wo wären sie je einem deutschen Denker erspart geblieben!

Nach diesem Nachweis entrollte der Vortrag ein Bild Feuerbach's nach seinen geistigen und gemüthlichen Eigenschaften, unter denen namentlich sein einfacher schlichter Sinn, sein anspruchsloses Wesen, seine große Genügsamkeit und Bescheidenheit hervorragten. Dann fuhr der Redner fort: „Mit der Einfachheit, von der ich sprach, mit diesem anspruchslosen, bescheidenen, im Umgang fast schüchternen Sinn und Wesen ging nun aber Eines noch Hand in Hand; gestatten Sie mir, das noch zu nennen, es vollendet die Schönheit seines verklärten Bildes: es ist die große, die unbegränzte Liebe zur Menschheit, es ist der Glaube an die Zukunft der Menschheit, der Glaube an seinen eigenen hohen Beruf für die Menschheit, es ist der zuversichtliche Glaube an die Erfüllung seines Ideales. In dieser unbegrenzten Menschenliebe, in dieser idealen Hingebung an das Ganze, in diesem heiligen Glauben an eine bessere Zukunft, hat er vor Allem und ganz besonders die sittliche Kraft, den sittlichen Muth gefunden, um trotz seines Alleinstehens, trotz seines Verkanntseins, ja, wie er manchmal sich ausdrückte, trotz seines Vergessenseins, sein stilles Denkerleben fortzuführen bis zum Ende. Was er auch Hartes und Schroffes, was er auch Derbes, Schonungsloses gesprochen und geschrieben, gegenüber dem Wahn und dem Aberglauben, gegenüber der unsittlichen Heuchelei zumal die sich nur brüstet mit ihrer Freisinnigkeit, deren Herz und Charakter aber falsch und feige ist, — was er gesagt und geschrieben gegenüber Priester und Theologengezänk, gegen Jene deren Beruf es gewesen wäre, als „Diener der Wahrheit," wie sie so gern sich nennen, als „Diener Gottes," die Völker, die Menschheit zur Wahrheit, zum Lichte zu führen aber statt dessen es vorgezogen, — mit wenigen seltenen Ausnahmen — die Völker in der Nacht der Unwissenheit im Wahn und Aberglauben zu lassen, — was er Alles gegenüber diesen Sündigern an der Menschheit aus der Tiefe seiner empörten Seele heraus gesprochen, warum denn hat er das gethan? Aus Liebe, aus begeisterter Liebe zur Menschheit! „Es jammerte ihn," wie's auch vom Nazarener heißt, „es jammerte ihn des Volkes," wenn er sah, wie Dank den Priesterlehren seit Jahrtausenden diese schöne Erde umgewandelt ward zu einem Jammerthal, aus

dem der Tod erst die Menschen erlösen werde. Und weil es ihn jammerte, weil sein Genius ihm sagte, daß alle diese Glaubenslehren der Priester, alle die Tröstungen, daß es nach dem Tode erst besser werde, alle diese Vertröstungen aufs Jenseits eitel Wahn und Aberglaube, weil es ihn im Innersten empörte, wenn er die Priester aller Zeiten immer und immer wiederholen hörte: laßt euch treten, laßt euch drücken, laßt euch knechten und aussaugen, wenn ihr erst todt seid, dann kommt die ewige Seligkeit, dann wird's euch hundertfach und tausendfach vergolten, deßwegen aus Liebe zur Menschheit, damit es es hier schon besser werde, deßwegen sprach er seine scharfen, seine wuchtigen Worte. Ja, hier schon, schon auf Erden muß es besser werden, hier schon muß der Himmel niederkommen, ein neuer Himmel, eine neue Erde, das „Himmelreich auf Erden" das war seine Hoffnung, das war seine Sehnsucht, das war sein Glaube.

„Das Himmelreich auf Erden? O, daß sie's Alle hörten, Alle die frommen Christen, die frommen Gläubigen, die ihn als Atheisten, die ihn als Gotteslästerer und Gottesleugner verlästern! Das ist ja derselbe Gedanke, ist derselbe Gedanke in denselben Worten, den vor achtzehnhundert Jahren kein Anderer als Jesus von Nazareth selbst ausgesprochen! So wollen Beide also dasselbe! So stimmt der Gründer des Christenthums in seinem eigensten, echtesten Gedanken mit Ludwig Feuerbach, dem verlästerten Atheisten, überein? Wundere sich, wer da will, aber es ist so! Nicht droben erst nach dem Tode, hier schon können, hier schon müssen wir unsere Aufgabe als Menschen erreichen, hier schon können und müssen wir uns die Zustände schaffen, wie sie unserer als Menschen würdig sind, das ist unseres großen Todten fester Glaube gewesen, und dieser heilige Glaube, und die in ihm liegende Liebe zur Menschheit, sie war es vor Allem die ihm Kraft und Muth gaben, daß er aushielt und Stand hielt bis an's Ende."

„Hochgeehrte Männer und Frauen! So ist denn also die Liebe, die Liebe zur Wahrheit, die Liebe zur Menschheit, welche das innerste Wesen des großen Entschlafenen ausmacht! Und darum lassen Sie es uns als ein unendlich freundliches Geschick betrachen, daß ihm in Uebereinstimmung mit diesem tiefsten Grundzug seiner Seele, mit dieser Liebes Gesinnung, ein so schöner, ein so sanfter, ein so friedlicher Tod geworden. „Wer es nicht glaubt, was die Kirche vorschreibt der kann nicht selig werden," so heiß es auf den Kanzeln, und „wer nicht Alles glaubt, der wird es büßen in seiner Sterbestunde." Das ist leider die Meinung von nur zu Vielen; ein Festhalten an dem oder jenem Glaubensbekenntniß, darin erblicken sie das Zaubermittel, durch welches wir uns einen ruhigen, sanften Tod zu Voraus sichern können."

Hierauf schilderte der Redner die letzten Jahre und Tage des Verblichenen und schloß mit folgenden Worten: „Um aber die Bedeutung seines Todes ganz und vollkommen zu fassen, lassen Sie mich jetzt noch erinnern an ein Wort von ihm selber. Er hat gesagt: „Der Tod ist das letzte Wort, das Du sprichst, in welchem Du Dich ganz aussprichst, und Andern einsprichst, er ist der letzte Act der Mittheilung!" Wohlan denn! Sein Tod ist für uns ein Vermächtniß! Er ruft uns nicht auf, zu schwören auf das Wort des Meisters, — das hätte uns der Lebende selbst zuerst untersagt, — aber er ruft uns auf, fortzusetzen, was er, der große Vorkämpfer, begonnen, fortzusetzen, und seine großen Gedanken weiter zu bilden, und sie einzuführen ins Leben, einzuführen in alle Gebiete des Lebens, in das der Religion, ins soziale, ins politische, ins Gesammtleben der Völker, in die Menschheit. Und so rufe ich Sie denn auf, voran ihr Männer, aber auch Sie die Frauen, ich rufe Sie auf, zum heiligen Kampfe, zum Kampf für die hohen, heiligen Ideen, für die Grundsätze, als deren kühnster und edelster Vertreter der Todte sich Unsterblichkeit in der Geschichte errungen hat. Indem ich Sie aber zu diesem Kampfe rufe, gestatten Sie mir noch einen einzigen, einen letzten Wunsch auszusprechen, und das ist der: An diesem Grabe sind alle freisinnigen Parteien vertreten. Lassen Sie uns nicht scheiden, ohne den einen versöhnenden Gedanken uns recht fest und tief einzuprägen: daß über allen Parteiunterschieden es ein Gemeinsames, ein Höheres gibt, und das ist eben die Grundidee, welche für alle Zeiten an Ludwig Feuerbach's Namen geknüpft ist, die gemeinsame Idee der Menschheit, die immer freier, immer besser, immer gerechter, immer brüderlicher, und dadurch immer glücklicher werden will, die Idee der Menschlichkeit, die Idee der Humanität. Je mehr sich die Parteien von dieser Idee durchdringen lassen, desto mehr wird der Kampf ein reiner, ein wahrhaft heiliger werden, — frei von allen blos persönlichen und kleinlichen Gehässigkeiten, desto mehr wird Feuerbach's Geist unter uns fortleben. — Und so leb' denn wohl, geliebter Freund, leb' wohl, Du unvergeßlicher, hochverehrter Lehrer, Vorkämpfer, Vorbild, Erlöser! Deinen Leib geben wir der Mutter heim, die uns alle geboren, Deinen Geist bewahren wir als unser heiligstes, unser unentreißbares Vermächtniß. Und daß er immer mehr in uns erstarke, daß er in immer herrlicherer Verklärung seine Auferstehung feiere, in jedem Einzelnen, in jeder Familie, im ganzen Staat der Zukunft, dafür zu sorgen, daran mitzuarbeiten, bis auch unser Auge bricht, das sei unser schönster Dank für Dein in Selbstvergessenheit vollbrachtes Geistes- und Liebeswerk, das sei unser Schwur, den wir mit unsern Kränzen niederlegen auf Dein Grab, — und den Schwur wollen wir halten, halten als Männer, als Deine Jünger, als Ritter Deines Geistes!"

Als der Sarg ins Grab gesenkt wurde, da flogen Blumen und Kränze mit hinein, die Fahnen senkten sich und sanfte Trauermusik erklang. Was von Ludwig Feuerbach sterblich war, ist der Erde übergeben worden, sein Unsterbliches aber lebt und wirkt fort in allen edlen Geistern zum Segen deutschen Geistes, zum Segen der Menschheit.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 77. Kaiserslautern, 25. September 1872.

* Trübe Stunden.

Die Seele ist schwer, und das Herz mir so leer, mich erfaßt ein unendliches Bangen,
Es färbt die Gluth des Weines nicht mehr, noch des Mädchens Kuß meine Wangen;
Vergeblich streut seiner Blüthen Pracht der Frühling auf Felder und Auen,
Mich lockt nicht des Waldes einsame Nacht, noch der Klippen phantastisches Grauen.
Wie lauscht' ich als Jüngling dem Nachtigallschlag, dem Flöten der Drossel so gerne,
Und jubelnd begrüßt ich den dämmernden Tag, und Abends die schimmernden Sterne,
Doch jetzt ist das Herz mir so öde, so leer, von Kummer und Wehmuth zerschlagen;
O, käme noch einmal die Jugend daher mit ihren sonnigen Tagen!

Was hast du errungen? Was hast du erstrebt im stetigen Wechsel der Jahre?
Gelitten, gestritten, geliebt und gelebt, es bleichte der Kummer die Haare;
Und hast du dir blühende Rosen erwählt, in einzelnen glücklichen Stunden,
So hat es dir nimmer an Dornen gefehlt, das Herz und die Hand zu verwunden.
Nun geht es bergunter, nun geht es zu Thal, des Lebens Höh'n sind erstiegen,
Ich seh', wie dort oben im Abendstrahl die rauschenden Tannen sich wiegen.
Wie kreischen die Raben des Waldes so schrill, und geisterhaft klingt's „in die Runde:"
„Das menschliche Herz, wie bald steht es still, daß in kühler Gruft es gesunde:"

Heinrich Zeise.

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte.

(4. Fortsetzung.)

Im Tone der Stimme lag so viel Weichheit und Bitte, wie das junge Mädchen wohl nimmer vermuthete, daß Andreas sie besessen. Unwillkürlich fühlte sie sich wohlthuend davon berührt, aber fast gleichzeitig regte sich auch in ihr wieder der Trotz, als sie daran dachte, wie manche trübe Stunde ihr der Andreas schon bereitet und der alte Groll trat wieder zum Vorschein.

„Laßt mich gehen, Nachbar, es schickt sich nicht, daß Ihr mich hier gegen meinen Willen festhaltet," sagte sie kurz. „Ich weiß nicht, was Euch einfällt, Ihr wollt mich hindern, von hier fortzugehen?"

„Ja, ich lasse Euch nicht fort," entgegnete Andreas hastig. „Lisbeth, Ihr wißt nicht — ach, ich kann's Euch nicht sagen, wenn Ihr mich so ansehet und doch muß es vom Herzen herunter — Ihr wißt nicht, wie lieb ich Euch habe."

Ein schrilles Lachen war Lisbeth's einzige Antwort und erst nach einer längeren Pause sagte sie:

„Ihr mich lieb? Ihr habt die „Butterhexe," die mit dem Bösen ein Bündniß gemacht, lieb? Da steckt gewiß wieder eine neue Spitzbüberei hinter," fuhr sie finster fort, „aber wahrlich, sie soll Euch nicht gelingen. Laßt mich vorbei, Andreas, oder — ich ruf' um Hülfe."

„Thu' was Du willst, aber fort lasse ich Dich jetzt nicht, ehe Du mich angehört hast," sagte Andreas mit zitternder Stimme. „Du magst es glauben oder nicht, lieb habe ich Dich, trotz allem Bösen, welches ich Dir zugefügt. Ich weiß es noch nicht lange, daß ich Dich nur geärgert habe, weil Du mir nicht entgegenkamst, aber jetzt weiß ich es und ich bitte Dich, mir Alles zu vergeben — ach, Lisbeth, steh' nicht so ruhig da, wenn Du mich nicht umbringen willst."

Aber Lisbeth rührete sich nicht. Das, was sie eben gehört, war ihr so neu, so überraschend, daß sie es nicht einmal begreifen konnte, aber wenn sie einen Augenblick daran gedacht hatte, Andreas könne wiederum etwas gegen sie im Schilde führen, so mußte sie doch im nächsten den Gedanken aufgeben, aber damit hatte er keinen Vortheil errungen. Im Gegentheil, seine Worte weckten den Zorn des jungen Mädchens, wenn es sich wirklich so verhielt, wie er sagte, dann hatte er um so unverantwortlicher gegen sie gehandelt.

„Laßt mich gehen, Andreas, es wäre Thorheit zu denken, daß zwischen uns jemals etwas anderes als Haß sein könne," sagte sie nach einer Pause ruhig, „und wenn Ihr Euch je über Eure Gefühle getäuscht habt, so thut Ihr es in diesem Augenblicke. Von Kindheit an habt Ihr mich mit Spott, Hohn und Haß verfolgt, Ihr habt mir zu schaden gesucht, wo Ihr konntet, Ihr habt mir allerlei Namen beigelegt, Ihr sorgtet dafür, daß ich als ein hochmüthiges Ding verschrieen wurde, Ihr seid es endlich gewesen, der mich von hier forttreibt."

„Lisbeth!" schrie Andreas auf.

„Ja, so ist es. Ich habe es satt, mich von oben herab betrachten zu lassen, da ich Niemanden ein Leid thue," fuhr Lisbeth mit bebenden Lippen fort. „Ich weiß nicht, daß ich jemals einem Menschen Unrecht

gethan, aber trotzdem haßt man mich und das danke ich Euch — Euch einzig und allein. Seht, Andreas, an Eure Liebe glaube ich ebenso wenig, als an eine Versöhnung zwischen uns."

„Ist das Dein letztes Wort?" fragte Andreas dumpf.

„Mein letztes, wir haben einander nichts mehr zu sagen," entgegnete Lisbeth. „Ich scheide ohne Groll von Euch, aber auch ohne ein anderes Gefühl, Wasser und Feuer können sich leichter vertragen als wir Beide. Und nun, gute Nacht!"

„Gute Nacht!" sagte auch Andreas, „und mögest Du es nie bereuen, ein treues Herz von Dir gestoßen zu haben. Ich will es wünschen, aber wissen kann man nicht, ob der Kern der Schaale gleicht."

Lisbeth verstand Andreas nicht, oder sie gab nicht Acht auf seine Worte.

Ein paar Augenblicke später befand sie sich vor der Thür ihres Hauses und begehrte Einlaß. Der Vater öffnete, aber das trübe Lampenlicht gestattete ihm nicht, Lisbeth's Aufregung zu bemerken.

„Dachte, wärst gleich fortgeblieben," scherzte der Vater.

Lisbeth erwiederte nichts, trat auch nur noch auf eine Minute mit in das Wohnzimmer und begab sich dann in ihre Kammer. Nicht um Alles in der Welt hätte sie noch länger in menschlicher Gesellschaft bleiben können, es flirrte und flimmerte ihr vor den Augen, sie fühlte, daß sie der Einsamkeit bedurfte, um sich von dem zu erholen, was so unerwartet über sie hereingestürzt war.

Es kam ihr noch Alles wie ein wüster, banger Traum vor, sie konnte es ja nicht glauben, daß Andreas sie liebte. Er, der sie von Jugend auf mit Spott und Hohn verfolgt und wegen dem sie im Stillen so manche bittere Thräne geweint. Nein, es konnte nicht sein. Und doch! Warum hatte er es ihr gesagt? Die Stimme, in welcher er zu ihr redete, hatte sie noch nicht gehört, sie zitterte und das Herz zog sich ihr zusammen, als sie daran dachte.

Lisbeth fühlte sich unglücklich und doch glücklich, der Sieg, den sie über ihren erbittertsten Feind errungen, war wohl geeignet, ihr Herz mit Freude zu erfüllen, aber diese Freude wurde durch den Gedanken an Andreas, den sie in so hoffnungsloser Stimmung zurückgelassen, bedeutend getrübt. Wohl gönnte sie ihm die Demüthigung, denn er hatte sie reichlich verdient, aber doch fühlte sie Mitleid mit ihm, war sie doch durch ihre Schroffheit gleichfalls schuld gewesen, daß sie sich so einander gegenüberstanden.

Lisbeth ging die Nacht nicht zur Ruhe. Zwar warf sie sich einige Augenblicke auf ihr Lager, aber die zahllos auf sie einstürmenden Gedanken ließen keinen Schlaf in ihre Augen kommen und als endlich ein unerquicklicher Schlummer sich auf sie herabsenkte, da dämmerte bereits im Osten der erste Morgenstrahl herauf und eine weitere halbe Stunde, da klopfte die Mutter an die Kammerthüre und Lisbeth mußte ihre Vorbereitungen zur Abreise treffen.

Lisbeth war still und in sich gekehrt, nichts war mehr von der Freude vorhanden, womit sie zuvor von ihrer Abreise gesprochen, der Mutter wollte es sogar scheinen, als seien die Augen vom Weinen geröthet.

Endlich war angespannt, Kisten und Kasten befanden sich auf dem Wagen, die „Braunen" scharrten ungeduldig im Sande und Lisbeth hing weinend am Halse der Mutter.

„Na, jetzt nicht mehr geflennt, nun ist wahrhaftig genug!" rief Jürgens aus. „Sollte man nicht denken, es gälte einen Abschied für's Leben und doch kannst Du in anderthalb Stunden wieder hier sein."

Lisbeth drängte mit Gewalt die Thränen zurück und lachte gezwungen.

„Du hast Recht, Vater, aber so ganz lange werde ich doch wohl nicht weg bleiben. Kommt nur bald einmal mit der Mutter herüber, dann bin ich auch zufrieden. Versprecht Ihr mir das?"

„Nun freilich, meinetwegen mag's schon Sonntag in acht Tagen sein, Zeit ist wohl da. Nun aber geschwind, des Doctors Tochter möchte sonst hier anlangen, wenn sie sich ein Bischen früh aus den Federn gemacht hat."

Lisbeth umarmte noch einmal Vater und Mutter und schwang sich dann mit Leichtigkeit auf das Wagenrad und von da auf die weich gepolsterte Bank, der Knecht trieb die Pferde an und rasselnd donnerte das Fuhrwerk über das holperige Pflaster.

Drei Monate war jetzt Lisbeth schon vom Hause fort und noch immer verlautete nichts von ihrer Rückkehr. Der Winter kam früh in's Land. Ende Oktober lag der Schnee schon ein paar Fuß hoch und das Wasser war gefroren, wie es sich die Bewohner seit langen, langen Jahren nicht mehr denken konnten. In den meisten, wenn auch reichen Bauernhäusern ging's knapp her. Butter gab's nicht, da hatten ein paar Schweine mehr geschlachtet werden müssen, die sonst zum Herbstmarkte verkauft waren und die Unzufriedenheit wuchs von Tag zu Tag.

Jan Adams, von Natur aus zum Geize geneigt, konnte sich gar nicht in das Unabänderliche finden. Er war mit Allem unzufrieden, vor allen Dingen aber mit seinem Sohn, der ihm nun auch noch den Streich spielte, daß er so ganz anders geworden war als vordem. Zwischen Jan Adams und seinem Sohne war ein Zankapfel zur Erde gefallen und wie sie früher oft in manchen Dingen harmonirt hatten, so waren jetzt stets Meinungsverschiedenheiten und das machte den Vater noch unzufriedener.

Jan Adams hatte nicht so ganz Unrecht, wenn er jetzt seinen Sohn einen Duckmäuser nannte. Wenn alle Burschen nach den Tanzböden oder in die Spinnstuben liefen, er blieb dabeim, so viel der Vater auch darüber spöttelte und sogar zankte. Nur noch selten

sah man ihn bei seinen Kameraden, dafür war er aber um so fleißiger. Ueberall legte er selbst mit Hand an, überall sah er nach, man sah ihn nie unbeschäftigt, so daß Jan Adams sich wirklich gezwungen sah, einen Knecht gehen zu lassen, weil er keine Arbeit mehr für ihn hatte.

Mancher Vater hätte sich darüber gefreut, nicht so Jan Adams, ihm war die Duckmäuserei seines Sohnes ein Dorn im Auge, um so mehr, da er die bestimmte Absicht hatte, Andreas zu verheirathen.

Dieser war alt genug und gerade jetzt bot sich für ihn eine sehr vortheilhafte Partie. Der alte Müller war gestorben und hatte sein junges, bildhübsches Weib in den besten Verhältnissen zurückgelassen. Die Mühle war schuldenfrei, Kinder oder sonstige Erben nicht vorhanden, eine reichere Verbindung ließ sich nicht denken. Das war Geld zu Geld.

Nachdem diese Idee einmal im Herzen des Jan Adams erwacht war, hatte er Tag und Nacht keine anderen Gedanken mehr, die mußte durchgeführt werden. Wenn nur der Andreas nicht gerade jetzt so hartnäckig und widerspenstig gewesen wäre, aber — auf die Dauer hatte noch Niemand sich seinem Willen widersetzt, also würde es Andreas auch nicht thun.

So kalkulirte der Bauer; daß ihm Jemand einen Strich durch die Rechnung machen könne, daran dachte er nicht. Der Müllerin war er sicher, er hatte schon bei ihr verstohlene Andeutungen gemacht und daß der junge schmucke Andreas ihr gefallen würde, das merkte der schlaue Bauer schon aus ihrer Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit, was sonst nicht eben ihre Sache sein sollte.

Schwer wurde es ihm aber doch, seinen Sohn mit seiner Absicht bekannt zu machen und manch' liebes Mal war er bereits mit sich selber unzufrieden zu Bett gegangen, weil er eine gute Gelegenheit hatte unbenützt vorbeigehen lassen, aber das nächste Mal erging es ihm ebenso und er sah allmählich ein, daß wenn er nicht bald Ernst mache, die Sache der hübschen Müllerin vielleicht überdrüssig würde und sie ihre vielbegehrte Hand anderweit verschenkte.

Es war an einem Sonntag-Nachmittage. Jan Adams hatte eben in seinem Sorgenstuhl sein Mittagsschläfchen gehalten, als seine Frau mit Andreas aus der Kirche zurückkehrte. Der junge Mann schien dem Vater besser gestimmt als seit langer Zeit und da beschloß er denn, sofort seinen Plan zur Ausführung zu bringen, er durfte das nicht wiederum unbenützt vorbeigehen lassen.

„Hm, sieht man doch endlich wieder, daß Du einmal wieder eine andere Miene aufziehst, ich habe immer gedacht, das ginge bei Dir nicht mehr," begann er, einen scherzhaften Ton anschlagend, der ihm freilich schlecht genug gelang.

„Wie meint Ihr das, Vater?" fragte Andreas unwirsch. „Wüßte nicht, daß ich anders wäre als immer."

Der Bauer schwieg, doch gab er nicht so leicht das gefaßte Terrain auf.

„Nun, ich meine Du hast in letzter Zeit immer ein Gesicht gemacht wie Essig und saure Gurken."

„Kann wohl sein — oder wurmt's Euch nicht, daß wir Jahr aus, Jahr ein zurückkommen?" entgegnete Andreas, noch immer übel gelaunt.

„Ah, so ist's das? Nun, das läßt sich ja immer ausgleichen," meinte der Alte schmunzelnd, als er sich unverhofft im richtichen Fahrwasser sah. Was wir das eine Jahr verlieren, gewinnen wir wohl im nächsten wieder, oder, was noch besser wäre —"

„Nun?" fragte Andreas verwundert.

„Hör' 'mal, Andreas," begann der Alte, sich räuspernd, „gut, daß wir endlich einmal darauf kommen, es hat mir schon lange am Herzen gelegen. Du bist jetzt vierundzwanzig Jahre alt und wenn man ein solches Alter erreicht hat, da wird's Zeit, daß man einmal an seinen eigenen Hausstand denkt. Ich bin noch jung," fuhr er, sich in die Brust werfend, fort, „stehe wenigstens in den besten Jahren und unter solchen Umständen denke ich natürlich nicht daran, mich in's Altentheil zurückzuziehen und Dir freien Spielraum zu lassen. Nein, Du mußt zusehen, daß Du ein anderes Unterkommen findest. Du bist ein hübscher, stattlicher Bursche und mit einem solchen Ansehen wird es Dir nicht schwer werden, eine Frau zu finden, die was in die Milch zu brocken hat."

Andreas hatte bis dahin dem Vater schweigend zugehört, wenn auch der Spott um seine Lippen zuckte, wußte er doch längst, was ihm dieser sagen wollte, die vielfachen Anspielungen waren ihm nicht entgangen, wenn es auch schien, als habe er nichts gehört. Jetzt aber konnte er nicht mehr schweigen, er wollte den Vater keinen Augenblick darüber in Ungewißheit lassen, was nimmer zur Wahrheit werden konnte.

„Sprecht nicht mehr davon, Vater," sagte er kurz. „Ich denke noch nicht daran, mir eine Frau zu suchen und wenn ich's thäte, so nähme ich mir nur eine aus freien Stücken und freiem Willen, doch das hat gute Weile. Was Ihr da sagt vom in's Altentheil zurückziehen, finde ich ganz in der Ordnung, aber ich denke, Eltern und Sohn können recht wohl zusammen leben, wie wir's bisher gethan. Aber vom Heirathen sprecht nicht mehr, das ist unnütz. Kommt Zeit, kommt Rath."

(Fortsetzung folgt.)

☛ In Nro. 79 des „Unterhaltungsblattes," also mit der ersten Nummer des neuen Quartals, werden wir mit der Veröffentlichung des Polizeiromans aus neuester Zeit:

In eiserner Faust

von J. Steinmann

beginnen und können wir unsere geehrten Leser versichern, daß dieses wohl der spannendste Roman ist, den wir seit Jahren veröffentlichten. Die Red.

Feuilleton.

So theuer.

Er.

Clara! Wie schön sind deiner Locken Pracht!
Wie sie hernieder auf die Brust dir wallen!

Sie.

„Der Chignon kostet drittehalbhundert Franks,
Arthur, du könntest morgen ihn bezahlen.“

Er.

Und dieses Schmuckes blitzendes Gestein,
Seh, leise ich on deinem Busen beben!

Sie.

„Der Goldschmied schickt die Rechnung öfters mir,
Arthur, du könntest wohl das Geld ihm geben.“

Er.

Die Spitzen von der leuchtenden Chemisette,
Wie sie den Götterbusen reich garniren!

Sie.

„Arthur, ach geh', bezahl' die marchande des modes!
Die Gute droht schon längst mir, Klag' zu führen.“

Er.

Wie hebt dein Leib sich so junonisch schön
Aus diesem Sammetkleid, dem faltenreichen!

Sie.

„Bezahl' den Schneider, Arthur! ach, ich seh'
Ihn täglich schon um meine Wohnung schleichen.“

Sie.

„Was senkt dein Haupt, o Arthur, schmachtend sich,
Was sinkt zum Boden hin dein Blick, dein scheuer?“

Er.

Ach, Clara! Einz'ges süßes Götterweib!
So theuer bist du mir! Ach gar so theuer!

---

* (Temme) erzählt in seinen in der „Frankfurter Ztg.“ veröffentlichten „Erinnerungen,“ wie er im Jahre 1833 aus seiner Heimath Westphalen als Kreisjustizrath nach Ragnit versetzt wurde und bei der Schilderung dieser Stadt führt er nachstehenden, psychologisch höchst interessanten Fall an, der noch lebhaft in der Erinnerung vieler älterer Einwohner genannter Stadt ist. Im Jahre 1829 oder 1830 wurde das alte Schloß in Ragnit, das lange als Strafanstalt für die Provinz Litthauen gedient hatte, von einem Strafgefangenen, der in der Verwirrung der Feuersbrunst zu entkommen hoffte, in Brand gesteckt, während der Direktor der Anstalt zur Feier des Geburtstages des Königs in dem benachbarten Tilsit war. In einer besonderen Abtheilung des Schlosses befanden sich die Untersuchungsgefangenen der Kreisjustizcommission. Unter ihnen war eine Litthauerin Anna Jogszies. Sie war wegen Raubmordes an zwei polnischen Juden zum Tode durch das Rad verurtheilt. Der König hatte das Todesurtheil unterschrieben, ein Begnadigungsgesuch für sie zurückgewiesen. Das Alles war ihr bekannt gemacht; sie war darauf in die sogenannte Todtenkammer gebracht, um sich auf ihren Tod vorzubereiten; die Hinrichtung sollte nach drei Tagen erfolgen. Am zweiten Tage vor dem Hinrichtungstage brach das Feuer in dem Ragniter Schlosse aus, Mancher der vielen Gefangenen konnte nicht gerettet werden. Anna Jogszies wurde gerettet. Die Todtenkammer war ganz oben im vierten Stock des hohen Gebäudes. Es soll entsetzlich gewesen sein, wie sie in der schwindelnden Höhe aus dem Fenster die Hände verzweifelnd gerungen und um Hilfe und Rettung ihres Lebens gebeten hat, ihres Lebens, das sie zwei Tage später, wie sie bestimmt wußte, unrettbar auf dem Rade verlieren mußte. Zu ihr hinauf konnte Niemand mehr. Man thürmte unter ihrem Fenster Betten auf: sie wurde aufgefordert, den Sprung aus dem Fenster zu wagen. Sie wagte ihn, sie sprang hinunter. Sie kam unversehrt unten an, blieb unversehrt und — wurde am zweiten Tage darauf geräbert.

* Im Bad Homburg befindet sich dermalen eine junge Dame, welche täglich einen neuen Anzug aus Frankfurt bekommt und trotzdem immer nur halb angekleidet ist.

Gemeinnütziges.

* (Brombeerwein zu bereiten.) Man kocht 5 Kannen reife Brombeeren mit einer Kanne Honig und 9 Kannen Wein unter einander, schäumt es ab, nimmt es vom Feuer, seihet es durch ein Tuch und läßt es gähren, dann nochmals aufsieden und in einem reinen Fäßchen wieder vergähren, so ist der Brombeerwein fertig. In der Provence braucht man die Brombeeren zur Färbung der Weine.

* (Gemüse auf die beste Art von Würmern zu reinigen.) In englischen Küchen hat man ein Verhältniß mit Salzwasser, wodurch Salat, Gemüse u. s. w., wenn sie einige Minuten hineingelegt werden, sehr schnell von Würmern, Schnecken u. s. w. gereinigt werden können. Es wäre dieses Mittel, wie überhaupt für Hausfrauen, ganz besonders den Gastwirthinnen zu empfehlen.

* (Ameisen aus Zimmern und Möbeln zu vertreiben.) Will man diese lästigen Insekten verbannen, so lege man ein Stück Holzkohle an den Ort, wohin sie zu kommen pflegen. Unter den Möbeln läßt es sich gewöhnlich unbemerkbar anbringen. In Kommoden, Schränken u. s. w. muß die Kohle in eine Ecke gelegt werden, wo sie durch ihre Berührung nicht zarten Gegenständen verderblich wird.

---

* Charade.

Das erste Wort, ach, fänd's in Deinem Herzen
Den kleinsten Raum, — wie glücklich würd' ich sein!
Das zweite, sieh', das ist des Lebens Leben,
Der Quell des Glücks, der Urquell größter Pein.
Das dritte, nein, das kann ich nie vergessen,
Denn ewig, ewig sucht es ja mein Blick!
Und diesem könnt' ich tausend Erden opfern
Und tausend Himmel blieben mir zurück.
Wenn mir das Ganze nun Dein Mund verkündet,
Ist meines Lebens höchstes Glück gegründet.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 78. Kaiserslautern, 29. September 1872.

* Die gute alte Zeit.

Die Klagenfurter „Freien Stimmen" brachten folgendes Gedicht von Johannes Scherr, welches u. A. folgende Strophen enthält:

„Um Gold verkaufte Himmel sie und Hölle,
Um Gold verkaufte sie den ew'gen Gott;
Hui, sündigt frisch, zahlt ihr nur Sündenzölle!
Sie sprach voll Liebe: „Seht, ich bin die Mutter,
Die euch mit ihren Flügeln zärtlich deckt,
Euch Küchlein sorglich vorstreut geistig Futter!"
„Ich führ' euch auf die rechte Glaubensweide,
Ich glucke euch die Worte vor des Heils,
Das euch verhelfen soll zum Engelkleide!"
Doch habt ihr nicht gehört im alten Sange
Von jener Fee, die sich in Zornesgluth
Verwandelt rasch zur grausen Drachenschlange?
So wandelte sich Roma auch zum Drachen,
So oft erscholl ein freiheitheischend Wort,
Gluthströme hauchend aus dem rothen Rachen.
Gifteifernd, scharf unaufhörlich züngelt
Sie mit der Doppelzunge, und die Welt
Hielt, eine Mitgardschlange, sie umringelt.
Die Völker würgend mit der eignen Fessel,
Ließ zucken sie aus ihrem Aug' den Bann,
Und Kaiser taumelten vom gold'nen Sessel.
— — — — — — — — — — —
So wollte Roma ob dem Erdenkreis,
Der Gottheit und der Menschheit Herrin, thronen!
Die Menschheit gängelnd an dem Band der Stola,
Hetzt' sie auf des Gedankens Edelwild
Als Meute los die Jünger von Loyola.
Die Gottheit höhnend rief sie aus mit Lachen:
„Dein sei die Ehre, mein die Macht! Denn sonst
Verlang' ich nichts von Deinen Siebensachen!"
Ach, zu entwirren diesen Sündenknäuel,
Ist meine Hand zu schwach, zu schwach mein Lied,
Euch zu enthüllen alle diese Gräuel."

Die „Freien Stimmen" wurden deshalb confiscirt und die Staatsanwaltschaft erhob Klage wegen Herabwürdigung der katholischen Religion. Das Gericht erkannte indeß in der von dem Redacteur veranlaßten Einspruchsverhandlung auf Aufhebung der Beschlagnahme mit folgenden interessanten Entscheidungsgründen: Zum Thatbestand des Vergehens ist die böse Absicht erforderlich; diese kann aber im vorliegenden Falle nicht angenommen werden, da der Redacteur unmöglich der Meinung sein konnte, daß er gegen das Strafgesetz verstoße, wenn er ein bereits verbreitetes, bisher unbeanstandetes Druckwerk weiter verbreitet. Verspottung der Institutionen einer vom Staate anerkannten Kirche ist nicht vorhanden, da das Gedicht so ernst und schwungvoll geschrieben, daß der Leser sieht, es war auch dem Dichter Ernst, und er dachte nicht daran, das Papstthum lächerlich zu machen; weiter ist im Gedicht auch eine Herabwürdigung des Papstthums nicht zu finden, weil der Dichter auf Grund historischer Thatsachen die Uebergriffe einzelner Päpste geißelte, welche schon der Geschichte angehören, und es ist ja bekannt, wie schwer das Papstthum im Mittelalter auf der Menschheit lastete.

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte.

(5. Fortsetzung.)

„So!" fragte Jan Adams gedehnt, obwohl er kaum noch im Stande war, seinen Grimm zu verbergen. „Bist Du etwa nicht alt genug?"

„Alt genug? Ein Jahr älter oder jünger, darauf kommt's wohl nicht an," meinte Andreas. „Man heirathet, wenn's einem paßt —"

„Also Dir paßt's jetzt nicht?" stöhnte Jan Adams „Du weißt wohl nicht einmal, daß sich Dir gerade jetzt eine Gelegenheit bietet, wie wohl nie im Leben wieder? Na, zutrauen kann man Dir das schon, aber darum kann's Dich um so weniger Wunder nehmen, daß man Dich mit der Nase auf Dein Glück stößt."

Andreas lächelte verächtlich.

„Mein Glück, Vater? Wißt Ihr das so bestimmt? Wenn's nun für mich kein Glück wäre, wie denn?"

„Kein Glück! kein Glück!" prustete Jan Adams zornig. „Weißt Du, daß die Müllerin so reich ist, wie sie schwer ist?"

„Mag sein, und dann kann sie schon ein Stück Geld haben, wenn's Papiergeld ist," entgegnete Andreas im Hinblick auf das nicht sehr schöne Embonpoint der Müllerin. „Aber was hat die Müllerin mit meinem Glücke zu thun? Ihr seid da sehr auf einen Abweg gerathen, Vater."

„So, der Herr Sohn versteht mich nicht, oder will mich nicht verstehen, nun, da muß ich wohl etwas deutlicher reden. Kurz und gut, damit Du's weißt und Dich darnach richtest — Du wirst die reiche Müllerin von der Moormühle heirathen."

Andreas brach in ein schallendes Gelächter aus, aber gleich darauf gewann sein Zorn über die geringschätzige Behandlung, welche er von Seiten seines Vaters erfuhr, die Oberhand.

„Die Müllerin heirathen? Ich?" fragte er finster. „Ich hoffe, es ist Euer Ernst nicht, was Ihr da sagt, denn bei meiner Heirath bin ich hoffentlich der Erste, der ein Wort mitspricht. Solltet Ihr aber wirklich daran denken, Euren einzigen Sohn um des Reichthums willen zu verkuppeln, so bedauert nur, daß er

nicht nachgiebiger ist. Mit mir macht Ihr in solcher Beziehung nichts, das merkt Euch. Wenn ich mich verheirathe, so nehme ich eine, die ich will und nicht die Ihr wollt, das kann ich doch am Ende verlangen. Aber jetzt sprecht nicht weiter von der Sache, wenn Ihr kein böses Blut sehen wollt."

Der alte Bauer bezwang nur mit Mühe den aufsteigenden Zorn gegen den ungehorsamen Sohn, aber er sah ein, daß mit Gewalt hier nichts zu machen war, vielleicht daß Andreas seinen gütigen Vorstellungen besser Gehör schenkte.

„Nein, Andreas, die Sache ist von zu großer Wichtigkeit, als daß ich sie mir nichts, Dir nichts ruhen lassen könnte," entgegnete er nach einer Pause. „Du mußt mich wenigstens anhören; die Müllerin —"

„Gebt Euch keine Mühe, Vater," unterbrach ihn Andreas, „und wenn die Müllerin noch zehnmal so reich und hübsch wäre, so würde ich sie doch nicht heirathen."

„Warum nicht?" fragte der alte Bauer, bebend vor Zorn.

„Weil ich sie nicht liebe," entgegnete Andreas ruhig und fügte dann noch im gleichen Tone hinzu: „Macht Euch nur mit dem Gedanken vertraut, Vater, in mir einen alten Junggesellen zu erblicken, ich heirathe nicht. Ihr bleibt so lange Herr im Hause, wie Ihr wollt und ich bleibe bei Euch. Damit Ihr aber nun wißt, wie ich zu diesem Entschlusse gekommen bin, so ist es nicht mehr wie billig, daß ich Euch den Grund sage. Ich habe daran gedacht, mir eine Frau zu suchen, ich habe sogar um die Hand eines jungen Mädchens angehalten. Die hätt' ich genommen, eine andere niemals, aber sie — hat mir einen Korb gegeben."

Andreas' Stimme zitterte, der Vater aber sah ihn fast starr vor Verwunderung an. Sprach sein Sohn die Wahrheit?

„Einen Korb gegeben?" stammelte er endlich verwirrt. „Dir — einen Korb gegeben? Dem Sohne des Jan Adams einen Korb gegeben? Unmöglich! Du träumst!"

„Ich wollte, es wäre so, Vater," sagte Andreas mit einem tiefen Seufzer, „es stände wahrlich besser um mich. Aber jetzt bitte ich Euch nochmals, laßt uns das Gespräch abbrechen, dringt nicht weiter in mich, ich habe Euch Alles gesagt, was ich sagen kann, seid nun damit zufrieden."

Der alte Jan Adams sagte auch nichts mehr, allein weniger um die dringenden Bitten seines Sohnes zu erfüllen, als weil die Worte des Andreas ihn so außer Fassung gebracht hatten, daß er vergebens auf eine Fortsetzung des Gespräches sann. Das war ihm nie eingefallen, daß sein Sohn sich im Dorfe einen Korb holen könne.

Andreas war der reichste und stattlichste Bursche zehn Meilen in der Runde und so viel er auch darüber nachdachte, so unzählige Male er alle Bauernmädchen in Gedanken an sich vorbeipassiren ließ, er fand keine darunter, die nicht bereitwillig den Andreas genommen.

Aber plötzlich fiel es dem Vater wie Schuppen von den Augen, er sank ächzend in den Sorgenstuhl zurück, war es denn möglich? Wie hatte er sich nur so lange täuschen lassen können? Aber er konnte, er wollte es nicht glauben, daß sein Sohn ihm den Schimpf angethan, um die Tochter seines erbittertsten Feindes anzuhalten und von ihr abgewiesen war. Und doch! War ihm nicht früher oftmals ein ähnlicher Verdacht gekommen, wenn er den Andreas nach dem Nachbarhause hatte hinüberschielen sehen? War nicht Andreas genau von der Zeit her, wo die „Butterhexe" das Dorf verlassen, so still und einsilbig geworden? Ja, ja, wie hatte er nur so arglos sein können? Sie war es einzig und allein gewesen, die dem Andreas einen Korb gegeben, kein anderes Mädchen im Dorfe hätte es gewagt.

Diese Gedanken marterten den hochmüthigen Bauern so, daß er ein qualvolles Stöhnen ausstieß, gleichzeitig loderte aber auch sein ganzer Zorn gegen den ungerathenen Sohn auf, der ihm diese Demüthigung bereitet.

„Andreas," sagte er dann, nachdem er noch einer längeren Pause bedurft, um sich zu sammeln, aber seine Stimme klang wie ferner Donner, „ich verlange Antwort auf diese meine Frage: wer ist es, der Deine Hand verschmäht?"

Andreas fuhr erschrocken zusammen, er war auf diese Frage nicht vorbereitet, aber er war auch nicht gesonnen, sie zu beantworten, um so weniger, da der Vater einen solchen Ton anschlug.

„Ihr werdet mir es erlassen, Vater, Euch das zu sagen," entgegnete er ruhig. „Nur aus dem einzigen Grunde, daß Ihr mich fernerhin mit neuen Heirathsplänen verschont, habe ich Euch das mitgetheilt, was seither Niemand erfahren. Ihr hättet die Sache überhaupt nicht auf's Tapet bringen sollen, in dem Punkte werden wir uns nie einigen."

„Hoho, Bursche, damit entkommst Du mir nicht," schrie der alte Bauer gereizt, indem er sich in seiner vollen Länge aufrichtete. „Rede und Antwort sollst Du mir stehen und wenn Du das nicht willst, so will ich's Dir sagen, wer Dir den Korb gegeben und an wen Du Dich weggeworfen. Ja, sieh mich nur so starr und verwundert an, Deinen alten Vater hältst Du nicht zum Narren, die „Butterhexe" hat Dir den Kopf verdreht, sie und keine andere, hab's lange losgehabt und nur nicht gewußt, wo das Ding hinaus sollte, denn daß Du Dich so weit vergessen und wegwerfen könntest, daran habe ich nicht gedacht. Aber das schwöre ich Dir, ehe ich zugebe —"

„Schwört nichts, Vater," unterbach ihn Andreas ruhig, „es kommt nichts dabei heraus. Auch ich habe den harten Eisenkopf von Euch geerbt und wenn ich einmal etwas durchführen will, so würde ich es thun und wenn's mir das Leben kostete. Was Ihr da sprecht, ist ohne Sinn und Verstand. Wenn ich ein

Mädchen hab', das ich heirathen will, so könnt' Ihr mich daran nicht hindern. Aber ich hab's Euch gesagt, ich denke nicht an's Heirathen, mir ist die Lust ganz und gar vergangen und darum laßt uns nicht um des Kaisers Bart zanken."

Andreas wandte sich wieder dem Fenster zu und trommelte an den Scheiben, aber sein Vater war nicht so leicht zufriedengestellt, wie er sich wohl gedacht.

„Um des Kaisers Bart? Mit Grobheiten lasse ich mich nicht abspeisen. Die Wahrheit will ich wissen, hast Du um die „Butterhexe" angehalten?"

„Gut, Vater, Ihr wollt's nicht anders," sagte Andreas trotzig. „Hätt' Euch das Leid gerne erspart, aber da Ihr's durchaus wollt, so kann ich Euch nichts anderes sagen, als daß Ihr die Wahrheit errathen. Ich würde des Jürgens Lisbeth zur Frau genommen haben, wenn sie mich gewollt hätte."

„Ungerathener Bube!" knirschte der alte Bauer, seiner selbst nicht mehr mächtig, zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervor. Sag' mir das noch einmal und Du bist mein Sohn nicht mehr, Du magst hingehen, wo Du willst."

Einen Augenblick stand Andreas regungslos, der Vater hatte den gleich stolzen, hartnäckigen Sohn an der verkehrten Stelle gefaßt. Die Schroffheit, womit der Vater ihm gegenübertrat, weckte seinen ganzen Stolz und Eigensinn, er wollte nicht wie ein Kind von ihm behandelt sein.

Nur einen kurzen Moment schwieg er.

„Ist das Euer Ernst, Vater?" fragte er ruhig.

Die Ruhe des Sohnes erbitterte den Vater nur noch mehr.

„Ja wohl ist's mein Ernst, mein heiliger, unwiderruflicher Ernst; so lange ich Dich vor Augen habe, so lange werde ich an den Schimpf denken, den Du mir zugefügt hast," rief Jan Adams zornig aus.

„Dann sollt Ihr nicht lange daran denken, Vater," sagte Andreas.

Gleichzeitig näherte er sich auch der Thüre. Noch eine Minute und die Thür hatte sich hinter ihm geschlossen — sein Schritt war verhallt.

Jetzt erst besann sich der alte Bauer. Jetzt erst dachte er daran, was er gesagt und zu wem er es gesagt. Er hätte den Starrsinn seines Sohnes nicht kennen müssen, um darüber im Zweifel zu sein, welche Folgen dieser Zwist nach sich ziehen würde und einen Augenblick dachte er daran, den Sohn zurückzurufen.

Aber noch litt es sein eigener harter Kopf nicht, dem Andreas ein gutes Wort zu sagen.

Der Abend brach herein. Jan Adams saß bei seiner Gattin, welche noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte und sprach von den gewohnten Dingen, welche das tägliche Leben mit sich bringt. Die Magd deckte den Tisch und brachte dann das Abendessen herein. Gleich darauf versammelte sich der ganze Haushalt, nur der Sohn fehlte noch.

„Wo mag Andreas sein, ist doch sonst nicht seine Gewohnheit, unpünktlich zu sein?" fragte die Mutter, sich an den Gatten wendend.

„Was weiß ich?" versetzte dieser mürrisch. „Wird wohl auf dem Tanzboden sein."

Niemand widerlegte die Worte des strengen Hausherrn.

Nach dem Abendessen verließen Alle mit einer Art Erleichterung das Zimmer, Knechte und Mägde, um noch ein Stündchen in's Dorf hinabzugehen, die Frau des Hauses, um ihre Anordnungen für die Arbeiten des kommenden Tages zu treffen.

Jan Adams blieb allein. Er konnte seiner Unruhe nicht Herr werden und doch wollte er sie um keinen Preis Jemandem, selbst seiner Frau nicht, verrathen. In athemloser Spannung lauschte er jedesmal, wenn die Hausthüre in den Angeln knarrte, aber der wohlbekannte Schritt näherte sich nicht.

So saß er stundenlang. Längst waren Alle im Hause zur Ruhe gegangen, Andreas war nicht zurückgekehrt.

Am darauffolgenden Morgen aber durchlief eine sonderbare Nachricht das Dorf. Niemand wollte anfangs daran glauben, aber allmählig gewann das Gerücht immer mehr an Wahrscheinlichkeit — des reichen Jan Adams Andreas hatte sich am unteren Ende des Dorfes, ganz von der Landstraße abgelegen, ein kleines Haus, welches schon seit Jahren leer stand, gepachtet, um dort — allein zu wirthschaften. Der alte Jan Adams war vielleicht der Letzte, welcher davon erfuhr. Aber als man ihn darnach fragte, da konnte selbst der starre Bauer seine Aufregung nicht verbergen, er wankte einen Augenblick und seine Lippen bebten.

Doch fast in demselben Momente hatte er sich gefaßt.

„Mein Sohn ist mündig, er kann thun und lassen was er will," war Alles, was er sagte; zu seiner weinenden Gattin fügte er aber noch mit finster zusammengezogenen Brauen hinzu: „Nenne mir nie mehr seinen Namen."

Draußen in der frischen, freien Welt war's lustig geworden. Die Spatzen zwitscherten und zankten sich um die Wette, als die warme Frühlingssonne den Schnee zu schmelzen begann und das Wasser von den Dächern tropfte. Neugierig reckten die Schneeglöckchen ihre Köpfe hervor und läuteten, vom warmen Südwinde bewegt, den Frühling ein. In ein paar Tagen war die letzte Spur des Winters verjagt und die schwellenden Knospen an Baum und Strauch harrten nur noch eines warmen Sonnenstrahles, um sich zu erschließen.

Ach, wie schön, wie wonnig schön war's jetzt in der freien Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Ein Brief Feuerbachs.) Wir sind in der Lage, den nachstehenden Brief, der uns in einem Wiener Blatte vorliegt, zu veröffentlichen. Das Schreiben des Gelehrten bezieht sich auf eine falsche Todesnachricht, die über ihn verbreitet war, und lautet:

„Bruckberg, 28. November 1856.

Verehrter Freund!

Es ist kein Wunder, daß ich bereits zu den Todten gerechnet werde. Ich bin ja schon längst von den deutschen Theologen und Philosophen „widerlegt," das heißt auf deutsch: geistig todtgeschlagen; nun hängt aber bekanntlich in Deutschland das Leben, die Physik sammt allen ihren Kräften und Stoffen nur vom Geiste, scilicet den deutschen Kanzel- und Kathedergelehrten, ab: also bin ich natürlich oder vielmehr logisch nothwendig auch physisch todt. Todt nennen die Menschen Den, der kein Lebenszeichen mehr von sich giebt — die gemeinen Menschen Den, der nichts mehr von sich sehen und hören läßt, den sie nicht mehr handeln sehen, sprechen hören — die Gelehrten, namentlich in Deutschland, wo der Sensualismus eine Chimäre, Den, der nichts mehr schreibt, den sie sich folglich nicht mehr mit der Feder thätig denken können.

Nun habe ich aber seit vielen Jahren nichts mehr geschrieben; ein Mensch, der aber keinen Tropfen Tinte mehr verspritzt, der hat auch keinen Tropfen Blut mehr für Gott, König und Vaterland zu verspritzen, also — oder anders und speculativ ausgedrückt: „Die Identität von Denken und Sein ist das innerste und höchste Wesen der deutschen Philosophie, des deutschen Geistes überhaupt." Was das Gebet der Gerechten nicht vermag, das vermag der Gedanke der Philosophen. Die deutschen Frommen haben mich längst „todt gebetet," leider ohne Erfolg; nun haben aber die speculativen Philosophen mich todt gedacht, ergo bin ich auch todt. Sie sehen, daß ich die Nothwendigkeit meines Todes selbst a priori deduzirte und daß ich daher über Ihren Nekrolog nicht im Geringsten mich verwundern oder gar entsetzen konnte. Wie wünschte ich auch anderen Todten, daß sie so noch nach ihrem Tode lebten, wie ich, so noch über die Theilnahme der ihnen nachfühlenden Ueberlebenden sich erfreuten, so noch an den Blättern und Blumen ihrer Gräber sich ergötzten! Wie gerne würden sie für solchen Tod das Leben hingeben, das ihnen einst von der Kanzel vorgepredigt, vom Katheder vordemonstrirt worden ist! —

Meine Frau und Tochter grüßen Sie durch mich freundlichst und wünschen nebst den übrigen Schloßbewohnern, Sie einmal wieder hier persönlich begrüßen zu können. Auch ich schließe mich diesem Wunsche an und bezeuge Ihnen zugleich unter der Versicherung meiner Verehrung mit dem einzigen in Deutschland privilegirten und authentischen Lebensorgan und Lebenszeichen, der Feder, daß ich mich noch schreibe

L. Feuerbach.*)

*). Ein deutscher Gelehrter kann selbst nicht seinen Namen unterzeichnen, ohne eine Anmerkung darunter zu setzen. Ich bemerke daher, daß ich noch nie mit solchem Schwunge meinen Namen geschrieben habe. Aber es galt ja auch nicht mein Todes-, sondern mein Lebensurtheil zu unterzeichnen."

Gemeinnütziges.

* (Zwetschenmuß zu bereiten.) Um von den abgefallenen, noch nicht ganz reifen Zwetschen süßes Muß zu erhalten, breitet man sie auf einem luftigen Boden auf einem Strohlager aus und läßt sie 8—10 Tage liegen. Die Bereitung des Zwetschenmußes geschieht folgendermaßen: Nachdem die nicht ganz reinen Früchte in reinem Wasser gewaschne worden sind, werden sie von den Kernen befreit und in einem Kessel bei gelindem Feuer und beständigem Umrühren so lange gekocht, bis die wässerigen Theile verdunstet sind und der Saft einen gleichförmigen, dickflüssigen Brei bildet. Das gewöhnliche Kennzeichen des Abnehmens des Mußes vom Feuer besteht darin, daß eine geringe Menge desselben, auf gutes Schreibpapier getröpfelt, nicht mehr durchschlägt; dann wird es unter fortgesetztem Rühren sogleich in einen Steintopf gefüllt, zugebunden und an einem trockenen Orte aufbewahrt. Um dem Zwetschenmuß eine schöne schwarze Farbe und einen angenehmen Geschmack zu ertheilen, wird auf jeden Korb Zwetschen eine Hand voll reifer, schwarzer Hollunderbeeren in einem Kessel erhitzt, zerdrückt und die Flüssigkeit durch ein leinenes Tuch zu dem Zwetschenmuß geseiht. Gleichzeitig werden einige Citronenschalen, 4 Loth Ingwer und eben so viel Gewürznelken auf jeden Korb Zwetschen dem Muß zugesetzt und die Masse unter beständigem Umrühren so lange eingekocht, bis sie die gehörige Dicke erlangt hat. Um sehr feines Muß zu erhalten, bringt man die von den Steinen befreiten Zwetschen, nachdem sie durch einige Stunden langes Kochen in Brei verwandelt worden sind, in einen feinen Durchschlag, so daß die Schalen nebst den gröberen flüssigen Theilen zurückbleiben. Das Durchgetriebene wird zu einem dicken Muße eingekocht. Aus dem in dem Durchschlag Zurückgebliebenen kann man ein gröberes Muß kochen.

* Anagramm.

Aus vier Zeichen besteh' ich. Der Leser kennt mich wohl.
Der Tischler gebraucht mich fast jeden Tag und Stund'.
Lies't Du mich rückwärts im bekannten Blatt,
Dann werd' ich dem Wand'rer gewöhnlich sehr lästig.
Vertauschest Du das Dritte mit dem Vierten
Und setzest das Erste hintenan,
Dann bin ich ein Vorname, den Du leicht errathen kannst

* Auflösung der Charade in Nr. 77:
Ich liebe dich.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 79. Kaiserslautern, 2. Oktober 1872.

* Hedwig.

Ein Todtenliederkranz

von S. Liebmann.

I.

Die sind nicht todt, die da geschieden
Früh aus der Welt und ihrer Pein,
Sie schlummern nur im stillen Frieden
In kühler Erd' im Todtenschrein!

Todt ist, wem seine liebste Blüthe
Im Lebenslenze abgeblüht,
Und den es schmerzvoll, lebensmüde
Hinunter zu den Todten zieht.

Für ihn heißt leben, täglich sterben
Er lebt, für Freuden geistig todt
Im Leben schaut er das Verderben,
Im Grabe nur das Morgenroth.

II.

Ich habe Dich geliebet
Wie nur ein Vater liebt
Ich hab' Dich nie betrübet
Ich hab' Dich nur geliebt!

Ich nahm Dich auf die Arme
So oft es Dir beliebt,
Ich hab' Dich nie betrübet
Ich hab' Dich nur geliebt!

Für Dich ward' aufgeboten
Was es auf Erden giebt
Du wurdest nie betrübet
Du wurdest nur geliebt!

Und was mein Herz beruhigt
Was Seelentrost mir giebt:
Daß ich Dich nie betrübet
Daß ich Dich nur geliebt!

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

1. Kapitel.

Der Selbstmörder.

In einem freundlichen, wohnlich eingerichteten Zimmer der zweiten Etage des Hauses Nr. 42 in der G—straße wurden die Vorbereitungen zum Morgenkaffee getroffen. Denn die Uhr vom nahen Dome hatte bereits die siebente Stunde angegeben und der trübe Herbsttag sandte mehr und mehr Licht durch die sauber geklärten Fensterscheiben, so daß das junge Mädchen die Lampe auslöschte, welche ihr bis jetzt nothwendig war und auf den kleinen Eckschrank setzte, der gleichzeitig zur Aufbewahrung des Kaffeegeschirres diente.

Das junge Mädchen mochte circa achtzehn Sommer zählen, wenn auch das Gesicht zu Zeiten scheinbar ein höheres Alter andeutete. Allein dieser Umstand hatte seinen guten Grund. Antonie, die älteste Tochter des Kaufmanns Ehrenfried, war bis zu ihrem zehnten Jahre das einzige Kind gewesen und wurde vom Vater sowohl, als namentlich von der schwächlichen Mutter vielfach verzogen. Ja, Antonie hätte leicht ein menschliches Ungeheuer an Laune und Eigenwille werden können, wenn nicht die unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe des Vaters Methode in das Verziehen gebracht hätte, wenn nicht die öftere Kränklichkeit der Mutter dem Kinde Selbstbeherrschung auferlegte. Antonie liebte ihre arme leidende Mutter über Alles und so wurden kindliche Liebe einerseits und das Beispiel unbeirrten Gerechtigkeitssinnes, andererseits die beiden wirklichen Erzieher des heranwachsenden Mädchens, das mit jeder weiteren Entwicklung aufblühte wie eine Rosenknospe.

Als Antonie zehn Jahre alt war, wurde ihr ein Bruder geboren. Fast hätte die Geburt der Mutter das Leben gekostet und lange, lange schwebte sie am Abgrund des Todes, während das kleine Knäblein lieblich gedieh wie ein Zweig vom Immergrün, das munter aus den Trümmern zerstörter Tempel und Paläste hervorrankt. Antonie übernahm die Pflege des Kleinen, und wie mit der Uebernahme eines Amts in den meisten Fällen Sicherheit und Selbstvertrauen sich einzustellen pflegen, wurde aus der kleinen Antonie in kurzer Zeit ein zweites Gretchen, und wer das blondgelockte Mädchen ihre ganze Zeit, so weit es in ihren Kräften stand, zwischen dem Säugling und der kranken Mutter theilen sah, beneidete die glücklichen Eltern um einen solchen Schatz, oder sprachen in ihrem Herzen leise einen Segenswunsch für das liebliche Kind.

So kam es, daß Antonie durch die Erfüllung von Pflichten, die im Grunde genommen zu schwer und zu mächtig für ihr zartes Alter, aber sie körperlich und geistig kräftigten, weit über ihre Altersgenossinnen sich erhob.

In Stunden der Erschöpfung, wenn sie ihrer Kraft zu viel zugemuthet, schlich sich wohl ein Zug ein, der sie scheinbar älter machte, allein es war nur das Auge, welches matter blickte; der jugendlichen Frische des Teint's, der Reinheit der Züge geschah dadurch kein Abbruch. Im Gegentheil, zur Zeit der Erregtheit, wenn ein unschuldiges Vergnügen ihre prachtvollen dunkelblauen Augen aufleuchten machte, wenn Dankbarkeit in ihnen erglänzte, oder Mitleid einen leichten Flor über die sonst so funkelnden Augensterne legte, dann verschönte das Antlitz sich in erhöhtem Maße, weil es zum Spiegel einer reinen Seele, der Verstellung und Sünde gleich fern lagen.

Als Antonie confirmirt worden, blieb sie im Hause der Eltern. Wenn es auch anfänglich die Absicht gewesen war, Antonie auswärts in einem bedeutenden Institute den letzten Schliff der Erziehung zu geben, der dem Charakter und den Kenntnissen, welche sie sich trotz mancher Abhaltung erworben, nach zu rechnen, hier wohl angebracht und erfolgreich sein würde, mußte diese Lieblingsidee der Mutter aufgegeben werden, denn mancherlei Verluste, mancherlei Unglück im Geschäfte nöthigten die Familie zu Einschränkungen selbst im Haushalte. Und wenn der Vater mit blutendem Herzen seiner armen leidenden Frau oft diesen oder jenen berechtigten Wunsch abschlagen mußte, weil kein Geld dazu vorhanden, war der Gedanke an seine unbefleckte kaufmännische Ehre, die Erfüllung seiner Verbindlichkeiten das Einzigste, was ihm Trost gewähren und mit Hoffnung auf die Zukunft erfüllen konnte. Denn es mußte doch einmal wieder anders kommen, es konnte ja nicht ausbleiben, daß sein Mühen und Streben mit Erfolg gekrönt werde.

Oft trat der Versucher zu ihm in Gestalt von Geschäftsfreunden, die, seine bedrängte Lage kennend, ihm Geschäfte anboten, die wohl reichen Gewinn bringen konnten, dafür aber die Ehre, den guten Namen verlangten, und der Preis war Ehrenfried zu hoch.

„Ich heiße Ehrenfried," antwortete er bei solchen Gelegenheiten den dringenden Antragstellern. „Die Ehre ist mir das Höchste und ich möchte sie nicht in meinem Namen tragen, wenn ich mich ihrer begeben, und Frieden wünsche ich auch noch im Grabe. Ich möchte nicht, daß meine Kinder einst nach meinem Tode mir fluchen und erröthen müßten, wenn der Name Ehrenfried dasselbe bedeutete als Schande.

Aber das Unglück verfolgte Ehrenfried trotz seines Lebenswandels, der nach menschlichen Begriffen ihn zu irdischem Glücke wohl berechtigte, nach den Ansichten der Gläubigen dagegen unsern Herrgott nur dazu auffordern, ihn ganz unter die Füße zu bringen; denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.

Allmälig, ganz allmälig sank Ehrenfried's Kraft und in einsamen Stunden, wenn er über das Hauptbuch gebückt Zahlen an Zahlen reihte, senkte er die brennende Stirn auf die kalten Blätter des dicken Buches und der Angstschweiß bethaute das glatte weiße Papier, mit den entsetzlichen Ziffern, die unbeirrt und unabänderlich die nächste Zukunft verkündeten.

Und wenn dann wieder die Leute des modernen Geschäftes kamen und ihm anboten, in kurzer Zeit reich zu werden, oder Andere hineinzureißen in das Unglück, wenn die Spekulation fehlschlug, dann begann er zu überlegen. Dann wog er Beides mit einander ab: die Misere, welche ihm das Geschick bis dahin gebracht und den reichen Gewinn, der ihm in Aussicht gestellt wurde. Und ein Beispiel nach dem andern aus der Kaufmannswelt tauchte vor ihm auf. Wie viele hatten es doch gerade so gemacht und standen jetzt groß geehrt und geachtet da. Er konnte seiner Frau und seinen Kindern ein Vermögen schaffen — und wenn er verlor? Mehr verlieren als jetzt konnte er nicht, als nur den guten Namen. Und wenn er gewann?

Ihm war zu Muthe wie dem Spieler am Roulette; zwanzig-, einundzwanzig Mal schlug schwarz, nun muß roth kommen, roth kann nicht ausbleiben und va banque auf roth ist der nächste Einsatz. Ob aber roth herauskommt, hängt vom Zufall ab.

Von den Umständen gedrängt, wagte Ehrenfried sich anfangs in kleinere Spekulationen und bald winkte ihm das Glück, bald kehrte es ihm den Rücken. Jahr auf Jahr verrann; aber der gehoffte Gewinn blieb aus. Ja, bei manchen Gelegenheiten war er nur das Mittel, welches Andere zur Erreichung ihres Zweckes gebrauchten.

Mit der veränderten Geschäftsweise war leider auch eine Aenderung in dem Verhältniß zwischen ihm und seiner Familie eingetreten. Er zog seine Gattin nicht, wie dies früher der Fall war, in sein Vertrauen, wenn ihn Kummer drückte, wenn ihm wohlberechtigte Hoffnungen scheiterten, oder ein freudiges Ereigniß seinen Muth auf's Neue belebte. Mit dem Verschwinden der früheren Offenheit gegen die, welche ihm doch am nächsten auf der ganzen Welt stand, zog eine unheimliche Kühle ein, ein kalter Zug, wie er dem krankheitbringenden Ostwinde zuweilen voraufgeht als warnender Bote.

In den letzten Tagen war Ehrenfeied auffallend anders gewesen als sonst. Seine Reden klangen sonderbar. Bald trat er seiner Frau schroff gegenüber, bald umarmte er sie auf das Zärtlichste, dann wieder war er fröhlich, ja sogar ausgelassen, um im nächsten Augenblick wie geistesabwesend, dumpf verzweifelnd vor sich hinzustarren.

Am Abend verließ er das Haus, um eine nothwendige Geschäftsreise nach einem nahe gelegenen Städtchen zu machen, das bequem mit dem letzten Abendzuge zu erreichen war.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte.

(6. Fortsetzung.)

Der Landmann zog vom frühen Morgen bis zum späten Abend hinaus, das Land zu bestellen, der Storch stand schon wieder klappernd oben auf dem Dache in seinem Neste und sah sich um, ob auch nichts verändert sei.

Da gab's wieder alle Hände voll zu thun und zum ersten Male seit Lisbeth's Abreise empfand die Mutter, daß die flinke Tochter ihr an allen Ecken fehlte.

„Was meinst Du, Jürgens, wär's nicht jetzt Zeit, Lisbeth wieder heim zu holen?" fragte sie eines Tages ihren Gatten. „Das Kind hat schon so viel von der Heimkehr gesprochen und jetzt giebt's doch, denke ich, so viel zu thun, daß man ein paar Hände mehr gebrauchen kann."

„Wie Du willst, Mutter, ich habe nichts dagegen, Du weißt, es ist mir sauer genug geworden, den Winter allein hier zuzubringen. Aber sie hat fort gewollt und da mußte sie auch einmal fühlen, was es heißt, die Füße unter anderer Leute Tische stecken. Meinetwegen können wir sie ja am Sonntag wieder holen."

Weiter wurde nicht davon gesprochen, aber am Sonnabend, als eben der Abendsegen gesprochen war, da öffnete sich mit einem Male leise, leise die Thür und herein trat — Lisbeth. Sie lachte und weinte in einem Athemzuge und sagte, sie habe es nicht mehr aushalten können, als sie gesehen, daß es draußen so schön grün geworden und daran gedacht habe, wie vielerlei es draußen jetzt zu thun gebe.

Vater und Mutter waren froh, ihr Kind wieder bei sich zu haben und die Lisbeth hatte an Allem doppelt ihre Lust und Freude, war's doch nirgends schöner als im Elternhause.

Wenige Stunden später saßen Eltern und Kind beisammen und plauderten von den Ereignissen, welche während Lisbeth's Abwesenheit vorgefallen, denn wenn die Eltern sie auf ein paar Stunden in Gegenwart Fremder besucht, da war's zu einem gemüthlichen Plaudern und Erzählen niemals gekommen. Viel war freilich nicht passirt. Ein paar waren gestorben, ein anderer erkrankt, ein dritter hatte sich verheirathet und das letztere hatte Lisbeth noch ohnehin früher bereits erfahren.

„So, das ist so ziemlich Alles," lachte Jürgens, als er das Neuigkeiten-Register geschlossen. „Martens hat sich noch einen Heuschuppen gebaut, und — doch halt! Da giebt's doch noch eins, was allerdings des Erzählens werth ist und doch beinahe vergessen worden wäre. Hast Du von dem Zerwürfnisse unseres Nachbars mit seinem Sohne gehört?"

Es war gut, daß die Lampe nur ein sehr spärliches Licht verbreitete, dem Vater wäre sonst vielleicht die Röthe nicht entgangen, welche sich bei seinen letzten Worten auf Lisbeth's Wangen entwickelte. So sah er aber nichts davon, um so weniger, da Lisbeth keinen Augenblick ihre Selbstbeherrschung verlor und verwundert entgegnete:

„Nein."

„Hm, ja. Warum oder wie das gekommen ist, weiß keine Menschenseele. Genug, Andreas hat vor ein paar Monaten plötzlich den Hof des Vaters verlassen, und pachtete noch an demselben Abend von dem Schulzen das kleine Haus am unteren Ende des Dorfes, welches schon ein paar Jahre leer gestanden hat und zog darin ein. Wie er Alles angefangen, weiß kein Mensch. Zimmer- und Maurerleute sind aus der Stadt gekommen und haben das Häuschen bewohnbar eingerichtet, den Garten hat er so schmuck und sauber in Ordnung gebracht, daß es eine Lust und Freude ist und jetzt wirthschaftet er auf den Wiesen und Aeckern wie der beste Knecht. Dem kann's nicht fehlen, daß er vorwärts kommt."

„Und wie ist's mit dem Alten?" fragte Lisbeth leise.

„Je nun, so wie immer; nur will's mir scheinen, als wäre er die letzten Monate um ein paar Jahre älter und grauer geworden. Weiter merkt man ihm nichts an. Ich denke mir, die harten Köpfe des Alten und des Jungen werden einmal hart gegen einander gekommen sein, Keiner will nachgeben. Der Alte ist ein eigensinniger Patron und Andreas hat manche schlechte Eigenschaft von ihm geerbt. Dennoch steckt ein guter Kern in ihm und mich soll's freuen, wenn er allein vorwärts kommt. Er schlägt sich jetzt wacker durch. Seitdem ist er noch zu keinem Tanze gewesen, man sieht ihn nicht mit seinen Kameraden umherstreifen. Ewig schade, daß der keinen vernünftigeren Vater hat."

Weiter wurde über Andreas nichts mehr gesprochen. Es war schon spät geworden und der Vater mahnte zum Aufbruche. Lisbeth fühlte sich ermüdet und so trennten sie sich, beiderseits froh und zufrieden, daß die alte Ordnung im Hause wieder eingekehrt war.

Das Wetter hielt sich so andauernd und schön, daß man der Arbeit kein Ende wußte. Noch vor Mai sollte das Vieh auf die Weide hinausgetrieben werden, da das Futter im Hause knapp, draußen aber saftiges Gras in Hülle und Fülle stand. Die Hoffnung auf ein besseres Jahr, als die letztverflossenen, regte sich in allen Herzen und leichten, frohen Sinnes ging man an die Arbeit.

„Lisbeth, könntest einmal im „Buschcamp" nachsehen," meinte der Vater eines Tages. „Das Stück liegt so geschützt, daß das Gras dort gewiß schon überlang steht. Ist's so, dann können wir gleich morgen die Kälber dorthin treiben, dann ist im Hause ein gut Stück Arbeit weniger."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Der Bruch des „Zehliwats") seitens des Pater Hyacinth hat den Witzblättern willkommenen Stoff geliefert. Eines derselben läßt eine Pfarrersköchin an die andere einen Brief richten, dem wir folgende Stellen entnehmen können:

„Seit den Bada Hyazinthe sein Vermählung laut wor'n is, geht mei geistlicher Herr in an fort auf und ab, und speculirt, ob er sie nit a Frau holten soll — i hobn ower schon Solo packt und hob eam gsogt: „Nehmen's Ihna a Kechin, die a Frau vorstellen kann, oder eigentli a Frau, die a Kechin is — mit an Wort: nehmen's Ihna mi!" Mir alli Kechinnen aus da ganzen Umgegend san a am Sonntag zu an Congreß z'sammkommen und habn uns gelobt, daß mir Stricke mochen, wonn unseri geistlichen Herrn uns nit heind scho s' Ehversprechen geben! No ja! Wenn's wos brauchen von an, nachher is mer mei liwe Lori hint und mei liwe Lori vorn und jetzt mechtens Spompanaden mochen, wo's so leicht wär', denn sie konnten sie selbst verlinden und trauen, wo's do scho a schens Geld derspareten und keine laufereien hätten! A Gaudi konn's wern, wonn dena Priester derlaubt wurd, z'heirathen! Den Respegt, den d'Leit vor aner Bischöfin oder vor aner infulirten Aeblin, vor aner Frau Domherrin, oder selbst vor aner Frau Niederen Klerussin z. B. Kooporatorin oder Kaplännin hätten! De Gaudi, wonn der Dechantenbua mit'n Prälatenbuabn andöschen spielt, oder s' klane Karmelitermadl mit'n Kapuzinerdirndl z'sam noch der Christenleer kochen spielen darf, wonn so ani Farrersfamilie die ondri besuchen kommt auf d'Jausen oder gar der älteste von die Probstischen um die zweite von die Priorischen anho't und da ani Boda s' Paar kopulirt und da onderi sei Enkerl über's Taufbecken hoit!"

* (Beförderung zum Engel.) Mutter (ihrem Kinde erklärend): „Ein Engel hat ein schönes Gesicht, schöne Locken und Flügel."

Kind: „Haben denn aber alle Engel Flügel?"

Mutter: „Gewiß, alle."

Kind: „Aber warum hat denn unsere Gouvernante, Fräulein Marie, keine? Papa sagt ja immer, wenn er ihr einen Kuß gibt: Du bist mein lieber Engel."

Mutter: „So — sagt er das? Nun, dann soll sie noch heute Flügel bekommen und wird morgen schon fortgeflogen sein."

* (Schwarz) Kaminkehrer: „Herr Pfarrer, ich habe den Kamin gekehrt."

Pfarrer: „Gut! Du bekommst?"

Kaminkehrer: „30 Kreuzer! Herr Pfarrer!"

Pfarrer: „Was! 30 Kreuzer! das ist ja zu viel?"

Kaminkehrer: „Nein, nein, Herr Pfarrer! das wissen Sie schon selber, wir Schwarzen lassen nicht handeln!"

* (Der schwerhörige Actuar.) Actuar: „Es ist Ihm nun das Urtheil Fürstlichen Kreisgerichts zu publiziren und das hat erkannt, daß Er wegen Beleidigung des Ortsschulzen zu 5 Tagen Gefängniß verurtheilt ist."

Bauer: „Wissen Sie was, Herr Actewarichus, Sie können mir den Buckel hinaufsteigen, mit sammt'n Kreisgerichte!"

Actuar: „Aber binnen 10 Tagen, denn sonst wird die Sache rechtskräftig!"

* (Großer Appetit.) Professor Rundsteiner kommt um halb 12 Uhr ins Wirthshaus zum Bierwastl und verlangt hastig und ungestüm: Drei Paar heiße Würst'l mit Kraut, aber schnell, denn ich muß Punkt 12 Uhr beim Mittagessen z' Haus sein.

* (Vom Regen in die Kirche.) Lehrer: „Ah, Herr Förster, auch einmal in der Kirche? Da bring' ich Ihnen auch ein Gesangbuch."

Förster: „Dank' schön, Herr Lehrer, ich sing als nur, wenn ich z'viel trunken hab'."

Gemeinnütziges.

* Um alter Butter den widrigen Geschmack zu benehmen, lasse man sie in einer Pfanne zergehen und röste eine rohe, geschälte Kartoffel in der Butter. Dieselbe verliert durch dies einfache Mittel ihren widrigen Geruch und Geschmack und ist wenigstens zum Backen noch vortrefflich zu gebrauchen.

* (Zwetschen einzumachen.) Auf 8 Pfund ganze Zwetschen 2 Loth Zimmet und 1 Loth Nelken in ein Glas gelegt, dann werden 2 Quart Essig mit $^3/_4$ Quart Cahors (ist ein Bordeauxwein) und 3 Pfd. Zucker zusammen aufgekocht und kalt auf die Zwetschen gegossen. Wenn diese damit 24 Stunden gestanden haben, wird der Essig wieder aufgekocht und kalt aufgegossen; man läßt es abermals 24 Stunden stehen, gießt zum dritten Mal die Sauce in eine Casserole ab und wenn sie kocht, wird die Hälfte Zwetschen hinein, die andere Hälfte aber in eine Terrine geschüttet und das Glas gewärmt. Die Zwetschen werden mit der Sauce gekocht und wenn sie anfangen, weich zu werden, dann nimmt man sie schnell mit einem Schaumlöffel heraus, legt sie ins Glas und schüttet die andere Hälfte aus der Terrine sogleich wieder in die Casserole und verfährt damit so, wie mit der ersten. Wenn alle Zwetschen heraus sind, läßt man die Sauce so lange kochen, bis sie klebrig ist.

* Algebraische Aufgabe.

Dem Boten B., welcher bereits 2200 Schritte gemacht hat, wird der Bote R. nachgeschickt. R. kommt aber mit 2 Schritten eben so weit als B. mit 3 Schritten; dagegen macht B. 8 Schritte, während R. nur deren 7 zurücklegt. Nach wie viel Schritten wird B. von R. eingeholt?

* Auflösung des Anagramms in Nr. 78:

Leim — mit — Emil.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 80. Kaiserslautern, 6. Oktober **1872.**

* Hedwig.

Ein Todtenliederkranz

von S. Liebmann.

Der trauernden Mutter.

III.

Du brauchst deinem Kummer nicht Nahrung zu geben
Er währet ja dennoch so lange wir leben
Du brauchst nicht erheucheln fröhlichen Sinn
Denn unsere Freude ist dennoch dahin.
Doch eines mußt Du sagen dir lassen
Du mußt dich ermannen, Du mußt Dich fassen,
Du hast noch ein Kind, dem mußt Du leben
Und diese Pflichten erfüllen streben.
Beweine die Todte mit blutendem Herzen
Doch lebe dem Leben und nicht nur den Schmerzen,
Und schließe dich innig und liebend mir an
Vereint laß uns wandeln die dornige Bahn!

IV.

Suche uns're theure Kleine
Die der Tod entrückt,
Nicht am Firmamente oben
Wo das Mondlicht blickt.

Such sie nicht im Schooß der Erde,
Düster, kalt und trüb
Nirgends kannst Du sie mehr finden
Die uns war so lieb.

Finden kannst Du uns're Liebste
Nur an einem Ort
In der Elternherzen selber
Weilt sie immer fort.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(1. Fortsetzung.)

Am andern Morgen früh konnte er wieder in seinem Geschäfte sein, dessen Comptoir im Parteree desselben Hauses lag, in dessen zweiter Etage die Familie wohnte. —

Antonie hatte den Kaffee bereitet und trat an das Fenster, um den Vater zu erwarten, der jeden Augenblick um die Ecke biegen mußte, denn der Morgenzug war schon angekommen, die Hotelwagen fuhren durch die Straßen und Reisende mit ihrem Handgepäck, die Spuren einer kalten durchwachten Nacht auf den Gesichtern, eilten dem wärmenden Daheim entgegen.

„Der Kaffee ist fertig, wenn der Vater kommt," sagte Antonie leise, „das Zimmer ist auch warm. Gern würde ich ihm auch das Comptoir gewärmt haben, aber er hat den Schlüssel mitgenommen."

Die letzten Personen, welche vom Bahnhofe zu kommen pflegen, Kofferträger und Eisenbahnbeamte, waren schon längst verschwunden und noch immer ließ sich kein Ehrenfried blicken. „Wo nur der Vater bleiben mag?" setzte sie hinzu.

Antonie wurde durch ein munteres „Guten Morgen, Toni!" unterbrochen.

„Ach, Du bist es, Ernst, ich glaubte, Du würdest noch schlafen."

„Nein, Toni," erwiederte der Knabe mit jenem altklugen Ernst, der einigen Kindern eigen ist, „Du glaubst gar nicht, mit wie wenig Schlaf der Mensch auskommen kann und dann muß man sich bei Zeiten an allerlei Ungemach gewöhnen, wie es die alten Spartaner auch thaten, von denen wir neulich in der Schule gehabt haben."

Antonie blickte den Sprecher lächelnd an. Sie freute sich unwillkürlich über das frische Aussehen des für sein Alter köperlich und geistig weit entwickelten Knaben. Es lag etwas sehr Angenehmes in seinem Gesichte, das lebhaft an die feinen weiblichen Züge Antonien's erinnerte und dann wieder prägte sich etwas Bestimmtes in ihnen aus, das auf Charakterfestigkeit schließen ließ.

Der Knabe wandte sich ab und trat an das andere Fenster, wo der Nähtisch der Frau Ehrenfried stand, um seiner Schwester keine Gelegenheit zu weiteren Angriffen zu geben, welche ihn wegen seiner Spartaner etwas geneckt hatte.

„Ah!" rief er plötzlich. „Was ist das für ein Brief, der da auf Mama's Nähtisch liegt?"

„Ein Brief?"

„Da sieh' her," sagte Ernst, indem er Antonien den Brief überreichte.

Diese überflog rasch die Aufschrift. Ein eigenthümlich unheimliches Gefühl überkam sie, als sie die Hand ihres Vaters erkannte und die wenigen Worte las: „An Madame Ehrenfried. Sofort abzugeben."

„Der Brief ist vom Vater," sagte sie bestürzt.

„Soll ich ihn zur Mama bringen?“ fragte Ernst.

„Ich will ihn lieber selbst besorgen, wenn etwas Unangenehmes darin steht, kann ich der Mutter helfen. Auch ist es Zeit, daß Du bald zur Schule gehst.“

Antonie bereitete das Frühstück für Ernst und füllte seine Blechdose mit weiterem Material für den Tagesbedarf.

Nachdem er zur Schule gegangen, setzte sie sich an das Fenster und blickte bald auf die sich mehr und mehr belebende Straße, bald auf den Brief.

So oft sie auf die Straße hinabsah, schwebte ihr nur ein Bild vor, das des Vaters, wie er im Reiserock und Mantel kommen mußte, wie sie ihn hatte gehen sehen. Sie erinnerte sich, wie er gestern Abend Abschied genommen, und ihr einen langen Kuß auf die Stirne gedrückt, als wenn er Abschied für immer zu nehmen gedachte. Und die Lippen waren so eiskalt und seine Hand hatte gezittert.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief sie plötzlich und sprang wie von einer Schlange gestochen von dem Stuhle auf. „Mein Gott, wenn es möglich wäre!“

Sie war blaß geworden, entsetzlich blaß. Eine Zeitlang kämpfte sie schwer mit sich selber, ob sie den Brief der Mutter geben, oder ob sie ihn vorher lesen sollte.

Nach einer Stunde erhob sie sich und begab sich in das Schlafzimmer der Mutter, das auf der andern Seite des Ganges dem Wohnzimmer gegenüber lag.

Madame Ehrenfried schlief noch. Erst gegen Morgen hatte ein wohlthätiger Schlummer ihre Augen geschlossen. Sollte sie, die langjährige Vertraute ihres Gatten, nicht mehr als die Kinder, mehr als jeder Andere die seltsame Veränderung Ehrenfried's bemerkt haben? Ach, nur zu gut sah die arme Frau, daß ihn ein Etwas drückte, das er ihr verheimlichte; mit dem Auge des Weibes bemerkte sie den Zwang, den er sich anthat, froh zu erscheinen, und immer wieder drängte sich der Gedanke in ihr auf: „Wie wird das enden.“

Noch jetzt spiegelte sich auf dem Antlitz der Schlafenden die bange Unruhe ab, die wie ein böser Dämon den Schlaf von ihren Lidern scheuchte, bis die gequälte Natur ihr Recht forderte.

Die Mutter erwachte in demselben Augenblicke, als Antonie eintrat.

„Ist es schon so spät?“ fragte sie. „Ich hätte gerne noch ein wenig geschlummert.“

Bei diesen Worten schloß sie die Augen wieder und legte die Hand auf die Stirn, als wenn der Kopf ihr schmerze.

„Es ist noch früh,“ war die Antwort, „aber hier ist ein Brief —“

„Ein Brief? An mich? Laß' sehen.“

Kaum hatte Madame Ehrenfried einen Blick auf die Adresse geworfen und die Handschrift ihres Gatten erkannt, als sie wie ohnmächtig zurücksank.

„Mutter, Mutter, was ist Dir?“ rief Antonie, erschrocken näher tretend.

Madame Ehrenfried erholte sich jedoch rasch wieder. Mit zitternder Hand barg sie den Brief unter der Bettdecke und bat mit angsterfüllter Stimme:

„Antonie, mein Kind, laß' mich einen Augenblick allein. Geh' in's Wohnzimmer und erwarte mich dort, ich komme gleich, aber laß mich einen einzigen Augenblick allein. Ich bitte Dich darum, mein Kind!“

Der Ton, mit dem diese Bitte vorgebracht wurde, war ein so eigenthümlicher, daß Antonie, ohne weiter zu fragen, ging und in das Wohnzimmer eilte.

Als sie sich entfernt hatte, nahmen die Züge der Frau einen seltsamen Ausdruck an. Die Augen schienen in ihre Höhlen zurückzusinken und die Lippen preßten sich fest auf einander.

„Ich weiß, was Du schreibst, Ehrenfried,“ murmelte sie leise. „Du hast mich und Deine Kinder verlassen, um anderweits Dein Glück zu suchen. Du hättest mir es sagen sollen.“

Mit diesen Worten öffnete sie den Brief.

Kaum hatte sie jedoch einige Zeilen gelesen, als sie einen leichten Schrei ausstieß und den Brief wie ein giftiges Reptil von sich schleuderte. Dann verhüllte sie das Antlitz mit beiden Händen. Aber nur kurze Zeit dauerte dieser Zustand dumpfen Hinbrütens.

Dann sprang sie auf. Eine wunderbare Energie leuchtete aus ihren Blicken. Rasch war sie angekleidet.

Sie hob den Brief auf, las ihn aufmerksam durch und öffnete dann leise die Thür, welche auf den Corridor führte. Geräuschlos schritt sie an dem Wohnzimmer vorbei, schlüpfte zur Wohnung hinaus und eilte die Treppe hinunter, in's Comptoir ihres Mannes.

Die Läden des Zimmers waren noch geschlossen, auch die Thüre war zu.

Madame Ehrenfried zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf. Ehe sie aber die Thür öffnete, wurde sie leichenblaß und wankte, als wenn sie fallen wollte. Sie ermannte sich jedoch und trat ein.

Nur spärliches Licht fiel durch die gegitterten Fensterläden, kaum hinreichend, die in dem Zimmer befindlichen Gegenstände genügsam zu erhellen und dennoch war das matte Dämmerlicht mehr als hinreichend, den Augen der eben Eingetretenen ein entsetzliches Bild zu enthüllen. Dicht unter dem Fenster stand ein großes Doppelpult und wie in emsiger Arbeit beschäftigt, lehnte eine Gestalt sich über das Pult. Aber die Gestalt regte sich nicht, sie erhob das auf die Brust gesunkene Haupt nicht, sie bewegte weder Hand noch Fuß, eine unheimliche Statue. Die Augen waren nicht geschlossen, sondern starrten weitgeöffnet gegen die Thür, der Unterkiefer hing herab, die Hände waren krampfhaft geballt, als wenn sie irgendwo einen Halt suchen wollten und nicht finden konnten.

Madame Ehrenfried trat auf die Gestalt zu und blickte sie entsetzt an.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte.

(7. Fortsetzung.)

Lisbeth war bereit. Sie setzte den vorjährigen Strohhut auf, der zwar auf Schönheit nicht mehr Anspruch zu erheben vermochte, nichts destoweniger aber ihrem frischen rosigen Gesichte außerordentlich kleidsam und hübsch stand, dann knotete sie sich noch ein buntes Tuch um, weniger zum Schutz gegen Kälte, als aus mädchenhafter Eitelkeit, weil es die peinliche Einfarbigkeit des Anzuges etwas milderte. Dann verließ sie das Haus.

Lisbeth ging durch den Gemüsegarten. Wohl war es ein kleiner Umweg, aber sie machte ihn gerne, um nur nicht die offene Landstraße passiren zu müssen. Ueberdies war der Weg schöner. Sie ging durch saftige Wiesen, ringsum durch kleine, mit Gebüsch bepflanzte Wälle eingefriedet. Es hatte am Morgen etwas geregnet und von dem jungen Grase stieg ein wonniger Duft auf, die Bäume und Gesträuche trugen ihr schönstes Grün und Lisbeth gab sich mit Wonne dem Vergnügen hin, die gemachten Fortschritte in der Natur zu beobachten.

So gebrauchte sie eine ungewöhnlich lange Zeit, das Ziel ihrer Wanderung zu erreichen und die Sonne sandte schon längere Schatten, als sie den Heimweg antrat. Lisbeth eilte sich etwas mehr, ihre Schritte wurden schneller, ihre Wangen röther.

Da hörte sie hinter sich einen festen Männertritt. Lisbeth erschrak leicht. Nicht daß sie sich in der Einsamkeit gefürchtet hätte, aber sie wußte selbst nicht, warum ihr Herz plötzlich so heftig klopfte, und sie verdoppelte ihre Schritte.

Nichts destoweniger verminderte sich der Zwischenraum zwischen dem jungen Mädchen und dem ihr folgenden Manne von Sekunde zu Sekunde, noch ein paar weitere Minuten und er hatte sie eingeholt.

Lisbeth blickte auf, als sie die Gestalt neben sich sah und ihre Wangen bedeckten sich mit brennender Röthe.

„Guten Tag, Lisbeth! Bist Du wieder gekommen?"

„Wie Du siehst, Andreas," entgegnete sie, sich schnell fassend.

„Gefiel's Dir dort nicht mehr?"

„Gefallen? Ach ja, aber man will doch wieder einmal dahin, wo man hingehört."

„So, und Du meinst, Du gehörst hierher?" fragte Andreas weiter, und seine Stimme nahm einen freudigen Klang an.

„Wie Du nur sonderbar fragen kannst!" lachte Lisbeth und wies ihre blendend weißen Zähne. „Wo soll ich denn sonst hingehören?"

„Nun ja, ich dächte, es hätte Dir bei dem Doctor eben besser gefallen. Warum bist Du sonst so lange fortgeblieben?"

Lisbeth's reine Stirn umwölkte sich, sie dachte daran, warum sie so lange fortgeblieben und mit diesem Gedanken kam wieder die bittere Stimmung, welche sich ihrer so oft bemächtigt, als sie noch vom Hause fort war. Aber sie schüttelte sie rasch ab.

„Frag' nicht zu viel, Andreas," sagte sie scherzend, „es ist oftmals nicht gut, wenn man an die Vergangenheit erinnert wird."

Jetzt war die Reihe der Unzufriedenheit an Andreas.

„Du erinnerst Dich wohl nicht gern der Vergangenheit?" fragte er, Lisbeth bedeutungsvoll ansehend.

„Nur bis zu einem gewissen Punkte," gestand sie offenherzig.

Andreas zuckte zusammen. So hatte er sich nicht getäuscht — Lisbeth haßte ihn. Gestand sie ihm doch selbst, daß sie nur bis zu einem gewissen Punkte der Vergangenheit gern gedächte und welchen Punkt konnte sie anders meinen, als den, wo er zum ersten und letzten Male von Liebe zu ihr gesprochen?

„Ich will Dich nicht mehr daran erinnern, Lisbeth, vergiß ihn, es wird Dir ja ein Leichtes sein," sagte er traurig. „Von mir hörst Du nie ein unwillkommenes Wort wieder."

Lisbeth erröthete.

„Ach Andreas, laß' doch die thörichten Geschichten, daran denke ich nicht einmal mehr. Wir sind eben Beide noch einfältige Kinder gewesen und da habe ich gerade so viel Schuld wie Du. Aber laß jetzt wenigstens die Vergangenheit ruhen, ich denke, wir werden nun gute Freunde."

Sie reichte dem Andreas ihre Hand hin, welche er hastig in die seine nahm und zitternd einen Augenblick festhielt. Dann ließ er sie mit einem schweren Seufzer los.

Als Lisbeth ihn einen Moment mit ihren sanften blauen Augen so innig und zutraulich angesehen hatte, da war's ihm ganz warm um's Herz geworden. Er faßte sich aber gleich wieder. Einmal abgewiesen, war er zu stolz, zum zweiten Male seine Bitte zu wiederholen und wußte er denn, ob er nicht dieselbe Antwort erhielt, die er schon einmal empfangen. Ueberhaupt durfte er wohl jetzt in der bedrängten Lage, worin er sich befand, nicht gut daran denken, eine Frau, und noch dazu eine so reiche wie die Lisbeth, in sein Haus zu führen.

„Ich danke Dir, Lisbeth, daß Du so bereitwillig alles Böse, was ich Dir jemals zugefügt habe, vergessen willst," sagte er nach einer Pause. „Wenn Du's willst, ich nehme dankbar Deine Freundschaft an, obwohl ich einst an etwas anderes dachte."

Ein paar Worte mehr und es wäre wohl jetzt zu einer Erklärung zwischen Beiden gekommen. Aber Andreas schwieg und auch Lisbeth sagte kein Wort mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Die neueste Ente.) Die bekannte chronische „saure Gurke" von „sellem" alten Friedensrichter ist in diesem Jahre in Otsego, N. Y., gewachsen und wird vom „Observer" in Utica, N. Y., so aufgetischt: Ein alter rechtschaffener Friedensrichter in Otsego vergaß sich dieser Tage in einer Gesellschaft so weit, daß er sich einen riesigen Haarbeutel antrank. Am anderen Morgen empfand er nicht nur Kopfweh, sondern auch Gewissensbisse. Er begab sich in sein Amtslokal, wo bereits verschiedene Parteien anwesend waren. Feierlich rief der Friedensrichter seinen eigenen Namen als den eines Angeklagten aus, schilderte seinen sträflichen Rausch vom vorigen Tage und fragte den Angeklagten, was dieser zu sagen habe. In der Rolle des Angeklagten erklärte er sich darauf für schuldig, bekannte auch, daß für einen Mann in seinen Jahren und seiner Stellung ein Rausch ein doppeltes Vergehen sei, äußerte jedoch zugleich die Hoffnung, der „Gerichtshof" möge nicht zu strenge mit ihm ins Gericht gehen, da er ganz gewiß nie mehr einen solchen Fehltritt begehen werde. Als Friedensrichter rief er sodann sich selbst zu: „Gefangener, erheben Sie sich!" Er erhob sich nun und sprach als Friedensrichter also zu sich selbst: „Angeklagter! Es schmerzt mich sehr, daß Sie diesem Gerichtshof wegen eines Vergehens vorgeführt wurden, das Ihrem guten Namen und Ihrer gesellschaftlichen Stellung schaden muß. Ein schlimmes Beispiel ist von Ihnen gegeben worden. Und wenn Sie in dieser Weise fortfahren, bringen Sie Trauer und Schande über Ihree Familie. Ich verurtheile Sie daher zu einer Geldbuße von 10 Doll. und Bezahlung der Kosten, oder dreißigtägiger Einsperrung im Countygefängnisse." — Der Verurtheilte erklärte darauf, daß er lieber das Geld bezahle. Nach Schluß der Amtsstunden begab sich der alte Herr zum Armenpfleger und bezahlte ihm 10 Dollars.

* (Zur Temporaliensperre.) Charakteristisch war es von Friedrich dem Großen, daß er sich so gern an der Geistlichkeit zu reiben suchte. So sagte er einst dem Bischof von Ermeland: „Unter Ihrem Mantel hoff ich doch ins Paradies zu wischen." — „Schwerlich," entgegnete der Bischof, welcher zwei Drittel seines Einkommens verloren hatte, „Ew. Majestät haben meinen Mantel zu sehr beschnitten."

* (Ein Grazer) besuchte jüngst einen kleinen Ort in Untersteiermark und wurde von einem dortigen Bauer gefragt, ob man in Graz auch den Weltuntergang erwartet hätte. — „Hier" — meinte er — „erzählt man, daß die Welt deswegen nicht untergegangen sei, weil der Komet ins Meer gefallen sei, wodurch auch die großen Ueberschwemmungen herbeigeführt worden seien."

* (Das Einkommen deutscher Fürsten.) Jüngst lief durch alle Zeitungen eine vergleichende Notiz der Höhe des täglichen Einkommens der Monarchen der europäischen Großmächte. Im Anschluß daran und als Ergänzung jener Zeitungsnotiz dürfte wohl die folgende vergleichende Zusammenstellung des täglichen Einkommens namhafter deutscher Fürsten nicht ohne Interesse sein. Es haben von deutschen Fürsten täglich zu verzehren: Der König von Bayern 3680 Thaler, der König von Sachsen 1852 Thaler, der König von Württemberg 1757 Thaler, der Großherzog von Hessen-Darmstadt 988 Thaler, der Großherzog von Sachsen-Weimar 767 Thaler, der Großherzog von Oldenburg 465 Thaler, der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen 424 Thaler, der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt 126 Thaler, der Fürst Reuß älterer Linie 98 Thaler.

* Ein neues Mittel ist entdeckt worden, einen Volksauflauf zu zerstreuen, ohne sich dazu des Militärs zu bedienen, und das besteht einfach darin, eine Büchse für die Einsammlung von Gaben zu einem milden Zweck herumgehen zu lassen.

Gemeinnütziges.

* Ein neues Verfahren, Zeichnungen zu vervielfältigen, besteht darin, daß man die Zeichnung auf etwas starkem glatten Papier mit einer kleberigen Tinte entwirft und auf die Striche, bevor sie noch ganz getrocknet sind, käufliches Broncepulver streut. Man erhält so eine Art Platte, von welcher man auf empfindlich gemachtes Papier übertragen kann, indem dieses Papier sich in Folge der durch das Metallpulver bewirkten Reduktion in Berührung mit den Strichen der Zeichnung schwarz färbt. Das empfindliche Papier stellt man durch Tränkung mit salpetersaurer Silberlösung her oder bezieht es von einem Photographen. Ist das Metallpulver erschöpft, so daß es unwirksam geworden ist, so wird die Tinte durch Alkoholdampf wieder aufgeweicht, das unbrauchbar gewordene Pulver mit einem weichen Pinsel abgekehrt und frisches darauf gestreut. Das Uebertragen der Zeichnung erfolgt wie von einer Druckplatte in der Presse.

* (Aepfel) bis in den Sommer frisch zu erhalten. Man kann Aepfel schon dadurch sehr lange und gut erhalten, daß man sie in Korn steckt, welches dadurch durchaus nichts leidet.

Oder man lege die Aepfel schichtenweise, ohne daß eine Frucht die andere berührt, in ausgeglühten Sand in ein Gefäß, dessen gut schließender Deckel die Luft abhält. Der Sand nimmt die Ausdünstungen der Aepfel auf und so bleiben diese trocken und behalten ihr Aroma.

* **Auflösung der algebraischen Aufgabe in Nr. 79**
B. macht 7040 Schritte.

☞ Richtige Lösung ging ein von Hrn. J. Hammer hier.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 81. Kaiserslautern, 9. Oktober 1872.

* Hedwig.

Ein Todtenliederkranz

von S. Liebmann.

Am 4. Juni 1872.

V.

Morgens in der vierten Stunde
Trat der Tod an Dich heran
Und für diese Welt auf immer,
Hat Dein Aug' sich zugethan!

Weine nicht, o Mutter, weine
Wein Dir nicht die Augen blind,
Nicht gestorben, eingeschlafen
Ist uns unser liebes Kind!

Daß auf Erden Niemand störe
Seinen lieben, sanften Traum,
Trug man sie hin unter Blumen
Auf des Friedhof's stillen Raum.

Nachtigallen leise singen
Klagend ihr ein Wiegenlied,
Abends über ihrem Hügel
Mild der Strahl des Mondes zieht!

Ueberall umgiebt sie Frieden,
Gönne ihr die ew'ge Ruh
Und die Zeit, die Wunden heilet,
Führt uns selbst der Liebsten zu.

VI.

Wohl brennt vor Deiner Wiege
Allnächtlich noch ein Licht,
Doch Du o liebe Hedwig
Lieg'st in der Wiege nicht.

Da draußen in dem Garten,
Den man den Friedhof nennt
Da liegst Du sanft gebettet,
Wo Nachts kein Lichtlein brennt!

Der Mond, die Todtenlampe,
Schaut milde auf Dein Grab,
Millionen heller Sterne
Schau'n hell auf Dich herab.

Du warst uns Licht bei Tage
Du warst uns Licht bei Nacht,
Wir haben zu jeder Stunde
Stets Deiner nur gedacht.

Mit Dir ist uns entschwunden
Des Lebens lichter Tag
Und dunkle Nächte folgen
Den schönen Tagen nach.

*In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(2. Fortsetzung.)

„Ehrenfried," rief sie nach einer Pause, „gab es keinen anderen Ausweg für Dich?"

Aber das verzerrte Antlitz des Todten gab keine Antwort.

Dann trat sie näher und legte ihre Hand auf die Stirn des Todten.

Derselbe schwankte leicht hin und her. Ein eisiger Schauer überlief die Frau.

„Ich will thun, was Du wünschest," sagte sie dumpf, wie geistesabwesend. „Niemand soll Deine Schande ahnen, der Name Deiner Kinder soll unbefleckt vor den Menschen bleiben —"

Da pochte es an die Thür und ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, trat ein Mann ein, der kurz angebunden sagte:

„Ist Herr Ehrenfried zu Hause? Ich komme wegen einiger Wechsel."

Madame Ehrenfried stieß einen Angstschrei aus über die plötzliche Erscheinung des Fremden und sank auf einen Stuhl nieder.

„Was ist denn hier geschehen?" fragte der Fremde, „das ist ja sonderbar. Kein Laden ist auf und kein Mensch giebt Antwort. Wollen Sie mal so gut sein und mir sagen —" wandte er sich gegen die Gestalt am Pult, „ob —"

„Alle Wetter," rief er plötzlich, „der Mann hat sich ja aufgehängt. Das müssen wir gleich untersuchen."

„Mein Herr —"

„Nur keine Umstände, Madame. Verhalten Sie sich völlig ruhig."

Mit diesen Worten öffnete der Fremde seinen Ueberrock und zeigte auf ein kleines silbernes Schild.

„Wie Sie sehen, bin ich Polizeibeamter und habe vollkommenes Recht, hier zu handeln wie ich will. Aber erst wollen wir Licht in die Sache bringen."

Er trat auf das Fenster zu und öffnete einen der nach innen schließenden Fensterläden.

Madame Ehrenfeied war bei den letzten Worten des Mannes in Ohnmacht gesunken.

Der Polizeibeamte begann jetzt das Zimmer zu betrachten. Für Alles hatte er ein Auge, für den kleinsten Papierschnitzel, für die kleinste Spur auf dem Fußboden. Er bemerkte auch den zerknitterten Brief in der Hand der Ohnmächtigen.

Behutsam nahm er ihn an sich und entfaltete ihn. Ein Lächeln der Zufriedenheit überflog seine Züge während des Lesens.

„Das geht ja prächtig," murmelte er. „Ein paar lumpige Wechsel glaubte ich zu verlieren und ein Kapital finde ich. Die Sache scheint sich nett anzulassen. Zunächst müssen wir mal den Todten abnehmen, das ist die Hauptsache."

Er nahm ein Messer, um das Band zu durchschneiden. Das Messer glitt jedoch ab und der Todte schwankte hin und her, wie ein vom Winde bewegtes Schilfrohr.

„Das ist ja gar kein Band," murmelte der Beamte, „der Kerl hat einen feinen Klavierdraht genommen. Deshalb hat er auch geschrieben, daß es der Frau nicht schwer werden würde, seine Todesart zu vertuschen und das Geld aus der Lebensversicherung zu erhalten. Na, so leicht geht es nicht, aber machen läßt sich Vieles."

Er stieg auf das Pult und lös'te den feinen Draht von dem festen Lampenhaken oben an der Decke.

Der Draht entglitt jedoch seinen Händen und der leblose Körper fiel mit einem dumpfen Geräusche zu Boden.

Madame Ehrenfried öffnete die Augen, um sie gleich wieder zu schließen. Der Anblick war ihr zu schrecklich. Auf dem Pulte stand der fremde Mann und dicht vor ihren Füßen lag ihr Gatte. Der Mann, der stets auf seine Ehre pochte — nun ehrlos. Und ehrlos waren sie jetzt Alle, die Kinder und sie. Und doch war das nicht das Schrecklichste. Todt war der Mann, den sie so lange geliebt, heißgeliebt bis zu dem Augenblick, wo er durch sein selbstgewähltes Ende das geistige Band zerrissen, das die Grundlage aller selbstverläugnenden Liebe ist. Nun war er todt und alle die Jahre, welche sie in Lust und Leid mit einander verlebt, waren auch todt, Alles war erstorben, das ganze Leben war zu einer verzerrten Fratze geworden, zu einem entsetzlichen Todtenantlitze mit weit aufgerissenen Augen, Verzweiflung in allen Zügen — das Ebenbild des leblos zu ihren Füßen Liegenden.

Der Polizeibeamte weckte sie aus diesem qualvollen Traum.

„Madame," sagte er, „kommen Sie zu sich. Wir müssen den Todten hinaufzuschaffen suchen in seine Wohnung. Gehen Sie voran und sehen Sie, ob Jemand kommt."

Madame Ehrenfried schritt voran und der Beamte folgte mit dem Todten, den er auf dem Arme trug wie ein kleines Kind. Ehrenfried's Antlitz war verhüllt und Niemand konnte muthmaßen, welche Last dort hinaufgetragen wurde.

Als sie den Todten entkleidet und in sein Bett gelegt, sagte der Beamte:

„Schweigen Sie über Alles, Madame. In einer halben Stunde bin ich wieder bei Ihnen und wenn Sie klug sind, werden Sie immerhin noch ein gutes Geschäft machen."

Darauf verließ er die Frau.

Madame Ehrenfried saß an dem Lager ihres Gatten still und ruhig wie eine Marmorstatue. Sie wußte nicht, was um sie vorging, sie bemerkte nicht, wie die Thür aufging und Antonien's bleiches Gesicht hineinblickte, sie sah nur die Zukunft, sie sah die Schande sich an die Person ihrer Kinder heften, die Vergangenheit war für sie todt, wie der kalte Leichnam da neben ihr.

2. Kapitel.

Die kleine Blumenmacherin.

Es mochte kaum eine halbe Stunde verflossen sein, als rasch an die Thür gepocht wurde und ohne weitere Antwort abzuwarten, der Polizeibeamte eintrat.

Madame Ehrenfried zuckte zusammen als sie den Mann wieder erblickte, lag doch in seinen Händen ihr nächstes Geschick — das hatte er noch vor Kurzem gesagt. Sie sollte und mußte Vertrauen zu dem Mitwisser des schrecklichen Ereignisses fassen und doch lud kein Zug des Gesichtes, kein Wort zum Vertrauen ein, im Gegentheil, das kalte graue Auge dieses Mannes machte Erstarren, was es anblickte, wie das Haupt der Gorgo, die dünnen Lippen, die eng geschlossen, fest aufeinanderlagen, kannten kein anderes Lächeln, als das des Hohnes, und selbst die Stimme, obgleich laut und barsch, hatte keinen Klang, keinen Wohllaut, sie schien nur von den Sprachorganen gebildet zu werden, Herz und Gemüth klangen nicht darin wieder. Dunkles Haar und dünner Backenbart bildeten die Umrahmung des meistens farblosen Gesichtes, dessen Ganzes ähnlich wirkte wie der Blick der Giftschlangen auf kleinere Thiere, die verwirrt und erschrocken dem Feinde, der seines Sieges gewiß ist, zuletzt freiwillig in den geöffneten Rachen laufen.

„Madame," begann der Beamte, „Ihr Mann hat sein Leben ganz anständig versichert, dreißigtausend Thaler ist mehr als nöthig für eine Wittwe, eine Wittwe muß sich einschränken können. Nun aber zahlt keine Lebensversicherung die Prämie aus, wenn die Leute sich den Hals abschneiden oder aufhängen. Das Geld ist also für Sie verloren, Madame. Sehen Sie das ein?"

Madame Ehrenfried hatte wie im Traume zugehört und antwortete ganz mechanisch:

„Ich sehe das wohl ein."

(Fortsetzung folgt.)

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte.

(8. Fortsetzung.)

So schritten sie schweigend eine Weile nebeneinander her, bis sie in Freie gelangten und die weite Fernsicht ihnen ein einsames Gespräch nicht mehr gestattete.

Bald darauf hatten sie auch den Kreuzweg erreicht, wo ihre Wege sich trennten.

„Guten Abend, Lisbeth; seh' ich Dich bald wieder?" fragte Andreas zum Abschiede.

Lisbeth erröthete.

„Zum Tanze geh' ich nicht, aber — Du kannst ja dann und wann einmal zu uns herüber kommen," entgegnete sie nicht ohne Verlegenheit.

Andreas' Gesicht glänzte vor Freude, dann sah er Lisbeth besorgt an.

„Wenn's Deinem Vater recht ist," meinte er zögernd.

„Wird ihm schon recht sein. Komm bald, Andreas! Guten Abend!"

Eiligen Schrittes trippelte Lisbeth davon, während Andreas ihr noch lange, lange nachblickte. Wie hatte er nur früher so blind für Lisbeth's Vorzüge sein können? Gab's wohl ein schmuckeres Mädchen im ganzen Dorfe? Wenn er sie auch der Reihe nach herzählte — eine zweite Lisbeth gab's nicht darunter und wenn's auch eine „Butterhexe" war.

Es dauerte nicht gar so lange, da hatte sich Andreas eines Tages im Hause des „großen Jürgens" eingefunden und von der Zeit an sah man ihn dort häufig, seltsamer Weise aber nur des Abends.

Im Dorfe blieb jedoch diese Freundschaft kein Geheimniß und der Einzige, der wohl nichts davon erfuhr, war Jan Adams, weil er nicht litt, daß der Name seines Sohnes in seiner Gegenwart erwähnt wurde. Die Burschen des Dorfes hätten schönen Grund gehabt, den Andreas zu uzen, aber einestheils verstand er in manchen Dingen keinen Spaß, andererseits sah man ihn zu selten, um derartige Gespräche mit ihm anknüpfen zu können.

Lisbeth war allezeit munter und guter Dinge. Den ganzen lieben langen Tag hörte man ihre helle Stimme und die Arbeit ging noch einmal so gut von Statten.

Im Garten hatte sie die Hauptarbeit zu besorgen; da sah der alte Jan Adams sie denn oftmals herum wirthschaften und obwohl sie ihm nie ein Leid gethan, so haßte er sie doch von ganzer Seele.

Jetzt betrachtete er sie von einem ganz anderen Standpunkte. Früher war sie für ihn nur die Tochter des „großen Jürgens" gewesen, jetzt war sie Diejenige, die ihm seinen einzigen Sohn geraubt, noch dazu war er von ihr verschmäht und er gab ihretwegen seine Eltern und seinen ganzen Reichthum auf.

Es fuhr dem starren hochmüthigen Bauer wie ein Messer durch's Herz, wenn er sie nur sah, er zitterte vor Aufregung und sein Zorn war oftmals so groß, daß er sich nur mit Gewalt zurückhalten konnte, um nicht hinauszueilen und sie zu schmähen.

Lisbeth ahnte wohl wenig, was in dem Herzen des Nachbars vorging. Sie hatte noch nicht gewagt, mit Andreas darüber zu sprechen, warum er von dem Vater gegangen war, aber der alte Mann that ihr in tiefster Seele leid und sie wäre gewiß Diejenige gewesen, welche zwischen Vater und Sohn zum Guten geredet hätte, wenn sie es nur unternehmen durfte. Wenn sie den alten Mann sah, der doch bedeutend gealtert war, seit sie ihn zuletzt gesehen, empfand sie stets das innigste Mitleid mit ihm.

Es war eines Morgens noch sehr früh, als Lisbeth bereits im Garten war und Unkraut ausrupfte. Sie wollte das thun, bevor die Sonne sie bei der Arbeit belästigte und in der That war sie erst am wolkenlosen Himmel emporgestiegen. Der Morgen war thaufrisch und schön, die Lerche jubelte in der klaren Luft und flog der Sonne entgegen, die ihre Strahlen in den Millionen Thautropfen an Blumen und Gräsern funkeln und blitzen ließ. Lisbeth hatte den großen Hut drinnen im Hause gelassen, aber trotz der Frühe war das reiche Haar schon geordnet und in zierlichen glatten Flechten um den Kopf geschlungen. Die blaue Schürze war so rein und sauber, wie schon die Arbeit bei einer Bäuerin sie nicht immer bedingt. Lisbeth sah mit einem Worte hübsch und accurat aus, wie man wenige ihrer Kameradinnen finden mochte.

Die Sonne stieg höher und höher, Lisbeth bemerkte es im Eifer ihrer Arbeit nicht, erst als die hellen Schweißtropfen vor der Stirne standen und sie zum Abtrocknen nöthigten, hielt sie einen Augenblick in ihrer Arbeit inne. Sie sah auf, schrak aber gleichzeitig heftig zusammen. Ueber den Zaun hinweg blickte des Nachbars Gesicht, aber so höhnisch, so voll böser Leidenschaften, daß sie sich fast davor entsetzte.

Dennoch bot sie ihm, nachdem der erste Schreck überwunden war, freundlich einen „guten Morgen."

„Guten Morgen, Jungfer," entgegnete der Alte giftig, „seid ja früh auf den Beinen. Gönnt Euch ja keine Ruhe bei Tag und bei Nacht, 's ist auch kein Wunder, daß Ihr so viel mehr zu Wege bringt, als andere Leut'."

Lisbeth erröthete vor Unwillen, aber sie nahm sich zusammen, es war nicht allein des Andreas Vater, der da vor ihr stand, sondern auch ein alter Mann und ihr Vater hatte es sie von Jugend auf gelehrt, daß man das Alter ehren müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Ein originelles Marktstückchen.) Ein Gutspächter in der Nähe von Temesvar hatte 2 Pferde und ebensoviele Ochsen in seinem Stalle, die ihm nicht mehr des Futters werth schienen, welches er auf sie wenden mußte. Er selbst hatte keine Zeit, den Temesvarer Markt zu besuchen, sondern bat einen Bekannten, der sich anschickte, denselben zu besuchen, die beiden Pferde mitzunehmen und daselbst zu verkaufen oder zu vertauschen. Einen andern Bekannten belästigte er mit derselben Bitte in Bezug auf die Ochsen. Der gute Pächter hatte sich auch an die rechte Adresse gewendet, und schon anderen Tags hatten die beiden Abgesandten ein vortheilhaftes Geschäft abgeschlossen. Der Eine theilte ihm nämlich mit, daß er die Pferde zwar nicht verkaufen könne, allein er habe sie mit einer geringen Aufzahlung von 60 fl. gegen ein Paar sehr schöner Ochsen ausgetauscht, und der Andere that ihm zu wissen, daß es ihm gelungen sei, die schäbigen Ochsen, die nur mehr aus Haut und Knochen bestanden, mit nur 50 fl. Aufzahlung gegen ein Paar wunderschöner Wagenpferde umzutauschen. Wenn man nun erfährt, daß der Pächter, als das umgetauschte Vieh nach Hause kam, in demselben sein eigenes erkannte, so kann man sich denken, ein wie erfreutes Gesicht er zu diesem guten Geschäfte machte.

* (Eine neue Reclame.) Ein Industrieller in Paris, Miederfabrikant für Damen, hat nichts besser gewußt, um seine Fabrikate anzuempfehlen, als eine Annonce bei allen Mairien auf dem „Journal Officiel" anzukleben, gerade da, wo sich ein Erlaß Thiers befindet, so daß sich die Annonce liest: „Der Präsident der Republik dekretirt: — Die besten Mieder von ganz Paris sind jene des Herrn N..... Man kann sie mit Recht die Restaurateure der menschlichen Formen nennen. Gegeben zu Versailles, den . . . 187 . . Der Präsident der Republik: A. Thiers."

* (Vater und Sohn.) Hackländers neues Lustspiel „Diplomatische Fäden" wurde vor Kurzem in Wien zum ersten Male aufgeführt, fiel aber glänzend durch. Bei dieser Gelegenheit erzählen nun Wiener Blätter folgende Anekdote: Hackländer hat einen Sohn, der in Wien studirt und ihm im vorigen Jahre das Vergnügen machte, beim Examen durchzufallen. Der Vater beeilte sich selbstverständlich, seinem Sohne ein liebevolles Briefchen zu schreiben, ungefähr folgenden Inhalts: „Ungerathener Sohn! Wie viel Liebe und Sorgfalt habe ich Dir zugewendet und Du machst mir die Schande und fällst durch." In dem Tone ging der Sermon weiter. Der Sohn steckt den Brief ruhig ein und — siehe da! der Tag der Rache war gekommen. Des Vaters Lustspiel wird abgelehnt und der Sohn schreibt an den Vater: „Ungerathener Vater! Wie viel Liebe und Sorgfalt habe ich Dir zugewendet und Du machst mir die Schande und fällst durch." Wahrscheinlich lachten Beide auf das Gemüthlichste über diesen Briefwechsel zwischen „Vater und Sohn."

* (Der conservative Redacteur.) Ein Zeitungsredacteur dictirte seinem Schreiber von einem Gefechte: „In dieser Affaire blieben 3000 Insurgenten!"

„Sie irren," sagte der Schreiber, „laut Bericht sind nur 300 geblieben."

„Schreiben Sie, wie ich Ihnen dictire! Von solchem Gesindel kann man nicht genug aus der Welt schaffen."

* (Der Häring und die Kartoffel als Ehebundstifter.) Das Erträgniß des Häringsfanges an der schottischen Küste ist — mag es für den ersten Augenblick auch sonderlich klingen — von wesentlichem Einfluß auf die Zahl der dortigen Eheschließungen. Im dritten Quartal des vorigen Jahres war in dem einen Bezirke der Häringsfang ein sehr reicher — da gab's dann kein Zaudern, sondern sofort ging es an's Heirathen und die Zahl der in den drei Monaten neu geschlossenen Ehen stieg auf 80 Procent über die gewöhnliche Durchschnittszahl. In zwei anderen Distrikten war dagegen der Fang ein sehr armseliger und in Folge davon fand keine einzige Heirath daselbst statt, sondern man handelte nach dem dort üblichen Sprüchwort: „no herring, no wedding." — Kein Häring, keine Hochzeit. — In ähnlicher Weise sind in Irland die Vermählungen vom Ausfall der Kartoffelernte abhängig.

Gemeinnütziges.

* Noch ein Mittel, Aepfel bis in den Sommer frisch zu erhalten. — Bis in den Sommer hinein werden die Aepfel frisch erhalten, indem man eine oder mehrere reine Bütten von beliebiger Größe mit Aepfeln dergestalt anfüllt, daß ungefähr ein handhoher Raum von der Bütte oben leer bleibt. Sodann bedeckt man diese Aepfel mit Wachholderreisern und mit zugepaßten Brettern, so daß kein Apfel hindurchkommen kann, legt dann darüber noch ein Querbrett welches mit einem hinlänglich schweren Steine befestigt wird. Sodann wird die Bütte mit reinem Brunnenwasser angefüllt, so daß das Wasser die erstgenannten Bretter übersteigt. In einem und demselben Wasser bleiben die so zubereiteten Aepfel stehen, bis man gegen Ostern, Pfingsten und noch späterhin davon genießen will, wo man alsdann in den warmen Sommertagen einen kühlenden und erquickenden Genuß von denselben haben wird. Bei dem jeweiligen Verbrauche dieser Aepfel ist zu beobachten, daß man die ganze Bretterdeckung nicht abnehmen, auch nicht mit den Händen in das Wasser greifen darf (weil sonst letzteres sowohl als auch die Aepfel selbst verderben), sondern die Aepfel werden mit einer Gabel herausgespießt.

Verantwortlicher Redacteur E. Ziegmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt
zur
„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 82. Kaiserslautern, 13. Oktober 1872.

* In eiserner Faust.
Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(3. Fortsetzung.)

Sie hätte auf Alles geantwortet in diesem Zustande.

„Wovon wollen Sie nun leben?" fragte der Beamte.

„Ich weiß es nicht," hauchte die arme Frau.

„Sehen Sie, das ist es eben. Sie wissen nicht allein, wovon Sie leben sollen, Sie haben auch nicht das Geringste. Sie sind nicht blos arm — nein, Ihr Mann ist banquerott und schwerlich werden Sie die Schulden durch Handarbeit oder was weiß ich bezahlen können."

Die Frau stöhnte laut auf. Jedes Wort traf sie wie ein harter Keulenschlag. Sie blickte angstvoll empor zu dem Manne, der sie so quälte, aber sie sah in dasselbe regungslose, kalte Gesicht, keine Miene, kein Zug sagte ihr den Grund, weshalb er in diesem Augenblicke eine solche Sprache zu ihr führe.

Der Polizeibeamte fuhr fort:

„Leben müssen Sie, Sie und Ihre Kinder. Jetzt horchen Sie genau auf, Madame, aber schwören Sie vorher, keinem Menschen, keiner Sterbensseele ein Wort von dem zu verrathen, was ich Ihnen vorschlage, Sie wären sonst verloren. Schwören Sie, hier auf Erden zeitlich und im Himmel ewig verflucht zu sein, wenn Sie wortbrüchig werden sollten. Schwören Sie!"

„Ich schwöre!"

„So wahr mir Gott helfe!"

„So wahr mir Gott helfe!" wiederholte Madame Ehrenfried mit der aufgehobenen Rechten.

„Gut," sagte der Beamte leise. „Ich sehe, Sie sind eine kluge Frau. Nun gehen Sie und holen Sie die Lebensversicherungspolice. Dann wird sich das Uebrige finden."

Madame Ehrenfried wankte hinaus.

Als sie sich entfernt hatte, veränderten die Züge des Beamten sich um ein Weniges. Die Augen blitzten wie vor innerer Lust auf, die Lippen lächelten spöttisch. Aber nur einen Augenblick währte diese Veränderung. In dem nächsten Moment zog er ein kleines Fläschchen aus der Tasche und ging auf das Lager des Todten zu.

Er entblößte den Hals des Daliegenden.

Ein kleiner, blutunterlaufener Streifen deutete die Stelle an, wo der tödtliche Draht gesessen. Mit einem feinen Pinsel begann er die verrätherische Strangulationsmarke mit der im Glase enthaltenen Masse zu überziehen, nach weniger Zeit konnte nur ein geübtes Auge im Stande sein, den oberflächlichen Betrug zu entdecken.

„Weshalb sollte ich nicht auch einmal die Kniffe des Gesindels benutzen, das mir tagtäglich unter die Hände kommt?" sagte er leise. „Du kannst jetzt lange gucken, mein lieber Doctor Dreier, so leicht wirst Du Nichts finden und wenn Du etwas finden solltest, wirst Du nichts sagen, und warum Du nichts sagst, weißt Du selber am Besten."

Bei diesen Worten knöpfte er das Hemd des Todten wieder zu und zog den Quäder so weit in die Höhe, daß die mit einer eigenthümlichen wachsartigen Mischung, welche genau die Farbe eines Leichnams besaß, überzogene Strangulationsmarke bedeckt wurde.

Madame Ehrenfried kehrte in diesem Augenblicke mit einigen Papieren in der Hand zurück.

Der Beamte nahm die Papiere und durchlas sie prüfend.

„Es ist gut," sagte er nach einer Weile, „die Police ist vollkommen in Ordnung, es handelt sich nur noch um einen Todtenschein, der besagt, daß Herr Ehrenfried eines natürlichen Todes gestorben ist. Sie werden dann die Gläubiger ihres Mannes befriedigen können und behalten noch genug übrig, um leben zu können, und damit Sie von Niemandem betrogen werden, will ich die Verwaltung des Geldes übernehmen. Der Arzt, welcher den Todesschein ausstellen wird, muß jeden Augenblick kommen. Sie, Madame haben sich auf jeden Fall ruhig zu verhalten. Oder was noch besser ist — Sie verlassen dies Zimmer ganz und gar."

Er wollte mit diesen Worten Madame Ehrenfried zur Thür hinausschieben, als der Polizeiarzt Dr. Dreier, bereits eintrat.

Jedermann hätte diesen Menschen eher für einen verkommenen Barbiergehülfen, als für einen Arzt von Bildung gehalten und die bevorzugte Stellung, welche dieser Mensch einnahm, ließ sich nur durch geleistete Dienste erklären, die weniger dem Staate als den Vertretern des Staates Nutzen geschafft hätten.

Auch diesmal sollte er der Person dienen, anstatt seinem Amtseide Genüge zu thun. „Der Amtseid liegt sich auf die Dauer auch durch wie ein Schwindsüchtiger," äußerte Dr. Dreier zuweilen seinen Vertrauten gegenüber, die von einem Eide so ziemlich dieselben Ansichten hatten, sich nur nicht so medicinisch auszudrücken verstanden.

„Na," rief Dr. Dreier, „was giebt's? Ist hier noch was zu verdienen, oder blos einfache Todten-

schein-Gebühr? Den Kerl scheint der Schlag getroffen zu haben. Dem müssen wir erst mal zur Ader lassen. Wollen Sie so gut sein und die Schaale halten, Herr Korn?"

Der Beamte lächelte.

„Meinetwegen," sagte er.

Dr. Dreier öffnete eine Ader am Arm. Kein Blut floß. Das gleiche Resultat ergab sich am Fuß.

„Ich habe ja gesagt, daß der Mann todt ist," sagte der Beamte Korn. „Der Verstorbene war ein intimer Freund von mir —"

„Ja, freilich, dann müssen Sie wissen, ob er todt ist oder nicht," rief Dr. Dreier spöttisch.

„Dreier, machen Sie keine schlechten Witze, der Verstorbene war mein Freund."

„Woran soll er denn gestorben sein?"

Mit diesen Worten untersuchte Dr. Dreier den Hals des Todten.

„Nun, ich meine, ein Schlagfluß liegt doch auf der Hand, der Todte ist ja ganz blau im Gesicht."

Dr. Dreier blickte auf und sagte:

„Der Mann hat eigentlich einen prächtigen Hals zum Aufhängen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

Ohne weiter eine Antwort zu geben, legte der Polizeiarzt den Zeigefinger anscheinend wie zufällig auf die übertünchte Strangulationsmarke.

„Dr. Dreier! Wie groß ist Ihre Rechnung beim Weinhändler Traumann?"

„Was weiß ich? Dreihundert Thaler werden es sein."

„Gut, Ihre Rechnung wird in den nächsten Tagen bezahlt werden."

„Mir recht."

„Wollen Sie den Todtenschein ausstellen?"

„Nun natürlich. Wollen Sie ihn auch lieber doppelt haben?"

„Einer genügt."

Dr. Dreier zog seine Brieftasche heraus, die alles zum Schreiben Erforderliche enthielt und schrieb den Todtenschein.

„Am Herzschlag gestorben," stand in dem Schein.

„Habt Ihr noch mehr?" wandte sich der Arzt an den Beamten Korn.

„Nein."

„Nun, ich gehe nach Traumann, wenn Ihr Durst habt, kommt nach. Ich denke, heute werdet Ihr mich freihalten."

Mit einem spöttischen Gelächter empfahl sich der Polizeiarzt.

Ehe der Beamte das Haus verließ, sprach er bei Madame Ehrenfried vor

„Der Arzt hat den Todtenschein bereits ausgestellt," sagte er. „Die Beerdigung werde ich besorgen, das Uebrige wird sich finden. Seien Sie daher ohne Sorge. Und vergessen Sie nie, daß ich ein naher Freund des Verstorbenen war."

Als er das Zimmer verlassen wollte, streifte sein Blick die marmorbleiche Antonie. Wie unendlich schön war dies Gesicht in dem Schmerzgefühl, das ihr ganzes Wesen umfangen hielt. Der Beamte Korn war von dieser Schönheit überrascht. Er sah das junge Mädchen mit einem eigenthümlichen Blicke an, ungefähr so wie ein Sklavenhalter das menschliche Handelsgut betrachtet.

Antonie schauderte zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte.

(9. Fortsetzung.)

„Ich bin, Gott sei Dank, gesund, Nachbar und da ist's wohl nicht mehr wie billig, daß man thut, was in seinen Kräften steht, um das Seinige zu vermehren," sagte sie daher nach kurzem Besinnen, schnell ihre gute Laune wieder gewinnend. „Oder macht Ihr's anders?"

„Das wohl nicht, Jungfer, aber einige Leute verstehen's besser als andere, vorwärts zu kommen. Meint Ihr nicht auch?"

„Gewiß, die Fleißigsten kommen auch am weitesten," sagte Lisbeth gereizt.

„Nun ja und zu der Sorte gehört ja Ihr," sagte Jan Adams höhnend.

„Mögt wohl Recht haben, Nachbar, ich thue, was ich thun muß und der liebe Gott giebt seinen Segen dazu," versetzte Lisbeth ruhig.

„Ihr sprecht gar fromm und demüthig, Nachbarin, und das klingt sehr schön. Aber mit fromm und demüthig scheinen ist's nicht gut, man muß es auch sein und nicht nur so sprechen, während das Herz voller Hochmuth steckt."

Fast war's zu viel für Lisbeth, aber noch einmal hielt sie an sich.

„Meint Ihr mich damit, Nachbar, so sprecht offen und ehrlich. Ihr seid ein alter Mann und von dem kann man schon einmal etwas anhören, ich sage, bei einem anderen würd' ich es nicht thun."

„Ihr seid ja sehr aufrichtig, nun ja, da muß auch ich's wohl sein. Freilich halte ich Euch nicht für gar so demüthig, wie Ihr sprecht, oder solltet Ihr Euch etwa nicht darüber freuen, daß Andreas, der arme Narr, Euretwillen Eltern und Alles aufgegeben hat, trotzdem Ihr ihn nicht einmal wollt? Sagt, ist's Euch nicht ein schönes Gefühl, wenn Ihr daran denkt, wie leicht Ihr eine ganze Familie trennen konntet?"

Jan Adams brach in ein höhnendes Gelächter aus.

Lisbeth stand leichenblaß mit geöffnetem Munde vor ihm. Was er ihr da in wenigen dürren Worten sagte, daran hatte sie nicht im Traume gedacht, das war ihr noch niemals eingefallen.

Sie fand keine Entgegnung auf die Anklage, die ihr Andreas' Vater so schonungslos in das Gesicht

schleuderte, zitternd stand sie da, daß selbst dem grimmigen Bauern einen Augenblick die Ueberzeugung von der Reinheit und Unschuld des Mädchens kam.

„Ich vergebe Euch, was Ihr mir da sagt, Nachbar," sagte Lisbeth nach einer Pause zitternd. „Glaubt nicht, daß ich mich störend in Euer Familienglück gedrängt hätte, selbst wenn ich damals schon den Andreas geliebt — ich würde keinem Mann ohne den Segen der Eltern gefolgt sein."

„Damals geliebt?" spottete der Bauer, Lisbeth's unbesonnene Aeußerung erfassend. „Na, so heirathe ihn doch, wenn Du ihn jetzt liebst. Geh' doch in die Bettelwirthschaft hinein, Du verstehst ja das „Butterhexen" und er das „Borgen," da kann's wohl nicht fehlen, daß auch dazu der liebe Gott seinen Segen giebt."

„Ihr seid nicht bei Sinnen, Nachbar," sagte Lisbeth, die endlich ihre Geduld verloren hatte, stolz, „Ihr wißt nicht, was Ihr sagt und darum gebe ich Euch keine Antwort wie Ihr sie verdientet. Das glaubt mir aber, ob Euer Sohn reich oder ein Bettler ist, das macht mir nichts aus, wenn er mir gefiele. Mein Vater hat so viel, daß sein Kind nicht in Noth und Bedrängniß zu darben braucht und wenn nicht, so habe ich gesunde Arme und kann arbeiten."

Lisbeth wandte dem betroffenen Bauer den Rücken und verließ rasch den Garten, aber ihr Zorn und ihre Erregung war so groß, daß sie kaum ihre Gefühle bemeistern konnte. Allmählig aber wurde sie ruhiger, sie begann darüber nachzudenken, was des Andreas Vater wohl bewogen habe, so zu ihr zu reden und sie kam der Wahrheit ziemlich nahe. Sie empfand es, wie einsam und verlassen sich der Mann fühlen mußte, nachdem ihn sein einziges Kind verlassen. War es ein Wunder, daß er diejenigen haßte, die ihm Alles geraubt?

Ach, dies war nicht das Einzige, was Lisbeth's Seele bedrängte, andere Gedanken, ihr weit näher stehend, traten in den Vordergrund. Andreas liebte sie? liebte sie so, daß er Eltern und Alles ihretwegen aufgab? War's denn möglich? Zwar hatte Andreas es ihr einst gesagt, aber sowie sie im ersten Augenblicke nicht an seine Worte glaubte, so hatte sie im andern an eine Täuschung über seine Gefühle bei ihm gedacht, und sein ruhiges, herzliches Benehmen ihr gegenüber seit ihrer Heimkehr bewies mehr als Alles, wie sehr Recht sie gehabt. Hatte er sie geliebt, er wäre ihr anders gegenüber getreten, und nun sollte es doch so sein?

O, nein — unmöglich! Sie kannte den Andreas, sie kannte seinen Stolz, seine Hartnäckigkeit. Vielleicht war sie die Ursache eines Streites zwischen Vater und Sohn geworden und so hatten sie sich getrennt. Aber das durfte nicht sein — niemals.

Lisbeth sann und sann, um zu einem rechten Entschlusse zu kommen. Sie wußte, daß sie einen bedeutenden Einfluß auf Andreas ausübte und sie wollte ihn zum Guten anwenden. Er hatte ihr versprochen am Abend zu kommen, sie wollte dann einmal mit ihm über den Punkt reden, den sie seither so sorgfältig vermieden. Ach, wenn sie doch Vater und Sohn wieder zusammen führen könnte, dann würde Ersterer doch sehen, daß sie nicht sein Familienglück zerstören wollte, um sich dann im Stillen darüber zu freuen.

„Ich kann nicht gehen," murmelte Andreas den niederen Raum seines kleinen Zimmers durchschreitend, „es muß ein Ende nehmen — diese Qual ertrage ich nicht mehr. Lieber fort von hier, weit weg, nach Amerika, wo ich die Heimath und Alles vergessen kann, nur nicht mehr dieses Leben, es ist mein Tod."

Mit übereinander geschlagenen Armen schritt Andreas zu Boden blickend auf und nieder. Die Dämmerung war bereits hereingebrochen und durch das kleine, noch dazu mit Rosenranken umgebene Fenster drang nur noch ein spärliches Licht. Dennoch erkannte man deutlich jeden Gegenstand in dem schmalen Raume, es war eine mehr als knappe Einrichtung, aber Alles sauber und wohl geordnet. Andreas hatte nie so glückliche Stunden verlebt als in diesem engen Häuschen, aber er hatte auch nie so tief die große Kluft, welche zwischen ihm und seinem Glücke lag, gesehen. Nachgiebigkeit von seinem Vater erwarten war unmöglich, ebensowenig als er in des Andreas Verbindung mit Lisbeth willigen würde, ebensowenig nahm er den Sohn wieder an, der ihn freiwillig verlassen.

Andreas war so tief in traurigen Gedanken versunken, daß er nicht das leise Klopfen an der Thüre hörte, welches sich schon mehrere Male wiederholt hatte. Jetzt wurde leise die Thür geöffnet und eine wohlbekannte Gestalt glitt über die Schwelle.

„Andreas!" sagte eine leise schüchterne Stimme.

Der Angeredete wandte sich um und sah die Eingetretene wie einen Geist an.

„Lisbeth?" fragte er, als könne er nicht glauben, daß Diejenige vor ihm stand, an welche er gerade in diesem Augenblick mit so heißer Sehnsucht gedacht.

„Lisbeth!" wiederholte er.

„Ja, ich bin's. Es kommt Dir wunderbar vor, Andreas, daß ich zu Dir komme," entgegnete sie mit einem Versuch, einen scherzenden Ton anzuschlagen. „Allein, es ging nicht anders, Du wärst nicht gekommen und ich habe eine Sache von Wichtigkeit auf dem Herzen, die herunter muß."

„Setz' Dich, Lisbeth!" sagte Andreas immer verwunderter und schob dem Mädchen einen Stuhl hin.

„Danke, Andreas," versetzte sie hocherröthend. „Kann's schon nebenher im Stehen sagen. Hab' überhaupt nicht viel Zeit und wenn's nicht so gedrängt hätte —"

„Nun?"

„Ach, Andreas, ich weiß gar nicht, wie ich das Ding beim rechten Ende anfangen und Dir das sagen soll, was mich herführt."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* Poetisch und Prosaisch.

Er:

Von den Seidenlocken schenke
Mir nur eine, daß ich dann
Sie als theures Angedenken
An mein Herz legen kann.

Sie:

Wie Se nor so schwätze könne
'S is ja Alles doch nit wohr
Seid'ne Locken duhn Se's nenne
Und es sind doch nix wie Hoor

* (Ein seltsames Ereigniß) versetzte dieser Tage das Quartier de Montrouge in die größte Bestürzung. Ein Chemikalienhändler, Namens Dumas, besaß seit drei Monaten einen Affen, welcher ihm aus Afrika mitgebracht wurde. Mr. Dumas hatte die Gewohnheit, alle Abende vor dem Schlafengehen sich ein Glas Zuckerwasser zu bereiten, in welches er einige Orangentropfen gab. Der Affe, welcher dies beobachtet hatte, begann es nachzuahmen. Mr. Dumas erhielt aus Rouen eine Salpetersäure. Nachdem er die Sendung ausgepackt und geprüft hatte, machte er sich sein Zuckerwasser zurecht, legte sich zu Bette und schlief sofort ein. Der Affe bemerkte dies kaum, als er nichts Eiligeres zu thun hatte, als den Inhalt der Phiole in das Glas zu schütten und sich zu verstecken. Vom Durste geplagt, greift Mr. Dumas mitten in der Nacht nach dem vergifteten Trank und erlag sofort unter den fürchterlichsten Schmerzen. In dem Augenblicke, da die Nachbarn dem Unglücklichen zu Hilfe eilten, rettete sich der Affe mit der Phiole. Man weiß nicht, was aus ihm geworden.

* Boston. Das für das große Friedensjubiläum ernannte Executivcomite hat jetzt ermittelt, daß die Ausgaben 650,000 Doll. und die Einnahmen 440,000 Dollars betrugen. Das Deficit von 210,000 Doll. soll durch einen Ball gedeckt werden, für den 100,000 Billets à 3 Doll. ausgegeben werden sollen. Sechs dieser Billets sollen das Colosseum mit sämmtlichem Zubehör gewinnen.

* (Fromme Wünsche.) Ein norddeutsches Blatt enthält unter der vorstehenden Aufschrift folgende Drollerie: O Himmel, gib den Durstigen geistigen Wein und dem Weine Geist; gib dem Hungrigen Speise und den Speisewirthen Hungrige; bringe den Mädchen Ehemänner und den Ehemännern Mädchen; gib den Papiermachern viel Lumpen, den Lumpen aber ja nicht viel werthvolles Papier; gib den Zierbengeln und Modegecken guten Geschmack und lasse dafür den guten Geschmack modern werden; gib den Schauspielern gute Kritiker, und den Kritikern gute Schauspieler; mache die Spengler reich, und lasse dagegen die Reichen blechen; lasse die Hüte von besserem Filz machen und behüte uns besser vor den Filzen, mache endlich alles Wasser zu Wein, und verhüte, daß der Wein nicht gewässert werde.

* Schweinfurt, 5. Okt. Gestern Vormittag hatten wir hier eine Explosion, wie solche wohl selten oder noch nie dagewesen sein dürfte. Ein hiesiger Einwohner nämlich wollte ein rohes Ei mit einem spitzigen Instrumente, welches derselbe zufällig in der Hand hatte öffnen, als plötzlich mit einem verhältmäßig sehr starken Knall dasselbe explodirte und den oberen Theil der Eischale dem Manne mit solcher Gewalt an das linke Auge warf, daß es heftig angeschwollen. Die Explosion ist jedenfalls dadurch entstanden, daß sich in dem Ei (welches stark in Fäulniß überging) zwischen der Schaale und der Haut, Gas ansammelte und durch die beigebrachte ganz kleine Oeffnung seinen Ausweg suchte.

* In London dürfen jetzt die Damen in den Theatern weder Hüte noch Hauben auf dem Kopfe haben. Wenn doch, sagt Glasbrenner in seiner „Montags-Ztg.", dieses Verbot auch bei uns eingeführt würde! wie Mancher hat schon statt des weisen Nathan nichts als einen Hut mit Straußenfedern oder mit einigen Litern imitirten Suppengrünes zu schauen bekommen.

Gemeinnütziges.

* (Obst auf dem Baume den Winter über frisch zu erhalten.) Wenn man namentlich solche Zweige, die recht reichlich mit gutem Obste behangen sind und die gegen Süden sich hinneigen, mit wollenen oder Stroh-Decken dicht umwickelt, so daß nicht viel Luft hinzutreten kann, so erhält sich das Obst fast den ganzen Winter hindurch frisch; dasselbe Verfahren läßt sich auch beim Wein anwenden.

* (Obst, Behufs der Versendung zu verpacken.) Die so sorgfältig als möglich gepflückten Früchte werden in große, runde, flache Körbe gelegt. Der Boden jeden Korbes wird mit einer Lage von Obstblättern bedeckt. Die Früchte werden in einem kegelförmigen Haufen bis zur Höhe der Henkel in den Korb gebracht, hierauf die Spitzen, der vorher eingesteckten Kastanienzweige auf die Früchte niedergebeugt und mit Bindfaden befestigt.

* (Obst, Dörren desselben.) Eine Methode des Dörrens von Obst, welche vorzügliche Resultate liefern soll, besteht darin, daß man das zu dörrende Kernobst, sei es geschält oder nicht geschält, in Dampf so lange kocht, bis man mit einem Strohhalme leicht in das Fleisch eindringen kann. Birnen sollen, nach dieser Weise behandelt, in 10—12, Aepfel in 8—10 Stunden dörren.

*** Zweideutig.**

Ein Scheusal ist's, ein Bösewicht,
Von dem man nur mit Abscheu spricht.
Und doch wird es so gerne getragen
Von den Herren an den Feiertagen.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 83. Kaiserslautern, 17. Oktober **1872.**

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(4. Fortsetzung.)

„Wer ist der Mann?" fragte sie, als der Beamte Korn sich entfernt hatte.

„Ein Retter in der Noth," antwortete die Mutter dumpf.

Dann brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Lange saßen Mutter und Tochter ohne ein Wort mit einander zu reden. Es war so still, daß man das Ticken der Setzuhr, die auf dem Ecktische stand, vernehmen konnte.

Madame Ehrenfried weinte leise vor sich hin, nur von Zeit zu Zeit blickte sie mit einem verzweifelnden Blicke zu dem trüb umzogenen Himmel empor, an dem dunkle regenschwangere Wolken jagten, und schüttelte das Haupt, als wenn sie sagen wollte: „Du Gott dort oben in dem Himmel, was habe ich Dir gethan, daß Du mich mit so viel Leid überschüttest?"

Antonie war unendlich ruhig. Es lag etwas Erhabenes auf ihrem Gesichte. Sie fühlte, daß sie stark sein mußte für die nächste Zeit. Und auch hier ließ sich ein Zug der Bitterkeit nicht verkennen. Wußte sie den ganzen Sachverhalt der letzten Stunde, oder ahnte sie nur, was vorgegangen?

Antonie schwieg, aber in ihrem Herzen stürmte es durcheinander. Vergangenheit und Zukunft, tiefer Schmerz um den geliebten Verstorbenen und Sorge um die Mutter, deren seltsames gefaßtes Wesen der Tochter unerklärlich vorkommen mußte.

O, hätte der Verstorbene geahnt, welche Folgen sein Schritt haben würde, lieber hätte er das Leben ertragen, als es wie eine zu schwere Bürde abgeworfen.

Hätte er in das Herz der armen Frau sehen können, er würde nicht zum Selbstmörder geworden sein, hätte er das Schicksal seiner Kinder vorausgesehen, er hätte nach dem Leben gerungen, wie ein Ertrinkender, um sie nicht allein in der weiten Welt zu lassen.

Es folgten trübe Tage nach diesem Morgen. Der Beamte Korn übernahm die Regulirung des Geschäftes, die Gläubiger wurden abgefunden mit einem Theil des Geldes, das die Lebensversicherungs-Gesellschaft auf den vom Polizeiarzte Dreier ausgestellten Todesschein hin ohne weitere Schwierigkeiten auszahlte. Wer hätte auch nur denken können, daß eine so hochgestellte Persönlichkeit irgend eine Handlung begehen würde, die nicht völlig mit den Gesetzen übereinstimmte. Kein Mensch.

Auch die Einkleidung des Todten ließ Korn unter seiner Aufsicht besorgen.

Dann kam das Begräbniß, die Schollen deckten den Sarg und der Wind fuhr über das Grab.

Korn besorgte eine andere Wohnung für Madame Ehrenfried. Diese Wohnung lag in einer abgelegenen Gasse und ging nach hinten hinaus auf einen hohen Hof, der das Licht nur spärlich in die Fenster ließ und dessen graue Wände, auf denen Regen und Steinkohlendunst dunklere Streifen gezogen, eine unheimliche Aussicht gewährten.

„Sie bekommen jeden Sonnabend Ihr Wochengeld, Madame," sagte der Beamte. „Viel ist nicht übrig geblieben von der Summe, aber das Nothwendigste können wir bestreiten. Ihre Tochter muß Handarbeiten machen und dem Jungen will ich einen Platz in einer Armenschule verschaffen, wo er auch genug lernen kann."

Madame Ehrenfried hätte sich gerne empört gegen diese Vorschläge und gegen den brutalen Ton, in dem sie gemacht wurden, allein das unglückselige Geheimniß band ihre Zunge. Sie mußte schweigen und — dulden.

Die sonst so schwache Constitution der Madame Ehrenfried konnte derartige Gemüthsbewegungen nicht lange ertragen. Sie brach zusammen und ein heftiges Fieber warf sie auf das Krankenlager.

So war es mittlerweile Winter geworden. Schneeflocken wirbelten in der Luft und hüllten Alles in das weiße Leichentuch.

„Es giebt einen weißen Weihnachten und einen grünen Ostern," sagten die Leute.

Ehrenfried's waren noch vor dem Eintritt des schlechten Wetters umgezogen, die Thür zwischen dem Schlaf- und Wohnzimmer der Ehrenfried'schen Wohnung war geöffnet. Madame Ehrenfried hatte das Bett noch nicht wieder verlassen, aber sie war Dank der umsichtigen Pflege ihrer Tochter wieder so weit hergestellt, daß sie aufrecht im Bette sitzen konnte und jenen Appetit verspürte, der das beste Zeichen der beginnenden Genesung ist. Augenblicklich schlief Madame Ehrenfried.

In dem Wohnzimmer saßen zwei junge Mädchen an einem Tische, der dem Fenster näher gerückt war. Den Tisch bedeckten bunte Blätter, gefärbte Stoffe aller Art, feine Papiere, Draht, gefärbtes Moos, Perlen, genug, alle möglichen Gegenstände, die zur Fabrication künstlicher Blumen erforderlich sind.

Das eine der beiden Mädchen ist in Trauer gekleidet.

Es ist Antonie.

Antonie ist emsig beschäftigt, eine halb aufgebrochene Rose zu formen.

Das andere junge Mädchen wirft von Zeit zu Zeit einen Blick auf Antonien's Arbeit. Dann sagte sie plötzlich:

„Es ist merkwürdig, wie geschickt Du bist, Antonie. Innerhalb drei Wochen hast Du nicht allein alle meine Kunstfertigkeit gelernt, sondern übertriffst mich. Solch' eine Rose, wie die da, habe ich noch nie fertig gebracht. Und Alles geht Dir so leicht von der Hand und die Farben sind so geschmackvoll gewählt. Wenn Du nicht so gut wärest und mich nicht so lieb hättest, ich würde wohl Ursache haben, neidisch zu sein."

Antonie lächelte.

„Du ereiferst Dich grundlos, liebe Eva. Wenn mir auch mitunter eine Blume besser gelingt, wie Du eben noch sagtest, so kommt bei Dir doch kein Ausschuß vor, den die Händler nur allzu schlecht bezahlen. Du arbeitest viel sicherer."

„Nun ja denn. Ich fabricire schon seit drei Jahren Tog aus Tag ein und habe nie etwas anderes gethan, während Du Clavier spielen konntest und herrlich wie Gott in Frankreich lebtest, ja — Aber was ist Dir, Antonie, Du weinst? Habe ich Dich gekränkt? Ach, mein Mund, mein garstiger Mund."

Bei diesen Worten schlug die kleine Blumenmacherin sich auf den Mund.

„Es ist schon wieder vorüber," sagte Antonie. „Eine Erinnerung überkam mich."

„Und ich bin daran Schuld, ich bin ein schlechtes Mädchen," klagte Eva sich an.

„Nein, nein, Du kannst Nichts dafür. Laß' es Dir zur Beruhigung sagen, so sehr haben wir nie in Herrlichkeit und in Freuden gelebt, wie Du vielleicht glauben magst. Auch mein Clavierspiel kann ich entbehren, zumal die Mutter das Ueben nicht vertragen würde. Aber eins habe ich verloren — und ich glaube für immer."

Eine Thräne fiel aus Antonien's Auge auf die Rose, die sie kaum vollendet in der Hand hielt und lag wie ein klarer Thautropfen auf den zart angehauchten Gazeblättchen.

„Antonie, Dich drückt ein Kummer," sagte Eva. „Ich kenn das und gegen den giebt's kein anderes Mittel, als sich ordentlich aussprechen. Komm', leg' Deinen Kopf hier an meine Brust und dann beichte, mein Kind. Wir könnten gerne eine Pause machen, bis wir Licht anzünden müssen. Wenn's nicht anders ist, arbeiten wir eine Stunde länger. Stengel umwinden kann man auch mit so müden Augen, als wenn der Sandfuhrmann den Sand maßweise hineingestreut hätte."

Ohne weiter eine Antwort abzuwarten, setzte das junge Mädchen sich auf Antoniens Schooß und faßte deren Kopf mit beiden Händen, um ihn näher an sich zu ziehen.

„Was für prächtige Haare hast Du doch, Toni!" Dann schlang sie ihren Arm um Antonien's Nacken und drückte sie an sich.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte.

(10. Fortsetzung.)

„Hab' Dich längst einmal darnach fragen wollen, allein ich hab's nicht zu Wege gebracht. Andreas' sag's mir, was hat Deinen Vater und Dich auseinander gerissen?"

Ein Blitz aus heiterm Himmel hätte den Burschen nicht unvorbereiteter treffen können, als diese Frage aus Lisbeth's Mund. Er hatte nicht im Traume daran gedacht, daß sie ihm dieselbe einmal vorlegen könne.

„Sag' mir die Wahrheit, Andreas," flehte Lisbeth, als er schwieg und sie selbst im dämmer'gen Licht die Falten sah, welche sich auf seiner Stirn zusammenzogen, „ich muß es wissen, ob's wahr ist, ob — Du meinetwegen vom Hause fortgegangen bist."

Das Wort war heraus, Lisbeth athmete erleichtert auf, es war ihr schwer geworden, aber doch nicht so schwer, wie sie sich wohl gedacht, aber Andreas wußte nicht, was er sagen sollte. Wer hatte Lisbeth das gesagt, was Niemand in der Welt wußte, als sein Vater und er?

„Lisbeth," sagte er nach einer langen Pause, „ich will nicht fragen, wer Dir das gesagt hat, aber es thut mir leid, daß Du mir diese Frage vorgelegt — ich kann sie nicht einmal beantworten."

„Du mußt, Andreas, Du mußt!" sagte Lisbeth entschlossen, „Niemand als Du kann es und ich muß wissen ob — ob —"

„Nun, Lisbeth?"

„Ob ich Dir so viel Werth bin, daß Du meinetwegen Eltern und Alles verlassen konntest," stieß sie heraus.

„Ob ich das konnte, Lisbeth, darnach frägst Du mich?" entgegnete er mit weicher, zärtlicher Stimme. Du frägst, ob ich Dich lieb habe?"

Lisbeth barg ihr Gesicht in beide Hände. Ach, wenn sie noch daran gezweifelt hatte, daß er sie liebte, seine Stimme verrieth es ihr mehr als Worte. Sie zitterte wie Espenlaub, während Andreas sie zärtlich betrachtete und doch nicht wagte sich ihr zu nähern.

„Kann ich's denn wissen, Andreas?" fragte sie, noch immer ihr Gesicht bedeckend. Hast's mir denn gesagt, hast's mir denn gezeigt?"

„Ja, Lisbeth, Du hast mich nur nicht verstanden," sagte er, sich ihr nähernd. „Damals, ehe Du fort gingst, da hab' ich's Dir schon gesagt und ich denk',

sehen hast's doch können allezeit, und nur weil ich jetzt arm bin und Dir nichts mehr bieten kann, darum hab' ich geschwiegen. O, Lisbeth, darf ich's Dir dann jetzt sagen, daß ich Dich so lieb, so lieb habe, mehr lieb als Alles in der Welt?"

Er sah ihr in die voll unendlichen Glücks schimmernden Augen, und als sie jetzt wortlos mit dem Kopfe nickte, da schloß er sie fest in seine Arme, als wolle er sie nimmermehr loslassen.

Aber endlich ließ er sie doch los, oder vielmehr sie entwand sich erröthend seinen Armen. Aber noch hielt er ihre Hände fest und schaute ihr unverwandt in die Augen.

„Lisbeth, ist's denn wahr, ist's wirklich wahr, daß Du mich liebst?"

Sie sah ihn glückstrahlend an.

„Hast Du's denn nicht immer gemerkt, Andreas? Hast Du's nicht längst gesehen? Aber ich hab's Dir doch nicht zuerst sagen können. Und damals — ja damals ging's eben nicht, weil sich zwei so bittere Feinde, wie wir allezeit gewesen sind, doch nicht lieb haben können."

„Können sie's nicht, Lisbeth?" neckte er.

Sie schlang noch einmal ihre Arme um seinen Nacken, dann sagte sie:

„O Andreas, jetzt laß' mich geschwind heimgehen. Wenn das die Leut' wüßten!"

„Laß' doch die Leut', Lisbeth, was kümmern uns die, wenn wir uns nur lieb haben. Ach, ich möcht' Dich gar nimmer mehr fortlassen. Aber was nun, Lisbeth?"

„Ja, was nun?" seufzte sie. „Ich geh' jetzt zu Hause und sag's meinem Vater, daß Du mich lieb hast und mich heirathen willst."

„Und meinst Du, daß er damit zufrieden ist?" fragte sie Andreas nicht ohne Besorgniß.

„Warum denn nicht? Ach, Andreas, von meinem Vater, da haben wir nicht gar so viel zu fürchten," seufzte Lisbeth, „mit dem werde ich wohl fertig. Denk' lieber an Deinen Vater, der hat mich gar gaestig auf's Korn genommen, hast Dich doch schon jetzt von ihm meinetwegen trennen müssen. Ach, ich bin so glücklich, daß ich gleich zu ihm gehen und ihn bitten möchte, uns das Leben nicht mehr sauer zu machen."

„Laß' nur mich sorgen, Lisbeth," beruhigte sie Andreas. „Der Vater ist nicht so arg wie er's scheint. Das, was ihn am meisten gewurmt hat, ist wohl, daß Du mir damals einen Korb gegeben. Ich kann jetzt nicht mehr denken, Lisbeth, daß es noch schlimm mit uns wird."

„Versuch Dein Heil, Andreas, während ich's bei dem meinem versuche," sagte Lisbeth, schon wieder heiter, „und nun gute Nacht!"

„Gute Nacht, meine Lisbeth!" sagte Andreas, sie noch einmal in seine Arme schließend und einen Kuß auf ihren Mund drückend.

Dann öffnete er die Thür und sie huschte im Schatten des Gebüsches entlang, um ungesehen das Haus zu erreichen.

An jenem Morgen, als Jan Adams mit Lisbeth das Gespräch im Garten gehabt, kehrte er mit sich und der ganzen Welt unzufrieden in sein Haus zurück. Er ärgerte sich, daß er sich von seinem Zorne hatte verleiten lassen, der Lisbeth einen Blick in sein Inneres zu gönnen. Am meisten aber wurmten ihn Lisbeth's Worte, daß sie den Andreas, trotz seiner Armuth doch heirathen würde, wenn es ihr paßte. Wenn sie's thäte!

Jan Adams fand den Gedanken unerträglich und doch kam er ihm immer und immer wieder, doch war er seinem Sohne jetzt so fern gerückt, daß derselbe ihn gewiß nicht wieder um seine Einwilligung bat. Ach, sein Stolz und sein Hochmuth war nicht anders geworden, fühlte er doch den Muth in sich, Zeit seines Lebens sich fern von seinem Sohne zu halten, so einsam es ihn auch dünkte seit Andreas fort war und so viel die Mutter auch weinte. Er war fortgegangen, zwar hatte er es dem Sohne gesagt, aber derselbe hätte daran denken sollen, daß es dem Vater nicht Ernst war, mochte er nun auch von selber wieder kommen.

„Das waren so die Gedanken, welche Jan Adams beschäftigten, ruhig und zufrieden aber war er dabei nicht. Die ganze Schuld alles Unheils wälzte er auf Lisbeth und er ging nicht mehr an's Fenster, um sie nicht etwa zu sehen. Lisbeth aber hatte sich nicht wieder blicken lassen, sie vermied es absichtlich dem Vater des Andreas entgegen zu treten, um jeden neuen Zwist zu vermeiden, bevor dieser bei ihm gewesen war.

Eines Tages stand der alte Jan Adams am Fenster und schaute auf die Landstraße hinaus. Für sein Alter waren seine Augen noch sehr gut, aber er glaubte doch, daß sie ihn anfingen im Stich zu lassen, als er seinen Sohn daher kommen sah. Das war doch nicht möglich! Eher konnte der Himmel einstürzen, ehe der seinen Sinn brach und zu seinem Vater zurückkehrte. Und doch! Jetzt war er ganz deutlich zu erkennen, und jetzt? Wirklich, er wandte von der Landstraße ab dem Hause zu. Jan Adams athmete fast beklommen, als er die Hausthür knarren hörte und er mußte seine ganze Ruhe zusammen nehmen, um nicht aus der Rolle zu fallen und seine Freude über die Rückkehr des geliebten Sohnes zu verrathen.

Jetzt öffnete sich die Thür des Gemaches — Jan Adams blieb, ohne sich umzusehen, die Hände auf dem Rücken gefaltet, stehen und sah zum Fenster hinaus.

„Guten Tag, Vater," sagte eine weiche, zitternde Stimme.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

* (Der Zauber des Wirthshauses.) Woraus erklärt sich der Zauber, der uns zum Wirthshaus zieht? Eine Frage von praktischer Bedeutung insbesondere für Ehemänner, deren zarte Hälfte gegen den Besuch des Wirthshauses eingenommen ist und es unbegreiflich findet, warum der Gatte so gern 2c. 2c. Ein Humanist der Gegenwart ist so liebenswürdig gewesen, sich eingehend mit dieser wichtigen Frage zu beschäftigen. Er hat das Resultat seiner Jahre langen Forschungen in der „St. Joh. Ztg." veröffentlicht und wir erkennen es für unsere Pflicht, zum Wohle aller Wirthshausfreunde und ihrer Frauen folgenden Auszug davon zu geben. Also: Woraus erklärt sich der Zauber, der uns zum Wirthshaus zieht? Ist es lediglich das Bedürfniß nach Ruhe, nach leiblicher Erquickung, nach geistigen Getränken? Dann wäre es nichts als eine vielleicht vorübergehende Mode ohne sittliche Grundlage und es würden ihr nicht so viele verständige Männer aus den besten und gebildetsten Gesellschaftsclassen huldigen. Der Grund liegt tiefer, und es ist unmöglich, ihn treffender auszusprechen, als dies Macaulay gethan hat, wenn er von den Engländern sagt: „Sie scheinen geglaubt zu haben, daß Bequemlichkeit und Freiheit an keiner anderen Stelle in gleicher Vollkommenheit genossen werden könnten." Das hauptsächlich bestimmende Moment ist die Freiheit.

Jeder ist im Gasthause Herr. Der Unterschied der Stände hat aufgehört, Alle haben gleiches Recht. Man bezahlt und befiehlt; man hat weder für Das, was man selbst empfängt, zu danken, wie im Hause eines Freundes, noch für Das, was Andere empfangen, Dank entgegen zu nehmen, wie in seinem eigenen Hause; Alles bewegt sich auf neutralem Boden, in vollendeter physischer Unabhängigkeit von einander. Es ist das gesellschaftlich-demokratische Prinzip, das hier in ausgeprägter Form zum Durchbruch gelangt.

Andere noch wichtigere Momente kommen freilich hinzu. Mit der steigenden Durchschnittsbildung fluthet das geistige Leben im Volke immer reicher und höher. Ueberall wächst namentlich die Theilnahme an der Gestaltung der politischen und der volkswirthschaftlichen Verhältnisse. Das drängt zu einem lebendigen Austausch der Ideen. Wenn man die Presse die Eisenbahn auf geistigem Gebiete nennen kann, so wirkt das Gasthaus wie ein Telegraph von Lippe zu Lippe. Unmerklich im dicksten Tabakrauch, zwischen Weinflaschen und Biergläsern, arbeitet der stärkste Hebel für die Entwicklung der Weltgeschichte, — die öffentliche Meinung, und der Mann, der mit Bewußtsein mitten im Strome des Lebens stehen will, gleichgiltig, ob er mit heben oder sich dagegen stemmen will, darf dem Gasthause heutzutage nicht fern bleiben. Haben wir den lokalen Grund für die Entstehung des Gasthauses überhaupt in der harten leiblichen Nothwendigkeit gefunden, so ist seine gegenwärtige Blüthe bedingt durch eine angenehme und geistige Nothwendigkeit.

Johnson erklärte, daß ein Stuhl im Wirthshause der Thron der menschlichen Glückseligkeit sei, und ein anderer Dichter beklagte es wehmüthig, daß kein wenn auch noch so befreundetes Privathaus den Wanderer so warm bewillkomme, wie es ihm unter dem Dache eines Gasthauses begegne.

Was meinen unsere Hausfrauen zu dieser Auseinandersetzung? Nicht Alle sind von den Reizen der Wirthshäuser so schwer zu überzeugen. In den mannichfachsten Formen liegt das Gasthaus vor uns, — als Hotel, als Restaurant (in verschiedensten Abstufungen), als Kaffeehaus, als Bierhaus. Die schönere Hälfte des Menschengeschlechts hatte lange opponirt; aber wir haben das Auskunftsmittel gefunden, sie unter den Arm und mit in das Bierhaus zu nehmen, und seitdem sind auch sie in der Mehrheit dieser neuen Form des gesellschaftlichen Lebens zugethan, ja sie haben demselben einen neuen Reiz und eine nicht nur gefälligere, sondern auch sittlichere Unterlage gegeben.

* (Egyptische Bahnbeamte.) Ein reisender Schriftsteller, Max Eyth, erzählt kleine Erlebnisse aus Egypten, darunter auch folgendes: Der Zug, mit dem er von Cairo nach Minjeh fuhr, kam um 7 Stunden zu spät in letzterem Orte an. Als er den Stationschef fragte, wann dieser Zug gewöhnlich ankomme, sah dieser ihn verwundert an und erwiederte:

„Wer kann das wissen, o Herr. Vielleicht in einer Stunde, vielleicht in drei Stunden, vielleicht morgen Früh! Das steht in Gottes Hand."

Sollte man nicht glauben, daß manche christliche Stationschefs ebenso denken, wie ihre mohamedanischen Collegen?

* (In Rio Janeiro) treiben die Milchmänner ihre Kühe vor das Haus ihrer Kunden und verkaufen frisch aus der Quelle. — Muß sehr unbequem sein in Bezug auf das Wasser.

Gemeinnütziges.

* (Lebensgefährliche Zahnstocher.) Zur Warnung für Leute, die in Ermangelung eines Zahnstochers sich zugeschnittener Streichhölzchens zu bedienen pflegen, diene folgender Vorfall in Hamburg: Ein mit seiner Familie in einem dortigen Hotel logirender Engländer erhielt dieser Tage die betäubende Kunde, daß sein in London in einem Kaufmannsgeschäfte angestellter Sohn an den Folgen einer Vergiftung, welche derselbe in einer dortigen Restauration durch die Benutzung eines Phosphor-Zündhölzchens erlitt, gestorben ist. Die Phosphortheilchen verursachten ein acutes Zahngeschwür, und schon am zweitnächsten Tage trat der Tod ein.

* Auflösung des Räthsels in Nr. 82:

Vatermörder.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 83. Kaiserslautern, 20. Oktober 1872.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(5. Fortsetzung.)

Es war ein reizendes Bild, die beiden Mädchen in dieser Stellung zu sehen. Antonie, die größere, ganz dunkel gekleidet, lehnte mit dem bleichen, klassisch geformten Antlitz ruhig wie ein Kind gegen die Brust der Freundin. Eva war, wenn auch gerade keine blendende Schönheit, dennoch ein wahrhaft reizendes Mädchen. Voller Lebendigkeit glichen die von prächtigen Brauen überschatteten Augen zweien munteren Vöglein und dann wieder, wenn Mitgefühl für anderer Leid und Kummer sich darinnen spiegelte, glaubte man in die kindlichen Augen eines Reh's zu schauen.

Als die Zeiten noch besser waren, hatte Antonie einst die kleine Blumenmacherin Eva aufgesucht, um einen Kopfputz für ihre Mama zu bestellen, und nun war diese ihre Lehrerin geworden. Und wie die Noth nicht allein die Menschen zusammenführt, sondern auch Herzen einander nähert, bildete sich bald ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen Schülerin und Lehrerin, wie es so häufig bei jungen Mädchen stattfindet, ja unumgänglich nothwendig ist. Wohl dem jungen Mädchen, das eine wirkliche, wahre Freundin hat.

Hier war die Freundschaft eine ächte.

Die beiden Mädchen paßten so gut zu einander, die erstere, Antonie, imponirte der lebhaften Eva und diese mit ihren munteren Scherzen erheiterte das kummerbefangene Gemüth Antonien's.

Was sie aber dauernd aneinander band, das war die geistige Einsamkeit, in der sich beide befanden. Eva war eine Waise und Antonie hatte Niemand, gegen den sie sich aussprechen konnte. Ernst war zu klein, als daß er sie verstehen konnte, und die Mutter lag auf dem Krankenbette. Und täglich wuchs der Kummer, der um so schwerer drückte, je länger sie ihn allein tragen mußte.

Wie sie so an Eva's Herzen ruhte und Eva's Hand ihr leise Stirn und Wangen streichelte, schloß sie die Augen, als wenn sie träumen wollte.

So ruhte sie eine Zeitlang und schwieg.

„Und warum hat meine schöne, gute Antonie vorhin geweint?" fragte Eva.

„Ach Eva," antwortete Antonie zaghaft, „es kommt mir wie Unrecht und Leichtsinn vor, wenn ich jetzt an andere Sachen denke, als an unser Unglück und an die Zukunft, und doch kann ich nicht anders. Ach Eva! Ich glaubte einstmals recht glücklich zu werden und nun — ich fühle es zu deutlich — ist Alles vorbei."

„Das klingt ja fürchterlich traurig."

„Und doch war es am Ende nur ein Traum. Man sagt ja, das Glück sei nur ein Traum, wie das ganze Leben."

„Nun, einen Traum kannst Du schon erzählen, und meinethalben auch ein Bischen Wirklichkeit dazwischen, Du weißt, ich bin immer mehr für das Wirkliche, Reelle."

Antonie faßte Eva's Hand und begann:

„Als mein Vater noch lebte — im verflossenen Frühjahr machten wir an einem schönen Abend einen Spaziergang vor das Thor. Mama war von einem Unwohlsein wieder völlig genesen und um sie aufzuheitern, hatte der Vater beschlossen, einen vor dem Thore belegenen Garten zu besuchen, in dem jeden Abend Concert abgehalten wurde. Zuweilen wurde der Garten illuminirt, auch gab es mitunter Feuerwerk.

„Ich liebte von jeher solche Concerte im Freien. Der Abend ist doppelt schön, wenn die Musik von ruhigen Lüften weiter getragen wird, man fühlt beides, die Musik und die Milde des Abends und beides macht das Herz leicht und froh. —

„Als wir ankamen, war schon Alles so ziemlich besetzt, aber wir fanden noch einen Tisch, an dem noch für eine Person Platz gewesen und immer mußte ich denken: Wer sich wohl dorthin setzen und unsere Gemüthlichkeit stören wird?

„Es dauerte nicht lange, als sich ein junger Mann unserem Tische näherte und höflich fragte, ob der Stuhl besetzt sei und als ihm mit Nein geantwortet wurde, setzte er sich ganz ruhig nieder, ja er hatte die Impertinenz, uns den Rücken zuzukehren. Ich kann Dir sagen, ich ärgerte mich über den Menschen.

„Ja, ich ärgerte mich so, daß ich keinen Geschmack mehr an der Musik empfand und gerne hätte ich die Eltern gebeten, aufzubrechen, wenn nicht noch des Vaters Lieblingsstück, die Tellouverture zu erwarten gewesen.

„Es wurde vorher jedoch eine Extranummer von der Capelle eingeschoben, irgend ein fader Tanz, eine Polka oder derartiges.

„Als die Nummer vorbei war, wandte der junge Mann sich an meinen Vater und äußerte sich beschwerend über diese Hinhaltung, daß er hauptsächlich wegen der Tellouverture noch geblieben sei.

„Und so kam er mit dem Vater in's Gespräch, denn er hatte gerade ein Thema getroffen, auf das der Vater gerne einging — die Musik.

„Wir gingen noch nicht nach der Tell-Ouverture, auch der junge Mann blieb. Auch ich spürte keine Lust zum Heimgehen, ich mußte immer wieder den jungen Mann anblicken, der mit dem Vater über Verschiedenes sprach. Worüber sich die Beiden unterhielten, weiß ich nicht mehr, denn ich habe kaum gehört, was sie sprachen, ich mußte immer wieder den Fremden ansehen und wenn er seine durchdringenden Augen auf mich richtete, schlug ich meine Blicke nieder und es überlief mich glühend heiß.

„Ach! ich hätte dort nie wieder fort mögen und viel zu früh brachen wir auf.“

„Armes Kind,“ unterbrach Eva die Freundin. „Du hattest Dich wohl rein weg in den wildfremden Menschen verliebt? Wer hätte aber auch so etwas von Dir erwartet?“

„Ja, ich konnte nichts dafür, ich weiß ja selber nicht, wie das kam, aber ich mußte ihm mit einem Male so gut sein wie noch Niemandem zuvor und immer wieder mußte ich von der Zeit an ihn zurückdenken, ich mochte wollen oder nicht.“

„Und hast Du den Menschen nie wieder gesehen?“

„O gewiß, nicht allein gesehen, sondern auch gesprochen. Er hat mir gesagt, daß er mich liebe, er hat mir einen Ring geschenkt, als Zeichen, daß ich ihm ewig angehören soll und dann hat er mir sein Bild gegeben —“

„Sein Bild? Und das hast Du mir noch nicht einmal gezeigt?“ rief Eva mit komischem Aerger. „Das ist Unrecht von Dir!“

Antonie zog statt weiterer Antwort ein Medaillon aus dem Busen und öffnete es.

„Ah,“ rief Eva, als sie das Bild erblickte, „der ist aber hübsch!“

Eva schloß ihren Ausruf, indem sie ihrer Freundin einen innigen Kuß auf den Mund drückte.

„Und was ist denn nun für ein Unglück dabei, wenn er Dich lieb hat?“ fragte Eva.

„Er hat mich verlassen seit des Vaters Tode,“ erwiederte Antonie, „und ich — kann ihn nicht vergessen.“

Das arme Mädchen senkte den Kopf und weinte bitterlich.

„Komm', Du mußt nicht weinen, Toni,“ sagte Eva, „Du schadest ja Deinen schönen blauen Augen. Komm', hör' auf zu weinen, Toni.“

Und ehe Eva es verhindern konnte, weinte sie selber mit.

Dann rief die Mutter aus dem Schlafzimmer und Antonie eilte zu ihr.

Eva zündete die Lampe an und besah das Portrait in dem Medaillon.

„Den werde ich schon erkennen, wenn er mir irgendwo aufstößt,“ murmelte sie.

Bald setzte sich auch Antonie zur Arbeit nieder.

„Sag mir einmal, wie heißt der Mensch eigentlich?“ fragte Eva, auf das Medaillon deutend.

„Georg.“

„Wie weiter?“

„Das weiß ich nicht.“

„Das ist dumm! Aber sei nur ruhig, Mädchen, den Georg will ich Dir schon schaffen, mit oder ohne Zunamen.“

Dann vertiefte jede sich in ihre Gedanken und die rastlosen Finger formten bunte Blumen für fröhliche Menschen.

---

3. Kapitel.

Eine reiche Familie.

Es wurde bereits dunkel auf den Gassen. Die Kaufleute erleuchteten ihre Läden und die Schaufenster prangten in höherem Glanze als sonst, war doch die Weihnachtszeit nahe und hoffte doch mancher Geschäftsmann, in den wenigen Wochen und Tagen des Weihnachtsgeschäftes zu verdienen, was der übrige Theil des Jahres nicht gebracht hatte.

In einem großen Prachtbau der P—straße waren die Lampen schon seit einiger Zeit angezündet. Herr Dolomie, Inhaber der großen und reichen Firma Dolomie & Sohn, die bereits seit einer Reihe von Generationen der Dolomie'schen Familie angehörte und sich am Platze, sowie auswärts des höchsten Respektes zu erfreuen hatte, Herr Dolomie liebte es, wenn er vom Comptoir kam, alles behaglich zu finden.

Das Privathaus des Herrn Dolomie war elegant und geschmackvoll eingerichtet. Alles athmete Reichthum, gediegenen Reichthum. Das Parterre wurde nur im Sommer bewohnt, oder öffnete sich an Gesellschaftsabenden den reichgeschmückten Gästen, im Winter bewohnte Herr Dolomie die erste Etage. Eine breite, mit Teppichen belegte Marmortreppe führte nach Oben. Das Treppenhaus war geheizt, Oleander und Lorbeerbäume bildeten ein freundliches Gebüsch, aus dem die Treppe mit vergoldeten Geländerstäben sich emporhob.

Der Einrichtung des Treppenhauses entsprach die Dekoration der Zimmer — überall herrschte Pracht und Eleganz.

Besonders schön war das Speisezimmer ausgestattet Herr Dolomie — obgleich kein Schlemmer, hatte dies Zimmer besonders ausstatten lassen, um die Tischstunde so angenehm als möglich zuzubringen und auch dem allgemeinen Wohlbehagen, das durch wohlthuende Einwirkung der Außenwelt auf die anderen Sinne gefördert wird, Rechnung zu tragen.

Der Diener hatte soeben die Suppe auf den zum Serviren bestimmten Marmortisch gestellt, der seitlich stand und von kostbaren Blattpflanzen umgeben war. Dann öffnete er die Thüre zum anstoßenden Zimmer, in welchem sich Herr Dolomie mit seiner Familie meistens vor Tisch aufzuhalten pflegte.

„Es ist angerichtet!“ rief der Diener.

Herr Dolomie erhob sich und legte das Kupferwerk, in dem er so eben geblättert hatte, auf den Tisch.

„Wenn es gefällig ist," sagte er höflich mit einer Verbeugung zu den übrigen im Zimmer Anwesenden und schritt voran, während die Andern ihm folgten.

Herr Dolomie ist ein Mann von etwa achtundfünfzig Jahren. Seine Gestalt ist eher zierlich als imposant zu nennen. Das einst dunkle Haar ist ergraut, das Auge ein wenig matt und manche Falte im Gesicht zeigt, daß unruhige Zeiten und mancher Sturm darüber hinweggezogen. Im Ganzen sind die Züge ziemlich unbeweglich, wie in eine starre Form gebannt, ja ein gewisses höfliches aristokratisches Lächeln ist diesem Gesichte so eigen geworden, daß es wie eine zweite Natur erscheint. Herr Dolomie ist von Kopf bis zu Fuß elegant schwarz angezogen, nur ein großer Brillant schmückt das tadellos weiße Chemisette.

Herr Dolomie nimmt Platz an der Tafel, so daß er seinen Blick auf die blumenumgebene Anrichttafel richten kann.

Ihm folgt seine Tochter Leopoldine.

Diese trägt ein ausgeschnittenes Kleid aus schwerer Seide von außerordentlich lebhaft rother Farbe. Den schönen Hals umgiebt ein ächter Perlenschmuck, die Ohrgehänge bestehen ebenfalls aus kostbaren Perlen, die mit kleinen Diamanten eingefaßt sind. Die üppigen schwarzen Haare fallen in natürlichen Locken herunter und tragen als Schmuck eine Camelie von hochrother Farbe.

Leopoldine sieht brillant aus. Sie weiß, daß sie blendet, sie weiß, daß ihr feuriges Auge leichtentzündliche Männerherzen ohne Gnade in Flammen setzt und deßhalb manövrirt sie mit ihren Augen wie ein siegesbewußter Feldherr.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Butterhexe.

Eine Dorfgeschichte.

(11. Fortsetzung und Schluß.)

„Andreas," murmelte der Alte, als er die Stimme seines Sohnes hörte und zwar in einem Tone, wie er nie von dessen Lippen vernommen. Dann wandte er sich um

„Andreas!" wiederholte er. „Ist's doch besser im Vaterhause?"

„Nehmt mich wieder an, Vater," sagte Andreas, ohne die Frage direkt zu beantworten, „ich habe eingesehen, daß ich in manchen Dingen nicht gegen Euch gehandelt habe, wie ich hätte handeln sollen. Ich will thun, was Ihr von mir verlangt, nur bedenkt, Vater, daß dann mein Glück in Euren Händen ruht."

„Was soll das heißen, Andreas?" fragte der Vater argwöhnisch.

„Das soll heißen, Vater, daß ich von der Lisbeth lassen will, wenn Ihr sie nicht zur Schwiegertochter wollt. Sie hat mir gesagt, ohne Euren Segen könne sie nicht meine Frau werden. Jetzt redet, Vater, was habe ich zu erwarten?"

Anfangs hatte sich, bei Nennung des verhaßten Namens, die Miene des Vaters verfinstert, aber der bittende Ton, in welchem der langentbehrte Sohn zu ihm sprach, bewirkte Wunder.

„Hat sie Dir das gesagt, Andreas? Ich denke, sie hat Dir einen Korb gegeben," sagte er nach einer Pause.

„Das war damals, Vater," entgegnete Andreas voller Hoffnung. „Damals hat mich Lisbeth wohl lieb gehabt, aber —"

„Das sind nicht meine Sachen," unterbrach ihn der Vater launig. „Sag' mir nur, ob's wahr ist, daß die Lisbeth Dich hat so arm nehmen wollen, wie Du da bist und nicht ohne meinen Segen."

„Ja, Vater, so ist's, Lisbeth nimmt mich nicht ohne Eure Einwilligung und auch der „große Jürgens" will mir sein Kind nicht geben, bis Ihr damit zufrieden seid."

„Aha, so, also das bringt Dich zu mir, nicht Dein eigener guter Wille," lachte Jan Adams und diesmal klang sein Lachen herzlich, wie seit langer Zeit nicht mehr. „Ohne die Noth um die Liebste hättest wohl noch lange in Deiner Koje gesessen, he?!"

„Ach, Vater, seid so gut," bat Andreas, die Hand des Vaters ergreifend, als er dessen Milde und ungewöhnliche Stimmung sah. „Ihr werdet nicht bereuen, mich glücklich gemacht zu haben und dankbarere Kinder könnt Ihr nicht wohl haben."

„Ja, glaub's wohl," schmunzelte der Alte, „jetzt bin ich zu Allem gut. Na, will meine Worte auch nicht mit bissigen Redensarten, wie sie mir wohl manchmal gekommen sind, in dieser Zeit einhüllen. Ich würde es gerne gesehen haben, wenn Du Dir eine andere gesucht hättest, aber da es nicht anders sein kann — meinetwegen nimm' die Lisbeth."

Im Herbst war Hochzeit, eine fröhlichere und glänzendere gab's lange nicht. Anfangs hatte die Welt Augen und Ohren weit aufgerissen, an so etwas hatte wohl kein Mensch gedacht, und man wollte sich gar nicht mit dem Gedanken aussöhnen, daß der Andreas und die Lisbeth ein Paar werden sollten. Endlich aber mußte man doch wohl einsehen, daß die Sache sich richtig verhielt, nun gab's auch eine Zeit hindurch viel zu sprechen und dann war's vorbei, dann hatten Alle es längst gewußt, daß es so kommen würde.

Als die Hochzeit war, da hatte sich Jan Adams längst mit dem Gedanken ausgesöhnt, die „Butterhexe" als Schwiegertochter in's Haus zu nehmen. Er sah auch bald ein, daß sein Hausstand nicht unter Lisbeth's Leitung litt und freute sich, wenn sie überall so gut Ordnung hielt

„Siehst Du," pflegte er bisweilen wohl zu dem „großen Jürgens" zu sagen, „jetzt hat sich das Blatt gedreht und wer die meiste Butter nach dem Markte bringt, das bin ich."

Feuilleton.

* In der „Crefelder Zeitung“ suchte ein junger Mann „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ eine Lebensgefährtin mit vielen Tugenden und etwas Vermögen. Am andern Tage schon liefen 4 und später 7—8 Briefe ein, etlichen lag sogar das Bildniß bei. Der Heirathslustige erbricht die Briefe der Theresen, Augusten, Karolinen und Henrietten, sogar eine Alma war darunter. Welche Schilderungen, welche Musterkarte weiblicher Jugend, Tugend, Liebe und Sanftmuth; Schönheit und Sinn für Häuslichkeit in allen Ecken, nur von Mammon war nirgends zu lesen. Endlich der letzte Brief; es meldet sich eine Schöne ohne Bildniß, aber das macht nichts aus; denn das schreibt: „Ich habe 500 Thaler baar.“ — 500 Thlr. baar, das deckt alle orthographischen Schnitzer zu! Außerdem ein Fräulein nicht von hier, die wird geheirathet! ruft der glückliche Finder, und die Federn setzen sich in Bewegung. Endlich am vorigen Sonntag ein Stelldichein und zwar auf dem K. Bahnhofe. Erkennungszeichen von männlicher Seite eine gelbe Papierrolle in der Hand; von Seite der Schönen: ein violetter Regenmantel, Strohhut mit weißer Schleife, weiße Rose in der linken Hand. — Holde Sehnsucht, süßes Hoffen! Unser Freund macht sich die schönste Papierrolle, er hungert vor Liebe, da kommt der Sonntag. Eine Angströhre wird aufgesetzt, die etwas schwieligen Hände werden in Glacehandschuhe gezwängt. Jetzt, Schicksal, gehe deinen Gang. Zur bestimmten Stunde war er auf dem Posten, sein Herz arbeitet hörbar, sein geschärfter Blick durchfliegt den Bahnhof, wo sein Glück daher kommen soll. Die Glocke läutet, die Lokomotive braust daher. Daher langt der violette Regenmantel, eine kleine Wurstfigur umschließend, wohlbehalten an. Joseph, sich an den violetten Mantel haltend, faßt Muth: Schönen guten Morgen, mein verehrtes Fräulein. — Hilf Himmel, wie wird Joseph, die gelbe Rolle fällt ihm aus der Hand, — die geträumte Braut mit den 500 Thalern ist seine eigene Schwester. Höchst eigenthümliche Entdeckungsscene und die Folge davon, daß Joseph noch heute zu haben ist.

* (Verkehrte Wirkungen.) Je kleiner die Tugend einer Dame, desto größer ihre Crinoline. — Je miserabler ein Beamter bezahlt wird, desto mehr muß er arbeiten. — Je mägerer die Spitälersuppen, desto fetter die Verwalter. — Je öfter einer bankerott macht, desto nobler lebt er. — Je mehr Zeitungen man liest, desto weniger weiß man.

* Unter Benedict dem Vierzehnten hatte ein Prälat die Aufsicht über die Reinigung der Straßen in Rom. Er war aber sehr nachlässig in seinem Amte, wofür ihn der heil. Vater ein wenig zu züchtigen beschloß.

Der Prälat mußte eines Tages Jemand suchen, der in einer sehr engen Straße wohnte.

Der Papst erfuhr dies und auch die Stunde, in welcher Jener vom Hause wegfahren würde. — Nun richtete Benedict es so ein, daß der Prälat ihm begegnen mußte.

Wie gewöhnlich mußte dieser aus dem Wagen steigen, um knieend den Segen des heiligen Vaters zu empfangen. Er bekam, was er verlangte. Dann unterhielt sich der Papst eine halbe Stunde mit ihm von den unbedeutendsten Dingen, wobei der Prälat immer im Kothe knieen mußte.

Einige Tage nach dieser Begegnung waren die Straßen vortrefflich gereinigt.

* (Voltaire) ließ einst in seinem Lustschlosse sein Stück „Der Weise von China“ aufführen.

Montesquieu, der sich unter den Zuschauern befand, war während der Vorstellung fest eingeschlafen. Voltaire, den dies verdroß, warf ihm seinen Hut vom Kopf und sagte:

„Sie glauben wohl, in einer Audienz zu sein?“

Montesquieu, der sich rasch ermunterte, versetzte ironisch lächelnd:

„Das nicht, aber wohl in einer Predigt.“

Gemeinnütziges.

* (Blumenkohl in Essig einzumachen.) Man nimmt recht weiße, saubere Blumenkohlköpfe, reinigt sie von allen grünen Blättern, schneidet von den Stielen die holzartige Rinde ab, wascht sie einige Mal und läßt sie auf dem Durchschlag ablaufen. Dann legt man sie auf folgende Art in kleine Fäßchen oder steinerne Töpfe ein; auf den Boden legt man eine Lage geordnetes Pfefferkraut, dann eine Lage Blumenkohl, den man behutsam so dicht als möglich, ohne jedoch die Blumen zu beschädigen, zusammenlegt; sind die Köpfe zu groß, so zerschneidet man sie. So fährt man mit Blumenkohl und Pfefferkraut fort, bis das Fäßchen voll ist. Dann nimmt man einen guten starken Weinessig, verdünnt ihn mit 1/4 Wasser, läßt ihn in einem reinen Topf ein paar Male aufkochen; nachdem er abgekühlt, aber noch lauwarm ist, gießt man damit das Fäßchen voll und schlägt es fest zu. Wenn es aufgemacht und Blumenkohl herausgenommen wird, muß der Uebrige allemal wieder gut verwahrt werden. Hat man ihn in steinernen Töpfen eingelegt, so werden diese mit Schöpsentalg zugegossen und mit Blase zugebunden.

* Räthsel.

Bald bin ich bettelarm,
Und bald bezahl' ich Kronen,
Hier gelt ich oftmals Nichts,
Dort bild' ich Millionen,
Der Welt und Ewigkeit,
Der gleich' ich an Figur,
Blos Bauch bin ich,
Ohn' Arm und Füße von Natur.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 84. Kaiserslautern, 23. Oktober 1872.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(6. Fortsetzung.)

Leopoldine ist entsetzlich kokett, aber die Koketterie steht ihr gut. Toilette ist ihre Lebensaufgabe geworden: Toilettemachen und Gefallen.

Leopoldine wird von einem Herrn galant in das Eßzimmer geleitet, Herr von Sejour, ein Deutsch-Franzose, der Verlobte des Fräuleins. Herr von Sejour hat ebenfalls Geld, ist eine stattliche Erscheinung von etwas fremdartig romantischem Aussehen und was man so zu sagen pflegt: eine brillante Partie.

Diesen folgt der Sohn des Hauses, Georg.

Georg ist drei Jahre älter als Leopoldine, nach deren Geburt die Mutter bald starb.

Man sah auf den ersten Blick, daß Leopoldine und Georg Geschwister waren. Dieselben schön geschwungenen Augenbrauen, dieselbe hohe Stirn und römische Nase waren ihnen gemeinsam. Nur paßte der männliche Ausdruck Georg's besser zu diesen Zügen, als die kokette Flatterhaftigkeit Leopoldinens. Ein kräftiger dunkler, allerdings nicht pechschwarzer Schnurrbart bedeckte Georg's Oberlippe und ha f das Gesicht vollenden, dem männliche Schönheit nicht abgesprochen werden konnte.

Sein Wuchs war kräftig, seine Bewegungen elegant, von jener Leichtigkeit, die ihren Grund in vollendeter Kraft und Sicherheit hat. Georg zählte dreiundzwanzig Jahre.

Die Suppe wurde schweigend eingenommen. Niemand sprach ein Wort. Nur von Zeit zu Zeit warf Leopoldine ihrem Verlobten einen triumphirenden Blick zu, den dieser mit einem verständnißinnigen, ja höhnischen Blick erwiderte. Es schien dann, als wenn ein zweiter Mensch aus seinen Augen herausschaute, über den eine blendende Maske — das gewöhnliche Aussehen des Herrn von Sejour — gezogen sei.

Herr Dolomie ließ sich allem Anscheine nach das Essen vortrefflich munden, das stereotyp-höflich feine Lächeln verließ ihn keinen Augenblick. —

Nur auf Georg's schöner Stirn lagerte eine Wolke des Unmuths. Er aß allerdings, aber es war ihm gleichgültig, welche Speisen ihm vorgesetzt wurden, er berührte den Wein nicht, der vor ihm im feingeschliffenen Glase funkelte, er war nicht bei der Sache, man sah es ihm an, denn Verstellung war ihm von jeher fremd gewesen.

Jean, der alte Diener, servirte. Man hörte seine Tritte kaum auf dem weichen Teppich, er verursachte kein Geräusch, keine Gabel klapperte unter seinen Händen, keinen Teller setzte er hart nieder: leise wie ein Spuk schlich er umher, für Alles hatte er ein Auge. Er war ein Diener comme il faut und alt im Hause geworden. Er kannte die Familie, ja er wußte, was diese unheimliche Stille bei Tische zu bedeuten hatte. Es war Windstille vor einem Sturm.

Gerade so hatte Herr Dolomie gelächelt, als Georg ihn gebeten hatte, ihn nicht Kaufmann, sondern eine seinen Neigungen und Talenten angemessene Carriere einschlagen zu lassen.

Mit demselben Lächeln hatte Herr Dolomie gesagt: „Du kannst wählen zwischen dem Kaufmannsstande und meinem Fluch Die Firma Dolomie & Sohn muß und soll in den Händen unserer Familie bleiben."

Mit demselben feinen Lächeln führte er einige Tage später den kummerbleichen Sohn in das Comptoir eines Geschäftsfreundes, bei dem Georg auch wohnen mußte und der eine eiserne Aufsicht über ihn führte Tag und Nacht.

Und mit demselben Lächeln gab er Jean den Befehl, die Malergeräthschaften, die Kupferstiche und Bücher seines Sohnes in's Feuer zu werfen.

Ja, Jean kannte diese Miene und schüttelte heimlich das alte Haupt. Hätte es sich geschickt, es wäre ihm vielleicht eine Thräne in das Auge gekommen, denn er liebte den jungen Herrn, er hatte ihn ja so oft auf seinen Armen getragen und er bewahrte noch eine kleine Zeichnung auf, die ihm einst der Knabe schenkte mit den Worten: „Da, Papa Jean, das bist Du."

Aber Jean drängte die Thräne zurück, er mußte serviren, still und geräuschlos, er hätte ja auch nicht genau mehr sehen können, wenn sich das Auge verdunkelte.

Als das Dessert aufgetragen war, entfernte sich Jean, wie er es gewohnt war. Dann blieb die Herrschaft unter sich und sprach über Gegenstände die sie dem Ohre des Dieners nicht gerade anvertrauen wollten.

Ehe Jean ging, warf er seinem Liebling einen bittenden Blick zu, als wenn er sagen wollte: „Sei fügsam und ruhig, glaube mir, es ist besser."

Als Jean den Speisesalon verlassen, fragte Leopoldine mit einem unverkennbar höhnischen Anfluge: „Aber Du bist ja merkwürdig einsilbig, lieber Georg, machen Dir Deine romantischen Ideen Kopfschmerzen?"

„Ich glaube, Dir noch keine Gelegenheit gegeben zu haben, eine solche Frage zu stellen," gab Georg

zurück. „Wenigstens klage ich selten, während Du nach Deiner ewigen Romanlektüre sehr oft über Migraine, oder was weiß ich, klagst.“

„Ich glaube, lieber Schwager in spe, Sie fassen den Scherz Ihrer Fräulein Schwester, meiner Braut, zu ernst auf.“

„Ich glaube, Sie irren sich, Herr von Sejour.“

Herr von Sejour blickte Georg giftig an.

„Nun,“ begann Leopoldine wieder mit einem spöttischen Lächeln, „zugegeben, daß ich mich irrte — wir Frauen können ja nicht mit Eurer geistigen Tiefe oder Höhe, wie man will, concurriren — aber trotz Eures hohen Verstandes wird es Euch doch schwer werden, die sogenannten Vorurtheile des Standes, ohne persönlich darunter zu leiden, ohne weiteres als nicht vorhanden zu bezeichnen. Du würdest Dich glücklich fühlen, wenn Du mehr Rücksicht auf Deine Familie nähmest, als den einfältigen Ideen der Gleichberechtigung der Menschen nachzuhängen. Mir wenigstens ist die Aristokratie eine der höchsten Klassen der menschlichen Gesellschaft.“

Letztere Phrase begleitete sie mit einem zärtlichen Blick auf ihren Verlobten, der ihr galant einen Kuß auf die Hand drückte.

„Ich kenne gar keine Aristokratie,“ begann Georg, „außer der des Geistes und des Talentes. Ich verlange nicht nur eine Gleichberechtigung, sondern eine Höherstellung der Geistesaristokratie über die der Geburt und namentlich des Geldes. Nicht die Geburt, oder das Ererbte und Erworbene machen den Adel, sondern einzig und allein die Bildung des Geistes und des Herzens, einerlei, ob das Herz unter einer einfachen Blouse schlägt, oder ob flimmernde Orden die Brust schmücken.“

„Unterscheiden Sie weiter keinen Adel?“ fragte Herr von Sejour spitz.

„Allerdings, den der Schönheit, der geistigen und der körperlichen, die beide vereint, den Menschen zum Ideal machen.“

„Ich dachte vielleicht den Adel der Bourgeoisie, dem jede Form erlaubt ist, oder den Adel einer allgemeinen Brüderlichkeit, der die ganze Menschheit in eine einzige Familie verwandeln würde und Sie werden mir Recht geben müssen, daß die Idee durchaus nicht abgeschmackt ist.“

Herr von Sejour betonte die letzten Worte sehr ironisch.

„Nicht völlig so abgeschmackt, wie Sie zu glauben scheinen,“ antwortete Georg, „und nicht so neu, wie Sie vielleicht annehmen, denn ganz dieselbe Idee stellte schon Christus vor achtzehnhundert und so und so viel Jahren auf. Ja, diese Brüderlichkeit, hervorgerufen durch das Gebot der Nächstenliebe, ist ein Grundpfeiler der christlichen Religion, der Sie, so viel ich weiß, dem Namen nach angehören.“

Herr von Sejour biß sich auf die Lippen.

„Gott wie romantisch,“ rief Leopoldine. „Georg ist mit einem Male religiös geworden, obgleich jeder Mensch ihn, wie er sich selber, für einen argen Freigeist hält.“

„Die wahre Freiheit besteht darin, daß man sich nicht von Vorurtheilen beherrschen läßt und dem zu eigen wird, was als gut und edel erkannt worden ist.“

Herr Dolomie hatte bis dahin schweigend zugehört. Er wußte, daß zwischen Bruder und Schwester kein geistiges Band bestand, sondern daß eine Kluft Beide trennte, die um so schroffer wurde, als Georg's Gefühl sich mehr und mehr dem Recht und der Freiheit zuwandte, während Leopoldine ihre Koketterie bis auf die Spitze trieb. Ja, sie legte es sogar darauf an, mit ihrem natürlichen Menschenverstande zu kokettiren und ihn mit allerlei erlernten Phrasen als Geist loszulassen.

In der letzten Zeit war das Verhältniß nur noch peinlicher geworden. Leopoldine fand eine thätige Mithülfe an ihrem Verlobten.

Sowohl Georg als Herr von Sejour konnten sich Beide gleich wenig leiden, Jeder ahnte in dem Andern einen natürlichen Feind. Herr von Sejour fürchtete den geraden, offenen Sinn Georg's; dieser fühlte sich instinktmäßig von seinem zukünftigen Schwager abgestoßen, der ihm zuwider war wie eine buntschillernde Giftschlange.

Herr Dolomie hatte diesem Streit scheinbar nur dann und wann Beachtung geschenkt.

„Ich hätte gedacht, lieber Georg,“ begann er mit leiser, milder Stimme, die trotzdem etwas Eisiges an sich hatte, daß der Aufenthalt in Amerika und noch Deine letzte Reise nach England, die Du vor kaum vierundzwanzig Stunden erst beendigt hast, das Vaterhaus so werth gemacht hätten, als daß Du es zum Tummelplatze von Streitigkeiten machtest, die, wie Du weißt, meinem Herzen nicht wohlthun.“

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie verletzt habe, mein Vater —“

„Du weißt, daß mir diese demokratischen Ideen ein Greuel sind, Du weißt noch mehr, daß ich durchaus keine Profanirung der christlichen Religion vertragen kann, wie ich sie leider so eben vernehmen mußte.“

Georg erröthete, der Vorwurf seines Vaters kränkte ihn. Um ihn jedoch nicht weiter zu verletzen, schwieg er und vertheidigte sich nicht.

Leopoldine kicherte.

Herr von Sejour machte ein sehr befriedigtes Gesicht.

„Ich kenne sie wohl, diese aufrührerischen Ideen des neunzehnten Jahrhunderts,“ fuhr Herr Dolomie fort, „sie untergraben alle Verhältnisse, sie tödten die Achtung vor geheiligten Institutionen, sie lösen das Band zwischen Bruder und Schwester, sie zerstören die Ehrfurcht vor den Eltern und drängen sich als unüberwindliche Schranke zwischen Vater und Sohn. Ich bin meinem Gott dankbar, daß er es noch nicht soweit zwischen uns kommen ließ, ich habe die Beweise,

daß Georg mir ein gehorsamer Sohn ist und er wird es ferner sein."

Georg erblaßte bei diesen Worten. Das klang gerade so wie einst, als ihm die Wahl gelassen wurde zwischen väterlichem Fluch und einer verhaßten Lebensbahn.

„Du wirst im nächsten Jahre vierundzwanzig Jahre, Georg, Du bist reifer für Dein Alter, wie mancher Deines Gleichen, Du bist klüger wie mancher Mann von dreißig Jahren. An Deinem nächsten Geburtstage wirst Du in die Firma eintreten, die Gott ewig schützen möge."

Georg athmete auf. Dazu hätte es der langen Einleitung nicht bedurft, dies Ereigniß hatte er lange vorausgesehen und besaß keine Schrecken für ihn.

Herr Dolomie fuhr fort:

„An diesem Tage wirst Du ferner Deine Hochzeit feiern, noch war kein unverheiratheter Sohn des Hauses Theilhaber der Firma. Die Firma Dolomie & Sohn hat ihre eigenen Gesetze: es muß die Garantie des Fortbestehens der Familie gegeben werden und eine solche Garantie bietet die Ehe. Du warst zwei Jahre in Amerika thätig, ohne eine entsprechende Partie gefunden zu haben, der kurze Aufenthalt während des verflossenen Sommers bot Dir ebenfalls keine Gelegenheit, eine Bekanntschaft zu machen, die der Firma anpassend wäre."

Georg wurde bei diesen Worten purpurroth und verbarg nur mit Mühe seine Verlegenheit.

„Ich bemerkte sogar, daß Du den Damen, die ich Dir näher zu bringen suchte, eher aus dem Wege gingst, als daß Du ihnen entgegen kamst. Jetzt will ich Dir die Mühe abnehmen — ich habe bereits für Dich gewählt."

„Mein Vater —" rief Georg entsetzt.

„Ja wohl," riefen Leopoldine und Herr von Sejour, „wir haben gewählt."

(Fortsetzung folgt.)

* Mittelalterliche Bierpolizei.

Wenn wir auch in jeder Hinsicht für den Fortschritt sind, so könnte es doch manchmal nichts schaden, wenn man auf das Gute der Vergangenheit einen Rückblick wirft und solches sich zu Herzen nimmt. So wollen wir denn auch unsere löbliche Sanitätspolizei auf eine Verordnung aufmerksam machen, welche der hochlöbliche und weise Senat der Stadt Regensburg im Jahre 1664 erließ, bezüglich des Ausschanks von schlechtem und untarifmäßigen Bieres.

Daß unsere Vorfahren die Sünden der Bierbrauer strenge rügten und ahndeten, mögen folgende Aufzeichnungen beweisen, die in einer Chronik der Stadt Nürnberg, welche ein Bediensteter im Anfange des XVII. Jahrhunderts eigenhändig anlegte und bis zum westphälischen Friedensschlusse fortführte, enthalten sind: „Anno 1609 den 17. Oktober hat man allhier der Segerin, Bierbrauerin in der Pfannenschmiedgasse, Balthasar Schmidt am Kornmarkt, Hans Hermankel auch am Kornmarkt einem jeden ein Faß Bier auf die Fleischbrücke geführt, daselbst den Fässern den Boden eingeschlagen und das Bier in die Pegnitz geschüttet. — Leonhard Spaz, Bierbrauer in der Rothgasse, ist solches auch mit einem Fasse widerfahren, der sich aber ungehorsam gezeigt und sein Haus versperrt gehabt, bis wohl der Löw mit seiner Trommel, der Provos und etliche Provosonen kommen, da er denn aufgemacht und das Faß auf den Aichwagen gelegt, auf welchen sich der Löw mit seiner Trommel gesetzt. Besagten Leonhard hat man auch ob seines Ungehorsams auf den Thurm gestraft, sind auch die drei Bierkiefer in das Loch gelegt und zwei davon ihres Dienstes entlassen worden." — Ueber den Ausschank untarifmäßigen Bieres fand sich der Senat der Stadt Regensburg im Jahre 1644 bemüßigt, nachstehenden Beschluß zu erlassen:

Zum Nutz aller Bierconsumenten und zum warnendem Exempel der Bierproducenten machen wir den Vorschlag, löbliche Sanitätspolizei möge, allenfalls sich die Letzteren nicht bessern, bei nächster Reichstagssession den Antrag stellen, obiges Decret auf's Neue mit zeitgemäßen Veränderungen in's Leben zu rufen.

„Demnach ein Erbarer Cammerer und Rath dieser des heil. Reiches freien Stadt Regensburg mit höchstem Mißfallen und nicht ohne ein sonderbares Bekümmern vernehmen müssen, daß bei diesen ohne das schweren Zeiten und da der Allerhöchste uns wegen übermachten Sünden heimsuchet, etliche geldsüchtige und eigennützige Bierbrauer sowohl unter der Bürgerschaft, als auch unter den Inwohnern durch Ueberfatz des Nächsten und schändlichen Wucher mit elendem Biere solchen Grimm, Straff und Zorn Gottes noch vermehren und hintangesetzt der christlichen Lieb' erbärmliches Bier vor theures Geld auszuschenken pflegen, dadurch aber der arme benöthigte Mit- und Nebenchrist in großen Schaden auch endlich zeitliches Verderben gebracht wird: Als können Ihre Ehrenveste Weißheiten Ihrem tragenden Obrigkeitlichen Ambt nach nicht unterlassen, Diejenigen, so solch unchristlich wucherliches Bier ausschenken, der Gebühr nach abzustrafen. Befahlen solchem nach aus väterlichen obrigkeitlichen Eifer hiemit und wollen, daß an männiglich in denen Schenken gutes Bier verschenkt und verleutgegeben wird und verordnen, daß die Contravenienten unter den Bierbrauern und Bierschenken ihr eigenes elendes Bier selber zu trinken verurthelt werden sollen, während ihr liebe Bürgerschaft, Inwohner und Beisitzer erinnert werden, sich des Bierholens in solchen Schenken bei straff von Vier Gulden gänzlich zu entäußern. Gestalten dann auf solche wucherliche Händel ein mehrer und schärfere Aufsicht gegeben werden solle. Darnach sich männiglich zu richten und vor Straff und Schaden zu hüten wissen wird. Decretum in senatu den 28. Decembris 1644."

Feuilleton.

* (Recept gegen böse Schwiegermütter.) In der Chausseestraße zu Berlin wohnt eine alte reiche Dame, die Besitzerin dreier Häuser ist, als zukünftigen Erben einen einzigen Sohn hat, der sich ganz gegen den Willen der Frau Mama zur Zeit des jüngsten Feldzugs in eine arme, hübsche Bayerin verliebte und dieselbe nach glücklicher Heimkehr heirathete. Frau Wirthin Mama war dann auch so gütig, dem jungen Ehepaare eine Wohnung für einen civilen Preis in dem von ihr selbst bewohnten Hause einzuräumen, aber wie sich bald zeigte, that sie dies nur, um die ihr mißliebige Schwiegertochter recht nahe um sich zu haben und ihr bei jeder Gelegenheit zeigen zu können, wie sehr sie ihr zuwider sei. Der junge Ehemann war den ganzen Tag nicht zu Hause, da er als Disponent in einem Fabrikgeschäft conditionirte, aber die verweinten Augen seiner jungen Gemahlin blieben ihm schließlich doch nicht verborgen, und als er nach dem Grund ihrer Traurigkeit forschte, erfuhr er von den harten Kämpfen, welche die hier fremde und von jedem Umgang abgeschlossene Frau mit der Schwiegermutter bestehen mußte. Der Sohn pflog eine ernste Unterredung mit der Mutter, die jedoch keinen anderen Erfolg hatte, als daß die Beiden sich in Feindschaft trennten und die erzürnte Mutter ihm zum Abschiede noch nachrief: „Du mußt mir mit der Betteldirne aus dem Hause, und enterben werde ich Euch auch!“ Damit wäre die Sache nun einstweilen abgethan gewesen, wenn nicht ein Magnet auf die Schwiegermutter einen besonderen Einfluß geübt hätte. Es war dies das einzige Kind des Sohnes, ein lieblich emporblühendes einjähriges Mädchen, die von der sonst so jähzornigen Schwiegermutter über Alles geliebte Enkelin, die sie täglich unzählige Male sehen und liebkosen mußte, wenngleich sie auch die Schwiegertochter haßte. Der Sohn hielt es daher für das Beste, das Kind als Recept gegen die böse Mama zu benutzen und die Medicin erwies sich als heilsam. Noch an demselben Tage war auf einem großen Zettel an seiner Stubenthür zu lesen: „Für eine Mutter, die den eigenen Sohn nebst Frau und Kind exmittiren und enterben will, ist hier kein Einlaß mehr.“ Alles im Hause las das und die Frau Wirthinmutter auch; diesen Zustand und die Trennung von ihrer Enkelin ertrug sie nur einen halben Tag. Mit eigener Hand riß sie den Zettel ab, und am Abend wurde in dem kleinen Kreise Versöhnung gefeiert, hoffentlich auf immer.

* (Je nachdem.) Doctor: „Mein gnädiges Fräulein, kostet das Riechen an diesen Blumen auch etwas?“

Blumenhändlerin: „Jawohl, Herr Doctor, wir verkaufen auch den Duft.“

Doctor: „Wirklich, nun was kostet's?“

Blumenhändlerin: „Das kommt ganz auf die Nasen an; Sie, Herr Doctor, werden unter dreißig Kreuzer nicht durchkommen.“

Gemeinnütziges.

* (Ein wohlfeiles Nachtlicht.) Man schält eine trocken gewordenene wilde Kastanie, durchbohrt sie mehrfach mit einem Pfriem und legt sie 24 Stunden in gutes reines Rapsöl. Hierauf zieht man einen dünnen ölgetränkten Docht durch, läßt die Kastanie in einem Gefäß mit Wasser schwimmen, zündet den Docht an, und kann sich nun darauf verlassen, die ganze Nacht hindurch ein durch seine mäßige und constante Helle auch im Krankenzimmer angenehmes Licht zu haben.

* (Der Kürbis) wird in unserer Küche nur gering gewürdigt und doch geben sowohl unser gewöhnlicher, als auch der längliche Flaschenkürbis ein recht wohlschmeckendes, leicht verdauliches, nährendes Gemüse von angenehm erfrischender Eigenschaft, so daß insbesondere der Familientisch sich angelegen sein lassen sollte, dieser Frucht seine vermehrtere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Allerdings, will man den Kürbis als Gemüsefrucht verwenden, so darf man den Flaschenkürbis etwa die Länge einer gewöhnlichen Gurke, den melonenförmigen aber nur die Größe eines Apfels erreichen lassen. Man siedet die Kürbisse in Salzwasser ab, läßt sie abkühlen und bereitet daraus in Verbindung mit beliebig zu wählenden gewürzreichen Salatkräutern einen ganz vorzüglich frisch schmeckenden Salat, oder man läßt sie gemächlich mit kräftiger Fleischbrühe einsieden und würzt sie mit gehackten feinen Kräutern und etwas Pfeffer, oder man füllt sie mit einem, je nach dem individuellen Geschmack gewürzten und gebundenen Fleischgehäcksel und dämpft sie in starker Fleischbrühe. Reife Kürbisse liefern in ihrem, freilich etwas süßlichen, aber sehr mehlreichen Fleisch einen für den bürgerlichen Tisch sehr achtbaren Suppenstoff, den man mit Reis, Hirse oder Buchweizengrütze (Haidekorngries) mischt. Als Zusatz zum Brodteig ist das gekochte Fleisch reifer Kürbisse vortrefflich. In Ungarn bereitet man von dem Fleisch reifer Kürbisse ein angenehm schmeckendes Gebäck auf folgende Weise: Der Kürbis wird geschält und die Kerne und das faserige Innere werden beseitigt. Das glatte Fleisch schneidet man dann in längliche Schnitte, die eine Viertelstunde in kaltes Wasser gelegt und danach eine Viertelstunde in Salzwasser gekocht werden. Aus diesem heraus legt man die Streifen in eine flache Pfanne, übergießt sie mit einer Mischung von Butter, Mehl und saurem Rahm, kocht sie leicht darin auf, überstreut sie dann mit Zucker und bäckt sie ab. Kürbisse einzumachen, weisen alle Kochbücher Recepte in genügendster Fülle nach.

* Auflösung des Räthsels in Nr. 83:
Die O.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 85. Kaiserslautern, 27. Oktober 1872.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(7. Fortsetzung.)

Nun konnte Georg sich die Blicke des Einverständnisses zwischen Leopoldine und Herrn von Sejour erklären. Sie wußten, was ihm bevorstand, sie kannten den eisernen Willen des Vaters auf der einen und seine Liebe zur Freiheit auf der andern Seite.

Sollten sie hoffen, daß es zu einem Bruch zwischen ihm und dem Vater kommen werde?

Georg erinnerte sich des bittenden Blickes, mit dem der alte treue Jean ihn noch vor Kurzem angefleht.

Ich will mich zwingen und ruhig sein, dachte Georg.

Herr von Sejour und Leopoldine beobachteten ihn. Die Letztere nahm das Lorgnon ihres Verlobten und fixirte ihn.

Georg ertrug auch diese neue Beleidigung schweigend.

Der Thürmer blies einen Weihnachtschoral vom Thurm. Geschäftige Menschen eilten draußen von Liebe getrieben, für das bevorstehende Fest zu sorgen, um Liebe zu spenden. Selbst entfernte Bekannte gedachten einander.

Im Hause Dolomie herrschte noch keine Weihnachtsvorfreude.

Herr Dolomie fuhr fort:

„Du kennst die Tochter des Herrn Winterberg, in Firma Winterberg & Co. Diese Firma ist ein starkes Concurrenz-Geschäft von uns. Durch diese Verbindung — die einzige Tochter ist Erbin — wird die Firma Dolomie & Sohn wieder eine neue Stütze gewinnen, deren Tragkraft unberechenbar ist."

Es schauderte Georg.

Er sah sich verhandelt wie ein Sklave, verkauft von dem, den er achten und lieben sollte, dem Götzen „Firma" geopfert.

Aber nur die Wilden opfern Menschen. Herr Dolomie war ein sehr guter und zartfühlender Christ, er konnte nicht leiden, wenn Jemand die Religion verunglimpfte, oder geringschätzend von einem ihrer Träger sprach.

„Ist dies Ihr Ernst, mein Vater?" fragte Georg mit halberstickter Stimme.

„Ich scherze in Geschäftssachen nie," erwiederte Herr Dolomie mit freundlichem Lächeln. „Im Uebrigen soll ja die Hochzeit nicht gleich sein, Du hast vollkommen Zeit, Dich in die Tochter von Winterberg zu verlieben. Mache ihr den Hof, Du kannst versichert sein, daß sie Dich nicht zurückweisend behandeln wird. Wir geben in den nächsten acht Tagen einen Ball, wo Du Gelegenheit hast, sie kennen zu lernen."

„Ich darf Ihnen meinen Glückwunsch aussprechen," sagte Herr von Sejour prüfend zu Georg.

„Ich gratulire, lieber Georg," rief Leopoldine. „Nun wirst Du auch die Seligkeit der Liebe kennen lernen."

Mit einem affectirten Lächeln lehnte sie sich an Herrn von Sejours Brust, der im Laufe des Gespräches mit dem Sessel seiner Braut näher gekommen war.

Georg wollte heftig aufspringen und seinem empörten Herzen Luft machen, allein in demselben Moment trat der Diener ein.

„Die kleine Blumenmacherin ist da mit dem Kopfputz für den nächsten Ball," flüsterte er dem Fräulein zu.

Leopoldine entschuldigte sich für kurze Zeit und eilte hinaus.

Sie ließ die Blumenmacherin in ihr Boudoir eintreten.

Die Kleine legte nun die dichte Kappe ab und Eva's munteres Gesichtchen kam zum Vorschein.

Leopoldine hatte Manches zu tadeln, Eva wußte ihre Arbeit wohl zu vertheidigen

„Und wenn der ganze Kranz nichts taugte," sagte sie eifrig, „eine solche Rosenknospe, wie die da, giebt es keine zweite."

„Ja," sagte Leopoldine, „die ist schön."

Ob sie wohl schön war, die Blume? Sie mußte wohl, hatte sie doch am Tag vorher eine kostbare Perle, eine reine Thräne getrunken.

Und als Eva nur erst so weit war, machte es ihr keine Schwierigkeit das Ganze als vollendet darzustellen.

Leopoldine war überzeugt und behielt gegen ihre Gewohnheit den Ballschmuck, ohne ihn wieder zum Aendern zurückzugeben, was für gewöhnlich mehrere Male geschehen mußte.

Sie schellte dem Diener, ihr Bräutigam solle sein Urtheil über den Putz abgeben.

Herr von Sejour erschien.

Er fand den Kopfputz sehr schön, aber mit mehr Wohlgefallen als auf diesem verweilten seine Blicke auf dem reizenden Köpfchen der allerliebsten Eva, das von der kalten Luft und dem raschen Gange roth angehaucht war wie eine zarte Rose, wie sie ihre Finger wohl gestalteten.

Eva schlug die Augen nieder: der Blick dieses Herrn hatte etwas Verletzendes, Rohes.

„Erlaube mir, daß ich Dir den Kopfputz schenke," sagte Herr von Sejour mit einem zärtlichen Blick zu seiner Braut.

„Nun, ich werde nicht böse darum."

„Was kostet die Arbeit?"

„Fünf und einen halben Thaler," antwortete Eva.

„Hier ist das Geld."

Eva zählte nach:

„Mein Herr, Sie haben sich geirrt, hier ist nicht nur ein halber Thaler zu viel, Sie haben sich noch um einen mehr verzählt."

Und ehe er sich's versehen, hatte Eva gewechselt und ihm das überflüssige Geld in die Hand gedrückt.

„Teufel," murmelte er, „die Kleine ist gerieben, oder eine vollständige Unschuld. Beides kann mir passen."

„Sie sind sehr ehrlich," sagte er laut.

„O, das macht nichts," erwiederte Eva keck; „das ist bei uns einmal so Sitte."

Herr von Sejour biß sich auf die Lippen, denn er merkte Eva's Spott. Er gab Leopoldinen seinen Arm, um sie wieder zurückzuführen.

Eva zögerte noch ein Weilchen, weil sie ihre Kappe umbinden mußte.

Auf dem Corridor, der zur Treppe führte, begegnete ihr Jemand, der ihr sonderbar bekannt vorkam, obgleich sie ihn nie gesehen, aber es fiel ihr mit einem Male wie Schuppen von den Augen.

„Ei," rief sie laut in ihrer Ueberraschung, „sind Sie nicht der Herr Georg, der der armen Toni den Kopf verdreht hat? O, mein Herr, das ist nicht hübsch von Ihnen —"

„Antonie?" rief Georg halblaut. „Wo ist sie denn? Ich habe sie gestern vergebens gesucht."

„Was Sie sagen!"

„Sie kennen Antonie und wissen, wo sie ist?"

„Freilich weiß ich das. Warum sind Sie denn so lange nicht gekommen?"

„Ich war verreist."

„Warum haben Sie dann nicht geschrieben?"

„Ich schrieb mehr als einmal, ich habe nie eine Antwort bekommen."

„Ist das wahr?"

Georg erröthete, Unmuth spiegelte sich auf seinem Gesichte.

„Nein, ich sehe schon, Sie lügen nicht, Sie sehen viel zu gut aus. Ich will's Ihnen sagen, wo sie wohnt: Gärtnerstraße Nr. 9."

„Ich danke Ihnen."

„Soll ich Toni grüßen?"

„Recht, recht herzlich."

„Kommen Sie am Nachmittag, das ist besser."

Eva eilte die Treppe hinunter. Georg's Antlitz strahlte vor freudiger Erregung.

Ein stiller Beobachter hatte diese Scene belauscht und Wort für Wort verstanden.

„Das bricht Dir den Hals!" murmelte er.

Es war Herr von Sejour.

4. Kapitel.

Engel und Teufel.

„Aber Eva! Was hast Du heute, Du bist ja seltsam aufgeregt?" fragte Antonie ihre Freundin, als dieselben wieder an dem Tische vor dem Fenster saßen und eifrig arbeiteten.

„Ich weiß selber nicht, wie mir ist," erwiderte Eva. „Ich möchte lachen und weinen zugleich, aber das geht nicht gut. Und weil ich das nicht kann, bin ich unruhig und zerstreut. Da sieh' her, da habe ich rothe Scharlachpelagonien in den Myrthenstrauß gebunden, statt weißer Orangeblüthen."

„Das bedeutet Unglück für die Braut, der dieser Strauß bestimmt ist," sagte Antonie. „Scharlachpelagonien bringen Unglück."

„Du bist doch nicht abergläubisch?"

„Ein wenig," lächelte Antonie. „Aber nicht mehr als nöthig ist, um andern Leuten, die schwachgläubig sind, nicht wehe zu thun. Erinnerst Du Dich noch neulich, als die Rosenknospe schlecht befestigt war und der Braut aus dem Kranze verloren ging. Alle Tanten und Bekannten haben so lange an diesem Vorfalle herumgedeutelt und ihn so traurig ausgelegt, bis die junge Frau vor Kummer und Angst in ein heftiges Nervenfieber fiel."

„Ja, und nun haben die Tanten gerade erst Recht gehabt, denn die abgefallene Knospe bedeutete baldigen Tod in den ersten Wochen der Ehe."

„Nicht die Rose ist schuld an dem Nervenfieber, sondern das Geschwätz der Tanten."

„Freilich. Und besser wird sie auch wieder. Ich habe mich darnach erkundigt. Denn eigentlich waren wir mit nachlässigem Binden die unschuldige Ursache des Falles."

„Nun," fragte Antonie mit freundlichem Lächeln, „müssen wir nicht auch den Aberglauben kennen, um derartige Vorfälle in der Zukunft zu vermeiden? Und gerade die Blumen reden ihre eigene Sprache."

„Das stimmt."

„Nicht wahr?"

„Wenn Du die Blumensprache kennst, dann sage mir doch, was bedeutet diese Blume?"

Bei diesen Worten warf Eva Antonien eine rothe Rose in den Schooß.

„Die Blume bedeutet Liebe."

„Ja, was für Liebe?"

„Innige und treue."

„Ungefähr so, wie Dich Dein Georg liebt?"

Antonie wurde dunkelroth und Thränen traten ihr in die Augen.

„Ach vergieb', vergieb', ich bin wieder unartig gewesen. Gute, liebe Tonie, ich will Dir etwas sagen. — Nein noch nicht. Vielleicht nachher. Ich muß noch mit der Neuigkeit warten."

„Hast Du Nachricht von Deinem Steuermann erhalten?"

„Von dem?" warf Eva leicht hin, als sei ihr dieser Steuermann das gleichgültigste Geschöpf auf dem Erdboden. „Der läßt nicht eher etwas von sich hören, als bis er hier in dem Lande ist. Nein, der hat nichts von sich hören lassen. Ich habe ihm gesagt, er solle mir einen Paradiesvogel oder einen Papagei aus Indien mitbringen, aber daran denkt er nicht. Und wenn er daran denkt, dann wird er schließlich eifersüchtig auf den Papagei und meint, ich dächte dann mehr an das unvernünftige Thier als an ihn. Nein, sei Du froh, daß Du keinen solchen Menschen hast, ich kann Dir aus Erfahrung sagen, es taugt Nichts."

Eva brachte die Kritik ihres Liebsten sehr ernst vor und wer sie nicht ansah, hätte glauben müssen, sie spräche wirklich im Ernste. Wer aber in ihre schelmischen Augen blickte, der sah, daß Eva etwas ganz Anderes dachte, um Antonien nicht durch ein Glück zu kränken, das sie nicht besaß und auf das das Gespräch sich unwillkürlich verloren hatte. Wer noch tiefer hätte sehen können durch die Augen in das Herz des jungen Mädchens, der würde bemerkt haben, wie sie da drinnen den stattlichen Steuermann fest, ganz fest verwahrte und daß die Gedanken an den Entfernten die Compaßnadel waren, die das allerliebste kleine Schiff durch die Wogen des Lebens führte.

„Ja," fuhr sie dann fort, „es taugt Nichts. Ueberhaupt ist den Männern gar nicht zu trauen. Gestern, als ich den Ballkranz ablieferte an das hochmüthige Fräulein mit den dunklen Locken, Du weißt, die dort in der B—straße wohnt, war ein großer Herr dort, der Bräutigam des Fräuleins nämlich — aber so viel kann ich Dir sagen, lieber wäre mir schließlich doch mein Steuermann als so einer und wenn er mich mit Gold behängen würde. Denke Dir nur, im Beisein seiner Braut suchte er mir verstohlen die Hand zu drücken und blinzelte mir zu, ja er gab mir mehr Geld, als ich für den Putz forderte und als ich ihm dasselbe wieder zurückgab, machte er ein Gesicht, wie eine Katze, wenn's donnert. So etwas sollte mein Steuermann einmal wagen, es würde ihm eine Stunde schlecht gehen."

Dann begann sie leise vor sich hinzuträllern:

„Mein lieber Freund, nun geh' nach Haus,
Mit unserer Liebe ist es aus."

Antonie lächelte und doch hätte sie bitterlich weinen mögen. Sie fühlte sich doppelt unglücklich, wenn sie die unbefangene Fröhlichkeit Eva's mit ihrem Seelenzustand verglich. Ihre Liebe war verloren, das fühlte sie, aber noch ein zweites Schreckliches verbitterte ihr Leben. Wie ein schwerer Alp lagen die Tage auf ihr, welche die Veränderung ihrer Verhältnisse bewirkt, der Tod des Vaters und die seltsamen Umstände, dabei der Brief des Vaters an die Mutter, das alles zusammen bildete ein geheimnißvolles Ganze, dessen Zusammenhang sie mehr ahnte, als wußte, mehr wie ein Damoklesschwert über sich schweben fühlte.

Es ward stille zwischen den beiden. Jede arbeitete fleißig weiter. Nur Eva warf ab und zu einen Blick auf die ruhige Antonie, „als wenn sie sagen wollte: Ich kenne Deinen Georg jetzt ganz genau und wenn er kein schlechter Mensch ist, muß er jeden Augenblick kommen und Dir an den Hals fliegen und Dich so küssen, daß Du nicht weißt, wo Du hinsollst. Und Du mußt schmollen und ein Bischen böse thun — Ach, wie freue ich mich darauf.

Dann schweiften ihre Gedanken weiter zurück in die Vergangenheit und sie lebte noch einmal die Stunden durch, in denen sie ihren Wilhelm, ihren Steuermann, den wind- und wetterstarken Mann, gequält hatte, bis sie ihn um den Finger wickeln konnte, um die kleine Marter tausendfach durch zärtliche Liebesbeweise wieder gut zu machen, durch unzählige Kleinigkeiten, wie sie nur ein wirklich liebendes Frauenherz erfindet.

(Fortsetzung folgt.)

---

* **Das Bostoner Musik-Jubiläum,**

oder eigentlich der größte Musikschwindel, den die Welt je gesehen und gehört hat, ergab ein Defizit von 210,000 Dollars. Die Honorare der dabei mitwirkenden Künstler waren aber auch enorm; das beste Geschäft machte dabei Herr Strauß. Er erhielt 47,000 Doll. für die Saison, dazu ein mit 2500 Doll. (Gold) garantirtes Benefice und die Reisekosten für sich, seine Frau und zwei Diener; außerdem nahm er für drei Conzerte in New-York 3330 Doll. ein und sein Jubiläums-Walzer ward ihm vom Verleger mit 550 Doll. bezahlt; die drei Wochen Aufenthalt brachten ihm also 25,000 Doll. ein. Frau Peschka-Leutner erhielt für 13 Conzert-Abende 16,000 Doll.; Franz Abt für die Direktion seiner eigenen Compositionen an vier Abenden, zusammen 1200 Doll.; die Goddard 5000 Doll.; Franz Bende 2000 Doll. und Wehle für zwei Abende 1250 Doll. Die für die Orchester bezahlten Summen waren grandios. Das große Orchester erhielt allein für die erste Woche 72,000 Doll. Salair; von den Musikern aus anderen amerikanischen Städten erhielt jeder 10 Doll. per Abend, dazu die Reisekosten; die Bostoner erhielten 8 Doll. Den fremden Musikcorps wurden pro Mann und Tag 5 Doll. bezahlt, dazu die Reisekosten und die Beköstigung zu 3 Doll. durchschnittlich. Das schlechteste Musikcorps, das irische, hat verhältnißmäßig die beste Einnahme gehabt; es spielte erst in der letzten Woche, erhielt aber die volle Gage für drei Wochen. Im Ganzen kosteten die vier fremden Musikcorps runde 100,000 Dollars.

Lauterer Latern.



Hawawwel: Du, Jacobine, sag e mol, hascht de schun gehört: der christliche katholische Lehrerverein soll jo unner een Huth gekomme sein.

Jacobine: Jo, mein lieber Hawawwel, ich hab's jo Schwarz uf Weiß gesieh!

Gemeinnütziges.

* (Benützung der Birkenblätter.) Man hat die nützliche Wahrnehmung gemacht, daß Birkenblätter einen Ersatz für Pferdehaare rc. bei der Matratzen-Fabrikation bieten und unter allen Umständen das Stroh bedeutend übertreffen, indem sie nach den gemachten Erfahrungeu 6 bis 7 Jahre weich, leicht und frisch bleiben. Die zur Matratzen-Fabrikation zu verwendenden Blätter müssen im Herbst, bevor der Frost eingetreten, gesammelt und getrocknet werden.

* (Fische zu conserviren.) Der Fisch wird geöffnet, auf seinen fleischigen Theil Zucker gestreut und zwei bis drei Tage horizontal gelegt, damit der Zucker gehörig eindringt. Auf diese Weise kann man Fische lange Zeit vollkommen frisch erhalten, so gut schmeckend, wie eben gefangene. Lachse, auf diese Weise vor dem Einsalzen und Räuchern behandelt, haben einen angenehmeren Geschmack und ist ein Eßlöffel voll Zucker für einen fünfpfündigen Lachs hinreichend. Man wendet dieses Verfahren sehr ausgedehnt in Portugal an.

Feuilleton.

* In „ungeheure Heiterkeit" hat das Leipziger Publikum der Komiker Dessoir versetzt. Improvisirend sagte derselbe bei Aufführung eines Moser'schen Schwankes: „Wieder eine neue Gründung? Sehr schön! Daran betheiligte ich mich mit 10 pCt. Der Rest des Betrugs — (a) hm! macht 90 pCt. Profit." Kinder und Komiker reden die Wahrheit.

* Von einem Börsenwitzbolde wird nachstehende treffende Antwort in den betreffenden Kreisen kolportirt: Ob im Ernst oder Scherz — in den gegenwärtigen Zeiten des Gründungsfiebers ist alles möglich — wurde auf dem Parquet der Bergstraße eine Aktiengesellschaft behufs Anfertigung von Liebigschem Fleischextract in Vorschlag gebracht. „Von wo beziehen wir aber bei den theuren Preisen die Ochsen?" wandte einer der Anwesenden ein. „Die liefern uns die Zeichner!" antwortete der Gefragte.

* In einem Hotel zu Paris, in dessen Flur mit großen Lettern zu lesen ist: „Hier spricht man englisch, deutsch und italienisch," mühte sich kürzlich ein Engländer vergebens, seine Sprache vom Kellner verstanden zu sehen. Endlich rief er ärgerlich: „Wer zum Teufel spricht denn hier die fremden Sprachen?" Der Kellner antwortete mit einer Verbeugung: „Les voyageurs, Monsieur!"

* (Domino.) Eine Dame erging sich auf der Promenade und hatte ein auffallend karrirtes Kleid an. Zwei Stutzer folgten ihr und der Eine sagte: „Ein schönes Damenbrett!" — Die Schöne wandte sich keck um und sagte schnippisch: „Wollen Sie eine Partie machen?"

* Gesucht werden: eine Braut, die Willens ist ihre Haushaltung in derselben Weise wie ihre Eltern zu beginnen; — zwanzig junge Damen, welche den Muth besitzen, sich beim Strümpfestopfen sehen zu lassen, wenn zufällig ein junger Mann einen Morgenbesuch abstattet; — zwanzig junge Mädchen aus guter Familie, die es wagen, Sonntags in der Kirche ihre Hüte vom vorigen Winter zu tragen; — 20 junge Damen, die etwas von sich denken und doch die Courage haben, um bei einem Gange durch die Stadt die Schuhe mit so dicken Sohlen zu tragen, daß ihre Füße warm gehalten werden; — endlich dieselbe Anzahl gesellschaftsfähiger junger Schönen, die sich in Gesellschaft zu bekennen trauen, daß sie einen Laib Brod gebacken haben.

* „Warum haben Sie dieses Verbrechen begangen?" fragte neulich ein New-Yorker Richter einen Franzosen, der wegen Einbruchs vor den Schranken stand.

„Ich war naß geworden," erwiederte der Angeklagte, „und wollte mich vor dem Regen schützen."

„Man gebe ihm im Staatsgefängniß fünf Jahre Zeit, trocken zu werden," lautete das trockene Urtheil des Richters.

* Buchstaben-Räthsel mit Veränderung.

Mit a nennts einen schönen Fluß,
Der mit den Rheines Fluth sich mischet
Mit i wirds manchem zum Genuß
Als Brei und Klößchen aufgetischet;
Mit r wars vom Soldatenschlag,
Wie dies die alte Sage lehret;
Mit u hats manchen, der da lag
In süßem Schlummer, Nachts gestöret.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 86. | Kaiserslautern, 30. Oktober | 1872.

* Wanderlied im Herbst.

So manches Wald- und Wanderlied
Hab' ich im Lenz gesungen,
Und weiter ist's durch Moor und Ried,
Durch Thal und Feld erklungen.
Jetzt ist die frische Wanderlust
Verflossen und vergangen,
Die Zeit, als noch aus voller Brust
Die muntern Lerchen sangen.

Die Blumen blüh'n nicht mehr im Korn,
Wie in den Maientagen,
Du siehst am Weg den Schlehendorn
Die reifen Beeren tragen.
Im Walde brütet weit umher
Ein tief unheimlich Schweigen,
Die Blätter hangen regenschwer
Und gelb rings von den Zweigen.

Die Wandervögel zogen fort
Zum wonnevollen Süden,
Auf schlanken Palmen ruhen dort
Jetzt aus die Wandermüden.
Dort leuchtet ew'ger Sonnenschein,
Dort winken grüne Matten,
Und tiefe, dichte Wälder leih'n,
Und spenden trauten Schatten.

Du zieh' Dich in Dich selbst zurück,
In rauhen Herbstestagen,
Du sollst nicht stets des Lenzes Glück
In Deinem Herzen tragen.
D'rum wie's auch stürmt, Du bist gefeit,
Es wird dem Herzen frommen,
Die Frühlings- und die Wanderzeit
Wird schöner wiederkommen!

Heinrich Zeise.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von **J. Steinmann.**

(8. Fortsetzung.)

Das Herz klopfte ihr doch ein wenig.

Wenn er nun gar nicht käme und schlecht wäre! — Arme Toni!

Eva sann Racheplâne aus, wie sie ihn zur Rede stellen, wie sie ihn gräßlich blamiren wollte, öffentlich als schlechten Menschen hinstellen — ja, sie gerieth so in Zorn, daß sie ordentlich mit dem Fuße aufstampfte.

Da ging die Hausthüre.

Sollte er es sein?

Es klopfte.

Eva wollte „Herein!" rufen, aber der Ton blieb ihr in der Kehle sitzen. Sie konnte vor lauter Aufregung nicht sprechen.

Antonie dagegen rief mit glockenreiner, unbefangener Stimme ein lautes „Herein."

Die Thür öffnete sich.

Kaum hatte Eva den Eintretenden auch nur mit halbem Auge erblickt, als sie mit einem Jubelruf aufsprang und rief:

„Da ist er Tone, da ist er."

Antonie war auch aufgesprungen. Starr und bleich wie eine Bildsäule stand sie da, ohne Regung, nur die Brust wogte schwer auf und nieder. Ihre Augen waren wie gebannt auf den Eintretenden. Da war er wieder, der Heißgeliebte, der Verlorengeglaubte, da war er wieder der Entflohene. Das waren dieselben lieben Züge, das waren die dunklen seelenvollen Augen, in die sie so oft geblickt und die es ihr angethan hatten vom ersten Augenblicke des Begegnens an, das war der Mund, der gesagt hatte, ich liebe Dich und die Lippen, die den Bund mit heißen Küssen besiegelt.

„Er ist wieder da," jubelte ihr Herz laut auf, und dennoch brachte sie keinen Laut hervor, der Uebergang der Trauer um den Geliebten, in die sie sich noch so eben versenkt hatte, zum unerwarteten Wiedersehen lähmte die Zunge.

Georg schritt auf Antonie zu und erfaßte ihre Hand.

„Zürnst Du mir, Antonie?" fragte er leise, wie um Vergebung bittend.

Noch immer wußte Antonie keine Antwort zu finden, sie erwachte erst allmählig. Die Wirklichkeit war ihr zum Traume geworden, aus dem die Stimme des Geliebten sie erweckte, wie der Ritter das Dornröschen aus tiefem Schlafe.

„Antonie," wiederholte er eindringlich. „Zürnst Du mir?"

Statt aller Antwort barg sie ihr Antlitz an seiner Brust und weinte bitterlich, als sei sie die Schuldige und er habe ihr zu verzeihen.

Das war Eva zu viel. Nach ihrer Berechnung hätte es ja ganz anders kommen müssen.

„Aber mein Gott, Toni, was ist Dir denn? Sei doch vergnügt, Du hast ihn ja wieder. Laß' es genug sein mit den Thränen, die Du schon um ihn geweint hast, die er nie in seinem Leben wieder gut machen kann."

Und bald lächelnd, bald mit Thränen in den Augen achtete Tonie kaum auf die Worte der Freundin. Sie hatte ihn ja wieder und alles Weh, alles Leid war vergessen, nun sie an seiner Brust ruhte und er seinen starken Arm schützend um sie legte. Die Thränen, die sie weinte, lös'ten den Druck von ihrem Herzen, der wie ein böser Dämon seit dem Tode des Vaters nicht von ihr gewichen war, diese Thränen waren ein Dankgebet für Erlösung aus der Gegenwart mit ihren Schrecken. Ja, eine helle Zukunft breitete sich allgemach vor ihren Blicken aus, frühlingsglänzend und klar. Und wie sie ihn anblickte, durch Thränen lächelnd, da war Alles vergessen, Alles verziehen und sie wußte gar nicht, weßhalb sie denn eigentlich zürnen sollte, warum er überhaupt fragte, ob sie ihm böse sei. Wie konnte sie zürnen, sie liebte ihn ja.

„Du bist wieder da," sagte sie leise, „und ich konnte auch nur einen Augenblick denken, daß Du mich vergessen habest! Sieh', Du hast Ursache, mich deshalb auszuschelten, und je mehr Du schiltst, um so lieber soll es mir sein, dann höre ich Deine liebe Stimme wieder, die ich so lange, lange entbehrte."

Georg schloß ihre Lippen mit einem Kusse.

„So," meinte Eva, „nun ist's genug. Verliebte reden doch nichts, als allerlei Unvernünftiges, das ein Dritter gar nicht anhören kann. Mir scheint, das Nothwendigste wäre, der Herr Ausreißer müßte seine Beichte ablegen und rund heraus erklären, weßhalb er nicht gekommen ist, weßhalb er nicht geschrieben hat und drittens wie er in das Haus in der P—straße kommt und was er dort zu suchen hat?"

„Du hast ihn gestern schon gesehen und sagtest kein Wort? Eva, Eva, was soll ich davon denken?" fragte Antonie.

„Ich hätte Dir es schon sagen können," erwiederte Eva, „aber ich dachte — nun, ich dachte, Du würdest Dich mehr freuen, wenn er so mit einem Male unerwartet käme, und wenn er nicht gekommen wäre — was dann? Den Kummer hätte ich nicht mit erleben mögen. Mädchen, Mädchen, Du wärest gestorben."

„Also ich besitze ihr Vertrauen nicht?" fragte Georg.

„Gott bewahre," rief Eva scherzend, „das müssen Sie sich erst erwerben. Weshalb haben Sie Toni so lange allein und ohne jede Nachricht gelassen? Reden Sie die Wahrheit und dann werden wir sehen, wie es mit dem Vertrauen aussieht."

Georg begann:

„Es ist nicht meine Schuld, daß ich ohne Abschied von Antonien ging. Am Nachmittag um sechs Uhr bekam ich Ordre abzureisen und schon um neun Uhr desselben Abends war ich an Bord, um in geschäftlicher Angelegenheit nach London zu gehen. Aber ich habe noch an Dich geschrieben, ehe ich an Bord ging, da mir keine Zeit blieb, Dich zu sehen. Hast Du den Brief nicht empfangen?"

„Ich erhielt keine Zeile von Dir."

„Und ich schrieb so oft. Ich wähnte Dich krank oder todt, ein drittes war nicht möglich."

„Und was wäre dies dritte gewesen?"

„Daß Du mir — untreu geworden wärest."

„Nie," erwiederte Antonie mit heiterem, klarem Blick. „Aber es ist mir unerklärlich, wo die Briefe geblieben sein können."

„Dann muß sie Jemand unterschlag'n haben."

„Aber wer sollte ein Interesse an unseren Briefen finden?"

„Vielleicht Dein Vater oder Deine Mutter?"

„Nein," erwiederte Antonie und eine Wolke der Schwermuth verdüsterte einen Augenblick die Züge. „Mein guter Vater war gestorben, als Du abreis'test, denn zwei Abende vor seinem Tode sahen wir uns noch, und die Mutter war krank —"

„Halt!" rief Eva, „dann weiß ich, wer die Briefe haben kann, der Freund Deines verstorbenen Vaters, der Polizeibeamte, der noch mitunter hierherkommt — den müssen wir darnach fragen. Vielleicht hat der die Briefe aufbewahrt, er nahm ja Alles an sich, als das Geschäft geordnet wurde. Der hat sie noch, das glaube ich bestimmt. Herr Georg," sagte sie dann mit schalkhaftem Lächeln, „das Vertrauen ist hergestellt, hier, schlagen Sie ein."

Sie hielt Georg die kleine niedliche Hand hin und dieser schlug ein.

„Vertrauen gegen Vertrauen," sagte er.

„Das versteht sich."

Dann sagte sie:

„Aber was thaten Sie gestern in dem vornehmen Hause?"

Ruhig erwiederte Georg:

„Sie trafen mich gestern in dem Hause meines Vaters."

„Ah!" rief Eva. „Und die schöne Dame?"

„Ist meine Schwester."

„Und der Herr mit dem langen schwarzen Schnurrbart?"

„Ist der Bräutigam meiner Schwester und mein zukünftiger Schwager."

„Nun, ich gratulire," sagte Eva leicht hin, nicht ohne einen spöttischen Anflug. „Aber Toni, wie siehst Du auf einmal aus, Du bist ja ganz bleich geworden!"

In der That, Antonie hatte sich während der letzten Wendung des Gespräches auffallend verändert."

Der fröhliche Ausdruck, die Unbefangenheit war verschwunden und statt dessen malte eine innere Angst sich in allen ihren Zügen. Das Roth war von den Wangen gewichen und hatte einer Blässe Platz gemacht, wie dies der Fall nach einem heftigen Schreck zu sein pflegt.

Auch Georg bemerkte diese Veränderung und fragte erschrocken:

„Antonie, was ist Dir?"

„O nichts," antwortete sie gepreßt. „Ich bin ein thörichtes Kind. Ich dachte nur daran, ob es der

reichen Familie Recht sein wird, wenn plötzlich ein armes Mädchen zu ihnen in's Haus geführt wird. Ich dachte, wie schwer es werden würde, das schöne stolze Fräulein als Schwester zu begrüßen und mit einem Male wurde mir so bang und ängstlich zu Muthe, als wenn ich im Begriffe stände, irgend ein schreckliches Verbrechen zu begehen und als wenn ich Georg mit hinein in das Verderben zöge."

„Du bist aufgeregt, Antonie und Deine Phantasie formt trübe Schattenbilder. Wenn Du stark bist und mir vertraust, wenn Deine Liebe zu mir größer ist, als die Furcht vor den Vorurtheilen der Welt, dann hast Du Nichts zu fürchten, dann werden wir siegen.

„Allerdings wird es nicht ohne Kampf abgehen, aber den habe ich allein auszukämpfen. Du hast bis jetzt nicht erfahren, daß ich dereinst mit Glücksgütern gesegnet sein werde, Du liebtest mich um meiner selbst willen. Nun wohlan, wenn ich Alles opferte, um Dir zu gehören, wenn ich Alle Schranken durchbräche und zu Dir käme und sagte: „„Hier bin ich, verstoßen von meiner Familie, geächtet von der Menschenklasse, die sich die höhere nennt,"" würdest Du mich deßhalb weniger lieben? Ich glaube nicht, denn Du kanntest meine Verhältnisse nicht und hieltest mich für arm und alleinstehend, als wir uns gegenseitig Treue schwuren. Nun antworte mir, Antonie, gilt der Schwur von damals noch?"

„Er gilt! Er gilt für alle Ewigkeit!"

Georg zog Antonie an seine Brust.

„In alle Ewigkeit! Amen!" flüsterte er leise. „Nun mag da kommen, was da wolle."

Noch in derselben Stunde wurde Madame Ehrenfried in das Geheimniß eingeweiht. Sie war nicht wenig überrascht zu erfahren, daß sich Antonie schon längere Zeit mit dem jungen Manne schon heimlich verlobt habe, der nun um ihren Segen bat.

Ihr zitterten die Hände, welche sie segnend ausstreckte und innerlich rief eine Stimme: „Dein Segen wird zum Fluch, denn Du bist schuldbeladen!"

Als die Liebenden sie verlassen, drückte sie ihr Haupt tief in die Kissen und — weinte bitterlich.

„Wir sind ärmer als arm," klagte Frau Ehrenfried leise. „Der ärmste Mann hat einen Edelstein, ein unschätzbares Gut, seinen ehrlichen Namen, ihn meinen Kindern zu erhalten, bin ich zur Betrügerin, zur Diebin geworden. Und wenn es einst ruchbar wird, daß der Vater ein Banquerotteur, ein Selbstmörder war, daß die Mutter die Lebensversicherungs-Gesellschaft betrog — was dann?"

Sie faltete die Hände wie zum Gebet, aber es kam kein Laut über ihre Lippen. Sie vermochte nicht zu beten. Es war ihr, als wenn sie verloren sei, hinausgetrieben aus dem Paradies der Herzensruhe, vor dessen Pforte ein Mann stand, dessen Bild sie wachend und träumend verfolgte und ängstigte — der Beamte Korn. Sie fühlte, daß er sie festhielt, daß sie ihm nicht entweichen konnte, daß er sie festhielt mit eiserner Faust. —

Zu derselben Zeit, als Georg Antonien wiedergefunden, saßen Herr von Sejour und Leopoldine in dem Boudoir der Letzteren in eifrigem Zwiegespräch.

Leopoldine saß malerisch hingegossen auf der Causeuse, während Herr von Sejour es sich neben ihr in einem der niedrigen Fauteuils bequem machte.

„Georg ist noch unausstehlicher geworden nach seinem Aufenthalte in Amerika und England, als er es früher war. Er war gestern förmlich ungezogen," sagte Leopoldine und nahm einen Chokoladebonbon aus der silbernen Bonbonnière, die ihr zur Seite auf einem Tischchen aus Perlmutter stand.

„Er setzte all' und jede Rücksicht außer Augen," ergänzte Herr von Sejour.

„Und dafür muß er gestraft werden. Für Schläge ist er freilich schon zu groß —"

„Es kommt darauf an, von welcher Art die Schläge sind," grinste Herr von Sejour. „Ich kenne jetzt die Stelle, wo er sterblich ist, und wenn wir klug zu Werke gehen, ist er rettungslos verloren."

„Ah!" rief Leopoldine. „Rettungslos? Würde es dahin kommen, daß er vom Vater ganz verstoßen und enterbt, daß mir allein das Vermögen zufallen würde?"

„Dahin würde es kommen und außerdem wird er fühlen, was es heißt, die Familie nicht achten."

„Ich hasse ihn," sagte Leopoldine nach einer Weile. „Ich hasse ihn, obgleich er mein Bruder ist. Ich habe nicht nöthig, seine Sittenpredigten anzuhören."

Sie erröthete bei diesen Worten, denn sie erinnerte sich eines eigenthümlichen Vorfalles, dessen Mitwisser Georg war. Von der Lektüre der französischen Romane leichtester Gattung und leichtesten Inhalts aufgeregt, stand sie auf dem Punkte, Zucht und Sitte zu vergessen.

Es war gerade zur Zeit des Krieges. Mit klingendem Spiele zogen österreichische Truppen in die Stadt ein, um nach einigen Tagen der Rast weiter gen Norden, dem damaligen Kriegsschauplatze, zu ziehen.

Auch das Haus Tolonie erhielt Einquartierung in Gestalt eines munteren Offiziers, der, von italienischen Eltern stammend, sein heißes Blut und mehr als leichte Lebensauffassung nie verläugnete, sondern keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen ließ, wenn es galt zu genießen.

Der junge Offizier, Benvenuto mit Namen, machte der Tochter des Hauses die Cour in einer Weise, wie sie junge Offiziere auf dem Durchmarsche oft zu machen pflegen und die man dem jungen Volke verzeiht, weil man nicht weiß, ob nicht schon in kurzer Zeit der Mund, der so viel spricht, auf ewig geschlossen sein wird, ob nicht die Hand, welche zärtlichen Druck fordert und erwiedert, nicht schon halb im Todeskampfe zuckend in die kalte Erde greift, ob nicht das blitzende Auge starr und gebrochen nicht einmal den Sonnenstrahl zurückwirft, der es trifft, geschweige Lust und Liebe leuchten läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Lauterer Latern.



Hawawwel: Na, Jacobinche, warscht de denn nit uf 'm Industriebaal?

Jacobine: Nee, Hawawwel, ich hob jo kee Einladungskaart kriet.

Hawawwel: Na tröscht Dich nur, es hot manche e Einladungskaart und doch kee Tanzkaart kriet.

Jacobine: Warum denn nit, Hawawwel.

Hawawwel: Jo wescht de, die Tanzkaarte koschte Geld, und bei dem große Deficit vun so viel tausende Gulde Uebberschuß hot des Comite spare misse und nur dem uffgedunnerte Damenflor solche gegewe, die bescheidene Blümcher awwer hawe keene kriet.

Jacobine: Schen vum Kumitie, daß dem die Idee kumme is, immer nur sparsam, es geht noch nix über e gute Ruff!

Feuilleton.

* Fürsten, Pfaffen und Völker.

Frage:

Sind denn allein die Fürsten
Zum Striegeln und zum Bürsten
Der Völker angestellt?
Sind ihnen und den Pfaffen
Zum Spielzeug nur geschaffen
Die Menschen in der Welt?

Antwort:

Ach Freund, viel leichter fragen
Ist's, als die Antwort sagen,
Wie sie dein Herz begehrt;
So lang der eigene Sparren
Die Völker macht zu Narren
Sind sie nichts Bess'res werth!

A. v. H.

* (**Seltene Frechheit.**) Der bereits bestrafte Hasenhaarschneider J. Krügel stahl seinem in der Marienstraße in München wohnenden Principal Koch 100 Kaninchenfelle und ließ solche bald darauf demselben durch einen seiner Bekannten zum Kauf anbieten. Koch erkannte diese Felle sofort auf das Bestimmteste und erfuhr auf seine Fragen den Zusammenhang der Sache, was Krüger's Verhaftung zur Folge hatte.

* (**Ein Riesenhotel.**) Amerika hat bereits eine ziemliche Anzahl Riesenhotels, aber Chicago verspricht in dieser Beziehung den Riesen unter den Riesen ins Leben zu rufen. Man geht dort mit dem Plane um, ein Hotel zu erbauen, dessen Kosten nicht weniger als auf 20 Millionen Doll. veranschlagt sind. Es wird dasselbe ganz aus Eisen gebaut, zehn Stock hoch werden und den Raum von vier Blocks einnehmen. Die Straßen werden durch dasselbe nicht unterbrochen, indem das Gebäude dieselben einfach überwölben wird. Das Hotel wird eine Stadt im Kleinen bilden, Bazars und Verkaufslokalitäten aller Art enthalten, so daß die Gäste unter ihrem Dache gleichsam ein kleines Chicago vereinigt finden. Die Hotelpreise werden von 1—10 Dollars variiren, so daß der Aermste wie der Reichste in demselben seinen Aufenthalt wird nehmen können.

* (**Eine originelle Wette.**) In einer New-Orleaner Zeitung bietet ein Anhänger Grant's folgende originelle Wette an: Wenn Greeley erwählt wird, verpflichtet sich der Herausforderer mit einer Drehorgel die Hauptstraßen der Stadt zu durchwandern und von Morgens 7 bis Abends 7 Uhr mit Todesverachtung zu orgeln. Wird Grant erwählt, so muß der Greeley-Mann die Orgel drehen. Der Gewinner begleitet den Musikanten in einer Kutsche und sammelt das Geld ein, das einer wohlthätigen Anstalt zufallen soll. Die Kutsche hat der Verlierer zu zahlen.

Gemeinnütziges.

* (**Mittel gegen Frostbeulen.**) Gegen dieses schmerzhafte Leiden wird das Tannin (Gerbsäure) empfohlen. Man hat nur nöthig, den leidenden Körpertheil anzuhauchen oder schwach zu befeuchten und das feinpulverige Tannin mit einer Flocke Baumwolle darauf zu tupfen. Das Tannin haftet leicht und beseitigt die Frostbeule oder beugt dem Erscheinen vor, ohne die Hauttranspiration zu stören oder sonst nachtheilig zu wirken.

* (**Ein Licht die ganze Nacht durch brennend zu erhalten.**) Wenn man z. B. bei eingetretener Krankheit ein mattes Licht wünscht, so kann man dies ohne weiteres mit jeder Kerze ermöglichen. Man braucht nur so viel gepudertes Kochsalz um den Docht herum zu legen, daß das Salz bis an den schwarzen Theil des Dochtes reicht. Das Licht brennt dann nur mit schwachleuchtender, gleichmäßiger Flamme und so langsam ab, daß ein kleines Stück für die ganze Nacht hinreicht.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 87. Kaiserslautern, 3. Oktober **1872.**

* Am Allerseelentage.

Tag geweihet allen Denen
Deren Leib das Grab verschlang,
Deren lichtentflammte Seele
Sich hinauf gen Himmel schwang!

Sei gegrüßt du Tag der Schmerzen,
Der Erinnerung geweiht,
Prediger des Himmelsfriedens.
Mahner der Vergänglichkeit!

Nach der großen Stadt der Todten
Pilgert heut' die Menge hin,
Mädchen, Jünglinge und Greise
Hin zur heil'gen Stätte zie'hn.

Wenn die Blüthen sind gefallen,
Wenn des Herbstes Stürme weh'n
Läßt die Liebe über Gräbern
Neu den Frühling aufersteh'n!

Stille darum Deine Thränen
Was Dir auch begegnen mag,
Denn es naht auch Deiner Seele
Einst der schöne Friedenstag!

Tag, geweihet a l l e n S e e l e n,
Der Vergänglichkeit geweiht,
Sei gegrüßt Du Trostesbringer,
Künder der Unsterblichkeit!

S. L.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von **J. Steinmann.**

(9. Fortsetzung.)

Und darum hat ein solcher in derartiger Zeit mehr Vorrechte, wie ein zum Tode Verurtheilter gegen das Ende seines Daseins auch allerlei Vergünstigungen erhält, die ihm sonst nicht gegönnt werden. Nur der Tod kann ihm nicht erspart werden, das Leben muß er lassen.

Benvenuto kannte diese stillschweigenden Concessionen und wußte sie zu benutzen. Sein leicht entzündliches Herz schwärmte schon in den ersten Stunden des Zusammenseins für die üppige Leopoldine und diese fiel ihm zu wie eine reife Frucht, die der Südwind gezeitigt.

Dem Italiener war es gerade recht, seinen vielen Eroberungen eine neue, elegante hinzufügen zu können, Leopoldine träumte sich als Heldin eines französischen Romans, den sie vor Kurzem vollendet und wollte Alles durchleben, was diese durchlebte.

Der Roman wäre in den wenigen Tagen zum *fait accompli* geworden, wenn nicht Georg, durch den alten Diener auf den Italiener aufmerksam gemacht, die Ehre des Hauses gerettet hätte.

Georg nannte den Italiener einen Elenden, den nur seine Uniform vor Stockschlägen schützte, dieser griff nach seinem Degen, den Georg ihm mit kräftiger Hand entwand und vor die Füße warf. Ein Duell, das den nächsten Morgen stattfinden sollte, wurde durch den plötzlichen Abmarsch der Truppen verhindert.

„Wir sehen uns wieder," rief der Italiener Georg wuthschnaubend zu, „dieser Schimpf kann nur mit Ihrem Blute abgewaschen werden."

Georg wandte dem Offizier kalt den Rücken. Dieser zog eine Pistole und zielte auf Georg. Allein der Schuß ging fehl. Die Kugel saß in der Thür, welche in Leopoldinens Boudoir führte.

Leopoldine erinnerte sich gerade augenblicklich dieser Vorfälle. Sie hörte noch die strengen Worte Georg's, die ihr um so schrecklicher klangen, als sie sich schuldbewußt fühlen mußte. Sie schauderte vor dem Bilde ihres eigenen Innern, das Georg ihr vorhielt. Wohl hatte er Recht, als er sagte:

„Nicht die äußere, die innere Zucht ist es, die Dir Noth thut; würde diese ihr Amt verrichten, wie sie soll, so könntest Du die äußere nicht außer Acht gelassen haben. Aeußerlich bist Du die Salondame — innerlich die Dirne. Nur noch ein Schritt weiter und Du wärest moralisch todt gewesen."

Und sie konnte sich nicht von diesem Vorwurf frei machen. Georg hatte in ihr Innerstes geblickt, sie fühlte, daß er erkannt habe, wie unreine Gluth in ihrem Herzen emporloderte, und mehr als alles Andere kränkte sie, die Dame der Toilette, daß keine geistige Toilette, kein Spielen mit Phrasen und Sentiments im Stande war, je ihr wahres Innere vor seinen Augen zu verschleiern. Und deßhalb haßte sie ihren Bruder gerade so, wie die Lüge die Wahrheit haßt. —

„Und welcher Art würde das Mittel sein, seinen Hochmuth zu brechen?" fragte sie nach einer Weile.

„Seine eigene Unvernunft, seine eigene Blindheit gegen die Macht, der von Gott eingesetzten Verhältnisse."

Leopoldine lächelte. Der Name Gottes in dem Munde ihres Verlobten machte ihr Scherz.

„Und wie ist das möglich?"

„Nun, Georg ist bis in die Ohren verliebt."

„Ah! und in wen?"

„Das ist eben die Sache. Seine Dulcinea ist irgend eine kleine Putzmacherin oder ein derartiges Geschöpf und er liebte sie wie weiland sein Vorgänger Don Quixote die Bäuerin von Toboso."

„Der Vergleich war sehr treffend," bemerkte Leopoldine. „Auch Georg ist ein Don Quixote, der für eingebildete Tugenden, gegen eingebildete Gefahren kämpft. Was ist das Volk, für welches er schwärmt, anders, als ein ideales Gespenst? Das Volk ist und bleibt roh und der Herr Georg wird es um keines Strohhalmes Breite heben. Er hält die Aristokratie für eine Institution, die ihre Mission erfüllt hat, und will eine allmählige Applartirung der Stände herbeiführen. Da haben wir die Windmühlen, gegen die er kämpft."

Herr von Sejour küßte ihr verbindlich die Hand.

„Der Vergleich stimmt noch an mehreren Punkten," rief er. „Georg wird bis zum Aeußersten gehen und, wenn mich nicht Alles täuscht, die Person heirathen."

„Dann ist er fertig."

„Noch nicht so ganz wie wir glauben. Es könnte möglich sein, daß der Vater ihm verziehe, wenn das Mädchen liebenswürdig wäre."

„Niemals! Die Firma und ein niederes Mädchen!"

„Der Teufel treibt sein Spiel mitunter wunderbar und deßhalb muß man sich vorsehen. Wir müssen suchen, Georg in seiner Liebe zu unterstützen und nach seiner Heirath, an der ich bei seinem viereckigen Charakter nicht zweifle, bringen wir Beweise —"

„Beweise welcher Art?"

„Die nachweisen, daß seine holde Gattin —"

„Nun?"

„Verächtlich und ehrlos!"

Leopoldine jubelte auf.

„Sollte das möglich sein? Ich wäre glückselig. Er hat mich einst verächtlich und ehrlos genannt ohne Recht," sagte sie sich leise. „O, wie will ich triumphiren, wenn ich ihm wiederholen kann, was er mir sagte! Und er wird hinausgestoßen in die Welt. Die Firma erkennt ihn nicht mehr an!"

„Und ist das Alles möglich zu machen?" fragte sie Herrn von Sejour. „Wenn die Person aber nicht ganz schlecht ist?"

„So wird sie dahin gebracht, wohin sie gebracht werden soll. Sie ist arm und wir haben Geld und für Geld können wir Alles haben."

„Das Mädchen wird aber auch so gescheidt sein, daß sie lieber auf das ganze Vermögen des Herrn Dolomie spekulirt, als sich mit einer geringen Summe zufrieden zu geben."

Herr von Sejour lächelte.

„Das Mädchen darf nicht erfahren, von woher der Schlag kommt. Zu einem solchen Zwecke giebt es Mittelspersonen."

„Auf deren Verschwiegenheit wir bauen können?"

„Wie auf die unserige."

„Wenn aber ein Verrath stattfände, wenn die Polizei sich dazwischen drängte? Im gereizten Zustande halte ich Georg der größten Energie fähig. Er würde sich nicht entblöden, die Familie zu compromittiren."

Herr von Sejour lächelte überlegen.

„Sei ohne Sorgen, Angebetete meines Herzens. Wo kein Ankläger, ist auch kein Richter. Diese Mittelsperson wird und kann uns nicht verrathen, weil —"

„Weil?"

„Nun weil sie der Polizei selber angehört."

„Das nenne ich schlau," rief Leopoldine.

„Wir fügen uns nur den Verhältnissen."

„Und wie heißt der Mann, der uns helfen wird und muß?"

„Sein Name ist Korn."

„Ein wenig romantischer Name," sagte Leopoldine. „Ich kenne andere, die mir lieber sind."

Dann reichte sie ihrem Verlobten den Mund zum Kusse.

„Wenn Alles erreicht ist," flüsterte sie, „dann bricht eine goldene Zeit für uns an."

5. Kapitel.

Irrsinnig!

Es war gegen fünf Uhr Nachmittags, als Herr von Sejour sich auf dem Wege nach der Wohnung des Polizeibeamten Korn befand. Es war dies die günstigste Zeit, den Beamten sicher zu treffen, da derselbe um diese Zeit seinen Nachmittagskaffee zu nehmen pflegte und nach dem Genusse der Tafel am zugänglichsten für kleine Privatgeschäfte war.

Herr von Sejour hatte Herrn Dolomie sagen lassen, daß ihn wichtige Geschäfte verhinderten, an dem Familien-Mittagessen Theil zu nehmen. Seit seiner Verlobung war er täglicher Gast im Hause Dolomie. Leopoldine hatte es so gewünscht und der Vater erfüllte um so lieber den Willen der Tochter, als es ihm selber angenehm war, einen Mann um sich zu haben, der mit seinen Ansichten mehr harmonirte, als sein eigener Sohn.

Die erste Etage des Hauses, in dem der Beamte Korn wohnte, war hell erleuchtet. Korn benutzte zu seinen Privatzwecken die erste Etage, während die Parterrelokalitäten zwei Comptoirzimmer, die Küche und ein Zimmer für den Diener enthielten. So seltsam es auch erscheinen mochte, daß ein Beamter der Polizei mit einem Gehalt von etwa tausend Thalern im Jahr nicht allein ein elegantes Haus eigenthümlich besaß und sich Domestiken hielt, die das Doppelte des Jahresgehaltes kosteten, so fanden die Einwohner der Stadt dies Verhältniß dennoch ganz natürlich. Man wußte, daß ein solcher Posten, wie ihn der Beamte Korn bekleidete, verschiedene Nebeneinnahmen und Sporteln mit sich brachte, die ihm von Rechtswegen beikommen, d. h. über die er der Verwaltung keine Rechenschaft abzulegen nöthig hatte.

Und diese Sporteln waren es, die ihm gestatteten, seine Häuslichkeit einzurichten wie er wollte.

Wohl sprach man über die Sporteln im Publikum und suchte ihre Höhe zu taxiren, allein es wagte Niemand, ihm einen öffentlichen Vorwurf zu machen, einerseits schwieg man, aus Furcht, der Rache des Mannes anheimzufallen, andererseits galt das Wort: Leben und Lebenlassen. —

Herr von Sejour trat auf den Vorplatz, der, wie üblich, abgesperrt war. Er zog die Glocke und bald darauf erschien der Diener, der ihm öffnete

„Kann ich Herrn Korn sprechen?" herrschte er den Diener an.

„Der Herr Beamte lassen sich nicht störren," war die Antwort. „Um sechs Uhr sind derselbe auf dem Polizeigebäude zu treffen."

„Ich muß ihn augenblicklich sprechen."

„Wir müssen sehr bedauern —

„Hier ist meine Karte, melden Sie mich.

Der Diener, ein schon bejahrter Mann mit verschmitztem Gesichte, verzog den breiten Mund zu einem Mittelding zwischen schlauem Grinsen und herablassendem Lächeln.

„Ich darf nicht stören, der Herr Beamte würde sehr ungehalten werden."

Herr von Sejour nahm einen Fünfthalerschein, den er dem Alten in die Hand drückte.

Dieser entfaltete den Schein, überflog mit geübtem Blick den Werth und die Güte des Papiers und schob ihn in die Westentasche:

„Ich will es versuchen."

„Sagen Sie, eine Sache von Wichtigkeit —"

„O ich verstehe," erwiederte der Bediente und blickte Herrn von Sejour mit einem verständnißinnigen und doch wieder so vertraulichcinischen Blicke an, daß dieser sich unangenehm berührt fühlte. Ehe er jedoch ging, nöthigte der Diener ihn in das Sprechzimmer, das rechts an der Diele lag.

„Bitte, treten Sie hier ein, ich werde Licht machen."

Der Diener zündete die Gaslampe an und entfernte sich.

Herr von Sejour hatte Muße, sich das Zimmer anzusehen. Es war ein einfaches Zimmer, dessen Einrichtung sich in Nichts von den Comptoiren eines minder wohlhabenden Advocaten unterschied. Das Pult war alt, das grüne Tuch auf demselben theilweise zerrissen und mit Dinte befleckt. Die Stühle und das alterthümliche Sopha waren mit schwarzem Wachstuch überzogen, das ebenfalls Spuren des Alters trug. Die Tapeten waren altmodisch, der braun angestrichene Fußboden zeugte auch nicht von Luxus.

Herrn von Sejour heimelte dies Gemach nicht an.

„Man spricht immer von der eleganten Einrichtung des Beamten," murmelte er, „aber dies Empfangszimmer sieht sehr pauvre aus. Hm, er wird ein schlauer Fuchs sein, der nicht gleich Jedem seinen Reichthum auf die Nase hängen will. Es ist überhaupt vernünftig, nie zu zeigen, was man hat und wer man ist. Aufrichtigkeit ist das Dümmste, was existirt."

Er wurde in seinem Selbstgespräch unterbrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Alexander v. Humboldt entnimmt „Saling's Börsenblatt" einem in diesen Tagen in Berlin gehaltenen Vortrag des Privatdocenten Dr. Dufing folgende noch wenig bekannte Notizen: Der große Gelehrte hatte in den letzten Jahren seines Lebens mit beständiger Geldnoth zu kämpfen. Die Reisen und noch weit mehr die prachtvolle Ausstattung seiner Werke (das Reisewerk mit seinen 1100 Kupferstichen herzustellen, kostete über eine Million Franken) hatten sein beträchtliches Vermögen fast gänzlich aufgezehrt, so daß sich Humboldt sehr wider seinen Willen genöthigt sah, 1827 nach Berlin überzusiedeln, wo er am preußischen Hofe ein jährliches Kammerherrngehalt von 5000 Thlr. bezog. Hiermit beginnt die dritte, die Greisenperiode H's, in der er sein am meisten bekanntes, aber nicht sein bedeutendstes Werk, den Kosmos, verfaßte. Charakteristisch ist für diese Zeit die beständige Geldverlegenheit, in der sich Humboldt befand. Am 10. war das Gehalt für den ganzen Monat schon immer ausgegeben, so daß er hierin und dorthin sich wenden mußte, um seine Schulden decken zu können. Die Schuld an diesem Unglück, das auch auf alle die Leistungen des großen Mannes einwirkte, trug sein Mangel an öconomischem Sinn, ein Fehler, den man einem großen Gelehrten nicht allzusehr übelnehmen darf. In den letzten Jahren seines Lebens mußte er sogar seine Bibliothek und sein ganzes Mobiliar an seinen Kammerdiener verkaufen, so daß er mit allem Rechte sagen konnte, wie er einmal gethan: Ich bin zu arm, um ein vollständiges Exemplar meiner Werke zu besitzen. Was nun Humboldt als den Mann der Wissenschaften anbetrifft, so hat man neuerdings vielfach behauptet, er sei weit weniger bedeutend, als man gewöhnlich annehme, die Resultate, um die er die Wissenschaft unmittelbar bereichert, seien verhältnißmäßig gering, wenn man es genau bedenke (so sagt in seinem neuen Werke unser berühmter Physiker Dorn), sei H. doch nur ein gelehrter Compilator gewesen. Diese Ansicht ist aber eine irrige, daß sie sein großes Reisewerk unberücksichtigt läßt, durch welches alle Zweige der Naturwissenschaft die erheblichste Bereicherung gefunden haben. Das größte Verdienst Humboldt's besteht allerdings in der Popularisirung der Naturwissenschaften. Er ist nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein großer Künstler, ein Maler gewesen, der in seinem Kosmos ein Gemälde der Welt geliefert, das von den Himmeln und den Wundern der Sternenwelt beginnt und zu der kleinen Erde und ihren kleinen Bewohnern herabsteigt. Kosmos heißt Ordnung, Gesetzmäßigkeit und von dieser Ordnung und Gesetzmäßigkeit, nach der sich im weiten Weltenraume Alles vollzieht, hat die große Mehrzahl der Gebildeten erst durch Humboldt Kenntniß bekommen.

Lauterer Latern.



Hawawwel: Du, Jacobine, horch e Mol!

Jacobine: Loß mich gehe, ich muß in die Friehmeß.

Hawawwel: Ach was! Ich geh aach in die Friehmiß, awer erscht um elf Uhr in de Riese.

Jacobine: Na, was willschte?

Hawawwel: Haschte schun den Schbaß vun dem Märe gehört, wie's sich hot vum Ausschtellungsbahl hämfiehre losse?

Jacobine: Jo, mer hat schun was devun gepischpert, awer genau wäß ichs doch net.

Hawawwel: Na do horch! Ufm Bahl hat der so e Hergeloffenee beinoh an eem Schtick mit eme grün eingefaßte Märe im e schneeweiße Rock mitere ehlelange Schlepp gedanzt un hoat se als an sich gedrickt — es war e heller Schbaat. Er hoat se aach hämgefehrt unn wie se an ehr Haus kumme sinn, sahre — hat er gesaht: „Jetzt geb mer a Abschiedskuß!" — Sie net faul, schbellt de Räiebarblö in die Eck und saad: „Liewer zwä als eene" ünn gebt der awer eme alte Schaarwächder, der grad um die Eck kumm is, zwä Schmätz, die ware net vun Essig.

Jacobine: Ich war aach emol jung, awer so was is mer net passirt.

Hawawwel: Jo, sell is noch net Alles. „Himmel-Millione-Kanone!" ruft dee Borsch vum Zwäerlä-Tuch; „Du bischt jo am Letze!" — Sie schämt sich unn will ins Haus enein, sell is awer zugeschlosse unn schdatt der Deehrichell verwischt se ihrem Schatz sei Nahns und zieht dran wie verrickt bis der „Auh!" kreischt.

Jacobine: Das Märe muß zu viel Weihn vertilgt hawwe.

Hawawwel: Sell glaab ich net, dann vun dem Weihn, wo dort verzappt worre ist, hat käh Mensch e Brand kriecht.

Jacobine: Scheene Geschichte muß mer der heitzetag höre; ich war aach emol jung — awer jetz muß ich in die Friehmeß.

Hawawwel: Geh, Jacobinche, unn richt mer e schöne Gruß an de Herr Parre aus!

Feuilleton.

* „Für immer" heißt, in der Sprache einer Frau, genau drei Monate; bei einem jungen Mädchen zwei Monate; „auf ewig" bedeutet in beiden Fällen 4 Wochen länger.

* (Enthusiastischer Journalist.) — Der Rezensent einer deutsch-amerikanischen Zeitung schrieb kürzlich: „Die Stellung der jungen Dame war bezaubernd, ihr edles Gesicht entzückend. Die schön geformten Arme waren bis zu den Schultern entblößt, die Knöchel ihrer kleinen Füße ebenso."

* (Das erste Lebenszeichen.) Vater (zu dem zur Compagnie einrückenden Sohne): „Ade Heinrich, leb' wohl, halt' Dich brav und gib recht bald ein Lebenszeichen von Dir."

Als Lebenszeichen schickt der Sohn den besorgten Eltern folgenden Zettel:

„Ich bescheinige hiemit dem Herrn Unterarzt Schwarz, daß ich heute von demselben 80 fl. entlehnt habe, und sendet Euch dies als erstes Lebenszeichen

Euer dankbarer Sohn Heinrich."

Gemeinnütziges.

* (Petroleum ein sicheres Mittel gegen die Trommelsucht des Rindviehs. Seit zwei Jahren ist in Maldeuten, Kreis Mohrungen, selbst beim Beweiden des Stoppel-Klee's, wo anhaltend Ausblähen vorkommt, kein Fall gewesen, in welchem ein Eßlöffel Petroleum nicht augenblicklich Erfolg gehabt hätte, obwohl hunderte von Fällen des Ausblähens vorkamen; natürlich muß es gleich angewendet werden und nicht erst, wenn das Blähen den höchsten Grad erreicht hat. Deshalb hat dort jeder Hirt ein Quantum Petroleum und einen Strick mit. (Grüttner-Karlsruh warnte kürzlich dagegen. Jedenfalls wird also Vorsicht in der Anwendung der Quantität anzurathen sein.)

* (Als absolutes Mittel gegen Hasenfraß an Bäumen) empfiehlt nach den Erfahrungen des vergangenen Winters der „Landwirth" Blut, besonders Rindsblut. Bei Pflänzlingen geht dies sehe schnell, indem Jemand einen Eimer mitträgt, die Hand eintaucht und damit an dem Pflänzling hinaufstreift.

* Räthsel.

Schmutzig bin ich bei des Landmanns Hütte:
Eitle Mädchen sammeln gern mich um sich her,
Bei dem Fürsten üb' ich steife Sitte,
Oft nehm' ich den Mond in meine Mitte,
Aber wie verschämt in seinem Putz ist der!

* Auflösung des Räthsels in Nr. 85:
Maas — Mais — Mars — Maus.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 88. | Kaiserslautern, 6. November | 1872.

* Disharmonie.

Vogel, kleiner Vogel,
Warum schwingst Du nur
Dich so raschen Fluges
Durch die grüne Flur?

Flatterst ja so lustig
Rings von Zweig zu Zweig,
Gleich als wär'st Du König
In des Lenzes Reich!

Bist so frei, so selig —
Doch mein Herz ist schwer,
Kann den Lenz nicht grüßen,
Mich nicht freuen mehr!

Vogel, kleiner Vogel,
Warum tönt Dein Sang
Doch so hell und jubelnd
Thal und Hain entlang?

Lehr' mich Deine Lieder,
Die ich einst verstand,
Ach, die Saiten sprangen,
Müde sank die Hand!

Vogel, kleiner Vogel,
Warum blickst Du mich
Mit den hellen Augen
An so inniglich?

Ach, Du mahnst mich bitter
An mein trüb' Geschick,
An zwei helle Augen
Mahnt mich dieser Blick.

Augen, die so ferne
Glänzen diesem Ort. —
Vogel, lieber Vogel,
Eile, fliege fort!

Und er flog von dannen,
Hell erklang sein Lied —
Leise weinend stand ich,
Als er jubelnd schied.

G. Weck.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(10. Fortsetzung.)

Der Beamte Korn trat rasch ein und fragte in barschem Tone:

„Was wollen Sie, mein Herr?"

„Ich habe Einiges von Wichtigkeit mit Ihnen zu besprechen. Ich bedarf in einer Familienangelegenheit Ihrer Unterstützung."

„Familienangelegenheit? Ich habe mit dergleichen nicht gerne zu thun. Was kümmern mich die Familien?"

„Und doch würden Sie diesmal eine Ausnahme machen, ich würde sehr erkenntlich sein."

„Hm."

„Bei näherer Darstellung der Sachlage werden Sie sehen, daß eine außerordentliche Anerkennung Ihrer Hülfe oder auch nur Ihres Rathes nicht ausbleiben kann."

„Ich werde Ihnen Gehör geben. Kommen Sie in das Nebenzimmer, wo wir ungestört bleiben."

Der Beamte nahm einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Thür zum Nebenzimmer. Das Gaslicht war in diesem schon angezündet, als wenn es selbstverständlich sei, daß es benutzt werde.

„Er hat mir fünf Thaler für die Anmeldung gegeben," sagte der Diener zu seinem Herrn, als er die Karte überreichte," es scheint ein feiner Mann zu sein."

„Zünde das Gas im Hinterzimmer an!"

Das Nebenzimmer war sehr wohnlich eingerichtet. Ein bequemes und elegantes Sopha, schön gepolsterte Sessel, ein Fußteppich war vorhanden. Es war ferner eine zweite Thür angebracht, die, mit dichtem Tuch beschlagen, jegliches Horchen unmöglich machte. Die Fenster waren mit Läden verschlossen und zum Ueberfluß mit dichten Vorhängen versehen. Außerdem befanden sich ein feuerfester Schrank, eine Toilette und ein Wandschrank in dem Zimmer.

Der Beamte bot Herrn von Sejour den Sopha an, er selber setzte sich auf einen der Fauteuils, schlug die Beine übereinander und blickte Herrn von Sejour an, als wenn er sagen wollte: „Ich bin bereit, zu hören, aber beeilen Sie sich."

Dieser begann:

„Ich werde in nächster Zeit der Schwiegersohn des Herrn Dolomie, in Firma Dolomie & Sohn."

„Ah," machte der Beamte.

„Herr Dolomie hat außer der einzigen Tochter einen Sohn, der einst der Erbe der Firma und der größeren Hälfte des Vermögens sein wird. Nun haben wir leider in Erfahrung gebracht, daß der Sohn im Begriff steht, eine Liebschaft zu beginnen, die, wie es scheint, ernsterer Natur zu werden verspricht, als dies sonst mit jungen Leuten besserer Stände und Personen der niederen Klasse der Fall ist."

„Das passirt oft. Allein was geht mich der Handel an?"

„Viel, sehr viel. Es kommt darauf an, sichere Beweise zu erhalten, daß das betreffende Mädchen eine Unwürdige ist. Und das würden Sie am besten können."

„Ich sehe aber gar nicht ein, weshalb das gerade nothwendig ist."

„Um die Familie rechtzeitig vor einer Blamage zu schützen."

Der Beamte lächelte ungläubig. Hält der mich für dumm, dachte er.

„Glauben Sie, daß der junge Mann so toll sein würde, das Mädchen zu heirathen?“

„Das könnte möglich sein, muß aber vermieden werden.“

Der Beamte lächelte wieder.

„Wäre es Ihnen lieber, derartige Beweise vor oder nach der Heirath der Beiden zu erhalten? Ich glaube, das Letztere würde Ihnen sehr angenehm sein.“

Herr von Sejour erröthete, er sah, daß sein Plan durchschaut war. Er faßte sich jedoch gleich wieder und sagte ruhig:

„Also Sie glauben, derartige Beweise, wie sie gewünscht werden, herbeischaffen zu können?“

„Wenn das Mädchen, wie Sie sagen, niederer Herkunft ist, wird sich Manches machen lassen. Vorerst muß ich den Namen und Wohnort derselben wissen.“

„Wie ich in Erfahrung gebracht habe, wohnt sie in der Gärtnerstraße Nr. 9 —“

Der Beamte horchte auf.

„Sie hat eine Freundin, eine Blumenmacherin, Namens Eva, ein kleines, munteres Ding, und arbeitet wie diese in demselben Fache.“

„Ah! Ich weiß schon Bescheid. Heißt Ihr zukünftiger Schwager etwa Georg?“

„Ganz recht,“ erwiederte Herr von Sejour erstaunt. „Aber woher wissen Sie —“

„Die Polizei weiß Alles,“ sagte der Beamte, selbstzufrieden lächelnd. „Kennen Sie das Mädchen persönlich, oder wissen Sie Näheres von ihren Verhältnissen?“

„Ich erfuhr erst vor einigen Tagen, was ich soeben mittheilte und es war mir nicht möglich, weitere Erkundigungen einzuziehen.“

Der Beamte schaute nachdenklich vor sich nieder. Es arbeitete in seinem Gehirn. Ja, er überlegte Manches.

„Ihr Vater ist ein Selbstmörder, sagte er zu sich, „ein Banquerotteur. Und wenn sie auch jetzt noch tugendhaft ist, sind sie und ihre Mutter dennoch ganz in meiner Gewalt. Ich kann machen mit ihr, was ich will, ich kann sie zwingen, sich einem Leben zu ergeben, das mir passend erscheint. Sie muß, wenn ich will.“

Er lächelte satanisch.

„Wie viel ist Ihnen der gute Ruf des Mädchens werth?“ fragte er.

„Fordern Sie.“

„Fünftausend Thaler.“

„Das ist viel.“

„Ich handle ungern gegen mein Gewissen.“

Herr von Sejour war auch Geschäftsmann.

„Sollten zweitausend nicht auch genug sein?“

„Ich habe Ihnen die Summe genannt und das ist, bei Gott, nicht zu viel. Glauben Sie, daß ich gar keine Auslagen habe?“

„Ich gebe Ihnen dreitausend.“

„Nicht unter Fünf.“

Herr von Sejour wollte aufbrausen, allein er mußte seinen Aerger niederschlucken. Hatte er sich nicht entblödet, seine niedrigen Absichten einem Zweiten anzuvertrauen, mußte er die Rohheiten des Vertrauten ruhig ertragen.

„Nun denn, wie Sie wollen.“

„Und welche Sicherheit geben Sie?“

„Ich deponire Werthpapiere wo und wann Sie wollen.“

„Angenommen.“

„Und die Garantie Ihrerseits?“

„Herr!“ braus'te der Beamte auf. „Bin ich ein Schurke? Ich bin ein Ehrenmann, der hält, was er versprochen hat.“

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiederte Herr von Sejour ironisch.

„Ich will Ihnen beweisen, daß Sie rechtlich behandelt werden,“ sagte der Beamte.

Er stand auf und öffnete den feuerfesten Schrank.

Nach einigem Suchen zog er ein kleines Papier hervor, dessen nummerirten Umschlag er entfernte. Es waren einige Briefe.

„Kennen Sie diese Handschrift?“ fragte er.

Herr von Sejour machte einen Ausruf des Erstaunens.

„Diese Schrift sollte ich kennen.“

„Nicht wahr?“

„Es ist die meines zukünftigen Schwagers.“

„Sehen Sie, wie genau wir unterrichtet sind. Diese Briefe, Liebesbriefe, haben vielleicht Werth für Sie.“

„Erst muß ich sie lesen.“

„Erst werden Sie zahlen.“

„Aber Sie erhalten doch eine ganz enorme Summe.“

„Die Briefe sind extra. Hier drei Briefe, jeder ist seinen Louisd'or werth.“

Herr von Sejour biß sich auf die Lippen. Dann zog er sein Portemonnaie und legte die betreffende Summe auf den Tisch. Der Beamte zählte nach und übergab ihm dann die Briefe. Herr von Sejour legte sie in seine Brieftasche.

„Wegen der Auszahlung der verabredeten Summe oder Deponirung, wie Sie wollen, müssen Sie wieder vorkommen. Ich habe jetzt keine Zeit mehr,“ sagte der Beamte. „Je coulanter Sie sind, um so prompter werden Ihre Wünsche erfüllt. Das ist einmal nicht anders.“

„Ich werde morgen um diese Zeit wiederkommen.“

„Sie treffen mich zu Hause.“

Herr von Sejour entfernte sich. Als er im Freien war, stampfte er mit dem Fuß in den frischgefallenen Schnee.

„Er behandelt mich ganz wie seines Gleichen,“ murmelte er, „und mit einer rohen Cordialität, die mir durchaus nicht paßt. Aber was hilft es, man muß vielerlei Unangenehmes dulden, um zum herrlichen Ziel zu gelangen.“

War Herr von Sejour auch nicht von dem soeben

gemachten Versuche nach allen Seiten hin angenehm berührt, machte der Beamte ein um so zufriedeneres Gesicht.

„Das Mädchen muß noch viel Geld einbringen," murmelte er. „Sie ist jung und hübsch. Die fünftausend Thaler hätten wir so gut als sicher, das Uebrige wird sich finden. Nur muß ich wissen, ob sie verheirathet werden soll oder nicht. Mir wäre das letztere angenehmer."

Er löschte das Licht aus und begab sich in seine Privatwohnung.

Sie war pompös, diese Wohnung.

Die schwersten seidenen Vorhänge fielen vor den Fenstern herab. Die kostbarsten Tapeten bedeckten die Wände, die Meubles waren mit dem theuersten Ripps überzogen, den Pariser Fabriken aufzuweisen hatten. Bilder in großen Goldrahmen hingen an den Wänden. Auf einer Marmorconsole des Wohnzimmers stand eine Stehuhr von wundervoller Arbeit und hohem Werthe, denn der Aufsitz derselben war aus getriebenem Golde und der sichtbare Perpendikel, der die Gestalt eines Sternes hatte, war mit Edelsteinen, Rubinen und Diamanten besetzt, die bei dem steten Hin- und Herschaukeln im schönsten Farbenspiele funkelten.

Der Beamte legte sich in vollster Länge auf den bequemen, mit grünem, blumendurchwirkten Stoff überzogenen Divan. Er selber trug einen weiten Schlafrock von ponceaurother Farbe und blaue Morgenschuhe. Aus der gehörigen Entfernung gesehen, namentlich aus der Vogelperspektive, hätten der grüne Sopha und der roth und blau gekleidete Beamte den Eindruck eines bunten Papageies machen müssen.

Auf dem mit eleganter Decke versehenen Tische standen zwei massive silberne Armleuchter, in denen Wachskerzen brannten. Das Kaffeegeschirr bestand ebenfalls aus massivem Silber.

Der Beamte liebte dies Metall. Er konnte sich nicht satt sehen an dem Silber und wenn er so ein Stück betrachtete und an den Werth dachte, den es respräsentirte, erfreute sich seine Seele. Wenn er zu Mittag speiste und er die schwere silberne Gabel in der gewichtigen Faust hielt, war der Genuß ein doppelter. Die auserlesenen Speisen wurden doppelt werthvoll durch den Umstand, daß sie von Silber und mit Silber genossen wurden, denn Silber behält seinen Werth. Porzellan und dergleichen kann zerbrechen und dann ist der Werth dahin, aber Silber gilt immer dasselbe, ob es ein formloser Klumpen ist, oder zum Teller gestaltet wurde. Nur der Arbeitslohn bei Kunstsachen aus Silber wird nicht wieder bezahlt, wenn es eingeschmolzen wird. Deshalb hatte der Beamte Alles massiv, so massiv als möglich machen lassen.

Der alte Diener präsentirte dem Gestrengen den Kaffee auf silbernem Teller.

„Meine Cigarrenpfeife," herrschte dieser.

Der Bediente ging und holte ein pfeifenartiges Instrument, das ebenfalls aus Silber verfertigt und oben mit einer großen Bernsteinspitze versehen war.

„Du kannst gehen," sagte er dann. „Wenn der Herr, der eben hier war, morgen wiederkommt, führe ihn gleich in das hintere Zimmer und behandle ihn anständig."

Der Diener ging.

Der Beamte machte es sich sehr bequem, blies runde Dampfringe in die Luft und freute sich über das heute angebahnte Geschäft. Ja, er war ausnahmsweise vergnügt.

Leider sollte dieser Moment der Behaglichkeit nicht lange dauern.

Die Thür von dem neben dem Wohnzimmer liegenden Speisesaal öffnete sich und eine Frauengestalt schritt langsam herein.

Diese Frau mußte einst schön gewesen sein, noch jetzt zeigte das Gesicht Spuren einstiger edler Form. Aber jetzt lag ein schwer zu beschreibender Zug in diesem Gesicht, es glich einem Marmorantlitz, das eine ungeschickte Hand verstümmelt und das ein Anstreicher mit grellen Farben colorirt hat und herstellte, so gut und schlecht er es eben vermochte.

Die Frau trat langsam herein. Ihr Gang hatte etwas Schwankendes, Unsicheres. Ihre Augen fixirten die Tischecke, auf die sie zuging. Nach wenigen unsicheren Schritten stand sie am Tisch und stützte sich mit beiden Händen auf denselben. Dann sah sie den auf dem Sopha liegenden Mann mit stierem, gläsernen Blick an, ohne jedoch ein Wort zu sagen. Der Beamte sah sie verdrießlich an.

„Was willst Du hier, Marie, sagte er mürrisch. „Geh' hinaus, Du weißt, ich mag um diese Zeit nicht gestört werden."

(Fortsetzung folgt.)

• (Wieder ein Pfälzer) und zwar Einer der Wackersten ist dahingeschieden! Es war P. M. Wolsieffer, geboren in Lohnsfeld bei Winnweiler.

Derselbe starb in Philadelphia und wurden die Ueberreste des um die deutsche Musik so hochverdienten Mannes von den Mitgliedern des „Männerchors", „Jungen Männerchors", „Harmonie", „Sängerbund" u. a. zu Grabe geleitet.

Der Tod des Verstorbenen, der lange Jahre hindurch für die Einführung deutscher Kunst mit Eifer und Verständniß gearbeitet hat, wird von seinen Freunden tief betrauert und sein Andenken wird in den Herzen derselben lange fortleben. Ein braver deutscher Mann, der, da ihm alle Selbstsucht fehlte und jedes schroffe Auftreten fremd war, sich nur Freunde erwarb und wohl keinen einzigen Feind besaß, ist in ihm dahin gegangen. Sanft ruhe seine Asche!

Manch deutsches Herz wird fragen
Nach Deinem Ruheort!
Und ist er ausgefunden,
Fällt manche Thräne d'rauf!
O! selig schöne Stunden,
Ein solcher Lebenslauf!

Feuilleton.

* (Ein nettes Gaunerstückchen) ist dieser Tage in der nächsten Umgebung von Bayreuth passirt. Ein Mann ging als Leichenbitter herum und machte einem ziemlich großen Verwandten- und Bekanntenkreise die Anzeige von dem Ableben eines bekannten in Aichen wohnhaften Bauern, dabei die üblichen reichen Leichengeschenke einheimsend. Als nun am Sonntag die Geladenen nach Aichen kamen, um dem Todtgesagten die letzte Ehre zu geben, fanden sie denselben gesund und munter vor, was sie dagegen nicht vorfanden, waren — die ihnen abgeschwindelten reichen Leichengeschenke.

* [Morgens.] Sonnemeier: „Madame, ich muß vor meiner Stubenthür eine Strohdecke haben, sonst wird die Stube zu arg mitgenommen bei dem schmutzigen Wetter."

„Kann ich nicht besorgen — davon steht nichts im Miethskontrakt!"

[Abends.] Madame: „Herr Sonnenmeier, gehen Sie denn auch auf den Ball? das ist schön! — Meine Töchter sind auch da, na tanzen Sie nur recht flott mit ihnen."

„Kann ich nicht besorgen — davon steht nichts im Miethkontrakt!"

* (Die Einkäufe.) Gastwirth: „Guten Abend, Herr Doctor, freut mich, Sie zu sehen, was wäre Ihnen gefällig?"

Doctor: „Bringen Sie mir einen Schoppen von dem guten neuen Gundersheimer Rothen; eilen Sie sich ein wenig, ich habe argen Durst, ich laufe den ganzen Nachmittag in der Stadt herum, um meine Patienten zu besuchen, so daß ich jetzt zum Erstenmal dazu komme, einzukehren, um etwas zu genießen. Nach einer Weile bringt der Wirth den Schoppen. — Herr Wirth, ich habe mein Sacktuch vergessen, seien Sie so gefällig und schicken Sie darnach, ich habe es diesen Nachmittag irgend wo in der Stadt liegen lassen. Schicken Sie zuerst in die blaue Traube, ist es nicht da, in den rothen Löwen, sollte es auch da nicht sein, in die D ll'sche Brauerei, sollte es sich selbst da nicht finden, in den schwarzen Bären, da glaube ich — war ich zuletzt."

† Ein Bewohner Ohio's fand bei seiner Nachhausekunft kürzlich zu seinem Entsetzen seine Gemahlin, eine stille und etwas furchtsame Dame, total betrunken auf dem Sopha liegen. Der Arzt wurde geholt, alle nur möglichen Mittel angewandt, und als sie endlich wieder zu sich kam, erzählte sie, daß auf der Flur eine Klapperschlange sie in den Fuß gebissen, und sie deshalb Whiskey als Gegengift angewendet habe. Der Fuß wird untersucht und zeigt allerdings am Knöchel eine unbedeutende Anschwellung und eine Schramme. Man leuchtet nach der Schlange den Flur ab und — findet einen Tonnenreifen, auf welchen die Dame getreten und der ihr gegen den Fuß geschnellt war.

* Ein Ausländer, der in der Armee der Vereinigten Staaten gedient hat und ehrenvoll entlassen wurde, darf das Bürgerrecht erwerben, nachdem er ein Jahr im Staate gewohnt hat. Alle diese Umstände müssen durch Zeugniß eines Zeugen bewiesen werden und dieser muß außerdem bezeugen, daß der Applikant von gutem moralischen Charakter und den Grundsätzen der Constitution der Ver. Staaten ergeben ist.

† Das amerikanische Zeitungsverzeichniß für 1872, von George Rowell u. Comp. in New-York herausgegeben, zeigt, daß die Vereinigten Staaten 507 täglich, 105 dreimal, 110 zweimal, 4759 einmal wöchentlich, 81 alle zwei Wochen, 91 halbmonatlich, 685 monatlich, 4 alle zwei Monate, 55 vierteljährlich erscheinende Zeitschriften besitzen, im Ganzen 6432 und zwar 449 mehr als im vorigen Jahre. Florida allein hat kein Tageblatt. Es haben 663 Zeitungen mehr als 5000 Abonnenten. Von religiösen Zeitschriften gibt es 302, landwirthschaftlichen 105, Schulzeitungen 95, Handels- und Finanzblätter 36. Von den Zeitungen sind 283 deutsche, 23 französische, 12 skandinavische, 8 spanische, 6 niederländische, 5 italienische, 6 böhmische, eine portugiesische, 3 wallische und 1 tschirokesische.

Gemeinnütziges.

* (Champignonbeete.) In den Ver. Staaten Nordamerikas will man beobachtet haben, daß Champignons-Kulturen dort mißlangen, wo zufällig ein eiserner Nagel in der Erde stak. Es sollte also die Ursache des Nichtgedeihens mancher Anzucht immer richtig erspäht werden.

Stadt Kaiserslautern.

Frucht-Mittelpreise v. 5. Nov. 1872.

Fruchtsorten.	Quantität.	Mittelpreise.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Centr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	200	7	30	—	—	—	4
Korn	430	4	39	—	—	—	—
Spelzkern	—	—	—	—	—	—	—
Spelz	1190	4	44	—	—	—	9
Gerste	1200	5	26	—	—	—	7
Hafer	1090	3	52	—	—	—	—
Erbsen	40	4	36	—	—	—	14
Wicken	20	3	28	—	1	—	—
Bohnen	—	—	—	—	—	—	—
Linsen	20	4	47	—	—	—	5
Kleesamen	60	26	15	—	—	—	4
	4250						

Das Bürgermeisteramt.

Ein Kornbrod von 6 Pfund 26 kr. Ein Gemischtbrod von 3 Pfund 16 kr. Ein Weißbrod von 2 Pfund 15 kr.

* **Kaiserslautern**, den 5. November. (Viehmarkt.) Nach dem Marktregister wurden verkauft: 1 Pferd, 1 Fassel, 4 Ochsen, 3 Stiere, 71 Kühe mit 13 Kälber und 24 Rinder, um den Gesammtpreis von circa 13,000 fl. Nächster Markt am 19. November.

Verantwortlicher Redacteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 89. Kaiserslautern, 10. November 1872.

* Heimweh.

Es fächelt mir derselbe Himmel,
Dieselbe Sonne leuchtet mir,
Es funkeln hell dieselben Sterne,
Dieselbe Sprache spricht man hier.

Doch wenn ich auf 'gen Himmel blicke,
Und seh' die Sonn' in ihrer Pracht;
Wenn mich die Sterne freundlich grüßen,
In stiller, heil'ger Mondenacht,

Wenn gleiche Sprach' mir liebreich tönet,
Und manches traute Wort man spricht,
So zieht's doch wehvoll durch mein Herze
Denn meine Heimath ist es nicht.

J. Durant.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(11. Fortsetzung.)

Die Frau blieb ruhig stehen, unbeweglich die Augen auf den Liegenden geheftet.

„Einst hast Du anders gesprochen,“ sagte sie mühsam mit langsamer, schwerer Zunge. „Es gab eine Zeit, da konnte Deine Marie Dich nie stören, aber diese Zeit ist mit einem Male verschwunden.“

„Bring' mich nicht zur Verzweiflung mit Deinem Geschwätz,“ rief der Beamte voll Zorn. „Wie oft soll ich Dir sagen, daß Du schweigen sollst? Du weißt ja selbst nicht, was Du sagst.“

Die Frau lächelte.

„Ich weiß, was ich sage,“ sagte sie lallend, „aber Du magst es nicht hören, weil es die Wahrheit ist. Früher, als wir noch jung waren, als Du zuerst in unser Haus kamst, da warst Du anders, und als sie Dich eingesperrt hatten und Du wieder frei kamst und ich Dir immer noch gut war, da sagtest Du, das würdest Du mir nie vergessen. Aber da mußte ich den Kranz tragen und der liebe Gott zog meines alten Vaters Rock an und sagte: Du bist verflucht, Marie. Siehst Du, daß ich noch Alles weiß. Und nachher lag der li.be Gott im Sarg und mein alter Vater mußte im Himmel regieren. Aber der hatte auch kein Erbarmen und sagte: Marie, Du bist verflucht!“

„Willst Du jetzt aufhalten mit dem tollen Geschwätz?“ rief der Beamte und sprang in die Höhe. „Wenn Du noch ein Wort sagst, sperre ich Dich ein, bis Du wieder vernünftig bist.“

„Nicht einsperren,“ flehte die Frau mit allen Mienen des Entsetzens. „Nicht einsperren.“

Dann versuchte sie die Thür zu erreichen, es ging aber nicht. Nach wenigen Schritten sank sie zu Boden.

„Sie ist heute wieder ganz von Sinnen,“ sagte der Beamte. „Wenn das so fortgeht, bin ich sie bald los.“

Er zog die Klingel.

Der Diener erschien.

„Friedrich, hebe meine Frau auf, wir wollen sie auf ihr Bett legen.“

Der Diener faßte die Frau an, ohne eine Miene zu verziehen, woraus zu schließen war, daß er derartigen Ereignissen schon öfter beigewohnt hatte.

Als sie wieder stand, lächelte sie und sagte grinsend:

„Der Fußboden ist so glatt.“

Und doch war der Boden mit einem dicken weichen Teppich belegt.

„Nun geh' in Dein Schlafzimmer,“ sagte der Beamte.

Die Frau suchte sich zu widersetzen, sie wollte, wie es schien, noch Einiges erwidern, aber ein barsches: „Du wirst eingesperrt, wenn Du nicht gehst!“ schüchterte sie so ein, daß sie willig dem alten Diener folgte.

Als sie fort war, ging der Beamte erregt in dem Zimmer auf und nieder.

„Es wird täglich ärger mit ihr,“ murmelte er. „Man kann keinen Menschen zu ihr führen. Nach dem Irrenhause mag und will ich sie nicht schicken, denn sie ist nur zu Zeiten verrückt, und dann könnte sie den neugierigen Aerzten mehr erzählen, als was ihre Krankheit anbelangt und mir gerade nicht angenehm sein würde. Aber sie macht es nicht lange mehr und dann brauche ich nicht zu fürchten, daß sie Etwas ausplaudert, was mir nicht convenirt.“

Er ging wieder mit rascheren Schritten auf und ab.

„Ein wahrer Segen ist es, daß sie die eine kurze Periode ihres Lebens ganz vergessen hat. Das Nervenfieber kam gerade recht. Sie weiß nichts mehr, nur erinnert sie sich dumpf des Austrittes mit ihrem Vater, der ebenso ein Tollhäusler war wie andere

Fromme, die wirklich an das glauben, was die Pfaffen sagen. Nun, er ist todt, mir ist es gleich."

Die Pendule schlug.

Er warf einen Blick auf die Uhr.

„Alle Wetter," rief er. „Ich muß fort auf's Polizeibüreau."

Er rief den Diener.

Dieser kam sofort.

„Meinen Stock," herrschte er. „Den eichenen für die Nacht. Gieb' Acht auf das Silberzeug und laß Niemanden ein, ich komme erst gegen Morgen, ich habe diese Nacht viel zu thun."

Der Diener lächelte vertraulich.

„Du bist und bleibst ein Esel," sagte der Beamte und schritt hinaus auf die Straße.

„Ja, ja, ich weiß schon, was ich bin," sagte der Diener, als der Beamte fort war und er die zum Corridor führende Thür sorgfältig geschlossen hatte. „Ich bin nun einmal nicht anders."

Dann räumte er oben das Silberzeug ab, wusch und putzte es und verschloß es in einen festen Schrank. Nur ein Messer nahm er mit in sein Zimmerchen.

Dort angekommen, machte er Licht und zog einen Schraubstock hervor in den er das Messer klemmte. Mit einem seltsam geformten Bohrer begann er nun den Griff des Messers auszuhöhlen, während er die Silberspähne sorgfältig auf einen Bogen Papier sammelte.

Als es ihm genügend erschien, wog er die Spähne und legte auf die andere Schaale so viel feine Bleispähne, daß dieselbe wieder in's Gleichgewicht kam. Dann füllte er den ausgehöhlten Griff mit den Bleispähnen und ein wenig Wachs und schmolz die Oeffnung wieder geschickt mit Silber zu. Selbst ein geübtes Auge würde keinerlei Betrug entdeckt haben.

„Wie Du mir, so ich Dir," murmelte der Diener. „Dein Weib ist irrsinnig und Du bist zu dumm und hast keine Zeit, Dich um Dein massives Silber zu kümmern. Aber wenn die Alte einmal stirbt und hier eine andere Frau in's Haus kommt, dann ist mein Verdienst aus. Und darum sieht der alte Friedrich sich vor und nützt seine Zeit.

Dann putzte er das Messer.

„Doch 'ne schöne Erfindung, so massives Silber, wenn es hohl wäre, könnte man es nicht ausfeilen."

Die Silberspähne schüttelte er in ein Säckchen aus doppeltem Zeuge und verbarg dasselbe in einer Oeffnung, die er in den Kacheluntersatz des Ofens zu diesem Zwecke nach und nach gemacht hatte.

Auf den Zehen schlich er die Treppe hinauf, um das Messer zu den übrigen Silbersachen zu legen. Als er nach oben kam und in das Zimmer trat, in dem sich der Silberschrank befand, stand die Frau des Beamten vor dem Spiegel und putzte sich.

Sie hatte einen alten Myrthenkranz aufgesetzt, von dem ein vergilbter und zum Theil zerrissener Schleier herunterfiel. Ihre Augen blickten starr in den Spiegel. Sie blickte so unheimlich, daß selbst der Diener erschrack, und hatte die linke Hand geballt, als wenn sie einen Gegenstand darin hielt, der ihr mehr werth sei denn alles Andere.

„Mein Gott, Madame," rief der Diener, „Sie sind wieder aufgestanden und haben in der alten Commode gekramt? Wenn das der Herr erfährt, werden Sie eingesperrt."

Madame Korn lachte laut auf.

„Er ist gar nicht mein Herr," sagte sie. „Er hat zwei Frauen und wenn er mich noch einmal einsperrt, verklage ich ihn auf der Polizei. Ich weiß es genau, ich habe es gesehen und er schlug mich deßhalb, als ich es sah. Ich weiß es genau."

„Sie träumen, Madame," sagte der Diener.

„Nein," erwiderte sie wild. „Ich träume nicht, ich bin ganz wach und ganz bei Sinnen, aber ich weiß was ich weiß. „Kennst Du das? Da ist es geschehen, da hat er mich geschlagen —" dann lachte sie laut auf — „und da ist der liebe Gott gekommen und hat mich verflucht und er hat doch eigentlich den Fluch verdient."

Der Diener ging auf die Frau zu und schüttelte sie unsanft am Arm.

„Wenn Sie nun nicht gleich gehen und sich zur Ruhe legen, sperre ich sie ein."

„Nun ja doch! — laß' mich — ich gehe ja schon."

Der Diener schob sie zur Thüre hinaus auf den Vorplatz. Dann zog er an einer Klingel, die nach unten führte, worauf die Magd erschien, eine große, starke Person, die ihre erste Jugend schon lange hinter sich hatte.

Die Magd nahm ihre Herrin wie ein kleines Kind auf den Arm und trug sie auf das Schlafzimmer.

„Anna," sagte Madame Korn plötzlich mit ruhiger Stimme, „Anna, schließ' die Thür zu."

Als die Magd diesem Befehle nachkam, benutzte die Frau diesen Moment, den kleinen Gegenstand, den sie bisher krampfhaft in der Hand festgehalten, rasch unter dem Kopfkissen zu verbergen.

Dieser Gegenstand war ein kleiner Schlüssel, wie er etwa zu einem Schrank oder einer leichten Thür gehört.

Dann ließ sie sich ruhig entkleiden und folgte willig den Befehlen der Magd, die so lang wartete, bis ihre Herrin fest schlief und sich dann entfernte.

Der Diener saß wieder in seinem Gemach und feilte einen neuen Messergriff aus.

„Man muß sich beeilen," sagte er leise. „Denn wenn die Alte wieder zur Vernunft kommt und die alten Geschichten fallen ihr wieder ein, dann ist es aus. Und auf dem besten Wege dahin ist sie. Nun, Jeder sorgt für sich."

Und dabei feilte er ruhig weiter.

6. Kapitel.

Licht und Schatten.

Es war am zweiten Weihnachtstage. Madame

Ehrenfried war zum ersten Male aufgestanden und saß an dem großen Tisch, der sonst am Fenster stand und nun vor das Sopha gerückt war, das einen bequemen Sitz bot.

Madame Ehrenfried sah sehr leidend aus, allein aus ihren Augen blickte eine Ruhe, ein gewisses Vertrauen auf die Zukunft. Sie hatte auch Ursache, ruhig zu sein, denn Georg hatte mit männlichem Muthe und Handschlag versprochen, der Schutz der Familie zu sein.

Und wie er selbst hoffte, seinen Vater günstig für die Heirath mit Antonien zu stimmen — ach Liebende hoffen immer — und immer fester in dieser Hoffnung wurde, wirkte sein frischer Muth belebend auf die Anderen, namentlich auf Ehrenfried.

Der Weihnachtsabend war ein reizendes Fest gewesen.

Georg konnte erst gegen zehn Uhr kommen, er mußte erst der Bescheerung in dem elterlichen Hause beiwohnen. Das Haus Dolomie entfaltete einen außerordentlichen Glanz an diesem Abend. Die kostbarsten Geschenke thürmten sich zu Bergen und strahlten in den Lichtern des Riesentannenbaumes, aber all' der Glanz konnte nicht verbergen, daß Eines fehlte — die Liebe. Die allein seligmachende Liebe fehlte, sie war vor dem bunten Flitter, dem kalten Glanze gewichen, den die Firma und der Reichthum des Hauses Dolomie und Sohn an solchem Abend sich selber schuldig zu sein glaubten.

Georg war froh, als er sich frei machen konnte, so bald es die Schicklichkeit erlaubte, eilte er fort.

Leopoldine und Herr von Sejour warfen sich einen sehr vielsagenden Blick zu, als sie Georg's Unruhe bemerkten und ihn schon gleich nach dem Essen aufbrechen sahen.

„Je eher er in sein Verderben rennt, um so lieber," flüsterte sie ihrem Verlobten zu.

„Hoffen wir, daß er bald am Ziele seiner Wünsche stehen möge," entgegnete Herr von Sejour mit höhnischem Lächeln.

Sehr nette und verwandtschaftliche Weihnachtswünsche! —

In der Wohnung der Wittwe Ehrenfried wurde Georg von Stunde zu Stunde sehnlich erwartet. Zwar hatte er gesagt, daß er erst spät kommen könne, allein was hieß spät? Schon als es dunkelte, schien es den Wartenden spät und als die Nachbarn anfingen zu bescheeren und heller Lichtschein und fröhlicher Kinderjubel auf die Einsamen drang, ward Antonien, das Herz recht schwer und Ernst murrte laut und schalt auf den Herrn Georg, dem gegenüber er gar keine Verpflichtungen zu haben glaubte.

Es hatte bereits Zehn geschlagen und Ernst drohte schon mit offener Empörung, als eine Droschke vor dem Hause Nro. 9 in der Gärtnerstraße vorfuhr und Georg mit verschiedenen Packeten beladen rasch die immerhin bürgerlich steilen Treppen hinaufeilte.

„Da ist er," jubelte Antonie.

„Endlich," brummte Ernst.

Eva zündete drinnen die Lichter an. Der kleine Tannenbaum strahlte in hellem Glanz, als Antonie und Georg eintraten und Ernst mit einem Hurrah in das Zimmer sprang. Die Thür zum Schlafzimmer war geöffnet, so daß Madame Ehrenfried an der Festlichkeit auch Theil nehmen konnte. Unter dem Tannenbaume lagen verschiedene Geschenke, Kleinigkeiten, selbstgearbeitete Sachen, aber von Liebe und Freundschaft gewidmet.

„Seien Sie willkommen," begrüßte Madame Ehrenfried Georg. „Und nehmen Sie vorlieb mit dem, was wir bieten können. Viel ist es nicht, aber es kommt vom Herzen."

„Und was vom Herzen kommt, geht zum Herzen," erwiederte Georg.

„Aber Ihr seht ja den Baum gar nicht an," rief Eva ärgerlich. „Glaubt Ihr, daß wir halbe Pfundlichter angebunden haben? Die Wachslichter werden von Jahr zu Jahr dünner und ehe man sich versieht, sind sie heruntergebrannt."

Georg lächelte.

„Die Freude dünkt uns immer am schönsten, die am kürzesten dauert," sagte er.

„Dann wäre es Ihnen wohl recht, wenn ich den Tannenbaum jetzt gleich wieder ausmachte?" fragte Eva neckisch.

„Nein, noch nicht," antwortete Georg, „der Baum hat lange warten müssen, bis er seine Bestimmung erfüllen konnte und daran bin ich schuld. Ich denke, es ist meine Pflicht, das Versäumte wieder gut zu machen, wie ich es kann und füge mich daher Allem, was gewünscht wird."

„Dann kommen Sie erst einmal hierher," sagte Eva und zog ihn nach dem Tische auf dem der Tannenbaum stand. „Sehen Sie, diese Cigarrentasche hat Antonie für Sie gestickt und mit jeder Perle hat sie einen Seufzer hineingeheftet. Was diese Seufzer bedeuteten, ob Schmerz oder Freude die Eltern waren, das weiß ich nicht, das muß sie Ihnen selbst sagen. Hier diesen Glückwunsch auf rosa Papier ist von Ernst und dieses Cigarrenmesser von Madame Ehrenfried. Dieser Myrthenstrauß ist von mir. Den sollen Sie tragen, wenn Sie der guten Toni die Hand für immer reichen."

Georg schloß Antonien in seine Arme. Dann reichte er Eva die Hand und bedankte sich bei der Mutter für die Aufmerksamkeit.

Ernst wollte von keinem Danke etwas wissen.

„Wenn Toni mir nicht gesagt hätte, ich sollte einen Wunsch schreiben," sagte er, „dann hätten Sie sehen können, woher Sie einen bekommen. Aber den ganzen Tag wird von nichts Anderem gesprochen, als von ihrem lieben Georg; ein vernünftiges Gespräch kommt gar nicht mehr zu Stande."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Wie man in Kongreß-Polen Altar-Bilder malt.) Aus dem Orte Czersk in Kongreß-Polen theilt man die nachstehende ergötzliche Historie mit: „In der dortigen, den Katholiken abgenommenen und zu russischen Kultuszwecken umgestalteten Kirche war der Maler eben mit der Anfertigung eines Bildes, die Opferung Isaak's darstellend, beschäftigt, als ein Kosaken-Capitän auf ihn mit der Frage zutrat, wer denn der Mann mit dem gezückten Messer sei. Der Maler, in der Bibel wohl versirt, gab dem neugierigen Krieger die in Europa allbekannte Geschichte von der beabsichtigten Abschlachtung Isaak's seligen Andenkens durch weiland dessen Vater Abraham zum Besten. Der Capitän hörte zu, meinte aber, daß es sich nicht schicke, Isaak wie einen Aufständigen hinzuschlachten, sondern daß er es verdiene, den Rittertod durch Pulver und Blei zu finden. Entsprechend dieser geläuterten Ansicht gab der Soldat dem Maler den Auftrag, Abraham mit — einer Pistole in der Hand darzustellen. Letzterer schmunzelte, versprach Gehorsam, und einige Tage später konnte man auf dem Wandgemälde einen Abraham in russischer Uniform und mit einer Pistole in der Hand, sehen. Damit jedoch der Engel Gottes entsprechend dieser neuen Situation die Befehle des Allmächtigen vollbringen könne, wurde sothaner Himmelsbote in den Wolken mit einer kleinen Spritze in der Hand ausgestattet, welche Wasser in die Zündpfanne der Pistole Abraham's träufelte, damit der Schuß nicht losgehen könne!

* (Der Husar.) Während des siebenjährigen Krieges hatte der Graf von W. zur Reichsarmee einen Husaren mit Sattel und Zeug als Contingent gestellt. Von dem Augenblicke an las man die Zeitung mit erneutem Interesse am gräflichen Hofe und inniges Vergnügen strahlte aus dem Antlitze der gräflichen Erlaucht, als sie nach der Roßbacher Schlacht sagen konnte: „Unser Husar war auch dabei."

* Die „St. Galler Zeitung" erzählt folgendes Geschichtchen, das, wenn nicht wahr, doch ganz hübsch erfunden ist: „Ein preußischer Schulinspector" schreibt sie, „kam in eine elsässische Dorfschule. Er wählt sich einen der intelligentesten Knaben aus und prüft: „Weißt Du mein Sohn, wie unser Heiland heißt?" „Jesus Christus." „Wo ist er?" „Er isch g'schtorbe." „Wie ist er gestorben? Er ist umbrocht worde." „Was hat ihn umgebracht?" „D' Preiße!" Wie da der Preuße aufblitzte: „Was für ein Gerist haben Sie in Ihrer Schule?" polterte er dem zitternden Lehrer zu. „Ich werde auf Ihre Entsetzung und auf Ihre Landesverweisung antragen, denn Sie begehen ein Hochverraths-Verbrechen." Des Lehrers Frau holte den Pfarrer und den Maire herbei. Diese fragten das Kind aus und es fand sich Folgendes: Der Knabe hatte auf den Gemälden des sogenannten Kreuzwegs in der Kirche Schergen mit Helmen gesehen, welche den Heiland zur Richtstätte führen. Da er nun zu Hause bei Verwandten und Bekannten gegen die Preußen alles Mögliche hatte vorbringen hören, und gesehen, wie dieselben ebenfalls Helme tragen, hat er sie verwechselt und geschlossen, ohne daß in der Schule darüber verhandelt worden, die Preußen hätten den Heiland getödtet!

† (Aus der guten alten Zeit.) Anläßlich der jüngst vorgenommenen Ausbesserung des vor neunzig Jahren errichteten Thurmes der evangelisch-reformirten Kirche in Thorda Siebenbürgen, wurde im Thurmknopfe unter Anderm auch folgende deutsche Urkunde vorgefunden: Anno 1782 hat die neutorenburger Reformirte Eklesy Die Mauer an den Kirchen Thurm über drey Klafter in die Höhe gefürt und von Holz einen neuen Thurm darauf gesetz, den Kupfernen Knopf, der oben auf die Spitzen gekommen Hat ein geborner Schweitzer gemacht, von Berungruß dem Reithal Johan Baltazar Schelling auch Ein Gesell von sankt gallen Jörgens Hausknecht, in diesem Jahr war der papst von Rohm in Wienne den Röhmischen kaiser zu besuchen, ummit Ihre kaiserliche Mayestät wegen kirchen sachen etwas zu traktiren, weilen Ihre kaiserliche Mayestät in allen Ihren Erblanden viele unnöthige, sowohl weiber als mannsklöster aufhebten, auch die protostandeschy und nicht Römisch katholische von dem gewissens Zwang Befreyte, ihnen Ein freyes Relligions Exercitium Erlaubte, wofür Ihm Got Belohnen, und die Ewige unverwelkte Krone der Herlichkeit mittheilen wolle, es war auch in diesem Jahr Nicht theuer Zu leben, das Viertel schöne frucht 36 xr, das viertel Türkische weitzen war 17 xr, das Pfund Fleisch 2 xr, die Maß Rindschmaltz 30 xr. Ein Lamm 30 xr, das Schweinefleisch das pfund $3^1/_2$ xr, die Maß Wein den besten 10 xr.

Gemeinnütziges.

† (Ein Hausmittel.) Jede Dame weiß, daß Seide oft den Glanz verliert und alt aussieht, lange, bevor sie abgetragen; es ist Verschwendung, sie abzulegen, jedoch ist es nicht angenehm, sie zu tragen; denn Glanz ist eine der Schönheiten, welche der Seide vor anderen Geweben den Vorzug gibt; selbst glänzender neuer Kaliko entspricht unserem Geschmacke mehr als glanzlose matte Seide. Wir sahen jüngst (schreibt das „Mich. Journ.") ein seidenes Kleid, welches lange Zeit getragen wurde, so wiederhergestellt, daß es so gut wie neu aussah, durch einen einfachen Prozeß, von welchem wir uns eine Beschreibung für unser Blatt verschafften. Man nehme zwei rohe Kartoffeln von gewöhnlicher Größe, schäle sie und entferne die Unreinigkeiten, wenn sie Höhlungen haben sollten. Man schneidet sie in Scheiben und wirft dieselben in einen halben Schoppen Wasser und läßt sie über Nacht stehen. Am nächsten Morgen wasche man die Seide mittelst eines Schwammes mit dem Wasser und mache nicht zu sehr naß; dann wird gebügelt und das Aussehen der Seide ist sehr gehoben.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 90. Kaiserslautern, 13. November 1872.

* Losung.

(La vie est un combat. — *Beaumarchais.*)

Herz, ringe mit des Lebens Ungemach,
Woll' feige nicht zur Flucht den Rücken wenden,
Steh' fest in Waffen bis zum letzten Tag,
Und steig' in's Grab, das Schwert noch in den Händen:
Der Kampf ist Weltgesetz, das lern' versteh'n,
Und was da lebt, muß kämpfend sich erhalten;
Wenn es sofort nicht will zu Grunde geh'n,
Wag' es den Streit mit feindlichen Gewalten.

Sieh' der Natur gewalt'ges Riesenspiel,
Der Elemente widerstreitend Ringen,
Zahlloser Formen gährendes Gewühl,
Die wechselnd sich gebären und verschlingen:
Die Thierwelt sieh', das hadert fort und fort,
Das Morgen tritt zu Staub, was schuf das Heute,
Des Einen Leben wird des Andern Mord,
Der Kleine wird dem Großen stets zur Beute.

Die Menschen sieh', das rast in gier'gem Lauf,
Es ist ein Kampf von Allen wider Alle,
So mancher Glücksbau richtet stolz sich auf,
Erst wenn ein fremder jählings kam zu Falle;
Ein Jeder strebt mit eigensücht'gem Hang,
Dasein für sich und Wohlsein zu erwerben,
Und wenn nur ihm der große Wurf gelang,
O wohl, dann mag die ganze Welt verderben.

Der Kampf ist Weltgesetz, das lern' versteh'n,
Mein Herz: was lebt, muß kämpfend sich erhalten;
Wenn es sofort nicht will zu Grunde geh'n,
Wag' es den Streit mit feindlichen Gewalten;
D'rum ringe mit des Lebens Ungemach,
Woll' feige nicht zur Flucht den Rücken wenden,
Steh' fest in Waffen bis zum letzten Tag,
Und steig' in's Grab, das Schwert noch in den Händen.

Albert Möser.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(12. Fortsetzung.)

Der Zorn des Knaben hatte etwas Komisches. Georg, um ihn nicht zu kränken, verbiß das Lachen und eilte auf die Vordiele, um die mitgebrachen Sachen herein zu holen.

Er hatte eine prächtige Bescheerung mitgebracht. Es gewährte ihm dem reichen jungen Manne, eine noch nie empfundene Freude, für geliebte Wesen einzukaufen und sein Herz klopfte rascher vor Freude, wenn er sich den Moment ausmalte, in dem es ihm vergönnt war, Menschenherzen froh zu machen.

Für Madame Ehrenfried hatte der praktische junge Mann ein warmes und elegantes Winterhabit ausgesucht; Ernst erhielt Bücher, Bleisoldaten und verschiedene Kleinigkeiten, die sein Herz in der letzten Zeit begehrt hatte.

Antonie wurde mit einem Kleide von kornblumenblauer Seide überrascht.

Eva schien leer ausgehen zu sollen, denn die Packete waren ihres Inhaltes beraubt.

Georg zog ein kleines Etui aus der Tasche und öffnete es. In demselben funkelten zwei kleine Brillantringe von ganz gleicher Arbeit. Den einen steckte er Antonien an den Finger, den anderen bot er Eva dar.

„Beide Ringe sind gleich," sagte er, „mein Wunsch ist, daß Sie ihn zum Gedächtniß Ihrer Freundschaft tragen möchten. Denn Ihre Freundschaft ist so edel und rein wie der Stein und die Goldreifen sind nicht von einander zu unterscheiden, ebenso wenig wie Ihre gegenseitige Neigung von einander zu unterscheiden ist."

Eva traten die Thränen in die Augen.

„Das ist zu viel," rief sie, „das habe ich nicht verdient. Nehmen Sie den Ring wieder."

„Das geht nicht, was geschenkt ist, das ist geschenkt."

Es half kein Sträuben, Eva mußte den Ring behalten und als sie ihn an der Hand glitzern sah und der Stein bald golden, bald grün, bald purpurroth erglühte, freute sie sich wie ein Kind über das niegesehene Farbenspiel.

„Wie soll ich Dir danken?" flüsterte Antonie.

„Indem Du mich lieb hast."

„Ich liebe Dich ja schon mehr als mein Leben."

Eva betrachtete die Beiden, wie sie dastanden und die Liebe ihre Züge verklärte.

„Wie schön Ihr seid!" rief sie.

Sie sprang auf und fiel Antonien um den Hals und drückte ihr einen innigen Kuß auf die Lippen.

„Dein Bräutigam muß auch einen haben," rief sie, „ich kann nicht anders, er ist zu prächtig."

Und in demselben Augenblick packte sie Georg's Antlitz mit beiden Händen und küßte ihn auf den Mund. Als sie diese Heldenthat vollbracht, sagte sie eilig:

„Du sollst ihn wieder haben, Toni," und küßte sie.

Dann ging sie mit langsamen Schritten in den dunkelsten Winkel des Zimmers und weinte bitterlich.

Antonie eilte zu ihr.

„Was ist Dir, Eva? Warum weinst Du? Glaubst Du, daß ich Dir zürne?"

Eva schwieg eine Weile.

„Nein, Du bist mir nicht böse, das weiß ich ja," sagte sie schluchzend. „Das ist es nicht. Aber ich dachte an meinen Steuermann. Ich dachte, wenn er doch auch hier wäre, und was er wohl gesagt haben würde."

„Wenn er hier wäre, würde er ebenso vergnügt sein wie wir es sind," sagte Georg.

„Daß würde er, er mag so gerne lustig sein. Er wird an mich denken," sagte Eva und deßhalb wurde mir mit einem Male so sonderbar zu Muthe. Und ich habe doch nichts Unrechtes gethan?"

„Nein," erwiederte Antonie. „Würdest Du es für Unrecht halten, wenn ich Deinen Steuermann küßte?"

„Ah pah," lachte Eva. „Ihr glaubt nicht, wie gut er ist!"

Eva tröstete sich wieder. Aber während des ganzen übrigen Abends, während des für diese Räume luculliſchen Mahles — denn es gab Karpfen und Georg hatte sogar für Champagner gesorgt — kam ihr der ferne Geliebte nicht aus dem Sinn.

Sie betrachtete den Stein des Ringes und ließ ihn im Lichte funkeln.

Wenn das mein Wilhelm sehen könnte, dachte sie. Ob der Stein mir wohl Glück bringt? Blau ist die Treue. Wenn ich ihn jetzt ansehe und er scheint blau dann bringt er Glück.

Sie mochte den Stein drehen und wenden, er wollte keinen blauen Strahl reflektiren, gelb und roth kamen statt dessen zum Vorschein.

Wenn er nur kein Unglück bringt, dachte Eva und drehte den Stein in das Innere der Hand, so daß der Ring nur wie ein schlichter schwarzer Reif erschien.

Der Abend verlief im Uebrigen voll stiller Glückseligkeit und Georg verließ die Glücklichen erst als die Mitternachtsglocken feierlich den ersten Festtag einläuteten.

Die drei Frauen, d. h. Madame Ehrenfried, Antonie und Eva lebten in der Erinnerung des vorgestrigen Abends, Ernst hatte sich Erlaubniß zum Eislaufen erbeten, um die neuen Schlittschuhe, die Georg ihm geschenkt, zu probiren.

Es klopfte.

„Das ist Georg," wollte Antonie sagen, als sich die Thür jedoch öffnete und statt des Ersehnten eine Person hereintrat, die den Frauen unbekannt war, sonst aber auf den Namen Schrapp hörte und wohlbestallter Seelenhirte am St. Johannes war.

„Bin ich hier recht," fragte der würdige Mann, „bei der Wittwe Ehrenfried?"

„Das ist mein Name. Wie komme ich zu der Ehre?" fragte die Wittwe.

„Die Ehre thut nichts zur Sache," erwiederte Pastor Schröder und setzte sich. „Hier handelt es sich nicht um weltliche Dinge, wie da sind Reichthum, Macht und Ehre, hier handelt es sich um die Reinheit des Herzens."

Bei diesen Worten ließ er seine stechenden Blicke bald auf Antonien, bald auf Eva ruhen, so daß diese die Augen verletzt niederschlugen.

„Sind das Ihre Töchter?" fragte er.

„Das ist meine Tochter Antonie, und dies eine Freundin von ihr."

„Hm! Sie leben nicht in glänzenden Umständen, Madame. Ich komme um in der heiligen Weihnachtszeit Menschen zu erfreuen und von dem Uebel zu erlösen. Vom leiblichen und geistlichen Uebel. Ich komme, um Ihnen Speise und Trank anzubieten, leibliche Speise und leiblichen Trank, wenn Sie sich hinbemühen zu dem Brode des Lebens und der Speise der Seele. Der Herr will nicht, daß auch nur ein Schaf verloren gehe und darum komme ich und frage Euch: Seid Ihr frei von Sünde? Seid Ihr es nicht, so thuet Buße und dann tretet ein in die Gemeinschaften der Auserwählten. Kommt in die Gebetstunde und empfangt himmlisches Manna und die Gemeinschaft der Frommen wird Euch nicht verlassen. Damit Ihr seid wie der Herr die Seinen liebt, lasse ich Euch hier einen Zettel laut dessen Ihr am Schlusse der nächsten Betstunde zwei Pfund Reis und ein halbes Pfund Pflaumen, sowie ein Viertelpfund Kaffee aus der Gemeinschaft der Auserwählten erhalten werdet."

Pastor Schröder hatte geendigt und sah triumphirend um sich, als wollte er sich ergötzen an dem vernichtenden und doch wiederum erhebenden Eindruck seiner Rede.

„Ich weiß gar nicht, wie ich dazu komme," sagte Madame Ehrenfried, „die Augen der Frommen auf mich gelenkt zu haben, da ich wegen großer Kränklichkeit nur selten in die Kirche gehen kann?"

„Die Augen des Herrn sind überall," sagte Pastor Schröder salbungsvoll.

„Auch habe ich noch nie einem Dritten Veranlassung gegeben, mich für so ungleich situirt zu halten, daß ich der Unterstützung bedurfte," sagte Madame Ehrenfried in einem Tone, der dem Geistlichen deutlich genug sagte, daß man von seinen Anerbietungen keinen Gebrauch machen wollte. Er aber ließ sich nicht abschrecken. Seine lüsternen Blicke ruhten bald auf der schlanken Gestalt Antonien's, bald heftete er sie fest auf Eva. Ach und welche Blicke. Hätte er sie mit derselben Inbrunst zum Himmel aufgeschlagen, man würde ihn für den Frömmsten aller Frommen haben halten müssen.

Pastor Schröder fand zu viel Wohlgefallen an den beiden schönen Mädchen, als daß er auch nur im Entferntesten daran dachte, dem so eben erhaltenen Wink Folge zu leisten.

„Der gute Hirte," versetzte er, „weiß seine verirrten Schafe und Lämmlein zu finden, er ist nicht wie der Miethling, der sich nicht darob kümmert, ob auch nur Eines seiner Heerde Hunger und Durst leide."

Eva konnte jetzt nicht mehr an sich halten. Sie

mußte den Schelm spielen. Mit schalkhaftem Lächeln wandte sie sich an den frommen Mann und fragte:

„Aber Herr Pastor, welcher Unterschied besteht denn zwischen den Schafen und den Lämmlein Ihrer Heerde? Ich dächte, Ihre Heerde bestehe nur aus armen sündigen Menschen?"

Pastor Schröder hatte nicht sofort eine Antwort bei der Hand, sei es, daß die unerwartete Frage ihn frappirte, sei es, daß die schönen dunklen Augen Eva's daran schuld waren, daß der würdige Mann aus dem Text kam. Eva sah ihn zum ersten Male an und in den Augen leuchtete und flimmerte es so heiter, so schelmisch, so ausgelassen, als wenn ein Schalk sich die Mühe gäbe, den Pastor mit einem glänzenden Gegenstande zu necken, wie dies wohl mit kleinen Kindern geschieht.

Mit süßlichem Lächeln sagte er:

„Auch der Herr unterscheidet zwischen Schafen und Böcken und spricht von Lämmern. Die Lämmer sind das Sinnbild der Unschuld, die Böcke dagegen schuldbeladen."

„Die armen Thiere," meinte Eva.

Antonie verbiß mit Mühe das Lachen.

„Sie mißverstehen mich," sagte Pastor Schröder mit unendlicher Geduld und zerfließend milder Stimme. „Sie meinen die Creatur, ich meine das sündige Menschenherz. O, meine Töchter, so Ihr nicht werdet wie die Kinder kommt Ihr nicht in das Himmelreich. Das Menschenherz muß dem Lämmlein gleichen —"

Jetzt war der Ernst vorbei. Eva trat Antonie auf den Fuß und wie verabredet brachen Beide in ein schallendes Gelächter aus.

Madame Ehrenfried ward tödtlich verlegen über die Mißachtung des geistlichen Standes, vor dem sie sobald er gut und würdig vertreten, stets großen Respekt hegte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

† In Elberfeld wurde am 4. d. eine Ehefrau, welche ihren Mann mit den Händen vorsätzlich zu Tode würgte, von dem Assisengerichte zu 15jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

* (Nutzen einer Visitenkarte.) Aus Bochum erzählt die dort erscheinende „Westph. Volksztg." folgendes heitere Geschichtchen, wie ein Kappesdieb durch eine Visitenkarte entdeckt wurde: „Einem Oekonom in der Nähe Bochums wurde im vorigen Jahre von seinem Feinde Kappes gestohlen. Obschon er seinen Nachbar, welcher auch Kappes pflanzte, für den Dieb hielt, zeigte er den Diebstahl doch nicht an, weil es ihm an Beweismitteln fehlte. In diesem Jahre pflanzte der Oekonom wieder Kappes. Als derselbe zu schließen oder den Kopf zu bilden anfing, machte der Eigenthümer kleine Zettelchen von gutem Papier, schrieb auf dieselben seinen Namen und legte in jede Kappespflanze ein solches. Der Kappes wurde ausgezeichnet; dieses verleitete den Dieb, das Kappesfeld wiederum nächtlicher Weile zu besuchen. Als der Oekonom am andern Morgen den Diebstahl bemerkte, stellte er gleich Nachforschungen an und fand, daß sein Nachbar auf dem Markte Kappes verkaufte. Er ließ durch einen Freund mehrere Köpfe von diesem kaufen und fand in einigen seine Visitenkarte ziemlich wohlbehalten vor. Der herbeigerufene Nachbar war sehr leicht des Diebstahls überführt und bat um Verzeihung. Der Bestohlene gewährte sie großmüthig unter der Voraussetzung, daß er Besserung verspreche. Die Besserung wurde unter Thränen versprochen und die Sache war abgemacht."

* (Wie man in Rußland die Cholera abhält.) In vielen russischen Ortschaften glaubt man, daß die Cholera in ein Kirchspiel nicht eindringen könne, wenn um dieses in der Mitternachtsstunde mit einem Pfluge eine Furche gezogen werde. Diesen Pflug müssen zwölf Mädchen ziehen, und ein dreizehntes muß den Ackerknecht vorstellen und alle dreizehn müssen reine Jungfrauen sein. Eine solche Umpflügung fand kürzlich in dem Kirchspiel Damplowo nächst Moskau statt, und die Mädchen besorgten das unter fröhlichem Lachen und Singen beim Scheine des Vollmondes. Am nächsten Tage weihte noch die Geistlichkeit die gezogene Furche in feierlicher Prozession. Dampdkowo blieb thatsächlich von der Cholera verschont und steht deshalb die Tugend der schönen Pflügerinnen in hohem Ansehen. An anderen Orten soll aber die Furche nichts genützt haben; in diesem Falle denkt das Landvolk schlecht von den Mädchen, nicht aber von der nachträglichen kirchlichen Weihe der gezogenen Furche.

* Im Jahre 1234 schlief der König von England zum ersten Male auf einem Strohsack, früher auf bloßen Brettern. 1246 waren die Häuser größtentheils noch mit Stroh gedeckt und im Jahre 1400 kannte man in England noch keinen Kamin, geschweige denn einen Ofen. Man wärmte sich darum nur an Gluthpfannen. Wein wurde als Arznei in den Apotheken verkauft. Man kannte noch keine Wagen. Die Vornehmen ritten auf Pferden mit den Damen hinter sich. Im Jahre 1440 betrugen die Steuern 30,000, nicht etwa Pfund Sterling, sondern Wollsäcke. Die Richter und Advokaten wurden mit Zimmet und Pfeffer bezahlt, woher es wahrscheinlich auch kommt, daß heutigen Tages die Advokatenrechnungen noch so gepfeffert sind. Im Jahre 1443 kamen die ersten Stecknadeln auf, bis dahin bedienten sich die Damen hölzerner Stifte. 1444 wurde das erste Geld in England geprägt. Die ersten seidenen Strümpfe trug die Königin Elisabeth im Jahre 1561, nachdem der König von Frankreich diese Mode im Jahre 1517 zuerst in Gang gebracht hatte.

Lauterer Latern.



Jacobine: Sieht mer dann Dich aach widderemol, meihn liewer Hawawwel?

Hawawwel: Jo, ins Wächters hannse mich fuchsbeiwelswild gemacht, unn han gelabt, ich soll's Schreiwe uffgewe.

Jacobine: Sell duschte net! Wems net gefallt, der brauchts jo net ze lese unn buleidige duhn mer jo Niemand unn wann sich so e Esel drüwer ärjert, dem geschiehts Recht — warum is er so dumm.

Hawawwel: Neies kann ich Der heit nor des verzehle, daß der Kunschtgährtner Eichling e Millionsgeschäft macht.

Jacobine: Wie dann?

Hawawwel: Denk Der nohr, bei dem sinn uf Ehnmool 500 Ehle Trauerkränz beschtellt worre for Die, wo kähe Ehrezääche for die Ausschtellung krieht hann.

Jacobine: Na! Umbringe dhut sich vun dessentweje doch Kääner; kumm, meihn alter Schatz, mer drinke Eens uf die Gesundheit von alle Net-Dekorirte! — Vergeß mer awer meihn Kerweschtick net!

---

* (Ein nächtlicher Schwur am Friedhofe.) München. Ein frisch kopulirtes Ehepärchen war eben mit der Bahn angekommen und im Hotel Leinfelder abgestiegen. Das Stubenmädchen, welches die Angekommenen zu den Zimmmern geleitete, machte scharfsichtig sofort die Beobachtung, daß die jungen Leute erst vor Kurzem das erste Wölkchen am Ehehimmel entdeckt hatten: deutlich lagerte auf den Gesichtern Beider trüber Unmuth, die schönen Augen der Dame waren noch roth vom Weinen. Nachdem das Stubenmädchen seinee Zimmerpflichten sich entledigt hatte, stellte es sich vor das Schlüsselloch um zu lauschen. Der geführte Wortwechsel drang bis auf den Corridor. Lauca sprach heftige Vorwürfe eines eifersüchtigen Weibes aus; Eduard leugnete entschieden: Laura erwiederte mit einem energischen Schluchzen. Dann ward es stille. Das Stubenmädchen empfand plötzlich eine unbezähmbare Sehnsucht ins Zimmer zu treten, und zu fragen, „ob die Herrschaften etwas wünschen.“ Ein doppeltes „Nein“ erklang; Hand in Hand stand das junge Ehepaar am Fenster und blickte träumerisch in die schweigende Mondnacht hinaus. Dann nahm der Gatte die junge Ehegesponsin bei der Hand und sich wie Kinder führend traten Beide ins Freie. Sie schritten durch eine breite Straße, still setzten sie den Weg foet: Keines spricht ein Wort. Da gelangen sie, die Schritte nach rechts lenkend plötzlich auf ein Hinderniß; ein Gitter hemmt den Weg und bei dem sanften Mondesschimmer, der den geschlossenen Raum erhellt, erblickten sie Grabstein an Grabstein gereiht, Kreuzeszeichen und Todtenhügel. Durch das Gehirn der Frau zuckt plötzlich ein phantastischer Gedanke: „Hier treten wir ein, mein Eduard, hier auf diesem Friedhofe, bei den Manen der hier ruhenden Todten wirst Du mir schwören, daß Du mir ewig treu bleiben wirst.“ Sie öffnen eine Psorte und treten ein. „Knie nieder bei diesem Grabe und schwöre bei dem Geiste Deines verblichenen Vaters, daß Du mich nie verlassen wirst, — schwöre! ruft Laura dringender. — „Ich schwöre,“ spricht Eduard tonlos, „beim Geiste meines Va — —“ . . „Himmel!“ ruft entsetzt Laura aus, „ein Geist, dort lommt Dein Vater um Z:uge zu sein — —“ . . . „De's Narren!“ ruft jetzt plötzlich eine cauhe Stimme, „i bin ka Geist, i bin a Stametzg'hülf, und wann's net glei auffi geht's — meiner Söll, i hol die Polizei!“ — Erstarrt standen die beiden Besucher des Kirchhofes ob solcher Entweihung des heiligen Ortes da. Eduard abee faßte Muth und ging dicht an den nächtlichen Unhold heran ihn zornig wegen der Störung der öffentlichen Friedhofsruhe anklagend . . . „Machen's kane Geschichten,“ antwortete im deebsten Münchnerisch der Störenfried, „dös is a Grabstein-Niederlag und sein Lebtag ka Kirchhof net; schau S' daß S' weitee komma oder“ . . Und Beide schauten, daß sie weiter kamen. Der Mond, der ebenso bleiche als übermüthige Geselle, hatte das romantische Ehepaar arg getäuscht. Sie kehrten kleinlaut nach Hause zurück und als das Stubenmädchen wieder pflichtgemäß am Schlüsselloch horchte, hörte es die süßen Worte: „Ich danke Dir, geschwooen hast Du doch“ . . „Bei dem Geiste des Steinhauoegehilfen,“ erwiderte der Gatte.

Gemeinnütziges.

* Eine gute Mischung zum Versiegeln der Weinflaschen besteht aus 2 Theilen Wachs, 4 Theilen Colophonium und 4 Theilen Pech.

---

* Räthsel.

Des Züchtlings Last, des Mädchens Zier
Bin ich, Dem leicht und Jenem schwer,
Doch geben Beide viel drum her,
Wär' ich dort leichter, schwerer hier.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslutern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 91. Kaiserslautern, 17. November **1872.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.“)

* Was siehst Du mich so traurig an!

Was siehst Du mich so traurig an
Mit vorwurfsvollem Blick.
Hab' ich Dir etwa weh gethan,
Dann bitt' ich Dich: „Vergib.“

Das arme, arme Menschenherz,
Bestürmt so manches Leid;
Es schweigt der Mund, es bricht das Herz,
Doch bricht es nie vor Freud'.

D'rum zürne nicht, wenn manchesmal,
Mein Auge düster blickt,
Denn gar zu oft hat bitt're Qual,
Mein armes Herz bedrückt.

Laß' mich in Deine Augen schau'n,
Dort finden Trost und Ruh;
Denn einmal nur hat mir gelacht,
Mein Glück, und das bist Du!

D'rum sieh mich nicht so traurig an,
Mit vorwurfsvollem Blick,
Hab' ich Dir etwa weh' gethan,
Dann bitt' ich Dich: „Vergib'.“

Durant.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit

von J. Steinmann.

(13. Fortsetzung.)

Pastor Schröder machte ein höchst wunderbares Gesicht. Der schöne Sermon schien in dem geöffneten Munde versteinert zu sein und das Zuschließen desselben unmöglich zu machen. Seine Augen starrten unbeweglich auf die beiden lachenden Mädchen, die über den komischen Anblick des Würdigen nur in ein ausgelasseneres Lachen geriethen.

Madame Ehrenfried verwies ihnen dies Benehmen mit einigen scharftadelnden Worten und wandte sich zu dem Pastor.

„Entschuldigen Sie die übergroße Lustigkeit der Kinder, Herr Pastor, sie sind in einer Festtagsstimmung, die leider so weltlicher Natur ist, daß sie dem ernsten Worte kein Gehör gibt.“

Pastor Schröder richtete sich in die Höhe und beachtete die Rede der Frau gar nicht.

„Ihr seid Kinder des Belials,“ donnerte er, „aber der Herr wird euch strafen. Ihr wollt mich, den angesehensten Geistlichen der Stadt, Vorsteher der heiligen Brüderschaft, den Vorsteher der Brodvertheilungsgesellschaft, den Doctor theologica hier verhöhnen? An diese Stunde sollt Ihr denken, so lange Ihr lebt.“

Er nahm hastig seinen Hut und eilte ohne Abschiedsgruß zur Thür hinaus, die er mit lautem Krachen in's Schloß warf. Ja, er war so aufgeregt, daß er auf der unteren Treppe fast einen jungen Mann angerannt hätte, der ihm sehr bekannt sein mußte, aber er hörte und sah nichts in seinem unheiligen Zorn und achtete nicht, daß er hart an Georg vorbeistürzte.

„Es ist Alles wie Sejour sagte,“ murmelte er leise vor sich hin,“ die beiden Mädchen sind zum Entzücken schön. Wollen sie nicht im Guten, nicht auf dem Wege der Liebe, gut, so gibt es andere Mittel.“ Er ballte die Hand. „Euch soll das Lachen schon vergehen, wenn Ihr erst schlechter seid als schlecht und daß Ihr diese Stunde bereuen werdet, dafür schwöre ich einen heiligen Eid in des Teufels Namen.“

Mit diesen nichts weniger als gerade christlichen Gefühlen und Worten eilte der Geistliche in die P—straße, in die Wohnung des Herrn Dolomie. Er hatte Herrn Dolomie Etwas von Wichtigkeit mitzutheilen. Für's Erste wollte er ihm sagen, daß es Menschen gäbe, die den Wohlthaten des Vereins „die heilige Brüderschaft“ auf das Schnödeste zurückwiesen und die Religion mißachteten.

Herr Dolomie würde — so calculirte er — als Protector der „heiligen Brüderschaft“ und als fromm gesinnter Mann ein ganz Weniges in Zorn gerathen und dann wollte er ihm leise zu verstehen geben, daß sein Sohn Georg Umgang mit solchen Personen habe. Freilich hatte Herr von Sejour ihm das Letztere nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut und ihn gebeten, sich auf's Kundschaften zu legen.

„Alles will ich sagen, was ich weiß,“ murmelte er mit vor Wuth funkelnden Augen.

Auf dem Vorplatze, noch ehe er Herrn Dolomie durch den Diener gemeldet war, begegnete ihm Leopoldine.

„Ach, lieber Herr Pastor, sind Sie es? Ich glaubte, mein Bräutigam sei gekommen. Wollen Sie zum Papa? Der hat sich ein wenig zurückgezogen. Aber wissen

Sie was? Vertreiben Sie mir die Zeit ein Bischen, bis mein unartiger Arthur kommt. Ich höre Sie so gerne sprechen. Alles, was Sie sagen, ist so gediegen und man gewinnt immer für das Leben."

Der Pastor folgte Leopoldinen in das Boudoir.

Das Fräulein ließ den Geistlichen auf einem kleinen niedrigen Fauteuil Platz nehmen und setzte oder legte sich vielmehr auf die Causeuse und zwar so, daß der Heuchler ihren niedlichen Fuß immer vor Augen haben mußte. Ihr Toilette, raffinirt wie immer, bestand diesmal aus kirschrother Seide, die mit weißem Sammet garnirt war. Die Locken wurden von einem goldenen, antik geformten Kamme gehalten.

„Lieber Pastor," begann Leopoldine mit leiser, einschmeichelnder Stimme, „ich bin mitunter in heftigen Zweifeln befangen, die Sie mir lösen könnten und," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, „lösen müssen. Sie wissen, daß ich meinen Arthur sehr liebe, daß ich mich freiwillig entschlossen habe, ihm durch's ganze Leben zu folgen. Wenn nun aber mir in meinem späteren Leben Jemand begegnen sollte, der mir noch mehr gefiele als mein Arthur, würde es dann Sünde sein diesen Jemand zu lieben?"

„Die Ehe," erwiederte Pastor Schröder mit Würde, „ist ein von Gott eingesetztes Institut und bei den Katholiken sogar ein Sakrament —"

„Eben deshalb," unterbrach ihn Leopoldine. „Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Wenn aber die Vorsehung uns mit Menschen zusammenbringt, die wir lieber gewinnen müssen, als den ersten vom Himmel Bestimmten — was dann?"

„Die Religion, die Moral muß den Menschen stärken und helfen, die Versuchungen zu überwinden."

„Wenn man aber nicht stark genug ist, wenn die Liebe, die doch dem Menschen auch von Gott in's Herz gesenkt ist, ihr Recht verlangt, kann Gott den Menschen strafen, der den Gesetzen der von ihm geschaffenen Natur gehorcht?"

„Gewiß wird er ihn strafen," versetzte der Pastor. „Gott gab dem Menschen die Vernunft, um sich nicht hinreißen zu lassen von seinen Leidenschaften."

„Aber," lächelte Leopoldine, „Gottes Sohn ließ doch die Ehebrecherin unbestraft ausgehen, als die Juden sie steinigen wollten. Warum that er das?"

„Er ließ sie gehen, weil Keiner dort war, der ohne Fehl war und sagte: Sündige hinfort nicht mehr."

„Ob sie das Gebot gehalten hat?"

„Die Geschichte berichtet nichts darüber."

„Sehen Sie. Also einmal kann man sündigen und nachher wird man nur bestraft, wenn ein Ankläger da ist."

„Ich glaube, daß diese Auslegung nicht ganz correkt ist," sagte Pastor Schröder.

„Die Geistlichen glauben allein das Vorrecht der Auslegung zu haben."

„O, nein," erwiederte der Frömmler. Er wollte sich jetzt in einer längeren Auseinandersetzung über die falschen Schlüsse des Fräuleins ergehen, allein diese schaukelte leicht mit dem Fuß vor seinen Augen herum und dieser Fuß störte ihn sehr. Ja, als sie wie nachdenkend die Augen schloß und er ungehindert die wie schlummernd Daliegende betrachten konnte, war es mit der philosophisch-theologischen Sammlung aus und er brachte keinen vernünftigen Gedanken zum Vorschein. Der Fuß war zu hübsch, zu elegant. Nun kam er ein wenig näher, nun senkte er sich wieder und ehe er sich selber Rechenschaft darüber geben konnte, hielt der würdige Herr Leopoldinens Fuß fest und drückte einen Kuß auf das Oberleder des feinen Wiener Stiefelchens.

Leopoldine zog den Fuß leicht zurück, that jedoch im Uebrigen, als wenn sie nichts bemerkt habe. Sie schlug die Augen auf und fragte ein klein wenig malitiös.

„Wie war es doch nur noch? Nicht wahr, nur wer ohne Fehl ist, darf einen Stein auf eine sogenannte Sünderin werfen?"

Pastor Schröder wurde verlegen und wollte antworten, allein Leopoldine kam ihm zuvor. „Ich glaube daß Sie meinen Papa jetzt sprechen können."

Der Pastor erhob sich.

„Sie finden ihn in seinem Arbeitskabinet, lieber Herr Pastor. Auf Wiedersehen!"

Pastor Schröder machte eine stumme Verbeugung und ging. Als er fort war, dachte Leopoldine:

Die Männer müssen alle meine Sklaven werden. Sogar den alten häßlichen Heuchler zwinge ich dazu, mir seine devotesten Huldigungen im wahren Sinne des Wortes vor die Füße zu legen; wie werden erst leicht entzündliche, schöne junge Männer schmachten und seufzen. O wenn ich nur erst verheirathet bin, wie werde ich das Leben genießen. Dann kann Georg keine Moralpredigten mehr halten. Als Frau kann ich Alles, Alles thun, was mir beliebt. Ach, wäre ich doch schon verheirathet gewesen, als Benvenuto, der reizende Mensch, hier war. Er war zu schön, zu schön. Und jetzt? Vielleicht vermodert er auf fernem Schlachtfeld und ich hätte doch so gerne einen Kuß von seinen warmen rothen Lippen getrunken.

Sie schloß die Augen und gab sich einem eigenthümlichen Schlafwachen hin. Ihr Körper ruhte scheinbar, ihre Phantasie arbeitete dafür um so lebhafter und dann und wann spiegelte ein mehr traumartiger Zustand ihr eine scheinbare Wirklichkeit vor, so daß sie im Traume den heißen Athem Benvenuto's zu fühlen glaubte. Wenn sie wieder erwachte und emportauchte aus dem Traumleben, entrang sich ihrem klopfenden Busen ein leichter Seufzer, aber sie schloß dann die Augen und knüpfte den Faden wieder dort an, wo er abgerissen war.

Sie erwachte erst vollständig aus ihren Träumereien durch den Eintritt ihres Bräutigams.

„Pastor Schröder ist ein Narr," rief dieser erbos't der scheinbar Schlummernden zu.

„Das weiß ich," entgegenete Leopoldine gleichmüthig.

„Er hat dem Vater Georg's ganze Liebelei verrathen und Gott weiß welchen Unsinn zusammengeschwatzt. Dein Papa ist sehr zornig, man merkt es an seiner eisigen Kälte und spitzen Redensarten. Unser ganzer Plan ist vernichtet. Wenn Georg wie damals, als er Kaufmann werden sollte und nicht wollte, jetzt auch zu Kreuz kriecht — dann ist unser Spiel verloren."

„Du könntest Recht haben," sagte Leopoldine gleichgültig und abgespannt. „Wir müssen abwarten."

7. Kapitel.

Der verstoßene Sohn.

„Herr Georg! Sind Sie schon aufgestanden?"

„Nur herein, Jean."

Der alte Diener des Hauses Dolomie trat ein.

„Nun, was bringt Dich denn so früh zu mir? Willst Du mir wieder einmal ein halbes Stündchen Gesellschaft leisten wie früher? Du weißt, daß mir nichts lieber ist, als von alten und neuen Zeiten zu plaudern."

Jean ging gar nicht auf die freundliche Anrede des jungen Herrn ein. Hätte Georg ihn genauer angeblickt, er würde bemerkt haben, daß der alte treue Diener bleich und verstört aussah, daß ihm die Hände leicht zitterten und er nur mit Mühe die vordringenden Thränen zurückhielt.

Georg saß an einem Tischchen vor dem Fenster, auf dem allerlei Malergeräth ausgebreitet war und arbeitete an einem Bilde, das er in Aquarellfarben ausführte. Es war ihm unmöglich, seiner Neigung für die Malerei gänzlich zu entsagen und gerade deshalb wurde ihm der Abschied vom Vaterhause und der Aufenthalt im fernen Amerika um so leichter, als er in seinen Mußestunden sich mit ganzer Seele der Kunst widmen konnte.

„Sieh' einmal her, Jean," rief er. „Wie gefällt Dir das?"

„Ach, junger Herr, Sie malen? Wenn das Herr Vater sähen!" erwiederte der Alte ängstlich.

„Nenne mich nicht immer den „jungen Herrn," sage doch wie früher einfach Georg. Aber erst sage mir, wie gefällt Dir dies Bild?"

„Ach," sagte der Alte, nachdem er das Bild eine Zeitlang betrachtet, „welch' ein liebes, gutes Gesicht. Gibt es denn wirklich einen solchen Engel hier auf der Erde, oder haben Sie es so aus dem Gedächtniß — nein, wie nennt man es doch —"

„Du meinst aus der Phantasie?"

„Ganz Recht, so heißt es."

„Nein, Jean, das ist kein Phantasiegebilde, dies holde Antlitz lebt und lächelt noch viel lieblicher als wie hier auf dem Papier und die Augen sind noch viel klarer und heller, als wie ich sie jemals malen könnte."

„Ah, also die lebt wirklich?"

„Sie lebt nicht allein, sie liebt mich sogar und ich liebe sie wieder, Jean."

„Was sagen Sie, Georg? Sie lieben diese da und nicht die Tochter von der Firma Winterberg und Co. O, Georg, lieber junger Herr, das gibt ein großes Unglück. Die Firma wünscht einmal die Verbindung mit Winterberg und Co. und Sie wissen, daß die Firma nie von einem einmal gefaßten Entschlusse zurückgeht und nicht zurückgehen kann. Das giebt ein großes Unglück."

Der alte Diener setzte sich auf einen Stuhl, ihm war es, als wenn seine Beine ihn nicht mehr tragen wollten.

Auch Georg war ernst geworden.

„Jean, was ist Dir widerfahren? Du bist ja ganz verstört?"

„O lieber, bester Herr Georg, es gibt gewiß ein großes, großes Unglück. Die Firma — ich wollte sagen der Herr Dolomie ist sehr aufgeregt, er geht auf und nieder und sieht ganz bleich aus. Er hat auch seinen Kaffee nicht getrunken, sondern in dem alten Tagebuche geblättert, das schon sein Großvater begonnen. Er sagte zu mir: Jean, gehe zum jungen Herrn Georg, er möchte auf eine Unterredung zu mir herunterkommen. O, den Ton, in dem er das sagte, kenne ich. Gerade so sprach er, als ich Ihre Staffelei mit dem Beile zerschlagen und die Farben in's Feuer werfen mußte. Diesmal ist keine Staffelei da zum Zerschlagen — was mag nun kommen?"

„Mein Lebensglück!" erwiederte Georg leise.

„Lieber Georg," schmeichelte der Alte. „Geben Sie diesmal ebenso nach, wie damals. Sie kennen den alten Jean, Sie wissen, wie lieb er Sie hat. Sie wissen, ein Vater kann nicht besorgter für sein Lieblingskind sein als ich. Nehmen Sie auch diesmal seinen Rath an, thun Sie, was der Vater will, es wird gewiß zu Ihrem Besten sein."

Er legte die Hand auf Georg's Schulter und streichelte mit der andern seine Wange.

„Nicht wahr, Georg, Sie versprechen es mir wie damals, gerade so wie damals —"

„Du meinst es gut mit mir, ehrlicher, treuer Jean," sagte Georg ernst, „aber diesmal kann ich Deinem Rathe nicht folgen. Als ich noch ein Knabe war, zerstörte der Vater meine ganze Hoffnung, mein ganzes Glück. Ich glühte für die Kunst, aber ich entsagte, um dem Vater zu gehorchen. Aber die Kunst floh mich nicht, sie kehrte wieder zurück zu mir und führte mich in das Reich des Schönen. Die Kunst kann Niemand vernichten, denn sie ist ewig und unsterblich, Ihr konntet die Staffelei zertrümmern und mir gebieten, die Kunst zu meiden, aber tödten konntet Ihr sie nicht. Jetzt aber soll ich der Liebe entsagen, die Liebe aus meinem Herzen reißen. Nimm' mir das Leben, Niemand kann es dem todten Körper wieder einhauchen, tödte die Liebe — sie wird nimmer wieder auferstehen. Liebe ist Leben, beide können sterben, aber ich will leben, weil ich liebe."

(Fortsetzung folgt.)

Lauterer Latern.

D'r Lauderer Martinemarkt.

(Westricher Mundart.)

F. M.

Hoh Himmel dhuen jetzt die Leid
Ins Schifst e hinner laafe —
Die Kerrwe werd dort abgehall,
Do kammer billig kaafe.
Do siehd m'r Biere, Zuckerschtänd;
A Blechwaar, Hied unn Kabbe;
Unn Borzellan unn Häähterkraut;
A Bermesenzer Schlabbe.
En Grosch- unn en Batzeschtand.
Hanf, Fimmel forr se schpinne,
Unn Grumbeere wie Keschde grad
So mehlig sinn de hinne.
Gedrah'ne Kläre, Messer, Kämm,
Gescherr forr drinn se koche.
A feir'ne Bänner. Unnerwämms
Unn Werschdcher ohne Knoche.
Unn Wollewaar unn Meenzer Schuh,
A Böbbcher wie lewendig.
Unn Klääre nohem deitsche Schnitt
Sinn drunne funnem Bendig
Zwei Karusell, do kennen Kinn
Unn Große reire lerne.
Wie brennen Owends do so schen
Babbierene Laderne.
Unn ach en Klickerbreed schtedt der
Am Karusell dohinne.
Schtänd womer forr en Grosche kann
En Kaffeeschaal gewinne.
Unn die Pan'rama wo do sinn,
Die machen erscht en Lärme.
Do kammer ach die Bahre sieh,
D' Schtadt Weißeburg erschterme.
Unn ach die Schlacht bei Sedan. kann
Sich jedes schee bedrachde.
M'r siehd for e Sechskreizerstick
In Frankreich alle Schlachte.
Korzum, 's is grad wanns lewe dhät,
M'r hörders orndlich knalle.
Siehd die Franzose tausendweis
Dot uff de Borrem falle.
Unn in de Schießschtänd, achherrje,
Schteh'n Määd wie Wassernix:
Wann eener dort 'mool schieße will,
Do laar'n se ehm die Büchse.
Unn dreffd m'r erschd deß Zenderum —
Ich kanns gaar nett begreife —
Do krachts, trumpets, unn husch do leit
En vunn de erd'ne Peife.
Deneewe inn 're kenne Budd
In sohme geehle Waabe —
Do dhuder emm ganz insgeheehm
Ehm dann die Wohret sabe.
Do dhud mer vorr en Kreizer ehm
Die deitsche Einkeit weise.
Do dhuen Ente, Gäns unn Füchs
Sich nett enanner beise.
Deß hatt mich orndlich aagegriff,
Ich saohs Eich unverhohle.
Napoljon könnt am deitsch Gedhiers
Sich 'n lehrreich Beischpiel hole.
Unn newe dran die letschde Budd,
Die kammer nett gefalle.
Do dhunse unser Ammoor drinn
Vorr'n große Dummkobb halle.
Dann ow'r der Dheer schtehd aageschribb —
Groß wie an alle Budde:
D'r Ammoor in Verlegenheed,
Orr' Nacht noor zeeh Minudde
Deß glaaw ich nett, der Ammoor treibt
Bei Nacht doch so kee Schnookes.
Deß glaw ich eher, 's Ganze is
Berliner Hookes Bookes.
Un ah en Zirkuß schted im Schtift,
Der schützd uns vorrem Werre,
War kaam am Sunndaak Owend drei,
Do drebbst's schun durch die Brerre.
Wie's aus war, do hann ich gedenkt,
Ich kennd de Schnubbe kriehe.
Unn binn d'r heeme holzeschtracks
Mich dabber aussezuehe,
Sunschd kennd ich Eich for ganz gewiß
Verzeehle noch viel meehner.
Doch denk ich 'sis genunk forr heit —
En annermool werds scheener.

---

* (Unter den drolligen Annoncen) hat wohl auch folgende ein Anrecht auf weitere Verbreitung über die Grenzen ihrer ursprünglichen Bestimmung: „Ein neunjähriger Reisender in Spiritus sucht für seinen verstorbenen Chef einen neuen Prinzipal in obiger Flüssigkeit."

Gemeinnütziges.

* (Die Kartoffelkrankheit) Das Gardeners Magazin" schreibt in einem Artikel über die Kartoffelkrankheit, daß aus den Erfahrungen früherer Jahre, besonders aber dieses Jahres, der Schluß auf die Gefährlichkeit der Zeit vom 20. Juli bis zum 10. August für die Kartoffelerndte mit Recht erlaubt sei. Fällt in dieser Zeit häufig Regen, und ist noch dazu die Luft durch Electricität sehr beunruhigt, so werden die in der Reife begriffenen Kartoffeln bedeutenden Schaden erleiden, während die ganz reifen oder erst wachsenden theilweise, wenn nicht ganz der Gefahr entgehen werden. Es würde sich daher empfehlen, die Zeit für das Pflanzen der Kartoffeln so zu wählen, daß sie in jener Zeit entweder schon ganz reif sind oder erst wachsen.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 92. Kaiserslautern, 20. November 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Wenn man am Tage mich gekränket.

Wenn man am Tage mich gekränket,
Gekränket mit dem Hohn der Welt,
Wenn nirgend's Trost und Ruh ich finde,
Kein Stern des Lebens Nacht erhellt;
Wall' ich zum Friedhof zu den Gräbern
Der Lieben, die gestorben mir,
Und stiller heil'ger Gottesfrieden,
Zieht in das wunde Herze mir.

Es blinken hell die Leichensteine,
Sie mahnen an Vergänglichkeit,
Es rauscht im Winde die Cypresse
Sie flüstert von vergang'ner Zeit,
Und stille betend knie ich nieder
Zu Gott mein Herze brünstig fleht:
Hier laß' mich einstens Ruhe finden,
Wo Friedensluft mich stets umweht.

Durant.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit

von J. Steinmann.

(14. Fortsetzung.)

Georg nahm das wohlgetroffene Portrait Antoniens und hielt es dem Alten hin.

„Könntest Du entsagen, wenn Du dieser da Treue geschworen hättest und dieser Mund Dir sagte: ich liebe Dich?"

„O nein, o nein," rief der Alte. „Den Tag würde ich segnen, an dem sie über unsere Schwelle träte, aber wir werden ihn nie erleben. Es giebt ein Unglück, ich sehe es vorher."

„Beruhige Dich," sagte Georg. „Geh', melde dem Vater, daß ich bereit sei. Es mag kommen, was da wolle, ich bin bereit, dem, was das Schicksal bietet, meine Schultern darzubieten. Mögen Gott und die Liebe mir die Last tragen helfen."

Dann schloß er das Portrait ein und folgte dem Diener, der langsamen Schrittes vorangegangen war.

Jean öffnete die Thür, welche in Herrn Dolomie's Arbeitszimmer führte. Georg nickte ihm freundlich zu und schritt mit ungebeugter Haltung hinein. Seine Augen leuchteten hell und klar — er war sich keiner Schuld bewußt. Nur ein wenig bleich erschienen die Wangen und das Herz klopfte stärker als gewöhnlich: er wußte, daß der folgende Augenblick über seine nächste Zukunft, wenn nicht über sein ganzes Leben entscheiden würde.

Als Jean die Thür hinter seinem Liebling geschlossen, wankte er wie ein von schwerer Krankheit Betroffener in sein Stübchen. Dort sank er auf die Kniee, faltete die Hände und wollte beten, aber die vorquellenden Thränen erstickten seine Stimme und der Schmerz über Georg's Loos, das ihm keineswegs verborgen war, betäubte ihn und kein Gedanke konnte sich losringen.

„Mein armer, armer Georg!" war das einzige was er hervorbrachte. —

Als Georg eintrat, stand sein Vater mitten in dem Zimmer, sich mit der einen Hand leicht auf den Tisch stützend. Sein Gesicht schien bewegungslos, die Züge waren starr wie von Stein. Selbst das stereotype Lächeln war verschwunden, ganz kalt, ganz eisig blickte er den Eintretenden an.

„Sie haben befohlen, mein Vater," sagte Georg ruhig und fest.

„Es ist gut, daß Du da bist. Nimm' Platz, ich habe mit Dir zu sprechen."

Beide setzten sich. Herr Dolomie nahm auf dem Sopha Platz, Georg ließ sich auf einem Fauteuil nieder.

„Ohne eine weitere Einleitung zu machen, die nur unnöthige Zeit erfordern würde, wollen wir gleich zur Sache kommen," begann Herr Dolomie mit leiser Stimme, aber trotzdem scharf und deutlich accentuirter Aussprache, „Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir schon vor längerer Zeit mittheilte, welche Wünsche und Pläne ich für Deine und der Firma Zukunft hege."

„Mein Vater —"

„Darf ich Dich fragen, inwiefern Du gesonnen bist, diesen Wünschen nachzukommen?"

„Mein Vater! Ich möchte Sie nicht kränken, ich möchte meinen Pflichten als Sohn in jeder Beziehung nachkommen, aber —"

„Aber?"

„Verhältnisse zwingen mich, diesmal nicht mit Ihren Wünschen übereinzustimmen."

Herr Dolomie blickte seinen Sohn fest an.

„Ich kann mir gar nicht denken, welche Verhältnisse es außer der Firma und den Wünschen eines Vaters geben könnte, die einen Zwang auszuüben im Stande wären?"

„Die Liebe," antwortete Georg fest.

Herr Dolomie lächelte, aber dies Lächeln verschwand sehr bald wieder und machte dem früheren starren Ernste Platz.

„Wie alt bist Du?“ fragte er spöttisch.

Georg schwieg.

„In Deinen Jahren glaubt jeder Mensch einmal nicht ohne die Liebe leben zu können. Dieser vorübergehende Rausch giebt sich sehr bald und der große Rest des übrigen Lebens büßt die Thorheit weniger verliebter Stunden. Auch Dir würde es so ergehen wie allen anderen Menschen, wenn Dir nicht guter Rath zur Seite stände. Ich verarge es keinem jungen Mann von Deiner Jugend und Deiner Kraft, wenn er für eine Zeitlang eine kleine Liaison anknüpft, um aus dieser die Nichtexistenz der von den Dichtern gefeierten Liebe kennen zu lernen und einzusehen, daß der Stand des Menschen, der Rang, den er in der Welt einnimmt, das einzig wahre Glück ausmacht. Ich komme Dir als Vater entgegen und spreche den Wunsch aus, Du mögest die Liaison sobald als möglich und eher aufheben, als die Firma Winterberg und Co. mehr als nöthig Kenntniß von einem solchem Verhältniß bekommt. Also bis wie lange gedenkst Du die Liebschaft, von deren Vorhandensein ich erst gestern positive Gewißheit erhalten, fortzusetzen?“

„Mein Vater, ich habe keine Liebschaft, keine Liaison im Sinne der Franzosen angeknüpft. Meine Liebe ist eine ächt deutsche, rein und wahr. Meine Zunge spricht nicht anders wie mein Herz empfindet; ich habe einem Mädchen Liebe und Treue versprochen und Sie, mein Vater, werden mich nicht zu einem Meineidigen machen.“

„Das sind Phrasen. Einer jeden beliebigen Person ist man in Bezug auf Herzensangelegenheiten keine Aufrichtigkeit schuldig. Hat sie etwas Schriftliches von Dir?“

„Nein.“

„Hast Du im Namen der Firma gehandelt?“

„Nein.“

„Gut, so bist Du los und ledig. Wie viel Geld willst Du haben, um die Person abzufinden — ein Dolomie ist nie knickerig gewesen.“

„Mein Vater, Sie irren sich,“ sagte Georg ruhig, wenn auch die Adern seiner Stirn lebhafter pulsirten und Zornesröthe über die geringschätzende Benennung seines höchsten Kleinods auf seinen Wangen glühte. „Das Mädchen, welches ich liebe, läßt sich nicht mit Geld abfinden, weil wahre, reine Liebe ein freiwilliges Geschenk ist, das kein König zu kaufen vermag, das Niemand zurückgeben kann, dem es geschenkt wurde.“

„Du schwärmst. Ich spreche ernst und praktisch. Ich habe noch keine Antwort auf die Frage erhalten. wann wirst Du das Mädchen lassen?“

„Nie,“ erwiederte Georg fest.

„Du weißt, daß die Firma Winterberg mein Wort hat, daher frage ich nocheinmal. Besinne Dich.“

„Ich habe geantwortet.“

Herrn Dolomie's Züge wurden noch eisiger als vorher und das Lächeln, welches sich nun zeigte, war entsetzlich unheimlich — grauenerregend wie der Blick der Medusa.

„Würdest Du bei Deiner Weigerung bestehen, wenn ich auf Grund dessen Dich nicht mehr als Sohn anerkennte?“

Georg verfärbte sich einen Augenblick.

„Auch dann noch,“ antwortete er ruhig.

„Gut, Du willst es so. Ich bemerke nur noch, daß Du kein Vermögen hast. Das Eingebrachte Deiner Mutter, ihr Vermögen, Alles vermachte sie mir als ihrem Erben.“

„Ich weiß es.“

„Und trotzdem beharrst Du bei Deiner Weigerung?“

„Mein Vater,“ begann Georg mit bewegter Stimme, „hören Sie mich an. Schon einmal that ich, was Sie verlangten. Lassen Sie mich schweigen, was ich litt, als Sie meine ganze Jugend in eine öde Gegend statt des erträumten Paradieses verwandelten. Damals war ich ein Knabe, der den göttlichen und menschlichen Geboten blindlings gehorchte. Jetzt aber sehe ich klarer. Meiner Verlobten gegenüber würde ich zum Meineidigen aus Eigennutz und Feigheit, wenn ich mein gegebenes Wort bräche, um einer trüben Zukunft zu entgehen —“

„Es ist gut,“ unterbrach ihn sein Vater, „die Ideen eines revolutionairen Jahrhunderts sprechen aus Dir, Du lebtest zu lange unter den gelockerten Verhältnissen der neuen Welt, als daß sie nicht ohne Einwirkung auf Dich hätten bleiben können und nur zu willig hast Du von ihnen angenommen, was Dir für Deine Ansicht paßt. — Noch einmal mein letztes Wort. Beharrst Du?“

„Ich gab mein Manneswort.“

„Wir sind geschieden. Du bist für mich nicht mehr da. Dein Name kommt nie wieder über meine Lippen, Dein Andenken wird verlöschen. Untadelhaft stand die Firma durch sechs Generationen, sie hat einen Weltruf, ja sie ist berühmter wie manches Grafenhaus mit Hunderten von Ahnen. Und was machte denn die Größe der Firma? Die innere Gediegenheit und der äußere Glanz — der Name und die Repräsentation des Namens. Nie soll es daher einem Träger der Firma Dolomie und Sohn gelingen, die Familie zu verunehren. Nur eine Möglichkeit giebt es, Dir zu verzeihen: Heirathe die Tochter von Winterberg u. Co., sie haben mein Wort — willst Du es nicht einlösen, so verunehrst Du die Firma Dolomie und Sohn.“

„Möchte nie eine Zeit kommen, in der Sie mit bitterer Selbstanklage an diese Stunde zurückdenken,“ sagte Georg schmerzlich. „Mögen Sie nie empfinden, daß es außer der Stellung des Menschen in der Welt, außer Glanz und Reichthum noch ein Anderes, das uns hochbeseligt — die Liebe giebt. Mögen Sie sich nie arm fühlen — arm an Liebe —“

„Genug der Phrasen. Wir sind geschieden.“

Der Vater machte dem Sohne eine steife Verbeugung.

Georg wollte auf seinen Vater zueilen und ihn zum Abschied umarmen, allein Herr Dolomie wehrte ihn mit den Händen ab.

„Wir sind geschieden."

Georg verließ das Zimmer und eilte die Treppe hinauf in seine Wohnung. Er schloß die Thür hinter sich ab und nahm das Portrait Antoniens aus dem Schreibtisch. Lange betrachtete er das Bild.

„Ein neues Leben beginnt und Du bist mein Leitstern!" flüsterte er tief bewegt.

Als Georg kaum oben war, tönte die Glocke aus dem Arbeitszimmer des Herrn Dolomie. Der alte Jean riß sich aus seiner Betäubung und eilte zu seinem Herrn.

Herr Dolomie lehnte im Sopha, sein Gesicht war blaß und erschöpft.

„Jean, bringe mir rasch ein Glas frischen Wassers."

„Auch ein wenig Brausepulver?"

„Nein, nur reines Wasser."

Jean eilte, das Befohlene herbeizuschaffen.

Herr Dolomie blickte vor sich hin.

„Und doch ist er mein Sohn," murmelte er. „Er ist mein Sohn, aber er liebt mich nicht. Er ist verstockt, wie Leopoldine sagt, er ist verstockt, seitdem sein kindischer Eigensinn gebrochen wurde."

Jean brachte das Wasser.

„Jean," begann Herr Dolomie, „von heute an habe ich keinen Sohn mehr."

„O, mein Gott, was sagen Sie?" rief Jean entsetzt. Keinen Sohn mehr? Das kann ja nicht sein —

„Und doch ist es so. Georg und ich sind ewig geschieden. Er selber lös't durch seinen Trotz die Bande die uns bisher hielten."

„Herr Dolomie, das ist nicht gut. Das heißt das Schicksal herausfordern. Ich hatte einst auch Weib und Kind wie andere Leute, einen Sohn — er wäre jetzt so groß wie Ge- wie der junge Herr gewesen. Wie war ich stolz auf ihn, so stolz, daß mich der Hochmuth plagte und ich recht etwas Gescheidtes aus ihm machen wollte. Er mußte lernen von früh bis spät, nichts wurde gespart. Neigungen durfte er keine haben. Ach, mein Eigensinn gab dem Knaben eine traurige Jugend und daran ist er gestorben. Er starb am gebrochenen Herzen, obgleich es nur ein Kind war, und meine Frau folgte ihm. Ja, Herr Dolomie, man kann ein Herz brechen."

„Georg ist ein Mann."

„Aber das Mädchen, dem bricht das Herz und —"

„Schweig'! Erinnere mich nie an die Person. Nenne nie den Namen Georg. Nur wenn er sich besinnt und mein Wort bei Winterber u. Co. auslös't, ist er wieder der meine und tritt in seine alten Rechte ein."

„Und Sie wollen ihn ganz ohne Hülfe lassen?"

„Er ist mein Sohn nicht mehr. Was geht mich ein fremder Mensch an, ein Mensch, der mir schadet, der meinen Namen verunglimpft?"

Der alte Jean wußte kaum mehr, was er sagen konnte und durfte. Er vergaß die Rücksichten gegen seinen Herrn, gegen die strenge Etiquette seines Hauses, er mußte sprechen, wie ihm um's Herz war.

„Herr Dolomie, Sie thun jährlich viel für die Heiden und die gottlosen Menschenfresser. Sie helfen der „heiligen Brüderschaft," sie geben Geld für die Mission in den Zuchthäusern, für Mörder und Diebe, und Ihr Sohn, Ihr einziger Sohn, soll vielleicht darben, der junge, an Reichthum gewöhnte Mann soll entbehren, er soll zurückstehen hinter den Heiden und den Dieben. O, Herr Dolomie, wenn Sie ein Christ sein wollen —"

Ein finsteres „Schweig!" unterbrach den Alten, der betroffen einen Schritt zurücktrat und die gefalteten Hände bittend vorstreckte, als wollte er um Verzeihung fur das eben begangene Wagniß erflehen.

„Laß' es gut sein," sagte Herr Dolomie, „Du hast Dich hinreißen lassen. Ich will Dir beweisen, daß ich ein Christ bin — ich verzeihe, was Du eben gesprochen, aber unter der Bedingung, zukünftig Deine Worte zu überlegen. Merke Dir die Worte der Schrift: Wer viel plaudert, der macht sich feindselig, und wer sich viel Gewalt anmaßet, dem wird man gram."

Ein Wink verabschiedete den Alten.

Herr Dolomie ging eine Zeitlang lautlos in dem Zimmer auf und ab. Dann betrachtete er die Bilder der Vorfahren. Das Bild des Gründers der Firma, dessen Enkel, seinen Urgroßvater, dann betrachtete er das Bild seines Vaters und das seinige. Dicht daneben hing das Bild Georg's. Er nahm das Bild und schloß es in seinen Sekretär.

Dann ging er wieder auf und ab.

Ein in rothes Leder gebundenes Buch lag auf dem Tische, an dem er noch vor Kurzem mit Georg gesessen. Das Buch enthielt die ganze Familienchronik. Darin stand es: Der Firma Dolomie u. Sohn ist ihr Wort stets heilig gewesen und darum hat der Herr sie gesegnet. Diese Worte hatte sein Vater wenige Stunden vor seinem Tode hineingeschrieben.

Weiter zurück stand eine Geschichte geschrieben, die nicht allen Mitgliedern der Familie bekannt war, nur der Vertreter der Firma, der Empfänger des Buches wurde, kannte sie.

Damals hatte ein Sohn nicht Recht wollen, er, der Aelteste, wollte seinem jüngeren Bruder die Firma überlassen und selber hinausziehen in die weite Welt als tapferer Kriegesheld. Da hatte der Vater einen Eid geschworen, ihm den Willen nicht zu lassen, denn ein Krieger war zu damaligen Zeiten der Inbegriff aller Untugenden und Laster, ein Faullenzer und Tagedieb. Aber der Sohn ging heimlich bei Nacht und Nebel davon und ließ sich anwerben für ein Spottgeld. In der Schlacht wurde er aber zum Krüppel geschossen und ist reumüthig nach Hause gekommen, die Verzeihung seines Vaters zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Lauterer Latern.



Hawawwel: Gunnowend, Jacobine.

Jacobine: Gunnowend, Hawawwel, na siehd m'r Dich aa en.ol wirre. — Wo warschde bannamSamschdak-Owend, daß m'r Dich gar net gesieh hatt?

Hawawwel: Ei im Freiersgaarde, Jacobinche.

Jacobine: Im Freiersgaarde? — wo is dann der?

Hawawwel: Weschde dann deß nett — do unne an de —

Jacobine: Aha! jo, jo, jetzd weeß ich's. Seid wann heeßd dann deß d'r Freiersgaarde?

Hawawwel: Ei seid die zwee scheene Määd drinn sinn, do kummen alle Owend e paar Dutzend Freier, daß denne Määd orndlich die Waahl weh dhud, weller alse nemme sollen.

Jacobine: Waß war dann am Samschdaakowend dort loos; ich hann so ebbes gehörd munkele?

Hawawwel: Deß will ich D'r saahe, Jacobinche. Do war Crawall unnig de Cumacher, do wolld jeder de Scheenschd unn der Bräv'schd sei.

Jacobine: Crawall? — wie is dann deß zugang?

Hawawwel: Deß will ich D'r verzeehle, Jacobinche. — Horchemool: M'r sitzend'r ganz gemühd'ich in der sorreschd Schtubb unn verzeehlen funn dem Brand, wo korzsever war, unn daß deß Feier in denne alte Heiser funn der Feierwehr so schnell geleschd worr is — uff emool, do gehd der awwers Dunnerwerre los in der Neweschtub — m'r sinn orndl:ch verschrock unn hänn all geglaabd, 's wär wirre Feierlärme. Do wollder dann so 'n Klechner, 's muß 'n Gummi so waß sei, ehm funn denne Määdle 'n Schtändche vorpeife; do sahr 'n Annerer: er solls Maul halle, funn dem peife dheeds Bier sauer werre. Der Kleeh peist awwer fort und der Anner nett lebbsch unn hautd'r demm Kleehne ens hie, daß 'r do geleeh hott wie e abgebrochnie Nähnohrell; — 'ii Backe harr ausgesieh, als wanner mit'rer Hufraschbel geschmeegeld wärr worr, unn issem uffgeschwoll a's wie e Bierheebdambnuurell. — Uff emool hängt die ganz Kaffruuse annanner, m'r hat nix meeh gesieh als wie Beeh unn Aärem, ich hann nett annerschd gemeehnd, als wie die Schlacht bei Grawwelodd soll noch emool rebbedierd werre. Meehr paar Berjer awwer nett faul, hännse funnanner geriß unn die Kerlcher sinn do erumgeborzeld, als wann jeder 's groß Loos in der Indușchdrieausschtellung gewunn hätt, unn's Enn fumm Lied waren e sticker acht bloohe Aue, e paar verbrochne Gläſſer, e verbrochnie Fenschderscheib unn e enausgeschmiſſener Gummi.

Jacobine: Do wars awer demm ganz recht geschiehd, dem wo gepiff hatt.

Hawawwel: Ei freilich — do haschde mei Aasichd, Jacobinche, dann denk D'r emool, wann deß jung Bier aa noch sauer dheo werre, do dheed m'r jo deß Leibweeh gaar nett geweihd werre.

Jacobine: Ja so meehn ich nett, mei liewer Hawawwel, ich meehn wann e Määre emol so alt is, dasse heirahde kann, do loßdse sich funn so emme kleehne Gimbel nix meeh vorpeife. Awer jetzd muß ich fort, liewer Hawawwel, ich muß Essig unn Ehl hohle, m'r essen heind Owend mei Leibkoschd.

Hawawwel: Waß ess'ner dann do?

Jacobine: Ei Annbiffchersallaad unn Laddwerg.

Hawawwel: Du Narr! do kriehd m'r jo Leibweeh defunn.

Jacobine: Awwer nett so als wammer jung Bier trinke dheed. Gunnachd, Hawawwel!

Hawawwel: Ha! ha! ha! do haschde aa recht. Gunnachd, Jacobinche.

Feuilleton.

* (Eine Fürstenhochzeit in Afrika.) In der „Homeward Mail" findet sich ein Bericht eines Augenzeugen über die Krönung des Fürsten Kassa von Tigre, dessen Namen während des abyssinischen Feldzuges verschiedentlich genannt wurde, und der um jeden Pre.s an die Stelle des verstorbenen Königs Theodor treten möchte. Er hat sich zu diesem Zwecke den Titel „Kaiser von Aethiopien" beigelegt und dazu eine Feierlichkeit mit barbarischem Gepränge und großem Krönungszeremoniell abgehalten. Der Titel „König der Könige von Aethiopien durch den Willen des abyssinischen Volkes" schmeckt nach moderner Civilisation und legt den Gedanken an Plebiscite und andere Einrichtungen nahe. Die Krönungszeremonie ging ruhig und friedlich von statten. Ueber 300,000 Personen waren zugegen. Das Lager bedeckte die Ebene von Axum in einer Länge von 8 Meilen und die Schmausereien dauerten 16 Tage. Es war ein Schuppen, etwa eine englische Meile lang, errichtet worden, unter welchem das ganze Volk sich den Genüssen der Tafel hingab. Gegen 30,000 Kühe wurden geschlachtet und 40,000 Gallonen Honigwein dienten dazu, die Speisen hinabzuspülen.

*** Auflösung des Räthsels in Nr. 90:**

Ketten.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 93. Kaiserslautern, 24. November 1872.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit

von J. Steinmann.

(15. Fortsetzung.)

Die ist ihm denn auch geworden und er ist bald darauf gestorben. Zur selben Zeit ist ein Schiff, das der Firma gehörte und das längst als verloren angesehen wurde, im Hafen eingelaufen, beladen mit kostbarer Zimmetrinde und feinen Gewürzen aus Indien. Und im Tagebuche des Capitains ist Zeit und Stunde angezeichnet gewesen, als ihnen mitten in der Gefahr die heilige Jungfrau und der heilige Elmus als Feuerflammen auf den Mastspitzen erschienen sind. Das war aber, wie die Rechnung nachwies, genau zu der Zeit, als der mißrathene Sohn von dem tiefgekränkten Vater die Verzeihung erhielt, und gerade, als das Glöcklein von St. Johannes läutete zum Zeichen, daß man einem Sterbenden das letzte Sakrament reichte, wurden die Böller im Hafen gelös't, weil das verloren geglaubte Schiff wohlbehalten mit ganzer Mannschaft bunt bewimpelt einlief.

„Also schützte der Herr die Firma und war mit ihr und bewies seine große Gnade," fügte der Chronist hinzu.

„Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt," flüsterte Herr Dolomie. „Wer das Gebot vergißt: „Du sollst Vater und Mutter ehren," dem wird es nimmer gut ergehen. Die Firma wird Winterberg u. Co. nicht als wortbrüchig erscheinen, wenn sie erfährt, daß das Aeußerste versucht wurde und — das Aeußerste geschehen ist."

Dann schrieb er mit klaren, festen Zügen in das roth eingebundene Buch: „Am heutigen Tage starb Georg Dolomie."

Und ruhig, als wenn Nichts vorgefallen, fuhr er auf das Comptoir, um sich von dort auf die Börse zu begeben und war gegen Alle gleich höflich, gleich artig.

Als Herr Dolomie das Haus verlassen, huschte eine weibliche Gestalt aus dem Zimmer, das neben seinem Arbeitszimmer lag, in das Boudoir.

Es war Leopoldine.

Hier angekommen, warf sie das Tuch ab, welches ihre Gestalt fast ganz verhüllte und ging leidenschaftlich erregt auf und nieder.

„Endlich," murmelte sie, „endlich bricht sein eigener Eigensinn ihm den Hals. An eine Versöhnung ist nicht mehr zu denken, und wenn ihr auch noch so gerne wieder einlenken wolltet, so ist es zu spät — dafür werde ich sorgen."

Sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb rasch einige Zeilen an Pastor Schröder, dem sie die Mittheilung machte, daß Georg sich factisch mit dem jungen Mädchen verlobt habe, dessen vollen Namen sie zu haben wünsche.

Als sie den Brief kaum beendigt, trat Herr von Sejour ein.

„Es geht Alles gut," rief sie diesem frohlockend zu. „Papa und Georg haben sich erzürnt für die ganze Zeit ihres Lebens."

Mit raschen Worten erzählte sie die ganze Unterredung zwischen ihrem Vater und Georg, die sie vom Nebenzimmer aus belauscht hatte.

Herrn von Sejours Augen nahmen einen seltsamen Glanz an bei dieser Mittheilung. Sie glühten wie die Pupille eines Katers, der zum letzten Sprung ansetzt, um seiner Beute sicher habhaft zu werden. Er bezwang sich aber rasch und sagte in ziemlich ruhigem Tone:

„Es konnte nicht erwünschter kommen, allein unsere Pflicht ist, die Umstände zu benutzen. Zunächst muß Winterberg wissen, daß man eine Dirne seiner hochgebildeten Tochter vorgezogen hat."

„Dann," fügte Leopoldine hinzu, „muß die ganze Welt den Scandal erfahren. Wir setzen diese horreuse Verlobung in alle Blätter. Ich schrieb schon an Pastor Schröder, er solle mir den Namen der Person verschaffen."

„Den kann ich Dir sagen."

„Ah! Woher weißt Du denselben?"

Herr von Sejour war ein wenig verlegen.

„Ich ließ es mir Pflicht sein, Georg's Thun und Treiben zu beobachten und daß dieser Punkt mich namentlich interessiren durfte, ist leicht einzusehen," sagte er, sich rasch fassend. Dann fügte er hinzu: Mir scheint Pastor Schröder die geeignetste Persönlichkeit zu sein, um Winterberg u. C. aufzuhetzen."

Leopoldine lächelte. „Nenne doch nicht gleich Alles beim rechten Namen, überlasse solche Dummheiten den Plebejern, wir corrigiren das Glück — das ist Alles." —

Noch an demselben Abend erhielt Herr Dolomie ein Privatschreiben von Winterberg u. Co., das ihn dermaßen angriff, daß er sich schon zeitig zur Ruhe begeben mußte.

Als Jean ihn entkleidete, sagte er finster:

„Georg ist nicht blos todt — ich fluche ihm!"

Jean erwiederte kein Wort, aber in der Tiefe seines Herzens betete er:

„Vergieb' uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

8. Kapitel.

Der Sturm erhebt sich.

Am andern Tage gab es in vielen Häusern der Stadt, namentlich der weiblichen Bevölkerung, eine gewaltige Aufregung. Fast alle Zeitungen brachten die Verlobungsanzeige des Herrn Georg Dolomie, auf den so Manche speculirt und nun hatte er sich mit einer vollkommen Unbekannten verlobt, mit einer Dame, die nie in den höheren Cirkeln gesehen worden war. Man schüttelte die Köpfe. Die, welche am stärksten auf den schönen und reichen jungen Mann reflektirt hatten, sagten: Er ist uns von jeher entsetzlich gleichgültig gewesen; manche Mutter sagte zu ihren Töchtern: Der junge Dolomie war ein eigener junger Mann, Ihr hättet ihn gewiß gefangen, wenn Ihr weniger vom Putz und von der Mode und ein Bischen mehr von Kunst, von Göthe und Schiller und klassischer Musik gesprochen hättet.

„Bah! Das macht Nichts, Mama. Wenn ich dem Lieutenant von Dorn nur ein klein wenig Hoffnung gebe, bin ich in acht Tagen verlobt."

„Ja, ja, mit einem Militair! Aber der junge Dolomie wäre mir doch lieber gewesen. Bedenke doch nur die Firma."

„Wer mag die Glückliche sein?"

„Antonie Ehrenfried? Der Name ist mir nicht bekannt. Schlag' einmal im Adreßbuch nach. Da hier — Wittwe Ehrenfried, Gärtnerstraße Nro. 9, dritte Etage. Auch das ist nicht möglich. In einer solchen Gegend kann die Braut des Herrn Dolomie junior nicht wohnen. Zwischen all' dem Pöbel? — Gott bewahre! Nein, das geht nicht!"

Aber Pastor Schröder wirkte im Geheimen und Offenen. Um die Kaffeezeit wußten „Alle, die es anging," wer Antonie sei und welchen Streich Georg gemacht habe. Ja, man erzählte sich entsetzliche Dinge und Alle, die sich im Innern ihres Herzens gekränkt fühlten, weil sie nicht die Bevorzugten waren, warfen Hohn und Spott auf ihn und schleiften den guten Namen des jungen Mädchens durch den Koth.

Die vornehme Welt hatte Stoff — sie verarbeitete ihn mit gewohnter Virtuosität.

Georg war von der Anzeige überrascht, ahnte jedoch den Beweggrund des Inserirenden sofort und errieth auch den heimlichen Freund, dem auch sein Glück am Herzen lag, daß er es in alle Welt hinausposaunte, sehr leicht.

„Nun, mir ist es einerlei," sprach er zu sich selber, „die geringste Bewegung meines Gemüthes, die der Reue oder einer Schaam der Welt gegenüber, mit der ich gebrochen, ähnlich sähe, würde ein trauriger Beweis dafür sein, von den Banden des Vorurtheils befangen sei."

Auch bei Ehrenfried's war man nicht wenig überrascht.

„Ich wollte, ich stände auch erst da mit meinem Steuermann," rief Eva und tupfte mit dem Zeigefinger auf die Verlobungsanzeige.

„Von dort bis zum Altar ist noch ein weiter Weg," sagte Madame Ehrenfried mit einem Seufzer.

„Nun ja," meinte Eva. „Jedem Wartenden erscheint die Zeit doppelt lang. Aber was kann denn viel dazwischen kommen? Wenn man sich liebt, gar nichts, die Liebenden und die Kinder haben alle einen Schutzengel."

In diesem Augenblick trat Georg ein. Man sah ihm an, daß er angegriffen war, daß sein Gemüth gelitten hatte. Trotz seines Kummers, der sich in seinen Zügen ausdrückte, sprach aus Allem eine Zuversichtlichkeit und Hoffnung und ein milder Ernst blickte aus seinen Augen, daß er in diesem Augenblick wie ein Doppelwesen erschien, von dem man nicht wußte, welcher von Beiden ist der Alte und welcher der umgewandelte Georg.

„Dir ist Etwas geschehen," rief Antonie ihm entgegen. „Du siehst anders aus als gewöhnlich, viel freier und zufriedener und doch trügt mein Auge nicht, Du hast Sorgen, die Dich beunruhigen."

Georg sah Antonien mit einem tiefen Blick an. Dieser Blick dankte ihr, denn unwillkürlich fühlte Georg, daß das Auge, welches so genau und richtig in seinen Mienen zu lesen verstand, nur der Liebe seinen Scharfblick verdankte, er hörte aus dem Tone der Stimme die Liebe sprechen und die letzten emporschlagenden Wellen seines vom kurz bestandenen Sturme beunruhigten Gemüthes ebneten sich und auch der Ausdruck der Sorge und des Kummers verschwand aus dem Antlitz, das ja nur der Spiegel der inneren Bewegung war.

Mit kurzen einfachen Worten legte Georg den Frauen das ganze Sachverhältniß dar. Kein Tüttelchen verschwieg er, keinen Umstand legte er zu seinen besonderen Gunsten aus; er ließ nur eine einzige Entschuldigung gelten — sein Manneswort. Und in dem einen Wort lag Alles, seine Liebe, seine Treue seine Männlichkeit und das Vertrauen zur eigenen Kraft.

Antonien's Herz begann höher zu schlagen bei der Erzählung Georg's. Thränen des Mitleids traten in ihre Augen und dennoch jubelte es glücklich und selig in ihrem Herzen. „Alles leidet er für mich, Alles, Alles für mich." Und dann wieder klagte sie sich an: „Liebst Du ihn mit derselben Kraft? Bist Du eines solchen Opfers würdig? Nein, nein," rief ihr zagender Verstand und doch fühlte das Herz, daß es willig sein Leben für das Glück des Geliebten geben würde.

So in widerstreitenden Gefühlen saß Antonie, als Georg geendet.

Auch Eva saß still wie im Traume befangen. Sah das aus wie lauteres, ungetrübtes Glück, was Georg erzählt hatte? — Eva schüttelte den Kopf. Ihr bangte für die Freundin.

Madame Ehrenfried war die erste, welche sich faßte und mit ruhiger Ueberlegung sagte:

„Wir können solches Opfer nicht verlangen, lieber Georg, und würden wir es, müßten wir die Folgen um so schmerzhafter tragen. Wie sollten Sie wohl auf die Dauer den Reichthum entbehren können, der bis jetzt alle Ihre Wünsche erfüllen half und wenn Ihre Liebe auch noch heiß ist, wird sich nicht stets das Schreckbild zwischen Euch drängen, die Ungewißheit ob Jedes von Euch sich auch glücklich fühle. Wird Antonie sich nicht immer sagen müssen: Ersetze ich ihm auch das, was er für mich hingegeben, wird sie nicht mit Angst auf die leisesten Zeichen der Reue achten und werden Sie, lieber Georg, nicht stets denken müssen, die da an meiner Seite, an die ich gefesselt bin, ist der Kern meines Unglücks, werden Sie stets sicher sein, daß sie statt wahrer Liebe Ihnen nur einen Schatten vorführt, um Sie ruhig zu halten und den Ausbruch des Unmuthes so lange als möglich hinauszuschieben. Darum," fuhr sie mit erhobener Stimme fort, „löset das rasch geknüpfte Band. Ihr werdet den ersten herben Schmerz überwinden. Laßt die Vernunft siegen und wendet späteres, namenloses Unglück ab."

Einen Augenblick schwieg Georg, dann sagte er:

„Für gewöhnliche Verhältnisse würde das, was Sie eben auseinandersetzten, Geltung haben, liebe Mama, aber hier irren Sie sich. Ebenso vernünftig und unbeirrt, ja kalt, wie Sie die Sachlage, ebenso ruhig will ich auch die Gestaltung der Zukunft aus dem Vergangenen ableiten. Sie glauben, daß es Reichthum und Wohlleben sind, die mich einst wie die Venus den Tannhäuser zurücklocken könnten und denken, die Sehnsucht nach Glücksgütern oder gar nach dem Umgang mit den Leuten, mit welchen ich bislang zumeist verkehrte, würden mir einst höher erscheinen, als die Liebe Antoniens. Dann irren Sie sich. Wohl nennt man den Reichthum ein Glück — mir hat er keines gebracht. Der Reichthum zog die erste Schranke zwischen mir und dem Vater, ich dachte und fühlte anders, als wie es der Besitz des Reichthums vorschreibt, ich glühte für die Kunst und mußte mein Leben den Zahlen widmen, mein Herz schlug für die ganze Welt, für das Wohl und die Freiheit auch des Aermsten, man zwang mich, dem Egoismus zu huldigen, ohne welchen der Reichthum nicht erworben werden kann und ohne den er zerfließt wie ein Frühlingsnebel von der Sonne. Zwischen meinem Vater und mir lag von jeher ein gewisses Etwas, das uns trennte, ja er gestattete dem Kinde kaum, sich ihm zärtlich zu nahen, er war strenge und lieblos. Die Mutter fehlte, sie ist früh gestorben und jegliches vermittelnde Glied fehlte. Meine Schwester war mir anfangs zugethan, allein die Erziehung, welche ihr ertheilt wurde, bildet nur die Außenseite und verödete das Herz. Sie wurde für solche Cirkel erzogen, in denen nur der edelste Charakter, das tiefste Gemüth der geputzten Hohlköpfigkeit und blendender Oberflächlichkeit nachstehen mussen. Je mehr diese Richtung bei meiner Schwester Wurzel faßte, um so fremder wurden wir uns und schließlich schürten fremde Hände die schlummernde Zwietracht zum hellodernden Haß. Und so stand ich ganz allein. Das goldbeladene Haus in der P—straße ist nichts als eine liebeleere Todtengruft, alle Zimmer durchweht ein und derselbe Eiseshauch, der jegliche warme Regung des Herzens erstarren macht."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Katechismus des Vereins für beständiges Beten.

Der Tag erwacht vom Schlaf der Nacht,
Der Himmel beginnt sich zu röthen,
Da packt uns eine inn're Macht:
Schon ist es Zeit, zu beten!
Wir reiben uns die Augen wund,
Daß wir uns nicht verspäten.
Um „fünfe" öffnet sich der Mund,
Zu beten.

Wir beten laut, wir beten leis,
Wir singen fromme Lieder,
Es steigt in unsern lichten Kreis
Der heilige Geist hernieder.
Wir hängen nicht an Sinn und Leib
Und an des Magens Nöthen;
Wir denken nicht an Kind und Weib,
Wir beten!

Wir beten früh, wir beten spät,
Wir beten ohne Rasten,
Wir stützen, stärken das Gebet
Durch Hungern und durch Fasten.
Wir beten, beten Wort um Wort
Des himmlischen Photographen.
Wir werfen alles And're fort:
Wir beten!

Es schwelgt die Welt im Sündenpfuhl
Un bläbet sich im Schlamme,
Es speit sogar zum heiligen Stuhl
Des Teufels Blitz und Flamme;
Der Sünde Nest, der Sünde Brut,
Wir müssen sie zertreten,
Und machen uns dazu den Muth
Durch Beten!

O fiele von des Himmels Dom,
Zu rächen all' den Frevel,
Ein Sodom- und Gomorrha-Strom
Von glüh'ndem Pech und Schwefel,
Daß in dem Regen untergeh'n
Die Bestien und die Kröten.
Wie wir sie jetzt schon schmoren seh'n
Beim Beten!

Wir beten früh, wir beten spät,
Wir beten ohne Rasten,
Wir stützen, stärken das Gebet
Durch Hunger und durch Fasten.
Fluch dem gelehrten Kram, der Kunst,
Den Denkern und Poeten
Und alles Fortschritt's eitlem Dunst!
Wir beten, beten, beten!

Lauterer Latern.

Mei Dus.*)

Jedem Narr — des isch ke Schluß —
Dem dut sei Kapp gefalle:
Unn ich — ich hab an meiner Dus
Das gröschte Wohlgefalle.
Mach ich se uf unn nemm e Pries —
So duftig wie e Veilche —
Des schmackt, wie wann e Mädel süß
Geküßt werd uf ehr Mäulche.
Sitz in Gesellschaft ich bei'm Wein,
Dhu an mei Dus nor kloppe,
Do kummt e Jeder unn duppt nei,
Die Nas sich voll zu schtoppe.
Doch sitzt en Geitshals mit am Disch,
Der derf mer nitt draus schnuppe;
Nor Ener, der honorig isch,
Derf in mei Dus mer duppe.
Mein Weibel blos, dem will die Sach
Am wenigschte behage;
Drum hot es ach de ganze Tag
Ze schelte unn ze klage:
Wonn nor die Dus d'r Deuwel hätt!
Detscht lieber als Eens trinke,
Do dut mer doch so arig nett
Wie so e Schnupper scht . . . .
Des koscht nor Geld, der unnütz Dreck,
For in die Nas ze schtoppe:
Ich nemm der noch die Dus ewegg
Unn dhu der se verkloppe!
Letscht hat se mer se weggeschafft
Unn wollt mer domit trutze;
Glei hab ich mer e Dutt voll kaaft,
Jetzt dut se's doch nix nutze.
Meim Nochber klag ich als mei Lascht, —
Sunscht möcht ich nitt dra denke —
„O," saht der, „mach der nor ke Braschs
Unn dhu dich nitt so kränke!
Mei Fraa, die macht mer's grade so,
Mer sägt als, 's isch Korjanner —
E' nöthig Uebel, sie sinn do,
's isch Eni wie die Anner!"

---

† Gerichtszeitung. Eines jener Berlinischen Originale, die in der heutigen Zeit der internationalen Uniformität ganz auszusterben drohen, stand vor der siebenten Criminaldeputation unter der Anklage, einen Schutzmann beleidigt zu haben. Der Rentier, Fuhrherr und Hauseigenthümer Heinrich Gotlieb Grimme fuhr am 23. September in Assistenz seines Kutschers einen Arbeitswagen und eine Kalesche durch die Münzstraße, und da die Passage durch den auf dem Alexanderplatz stattfindenden Wochenmarkt grade sehr verstopft war, bog er mit seinen Fahrzeugen auf den Vorhof des Victoria-Theaters ein, um den übrigen Wagen Platz zu machen. Der Portier des Theaters wollte das nicht leiden, seine Einwendungen blieben aber unbeachtet, und der Befehl des zur Intervention herbeigeholten Schutzmannes Hauschmann, hatte denselben negativen Erfolg. Der Schutzmann wollte den Renitenten verhaften, dabei kam er aber schön an. „Wat, son dämlicher Constabler will mir arretiren?" höhnte Grimme; „Jungeken, det war nischt, blind will ick werden, wenn ick mitgehe. Sie denken woll, Sie haben so Eenen aus de Blumenstraße vor sich, den Se mit Ihr Käsemesser die Knochen im Leibe enzweeschlagen können? Den Rock wer ick den Kerl ausziehen, denn wovor bin ick Hauswirth?" Der derbe Witz des Fuhrherrn brachte die Lacher auf seine Seite, der Schutzmann mußte sich rückwärts concentriren, verfolgt von den jeder Reproduction spottenden schnoddrigen Redensarten Grimme's. Die Vertheidigung des Angeklagten war nicht minder originell. Er bestritt, widerrechtlich in den Vorhof des Theaters eingefahren zu sein, und entgegnete auf die Vorhaltung des Präsidenten, der Vorhof sei keine öffentliche Straße: „Ick will Ihnen mal wat sagen, det verstehen Sie nich, ick habe in Berlin von de Pieke uf jedient un weeß Bescheed." Trotz dieser Rhetorik wurde der Angeklagte zu 15 Thlr. Geldbuße, im Unvermögensfalle zu 6 Tagen Gefängniß verurtheilt. „Na, det mit die sechs Dage Gefängniß, det lassen Se man sind," entgegnet er darauf, „so ville Geld haben wir noch immerzu un alle Dage, um die paar Kröten zu bezahlen. Wozu sind wir denn Hauswirth?"

* („Ländlich, sittlich!") In O'Brien, Jowa, starb kürzlich eine Frau Stevenson. Der Arzt welcher sie „behandelt" hatte, suchte sich, als seine Patientin sanft gestorben war, eine von ihren Kühen aus und trieb dieselbe nach seinem Hause, um sich für seine ärztlichen Bemühungen bezahlt zu machen.

* Räthsel.

Wir öffnen selbst der Fürsten Ohren sich;
Doch, sonderbar genug, kein Mensch beneidet mich.

Gemeinnütziges.

* Vor einigen Tagen hat sich der Fall ereignet, daß ein junger Kaufmann in Lünen durch die Benutzung eines Phosphor-Zündhölzchens als Zahnstocher innerhalb zwei Tagen gestorben ist. Wir machen ganz besonders darauf aufmerksam, da wahrscheinlich Mancher sich in Ermangelung eines Zahnstochers zugeschnittener Streichhölzchen bedient, damit Jeder an diesem traurigen Vorfall Vorsicht lerne.

---

*) Obiges Gedicht ward uns zwar als Original-Manuscript eingesandt, doch meinen wir, solches bereits irgendwo gelesen zu haben, und wäre uns lieb, den Verfasser desselben zu erfahren. Die Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 94. Kaiserslautern, 27. November **1872.**

* Kinderweisheit.

Durch's Dorf ein Mädchen eilt mit Hast,
Und schlüpft durch jene Hausthür ganz verstohlen;
Zum ersten Male hat sie sich Muth gefaßt,
Die Schwester aus der Schule abzuholen,
Wo sie noch niemals war zu Gast!

Erst bleibt sie schüchtern auf der Schwelle steh'n,
Laut schallt des Lehrers Stimme. All' die Mädchen,
Die sie so lustig kennt, still nach ihm seh'n,
Und nun erblickt sie auch ihr liebes Gretchen,
Und wagt es, zu ihr hinzugeh'n.

Den Finger auf der Lippe, winkt sie nur,
Und horcht, was wohl der Lehrer möchte sagen?
Er spricht von den drei Reichen der Natur,
Und als geendigt er, da stellt er Fragen;
Das Kind folgt aufmerksam der Spur.

„In welches Reich gehört der Mensch, Marie?
Du weißt es nicht? — Nun Gretchen? — Weiß es Keine?"
Das Mädchen glüht: „Ich weiß es!" flüstert sie.
Der Lehrer lauscht: „Ei, seht einmal die Kleine.
Wirst Du mir's auch jetzt sagen? Wie?

Das kam doch unverhofft! Doch blickt sogleich
Das Kind empor, ganz frei und ohne Bangen,
Froh lächelt sie, ihr Auge wird so weich,
Sie spricht, indem sich färben ihre Wangen:
„„Der Mensch gehört in's Himmelreich!""

Amélie Godin.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(16. Fortsetzung.)

„Mein Gott," unterbrach ihn Eva. „Wir glaubten immer, daß Sie so unaussprechlich glücklich seien. Wie kann man sich aber auch unglücklich fühlen, wenn man Alles haben kann, was man will?"

Georg lächelte.

„Alles?" fragte er. „Auch die Liebe?"

Er stand auf und umschlang Antonien.

„Was mir das ganze bisherige Leben versagte, das hast Du mir gegeben — die Liebe. Ich bin nun erst zum Leben erwacht durch Dich und Ihr könntet glauben, ich würde freiwillig wieder hinabsteigen in die dunkle Gruft? Nein nimmermehr. Nennt es, wie ihr wollt, schändliche Selbstsucht oder göttliche Liebe — ich lasse von Antonien nicht."

Seine ganze Haltung, das Feuer seiner strahlenden Augen bewahrheiteten, daß seine Worte aus der tiefsten Seele kamen, und wie er so dastand, so edel, so schön, so angehaucht von dem Feuer der Gemüthserregung, da war es, als wenn er wie in magnetischem Zauber auf Aontonie wirkte. Sie konnte nicht anders, sie sprang auf und rief:

„Ich lasse nicht von Dir!"

„Amen, Amen," sagte Eva und faltete die Hände.

Die Wittwe weinte still vor sich hin. Sie, die Erfahrene, die selber so großes Herzeleid erfahren, sah das Unglück sich nähern, riesengroß und riesenschwer. Es konnte ja nicht ausbleiben."

Man klopfte.

„Herein!" rief Georg.

Die Thür öffnete sich langsam und herein trat mit bedächtigem Schritt der alte Jean, der treue Diener des Hauses Dolomie.

„Ah!" Du bist es, Jean?" rief Georg überrascht. „Was bringst Du Gutes?"

„Gutes?" fragte der Alte. „Nicht viel. Nein, gar nicht viel."

Der Alte war ganz verlegen, er blickte bald auf Georg, bald auf Antonie, die an ihrem Geliebten lehnte. Ueber Beide war noch die Weihe des vorhergehenden Augenblicks gebreitet, die erst allmählig wieder die äußere Kundgebung verließ, um sich um so tiefer und dauernder in's Innere zurückzuziehen.

„Ja, das ist sie," sagte der Alte, indem er auf Antonie deutete. „Ja, das ist sie, aber viel schöner als das Bild, viel schöner. O, junger Herr Georg, warum kennt die Firma nur die Stellung und den Mammon?" —

„Die Firma Winterberg ist bei uns gewesen," fuhr er nach einer Pause fort, die ganz dem Anschauen Antoniens gewidmet war. „Es ist Alles aus, Sie haben sehr heftig mit einander gesprochen. Die Firma Winterberg sprach von Worthalten, daß ihre Tochter blamirt sei, daß er nie wieder Rücksicht auf die Geschäfte der Firma nehmen wolle, sondern mit verstärkten Mitteln eine große Concurrenz eröffnen würde. Allen seinen Geschäftsfreunden wollte er mittheilen, wie Dolomie und Sohn Wort hielten."

„Aber," rief Georg, „die Firma hat doch nichts mit Familienangelegenheiten zu thun?"

Der Alte blickte Georg an, als wenn er sagen

wollte: So dumm bist Du noch, daß Du nicht weißt, weßhalb bei uns geheirathet wird?"

Laut sagte er dann: „Das Geschäft war einmal abgeschlossen —"

„Aber die Waare wollte nicht," fiel Georg lachend ein.

„Nein, durchaus nicht. Und deshalb sind die Firmen, die zusammengehen wollten, ganz auseinander und — an Versöhnung wird nie wohl zu denken sein, ich kenne die Firma."

„Es läßt sich nun einmal nicht ändern. Ich habe mit der Vergangenheit gebrochen und gehe einer neuen Zukunft entgegen. Ich habe dem Reichthum entsagt, und dem wahren Glück meine Hand zu reichen —"

„Aber," unterbrach Jean ihn ängstlich, „wovon wollen Sie denn leben? Auf ein Comptoir können Sie hier doch nicht gehen, Sie würden zu viel Unangenehmes haben."

„Den Kaufmannsstand hänge ich an den Nagel," erwiederte Georg. „Ich werde mich der Kunst widmen."

„Ach, Du lieber Gott, der Kunst! Georg Dolomie, der einzige Sohn der Firma, ein Künstler. Nein nimmermehr, das geht nicht an, das kann nicht angehen."

Jean schien unter der Rubrik „Künstler" jene wundersame Gesellschaftsklasse zu begreifen, die Messen und Jahrmärkte mit ihren Leistungen unsicher macht. Und so war sein Entsetzen erklärlich.

„Ich will kein Schauspieler oder dergleichen werden," erwiederte Georg, um den Alten zu beruhigen. „Ich werde Maler."

„Handwerker? Nein, das geht nicht."

Georg mußte unwillkürlich lächeln. Der Alte war auch alt geworden in der Luft des Hauses Dolomie, ihm galt auch nur ein Stand: der des Kaufmannes.

„Du meinst, ich würde ein Anstreicher. Nein, auch das nicht. Ich werde Bilder malen, solche, wie Du gestern morgen eines bei mir gesehen hast, Jean."

Dieser schüttelte den Kopf.

„Davon kann man nicht leben," sagte er.

Wir müssen sehen.

„Die Firma gibt keine Unterstützung her."

„Ich weiß es."

„Aber wovon denn leben?"

„Von meinem Talent und meiner Hände Arbeit."

„Aber Sie müssen doch mit einem Capital anfangen —"

„So viel als ich zum Anfange gebrauche, besitze ich noch. Du weißt, ich war nie ein Verschwender —"

„Aber auch kein Geizhals." Viel kann es nicht sein."

„Es reicht hin."

„Nein, nein, das kann es nicht," rief der Alte, der heute sehr hartnäckiger Natur war. „Es ist nicht genug. Sie müssen mehr gebrauchen — da — hier —"

Bei diesen Worten zog er mit vor Aufregung zitternden Händen ein Taschenbuch hervor, aus dem er ein Convolut mit Werthpapieren hervornahm, die er Georg hinreichte.

Dieser sah ihn erstaunt und betreten an.

„Nehmen Sie es nicht übel, junger Herr Georg," sagte der Alte mit zitternder Stimme, aber ich konnte nicht anders. Ich habe die ganze Nacht gewacht und überlegt und nachgedacht und das Resultat war, daß es Ihnen kümmerlich gehen müsse. Da habe ich denn meine paar Ersparnisse genommen und gedacht: Was soll ich damit — ich habe ja zu leben und mein Sohn ist todt und habe keinen Menschen, der mich lieb hat als Georg, den ich auf diesen Armen getragen, als er klein war und dem ich die Hand wieder reichen muß, nun er groß ist. — O, nehmen Sie es doch, Georg, es klebt kein Unrecht daran."

Die zitternden Hände boten Georg das Convolut dar. Die Hände, welche mühsam gesammelt hatten, die zur Zeit der Rüstigkeit schafften, um im Alter ruhen zu können, beeilten sich den langgehegten Schatz fortzugeben; sie schienen es nicht erwarten zu können, bis sie von ihrer Bürde befreit wären.

Unverwandt blickte der Alte Georg an und so viel Bittendes lag in seinen Augen, daß es der Worte kaum bedurft hätte.

„Ich danke Dir, Jean," sagte Georg nach einer Pause tief bewegt. „Ich danke Dir —"

Ein Freudenschimmer flog über das Gesicht des Alten.

„Sie nehmen es an! Gott sei gedankt."

„Nein, nein," erwiederte Georg rasch. „Das sei ferne von mir, daß ich Dein Hab und Gut nehme. Hieße das der eigenen Kraft vertrauen, wenn ich Dein Geld annähme, um kurze Zeit der Sorge zu entgehen? Nein, Jean, mache mich nicht irre an dem Wege, den ich eingeschlagen habe, laß' mich mein Ziel erreichen ohne Hülfe. Laß' mich allein ringen und kämpfen und muthe mir nicht zu, Andere in den Kampf hineinzuziehen."

„Ich wußte, daß Sie das sagen würden," sagte der Alte tonlos. „Ich wußte es. — Aber das Geld gehört nicht mir. Es ist das Ihrige. Auch ich halte mein Wort und mein Wort heißt: Das Geld gehört dem jungen Herrn, dem habe ich es zugedacht."

Der Alte legte das Paket mit den Papieren auf den Tisch, drehte sich kurz um und schritt ohne ein Wort zu sagen, so rasch als es ihm möglich war, zur Thür hinaus.

„Er weiß nicht, was er thut," rief Georg und eilte ihm nach mit dem Gelde. —

Nach einer Weile war dasselbe Gemach der Schauplatz einer anderen Scene.

Der Beamte Korn sprach einmal wieder vor. Er hatte sich lange, sehr lange nicht gezeigt, aber nun war er da und setzte sich auf das Sopha und that, als wenn er Herr vom Hause sei.

Die Wittwe war verwundert über dies Auftreten des Mannes. Er, der bei seinen früheren Besuchen stets einen gewissen Anstand gewahrt hatte, kehrte eine Seite heraus, die Madame Ehrenfried in Erstaunen setzen mußte, zumal sie auch nicht die geringste Ver-

anlassung zu einem derartigen Benehmen gegeben haben konnte.

„Das haben Sie schlau angefangen, Madame," sagte der Beamte lachend. „Fischen da für Ihre Tochter einen der feinsten jungen Männer der Stadt und bringen ihn dann so fein in die Oeffentlichkeit, daß er nur mit schwerem Gelde wieder loskommen kann."

Dann schlug er ein höhnisches Gelächter auf.

Die Wittwe war wie erstarrt. Das wagte der Mann ihr zu bieten?"

Sie wollte aufspringen und rufen: Schändlicher Mensch — — aber ein einziger Blick des Dasitzenden zwang sie ruhig zu bleiben und — zu schweigen.

Das war ein böser Blick. Ein Blick des Einverständnisses, der die Erinnerung an vergangene Tage und ein Verbrechen wieder so lebhaft hervorrief, als wären nur erst wenige Stunden verronnen. Der Blick traf. Der Beamte wußte und lächelte zufrieden.

Aber für die Wittwe allein waren die Worte nicht gesprochen. Denn dort an ihrem Arbeitstische vor dem Fenster saßen Antonie und Eva. Keine sprach ein Wort, nur die Hände arbeiteten rastlos, die innere Erregung der letzten Zeit mußte sich äußern. Der rasende Roland entwurzelte Bäume und verrückte Felsen: ein weibliches Gemüth vergräbt tiefen Kummer und frohes Glück in stillschaffender Arbeit. Mit jedem Blumenblatt, das die Finger formten, war es ruhiger in ihnen und die kleinen Thautropfen, welche Antonie auf eine einfache Blume heftete, wäre ohne die Ruhe schaffende Arbeit wohl zur Thräne geworden.

Auch die beiden Mädchen hörten diese brutalen Worte.

Antonie war leichenblaß und die Scheere, welche sie in der Hand hielt, fiel klirrend auf den Boden.

Eva sprang resolut auf. So etwas wagte Jemand vor Madame Ehrenfried zu sagen? Und ihre herzensgute Antonie, ihr Abgott, sollte so beleidigt werden dürfen, ohne daß sie in die Schranken träte? Gott bewahre!

Mit zornfunkelnden Augen trat Eva vor den Beamten.

„Wenn ich ein Mann wäre," rief sie mit vor Zorn erstickter Stimme, „dann würde ich Sie gewaltsam von hier entfernen."

„Langsam geht's nur," lachte der Beamte. „Nicht wahr, Madame," wandte er sich an die Wittwe," mit dem Hinauswerfen ist es so ein eigenes Ding? Wer nimmt denn gleich einen kleinen Scherz so übel? Komm' einmal her," sagte er zu Eva, „und sag' mir einmal wie Du heißest."

Dabei streckte er die großen, rothen Hände aus und wollte Eva ergreifen.

„Um Gotteswillen —" flehte Madame Ehrenfried.

„Mein Herr," rief Eva entrüstet und trat einen Schritt zurück.

„Stellt Euch doch nicht so an," lachte der Beamte. „Glaubt Ihr denn, ich wäre so dumm und wüßte nicht, wie Ihr's treibt? Meint Ihr, ich wäre so einfältig zu glauben, daß Ihr Euch mit dem Bischen Blumenkram da ernährt? Seid zufrieden, wenn ich einmal einen kleinen Scherz mit Euch mache — im Ernst lasse ich nicht mit mir spaßen."

„Sie sind ein Unverschämter," rief Eva.

„Du hast Talent," lachte der Beamte. „Wie oft hast Du schon die Entrüstete gespielt? — Mädchen, Mädchen, ich sage Dir, wirf Dich nicht weg, Du bist ein Capital."

„Herr Beamter," bat die Wittwe, „was hat Ihnen das Mädchen gethan? Sie ist ein ehrliches und braves Mädchen —"

„Gerade so ehrlich wie Sie," zischelte der Beamte der Wittwe höhnisch in's Ohr.

Madame Ehrenfried brach bei diesen Worten zusammen.

Antonie sprang rasch auf, ihr beizustehen und auch Eva war in demselben Augenblicke mit ihr beschäftigt.

Der Beamte betrachtete die beiden Jungfrauen mit unverholter Freude. Er bewunderte das Ebenmaß des Körpers, er verschlang jede ihrer anmuthigen Bewegungen mit den Augen. Und doch waren es nicht die Blicke eines Liebhabers oder leicht entzündlichen Roué's, mit denen er sich die Gestalten einprägte, nein, so berechnend konnte nur ein taxirender Händler einen Gegenstand fixiren. Solche Blicke finden jeden Fehler und jeden Vorzug und subtrahiren, während des Betrachtens das eine von dem Andern, um in einem Moment den positiven Werth abzuschätzen.

Der Beamte mußte zu günstigen Resultaten seiner Betrachtungen und Berechnungen gekommen sein, denn er lächelte zufrieden, sehr zufrieden, dann aber wurde sein Gesicht nachdenklicher, es schien ihm nicht Alles nach seinem Wunsch zu sein. Es mußten Schwierigkeiten vorliegen, die überwunden werden mußten und diese Schwierigkeiten schienen nicht so sehr leicht hinwegzuräumen zu sein.

„Nun ist es Zeit vorzuarbeiten," hatte Herr von Sejour ihm vor Kurzem gesagt."

„Was gemacht werden kann, wird gemacht," hatte er selber geantwortet.

„Je ordenairer die Person ist, an die der junge Herr Dolemie sich weggeworfen hat, um so größere Dienste leisten Sie mir," hatte der liebenswürdige Schwager in spe Georg's bemerkt.

„Ganz wie Sie wollen. Für uns ist das eine Kleinigkeit."

Der Beamte wollte heute einmal das Terrain nach dieser Richtung hin recognosciren, allein die Ergebnisse dieser Expedition waren nicht der Art, wie er sie gewünscht.

„Die kleine Person muß zuerst fort," murmelte er leise, „sie macht die Andere widerspenstig. Habe ich die Große — er meinte Antonien — nur allein, ist das Spiel gewonnen. Denn die Mutter ist in meinen Händen und darf sich nicht sträuben."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Aus den Vereinigten Staaten.

* (Rechte eines Amerikaners.) Ein Spaßvogel machte folgende Zusammenstellung, welche er die unveräußerlichen Rechte des Amerikaners nannte, und welche in der Unabhängigkeitserklärung nicht enthalten seien. Diese Rechte sind:

1. Irgend ein Geschäft oder Handwerk zu treiben, ohne es gelernt zu haben.
2. Zu heirathen, ohne Rücksicht auf pekuniäre Verhältnisse, Gesundheitszustand, Stellung oder den Willen der Eltern.
3. Weib und Kind zu haben und abhängig von den Wechselfällen des Lebens zu sein, und im Falle eines plötzlichen Todes die Familie im Elend zu lassen.
4. Die Kinder kein ordentliches Geschäft lernen zu lassen, hoffend, daß dieselben, wenn erwachsen, „smart" (pfiffig) genug sind, ihren Lebensunterhalt aus dem Fleiße Anderer zu ziehen.
5. Die allgemeine Theilnahme zu erregen, wenn Bankerott in Folge schwindelhafter Unternehmungen eintritt.
6. Die Regierung, wenn möglich, zu betrügen.
7. Aemter zu haben, ohne im Stande zu sein, dieselben zu verwalten.

* Für die Wahrheit folgenden Beispiels wunderbarer Fruchtbarkeit ist der „Cincinnatti Lancet und Observer" verantwortlich: „Am 21. August d. J. wurde Frau Timothy Bradlee im County Trumbull, O., von acht Kindern — drei Knaben und fünf Mädchen — entbunden. Die Kinder sind klein, aber gesund und lebenskräftig. Herr Bradlee heirathete vor sechs Jahren Fräulein Eunice Mowery, welche am Tage der Hochzeit 273 Pfund schwer war. Sie gebar zweimal Zwillinge und jetzt zwei Drittel Dutzend auf einmal, macht in sechs Jahren zwölf Sprößlinge. Frau Bradlee stammt von Drillingen, ihr Vater und ihre Mutter gaben fünfmal Zwillingen das Leben."

* Das seltsamste Hotel in der Welt ist wohl dasjenige, welches sich auf der Straße von San Jose nach Santa Cruz, im südlichen Californien, befindet. Denke sich der Leser zehn ungeheuere Bäume, einige Fuß von einander stehend und inwendig hohl; diese sind das Hotel, nett, kühl und romantisch. Der größte der zehn Bäume mißt 65 Fuß im Umfang und enthält ein Gesellschaftszimmer und eine Trinkstube. Um diesen Baum herum ist ein lieblicher Blumengarten. Der Salon ist eine Laube aus Rothholz und Immergrün. Als Schlafzimmer dienen die übrigen neun Bäume, welche auf's hübscheste austapezirt, und mit Thüren von der Form der Bäume versehen sind. Als Lesezimmer dient ein alter Baumstumpen und zugleich auch als „Bibliothek." Da es in dieser Gegend nie gefriert und die Bäume in den heißen Monaten von Dezember bis Juni Schatten und Kühlung verschaffen, so ist dieses Hotel nicht allein eines der seltsamsten, sondern auch angenehmsten.

* (Was ist Socialismus?) Diese weltbewegende Frage lösten kürzlich zwei Berliner Sonnenbrüder ebenso tiefsinnig wie schlagend. Die biedern Seelen standen in ernster Berathung vor dem Keller eines Actienbudikers; hatte es ihnen der leckere Schweinebraten oder die verführerisch blinkende Kümmelpulle auf dem Schilde angethan? Die sauberen Freunde kratzten sich verzweifelnd hinter den Ohren, schüttelten nachdenklich und mißmuthig der theuern Schädel. „Höre mal Djust," begann endlich der Eine, „Du hast ja früher dem Assessor seine Stiefel geputzt, weest de nich, was Socialismus is?" „Hm!" räusperte sich Djust, „sieh mal, wenn wir jetzt runter gehn und Du bestellst een Achtel, denn bezahlst Du's; wenn ick aber een's bestelle — denn bezahlst Du's ooch." — „Gut, wenn ick aber ooch Socialiste bin?" — „Denn — denn bezahlt der Wirth!" — „Gut, wenn der Budiker aber ooch Socialiste ist?" — „Denn — denn verhauen wir ihm!"

Gemeinnütziges.

* (Keine nassen Füße.) Das Schlechteste, was man zum Schutz der Füße gegen Feuchtigkeit thun kann, ist, das Fußwerk zu schmieren. Dadurch macht man das Leder mürbe und die Nässe dringt dann um so leichter hindurch. Weit besser ist es, sich einen guten Lederfirniß zu bereiten, nämlich so: Man nimmt ein halbes Pfund Schellack, bricht ihn in kleinere Stücke, weicht sie in einer Literflasche voll Alkohol, verkorkt dieselbe recht gut, stellt sie an einen warmen Ort und schüttelt sie mehrmals des Tages. Sodann setzt man ein Hühnerei großes Stück Kampher zu, schüttelt die Flüssigkeit gut durch und bringt noch 2 Loth Kienruß dazu. Ist der Alkohol gut, so werden diese Ingredienzen in drei Tagen aufgelöst sein. Will man den Firniß gebrauchen, so gießt man zwei oder drei Theelöffel davon in ein Töpfchen und trägt sie mittelst eines weichen Pinsels auf das Leder. Sind alle, zur Flüssigkeit benutzten Materialien von guter Beschaffenheit gewesen, so trocknet sie binnen fünf Minuten und verleiht dem Leder das Ansehen des sogenannten Patentleders. Der Vortheil dieses Präparates besteht darin, daß es nicht in das Leder eindringt und es hart macht, sondern nur an der Oberfläche haftet und die Feuchtigkeit auf das vollständigste abhält. Dieser Firniß eignet sich vortrefflich auch zum Conserviren der Pferdegeschirre.

* **Auflösung des Räthsels in Nr. 93:**
Ohrenlöffel.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt
zur
„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 95. | Kaiserslautern, 1. Dezember | 1872.

* Liebeslied.

Wie das Mondlicht zauberprächtig
Strahlt in öde Kerkernacht,
Also hast Du liebemächtig
In mein trübes Herz gelacht:

Daß die eisig starre Rinde,
Die so lang' es eingeengt,
Mir Dein Odem, süß und linde,
Frühlingsfreudig hat gesprengt.

Jugendselig hör' ich klingen
Alte Weisen, himmlisch rein,
Und Du trägst auf Engelsschwingen
Mich in's Paradies hinein.

Wie aus klaren Rheinesfluthen
Glänzt der Nib'lungen Gold,
Also aus den Liebesgluthen
Lacht Dein Auge mir so hold;

Daß mir's ist, ich sollt' versenken
Meinen Liederschatz darin,
Und Dir alles wiederschenken,
Was ich durch Dich war und bin.

Theodor Gesky.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(17. Fortsetzung.)

Bei diesem innerlichen Selbstgespräch ließ er die beiden um die Wittwe Beschäftigten nicht aus den Augen und so konnte ihm nicht entgehen, daß Eva an der linken Hand einen Diamantring trug, der dem Anscheine nach zu urtheilen ziemlich werthvoll war und mit den Einnahmen einer Blumenmacherin in keinerlei Verhältniß stand. Ein boshaft freudiges Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Jetzt bist Du mein," sagte er sich selber.

Dann stand er auf.

„Ich bin hier wohl überflüssig, meine Damen," lachte er, „denn Sie drehen mir ja in Einemfort den Rücken zu. Adieu, auf Wiedersehen," rief er und ergriff Eva's Hand, wie um ihr Lebewohl zu sagen, im Grunde genommen wollte er jedoch nur den Diamantring genauer betrachten.

Eva zog die Hand zurück, als hätte sie eine giftige Schlange berührt, allein der Beamte hatte schon gesehen, was er sehen wollte.

Madame Ehrenfried war wieder zu sich gekommen. Als sie die Augen öffnete, erblickte sie das zufriedene Gesicht des Beamten.

Schaudernd schloß sie die Augen.

Der Beamte lachte laut auf.

„Sie müssen sich bessere Nerven anschaffen," rief er. „Sie werden sie gebrauchen können."

Mit diesen Worten entfernte er sich.

„Mutter?" rief Antonie entsetzt, als der Beamte Korn die Thür dröhnend hinter sich zugeschlagen. „Was will der Mensch, was gibt ihm ein Recht, uns zu mißhandeln?"

Madame Ehrenfried schwieg einen Augenblick mit geschlossenen Augen.

„Er meint es nicht böse," antwortete sie ausweichend. „Wir haben ihm Vieles zu verdanken."

„Du sagtest einst, er sei ein Freund des Vaters gewesen," fuhr Antonie fort. „Kann er so gegen seines Freundes Familie handeln, wie er es heute that?"

„Er wollte uns gewiß nicht beleidigen."

„Aber er hat es gethan," rief Eva empört.

„Er flüsterte Dir Etwas in's Ohr, Mutter," fragte Antonie weiter. „Was konnte er Dir so Schlimmes sagen, daß Du wie leblos niedersankst?"

„Mein Kind — Du hast Dich getäuscht."

„Nein, ich habe es deutlich gesehen."

„Ich auch," rief Eva.

„Du hast ein Geheimniß, Mutter, theile es uns mit. Laß' uns gemeinschaftlich tragen, was nicht zu ändern ist. Dein Geheimniß wird auch das unsere sein. Erleichtere Dein Herz und laß' uns gemeinschaftlich berathen, was zu thun ist."

Madame Ehrenfried wollte sprechen. Nur einen Augenblick überlegte sie. Wie gerne wollte sie das unglückselige Geheimniß mittheilen, um freier athmen zu können. Und konnte es schlimmer kommen wie heute? Nein, lieber auf schwache Hülfe in der Noth bauen als ferner solche Behandlung von dem Beamten ertragen. Antonie wollte tragen helfen, die Last mußte ja leichter werden, wenn zwei Schultern statt einer sie trugen.

„Schließ' die Thür, Antonie," sagte sie.

Noch ehe Antonie dem Befehl nachkommen konnte, stürmte Ernst in das Gemach.

„Ich bin heute der Oberste in der Klasse geworden," jubelte er, „und wenn ich's bis zu Ostern bleibe, kommt mein Name auf die Ehrentafel."

Da krampfte das Herz der armen Frau zusammen.

„Ich habe das Fieber," sagte sie tonlos, „ich weiß nicht was ich spreche."

Mit wankenden Schritten schlich sie in das Schlafzimmer.

9. Kapitel.

Getrennt. — Getraut.

Kommen und Gehen, Scheiden und Wiedersehen, wechseln im menschlichen Leben wie Tag und Nacht, Sommer und Winter, in der Natur, nur mit dem Unterschiede, daß die Nacht oft endlos dauert und nur von dem Nordlicht der nie versiegenden Hoffnung erleuchtet wird und daß der Winter, der einmal Eis um ein Menschenherz gelegt hat, starr und fest bleibt wie die Gletscher hochragender Gebirge.

Georg, seinem einmal gefaßten Plane treu, war nach Düsseldorf gereis't, um sein Talent zu vervollkommnen und von dort aus seine Werke in die Welt zu senden.

Am frühen Morgen ging der Zug ab, mit dem Georg reis'te. Antonie und Eva brachten ihn bis an das Coupé. Es war ein herzlicher Abschied, wehmüthig, aber nicht so schwer, wie sonst wohl ein Abschied auf jener Stätte; Georg kam ja bald wieder; nur noch diese kurze Trennung und dann folgte die Vereinigung für das ganze Leben.

Kurz vor dem Abgange des Zuges eilte eine merkwürdige Gestalt auf den Perron. Ein dichter Rockmantel verhüllte die ganze Gestalt, ein dicker wollener Shawl verdeckte das Gesicht bis an die Nase und ein breitkämpfiger, nach vorne heruntergeschobener Hut verbarg die Stirn und die Augen. Diese wunderliche Erscheinung eilte den Zug auf und ab. Als sie jedoch die beiden Mädchen erkannt und Georg entdeckt hatte, blieb sie in einiger Entfernung stehen.

Als das Signal zur Abfahrt gegeben war und die Wagen sich in langsame Bewegung zu setzen begonnen, stürzte der Vermummte mit einer raschen Bewegung auf das Coupé zu, in welchem Georg saß, und ehe dieser es verhindern konnte, hatte die Gestalt ihm ein Packet in die Hände gedrückt, das er nolens volens behalten mußte, denn die Locomotive zog rascher an und die Schaffner riefen: „Zurück da!"

Antonie und Eva blickten dem Zug so lange nach, als sie ihn mit ihren Augen verfolgen konnten. Jetzt passirte der letzte Wagen die Krümmung des Geleises das von dem weitläufigen Bahnhofe führte und nur noch einige Rauchwölkchen, die sich wie eine Schaar weißer Tauben in der Luft zerstreuten, deuteten von oben aus den Wolken auf den Pfad, den das Dampfroß dahineilte.

„Lebe wohl, Georg," flüsterte Antonie leise, mit Thränen in den Augen. „Mein Herz ist alle Augenblicke bei Dir."

„Da fährt er hin, Dein Prinz," sagte Eva. „Er bleibt wenigstens auf festem Lande. „Du solltest nur einmal sehen, wenn ein Mensch, der einem nicht ganz gleichgültig ist, auf so ein wackeliges Schiff steigt und dann auf das Meer hinauszieht — das macht sich lange nicht so gemüthlich ab. Aber wenn das Schiff dann wiederkommt — Mädchen, Mädchen," sagte sie plötzlich mit einem reizenden Lächeln, „wenn wir ihn hier erst abholen, sind wir Beide froher. Mein Steuermann ist dann auch hier. Ach! wird das schön werden."

Antonie gewahrte die vermummte Gestalt, die noch immer auf den Fleck hinstarrte, wo vor wenigen Minuten das Coupé mit Georg gestanden hatte.

„Sieh' einmal," sagte sie leise zu Eva. „Wer mag das sein?"

Ihre Neugierde ward von dem Vermummten selber befriedigt. Die Gestalt nahm den breitkrämpigen Hut ab und grüßte freundlich.

„Er ist richtig fortgegangen," sagte sie mit wehmüthigem Ausdruck. „Wenn das die Firma gesehen hätte!"

„Ach, Sie sind es, Herr Jean," rief Eva. „Sie wollten Ihrem früheren jungen Herrn auch Adieu sagen?"

Der Alte wurde verlegen. So eigentlich Adieusagen wollte ich nicht," sagte er. „Ich wollte nur einmal sehen, ob der Herr Georg wirklich gingen — da hat er gesessen," sagte er und zeigte auf den leeren Platz, wo Georg's Coupé gestanden hatte."

Die Drei gingen dem Ausgange des Bahnhofes zu.

„Es gibt ein Unglück," sagte Jean mit Kopfschütteln. „Können Sie sich vorstellen, daß ein Sohn der Firma wirklich Maler wird?" fragte er. „Können Sie sich wirklich vorstellen, daß er abreis't?"

Die beiden Mädchen konnten dem Alten keine Antwort geben, da die Thatsachen allen Vorstellungen ein factisches Ende machten.

Der Bahnhof war so gebaut, daß die abgehenden Züge an der einen Seite der glasbedeckten Halle, die ankommenden an der anderen Seite ihren Perron hatten. Die Wartesäle und die breite Vorhalle, in der sich die Billet-Ausgaben und Gepäckexpedition befanden, lagen jedoch so, daß sowohl das ankommende wie das abgehende Publikum passiren mußten.

Etwa fünfzehn Minuten nach dem Abgange des Zuges, mit dem Georg so eben abgereis't war, mußte der Zug vom Norden kommen und in den Wartesälen, sowie auf dem Perron hielten sich schon trotz des frühen Morgens eine Anzahl von Menschen auf, um den Zug zu erwarten.

Antonie, Eva und der alte Jean bemühten sich dem Ausgange zu, allein der Andrang gestattete ihnen den Austritt nicht sofort. Sie mußten einen Augenblick warten, ehe sie das Freie gewannen.

Während dieser kurzen Zeit fielen Antoniens Blicke unwillkürlich auf das Antlitz eines Weibes, das, wie es schien, sie mit beobachtenden, forschenden Blicken betrachtete. Antonie schlug ihren Schleier herunter und wandte sich ab: das Weib hatte einen widerwärtigen Gesichtsausdruck. Das junge Mädchen fühlte unwillkürlich einen Schauer durch ihre Adern rinnen, ähnlich wie man ihn empfindet bei dem plötzlichen Anblick einer abscheulichen Schlange.

Noch ehe sie sich Rechenschaft zu geben vermochte, über den Widerwillen gegen eine ihr gänzlich unbe-

kannte Person war die Thüre frei geworden und sie befand sich mit den Andern im Freien.

Der alte Jean nahm Abschied von den beiden Freundinnen.

„Er ist nun fort," sagte er. „Der liebe Gott geleite ihn. Er wird wohl kaum an den alten Jean denken, denn er hat ja etwas viel Schöneres und Besseres, wohin er seine Gedanken wendet."

Dabei blickte er Antonien lächelnd an.

„Aber," plauderte er weiter, „wenn ein Briefchen von ihm kommt, wenn er schreibt, wie es ihm geht und was er macht, darf der alte Jean dann und wann einmal vorsprechen und fragen, wie es seinem Liebling geht? An die Firma wird er wohl kaum schreiben und wenn er an mich schriebe, wer weiß, ob es der Firma recht wäre!"

„So oft Sie kommen, werden Sie uns willkommen sein," erwiederte Antonie und reichte Jean die Hand.

Jean nahm sie sanft in die seinige.

„Gott behüte Sie. Ich danke Ihnen. Könnte ich dieser Hand einst alle Arbeit abnehmen und wollte diese Hand mir einst das Auge zudrücken — wie wollte ich zufrieden sein. Das ist die Hand, die Sie Georg gegeben haben, in dieser Hand liegt Glück und Unglück. Sollte Ihnen einmal Etwas zustoßen, lassen Sie den alten Jean rufen."

Mit eiligen Schritten entfernte er sich. Noch einmal wandte er sich um und nickte den Beiden freundlich zu. Als er um die nächste Ecke gegangen, waren die Mädchen allein.

„Sieh' nur," sagte Eva, „die Wolken ziehen dorthin ihm nach. Ach Toni, wenn man so eine Wolke sein könnte, wie wäre das schön. Wenn die Sonne zu heiß scheint, bring man milden Schatten und wenn dichte Wolken das Wetter unfreundlich machen, fängt man an mit ihnen zu kämpfen, bis die Sonne wieder scheint. Und wenn er dann mit seinen blauen Augen herauf zu mir sähe, sähe ich wieder herunter und —"

„Aber," unterbrach Antonie sie lächelnd, „Georg hat ja braune Augen und Du sprichst von blauen, Du denkst wieder an Deinen Steuermann."

„Nun ja," erwiederte Eva ein wenig piquirt und wurde roth. „Bilde Dir nur nicht ein, daß ich ebenso weg wäre in den Herrn Georg wie Du. Mein Geschmack ist einmal blond, ich kann das braune nicht leiden und deshalb habe ich Dich so gern, Toni, so schrecklich gerne — blos weil Du blond bist."

Antonie sagte freundlich:

„Ich weiß nicht, wie ich Dir danken soll, meine gute Eva. Wie oft, wie oft hast Du schon mit Deinen launigen Einfällen mich die Gegenwart vergessen gemacht und meinen Gedanken eine frohere, leichtere Wendung gegeben. Ich weiß doch, daß Du Georg gerne hast, obgleich er braun ist, weil Du meine Freundin bist und Dir mein Glück fast mehr am Herzen liegt wie das Deine. Das kann ich Dir nie vergelten, wie Du es verdienst, ich kann Dich nur lieb haben, sehr lieb haben. Aber wenn Dein Wilhelm kommt dem werde ich sagen, welch' eine Perle Du bist, Eva, wie er Dich glücklich machen soll für all' Deine Güte und Liebe!"

„Um Gotteswillen, Toni," rief Eva mit komischem Ernst, „laß' das sein. Mach' mir den Menschen nicht noch verliebter als er schon ist, es könnte ein Unglück geben. Und wenn Du meinst, Toni, daß ich Dich lieber hätte als den Steuermann, da irrst Du Dich gewaltig. Ach, Toni, wenn ich doch eine Wolke sein könnte und dann nur ganz von ferne die Segel seines Schiffes erblickte — wie wäre ich doch so glücklich."

Sie brach in Weinen aus. Antonie drückte ihren Arm fester an sich und Beide eilten stumm ihrer Wohnung entgegen. —

Als der alte Jean, Antonie und Eva den Wartesaal verlassen, blickte das alte Weib den Davongehenden nach.

Fast jedes Menschenantlitz läßt sich mit einiger Phantasie in eine Thierphysiognomie verwandeln, selbst der Apoll von Belvedere gestaltet sich zu einem edlen Roßschädel, wenn die Phantasie ihr koboldartiges Spiel beginnt. Hier aber, bei diesem Weibe, bedurfte die Phantasie keiner großen Anregung. Die lange gebogene Nase, die dicken Lippen und die niedrige Stirn gaben dem Gesichte etwas Eulenartiges. Nur die Augen schienen einer giftigen Schlange entlehnt.

Die Haare mochten ehemals dunkelblond gewesen sein, jetzt waren sie ergraut und mit einem Haarfärbemittel schwarz gefärbt. Man sah dies an dem fuchsigen Schein, der darauf lag, an der todten Farbe, die gefärbtes Haar von dem glänzenden natürlichen sofort unterscheiden läßt. Große, wie es schien, ebenfalls gefärbte Augenbrauen überwölbten die kleinen, aber stechenden Augen von grau-grüner Farbe. Die Haut war gelb, so was man verlebt gelb nennen möchte, und mit vielen feinen kleinen Runzeln durchzogen. Die Frau war einfach, fast ärmlich gekleidet. Ein brauner Mantel verhüllte die ganze Gestalt und eine wattirte, durchaus nicht mehr neue Kappe ließ von dem Kopfe nur das Gesicht erblicken.

Als die Drei das Wartezimmer verlassen, schaute sie sich um. Ihr Gesicht drückte große Befriedigung aus. Sie holte aus der Tasche eine Schnupftabaksdose hervor, aus der sie eine Prise nahm. Die Dose war von Silber.

Die Alte erwartete offenbar den kommenden Zug. Die Wartesäle füllten sich. Die Augen der Alten blickten unstät umher, sie suchte Jemanden, an dessen Gegenwart ihr viel gelegen sein mußte.

Nach einer Weile blickte sie freudig auf, aber auch nur einen Moment. Der Beamte Korn war vom Perron in das Wartezimmer getreten.

Nur ein genauer Beobachter hätte den Blick des Einverständnisses zwischen dem Beamten und dem alten Weibe bemerkt, so rasch, so momentan wurde dieser Blick gewechselt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Junges Bier.

Wer zählt die Kräutlein, nennt der Säfte Namen,
Die dort in jenen dunkeln Kessel kamen?
Althopfenöl, Syrup und Alkohol,
Ein Fäßchen, dieser saubern Würze voll,
Geworfen in die heißen Wasserpfannen.
Und's fließen dreißig Eimer Bier von dannen.
Die man durch weit're Kunst mit Schlauch und Eis
Schon für den nächsten Tag zu brauchen weiß.

Waldmeister, Wermuth und Lakritzensaft
Ersetzt des Malzes und des Hopfen Kraft!
Wachholder, Fichtennadeln, Weidenschalen,
Die sind ja auch viel billiger zu zahlen,
Und was noch sonst der Zufall ausgeheckt,
Was braune Farbe gibt und bitter schmeckt
Dazu das Schnöd'ste unter Gottes Sonne
Die gift'ge Teufelsbrüh der Belladonne.

Der biedere Bürger steht bewunderungsvoll
Und weiß nicht, was vom Bier er sagen soll.
Er nippt am Glas und seufzt voll tiefer Trauer;
Erst's zweite Glas — schon packt mich Fieberschauer,
Wer hätte das vor zwanzig Jahr' gedacht,
Daß man aus solcher Schmier je Bier gemacht!
Da knallt der Spund! Ein Gift ruft aus dem Loch:
„Warum so jammern, Freund? — du trinkst's ja doch!"

* In dem Hagenbacher Schöffengerichtsbuche, beginnend im Jahre 1625, ist Folgendes zu lesen: „Den 9. Oktober 1655, als Hans Georg Stückwardt zum Stadtschreiber angenommen worden, hat das Malter Korn 12 Batzen und die Spelz das Malter 6 Batzen gekostet. Gott der Allmächtige erhalte uns 17 solcher wohlfeiler Zeit." Bei solchen Fruchtpreisen hätten die jetzigen Gemeindeschreiber nicht nöthig, um Aufbesserung ihrer Gehalte nachzusuchen — aber — so — ! —

* Bei der letzten Zusammenkunft der zoologischen Section der British Association in Brighton präsentirte Sir John Lubbock eine — zahme Wespe! Er hatte dieselbe mit ihrem Nest auf seiner Reise in den Pyrenäen gefunden und sie durch Sorgfalt in drei Monaten so weit gebracht, daß sie, auch wenn sie aus dem Fenster flog, stets zu ihrer Flasche zurückkehrte und sich von ihm streicheln ließ, ohne zu stechen. Wie viel die Wissenschaft durch diese Zähmung gewonnen hat, ist nicht bekannt.

* (Ein Menschenfresser par excellence.) Auf den Fidschi-Inseln wurde kürzlich ein Kannibalenchef gefangen, der sich, wie englische Blätter mittheilen, rühmte, daß er an 900 gebratenen Menschen „mitgegessen" habe.

* Den Unterschied zwischen Schöpfung und Gründung hat die Berliner Montags-Zeitung herausgefunden: „Die Schöpfung ging von einem Chaos aus, die Gründung geht auf ein Chaos zu. — Bei der Schöpfung erkannte der Mensch, was gut und böse ist, bei den Gründungen nicht. — Bei der Schöpfung war der Mensch zuerst nackt, bei den Gründungen später. — Bei der Schöpfung ward der Mensch aus dem Staube gemacht, bei den Gründungen machen sich Viele aus dem Staube."

Gemeinnütziges.

* (Zur Theorie der Selbstentzündung.) Es heißt allgemein, daß mehr als drei Viertel aller Brände durch Nachlässigkeit entstehen oder böswillig angestiftet sind. Nach Experimenten, welche vor einiger Zeit gemacht worden sind, möchte es scheinen, als ob gar manche Feuersbrunst, deren Entstehungsursache zu den geheimnißvollsten Vermuthungen Anlaß gegeben, einen sehr natürlichen Ursprung genommen haben mag. Die erwähnten Experimente waren sehr einfach. Man nahm einen alten baumwollenen Fetzen, beschmierte ihn mit Leinöl, füllte eine Kiste mit Papierstücken und Lumpen und legte den öligen Lumpen in die Mitte. Die Kiste wurde an einen feuersicheren Ort gestellt. Obwohl die Kammer, wo sie stand, weder hell noch warm war, machte sich in acht Tagen ein so starker Brandgeruch bemerkbar, daß man es gerathen fand, die Kiste auszuleeren; der Oelfetzen sah aus, als wäre er in seiner ganzen Ausdehnung versengt worden. — Später wickelte man einen Anstreichersanzug, der über und über mit Farben beschmiert war, zusammen, stopfte eine Handvoll Hobelspäne hinein und setzte das Bündel der Einwirkung der Aprilsonne aus. Es dauerte keine Woche, so fing eines schönen Nachmittags das Kleidungsstück zu brennen an. Noch gefährlicher erwiesen sich Lumpen, die mit Benzin beschmiert werden.

* **Witterungsregeln für den Monat Dezember.**

Dezember kalt mit Schnee
Giebt Korn auf Thal und Höh.
Grün für Weihnachten,
Weiß für Ostern zu achten.
Bringt heilig'er Christ uns seinen Gruß,
Macht er 'ne Bruck über jeden Fluß.
Stellt Dezember naß sich dar,
Ists traurig für das nächste Jahr.
Starker Reif bricht den Frost,
Rauchfrost weicht nur dem Schnee.
Fressen gut die Mästeschwein,
Wird das Wetter klar und fein.
Viele Wildgänse sind des grausamen Winters Trabanten.
Füchse, die bellen,
Gänse aufs Wasser bestellen.
Kommen die Hasen nah an die Oerter,
Wird die Winterkälte noch härter.
Hof um den Mond mit Nord
Jagen des Winters Strenge fort.
Viel Goldammern in den Straßen,
Winter hart über die Maßen.
Giebt jetzt die Birke nicht schon Saft,
Dauert noch lang des Winters Kraft.
Krachen die Bäume oft im Wald,
Bleibts noch länger eisig kalt.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 96. Kaiserslautern, 4. Dezember **1872.**

* Adventsgedanken.

1.

„Und Zeiten nah'n wo man zu Gott wird beten
In Wahrheit und im Geist ihn zu verehren,“
So sprachen schon vor Zeiten die Propheten
Und heut' noch wollte man dem Volk' es wehren?

Zu ungebildet und zu unerfahren,
So redet ihr, ist noch des Volkes Menge;
Wir müssen es vor schnödem Fall bewahren,
Und fester knüpfet ihr des Volkes Stränge.

So wollt ihr immerdar und ewig führen
Das Volk an eurem alten Gängelbande,
Meint ihr, die Weisheit könnt nur euch gebühren
Und für das Volk wär' sie Verderb' und Schande?

Ihr glaubt, die Völker sei'n noch schlafbefangen,
Die Erde ringsumher mit tiefer Nacht bedeckt —!
Wohlan, vernehmt, ein Stern ist aufgegangen,
Deß Glanz hat sie aus tiefem Schlaf erweckt!

Ein Stern hat einst vor achtzehnhundert Jahren
Drei Kön'ge geführt in das gelobte Land:
Doch diesem Sterne folgen Völkerschaaren:
„Der Stern der Wissenschaft,“ wird er genannt.

Und sie vertrauend folgten seinem Scheine:
Und blickten auf gen Himmel, wo er strahlet,
In ihre Herzen dringt das Licht, das reine,
Und Freude sich auf ihrem Antlitz malet.

Doch jener Stern, er schreitet rastlos weiter.
Kein Bethlehem gebt's hier, wo er blieb stehen:
Unendlich ist der Weisheit Stufenleiter.
Nach jeder Höhe folgen neue Höhen.

So naht die Zeit, wo man zu Gott wird beten,
In Wahrheit und im Geist' ihn zu verehren!
Was einst im Geiste schauten die Propheten:
Wird spätern Enkeln noch die Zukunft lehren.

S. Liebmann.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(18. Fortsetzung.)

Der Beamte ging ganz wie absichtslos an der Alten vorbei.

„Habt Ihr sie gesehen?“ fragte er leise, indem er mit dem Gesichte seitwärts aus dem Fenster blickte.

„Sie ist sehr schön.“

„Habt Ihr sie genau beobachtet?“

„Ihr wird sehr schwer beizukommen sein.“

„Es lohnt Geld.“

„Dann geht Alles.“

„Kommt die Klammer heute sicher?“

„Ich habe gestern Abend eine Depesche bekommen.“

„Woher?“

„Von Holland. Sie ist unterwegs.“

„Mit wie viel kommt sie?“

„Mit Zweien.“

„Kaum der Mühe werth.“

„Sie hat Malheur gehabt.“

Der Zug wurde signalisirt. Alles strömte auf den Perron. Der Beamte ging ebenfalls hinaus und kümmerte sich nicht um die Alte, welche mit schlurfenden katzenartigen Schritten folgte.

Der Zug vom Norden fuhr an.

Die Alte suchte mit den Blicken. Wie ein Raubvogel musterte sie jedes Fenster.

Da — aus dem einen zeigte sich der Kopf einer Frau. Sobald die Alte diesen erblickt, schoß sie vorwärts. Der Kopf verschwand wieder.

Die Thüren der Waggons wurden geöffnet und in wenigen Minuten war der Perron dicht mit Menschen besetzt. Keiner kümmert sich um den Andern, mit dem Ende der Reise hörte die kurze Bekanntschaft auf, die während der langweiligen Reise gemacht wurde. Mit dem festen Boden unter den Füßen änderten sich die Verhältnisse.

Die Alte stand vor dem Coupé, aus dessen Fenster das Frauengesicht geblickt hatte. Nach wenigen leise gesprochenen Worten stiegen zwei Mädchen aus dem Coupé. Beide mochten siebzehn bis neunzehn Jahre zählen. Sie gingen einfach gekleidet und machten den Eindruck unerfahrener Landmädchen oder Kleinstädterinnen, die zum erstenmale in das Gewühl und Gewoge einer großen Stadt gebracht werden.

Die Alte grinste die beiden Mädchen freundlich an.

„Das ist schön, daß Ihr da seid, Kinder, die Herrschaften warten schon auf Euch. Ach, du liebe Güte, werdet Ihr es gut haben. Na, wenn man so jung und hübsch ist, macht man immer sein Glück. Kommt nur, Kinder, ich habe eine Droschke genommen, die dürfen wir nicht warten lassen.“

Die Alte faßte bei diesen Worten die beiden Mädchen fest an das Handgelenk und zog sie rasch mit sich.

Der Beamte Korn drehte sich in diesem Momente so, daß er die Alte nicht sehen konnte und diese Gelegenheit hatte, rasch mit den Mädchen nach dem Halteplatz der Droschken zu eilen.

Jetzt stieg auch die Frau aus, mit der die Alte

vorhin einige Worte gewechselt hatte. Die Frau sah übermacht aus. Das ziemlich fleischige Gesicht war schlaff, die Lider waren halb heruntergelassen und bedecken die Augen, welche matt und trübe schauten. Die Frisur war in Unordnung, wie die ganze Gestalt durchaus den Eindruck einer gewissen Verkommenheit machte. Das Kostüm war einfach, man möchte sagen von einer gesuchten Unscheinbarkeit. Die Frau hatte, wie es schien, sehr viel in dem Coupé zu thun. Das Handgepäck mußte ihr viel Mühe machen, denn sie war noch im Wagen beschäftigt, als sich der Perron schon fast ganz geleert hatte. Erst nachdem sie sich durch einen Blick überzeugt, daß die Alte mit den beiden Mädchen das Freie gewonnen, stieg sie mit anscheinend sehr unbefangenen Mienen aus dem Wagen.

„Das scheint gut gegangen zu sein," murmelte sie leise.

An der Thür mußte sie an dem Beamten Korn vorbei, der in Civil gekleidet einem Manne glich, der zur Veränderung einmal den Bahnhof besuchen will.

Als die Frau an ihm vorbei wollte, sagte er:

„Guten Morgen, Madame Klammer, sind Sie auch wieder hier?"

„Wie Sie sehen, mein lieber Herr Beamter."

„Und so ganz allein?"

„Ganz allein. Ich habe einen kranken Onkel besucht."

Der Beamte lächelte höhnisch.

„Sie scheinen viele kranke Onkel zu haben?"

„Bei einer großen Familie fällt immer Etwas vor."

Der Beamte lächelte.

„Man hat Sie denuncirt," sagte er, „wegen Kuppelei, Madame Klammer. Es wurde bestimmt gesagt daß Sie aus Holland kämen —"

„Ach, Du lieber Gott, mein bester Herr Beamter! Sehe ich aus wie eine Kupplerin? Bezahle ich meine Abgaben nicht ebenso gut und prompt wie die Anderen. Das müssen Sie ja doch am Allerbesten wissen. Ach nein mit solchen Sachen geben wir uns nicht ab. Das wissen Sie ja auch."

„Es ist schon gut so," sagte der Beamte. „Aber man hat Sie in Verdacht und deshalb bin ich hier. Herr Schmidt," rief er in das Wartezimmer, „die Klammer ist hier."

Leise sagte er dann:

„Ich habe die Graumann gesprochen, sie ist schon fort mit den Mädchen."

Die Klammer athmete auf.

Der Beamte Schmidt erschien. Auch er überzeugte sich, daß die Klammer unschuldig sei wie ein neugeborenes Kind. Nach einigen Fragen wurde sie entlassen.

Ehe sie jedoch ging, befand sich in der Hand des Beamten Korn ein Zwanzigthalerschein, den dieser unbemerkt dem Beamten Schmidt, in die Tasche prakticirte.

„Die Klammer ist diesmal ungerechter Weise denuncirt," sagte der Beamte Schmidt.

„Es gibt immer schlechte Menschen," erwiederte der Beamte Korn, „die sich ein Vergnügen daraus machen, andere Leute zu verdächtigen und die Polizei zu hetzen. Aber laßt mich den Halunken nur erwischen, er soll glauben, daß Ostern und Pfingsten diesmal auf einen Tag fallen. Ich kann mir schon denken, wer der Klammer hat schaden wollen."

Unter derartigen lieblichen Gesprächen über die Verderbtheit der Menschen verließen die Beamten den Bahnhof. Sie hatten ihre Mission erfüllt und gönnten sich nun ein Frühstück, um Leib und Seele nach solchen Strapazen zu stärken.

Die Zeit begann zu fliegen. Je milder die Lüfte wehten, je länger die Tage wurden, um so rascher schien ein Tag dem anderen zu folgen. Mit bunten Blumen lockt der Frühling den Menschen in den Sommer und wie ein Kind auf blumiger Wiese vergißt, daß sich die Sonne schon neigt, vergißt der Mensch im Frühling das Eilen der Tage, das Fliegen der Zeit, bis erst der öde Winter uns an den schönen Traum zurückdenken läßt.

Georg hatte schon oft an Antonie geschrieben. Seine Briefe athmeten Glück und Leben, frohe Hoffnung und festes Vertrauen. Sein Talent war wirklich ein bedeutendes, seine Ausdauer und Lust für das neuerwählte Fach waren sichere Gewährsleute für das Gelingen seines Planes. In seinem letzten Briefe theilte er die Absicht mit, ganz in Düsseldorf zu bleiben und sie mit ihrer Mutter dorthin kommen zu lassen.

„Ich würde den Tag segnen, an dem wir diese Stadt verlassen," sagte Madame Ehrenfried.

Sie hatte Recht, diesen Wunsch zu äußern. Sie hoffte die Vergangenheit los zu werden, die wie ein Alp auf ihr lag, sie hoffte aus den Händen des Beamten zu kommen.

Vor einigen Tagen war ihr Peiniger wieder bei ihr gewesen.

Sein diesmaliger Besuch galt der Zukunft des Knaben.

„Er kann Schiffsjunge werden," sagte er. „Was soll er lange die Schule besuchen, dazu ist kein Geld vorhanden."

„Ich habe gerade seinethalben so Manches entbehrt um ihm den Besuch guter Schulen zu ermöglichen," wandte die Wittwe schüchtern ein.

„Warum sind Sie so thöricht gewesen?" lautete die grobe Antwort. „Der Knabe kann nächste Ostern confirmirt werden und dann zur See gehen."

„Aber Ernst hat gar keine Neigung zum Seemann," entgegnete die Wittwe. „Er möchte gerne recht viel lernen —"

„Larifari," unterbrach sie der Beamte. „So ein Bursche wird nicht lange nach seinem Geschmack gefragt, und wenn er nicht will, werden wir ihn schon zwingen."

„Ernst hat aber gute Anlagen, er hat große Talente für die alten Sprachen und die Geschichte. Sein

Lehrer sagte mir, er würde einst Bedeutendes leisten können."

Der Beamte lachte roh auf.

„Talente — pah — Unsinn. Alle Menschen haben Talente, warum soll Ihr Knabe nicht auch ein paar davon haben!"

„Meiner Meinung nach ist es jedoch Pflicht, die Talente eines jeden Menschen auszubilden."

„Da hätte man viel zu thun. Im Vertrauen gesagt, ich hätte Sie für klüger gehalten, Madame. Die Talente sind ganz schön, wenn man Geld hat — für die Armen ist so etwas Luxus. Wenn ich zu sagen hätte, müßten die Armen dumm bleiben. Dann fühlen sie sich glücklich. Sobald sie klug werden, wollen sie mehr haben und werden unzufrieden. Ihr Ernst wird ein tüchtiger Seemann und damit Punktum."

Es half der Wittwe kein Bitten und Flehen, der Beamte verharrte bei diesem Ausspruch. Nur eine Hoffnung blieb der Gequälten. Es war noch ein Jahr bis zur nächsten Ostern — da konnte sich Vieles ändern.

Vor der Hand beschloß sie, Ernst in Unkenntniß über die Absichten zu lassen, welche über sein ganzes zukünftiges Leben entscheiden sollten. Sie hielt es für besser, sein jugendliches Gemüth nicht in eine Aufregung zu versetzen, die ihn an seinen Arbeiten hindern könnte. Selbst gegen Antonie schwieg sie.

Sie wollte den Kummer allein tragen. Und doch war derselbe nicht gering. Mit sehenden Augen sollte sie einen Mord verüben, einen Mord an dem Talente ihres eigenen Kindes.

Es durchschauderte sie, wenn sie daran dachte.

Sollte sie die einzige Mutter sein, die an dem Grabe stand, in das die Talente ihres Kindes gebettet werden sollten, an dem Noth und Convenienz mit Spaten und Hacke bereit saßen?

O gewiß, nicht die Einzige. Wie manches Talent ist zu Grunde gegangen, weil die Verhältnisse es nicht aufkommen ließen. Um wie viel Schönes und Edles ist die Menschheit schon betrogen worden, weil die Menschen die Talente im Keime erstickten.

Werden nur in den Palästen erste Geister geboren? Senkt sich der Genius nur auf die Stirne der Reichen?

Nein, nein. Der Genius sucht den, den er liebt und bleibt bei uns bis zum letzten Athemzuge, aber es gibt Menschen und Verhältnisse, die engen den Begabten ein, die hängen Blei an seine Schwingen, weil sie ihn nicht erkennen und mit dem Maße messen, das für sie selber geschaffen ist.

Wo ein Talent zu Grunde geht, ist auch der Mörder nicht fern.

Der Mörder eines Menschen wird bestraft, der Mörder eines Talentes geht frei aus.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Die Mutter.

Kennst Du die Liebe, die am meisten liebt,
Sich selbst entsagend stets sich selber gibt!
Die Balsam streut auf jede Herzenswunde,
Die liebt und liebt bis in die Todesstunde:
Die Mutterliebe.

Kennst Du die Treue, die so manche Nacht
Am Krankenbette wachend zugebracht;
Die aufrecht konnte unter'm Kreuz einst stehen,
Ob auch die Seele bebt in bittern Wehen:
Die Muttertreue.

Kennst Du das reinste, höchste Erdenglück,
Das je verklärte eines Menschen Blick?
Und das erkauft wird oft für tausend Thränen
So oft verlangt wird, ach, mit welchem Sehnen:
Das Mutterglück.

Kennst Du die Thräne, die bald sanft und mild,
Dann wieder brennend heiß dem Aug' entquillt,
Die fremdem Glück und fremdem Weh' nur fließet,
Und Glück und Weh' in eig'nen Busen gießet:
Die Mutterthräne.

Kennst Du den Schmerz, gewaltig groß und stark,
Der langsam zehrt am besten Lebensmark?
Der sich nur fühlt, von dem sich nicht läßt sprechen,
Der edle Herzen läßt ermattend brechen:
Den Mutterschmerz.

Kennst Du das Herz, das sich zuerst ergießt,
Dich, schwachen Säugling, hat zuerst begrüßt;
Das schützend hegt Dich stets auf allen Wegen,
Und liebend bringt nur Liebe Dir entgegen:
Das Mutterherz.

* (Ein Originalbrief Schillers.) Wie der „Württ. Staats-Anz." meldet, hat die Tochter Schillers, Emilie v. Gleichen (zu Greifenstein ob Bonnland wohnhaft, dem Wiener Schiller-Comite zwei kostbare Reliquien ihres Vaters, eine Haarlocke und einen Originalbrief Schillers zugesendet, welche bei der am nächsten Todestage des Dichters stattfindenden Grundsteinlegung in den Grundstein des Denkmals werden gelegt werden. Dieser Originalbrief, welcher unseres Wissens bisher noch ungedruckt war, trägt die Adresse: „An Frau Hofmeisterin v. Lengefeld geb. v. Wurm in Rudolstadt" und lautet folgendermaßen: „Jena, 29. Dez. 1798. Ihre schönen Geschenke, best chére mére, habe uns unendlich große Freude gemacht den alten Kindern wie den jungen. Nehmen Sie unseren herzlichsten Dankes. Gräfin Schimmelmann hat uns wieder einen recht schönen Brief geschrieben. Ich lege ihn bei, Sie werden daraus ersehen, daß wir auch ein Präsent von ihr zu erwarten haben. Ernstchen ist ein rechtes Goldmännchen im Hause. Herzlich grüßen wir Sie, liebe chére mére, ich kann heute nur kritzeln, denn ich habe einen bösen Finger. Sch."

Feuilleton.

* (Das Lachen) gehört bekanntlich zu den Erscheinungen, welche am lebenden Menschen durch einen Reiz ohne und selbst gegen den Willen des Gereizten auftreten. Es ist, so schreibt der „Han. Cour.", eine sogenannte Reflex-Erscheinung. die durch Kitzeln und psychologisch durch das Komische hervorgerufen wird. Der Dr. Ewald Hecker hat diese Reflex-Erscheinung einer näheren Untersuchung unterzogen, und zwar von dem Gesichtspunkte aus, daß alle Reflex Einrichtungen einen bestimmten Zweck zum Schutze des Organismus haben. Die Resultate seiner Untersuchung hat Herr Hecker in der physiologischen Sektion der Versammlung deutscher Naturforscher zu Leipzig am 16. August mitgetheilt. Der Vortragende besprach zuerst das Lachen in Folge von Kitzeln, das er als eine intermittirende, schwankende Reizung der Hautnerven schildert. Eine solche Reizung hat nun, wie experimentell von verschiedenen Forschern erwiesen, eine Erregung der sympathischen Nerven zur Folge. Die Erregung dieses Nervenstranges erzeugt Erweiterung der Pupille und Verengerung der Blutgefäße. Das an Blutgefäßen so reiche Gehirn wird in Folge der Zusammenziehung seiner Gefäße eine bedeutende Abnahme des Druckes erfahren, die für dasselbe nicht ohne Gefahr ist. Einer solchen negativen Druckschwankung wirkt aber eine starke Ausathmung entgegen. Da nun das Lachen in intermittirenden forcirten Ausathmungs-Bewegungen besteht, so müsse man darin ein entschiedenes Mittel erkennen, um die durch den intermittirenden Reiz des Kitzels hervorgerufenen negativen Druckschwankungen im Gehirne zu compensiren. Das Lachen in Folge der Einwirkung des Komischen erklärt sich ganz in derselben Weise. Wie der Vortragende in einer psychologischen Arbeit nachgewiesen hat, läßt sich die Wirkung des Komischen auf eine intermittirende, freudige Erregung zurückführen. Nach jeder Intermission tritt die neue Erregung plötzlich und unmittelbar auf, ist demnach der freudigen Ueberraschung analog. Die Letztere zeigt aber begleitende körperliche Erscheinungen (Blaßwerden der Haut), die sich auf eine Erregung der sympathischen Nerven zurückführen lassen. Das Komische hat demnach eine intermittirende Sympathikus-Reizung zur Folge, die in derselben Weise wie der Kitzel das Lachen als Kompensationsmittel nach sich zieht.

* Der amerikanische Sergeant Bates, der eine Wette einging, die amerikanische Flagge aufgerollt von Gretna bis nach London zu tragen, ohne auf dem Wege Beschimpfungen ausgesetzt zu sein, hat bereits ein Stück seiner Wanderung zurückgelegt. Die Flagge ist 6 Fuß lang und 6 Fuß 6 Zoll breit, jedoch nicht schwer. Indeß ist es doch recht amerikanisch, in solchem Wetter zu Fuß durch ganz England zu gehen und eine Fahne in der Hand mit sich zu führen. Bates hat auf seinem Wege bis Preston, wo er gegenwärtig weilt, die wohlwollendste Aufnahme gefunden. In Kendal erregte seine Ankunft eine allgemeine Sensation und die „öffentlichen Männer" Kendals bereiteten dem Gast einen improvisirten Empfang, und nach dem Diner wurden Reden gehalten, in denen die Bürger Kendals ihre Sympathie mit Bates und seiner „Mission" ausdrückten. Trotz des Washingtoner Vertrages hegen, so versicherte man ihm, die Engländer das größte Wohlwollen gegen Amerika. Bates wird sich von Preston nach Manchester begeben und dann über Birmingham, Warwick und Oxford nach London gehen, wo er am 25. d. M. eintreffen wird. In London will er durch eine der Hauptstraßen mit britischer Flagge, gefolgt von einem Amerikaner mit der amerikanischen, gehen und alsdann nach Liverpool sich begeben, um nach Vollendung seiner „Mission" nach Amerika sich einzuschiffen. Dort wird er wohl mit Hülfe einer fixen Feder ein Buch über seine „Mission" herausgeben, eine Vorlesung einstudiren und eine Zeit lang der Held des Tages sein.

* Das Herrenhaus in Berlin.

Ein Haus, wo gucken Herrn heraus,
Das ist bei mir ein Herrenhaus;
Doch glaub' ich bei dem Herrenhaus,
Da guckt am Ende gar Nischt 'raus!

* Paris. Präsident Thiers hat einen Spazierritt gemacht, und trug dabei einen schwarzen Civilrock und Militärhosen. Der Rock ist der Friede, die Hosen sind der Krieg.

* (Komische Verwechselungen beim Zeitungslesen.) Nimmt man ein Blatt zur Hand, dessen Druck in mehrere Spalten getheilt ist, und liest die Seiten quer durch, von einer Spalte in die andere, so kommen nicht selten die spaßhaftesten Zusammenstellungen zum Vorschein, wie nachfolgende Blüthenlese zeigt:

Neulich gab der Kurfürst den Ministern ein plendides Diner — Drei Personen wurden gerettet, die übrigen ersoffen.

Am 13. ds. Mts schlug der Blitz in das hiesige Schulhaus — Und setzte Tags darauf seine Reise weiter fort.

Am 12. starb ein Mann in seinem 104. Jahre — Und bekam in der Taufe den Namen Friedrika Sophie.

Gemeinnütziges.

* (Holländisches Limonadepulver.) Zur Bereitung von Limonade hat man vorzüglich in Holland sogenannte Limonadepulver, welche äußerst bequem und sehr rasch die Darstellung einer wohlschmeckenden Limonade gestatten. Nach folgender Vorschrift erhält man ein sehr gutes Präparat: 2 Grm. Citronensäure werden mit 60 G.m. gestoßenem Zucker innig gemischt und der Mischung 1 T opfen Citronenöl zugesetzt.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt
zur
„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 97. | Kaiserslautern, 8. Dezember | 1872.

* Adventsgedanken.

2.

Weihnachten kommt! — das stille Warten,
Der Kinder Sehnsucht wird gestillt;
Trotz Schnee und Sturm ein Frühlingsgarten
Darin ein Born von Freuden quillt.
Auf grünen Bäumen helle Kerzen
Und Engelstimmen klingen drein —
Es spiegelt sich im Menschenherzen
Der ew'gen Liebe Widerschein.

Weihnachten kommt! — wie soll ich danken?
Ein schöner Stern, aus fernem Land
Kamst Du, als alle Sterne sanken
Wie schöner Zukunft Unterpfand.
O Stern der Liebe! Stern der Wahrheit!
Wenn man auch trübte Deinen Schein,
Der Unschuld leuchtet Deine Klarheit
Und nur die Lieb' kennt Dich allein!

Weihnachten kommt! — o steig hernieder
Du Stern der Liebe aus den Höh'n!
Daß alle Menschen nur als Brüder
Vor Gott dem Weltenvater steh'n!
Wenn jener Stern, dereinst wird scheinen
Dann stürzt das alte Dunkel ein,
Dann wird man Freudenthränen weinen
Dann wird die schönste Weihnacht sein!

S. Liebmann.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(19. Fortsetzung.)

Diese zur Verantwortung zu ziehen ist die Aufgabe eines Jahrhunderts der Zukunft. Möge es nicht in zu weiter Ferne liegen!

Hier suchte der Beamte den ihm unlieben Knaben zu entfernen und in untergeordneter Stellung zu halten. Der aufgeweckte Mensch konnte ihm dereinst gefährlich werden, wenn die Mutter ihm in einer schwachen Stunde das Geheimniß von dem Tode des Vaters und der eigenthümlichen Rolle des Beamten Korn mittheilte. Deshalb mußte der Knabe fort.

Bei dem alten Dolomie lag die Sache anders. Sein Sohn sollte ein Kaufmann ersten Ranges werden, dazu bedurfte es auch eines Talentes, das Georg freilich nicht in dem Maße besaß, wie es der Vater wünschte. Deshalb wurde ihm die Ausbeutung seines Malertalentes strenge untersagt.

Georg gehorchte. Allein wie die Naturgesetze nicht von Menschen umgestoßen werden können, mußte eine Zeit kommen, in der die Natur über das Widernatürliche siegte. Die Zeit war gekommen und die Krisis eingetreten. Jetzt kommt es darauf an, wer unterliegen muß. Die Zeit wird es lehren.

Im Haus Dolomie wurde der Name Georg's nicht mehr genannt.

„Er ist todt," hatte der alte Herr sehr strenge gesagt, „es sei denn, daß er das Wort der Firma bei Winterberg u. Co. auslöse."

„Er ist todt," jubelte Leopoldine innerlich. „Mein Herr Moralprediger, wir sind Dich los."

Auch Herr von Sejour war zufrieden.

„Man erbt auf diese Weise mehr, wenn der Alte stirbt," war seine Meinung.

„Er ist nicht todt," flüsterte der alte Jean, wenn er am Abend sein Kämmerlein aufsuchte. „Er lebt! Er lebt in dem Herzen guter Menschen."

Jeden Abend gedachte er seines jungen Herrn im stillen Gebet: „Du da droben, Gott im Himmel, laß' ihn glücklich werden, wie er es verdient. Du weißt es, er ist ein guter Mensch, mein Liebling Georg."

Herr von Sejour sollte in der Firma an Georg's Statt aufgenommen werden. Dem Fremden wollte der Alte die Rechte des Sohnes übertragen. Vorher wurde die Hochzeit des Brautpaares mit unendlichem Pomp gefeiert.

Wenn sonst eine Hochzeit die Liebenden mehr als je und die Herzen fest und innig mit einander verbindet, so ereignete sich hier fast das Gegentheil. Mit dem bindenden Ja war der Rest der Neigung, den Leopoldine für ihren Verlobten hegte, dahin. Sie liebte ihn nur, weil er ein berühmter Roué gewesen, dessen Triumphe auch ihr zu Ohren gedrungen waren.

Sie brannte darauf, diesen Besieger der Frauen kennen zu lernen und an ihren Triumphwagen zu ketten. Es reizte sie, diesen Schmetterling, den noch keine halten konnte, zu fangen. Ihrem sinnlichen Gemüthe imponirte solch' ein Mann, den die Frauen als ein Laster hinstellten.

Herr von Sejour betrachtete die Tochter und das Vermögen des Hauses Dolomie u. Sohn. Er selbst war nicht unbemittelt und er that Leopoldinen den Gefallen: er ließ sich fesseln und in's Ehejoch spannen.

Pastor Schröder hielt die Traurede. Dieselbe war sehr lang und enthielt eine Masse alter und neuen Phrasen.

Leopoldine hatte ihn gebeten, nicht zu kurz zu sprechen. Sie wollte dem in der blumengeschmückten Kirche zusammengelaufenen Volke Gelegenheit geben, ihre wundervolle Toilette bewundern zu können.

Ihren vollendeten Formen stand das Brautkleid aus weißem Moirée antique wunderbar. Der Brautkranz aus Myrthen trug statt weißer Blüthen große Brillanten und glich mehr einem Diadem, als einem schlichten Kranze von tiefsinniger Bedeutung.

Ein Perlenhalsband umschloß den Hals. In den Ohren blitzten prachtvolle Diamantengehänge. Der Gürtel des Kleides war mit himmelblauen Türkisen besetzt.

Das dunkle Lockenhaar wallte frei vom Haupte und wurde nur leicht von dem bis an die Erde reichenden kostbaren Schleier bedeckt.

Leopoldine glich einer Königin.

Während Pastor Schröder sprach, gewann Leopoldine Zeit, verstohlen umherzublicken.

Sie wollte sehen, welchen Eindruck sie machte. Ein Triumph, den man nicht genießen kann, ist kein Triumph.

Plötzlich blieb ihr Auge wie gebannt auf einem Gesichte haften. Sie hörte nicht mehr, was Pastor Schröder redete, dumpf wie das Rauschen der Wellen drangen die Worte an ihr Ohr.

Sie hätte laut aufschreien mögen, denn dort im Winkel, bleich und verstört, erblickte sie den Todtgeglaubten, Benvenuto. Da war er wieder, nur bleicher als damals, aber die Augen glühten noch feuriger, noch verlangender und verzehrender.

Alles ward wieder in ihrem Geiste lebendig. Es war ihr, als wenn sie den Druck seiner Hand fühlte, als wenn sein heißer Athem ihre Stirn berührte und sie in seligem Rausche in seine Arme sänke, gerade so wie damals, als Georg sie überraschte.

Gedanke auf Gedanke schoß ihr durch das Hirn, wie ein Fischlein im Bache. Langsam wie ein Morast flossen die Worte des Pastors dahin, wie glitzernde Fischlein spielten ihre Gedanken zwischen Vergangenheit und Zukunft, die Gegenwart war für sie vorhanden.

Noch einmal blickte sie hin.

Ja er war es.

Ein glückliches Lächeln überflog seine Züge, ein leichtes Roth legte sich auf seine bleichen Wangen.

Hatte er sie verstanden?

Pastor Schröder machte ein Ende, und als Leopoldine das „Ja" aussprach, sagte sie eine Lüge. Sie brach die Ehe in demselben Augenblicke, in dem sie abgeschlossen wurde. —

Man beglückwünschte die junge Frau und den jungen Ehegatten.

Sie waren Beide sehr glücklich.

Von dem übrigen Theile der Hochzeitsfeierlichkeiten läßt sich nur sagen, daß das Haus Dolomie würdig repräsentirt wurde. Ueberall herrschte Ueberfluß. Beleuchtung und Dekoration waren prachtvoll, das Diner exquisit, die Weine gediegen.

Leopoldine war die Königin des Tages. So schön wie heute hatte man sie noch nie gesehen. Ihr ganzes Wesen lebte, pulsirte; ihre Augen schwammen in einem wunderbaren feuchten Glanz, ihre Brust hob und senkte sich hin und wieder, wie in fieberischer Erregung, die rothen frischen Lippen schienen durstig zu schmachten und den perlenden Champagner auszuschlürfen wie ein glühender Stein.

Jetzt erblickten die Gäste ein charmantes Bild. Herr von Sejour gab seiner jungen Frau die Hand, um sie hinwegzuführen und sie reichte ihm den rosigen Mund zum Kusse.

Gerade so küßte Judas Ischarioth.

10. Kapitel.

Der Weg zur Hölle.

Das Geschäft der beiden jungen Mädchen blühte. Die kunstfertigen Finger konnten kaum so viele der reizendsten Blumen und Coiffüren liefern, als das Publikum verlangte; es ließ sich auch nicht läugnen, daß die Beiden Geschmack hatten.

Eva übernahm meistens die Vermittlung der Geschäfte. Sie besaß den Scharfblick eines Arztes sobald sie die Dame gesehen, welche etwas „recht Geschmackvolles" haben wollte, wußte sie auch schon, was dieselbe kleiden würde, stets wußte sie das Richtige zu finden, nie handelte sie gegen die Gesetze des guten Geschmackes. Aus diesem Grunde kamen die Fabrikate der fleißigen Arbeiterinnen zur Geltung und wurden gut bezahlt.

Es war gegen Abend, als noch Jemand die Beiden zu sprechen begehrte.

Eine ältere Frau war es, die im Auftrage einer sehr vornehmen Dame kam, um sich Raths zu erholen.

Die Angelegenheit war eine sehr delikate. Die Dame wollte ihren Mann mit einer Coiffüre überraschen, von deren Vorhandensein er nicht eher etwas wissen sollte, als bis sie mit ihm in den Ballsaal träte. Der Mann dieser Dame habe sich geäußert, daß nur er allein wisse, was seine Frau kleide, und nun wollte sie ihm zeigen, daß er nicht unfehlbar sei.

„Es kommt auf den Preis gar nicht an," schloß die Frau ihre Rede. „Sie können verlangen, was Sie wollen, nur schön muß der Putz werden."

„Darauf können Sie sich verlassen," sagte Eva. „An einer solchen Arbeit hat man doch sein Vergnügen, namentlich wenn es darauf ankommt, einem Mann einen Possen zu spielen."

„Das meine ich auch," erwiederte die Frau. „Ja,

ja, die Männer, die Männer, denen muß man ordentlich Streiche spielen. Die muß man betrügen, wo man kann."

„Nun, immer ist das auch nicht nöthig," lachte Eva, „aber wenn sie es verdienen, dann schadet es Nichts."

„Das meine ich ja gerade," sagte die Frau, „wenn sie es verdienen."

Eva kleidet sich an, um die Frau nach der neuen vornehmen Kundschaft zu begleiten.

Während dies geschah, musterte die Frau das Zimmer und die darin befindlichen Personen mit raschen Blicken. Auf Antonien hafteten ihre Blicke am längsten.

Auch Antonie betrachtete die Frau. Trotz des herabgelassenen Schleiers glaubte sie dieselbe zu erkennen, es mußte die Alte sein, vor der sie vor längerer Zeit einen so heftigen Widerwillen empfand, als sie dieselbe auf dem Bahnhofe getroffen hatte.

Antonie wollte Eva ihre Bemerkung mittheilen, allein diese rief:

„Kommen Sie, Frau, ich muß rechtzeitig wieder hier sein."

„Sie werden frühzeitig genug wiederkommen," sagte die Alte mit einer so seltsamen Betonung, so daß Antonie aufsprang und rief:

„Sollte ich Dich nicht lieber begleiten, Eva?"

„Wir sind ja zu Zweien, wer sollte uns da Etwas thun?" sagte die Frau rasch.

„Adieu, Toni, adieu Madame Ehrenfried, adieu Ernst," rief Eva. „Wenn es nicht allzulange dauert, bin ich in einer halben Stunde wieder hier. Haltet nur den Thee hübsch warm. Wenn das Geschäft gut ist, bringe ich Euch Etwas mit vom Conditor."

Mit diesen Worten entfernte sie sich mit der Alten.

„Ich weiß nicht," sagte Antonie zu ihrer Mutter „was da ist, allein mir ist so zu Muthe, als wenn sich irgend etwas Schreckliches ereignen müßte. Hätte ich Eva doch nur nicht allein gehen lassen."

„Du bist erregt, mein Kind," erwiederte Madame Ehrenfried. „Ihr habt Euch heute angestrengt und dann hat man mitunter allerlei seltsame Gedanken."

„Ich muß ihr nach," rief Antonie.

„Beruhige Dich, mein Kind," sagte die Mutter, „in einer halben Stunde ist Eva wieder hier. Ich muß überhaupt darauf sehen, daß Ihr Euch mehr zerstreut. Ein kleiner Spaziergang ist sogar bei Eurer sitzenden Lebensart nothwendig und ein Gang in's Theater oder in ein Concert ist bei Eurem Verdienst doch nicht zu viel, sollte ich meinen."

Nur allmählig ließ Antonie sich beruhigen.

„Ich bin thöricht," lächelte sie. „Eva ist ja schon öfters am Abend ausgegangen, weil wir am Tage keine Zeit haben. Aber ich kann nicht läugnen, daß die Frau einen unheimlichen Eindruck auf mich gemacht hat."

„Die Frau war geschwätzig, aber nicht mehr und nicht minder, als viele andere Frauen. Sie scheint mir so ein altes Factotum zu sein, entbehrlich und unentbehrlich zugleich, je nachdem wie man es nimmt."

In demselben Augenblicke fiel ein Gegenstand klirrend von dem Arbeitstisch, der einsam und verlassen am Fenster stand.

Antonie sprang auf. Als sie näher nachsah, fand sich, daß Eva's Scheere herunter gefallen war.

Antonie war blaß geworden.

„Ich bin nicht abergläubisch," sagte sie, „aber mir ist es, als wenn das hier Etwas bedeutet."

„Dummes Zeug," rief Ernst. „Wenn die Scheere zu nahe an die Kante des Tisches gelegt wird, muß sie bei der geringsten Erschütterung herunterfallen."

„Ernst hat Recht," sagte die Mutter lächelnd.

Sie legte ihre Hand auf den Kopf des Knaben. Aber das Lächeln verschwand bald und machte einer tiefen Trauer Platz. Sie gedachte der Absicht des Beamten Korn, aus dem wißbegierigen Knaben einen Schiffsjungen zu machen.

Das Gespräch stockte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Komische Verwechselungen beim Zeitungslesen.) Nimmt man ein Blatt zur Hand, dessen Druck in mehrere Spalten getheilt ist, und liest die Seiten quer durch, von einer Spalte in die andere, so kommen nicht selten die spaßhaftesten Zusammenstellungen zum Vorschein, wie nachfolgende Blüthenlese zeigt:

Die neue Galanteriekrämerin am Markt verkauft — Schnupfen, Kopfweh und andere Zufälle.

Ein starker, junger Kerl, der schon als Reitknecht gedient — Vertreibt Fieber und Gicht in kurzer Zeit.

Die drei Herren, deren gestern Erwähnung geschah — Können eine Stunde vor der Auction besichtigt werden.

Dem Förster zu N. ist gestern ein junges Rind entlaufen — Um künftige Woche seine Antrittsrede zu halten.

Gestern disputirte unter dem Vorsitze des Herrn Leibmedicus — Ein Hengstfüllen mit weißer Bleß vor dem Kopf.

Heute wurde Frau N. von Zwillingen entbunden — Wer auf 10 pränumerirt (vorausbezahlt), bekommt eins umsonst.

* (Soupe Julienne.) Man glaubt gewöhnlich, sagt der Pariser „Figaro," die Lumpensammler wenden bei ihrem Geschäft ihre Aufmerksamkeit zumeist auf altes Papier, allerlei Lumpen und etwaige Silberlöffel. Dem ist aber nicht so, ihre Sorgfalt gilt zumeist den Gemüseabfällen, wie Rüben, Kartoffeln, Krautblättern, gekocht oder roh. Diese werden mit Sorgfalt sortirt und in einer Art Backofen getrocknet. So wieder hergestellt, werden sie in einer Maschine zertheilt und dann von den Krämern als „Julienne" verkauft.

* (Der gegenwärtige Winter.) Aus dem Riesengebirge meldet man der „Wiener Pr.": „Eine außerordentliche Abnormität ist der frühlingsmäßig fortdauernde Witterungscharakter in unserm Gebirge und dem entsprechend auch das landschaftliche Bild unserer Thäler. Es grünen die Wiesen des Aupathales, das von Jaromer über Trautner Freiheit, Marschendorf, Groß-Aupa bis zur Schneekoppe sich erstreckt; auf Rainen sieht man verschiedene weiße und gelbe Frühlingsblümchen, auf den Wiesen weidet das Vieh und gestern (26. Nov.) brachte man uns noch ein bei Trautenau an einem Waldsaume gepflücktes Erdbeersträußchen mit reifen und grünen Früchten und Blüthen. Im Garten des Flachsgarn-Fabrikanten Waizel zu Parschnitz wurden reife Himbeeren von einem heurigen Triebe gepflückt, die allerdings sehr sauer schmecken." — Ebenso schreibt man aus Laibach unter dem 27. vor. M.: „Der heurige Winter ist wirklich höchst sonderbar. Heute hatten wir im Schatten 11 Grad Reaumur Wärme. Im Garten des Handelsmannes Sovan wurden am 23. d. M. eine Menge reifer Himbeeren gesammelt und im Walde von Tivoli findet man fast ganz reife rothe Erdbeeren."

* Der Esel des Oelhändlers.

Ein Esel trug 'nen Schlauch voll Oel
Des Abends einst in's Haus,
Er schlug sich an der Thüre wund —
Und rief befrembet aus:
„Ich trag Oel noch heim, und
Das begreif' ich nicht —
Es brennt im ganzen Haus
Dennoch kein einzig Licht?!"

Die Fabel ist dir, Büchersammler,
Verletzend wohl gewesen?
Doch nein — denn du mein Freund
Du wirst sie ja nicht lesen.

Lauterer Latern.

In einem Wirthshause wurde gestern Abend folgendes Gespräch überhört:

Ameier: Jeder saht Lautere wär' die schönscht und reichscht Schtadt in der Palz unn uff jede Kopp däthen net weniger als 1000 Gille kumme!

Bmeier: Sell glaaw ich aach; awwer bei wellem Einnemmer kann mer dann sei Geld hole?

Ameier: Na, dodrüwer wolle mer uns emol befrohe.

Gemeinnütziges.

* (Die Citrone.) Es scheint, daß die Citrone eine gewisse Kraft gegen thierische Gifte besitzt. Man wird sich dessen erinnern, was Athenee von zwei Verbrechern berichtet, die von der Regierung von Egypten verurtheilt waren, Schlangen preisgegeben zu werden. Als man sie zum Richtplatz führte, gab eine Frau ihnen aus Mitleid einige Citronen, die sie verzehrten. Als sie nachher den Bissen der giftigen Schlangen ausgesetzt gewesen, fühlten sie davon nicht den geringsten Schaden.

Der Gouverneur, darüber erstaunt, ließ sie den nächsten Tag wieder auf den Richtplatz führen und um sich zu versichern, ob die Citrone die Ursache eines so wenig erwarteten Resultates gewesen, ließ er einen von ihnen davon essen, den andern aber nicht. Der Erstere, obgleich er mehrere Male gebissen wurde, empfand nicht die geringste Beschwerde, während der Zweite sogleich starb; aus diesem schloß Athenee, daß die Citrone, nüchtern genossen, allen Giften widersteht.

M. Sachet, ein höherer Offizier, welcher längere Zeit in den französischen Colonien lebte, hat eine interessante Nachricht veröffentlicht, die auf diesen Gegenstand Bezug hat. Im Jahre 1848, sagt er, ließ die Regierung von Martinique das Fort Desaix, welches von den Engländern vor der Zurückgabe dieser Insel an uns zerstört worden war, wieder aufbauen. Meine Compagnie war auf Dienst in den Gräben; einer meiner Marine-Soldaten wurde, während er einen Steinhaufen in die Luft sprengte, von einer gelben Schlange oder Lanzen-Ratter, überfallen, die ihn in die Hand biß. Ich ließ einen Wundarzt rufen und nachdem dieser mit einem Rasirmesser einen Kreuzschnitt über die Wunde gemacht hatte, drückte er den Saft einer Citrone in dieselbe aus; die Hand war schon bedeutend geschwollen.

Nach der Operation ließ der Wundarzt den Soldaten ein Weinglas voll Olivenöl trinken, nachher gab er ihm aus demselben Glase eine gleiche Quantität Rum, zuletzt empfahl er mir, daß der Soldat bei heiterem Sinne und von jeder Furcht fern zu halten sei. Während 24 Stunden fuhr er fort, jede halbe Stunde dem Kranken Citronensaft einzugeben und in dem Maße, als dieser das starke Getränk in sich aufnahm, nahm die Geschwulst ab und am nächsten Tage um Mittag waren nur noch geringe Spuren der Entzündung übrig.

Da ich dem Wundarzte gegenüber meine Bewunderung über seine wahrhaft wunderbare Cur äußerte, schlug er mir vor, ihn in eines der Neben-Forts, wahre Schlangennester, zu begleiten. Nahe an einer alten Mauer angelangt, steckte der Schwarze seinen Arm bis zum Ellbogen in ein Loch und zog eine ungeheure, gelbe Schlange hervor, die er am Halse packte und in der starken Faust behielt, und in eine jener langen Bananen, welche die Nahrung dieser Thiere bildet, beißen ließ. Dieselbe wurde sogleich schwarz wie Dinte. Nachdem aber der Wundarzt eine Citrone tropfenweise auf diese Frucht ausgedrückt hatte, nahm sie sogleich ihre natürliche Farbe wieder an.

Wäre es nicht zweckmäßig, neue Versuche anzustellen, um den Werth des alten, guten Rufes dieser Frucht festzustellen?

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 98. Kaiserslautern, 11. Dezember **1872.**

Für's Leben.

Laß dir ein Zeichen sein der Baum!
Nicht stets umspielt ihn Lenzestraum;
Die Luft wird kalt, der Himmel bleich
Und Schauer schütteln sein Gezweig.
Ja, Sonne braucht's und Regentage,
Daß Einer gute Früchte trage!

Laß dir ein Zeichen sein der Baum!
Nur halb gehört dem blauen Raum
Der Himmelsluft er an. Den Rest
Den hält die dunkle Erde fest.
So schwankst du zwischen zweien Welten
Und sollst dies Menschenlos nicht schelten!

Bernh. Endrulat.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von **J. Steinmann.**

(20. Fortsetzung.)

Antonie bereitete das Abendbrod und alle Drei warteten auf Eva, die jeden Augenblick kommen mußte. —

Eva schritt mit der Alten munter vorwärts.

„Aber Sie laufen so geschwind, liebes Kind,“ keuchte die Alte, daß ich kaum mitkommen kann.“

„Ach!“ rief Eva, „daran habe ich kaum gedacht. Warten Sie, ich will langsamer gehen.“

„Ja die Jugend. So ist die Jugend. Wenn man jung ist, denkt man nicht an die alten Leute. Sehen Sie, Kleine, als ich noch jung war —“

„Aber wir schlagen ja einen Umweg ein.“

„Ach nein, das ist kein Umweg.“

„Ich gehe nicht gern über den Wall um diese Zeit.“

„Ei, ei, wie Sie ängstlich sind. Gehen Sie nur mit mir, ich mag am Abend nicht gerne die großen Straßen passiren. Das Gas brennt so dunkel, die Wagen fahren wie blind und toll herum und die Leute sehen sich auch nicht vor, ob eine alte Frau dort geht oder nicht und ehe man sich's versieht, ist man überfahren, oder wird umgestoßen und bricht ein Bein.“

„Das ist mir noch nie passirt,“ lachte Eva. „Sie sind aber schrecklich ängstlich.“

„Wenn man alt wird, Kind.“

„Aber wir müssen doch ganz anders gehen.“

„Nein, nein, wir kommen recht! Passen Sie nur auf, wie wir recht kommen.“

„Sie waren auf einer ziemlich öden und verlassenen Gegend des sogenannten Stadtwalles angelangt.

„Geben Sie mir Ihren Arm, Kleine, das Gehen wird mir schwer.“

Eva reichte der Alten ihren Arm.

Die Frau erwischte sie beim Handgelenk, um das sie ihre dürre, knochige Hand fest wie ein Schraubstock klammerte.

„Ich muß mich ein wenig ausruhen, ich kann nicht weiter. Dort steht eine Bank.“

Sie zog Eva mit sich, denn sie ließ die einmal gefaßte Hand nicht wieder los. Eva mochte wollen oder nicht, sie mußte neben der Frau Platz nehmen.

Kaum saß die Alte, als sie ein heiseres Husten hören ließ.

„Sind Sie erkältet?“ fragte Eva theilnehmend.

„Nicht immer, nur mitunter —“

Es rauschte leicht in den Zweigen des dichten Gebüsches, welches die Bank umgab.

Die Alte hustete wieder.

Das schien ein verabredetes Signal zu sein.

Eva wurde unheimlich zu Muthe. Wenn Toni nur hier wäre, dachte sie.

Dieser Zeitpunkt mochte wohl mit dem Augenblick übereinstimmen, in dem ihre Scheere daheim bei Ehrenfried's von dem Tische fiel.

Sie wollte aufspringen, allein die Alte zog sie mit großer Kraft wieder zurück neben sich auf die Bank.

„Nur nicht albern sein,“ zischte die Alte. „Es hilft Dir doch nichts.“

In demselben Augenblicke umschlangen Eva zwei kräftige Arme von hinten. Gleichzeitig ließ die Alte das Handgelenk los und legte ihre Knochenhand auf Eva's Mund.

„Nun schrei, Du albernes Geschöpf und hab' ein ander Mal mehr Respekt vor dem Alter,“ höhnte sie. „Du sollst eines Tages Deiner schönen Larve und Deiner Jugend fluchen, und wünschen, häßlich gewesen zu sein wie die Nacht.“

Mit diesen Worten entfernte sich die Alte schnell.

Eva wußte nicht wie ihr geschah.

Sie wollte um Hülfe rufen, allein der Mund war ihr verschlossen, ihr Ringen nach Befreiung war vergebens.

Ihre Brust keuchte vor Anstrengung, sich aus den umschlingenden Armen loszulösen, aber je mehr sie sich bemühte, um so mehr schwanden ihre Kräfte. Ihr war zu Muthe wie dem Schwimmer, der mit den Wellen ringt. Welle auf Welle taucht empor, kaum ist die eine bezwungen, da erhebt schon die andere ihr Haupt. Immer höher thürmen sich die Wogen, immer matter der Arme, bis der muthige Kämpfer, zum Tode er-

schöpft, ein Spiel der Wellen wird, die er zu besiegen zu schwach gewesen.

Es funkelte Eva vor den Augen. Sie war nahe daran bewußtlos zusammen zu brechen, nur die äußerste Willensstärke hielt sie aufrecht.

Da schlugen plötzlich Stimmen an ihr Ohr.

Gerettet! jubelte es in ihr.

„Hier sind sie," hörte sie rufen. „Ich habe es zu genau gesehen."

Schritte näherten sich.

Da lös'ten sich die Arme, welche sie gehalten, der Druck von ihrem Munde verschwand. Sie konnte wieder frei Athem holen. Ihr erster Laut, dessen sie mächtig war, war ein ängstlicher Aufschrei.

„Bleibe nur ganz ruhig, mein Kind," sagte eine Stimme, „das Schreien hilft Dir doch Nichts."

„Gott sei Dank," rief Eva, „daß Menschen hier sind. Helfen Sie mir, man wollte mich überfallen."

Der Sprecher von vorhin lachte laut auf.

„Die Redensart zieht nicht mehr, mein Schatz, die ist zu alt und verbraucht, jetzt steh' nur auf von der Bank und komm' mit, Deinen Liebhaber haben wir auch schon."

Was sagte der Mann? Eva faßte die Worte nicht.

„Mitgehen soll ich?" fragte sie. „Mitgehen? Wohin?"

„Wohin?" lachte der Mann. „In die Wache."

„Ich soll in die Wache?" rief Eva entsetzt. „Ich muß wieder nach Hause, man wartet auf mich," fügte sie hinzu.

„Laß' die nur warten, Du kommst immerhin früh genug."

„Aber wer giebt Ihnen ein Recht, mich hier zu beleidigen und festzuhalten," rief Eva weinend.

„Unser Recht ist hier," sagte der Mann und öffnete den Rock, welchen er zugeknöpft trug und deutete auf ein silbernes Schild, das ihn als Polizisten documentirte.

„Aber mein Gott, was habe ich gethan?"

„Das wird sich schon ausweisen. Jetzt nur vorwärts."

„Der Polizist faßte Eva fest an dem Arm und schleppte sie mit sich.

Es tanzte vor Eva's Augen Alles im Kreise herum, ihre Sinne waren verwirrt, mechanisch ließ sie sich vorwärts führen. Nur als sie mit ihrem aufgedrungenen Begleiter in die belebten Straßen kam, erwachte sie aus ihrer Lethargie.

„Lassen Sie mich gehen," flehte sie. „Machen Sie dem Scherz ein Ende."

„Wenn Du nicht ruhig mitgehst, lege ich Dir Handschellen an. Verstehst Du?!"

Eva mußte dem Manne folgen, es gab keinen Ausweg für sie. In ihrer Betäubung bemerkte sie nicht, daß der Beamte Korn mit einem Manne ging, mit dem er in ein eifriges Gespräch vertieft war. Der Beamte, welcher sie schnell fortführte, schlug bald dieselbe Richtung ein bis zur Wache, in welcher die während der Nacht Arretirten bis zum nächsten Morgen, an dem das Verhör stattfindet, in Gewahrsam gehalten werden.

Es war noch früh am Abend, auf den Straßen wogte die Menge. Diese gingen ihrem Vergnügen nach, Jene eilten dem häuslichen Heerde zu. Manchen trieb das Geschäft zum abendlichen Gange, Mancher ging, um die träge Zeit mit noch trägerem Schritte zu messen. — Wie oft war Eva vergnügt und froh mit dem großen Menschenmeere fortgezogen, wenn ein geschäftlicher Gang sie nöthigte, den Abend zur Hülfe zu nehmen. Und jetzt — —

Sie war mit einem Male von diesen Menschen, zu denen sie immer gehört hatte, losgerissen. Sie war nicht mehr frei, sie wurde geführt von einem Polizisten, als sei sie eine Verbrecherin.

Sie kam sich selber fremd vor. Sie konnte ihre Lage nicht fassen. — Noch vor Kurzem hatte sie das Haus froh und munter in der Hoffnung auf ein gutes Geschäft verlassen und nun wurde sie der Wache entgegengeführt, ohne Grund und ohne Ursache. — Sie war ja gar nicht sie selber. Das konnte sie ja nicht sein, die durch all' das Menschengewühl von dem Polizisten fortgezogen wurde. Das konnte Eva nicht sein, die von so vielen kalten, theilnahmslosen Gesichtern angestarrt und schadenfroh belächelt wurde. Sie war nahe daran, den Verstand zu verlieren.

„Ich träume nur," sagte sie sich selber. „Ich träume lebhaft, so natürlich wie noch nie. Wenn ich nur erst erwachte."

Dabei summte es ihr vor den Ohren wie das ferne Rauschen des Meeres und Alles, was sie sah, verschwamm zu einem undeutlichen Chaos.

„Ich träume, ich fühle es deutlich, daß ich träume," flüsterte sie.

Wäre es nur ein Traum gewesen!

Aber war das auch noch Traum, als die Thür hinter ihr abgeschlossen war und sie sich allein, ganz allein in dem gefängnißartigen Raume der Wache befand?

Eine unter der Decke angebrachte Gasflamme erhellte das Gemach nur ein wenig. Aber aus dem Halbdunkel schieden sich die Eisenstäbe der vergitterten Fenster deutlich ab und die nackten Wände und die niedrigen hölzernen Pritschen erschienen nur noch unheimlicher in der düsteren Beleuchtung.

Eine ganze Zeitlang saß Eva regungslos auf einer der Pritschen und schloß die Augen. Die Ereignisse der letzten Stunde zogen an ihr vorüber wie die wilde Jagd ohne Anfang und ohne Ende.

Dann stand sie auf und schritt mit vorgestreckter Hand vorwärts, als wenn sie ihrem Auge nicht trauen konnte und dem täuschenden Auge die tastende Hand zur Hülfe beigesellte.

Sie schlich zum Fenster.

Oben durch das Fenster schien der Mond.

Nur ein schmaler Streifen Himmel war zu sehen

und nur ganz wenige Sterne erglänzten auf dem blauen Grunde.

Eva stand so lange unbeweglich, bis der Mond in langsamem Laufe verschwunden war. Sie schloß die Augen als der bleiche Nachtwandler verschwunden war. Sie glaubte den Mond trotz der geschlossenen Augen zu sehen.

Sie träumte, es konnte ja nicht anders sein — sie träumte.

Da horch. Gesang ertönte. Unwillkürlich horchte sie hin.

Der Gesang kam näher und näher, immer stärker schwoll er an.

Jetzt hörte sie die lauten Schritte der Sänger, die nicht weit von dem Fenster vorbeigehen mußten. Nun unterschied sie sogar die Worte:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden, ja scheiden.

Ein leiser Aufschrei entrang sich ihrer Brust. Sie öffnete die Augen. Mit den Händen griff sie nach den eisernen Stäben, die das Fenster vergitterten. Die Stäbe waren kalt wie Eis, starr und unbeweglich. Sie zuckte zusammen, als sie das kalte Eisen berührte.

Das war kein Traum mehr. Ihre Hand faßte noch das kalte Eisen, ihr Ohr vernahm die ferne verhallenden Klänge des Liedes, ihre Augen sahen die Sterne dort oben in dem schmalen blauen Streifen funkeln. Das, das war Wirklichkeit. Sie wachte, sie war gefangen, allein, ganz allein.

Mit einem lauten Schrei der Verzweiflung sank sie nieder.

„Wilhelm, Wilhelm," schrie sie. „Komm' und hilf' mir, ich vergehe."

Dann brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Wer schon einmal ein Vöglein sah, das, ein munteres Kind des Waldes, plötzlich in einen engen Käfig gesetzt wurde, der weiß, wie ein solches Thierchen ängstlich hin- und herflattert und mit dem Köpfchen gegen die Stäbe rennt, bis es mitunter mit zerschmettertem Schädel todt vor den freiheitraubenden Stäben gefunden wird.

Die Verzweiflung ist die oberste aller Musen. Sie macht den Menschen und das vernunftlose Geschöpf zu größten Tragöden.

Da saß das muntere Menschenvöglein und weinte krampfhaft.

Noch vor Kurzem wollte es als Wolke dahin ziehen am freien Himmel und Segen spenden so gut und so viel es vermochte — nun war es gefangen.

Und warum, warum?

Warum fängt der Vogelsteller das Waldvöglein und sperrt es in den Käfig und raubt ihm alles Glück.

Für den Gewinn, nur für den Gewinn.

Arme, arme Eva!

In dem trauten Stübchen bei Ehrenfried's warteten drei Menschen sehnlichst auf Eva.

Ernst begehrte die alsbaldige Eröffnung der Abendmahlzeit und fand es im Grunde unzweckmäßig, daß wenn eine Person durch verspätetes Kommen Hunger leiden müsse, warum denn Andere durch langweiliges Warten an demselben Schicksale Theil nehmen sollten. Wenn das Buch, mit dem er sich gerade beschäftigte, ihn nicht sehr gefesselt hätte — es waren Erzählungen aus der alten Welt — er würde offen revoltirt haben.

Antonie wurde von Minute zu Minute unruhiger. Längst war schon die halbe Stunde verstrichen und Eva war noch nicht da. Jeden Augenblick glaubte sie Eva's Tritt auf der Treppe zu vernehmen, aber nur ihre lebendige Einbildungskraft erregte ihre Sinnesorgane.

Von Sekunde zu Sekunde stieg Antoniens Unruhe. Sie konnte sich selber keine Rechenschaft über das seltsame Gefühl geben, das sie heute Abend beherrschte, aber es war ihr immer, als wenn ein großes Unglück geschehen würde, das sie Alle, am meisten aber Eva treffen würde.

„Antonie, mein Kind, was ist Dir?" fragte Madame Ehrenfried besorgt. „Du bist leichenblaß geworden und in allen Deinen Mienen drückt sich eine solche Angst und Qual aus, daß mir ganz bange wird. Willst Du nicht lieber ein wenig genießen? — Eva wird es gewiß nicht übel nehmen, wenn wir anfangen. — Sie bleibt wirklich lange."

„Sie bleibt für immer!" rief Antonie mit einem lauten Aufschrei und sank mit den Worten: „Eva, Eva, Gott stehe Dir bei!" halb ohnmächtig zusammen.

Antonie wußte in diesem Momente sicher, daß Eva etwas Schreckliches widerfuhr. Das zarte Seelenband der Freundschaft, welches die beiden Mädchen so innig aneinander schloß, war in diesem Augenblicke in gesteigerter vergeistigter Kraft zum magnetischen Bande geworden, das den Austausch der aufgeregten Gefühle vermittelte. Gewiß gedachte Eva ihrer Freundin lebhafter als je in all' ihrem Jammer und diese Gedanken fanden ihren geheimnißvollen Weg zum Herzen der treuesten Freundin.

Madame Ehrenfried eilte Antonien zu Hülfe und rieb ihr die Schläfe mit Eau de Cologne.

„Antonie," fragte sie ängstlich. „Bist Du krank, soll ich nach einem Arzt schicken?"

„Nein, nein, ich danke Dir. Es ist schon wieder vorüber," erwiederte Antonie mit schwacher Stimme.

Dann schauerte sie wieder zusammen.

„Mir war es eben," sagte sie, „als wenn Eva mir leise in's Ohr gerufen hätte: Lebe wohl, Antonie ich bin todt!"

Bei diesen Worten brach Antonie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Du bist nervös aufgeregt," beschwichtigte die Mutter, „und läßt Dir von der Phantasie allerlei Bilder vorgaukeln."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Tubakssteuer.

Von einem Westricher.

Du herrliches Peifche, du alter Kumpan!
Eich schätz, eich muß där ball Adjes sahn.
Der Bismarck, der macht äm de Tubak ze theu'r,
Mit über zehn Thaler vom Zentner Steu'r.

Was hamm mer die liebelang Zeit dorchgemacht,
Seitdem eich des erschtmol deich hann angesacht!
Där hann eich jo immer mei Sorge geklabt,
Unn du hoscht mär redlich die Schneoke verjahl.

Wie bin eich mit där dorch die Gasse stolzeert
Wann eich hann mei Schätzche spazeere gefeehrt.
Dau warscht mär noch liewer, als es mär jetzt ist,
Denn dau hoscht mer immer mei Mäulche geküßt!

Wie hann eich deich domols in Ehre gehall,
Als 's Annlies mei Fraa wor is in Haus unn im Stall!
Unn als mer mei Erschte hann später gelaast,
Hann eich mär zum Kopp 'n neie Wasserjack kaast.

Unn wie eich Gemäne'ath worr bin dorchs Loos,
Wie hann eich do Wolke aus 'm Peische gebloos!
Kä Dachreiter, der ziemt dem Rathsherr nimmee,
A bessere Sort, schwarze Reiter A B.

Dau halfscht mär im Werthshaus zum luschtige Schwank,
Wann dei Gluth eich gemildert mit kihligem Trank;
Wann eich mid war unn lädig im Acker am Plug,
Hoscht dau meich gestärkt unn getröstet genug.

Korzum, wo eich hinguck, wers Peische parat,
Zu thale ganz bruderlich Freude wie Laad.
Doch jetzt, wann uff o' Zentner zehn Thaler sie schlahn,
Do schätz eich, muß eich äm bald Adjes sahn.

Möcht wisse, for waß se deß Geld wolle hann?
For de Kaiser? Der brauchts nett, 's iß e stänreicher Mann.
Er hot viel Gehall, unn sei Kinn sinn versorgt,
Werd er jo süb'lörau — der kriebt noch geborgt.

Vielleicht for Soldate, Kanone unn Krieg?
Was nuzt dann de Bärjee e blutiger Sieg?
Oder iß's, weil d'Gesandtschaft an de Höfe viel koscht'?
Die brauchts nett, mer kaun än jo schreire uff der Poscht.

Unn grad aus dem Tubak? Warum dann net gar?
Was macht mer die änzig Pläsir äm so rar?
's wär Luxus? — do brauchts doch kä langes Gesuch,
Aus diesem Schapitter giebts Sache genug;

Zum Beispiel: bei Mannsleut Cylinder unn Frack,
Storchbeenige Hose unn Palletosack,
Lorjenette unn Brille unn goldige Kett',
Die soll'n se besteure, den Tubak aber nett.

Bei Weibsleut de Schinnos unns anner falsch Hoor,
De Hut uff der Naas unn die Fedder dervor,
Die soll'n se besteure, unn de Cinnik dinnedruff,
Dann Brosch unn Ohrring, Pelzkräge unn Muff;

In de Städt die Parrade, die Bäll und Concert,
Wo gestrunzt und getanzt werd unn künschtlich geplärrt
Bei de Riche die Schäse, die Kuppon unn Huun,
Theek-änicher, Theejaner verk'nllemte Stunn.

So könnt eich noch mancherlee Luxus sahn,
Was braucht mer do Steu'r uff de Tubak ze schlahn?
Doch gescheid is der Bismarck, der muß es verstehn,
Der will, daß mer all in das Himmelreich gehn.

Es verlheurt uns de Tubak im erdische Reich
Unn macht uns halt wieder de Kinnercher gleich,
Die sunscht uff der Wies' dann das Rußlaab geroppt,
Unn mit Sauerampelsblättee die Peife gestoppt.

(Rheinpfalz.)

---

* Bei einem alten Jagdliebhaber, der zwar selten Etwas traf, aber destomehr aufschnitt, war eine große Gesellschaft. Herr von N. hatte stets seinen Diener hinter sich stehen, den er zum Zeugen seiner Heldenthaten anrief. So auch diesmal. „Da muß ich Ihnen," sprach er unter Anderem, „von einem höchst merkwürdigen Schusse erzählen, den ich dieser Tage gethan habe. Stellen Sie sich vor, meine Herren, ich schoß einen Sechszehnender durch den rechten Hinterlauf und durch das rechte Gehör. Was sagen Sie dazu meine Herren?" Alles mußte lachen. „Johann, Du warst dabei," rief nun Herr von N., „Du kannsts bezeugen." — „Allerdings," erwiderte der Diener, „es hat seine vollkommene Richtigkeit. Der Hirsch litt, mit Verlaub zu sagen, etwas an Ungeziefer und kratzte sich eben hinterm Ohr, als mein Herr schoß." Jetzt war der Lachtumult noch größer, Johann aber beugte sich zu seinem Herrn herab und flüsterte demselben ins Ohr: „Ew. Gnaden müssen nicht so weit auseinander lügen, sonst bringe ich es nicht gut zusammen."

* Das Neueste auf dem Gebiet des Fortschritts ist ein ganzer Anzug für 2 Schillinge oder einen halben Dollar. Derselbe ist in London zu haben und — von Papier.

* Die Stadt New-York ist mit 12,000 professionellen Musikern gesegnet.

Gemeinnütziges.

* (Zur Warnung!) Vor Kurzem ereignete sich in Karlsruhe ein höchst eigenthümlicher Todesfall. Eine Familie hatte ein in der Fasanenstraße gelegenes umgebautes Haus bezogen, dessen Innenräume noch nicht ausgetrocknet waren und in einem derart feuchten Zustand sich befanden, daß Alles sofort zu schimmeln begann. Von einem kurz darauf unternommenen Ausfluge zurückgekehrt, wollte die Ehefrau ihre im Schrein eingeschlossene Kleider reinigen und versuchte dabei, den dicht auf denselben haftenden Schimmelüberzug wegzublasen. Bei dieser Gelegenheit nun muß sie offenbar giftige Pilze eingeathmet haben, denn sofort erkrankt, starb sie schon nach wenigen Tagen an nachgewiesener Vergiftung und Blutzersetzung, die sämmtliche Erscheinungen einer Pilzeinsaugung an sich trug. Dieser traurige Fall ist wohl geeignet, die Aufmerksamkeit auf feuchte, oder sonst ungesunde Wohnungen von Neuem wachzurufen.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 99. Kaiserslautern, 15. Dezember 1872.

Menschenloos.

Von Julius Sturm.

Ob dir ein Pfühl, ein karges Moos
Zum Wiegenlager mir bestellt,
Uns Alle traf das gleiche Loos,
So viel wir kamen auf die Welt.

Ob eine Thräne mich begrüßt,
Ob lauter Freudenruf erscholl,
Als Liebe jubelnd dich geküßt;
Wir kamen hülflos, schmerzenvoll.

Und wie und wo wir immer geh'n,
Im Hermelin, im Bettlerkleid,
Im dunkeln Thal, auf lichten Höh'n:
Ein Jeder hat sein eig'nes Leid.

Dem zuckt der Schmerz im Angesicht
Und Jener scherzt und fühlt doch tief,
Daß ihm ein Dorn die Brust zersticht, —
Und keinem ward ein Freiheitsbrief.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit

von J. Steinmann.

(21. Fortsetzung.)

„Eva wird gleich kommen, Du weißt ja selbst, wie eigensinnig und launisch die Herrschaften mitunter sind, und sie wird länger aufgehalten als sie will. Vielleicht ist sie auch noch erst auf dem Lager vor und besorgt die Zuthaten."

Es half kein Zureden, Antonie blieb in derselben Stimmung.

Bis Mitternacht warteten die beiden Frauen, dann suchten sie ihr Lager trübe und sorgenschwer. Ernst war schon früher gegangen.

„Ich gehe morgen gleich auf die Polizei," sagte Antonie. „Es ist Eva ein Unglück zugestoßen, das fühle ich zu deutlich. Mir ist immer, als wenn Eva um Hülfe riefe. Auf der Polizei werden ja alle Unglücksfälle gleich bekannt —"

Eva wird zu ihrer früheren Pflegemutter gegangen sein beruhigte Madame Ehrenfried.

Antonie hatte eine unruhige Nacht. Nur wenig Schlaf war in ihre Augen gekommen und wenn sich die Lider ein wenig senkten, zogen wechselnde Bilder durch den dunklen Raum, die alle auf Eva Bezug hatten und Antonie immer wieder aus dem Schlafe schreckten.

Antonie stand schon früh am Morgen auf. Sie mußte noch eine Arbeit vollenden, die versprochen war und schon in der Frühe abgeholt werden sollte.

Aber die Arbeit wollte nicht von Statten gehen wie sonst. Eva's Platz stand noch leer. Da lagen noch die kleinen Geräthe, deren sie sich gestern bedient hatte und auf dem Arbeitskissen lag der halbvollendete Kranz aus weißen Rosenknospen.

Wenn Antonie hinübersah nach dem Platze, schauerte sie zusammen und dann arbeitete sie wieder mit mit fieberhafter Hast. Sie mußte eilen, denn sie wollte fort und die Freundin suchen.

Es schien sie aber ein Mißgeschick vor der Ausführung ihres Vorsatzes abzuhalten. Mehrere Kunden kamen und hatten Vielerlei zu sprechen und auseinanderzusetzen.

Mit jedem Wort, das gewechselt wurde, rückte der Zeiger der Uhr vorwärts und Antoniens Angst nahm zu.

Da endlich ging der letzte Kunde.

Antonie athmete auf. Rasch eilte sie in das Schlafzimmer und warf den Mantel über.

Es duldete sie nicht länger im Hause.

Die Uhr schlug neun, als sie das Haus verließ. —

Wie lange Eva bewußtlos gelegen, wußte sie nicht.

Als sie wieder zu sich kam, schlugen Stimmen an ihr Ohr. Sie war nicht mehr allein in dem schrecklichen Raum.

Auf den hölzernen Pritschen saßen theils, theils lagen und schliefen verschiedene Gestalten, deren Erkennung das Halbdunkel nicht gestattete.

„Wo bin ich?" rief Eva entsetzt.

Ein heiseres Lachen war die Antwort.

Dann sagte eine Stimme, die wie ein zerbrochener Scheiben klang:

„Sie sind hier wohl noch nicht oft gewesen, Mamsellchen? Aber die Lehre müssen Sie sich merken: Herumtreiben kann man sich schon, man muß sich blos nicht greifen lassen. Sehen Sie, mir hätten se diese Nacht nicht gekriegt, wenn ich etwas vorsichtiger mit dem Branntwein gewesen wäre. Wenn ich nun erst wieder raus bin, werde ich Mitglied des Mäßigkeitsvereins, da trinken se bloß Rothwein und Thee mit Rum, aber keinen Fusel; der Branntwein ist der Feind der Menschheit."

Dann lachte der Sprecher wieder eben so hohl und heiser wie vorhin.

„So halte doch den Mund und laß' andere Men-

schen schlafen," rief eine andere Stimme ärgerlich von einer der hölzernen Pritschen.

„Ich kann hier sprechen so viel ich will," entgegnete der Erste. „Ich sehe auch gar nicht ein, weshalb ich mich gegen Euch Lumpengesindel geniren sollte. Oder meint Ihr, daß Herzöge und Barone in diesem Salon campiren? Hier gibt es nicht einmal ehrliche Leute, denn wer hier erst drinnen ist — und wär' er unschuldig wie ein neugebornes Kind, der ist unehrlich für sein ganzes Leben —"

„Wenn Du nicht ruhig bist, verd— Schwätzer, dann rufe ich den Inspektor."

„Rufe nur zu, mein Goldjunge, rufe nur, deshalb kriege ich nicht mehr und Du nicht weniger. Und wenn Du auch ein Engel wärest, heute früh mußt Du mit durch die Straßen ziehen nach dem Stadthaus und alle Leute, die Dich sehen, wissen denn auch, wo Du die Nacht gewesen bist. Daß Du direkt aus dem Hôtel du Louvre kommst, glaubt Keiner."

Der Redner lachte wieder.

„Ich wollte, ich hätte einen einzigen Schluck," murmelte er leise. „So lange ich noch eine Kleinigkeit im Kopfe habe, finde ich mich ein in jedes Schicksal."

Nach einigen Selbstgesprächen sank auch der Halbbetrunkene in einen tiefen Schlummer.

Eva stand leise auf. Ihr war es entsetzlich, mit solchen Menschen in ein und demselben Gemache verweilen zu müssen. Sie schlich nach dem Fenster hin. Sie mußte an einer Pritsche vorbei, auf der zwei weibliche Gestalten schliefen. Die Verworfenheit hatte ihren Stempel auf diese vielleicht einst hübschen Züge gedrückt. Sie schienen noch nicht alt zu sein, vielleicht noch nicht fünfundzwanzig Jahre. Und doch furchten tiefe Falten Stirn und Wangen. Hier und da füllte weiße und rothe Schminke die Falten aus, aber unter dieser Maske lag ein armseliges Menschengesicht.

Eva ging leise wieder zurück, ihr graute vor diesen Gesichtern.

Das liebliche Antlitz ihrer schönen Freundin, der reinen, engelsgleichen Toni, tauchte vor ihr auf.

„Toni," flüsterte sie, „ich weiß es, Du wirst mir helfen."

Zum ersten Male in ihrer Lage dachte sie besonnen. Sie mußte das Opfer eines Mißverständnisses sein und so wie der Tag graute, würde Antonie bei ihr sein. Das hoffte sie sicher. Sie fand Trost in diesem Gedanken. Ihr wurde zu Muthe, als wenn Antonie ihren Arm um sie legte und sie an ihr Herz drückte. Ruhe, süße Ruhe durchzog ihr Gemüth.

Sie sah noch, wie der Tag eben zu grauen begann und durch den schmalen Streifen oben am Fenster in die Zelle hineinschaute. Dann schlug ein Vogel nicht weit von dem Gefängniß.

Die sanften Töne klangen ihr wie fröhliche Hoffnungsklänge und wie von einem Wiegenlied beruhigt, fielen ihr die Lider zu und sie schlief allgemach ein.

„Da bist Du ja, Eva," sagte Antonie im Traum zu ihr, „Dein Thee steht noch im Ofen. Wir haben schon getrunken."

Eva war im Traume noch einmal glücklich.

Draußen aber mit dem ergrauenden Morgen begann ein neuer Tag und mit ihm eine neue Zeit. Eine eiserne Faust zuckte nach Eva's Herz, um es zu ergreifen und nie wieder loszulassen.

Es war schon lichter Tag, als die Thür des Gefängnisses geöffnet wurde. Man brachte den Gefangenen eine mit Kaffee gefüllte irdene Schaale und eines kleines Weißbrod.

Eva konnte sich nicht überwinden, Etwas zu genießen.

Die beiden geschminkten Frauenzimmer langten um so gieriger nach dem Dargebotenen und schlürften den Kaffee in langen Zügen ein.

Als die eine derselben wahrnahm, daß Eva den Imbiß verschmähte, rief sie:

„Thun Sie nur nicht so vornehm, gnädiges Fräulein, denn was wir sind, werden Sie auch noch früh genug."

„Ob Sie ein Bischen besser in Garderobe gehen als wir," fiel die Andere ein, „das thut Nichts zur Sache."

Eva schauderte, unwillkürlich wandte sie sich ab.

In demselben Moment trat ein Polizist ein und rief:

„Fertigmachen."

Die Arrestanten machten so gut es ging ihre Toilette.

Dann schritten sie unter Vorauftritt eines Polizisten aus dem Arrestlocal heraus, während ein zweiter Polizist die Nachhut bildete.

Eva athmete tief auf, als die frische Luft ihre Wangen berührte und das Blau des Himmels ihre Augen erquickte. Der dumpfe Kerker war verschwunden und mit den grauen Wänden und vergitterten Fenstern war auch die Angst gewichen, welche ihr das Herz zuschnürte. Hoffnung, frohe Hoffnung zog wieder ein.

Der Zug der Gefangenen bewegte sich durch die belebtesten Straßen. Ueberall hielten die beschäftigten Wanderer ein und betrachteten die Unglücklichen, welche öffentlich gebrandmarkt wurden. Die Humanität hatte Halseisen und Pranger längst abgeschafft, aber in Wirklichkeit war nichts geändert, denn statt des Stehens am Pranger war die Sitte des Herumführens beibehalten, statt des hölzernen Pfahles bezeichneten zwei oder auch mehrere uniformirte Menschen den Stand der menschlichen Gesellschaft, auf den die Herumgeführten gestellt waren. Wer in dem verhängnißvollen „Zug" erblickt wurde, war gebrandmarkt, einerlei, ob er schuldig oder unschuldig in diese Gesellschaft gerathen, er wurde den Augen des Publikums ausgesetzt, bevor noch über seine Schuld — wenn eine vorhanden — abgeurtheilt war.

Anfangs beachtete Eva die forschenden Gesichter derer nicht, die mit Neugierde die vorüberziehende Nachternte der Polizei betrachteten, aber als sie durch

die Y—straße kamen und sie zu dem Prachthause des reichen Herrn Dolomie hinaussah, da erblickte sie ein Gesicht hinter den hohen Spiegelscheiben, das sie ansah wie das Haupt der Medusa, und mit einem Weheruf brach sie zusammen.

Sie hatte das Antlitz des alten Jean gesehen, sie sah, wie der alte Mann sie erkannte, wie Schreck und Entsetzen sich in seinen Zügen malten.

Da erkannte sie ihre Lage — sie war gebrandmarkt bei denen, die sie kannten, die sie und ihren Charakter kennen sollten — — was würden erst die denken, denen sie fremd, ganz fremd war? Wie ein Blitz schoß ihr das durch das Gehirn und wie vom Blitze getroffen sank sie nieder.

Einer ihrer Leidensgenossen hinderte ihren Fall und fing sie in seinen Armen auf.

Sofort sprang einer der Polizisten hinzu und schüttelte Eva heftig am Arm.

„Nur keine Anstellerei," rief er. „Sonst kannst Du was erleben."

Und dann schleppten sie das Mädchen mit sich, wie ein Opferlamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Sie führten es vorbei an den glänzenden Läden und hohen Häusern, sie zogen es durch das Gewühl der Straßen bis in ein alterthümliches Haus.

Die Gefangenen wurden über die breite Diele, auf der es von Beamten aller Gattungen wimmelte, die in geschäftiger Eile an sich selber vorbeirannten, durch einen längeren Corridor in eine Art Wartezimmer geführt.

Von hieraus wurden die Gefangenen einzeln in das Zimmer geführt, wo das Verhör und das Urtheil hinter verschlossenen Thüren ausgeführt wurden.

Eva war die erste, welche vorkam.

Ein freudiger Schreck durchzuckte sie, als sie in das Zimmer trat — — sie erblickte einen Retter in der Noth — den Beamten Korn.

Aber wie ward ihr zu Muthe, als sie hörte, wie dieser selbe Beamte sie, die Eva, langsam und deutlich eines leichtfertigen Lebenswandels beschuldigte, mit seinem Amtseid die Aussage erhärtete und zur Vervollständigung Zeugen nannte, die Eva am gestrigen Abend auf dem Wall in den Armen eines Mannes gesehen.

„Das ist eine schändliche Lüge," schrie Eva laut und empört. „Das ist eine Lüge."

„Wenn Sie sich nicht anständig benehmen, kommen Sie in's Gewahrsam," bedeutete sie der inquirirende Beamte.

„Aber ich bin ein ehrliches Mädchen," entgegnete Eva unter hervo quellenden Thränen.

„Das wird sich finden," sagte der Beamte. „Ihr Gewerbe?"

„Blumenmacherin."

„Können Sie von dem Geschäft leben?"

„Es bringt uns sehr gut ein."

Der Beamte Korn nahm das Wort und sagte:

„Wenn eine Blumenmacherin erst mal so viel verdient, daß sie sich Diamantenringe anschaffen kann, muß das Geschäft gut gehen."

Mit diesen Worten deutete er auf den Diamantring, den Eva trug und nickte dem Inquirenten wie im Einverständnisse zu.

„Zeigen Sie den Ring. — Es ist ein ächter Diamant. Er kommt zu den Acten. Haben Sie den Ring gekauft?"

„Nein."

„Geerbt?"

„Nein."

„Er ist also ein Geschenk?"

„Ja."

„Von wem erhielten Sie diesen Ring?"

Eva stockte.

„Wollen Sie mir sofort antworten!"

Eva schwieg.

„Nur die Wahrheit kann Sie retten. Von wem ist dieser Ring?"

„Von Georg."

„Welchem Georg?"

„Von Georg Dolomie."

Die Beamten brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Können Sie auch sagen, wofür Sie diesen Ring bekommen?"

„Er hat ihn mir geschenkt."

„Unsinn. Wir wollen wissen, wofür er Ihnen den kostbaren Ring gab."

„Er schenkte seiner Braut einen gleichen Ring zu—"

„Bleiben Sie bei der Sache."

Eva schwieg.

„Haben Sie noch etwas zu bemerken in Bezug auf den Ring?"

„Nein."

Es wurde eine Art Protokoll aufgenommen und dann hieß es, daß Eva wegen gewerbsmäßigen leichtfertigen Lebenswandels zu einjähriger Haft in einem Strafarbeitshause verurtheilt sei.

Eva lächelte.

„Enden Sie doch den Scherz," sagte sie.

„Wer spricht hier von Scherz?" war die barsche Antwort. „Sei froh, daß Du so davon gekommen bist."

Dann nahm der Beamte Korn Eva in ein Seitenfenster, als er sah, daß ihre Augen starr, wie abwesend blickten.

„Ich will Dich retten," flüsterte er, „das Mißverständniß muß sich lösen. Du darfst auf keinen Fall in's Strafarbeitshaus, sonst bist Du für ewige Zeiten gebrandmarkt. Dir steht noch ein Weg offen, denn Du kannst wählen hier zwischen dem Strafarbeitshause und dort Deiner Freiheit, wenn ich aus alter Freundschaft meine Hand dazu biete. Du hast nur nöthig, dieses Blatt Papier zu unterzeichnen und laut und offen vor dem Beamten zu erklären, daß Du das, was Du thust, aus freiem Antriebe thust, ohne jegliche Ueberredung."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Eine entsetzliche Geschichte) ereignete sich kürzlich auf der Eisenbahn in der Nähe von Magdeburg. Es war ein schöner Novemberabend. Das Wetter wäre für den August warm genug gewesen, der Himmel war blau und sonnenklar, als in einem Eisenbahn-Waggon ein glückliches, blühendes, schüchternes, schönes Brautpaar saß, das an den Rhein zu reisen gedachte. Der erst vor wenigen Stunden vermählte Gatte war so stolz und doch so zärtlich; die Braut war verschleiert und erröthete jeden Augenblick. Als der Zug sich langsam fortbewegte aus der Station, da beging das schöne junge Wesen die Unvorsichtigkeit, den Kopf aus dem Waggonfenster zu stecken, vielleicht um frische Morgenluft zu athmen, vielleicht auch, um ihren Freundinnen mit dem feinen weißen Batisttuche noch ein Lebewohl zuzufächeln. Ach, es war ein verhängnißvoller Moment! Es wurde ihr nicht etwa der Kopf von einer zu nahe stehenden Telegraphensäule abgerissen, oh nein! Das wäre ein Kleines gewesen, verglichen mit dem. — Hastig fuhr sie mit dem Kopfe in den Wagen zurück und begrub ihr todtenbleiches schmerzbewegtes Antlitz in den Händen. Der erschreckte Bräutigam faßte sich und es gelang ihm, endlich die Frage zu stammeln: „Was war es, Geliebte? Was erschreckt Dich so, Theure? Sage es, und wenn es noch so entsetzlich ist! Warum schrieest Du so auf?" — Oh, entsetzliches Schicksal. Sie hatte den Mund unvorsichtig geöffnet und ein ganzes, prächtiges und sehr kostspieliges Zahngebiß war ihr entfallen. Sie lächelte nicht wieder, bis sie in Köln längere Zeit bei einem Dentisten gewesen war.

* (Zwölf Fuß tief.) Molière starb am 17. Februar 1687, als er die Rolle des Hypochonders in seinem Lustspiele: „Der eingebildete Kranke" spielte. Der Erzbischof von Paris verweigerte der Leiche des Dichters das Begräbniß auf dem Kirchhofe, weil er ein Schauspieler gewesen sei. Der König erfuhr dies und ließ den Erzbischof zu sich rufen, um ihn zu einer vernünftigeren Ansicht zu bewegen. Der orthodoxe Geistliche aber beharrte hartnäckig auf seiner Meinung und verweigerte dem Dichter ein Grab in geweihter Erde. „Wie tief geht denn euer geweihter Kirchhofsboden?" fragte der König ärgerlich. „Wenigstens acht Fuß tief," versetzte der Erzbischof. „Nun gut," lachte der König, „so soll man ein zwölf Fuß tiefes Grab machen, dadurch wird wohl eure geweihte Erde nicht leiden!" Der Erzbischof konnte sich diesem Befehl nicht widersetzen, und so ruht Molière zwölf Fuß tief im Père-la-Chaise.

* (In der Schule.) „Wie nennt man einen Mann, welcher stiehlt?"
„Spitzbube."
„Und wie, wenn es ein Fräulein ist?"
„Spitzeder."

* Das in Berlin im Verlage von Rudolf Mosse erscheinende humoristisch-satirische Witzblatt der „Ulk" enthält in seiner letzten Nummer folgenden sehr treffenden Vers:

An den Abgeordneten Lasker.

Vergebens suchst in scharfen Reden
Das Gründerthum Du zu befehden;
Denn das steht unumstößlich fest:
Die Gründer- wie die Rinderpest,
Sie werden nimmermehr verschwinden,
So lange sich noch Ochsen finden.

Gemeinnütziges.

* (Gegen die Cholera.) Der Universitätsprofessor Dr. Flick in Würzburg hat einen Vorschlag der Prophylaxis gegen Cholera-Infektion veröffentlicht, welcher darin besteht, daß die Einathmungsluft durch Baumwolle filtrirt wird, was schon dadurch genügend erreicht werden könne, wenn man blos leichte Baumwollflöckchen in die Nasenlöcher steckt und durch diese ausschließlich athmet. Daß auf diese Weise das Athembedürfniß vollständig gedeckt werden kann, davon habe er sich überzeugt. Uebrigens wäre es nur nöthig, wenn man sich an verdächtigen Orten befindet, die Filter anzuwenden. Der Vorschlag fußt auf der Betrachtung, daß das Choleragift in einem durch Fortpflanzung sich mehrenden organisirten Wesen enthalten sein müsse. Solche Wesen könnten aber nicht gasförmig, sie müßten staubförmig sein, und würden vermuthlich mit der Luft eingeathmet, blieben an der Nasenschleimhaut kleben, würden durch die Flimmerbewegung nach der Rachenhöhle befördert, und dann mit Speisen und Speichel verschluckt. Solche staubförmige Theilchen gingen aber bekanntlich durch ein Filter von Baumwolle nicht hindurch.

* (Die neue Errungenschaft der Heilkunde.) In Neapel ist in diesen Tagen mit glänzendem Erfolge die Transfusion des Blutes bei einer noch nicht 30 jährigen Dame angewandt worden, die durch starke Blutverluste an großer Entkräftung litt. Es wurde dazu der Professor der Physiologie an der neapolitanischen Universität, Giuseppe Albini, berufen. Ein lebendiges Lamm wurde dazu benutzt, und die Operation gelang vortrefflich. Die Kranke fand danach die Ruhe, die ihr seit vielen Tagen gefehlt, und ihr Zustand besserte sich sichtlich. Die directe Transfusion war bisher noch nicht versucht worden, und der Professor Albini wird der Wissenschaft darüber genauen Bericht erstatten.

* Dreisylbige Charade.

Meine beiden ersten Sylben sind das Inwendige des Auswendigen,
Meine letzte ist der Name eines Fisches,
Mein Ganzes ist das Auswendige des Inwendigen.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 100. Kaiserslautern, 18. Dezember 1872.

* Phantasie.

Einst wohnten die Götter
Auf irdischer Flur.
Doch als sich die Menschen
Im frevelnden Stolze
Den Himmlischen nahten,
Verließen die Götter
Der Erde Gefild.
Des Welteuerzeugers
Geliebteste Tochter,
Sie fühlte Erbarmen
Und flehte den Vater
Zum Trost sie zu lassen
Den Kindern der Welt.
Sie schmückte die Erde
Die dornenbedeckte
Mit Blüthen der Hoffnung
Sie gab uns zum Troste
Die himmelentspross'ne
Die göttliche Kunst,
Und trägt durch Aeonen
Auf goldenen Schwingen
Der Erde Geschlechter
Aus dämmernden Tiefen
Zum Vater empor.

D. L. G.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(22. Fortsetzung.)

„Wenn Du dann auch dem Namen nach zu den Mädchen gehörst, die unter meinem besonderen Schutze stehen,“ — er lachte dabei höhnisch auf — „so magst Du wissen, daß ich Mittel und Wege finden werde, Dich zu retten und zu Antonie zu bringen. Nun antworte, Ja oder Nein, willst Du mir vertrauen und frei sein, oder ziehst Du das Strafarbeitshaus vor?“

„Aber was habe ich denn gethan?“ wimmerte Eva.

„Sei nur ruhig! Willst Du unterschreiben?“

„O lassen Sie mich, lassen Sie mich frei,“ flehte Eva. „Ich bin ja ganz unschuldig. Sie kennen mich ja und die Toni auch. Kann man schlecht sein, wenn man die Toni zur Freundin hat? Und dann,“ rief sie, in laute Klagen ausbrechend, „Wilhelm, Wilhelm!“

„Willst Du sofort ruhig sein,“ flüsterte der Beamte und legte ihr ein Papier hin. „Hier unterschreibe.“

„Nein — nie — nie.“

Der Beamte klingelte.

Zwei untere Polizeibeamte erschienen.

„Nehmt dies Mädchen mit. Sie kommt auf ein Jahr in's Strafarbeitshaus.“

Die Polizisten näherten sich.

„Willst Du folgen?“

Der eine der Beiden faßte Eva an.

„Ich mache Dich frei, Du unterschreibst ja nur zum Schein.“

Er drückte Eva die Feder in die Hand.

Von der Berührung des Polizisten bis zum Tod erschreckt und angewidert, abgemattet und der Sinne beraubt, hörte sie nur das eine Wort „frei, frei.“

Da wußte sie nicht, was sie that — sie unterschrieb.

„Ihr könnt gehen,“ herrschte der Beamte Korn die beiden Polizisten an.

Diese entfernten sich.

Die übrigen Formalitäten, welche noch erforderlich waren, machten keine große Mühe mehr. Eva sagte mechanisch nach, was ihr vorgesagt wurde, sie verstand ja nicht, was sie sagte, sie wußte nicht, daß sie sich lossagte von der Welt, der sie angehörte, sie wußte nicht, daß sie in diesem Augenblicke verkauft wurde — verkauft mit Leib und Seele!!

Arme, arme Eva!

Der Beamte Korn geleitete sie durch das Vorzimmer bis an das Thor, wo bereits eine Droschke hielt. Er hob Eva in den Wagen. Hier faßten sie zwei dürre Knochenarme fest an wie Schraubzwingen, das abscheuliche alte Weib, das sie gestern über den Wall gelockt, hatte sie wieder in ihrer Macht.

Eva ward ohnmächtig.

„Fahr' zu,“ rief der Beamte, „Du weißt wohin.“

Der Wagen fuhr in scharfem Trabe davon.

Kaum hatte der Wagen sich entfernt, als Antonie auf das Stadthaus zueilte.

Mit hastigen Worten erzählte sie dem Beamten Korn das räthselhafte Ausbleiben ihrer Freundin Eva.

Korn lachte.

„Aengstigen Sie sich nur nicht, die wird sich schon wieder auffinden, wenn es Zeit ist.“

„Wissen Sie, wo sie ist?“

„Nein, aber ich kann es mir wohl denken. „Und Sie,“ fügte er mit einem seltsamen Blick auf Antonie hinzu, „werden früh genug mit ihr zusammen sein.“

Mit diesen höhnisch gesprochenen Worten entfernte er sich.

Antonie stutzte.

„Was bedeutet das?“ fragte sie sich. „Eva, Eva, wo bist Du?“

11. Kapitel.
Verloren.

Herr von Sejour und seine schöne Gattin verbrach-

ten ihre Flitterwochen auf einer Reise nach dem Rhein. Anfangs war Italien und die Schweiz als Reiseziel angenommen worden, allein Leopoldine bat ihren Gemahl noch am Hochzeitsabend so bringend und so liebenswürdig, die Reise auf kürzeste Frist zu beschränken, da sie mehr als je die Pflicht fühle, in der Nähe des alternden Vaters zu sein.

„Mein kindlich gesinntes Herz würde fortwährend von den entsetzlichsten Gewissensbissen gefoltert werden und uns die schönsten Stunden verbittern," sagte sie und blickte ihren Gatten so treuherzig bittend mit ihren dunklen, schmachtenden Augen an, daß dieser erwiederte:

„Deine Wünsche sind die meinigen."

Es hätte sie auch unmöglich in der Fremde lange gelitten, seit sie vom Traualtar aus das bleiche Gesicht und die verlangenden glänzenden Augen des Todtgeglaubten erblickt.

Sie fühlte, daß sie nur den liebte, den sie als todt betrauert hatte, dessen Schattenbild sie in der Phantasie so oft umarmte. Nun lebte das Bildniß und alle Fibern schlugen dem Lebenden entgegen. Er mußte der Ihrige werden. Und nun, da sie ihn gesehen, sollte sie sich von dem Ort trennen, dessen Mauern in beherbergten. Nur wenn sie daran dachte, daß sie dieselbe Luft athmen, die vielleicht sein dunkles Haupthaar leise berührte, durchschauerte sie es in unsagbarer Wonne. Sie liebte ihn glühend, ein Kuß von ihm und dann sterben. Das war ihr Wunsch.

Und von dem Manne sollte sie längere Zeit nichts hören, nichts sehen? Sie sollte sich mit dem Gedanken quälen, daß er sie suchen und nicht finden würde, daß er vielleicht in die Netze einer Andern gerathe? — O nein, nein, das durfte nicht sein.

Darum mußte die Hochzeitsreise kurz sein.

„Die Flitterwochen werden mir zu Bitterwochen," flüsterte sie leise, als sie Toilette zur Reise machte. „Wie glücklich würde ich an seiner Seite sein!"

Ihre Augen starrten gerade aus, als wenn sie irgend ein Phantom, ein Schattenbild erblickten.

Dann breitete sie die Arme aus und drückte einen Kuß in die leere Luft.

„Ach," rief sie. „Ich träume. Geduld, Geduld, mein Benvenuto, der Traum muß zur Wahrheit werden!"

Dann eilte sie lächelnd ihrem Gemahle entgegen und stieg mit ihm in die glänzende Carrosse, die sie an den Bahnhof bringen sollte.

„Bist Du glücklich, meine Leopoldine?" fragte Herr von Sejour zärtlich.

„Ueber alle Maßen," erwiederte sie doppelsinnig. „Mir ist, als wäre ich heute erst zum Leben erwacht."

„Du schwärmst."

„Ich rede die Wahrheit. Wenn Du in mein Herz blicken könntest, Du würdest sehen, daß ich mit Worten nicht ausdrücken kann, was ich brennen fühle."

Ein glühender Kuß schloß die Lippen des dämonisch schönen jungen Weibes. —

Sie waren fort und Herr Dolomie war allein. Ganz allein.

Die großen Wandspiegel seiner Prunksäle zeigten ihm stets nur ein Bild — das seinige. Und dies Bild blickte ihn so befremdend an. Es war ein seltsames Bild, das ihn ansah. Dieselben lächelnden Züge wie ehemals machten ihre Reverenz, aber weniger als je vertuschten sie ihr lügnerisches Gezwungensein und die Augen, sonst in selbstbewußtem Stolze frei um sich blickend, waren verschleiert, ja die Lider senkten sich, als könne das Spiegelbild den Blick des Lebenden nicht ertragen — oder schlug Herr Dolomie die Augen nieder vor dem Spiegelbilde, das ihm ungeschminkte Wahrheit predigte?

Herr Dolomie war allein mit sich selber. Vergangenheit und Gegenwart hielten Einkehr bei ihm und entrollten ihm das Nebelbild der Zukunft.

Er stand allein.

Leopoldine folgte ihrem Gatten, dem gab sie alle Liebe.

Hatte er je die Liebe der Tochter besessen? Liebe, kindliche Liebe?

„Nein," sagte er sich schmerzlich. „Geliebt hat sie mich nie — nur gefürchtet. — Niemand liebt mich," flüsterte er leise. „Niemand. Ich bin reich, die Firma steht hoch und glänzend da und doch möchte ich Alles für Eins hingeben, für die Liebe."

Seltsam, der alternde Mann, der den langen Weg des Lebens bis fast an's Ende zurückgelegt hatte, vermißte unter allen Schätzen die er erworben, die Liebe.

Herr Dolomie war fromm, aber in diesen einsamen Stunden suchte er keinen Trost in der Religion, er rang nach Einem, nach der Liebe eines warm schlagenden Menschenherzens.

In der Brust seiner Tochter schlug solch' ein Herz nicht für ihn, das wußte er.

Und sein Sohn — er zuckte zusammen, als er an diesen dachte — sein Sohn liebte ihn auch nicht. Er haßte seinen Sohn, der das Wort der Firma nicht respektirte, wie könnte der Sohn ihn lieben?

Er stand allein, der reiche arme Herr Dolomie. —

In einer solchen Stunde trüber Betrachtung machte Hochwürden Pastor Schröder seinen Besuch.

„Er ist willkommen," ließ Herr Dolomie sagen.

„Es wird mir gut thun, mir Trost und Ruhe von einem wackern Diener des Herrn einsprechen zu lassen," sagte er zu sich selber.

Nach einigen allgemeinen Redensarten lenkte Herr Dolomie sein Gespräch auf seinen Seelenzustand und deutete dem Pastor an, daß er sich nach einem für ihn warm und aufrichtig schlagenden Herzen sehne.

„Das ist die reine Melancholie," nahm der Pastor das Wort. „Solche Gemüthsstimmungen haben oft ihren Grund in Blutsstörungen. Wenn die ungebildete Menge an dergleichen moralischen Störungen leidet, so ist der Seelsorger ihr Arzt, der ihnen Himmelsmanna und Hoffnungsthau eingiebt und wenn Alles

Nichts fruchtet, ein vergnügtes Leben im Jenseits verspricht.

Herr Dolomie sah den Pastor höchst verwundert an. Solche Worte kamen aus dem Munde des als allgemein für fromm bekannten Pastors. Was bedeutet das?

Herr Schröder ließ sich durch die stumme Verwunderung des Herrn Dolomie nicht irre machen.

„Wir sind ja unter uns," sagte er vertraulich, „weshalb sollten wir nicht offen mit einander reden? — Kein Mensch hat uns je Nachricht vom Jenseits gebracht und die Sonne geht auf über Gerechte und Ungerechte, ja der Gerechte muß mitunter mehr leiden als der Ungerechte. Nur die Gegenwart ist das Wahre, so lange wir für die Gegenwart da sind, ist auch die Gegenwart für uns da, d. h. so lange wir genießen können, leben wir."

„Haben Sie vielleicht schon gefrühstückt?" warf Herr Dolomie mit kaltem Lächeln ein. Er glaubte den Reden nach zu urtheilen, daß der Pastor dem Weine bei irgend einer Gelegenheit zu stark zugesprochen habe.

„O gewiß," lachte der Pastor „Es ist ja gleich Tischzeit."

„Aber Sie sind aufgeregt, lieber Herr Pastor, Ihre Augen glühen in einem eigenthümlichen Feuer."

„Sie mögen Recht haben. Ich fühle mich heute besonders jung. Mir ist, als wenn ich in die Zwanziger Jahre zurück versetzt wäre."

„Und die Ursache dieses Salto-Mortale in die Jugendzeit?"

„Dasselbe, was Sie suchen — die Liebe."

Herr Dolomie sah den Pastor ungläubig an.

„Ja, ja, die Liebe," fuhr dieser mit erhöhter Stimme fort. „Dreht sich nicht Alles um die Liebe? Ist die Liebe nicht der Angelpunkt der Welt? Und heute werde ich ein Ziel erreichen, nach dem ich lange gestrebt."

„Aber Herr Pastor, bedenken Sie sich doch, was Sie reden."

„Ich weiß, was ich sage! Sehnen Sie sich nicht auch nach Liebe? Erklärten Sie nicht noch vor wenigen Augenblicken, daß Sie Alles hingeben könnten für Liebe? So wie Sie fühlen andere Menschen auch: die Regungen des inneren Menschen kann keine Schranke einengen. —"

„Aber die Liebe, derer ich bedarf, ist anderer Art —"

„Liebe ist Liebe," fiel Pastor Schröder ein, „und die schönste Liebe ist die Frauenliebe. Als ich jung war, lernte ich diese Liebe kennen, als das Amt kam, mußte ich meiner Stellung zu Gefallen der genußbringenden Jugend schon Valet sagen. Je älter man wird, um so mehr erscheint uns begehrenswerth, was schwer erreichbar ist und immer schwebt der Gedanke: bald ist es vorbei mit den letzten Resten deines Jugendfeuers, wie ein Damoklesschwert über unserm ergrauenden Haupte." (Fortsetzung folgt.)

* **Hogarth's Meisterwerk.** Wir alle wissen, daß Hogarth unendlich viel Humor besaß; nicht allein seine Bilder beweisen das, sondern auch viele Züge aus seinem Leben. Einst wurde der berühmte Künstler zu einem überaus reichen aber geizigen Lord gerufen, damit er die Hallen eines neuen Edelsitzes durch ein Historiengemälde schmücke; derartige Liebhabereien waren bei der Aristokratie jener Periode sehr in der Mode. Hogarth ging willig auf den Vorschlag ein und der geizige Lord fragte ihn, wie viel er wohl für ein Gemälde fordere, welches den Zug der Kinder Israels durch's rothe Meer vorstelle, verfolgt von Pharao und seinem Heere. Der Maler musterte die Größe der Halle und forderte dann 100 Guineen.

Der geizige Nabob rümpfte bei dieser Forderung gewaltig die Nase und rief: „Seid Ihr verrückt, Hogarth? — Ich gebe Euch zwanzig Guineen, weil ich gern die Kunst protegire, das ist aber wahrlich mehr als Euer Gesudel werth ist."

Hogarth verschluckte grinsend die bittere Pille, sann einen Augenblick nach und sagte dann: da ich mich in einer großen Geldklemme befinde, will ich die Arbeit übernehmen, vorausgesetzt, daß mir der Betrag im Voraus ausbezahlt wird." Der geizige Lord lachte in seinem Innern über das gute Geschäft und zahlte das Geld in beschnittenen holländischen Dukaten aus. Den leiblebigen Künstler schien auch diese Gaunerei nicht zu touchiren, denn ohne die verrufenen Goldstücke zu prüfen, schob er sie in seinen Säckel und bat sich den Schlüssel zur Halle aus, damit er am nächsten Morgen mit dem Frühesten sein Werk beginnen könne.

Kaum war am folgenden Tage die Sonne aufgegangen, da erschien Hogarth mit einem derben Irländer an seiner Seite, welcher eine große Bütte mit ziegelrother Farbe trug, während er selbst mit einem riesigen Anstrichepinsel versehen war. Noch ehe der Lord sich aus den Federn erhob, war die schmucke Hinterwand der Halle in ein blutiges Roth getaucht. Hogarth prüfte wohlgefällig sein Werk und rief dann den Herrn des Hauses. Als dieser die Halle betrat, rief ihm der Maler entgegen:

„Es ist fertig!"

„Was ist fertig?" fragte der Geizhals erstaunt.

„Nun das Gemälde."

Jetzt fielen die Blicke des Lords auf die rothe Wand. Ganz verblüfft sperrte er den Mund auf und fragte dann zögernd: „Was stellt das vor?"

„Das rothe Meer, Euer Lordschaft," antwortete Hogarth mit ernster Selbstgefälligkeit.

„Das rothe Meer?" stammelte der alte Nabob, denn er fing an Unrath zu wittern, „aber wo ist denn Pharao? Wo sind seine Reisigen?"

„Die sind alle ersoffen."

„Wo aber sind die Kinder Israels?"

„Die —?" entgegnete der Maler, mit einer artigen Reverenz, „die haben glücklich das andere Ufer erreicht."

Feuilleton.

* (Die Berliner Tribüne) bringt folgende interessante Gerichtsverhandlung: „Der Drechslergeselle Rudolph Dunker ist angeschuldigt, am 21. August ds Js. aus dem Vorflur zur Werkstatt des Möbelhändlers Mühlfort, aus dem er kurz vorher mit einem Dienstmann einen Sarg fortgetragen hatte, einen Spiegel entwendet zu haben. Er war mit dem Spiegel in der Nähe des betreffenden Hauses von einem Knaben gesehen worden, behauptet aber seine Unschuld. „Sie werden mir," so läßt er sich vernehmen, „doch zutrauen, daß ick nich so dumm sein werde, und mir mit den Spiegel ins Nebenhaus stellen. So'n Junge soll mir gesehen haben; so'n Junge kann mir gar nich reduciren. Wenn ick Strafe kriege, so krieg' ick sie unschuldig und werde sie unschuldig leiden." Der Knabe, welcher den Angeklagten recognosciren soll, ist nicht erschienen, es wird also ein neuer Termin zur Fortsetzung des Verfahrens anberaumt. Als der Angeklagte hört, daß er sich jetzt entfernen könne, fragt er: „Kriege ick denn gar keenen Schein? Bei mir heeßt's: nie ohne Schein." Der Vorsitzende erwidert: „Sie werden hiemit aufgefordert, sich heut über acht Tage zu derselben Stunde zu einem neuen Termin einzufinden. Das gilt gleich der Vorladung." „Do, Herr Gerichtshof, ick weeß Ihnen zu achten, — läßt sich der Angeklagte hören — ick habe Ordnung und Pünktlichkeit gelernt, wenn ick ooch unschuldig leiden muß. Ick komme heut über acht Dage." Der Angeklagte entfernte sich; nach wenigen Minuten tritt der Gerichtsdiener ein und meldet: „Dunker ist wieder da; er sagt, er habe sich anders besonnen." Der Letztere erscheint wieder, nimmt auf der Anklagebank Platz und erklärt: „Entschuldigen Sie nur, Herr Gerichtshof, wenn ick nochmals störe. Ick weeß ja doch, daß ick unschuldig verurtheilt werde, da hab' ick gedacht, laß dir man verdonnern, dann hast du's hinter dir." Darauf aufmerksam gemacht, daß ein solches Geständniß mit der Behauptung der Unschuld kein Geständniß sei, erwidert er: „Na, dann werd' ick's Ihnen man sagen: ick habe den Spiegel gestohlen und vor 5 Dahler beim Trödler verkooft. Des is richtig, aber nu bitt' ick, legen Sie mir milderde Umstände an, weil ick doch zurückgekommen bin und, während ick uf die Anklagebank saß, gestanden habe. Ick werde jleich meine Strafe antreten." Mildernde Umstände werden denn auch dem Angeklagten gewährt und er erhält 6 Wochen Gefängniß.

* (Ein König auf der Anklagebank.) Vor dem Bezirksgerichte in Petersburg stand am 10. Nov. ein Fürst von Lusignan unter der Anklage der Wechselfälschung. Sein Vater erschien in Husarenuniform als Zeuge und wies vollkommen beglaubigt nach, daß er königlichen Geblütes und in directer Linie von den Königen von Cypern, Jerusalem und Armenien abstammt, daß einer seiner Vorfahren den Titel „Bewahrer des heiligen Grabes" geführt und daß sein Vater das kolossale Vermögen von 50 Millionen Rubel aus dem väterlichen Nachlaß geerbt, welches seinerzeit in der Schatzkammer des Patriarchen von Konstantinopel verwahrt, aber bei den Unruhen in Konstantinopel im Jahre 1824 geraubt wurde. Der Vater des Angeklagten trat dann 1828 ohne Besoldung und zugleich, ohne den russischen Unterthaneneid zu leisten, in russische Dienste und kam im Jahre 1848 mit seinem Sohne nach Petersburg, wo der Sohn studirte, ohne jedoch seine Studien zu vollenden. Der Vater führte jetzt das traurige Geschäft eines Schulbetreibers und befand sich mit seinem Sohne seit geraumer Zeit in der bittersten Armuth. Das Gericht konnte nicht umhin, den Angeklagten zu verurtheilen, und der Urtheilsspruch lautet: „Der angeklagte griechische Unterthan Fürst Michael de Lusignan, der den Titel von König von Cypern, Jerusalem und Armenien führt, wird zum Verlust aller Personen und Standesvorrechte und zur Verbannung nach dem Gouvernement Jenisseisk verurtheilt, wo er den ihm angewiesenen Wohnort nicht binnen 5 und das Gouvernement nicht unter 10 Jahren verlassen darf. Nachdem dieses Urtheil Rechtskraft erhalten, ist es durch den Justizminister der Begutachtung Sr. Majestät des Kaisers zu unterbreiten."

Nationalliberales Paterunser.

Fürst Bismarck, der du bist in Varzin,
Geheiligt werde dein Name,
Zu uns komme in die Sitzung.
Dein Wille geschehe im Abgeordnetenhaus, wie im Reichstage.
Unsere tägliche Lection gib uns heute
Und verzeih uns unsere Reden,
Wie wir sie vergeben dem Herrenhause,
Führe uns nicht in die Versuchung und der Gesetzgeberei,
Sondern erlöse uns von allem ernstgemeinten Fortschritt,
Denn dein ist das Reich u. s. w.

Gemeinnütziges.

* (Mäuse) aus Scheunen und Getreidediemen (oder Getreidefeimen) fern zu halten. Vor dem Aufschichten des Getreides, sei es in Diemen oder in Scheunen, lege man auf den Boden einige Stengel des gewöhnlichen Pfeffermünzkrautes oder in Ermangelung dessen einige kleine Läppchen, auf welche je 3 bis 4 Tropfen Pfeffermünzöl geträufelt sind. Einige Ellen höher wiederhole man solches bis zur Vollendung des ganzen Lagers. Dieses billige und durchaus nicht mühsame Mittel hält alle Mäuse und überhaupt das Ungeziefer durch seinen starken Geruch ab. Auch in jungen Baumschulen wurde dies Mittel mit bestem Erfolg angewendet.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 101. Kaiserslautern, 22. Dezember **1872.**

* Der Weihnachtsbaum.

In Deutschland ist es alte Sitte
Daß um die Zeit der Weihenacht,
In der Familie trauten Mitte
Den Kindern man Geschenke macht.

Und wer beschreibt wohl ihr Entzücken.
Ihr freudenstrahlend Angesicht,
Wenn sie den Weihnachtsbaum erblicken,
Hell strahlend in der Kerzen Licht!

Auch uns erfreute einst der Schimmer
Der leeren Nüsse gold'ne Pracht.
Doch blieben wir nicht Kinder immer,
Dem Morgen folgen Tag und Nacht!

Es ist ja das Gesetz des Lebens,
Das alles immer vorwärts dringt,
Und jedes Bollwerk ist vergebens,
Die Zeit zuletzt es doch bezwingt! —

Doch was die Kinder so entzücket
Kann uns auch jetzt noch selbst erbau'n,
Wir fühlen in Wahrheit uns beglücket
Wenn wir's mit geist'gem Aug' beschau'n!

Den was den Kindern ist die Tanne,
Der immergrüne Weihnachtsbaum,
Das freilich ist dem reifern Manne
Ein längst geträumter schöner Traum!

An seiner Stelle ward gesetzet
Wohl auch ein Baum mit Immergrün,
Deß heller Schein das Herz ergötzet,
Gewaltig zieht die Menge hin!

Sie ziehet hin um sich zu laben
An einer einst verbot'nen Frucht;
Sie will das ihr Entzog'ne haben,
Das sie Jahrtausende gesucht.

Sie hat genugsam lang genossen
Die Frucht der menschlichen Verblendniß,
Genießen will sie, was entsprossen
Dem Baum der Wahrheit und Erkenntniß,

Ja dieser ist's, der angezündet
Nach langer dunkler Winternacht
Den neuen Tag gar hell verkündet,
Zu dem die Völker sind erwacht!

Ja unter dieses Baumes Zweigen
Da ruhen einst die Völker aus,
Sie werden sich die Hände reichen
In eines Vaters Vaterhaus! —

S. Liebmann.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(23. Fortsetzung.)

„Aber wenn dann dem nahen Ziele sich die Rückkehr der Jugend zugesellt, dann ist kein Gott mehr, der Einhalt thun kann, dann gibt es nur Eins, der Genuß der Gegenwart."

„Ich lerne Sie zum ersten Male von dieser Seite kennen."

Der Pastor lächelte verbindlich.

„Aber," fuhr Herr Dolomie mit eisigem Tone fort, „ich hätte Sie nie für einen so großen Schauspieler gehalten —"

„Herr Dolomie —"

„Denn Sie haben nach Ihren soeben ausgesprochenen Ansichten Jahr aus Jahr ein, wo Sie gingen und standen, selbst auf der Kanzel betrogen und gelogen."

Pastor Schröder hatte eine andere Anerkennung erwartet und konnte daher keine Worte der Erwiderung finden.

„Sie werden einsehen," sagte Herr Dolomie, indem er sich erhob, „daß die Beziehungen, in welchen Sie bisher zu mir und meiner Familie standen, aufhören müssen."

Pastör Schröder blickte Herrn Dolomie mit einem ungläubigen Lächeln an, als mache Herr Dolomie einen etwas starken Scherz.

„Sie werden mein Haus nie wieder betreten und können froh sein, wenn ich schweige und nicht vor der Welt die Larve des Heuchlers von Ihnen reiße!"

Pastor Schröder erhob sich bei diesen nicht mehr mißzuverstehenden Blicken. Seine Augen schossen giftige Blicke, sein Gesicht war erdfahl geworden, seine Lippen zitterten.

„Sie nennen mich einen Heuchler?" zischte er. Mit welchem Rechte? Wer ist der größere Heuchler von uns Beiden? Ist Ihr ewiges Lächeln nicht ebensowohl eine Maske, als wenn ich in frommer Gewohnheit die Augen gen Himmel schlage? Ich handle vor der Welt nach tausendjährigen Satzungen und schade keinem Menschen, wenn ich im Stillen an dem zweifle, was ich öffentlich lehre, aber Sie, Herr Dolomie, leben und handeln einem Hirngespinst zu Gefallen. Sie heucheln

für die übertriebene Ehre der Firma und gehen so weit, Alles zu vernichten, so weit Ihre Macht reicht, was nicht mit Ihnen übereinstimmt. Wohlan denn: Ich heuchle Frömmigkeit, Sie heucheln falsche Ehre, ich stifte Gutes, Sie brechen Menschenherzen. Sie sind ein Thor, ich bin ein Philosoph — Sie verderben sich das Leben, ich genieße, was mir geboten wird, zumal wenn ich überzeugt bin, daß ein Anderer genießen wird, was ich aus Dummheit verschmähe. Hier haben Sie mein Glaubensbekenntniß und meine Meinung über Sie. Lassen Sie ab und werden Sie vernünftig und hüten Sie sich vor mir, es möchte Ihnen schlecht, sehr schlecht bekommen. — Und nun leben Sie wohl, verehrter Herr, und bedenken Sie, daß der erste Angriff das Signal zu einer Reihe von Widerwärtigkeiten sein wird, denen Sie kaum Stand halten werden. Sollten Sie einst meiner bedürfen, so wissen Sie mich zu finden, ich sage nur das Eine: Vergebet Euren Feinden."

Pastor Schröder verbeugte sich höhnisch und ging spöttisch lächelnd hinaus.

Herr Dolomie war wieder allein. Die Worte des Menschen, der ihn so eben verlassen, gingen ihm durch das Gehirn wie glühende Pfeile.

So konnte ein Lehrer der Religion sprechen, solche Abgründe barg das Herz eines der frömmsten Männer der Stadt?! Herrn Dolomie schwindelte.

Und dieser Mann hatte ihn einen Heuchler genannt, das eigene Geschoß zurückgeschleudert und ihn selber der Heuchelei bezüchtigt. Das war zu viel.

Das Lächeln war aus seinem Gesichte verschwunden und die Lippen murmelten leise: „Wenn er Recht hätte?"

„Nein, nein, er lügt. Ein falscher Priester lügt. Ich habe stets nach den Gesetzen der Ehre und der Firma gehandelt. Die Firma steht groß da für jetzt und alle Zeiten, der Name Dolomie kann niemals untergehen."

„Er ist schon untergegangen," flüsterte er schmerzlich nach einer Pause. „Mein Sohn ist todt!"

Dann dachte er lange nach über die Zukunft. Sie war trübe und schwer. Nicht frohe Hoffnung hob den Schleier, nein der Ehrgeiz ließ ihn schauern, bei dessen Anblick verschwand die Liebe. Liebeleer wie die Gegenwart mußte sich die Zukunft gestalten.

Herr Dolomie war wieder sehr einsam und ärmer als vorhin.

Pastor Schröder hatte ihm den letzten Glauben an die Menschen genommen.

Um so verbissener wurde Herr Dolomie auf seine alten Ansichten, um so trüber gestalteten sich die Aussichten auf Wiederversöhnung mit Georg. An seine eigene Zukunft dachte Herr Dolomie ungerne, heftete seine Gedanken mehr und mehr auf die Förderung der Firma, als auf die letzten Wellen seines Lebens, die sich schließlich in dem Sande des Grabhügels, dem letzten irdischen Gestade, brechen mußten. —

Pastor Schröder, der sonst so vorsichtig, hatte sich einem Manne gegenüber verrathen, dessen Grundsätze er den seinigen ähnlich glaubte. Das war ihm fatal. — Wie konnte er ahnen, daß Herr Dolomie, den er schon lange für einen Heuchler eigener Art gehalten, solch' langweilig moralische Ansichten haben könnte, daß er ihm den so sehr natürlichen Genuß der Gegenwart als etwas Schlechtes auslegen und ihm sogar das bisherige Freundschaftsbündniß kündigen würde?

„Der Mann ist gänzlich unzurechnungsfähig," sagte Pastor Schröder sich leise.

Er eilte nach seinem Hause, das in der Nähe der Kirche lag, um sein einsames Mittagsmahl einzunehmen. Eine Haushälterin jenes Calibers und jenes Alters, das man sich gerne als Augenzeugen der Sündfluth angesehen hätte, wenn sie es verlangt haben würde, war das einzige weibliche Wesen, welches das Pastorenhaus enthielt. Fräulein Meiner — so hieß die würdige Dame — besorgte Alles selbst, nur zweimal in der Woche ließ sie sich von einer Scheuerfrau unterstützen.

Aus diesem Grunde kam es, daß in dem weitläufigen Pastoratgebäude nur drei wohnliche Zimmer waren: das Gemach des Fräulein Meiner, des Pastors Studirzimmer und Schlafgemach. In dem großen Gesellschaftszimmer stritten Staub und Spinnweben um die Herrschaft.

Pastor Schröder hatte eine sehr ungemüthliche Häuslichkeit und suchte daher außer dem Hause, was seine vier Pfähle ihm nicht bieten konnten.

Namentlich floh er das Haus, wenn eine Tochter des Fräulein Meiner — vor der Welt galt sie als die Nichte der ehrwürdigen Dame, erschien. Dann wurde ihm das Geraffel der dürren Zungen der beiden Frauen unerträglich.

Bot sich dann nicht gerade die Gelegenheit, eine bekannte wohlhabende Familie besuchen zu können, dann hatte er zwei Asyle: die fast allabendlichen Versammlungen der „Gemeinschaft der Auserwählten," oder er ging seinen eigenen Weg, um eine „verlorene Seele" zu retten. Diese Art von innerer Mission liebte Pastor Schröder sehr und opferte ihr — trotz des sonst so ausgeprägten Geizes — manche kleinere oder größere Summe.

Heute hatte der Herr Pastor die Absicht gehabt, bei Herrn Dolomie gut zu Mittag zu speisen und dann — —

Und nun war er so abgespeis't worden.

„Ich meinte, Sie wären aus?" krächzte Fräulein Meiner.

„Der Herr beschloß es anders, seine Wege sind nicht die unserigen."

Fräulein Meiner grinste höhnisch.

„Ich werde Ihnen ein Beefsteak braten."

„Mit Eiern?"

„Kartoffeln sind nicht mehr da."

„Lassen Sie einige Austern besorgen, gute Meiner."

„Austern?"

„Ich denke, ich sprach sehr deutlich."

„Austern habe ich nicht, das ist ja Völlerei. Be-

gnügen sich der Herr Pastor nur mit dem Beefsteak, denn Schlemmerei führt den Menschen in Versuchung."

Pastor Schröder mußte sich murrend fügen. Er aß, was Fräulein Meiner ihm bereitete, aber eine Flasche feinen Wein, ein Geschenk eines seiner Beichtkinder, gönnte er sich.

Nachdem er sein Mahl eingenommen und Fräulein Meiner die Reste fortgeräumt, schloß er die Thür seines Studirzimmer, das ihm auch als Eßzimmer diente, ab.

Er entledigte sich seines schwarzen Gehrockes und schlüpfte in einen bequemen, wenn auch gerade nicht allzu neuen und reinlichen Schlafrock.

Eine Zeitlang ging er im Zimmer auf und nieder.

„Verfluchte Geschichte," murmelte er. „Muß ich dem Vater Georg's einen Einblick in mein Inneres gestatten. Wie kann mir das nur passiren?" Dann legte er die geballte Hand auf die Stirne und rief: „Schröder, Du warst verblendet, Du konntest die Freude in Deinem Busen nicht zügeln, Dir gelüstete nach einer theilnehmenden Seele und glaubtest sie in dem alten Firmaanbeter zu finden. Ja, ja, Sirach hat Recht wenn er sagt: Vertraue keinem Freunde, Du habest ihn denn erkannt in der Noth."

„Ach was," rief er laut, „was geschehen ist, läßt sich nicht ändern." Er nahm ein Buch und legte sich auf das Sopha, um zu lesen.

Abwechselnd lesend und schlummernd, von Zeit zu Zeit ein Gläschen Wein trinkend, von dem er sich eine Flasche auf den Sophatisch gestellt hatte, verbrachte Pastor Schröder die Zeit bis zum Dunkelwerden.

Als die Gaslaternen auf den Straßen brannten und die Physiognomie der großen Stadt sich schon zu ändern begann, machte Pastor Schröder Toilette und verließ, in einen dichten Mantel gehüllt, sein Haus.

Fräulein Meiner grinste ihm nach und rief höhnisch:

„Haben der Herr Pastor auch den Hausschlüssel mitgenommen?"

Pastor Schröder antwortete nicht.

Nach einiger Zeit saß er in einer Droschke, die den zum Thor hinausführenden Weg einschlug.

Die Fahrt dauerte eine gute halbe Stunde, dann ließ der Pastor den Wagen mitten auf der Landstraße halten, bezahlte und schickte das Fuhrwerk zurück.

Er blieb so lange stehen bis der Wagen verschwunden war, dann ging er mit hastigen Schritten vorwärts.

Vor einem großen zweistöckigen Hause, das abseits in einem Garten lag, machte er Halt.

Dieses Haus hatte etwas Unheimliches. Die nach der Landstraße hin gelegenen Fenster waren bei Tage meistens von Außen mit dunkelgrünen Läden geschlossen, der Hintergarten des Hauses war mit einer hohen, mit eisernen Spitzen bewehrten Steinmauer umschlossen, die sich fest an das Haus anlegte. Nur die Spitzen des hohen Bosquets und die Kronen großer Bäume ragten über die Mauer hinaus. Das Haus glich fast einem Gefängnisse.

Nur die eisernen Traillen fehlten, sonst wäre der Eindruck complet gewesen.

Dieses Haus war das Ziel des ehrwürdigen Priesters.

Mit zitternder Hand griff er nach dem Klingelzug.

Er zog in drei Pausen an.

Eine Glocke antwortete.

Als die von innen ertönende Glocke schwieg, zog Pastor Schröder zweimal an. Die andere Glocke antwortete wieder mit einem Schlage und nach wenigen Augenblicken drehte sich der Schlüssel in dem Schlosse.

Die Thür öffnete sich und Pastor Schröder trat in einen nur dämmerhaft beleuchteten Flur

Die Thür wurde sofort wieder zugeschlossen.

Eine lange, hagere weibliche Gestalt öffnete schweigend eine rechts von dem Haupteingange gelegene Thür durch welche der Pastor eintrat.

„Guten Abend, Herr Pastor," rief ihm eine heisere Stimme entgegen. „Das mag ich leiden, wenn man präcise kommt. Ja, ja, so geht es nun einmal, die Liebe läuft mit den jungen Männern davon, das ist's eben."

Pastor Schröder fühlte sich durch das Epitheton „jung" sehr angenehm berührt.

„Liebe Graumann," sagte er salbungsvoll, „der Herr ist mit den Gerechten und lässet sie keine Noth leiden."

„Ja, das weiß Gott, die Gerechten haben Nichts auszustehen. Früher, als ich noch nicht in der Gemeinschaft der Frommen aufgenommen war, hatte ich alle Augenblicke mit der Polizei zu thun und mußte manchen blanken Thaler zahlen, aber jetzt habe ich Gott sei Dank meine Ruhe!"

Das Weib lächelte stillvergnügt vor sich hin.

Wer die Graumann damals auf dem Bahnhofe gesehen hätte, als Georg nach Düsseldorf reis'te, würde sie jetzt wohl kaum wieder erkannt haben.

Ein Kleid von brauner, schwerer Seide hüllte das das etwas gebogene Knochengerüst ein. Eine dicke, goldene Uhrkette hing von dem gelben, faltigen Hals herab und verlor sich in einem Gürtel von braunem Sammet, der von einer schweren Goldschnalle gehalten wurde. Die Knochenfinger waren mit Ringen förmlich geharnischt. Was aber dem Ganzen die Krone aufsetzte, war die moderne Frisur, mit der sich der Eulenkopf hatte aufzieren lassen Trotz der Kostbarkeit der Stoffe und des mehr als reichlich angebrachten Schmuckes macht die Alte einen affreusen Eindruck.

Vor ihr auf dem Tische stand eine Flasche mit süßem Wein und ein mächtiger Teller mit Confect.

Sie selber wiegte sich in den Kissen eines weichen Sopha's und beobachtete ihre Gestalt und ihren Putz mit Wohlgefallen in dem großen Spiegel, der fast von der Decke des Zimmers bis zur Erde ging.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Eintrittskarten für den Himmel.) Ein Schweizer Blatt, der „Progres," erzählt, daß ein geistlicher Colporteur seit Wochen die Dörfer des katholischen Berner Juras durchziehe. Er verkauft zierliche kleine Papierbogen mit durchbrochenem Rande. Auf denselben ist zu lesen: „Eintrittsbillet in den Himmel, erworben durch die göttliche Schule der Geduld. Um ein Kreuz in der Mitte heißt es: „Keiner wird gekrönt, der nicht den guten Kampf gekämpft hat. Ich bin dabei! O Maria hilf mir! Preis 50 Centimes. Bei Letaille, päpstlicher Buchhändler, 274 Rue Garanciere 15, Paris." Wenn man das sieht und liest, bemerkt der „Progres," so läßt sich doch ni't mehr sagen, daß die Herren Geistlichen nichts Neues erfinden können. Von nun an bedarf es weder der Kasteiungen, noch besondere Frömmigkeit. Für die bescheidene Summe von 50 Centimes kommt man mit St. Peter in's Reine. Die neue Erfindung ist aber noch einiger Vervollkommnung fähig. Eintrittsbillete haben wir jetzt, aber wenn die Concurrenz ein bischen nachhilft, werden wir bald solche für einen ersten oder zweiten Platz haben, mit entsprechender Preisdifferenz.

* (Tortur in Italien.) Es ist vielleicht nicht allbekannt, daß in Italien noch die mittelalterliche Tortur der Daumschrauben gang und gebe ist. Wie der Correspondent der „Times" in Neapel mittheilt, wurde kürzlich ein Engländer gezwungen, sich dieser peinlichen Operation zu unterwerfen. Dieser Engländer gerieth mit einigen Bootsleuten in Castellmare wegen des zu entrichtenden Fahrgeldes in Streit, worauf letztere die Hilfe der als Polizei fungirenden Carabiniers in Anspruch nahmen. Diese gaben dem Sohn Albions Unrecht und als derselbe gegen den Bescheid protestirte, arretirten sie ihn nicht nur, sondern legten ihm, um ihn widerstandsunfähig zu machen, an beiden Händen Daumschrauben an. Der Engländer verlangte Genugthuung für die ihm angethane Schmach und Tortur, und wendete sich, da ihm dieselbe versagt wurde, an seine Regierung. Lord Granville ließ darüber der italienischen Regierung Vorstellungen machen, die indeß bis jetzt erfolglos geblieben sind. Signor Visconti Vonasta vertheidigt die Anwendung der Daumschrauben als ein in ganz Italien eingeführtes Strafwerkzeug. Das englische auswärtige Amt hat nichts dagegen, daß Italiener der Anwendung der Daumschrauben unterliegen, will aber Engländer von denselben ausgenommen wissen. Der gemärterte Engländer hat inzwischen eine Klage gegen die Carabiniers wegen Mißbrauch der Amtsgewalt eingeleitet.

* (Katzenmusik.) „He da, meine Herren, gilt diese Musik mir oder meiner Frau?"

„Der Frau Professorin."

„Gut, meine Herren, da komme ich selbst hinunter und helfe Ihnen."

* (Chaldäischer Bericht über die „Sintfluth.") Ein in Keilschrift auf assyrischen Denkmälern befindlicher und von Hrn. George Smith, Beamter am britischen Museum, entzifferter langer und ausführlicher Bericht über die „Sintfluth" macht uns mit der Sage bekannt, wie in einer früheren chaldäischen Periode in der Stadt Erech, einer der Städte Nimrods (jetzt die Ruinen von Werka) erzählt wurde. Xisuthurus oder Noah berichtet von der Verruchtheit der Welt, dem Befehl, eine Arche zu bauen, der Aufbauung und Bewohnung derselben, der „Sintfluth," dem Ruhen der Arche auf einem Berge, dem Aussenden eines Vogels u. dgl. m. Die Erzählung ist indeß ähnlicher der durch die Griechen überlieferten Sage des Berosus, dem chaldäischen Geschichtschreiber, als der von der Bibel überlieferten. Die Hauptunterschiede beziehen sich auf die Dauer der „Sintfluth" und der Namen des Berges, auf dem die Arche geruht haben soll. Der durch Keilschrift überlieferte Bericht ist ausführlicher als der des Berosus, und enthält Einzelheiten, die in der heil. Schrift sowohl, als auch von dem chaldäischen Schriftsteller übergangen sind. Außerdem enthält derselbe manche andere auf die chaldäische Geschichte bezügliche interessante und wichtige Nachrichten.

Gemeinnütziges.

* Neuerliche Mittheilungen zufolge, soll die Verheerung der Wurzellaus in den Rebstöcken nun auch in der Schweiz im Kanton Schaffhausen und in den Weinbergen von Klosternenburg bei Wien aufgetreten sein. Die Verbreitung soll hauptsächlich durch Bezug von Rebensetzlingen aus den von der Krankheit angesteckten Bezirken stattgefunden haben. Von verschiedenen Seiten und namentlich auch von der Weinbau-Section der 28. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe sind Schutzmaßregeln gegen die Krankheit, insbesondere das Verbot der Einfuhr von Reben aus den inficirten Gegenden gewünscht worden. Da der Erlaß einer solchen Maßregel immer mehr oder weniger lange Zeit in Anspruch nimmt, so hat das Generalcomite des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern den Weinbergsbesitzern den Rath ertheilt, keine Reben aus dem Auslande zu beziehen, selbst von daher nicht, wo das Vorhandensein der Krankheit noch nicht bestätigt wurde, weil man unsicher ist, ob sie nicht inzwischen dahin verschleppt wurde.

* Um dem Fleische, namentlich den Wurstwaaren, eine bessere Färbung zu geben, wird in neuester Zeit vielfach Anilinroth angewendet. Nun ist das Anilinroth an sich eine unschädliche Farbe; in neuerer Zeit wird aber zur Herstellung desselben häufig Arsenik benutzt, und in diesem Falle wird dann das Anilienroth für Leben und Gesundheit der Menschen gefährlich. Die Regierungen sind deshalb angewiesen worden, vor der Anwendung dieses Anilinroths zum Färben der Nahrungsmittel zu warnen.

Verantwortlicher Redakteur E. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 102. Kaiserslautern, 25. Dezember 1872.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Weihnachten!

Die Sonne sinkt, des Himmels Blau wird tiefer
Und einzelnes Gestirn blickt schon hervor,
Als plötzlich von dem Kirchenthum hernieder,
Ein Lobgesang erschallt vom Sängerchor;
Und fröhlich stimmen als Begleitung
Mit hellem Klang die Glocken ein.
Was hat das Alles für Bedeutung,
Was mag es für ein Festtag sein?

Seht nur nach oben, wie die vielen Sterne
Ja heute funkeln freundlicher als je;
Horcht was die Windsbraut bringt aus weiter Ferne,
Hört nach dem Lobgesange aus der Höh'
„Es ist der Heiland heut' geboren"
So jubelt Alles freudenvoll,
„Der's Himmelreich, das Ihr verloren,
Euch Menschen wieder bringen soll."

Schaut in die Fenster, wie viel tausend Lichte
An Weihnachtsbäumen angezündet sind.
Doch an der See? — Mit thränendem Gesichte,
Vermisset es so manches arme Kind.
Auf Rügen und im Pommerlande,
Dort fällt die Weihnacht traurig aus,
Am ganzen schönen Ostseestrande,
Herrscht statt der Freude, Weh' und Graus.

Drum Christenbrüder die gesegnet
Von Gott mit Reichthum und mit Glück,
Seht was den Brüdern dort begegnet,
Zieht nicht die milde Hand zurück;
Gebt reichlich! Gott belohnts gewiß,
Wenn heut' Ihr Freudengaben spendet;
Denkt: „es ist Pflicht, daß jeder Christ,
Sein Scherflein an die Ostsee sendet!"

Montigny. C. Herzberg.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(24. Fortsetzung.)

Das Zimmer war mit dunkelrothen Sammettapeten versehen, der Fußteppich war grün gemustert und außer dem Spiegel befanden sich nur noch zwei ziemlich mittelmäßige Oelgemälde in allerdings sehr breiten und gewichtigen Goldrahmen an den Wänden.

„Wie befindet sich das unschuldige Lamm?" fragte Pastor Schröder. „Ist sie denn einigermaßen ergeben in ihr Schicksal?"

„Gott bewahre! Sie schreit in einemfort nach einer Toni und nach ihrem Steuermann. Wir haben sie deshhalb in den Garten hinaus einquartiert, damit sie uns nach vorn heraus keine Unangelegenheiten bereiten kann. Wenn sie heute nicht zur Vernunft kommt haben wir noch ein Mittel, sie zu zwingen im Nothfall macht der Beamte Korn ihr den Standpunkt klar."

Der Herr Pastor schien nicht sehr von den Reden der Alten erbaut. Nach einer längeren Pause sagte er:

„Ich will zu ihr. Halten Sie eine Flasche Champagner bereit, denn der Wein erheitert das Herz des Betrübten und lindert seine Schmerzen."

„Schon recht, Hochwürden," erwiederte die Alte, „das kleine Glas ist für das Mädchen, es sind ein paar Beruhigungstropfen darin," fügte sie mit teuflischem Lachen hinzu.

„Ich will es bemerken," sagte der Herr Pastor und begab sich zu Eva, die, in einem Lehnstuhl zusammengekauert, den Kopf abgewandt in die Kissen preßte.

Der Pastor erhob seine Stimme salbungsvoll:

„So Du trübselig bist und beladen, komm' zu mir, ich will Dich trösten."

Bei diesen Worten sprang die Gestalt auf. Es war Eva!

„Herr Pastor, Sie sind ein Bote Gottes," rief sie, „Sie werden mich retten und zu Antonie bringen."

Voller Hoffnung auf Befreiung, voller Freude über den Retter in der Noth sank sie auf die Kniee nieder und flüsterte mit gefalteten Händen:

„Dank, Dank, Du lieber Gott im Himmel, Du hast mein Flehen erhört."

Pastor Schröder betrachtete die Knieende. Er wußte daß sie hübsch war, aber so schön hatte er sie noch nicht gesehen. So schimmert das erste Waldesgrün nach einem luftreinigenden Gewitter, so glänzt die Thauperle im Kelch der Rose, wie hier die Freude auf Eva's Angesicht. Sie war entzückend.

Pastor Schröder konnte sich nicht satt sehen an Eva.

„Ich komme, um Dich zurückzuführen auf den Weg des Heiles, den Du schnöde verlassen," begann er. „Du bist in den Abgrund gestürzt, aus dem Dich nur die Gnade des Himmels, Reue und Buße erretten können."

„Ich will büßen und thun, was Sie mir aufgeben, Herr Pastor nur lassen Sie uns diesen Ort fliehen. Bringen Sie mich wieder zur Toni, ich werde Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar sein."

„Einst sprach dieser Mund anders. Einst verhöhnte er die Lehren, die ich Euch gab."

„Ach, ich bereue, was ich gethan, ich thu' es niemals wieder. Nur fort möchte ich von hier."

„Wenn Du bußfertig bist —"

„Gewiß, gewiß —“

„Lege mir ein genaues Bekenntniß Deiner Schuld ab.“

Eva erzählte.

Zum ersten Male konnte sie ihr Herz ausschütten, zum ersten Male einem mitfühlenden Herzen die Qualen sagen, die sie erduldet.

Die kindliche Zuthunlichkeit machte sie in Schröder's Augen nur noch begehrenswerther.

„Du bist erschöpft,“ sagte er, „Du mußt Dich stärken, was sollte Deine Freundin denken, wenn Du matt und müde ankämst? Nein das geht nicht.“

Mit diesen Worten holte er die Flasche Champagner mit den verhängnißvollen Gläsern herbei.

Eva trank.

Der Wein rollte glühend durch ihre Adern; die Aufregung der letzten Zeit hatte das Nervensystem doppelt empfänglich gemacht für die Wirkungen des Weines und die Tropfen des alten Weibes.

„Mir wird schwindlich,“ sagte sie.

„Das ist Schwäche,“ sagte Schröder. „Da, trinke nur noch einen Schluck Wein.“

Eva nippte.

„Ordentlich trinken!“

Eva nahm mechanisch einen größeren Schluck aus dem vorgehaltenen Glase.

„Ich kann nicht mehr,“ sagte sie. „Ich sehe Alles wie in einem dichten Nebel. Ihr Gesicht erkenne ich aber dennoch. Ich habe mir immer gedacht, ein Engel hätte runde rothe Backen und zwei kleine Flügel auf den Schultern, aber nun kann ich mir keinen Engel anders vorstellen, als mit Ihrem Gesichte. Sie bringen mir ja Erlösung. Wie gut sind Sie!“

Pastor Schröder erlabte sich an dem harmlosen Geplauder des reizenden Mädchens.

„Ich habe etwmal über Sie gelacht,“ fuhr Eva fort, „aber warum sprachen Sie auch von Lämmern und Schafen und sahen uns immer so an? Damals wußte ich ja noch gar nicht, daß Sie so gut wären und mich wieder zur Toni bringen würden. Nicht wahr, Sie sind uns nicht mehr böse, der Toni und mir?“

„Ich will verzeihen unter einer Bedingung.“

Eva sah ihn fragend an.

„Wenn Du Deine Schuld offen bereust und mir den Versöhnungskuß giebst.“

Eva verstand nicht ordentlich mehr, was der Pastor verlangte. Die Sinne schwanden ihr. Es war ihr, als wenn schweres Blei durch ihre Adern flösse, als wenn das Auge nicht mehr ordentlich sähe und das Ohr den Schall nur verworren auffaßte. Sie hörte und sah Alles, aber sie empfand diese Sinneseindrücke nicht mit klarem Bewußtsein.

„Den Versöhnungskuß!“ rief der Pastor. „Ich schwur, Euren Hohn einst zu vergelten und ich vergelte ihn mit Liebe!!“ — — — — — — — — — — —

Auf der Rhede von Batavia standen zwei wettergebräunte Männer mit einander in eifrigem Gespräch. Die Kleidung, der ganze Habitus verrieth sofort den Stand der Seeleute.

Der eine von den Beiden war schon bejahrt und wurde von dem anderen, jüngeren als Capitain angeredet. Es waren der Capitain der „Marie Magdalene“ und sein Steuermann.

„Es wäre schon Alles klar, Capitain, wenn wir nur einige Handwerker mehr hätten, wie wir sie gebrauchen können, das heimische Volk hier ist dumm und faul.“

„Und gerade unser Zimmermann mußte das Unglück haben, bei dem Sturm über Bord zu fallen,“ sagte der Capitain. „Es war eine böse Nacht. Wir können froh sein, die „Marie Magdalene“ und das Leben gerettet zu haben.“

„Die „Marie Magdalene“ hat sich schön bewährt,“ antwortete der Steuermann mit blitzenden Augen. „Ich hätte 'mal sehen mögen, ob viele andere Schiffe den Sturm so gut durchgemacht hätten. Und, wie gesagt, die Reparaturen waren längst fertig, wenn das Volk hier zu arbeiten verstände.“

„Ihr habt wohl Eile, nach Hause zu kommen, Steuermann,“ erwiederte der Capitain freundlich lachend. „Nun, Ihr braucht nicht roth zu werden denn als ich in Euren Jahren war, zog es mich auch zum heimathlichen Strande mit ganz besonderer Macht. Aber es bleibt dabei, den ersten Jungen hebe ich aus der Taufe.“

„Wir sind ja noch gar nicht verheirathet,“ sagte der Steuermann, verlegen lächelnd.

„Das macht nichts, mein Guter. Sobald die „Marie Magdalene“ in ihren Hafen eingelaufen ist, sollt Ihr mit Eurer kleinen Eva in den Hafen der Ehe einlaufen, oder ich will nie wieder einen Schluck Rum nehmen.“

Mit diesen Worten entfernte sich langsam der Capitain.

Der Steuermann blieb noch eine Zeitlang auf seinem Platze stehen. Sein schönes dunkelblaues Auge streifte über die weite Wasserfläche.

„Bald bin ich bei Dir, liebe Eva,“ flüsterte er leise.

Die Sonne stieg höher an dem wolkenlosen Himmel empor und vergoldete die Kronen der Palmen und der Gewürzbäume.

Bei uns zu Hause ist es jetzt Nacht, dachte der Steuermann, und der Mond segelt am Himmel. Ob Eva wohl schläft? Ob sie von mir träumt?

Und wieder streifte sein Auge den blauen Spiegel des Oceans.

„Schließ' mich in Dein Gebet ein.“

Arme, arme Eva!

12. Kapitel.
Zwei Schuldige.

Der Beamte Korn lag auf seinem grünen Sopha, warm in seinen rothen Schlafrock eingehüllt und rauchte aus der silbernen Spitze.

Er war zufrieden, so weit er es sein konnte. Die letzte Zeit hatte Geld eingebracht, sehr viel Geld. —

Man empörte sich seiner Zeit über das Treiben der amerikanischen Sklavenhändler; man fluchte ihnen weil sie Familienbande trennten und den schwarzen Menschen nur als Waare betrachteten. Das Buch der Frau Beecher Stowe, das weltberühmte „Onkel Toms Hütte," brachte die Gemüther in Gährung, bis zuletzt der Unionskrieg den Sklavenhändlern ein Ziel setzte.

Es soll jedoch nicht gesagt sein, daß Frau Beecher Stowe die Ursache des amerikanischen Krieges gewesen sei. Sie verarbeitete nur einen in der Luft der Zeit liegendes Thema und beschrieb Thatsachen.

Sollte man glauben können, daß noch in Deutschland Sklavenhandel mit weißen Menschen betrieben werde?

Wir glauben nicht, weil wir es wissen. Der Neger blieb was er war: Der weiße Sklave wird einem langsamen moralischen Tode entgegengeführt.

Mord und Menschenhandel sind unzertrennlich. — —

Eva, liebliches Wesen, Du wurdest verkauft, um moralisch hingeopfert zu werden. So lange Dein Herz noch schlägt, bist Du in der eisernen Faust des Seelenverkäufers. Erst wenn keine Schminke mehr im Stande ist, Dir Kummer und Elend aus dem alternden Antlitz wegzulöschen, erst dann bist Du frei!

Der Beamte rauchte seine Cigarre aus silberner Spitze und trank Kaffee aus silberner Kanne. An jedem Gran Silber klebten Fluch, Verzweiflung und Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Festbetrachtungen.

Zu den schönsten Festen gehören die Christtage, und wem unter uns hätten sie nicht schon Freude bereitet oder Trost und Erquickung gebracht?

Weihnachtsfeier, o wie schön
Blinken deine bunten Kerzen,
Deiner Glocken mild Getön,
O wie schlägt's an alle Herzen!

Ostern und Pfingsten fallen in die Zeit des beginnenden und schon in Blüthe und Fülle uns umgebenden Lenzes; sie sind zugleich Feste der Natur und des wiedererwachten Lebens derselben; sie rufen uns hinaus in Wald und Flur, auf Berge und in begrünte Thäler. Das Weihnachtsfest dagegen vereinigt uns im traulichen Kreise des Hauses, und ist im wahren Sinne des Wortes ein Familienfest, an welchem alle Glieder derselben sich innig und liebevoll zusammenfinden. Um den geschmückten Christbaum drängt sich Jung und Alt, und der Glanz seiner hellen Kerzen erfreut jedes Herz; die Mutterliebe spendet mit freigebiger Hand ihre Gaben, und die Kinder und Angehörigen des Hauses nehmen sie dankbar entgegen; auch die Verwandten und Freunde gesellen sich bei; Jeder giebt und Jeder empfängt, und man weiß nicht, ob Geben seliger sei oder ob Nehmen. Weil das Christfest in diesem Sinne eine wahre Feier der Liebe, Freundschaft und Häuslichkeit, und weil es tief im deutschen Gemüthsleben begründet ist, darum wird es von uns so hoch geehrt, und darum bleiben uns seine Eindrücke bis in das späteste Alter so theuer, aber darum auch erweckt es manche schmerzliche Erinnerung und erfüllt manche Brust mit Wehmuth. Wer zur Weihnachtszeit ferne von den Seinigen weilt, wie sehnt er sich nach der Heimath zurück, und mit welcher Trauer gedenkt er der entschwundenen Kinderjahre und der nicht mehr unter den Lebenden verweilenden Eltern oder Freunde; für wen ein geliebtes Herz aufgehört hat zu schlagen, wie mächtig ergreift Den die Sehnsucht an das verlorene Glück und an alle schönen Stunden der geistigen Gemeinschaft, die zu beseligend waren, um je vergessen werden zu können. Doch wollen wir uns trüben Erinnerungen entziehen. Das Schöne im Leben wechselt seine Gestalten, aber die Schönheit schwindet nicht — andere Stunden bringen andere Güter, und man hat oft verlieren müssen, um gewinnen zu können.

Von mannigfach bewegten Harmonien
Ist unser Leben stets ein Wechselspiel,
Nicht immer rückwärts soll die Sehnsucht ziehen;
Es sei die Gegenwart des Strebens Ziel.

An wem die schöne Bedeutung der Weihnachtstage, ohne Anklang zu erwecken, vorübergeht, dem fehlen die lieblichsten Bilder im Lebensbuche und das häusliche Glück ist ihm wohl nie bekannt geworden. Aus der Familie geht alles Edle und Gute hervor, und wirkt von hier aus Segen verbreitend weiter.

Ueber den Mangel an Familienleben und über den Verfall der Religiosität hört man häufig klagen. Mögen diese Beschuldigungen unserer Zeit auch übertrieben sein, so ist doch manches Wahre daran. Es giebt noch immer der Familien viele, in deren glücklichem Kreise Liebe und Freundschaft, Treue und Tugend ein Asyl finden; aber auch diejenigen sind nicht selten, welche den Götzen des Tages huldigen. Die allzu materiellen Bestrebungen, die vorherrschende Vergnügungssucht, die Eitelkeit, Selbstsucht und Leichtfertigkeit, denen sich Viele hingeben, ziehen sie von den stillen Freuden und dem Frieden der Häuslichkeit ab. Eben so ist es gewiß, daß wir in religiöser Hinsicht uns in einer Periode des Ueberganges befinden; denn der fromme und freilich oft auch blinde Glauben einer früheren Zeit hat mitunter dem grassen Unglauben Platz gemacht, und wie man früher zu viel glaubte, so glaubet man jetzt zu wenig. So möge denn das schöne Weihnachtsfest dazu beitragen, die Blüthen des Familienlebens mehr und mehr zu entfalten und die Gemüther für den Glauben im Geist und in der Wahrheit stets empfänglicher zu machen, und in dieser Beziehung heißen wir es doppelt willkommen und wünschen Allen, die diese Blätter lesen, frohe und beglückte Feierstunden.

Feuilleton.

* (Etwas für Abergläubische.) Wenn Du einen Spiegel zerbrichst, so ist das ein sicheres Zeichen, daß Du einen neuen anschaffen mußt.

Läßt Du eine Gabel fallen und bleibt sie in der Diele stecken, — so ist die Gabel nicht schlecht.

Fällt Dir ein Taschentuch an die Erde, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß Du es wieder aufheben mußt.

Wenn der Hund zur Nachtzeit heult, so kannst Du annehmen, daß er schlecht fühlt.

Wenn Du die Todtenuhr ganz leise in der Wand picken hörst, so nimm das als ein sicheres Zeichen, daß in Deiner Wohnung Wanzen sind.

Wenn Du von Deiner Großmutter träumst, so sei versichert, daß Du am Abend vorher zu viel gegessen hast.

*§ (Von der Furcht verfolgt.) Einem jungen Mann, der um Mitternacht nach Hause ging, folgte eine lange, unheimliche, dicht verhüllte Gestalt, dicht auf den Fersen.

Vergeblich suchte er seinen Verfolger durch öfteres, unerwartetes Ausbiegen um die Straßenecken zu täuschen; allein wo er sich auch hin wandte, die Gestalt blieb dicht hinter ihm.

„Warum folgen Sie mir, mein Herr?"

„Weil ich fast sterbe vor Furcht!" antwortete der Vermummte.

So kam es zu Tage, daß der arme Bursche, von einem panischen Schrecken ergriffen, sich einbildete, seine einzige Rettung bestände darin, einem jüngern und kräftigeren Manne, als er selbst sei, zu folgen. Wie mancher arme Bursche geht ebenso durch das Leben, wie der junge Mann in dieser Nacht durch die Straßen ging, mit der eingebildeten Gestalt eines bösen Geistes hinter sich, der schließlich nur die richtige Schöpfung seiner eigenen Gedanken ist, oder vielleicht auch — eines schuldbeladenen Gewissens.

* Baisse.

Leise ziehn durch mein Gemüth
Traurige Gedanken —
Course fallen ganz rapid,
Weh' euch, junge Banken!

Fallt, bis in der Gründerzeit
Alle Flöten schweigen!
Wenn ihr g'nung gefallen seid,
Könnt ihr wieder steigen!

(Frkf. Lat.)

Gemeinnütziges.

* (Talglichte, verbesserte.) Die Talglichte werden nach Murray sehr verbessert, wenn man die Dochte in kaltes Wasser taucht, worin man eine ansehnliche Menge salpetersaures Kali aufgelöst hat. Die mit solchem Docht bereiteten Lichte brennen heller und brauchen selten geputzt zu werden.

Lauterer Latern.

* Der ehrliche Passagier.

Eine wahre Geschichte.

In einem Waggon zweiter Klaß'
Ein Bäuerlein vor Kurzem saß;
Und weil an Wintertagen
Gewöhnlich es ist schrecklich kalt,
Hat es sich in den Mantel bald
Gehüllet bis zum Kragen.

Er sitzt behaglich drin und sinnt
Von Frucht und Raps, von Kalb und Rind,
Von Tugend und von Laster.
Dazu brummt er manch' Bauernlied,
Und dampft daß man ihn fast nicht sieht,
Unfermentirten Knaster.

Da sieht, am Boden hingestreckt,
Ein Messingrohr mit Tuch bedeckt
Er liegen wie vergessen.
Er überlegt und kommt zum Schluß:
Daß dies ein Passagier doch muß
Wohl haben einst besessen.

Rasch springt er auf und beugt sich hin,
Denn gleich kam es ihm in den Sinn,
Hier gäb es was zu finden.
Und schon probirt er hin und her,
Doch, ach, das Ding war gar zu schwer,
Wollt' nicht so leicht verschwinden.

„Nun gut," denkt er, „wenn's so nicht geht,
Damit kein Andrer es erspäht —
Denn Ehrlichkeit ist selten —
So will ich es, hält erst die Bahn
Am nächsten Aussteigorte an,
Sogleich dem Schaffner melden."

Der Zug hält kaum auf der Station,
So steiget auch der Bauer schon
Heraus mit seiner Rolle.
Daß er sie fand zeigt gleich er an
Und daß er als ein braver Mann
Sie nicht behalten wolle.

Doch Meister Schaffner schnell ihn packt,
Daß er voll Schreck zusammenknackt;
Er tobt und schimpft der Bursche!
Das sei doch wirklich unerhört,
Wie man am hellen Tag verfährt,
Und stiehlt — die Wärmeflasche.

Doch da man bald den Irrthum sieht
Hält Jeder — wie das so geschieht —
Vor Lachen sich den Magen.
Das Bäuerlein so tugendreich
Muß seine Wärmeflasch' sogleich
Zurück zum Waggon tragen.

— i —

* Rechnen-Aufgabe.

Jemand, der nach seinem Alter gefragt wurde, antwortete: Meine Mutter hatte bei meiner Geburt ihr 20. Jahr zurückgelegt; ihr Alter, in Jahren ausgedrückt, mit dem meinigen multiplicirt, übertrifft unser beider Alter zusammen um 2500. Wie alt war er nun?

Verantwortlicher Redakteur E. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 103. Kaiserslautern, 29. Dezember 1872.

* Gingst Du vorüber.

Ging Du vorüber einst, ganz nah', ganz dicht
Am Grabessaum und streiftest mit der Hand
Nur leis' des Todesengels kühl Gewand,
Fühlst seinen Hauch, berührend Dein Gesicht:

Und durch ein Wunder aus dem Geisterland
Tratst Du zurück in's ros'ge Lebenslicht,
Du lebst, Du liebst, Du hoffst, doch ist es nicht
Als sei ein Schatten neben Dich gebannt?

Ein Etwas ist's, was Dich befangen hält,
Du find'st den harmlos alten Ton nicht wieder
Und schlägst im frohen Kreis die Augen nieder:

Du lächelst ob dem Mückentanz der Welt,
Nachdem Dein Fuß schon über'm Abgrund schwebte,
Ein Hauch Dich der Unendlichkeit durchbebte.

Pauline Schanz.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(25. Fortsetzung.)

Das ist eben der Unterschied: Die menschliche Waare fühlt, was mit ihr vorgeht, aber den richtigen Händler darf das nicht anfechten. Er muß so sehr Geschäftsmann sein, daß er zunächst sein Gefühl verkauft, um ohne Gefühl desto bessere Geschäfte machen zu können.

Der Beamte Korn war in jeder Beziehung Geschäftsmann.

Mit Behagen berechnete er die Summen, welche Eva nach seinen vielfachen Erfahrungen einbringen würde, ihm einbringen mußte.

Von Zeit zu Zeit weidete er sich an dem Feuer eines zierlichen Brillantringes, den er zwischen den Fingern seiner großen Hand hielt.

Dieser Ring hatte einst Eva's Hand geziert, dieser Ring, ein Geschenk des Freundes, war nun das Hülfsmittel zu ihrem Untergange geworden.

„Die Andere hat auch noch einen solchen Ring,“ murmelte der Beamte. „Ich liebe es, Alles paarweise zu besitzen.“

Dabei lachte er laut auf über seinen vermeintlichen Witz.

Das Lachen hallte eigenthümlich wieder.

Sonst war sein Echo durchschnittlich ein anderes. Wenn er, der Gewaltige, im Kreise seiner Untergebenen stand, oder wenn ein Haufe glumper Schmeichler ihn umgab, dann tönte sein Lachen von den Lippen dieser Creaturen wieder, nicht absterbend, wie das Echo des Waldes, nein, es nahm zu wie der Waldstrom, der zur Zeit des Regens aus schmutzigen Rinnsalen gespeist, roh und zerstörend daherbraust. Ja, in solchen Kreisen war er der witzige, der unübertreffliche Herr Beamte Korn. Dann waren seine „Freunde“ bei ihm, die jeden seiner Witze belachten und jede Rohheit, jede Herzlosigkeit zum brillanten Witz stempelten.

Aber über den schönen Witz, den er eben machte, lachte Niemand mit. Er hörte sich allein lachen.

Ein unangenehmes Gefühl überkam ihn. Einige starke Züge aus der silbernen Cigarrenspitze restaurirten ihn wieder.

Nach wenigen Minuten jedoch zuckte er mit den Augenbraunen zusammen, das Rauchen wurde stärker, zugleich aber auch mechanischer und das starre Auge schien Nichts zu betrachten, als den im Brillantfeuer seines Edelsteinschmuckes flimmernden Perpendikels der großen Pendule.

Aber wenn der Körper in einer gewissen thätigen Unthätigkeit ruht und das Auge die Außenwelt zu fixiren scheint, beginnt es im Innern zu arbeiten und die Fata Morgana des Geistes entfaltet ihr seltsames Spiel. Dem Poeten erschließt sie den Himmel, indem sie ihm seine Ideale im Azurglanz der Phantasie verklärt vorgaukelt, dem Jüngling führt sie das künftige Leben vor, den Greis führt sie zurück in das farbenglänzende Paradies der Jugend.

Auch den Beamten Korn führte das Wunderwesen in seine Vergangenheit zurück. Er schauderte vor den vielen Erinnerungen, die auf ihn einstürmten.

Plötzlich drehte er sich um und wandte seine Augen nach dem Tische.

Er glaubte einen leisen Weheruf von dem Tische her vernommen zu haben. Er blickte hin, konnte aber nichts anders entdecken, als den Diamantring der armen Eva.

„Ich glaube, ich träume mit offenen Augen,“ sagte er und schellte dem Diener.

Nach einiger Zeit saß er vor einem dampfenden Glase Grog, das der Diener auf seinem massiv silbernen Theebrette hereingebracht hatte.

Wer kein anderes Hülfsmittel hat, das Wogen der Gedanken zu beschwichtigen, greift zum gehirnlähmenden Alkohol, wem dagegen die Schätze der Cultur, der Bildung und der Moral aufgeschlossen sind, der beschwört den Sturm innerer Unruhe mit den Hülfsmitteln des Geistes, die den Menschen über das Thier erheben. —

Die Verzweiflung Antoniens über das Ausbleiben Eva's war eine grenzenlose.

Ueberall, wo nur eine Idee von Wahrscheinlichkeit vorlag, einen Nachweis über ihren Verbleib zu erhaschen, hatte Antonie die emsigsten Nachforschungen angestellt, allein vergebens.

„Antonie, armes Kind, Du wirst krank," jammerte Madame Ehrenfried. „Du vergehst wie ein Schatten."

„Mir ist, als wenn ich sterben sollte, Mutter." „Ich ängstige mich um Eva, ich meine, ich höre sie um Hülfe rufen und kann ihr nicht beistehen. O glaube mir, ihr ist etwas Schreckliches zugestoßen. Ich werde nie wieder froh werden, weil ich um Eva traure."

„Antonie, Du versündigst Dich. Stehen Dir nicht andere Personen noch weit näher als Deine Freundin. Vergißt Du Deine Mutter, Deinen Bruder und Deinen Verlobten über der Freundin?"

„Du weißt nicht, was Eva mir ist, Mutter. Sie ist ein Stück von meinem Selbst. Mir ist es, als wenn sie bei mir ist, als sähe ich die Elfe, die um meine Liebe wußte, sie war es, die mir Georg wiederbrachte und wenn ich an Georg und seine Treue denke, ist es mir immer, als wenn Eva mir zur Seite stände und mich mit ihren lieben Augen anschaute. O, glaube es mir, sie ist ein Theil von meinem Herzen. Meine süße, muntere Eva!"

Antonie verhüllte die Augen und weinte schmerzlich vor sich hin.

Die Wittwe war still geworden. Liebte sie doch auch die Freundin ihrer Tochter fast wie ein eigenes Kind. War es doch Eva gewesen, der sie fast ihre ganze Existenz zu verdanken hatte. Mit Eva war ein friedlicher Sonnenschein in das Haus eingezogen und nun verhüllten dunkle, trübe Wolken das leuchtende Gebild.

Es wurde schüchtern angeklopft.

„Da kommt Nachricht von Eva," rief Antonie aufspringend.

Die Thür öffnete sich und mit kummervollen Mienen trat der alte Jean herein.

„Jean!" Sie wissen Etwas von Eva, ich weiß es. Reden Sie!"

„Ach, mein liebes, gutes Fräulein, ich wollte, ich wüßte gar nichts, rein gar nichts. Schon seit gestern kämpfe ich mit mir selber, ob ich einmal hergehen sollte nach der Gärtnerstraße, oder ob ich lieber zu Hause bleiben sollte. Aber nun scheint mir doch, daß ich recht gesehen —"

„Sie haben Eva gesehen —"

„Leider Gottes —"

„Was soll das heißen? Ist Eva verunglückt, ist sie todt?"

„Wenn sie nur todt wäre!"

Die Wittwe richtete sich auf.

„Nur Eins kann schlimmer sein als der Tod und das traue ich Eva nicht zu," sagte sie mit hohler, bebender Stimme.

„Sie ist nicht todt," wiederholte der alte Jean. „Vorgestern Morgen, als ich durch's Fenster auf die Straße sehe, kommt auch der Zug der Gefangenen, Sie wissen, die Armen, welche von den kleineren Stationen in das Verhör geführt werden."

„Wir wissen es."

„Wie ich so ruhig dastehe und an Nichts denke, denn ich dachte in dem Augenblicke an gar nichts, obgleich ich sonst an Vieles denke, genug, wie ich so dastehe, fällt mein Blick unwillkürlich auf den traurigen Zug. Anfangs will ich meinen Augen nicht trauen, aber es ist leider wahr —"

„Mein Gott, was ist geschehen?"

„Denken Sie sich, mitten zwischen dem Gesindel von Dieben, Spitzbuben und feilen Dirnen schleppen sie unsere Eva, unsere liebe, kleine Eva."

Die Wittwe sank auf einen Stuhl.

„Sie haben sich geirrt, Jean, das kann nicht sein."

„Ich wollt', ich hätte mich getäuscht."

„Sie irren sich ganz gewiß."

„Nein, nein, ich habe leider Recht. Mit diesen beiden Augen hab' ich sie gesehen. Und sie blickte zum Hause Dolomie hinauf und als sie mich sah, da brach sie zusammen."

„Mein Gott, mein Gott," hauchte die Wittwe leise. „Womit haben wir das verdient?"

„Haben Sie sich auch nicht getäuscht, Jean?" fragte Antonie mit einer gewissen Ueberlegenheit.

„Meine Augen sind alt, aber sie sehen klar und hell."

„Und doch irren Sie sich."

„Nicht möglich."

„Sicherlich," triumphirte Antonie. „Denn ich bin gestern auf der Polizei gewesen und habe nach Eva geforscht, aber sie war nicht dort, man hatte sie dort nicht gesehen. Wie sollte Eva auch in solche Lage kommen?"

Jean schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich will einen Vorschlag machen, wir gehen zusammen auf die Polizei und wir Beide fragen an, vielleicht bekommen wir Klarheit in die Sache."

„Wir können es versuchen," klagte Antonie, „aber es wird nichts nützen. Mir sagt eine Ahnung: Eva ist todt."

Und wieder brach sie in ein lautes Weinen aus. Die Wittwe ließ sie gewähren. Sie winkte dem Alten in das Nebenzimmer.

„Glauben Sie," fragte sie beklommen, „ob es gut ist, dem jungen Herrn Dolomie diesen Vorfall mitzutheilen? Könnte diese Nachricht nicht störend auf seine Studien wirken? Er schreibt so glücklich und selbstzufrieden, die Professoren stellen seine Leistungen sehr hoch und sagen, daß er nur der letzten Feile bedürfe, um dreist zu den Besten seines Faches gezählt zu werden. Schon das erste Bild, welches er malte, gewann einen Preis und wurde sofort theuer verkauft, und nun malt er an einem größeren Bilde, das er hierher zur nächsten Ausstellung senden wird. Wenn wir ihm nun schreiben, könnte es ihm nicht schaden?"

Jean wiegte bedenklich mit dem Kopf.

„Wir schreiben nicht," sagte er nach einer Pause der Ueberlegung. „Nein, wie dürfen ihn nicht stören. Und gerade er nimmt sich alles so etwas gleich sehr zu Herzen. Wissen Sie, Madame, er ist ein, nun wie heißt es noch, er ist ein Philosoph, nein, Gott bewahre, ein Philanthrop. Ja, das ist er."

„Es kommt Alles darauf an, Antonien jetzt zu beruhigen. Wenn wir nur genau wüßten, was Eva passirt ist."

„Madame, ich sagte es Ihnen. Man führte sie mit den Verbrechern in's Gewahrsam."

Die Wittwe sah den alten Jean einen Augenblick entsetzt an. Dann wurde sie leichenblaß und eine entsetzliche Ahnung stieg in ihr auf. Sie rang nach Athem.

„Korn, Korn," murmelte sie leise, als wenn sie den wahren Zusammenhang der Dinge ahnte.

Sie biß die Lippen auf einander. Sie mußte schweigen, der Entsetzliche hielt sie in eiserner Faust.

„Also nicht schreiben," wiederholte der alte Diener.

„Es bleibt bei der Verabredung."

Als der alte Jean gegangen, that die Wittwe einige Schritte vorwärts, dann aber sank sie zusammen.

Mit einem Male war ihr zur schrecklichen Gewißheit geworden, daß sie, sie allein, hier helfen könnte. Auf der einen Seite die Rettung Eva's, auf der anderen Seite die Ehre ihres Mannes, ihrer Kinder. Eins von Beiden mußte sie opfern.

Sie entschied sich für die falsche Ehre: sie wollte schweigen.

Da raunte es ihr plötzlich wie aus einer anderen Welt in die Ohren: „Mörderin!" Und dann brach sie nieder.

Antonie eilte herbei und hob die Mutter vom Boden auf.

„Meine alte Schwäche überkam mich; die Angst der letzten Tage — ich glaube, ich werde wieder krank —"

„Du darfst nicht krank werden, Mutter, um Gotteswillen nicht jetzt. Du mußt mir beistehen, Eva's Geschick aufzuklären!"

„Eva ist todt," sagte die Mutter mit dumpfer Stimme und abgewandtem Gesichte.

„Fluch ihren Mördern!" rief Antonie wie in Extase.

„Mein Kind, halt ein! Richte nicht, auf daß Du nicht gerichtet werdest."

Nach einer Pause sagte die Wittwe:

„Antonie, laß' mich jetzt allein, ich bedarf der Ruhe. Wenn Du noch einmal auf der Polizei nachfragen solltest, wäre es ja möglich, daß Du Näheres erfahren könntest."

Als Antonie sich entfernt hatte, richtete die Wittwe sich auf, um in die Kniee niederzusinken und im Gebet mit sich und ihrem Gott zu ringen.

„Gott, mein Gott," betete sie, „laß' nicht Unschuldige unter meiner Schuld leiden. Du kennst die Qualen, die ich täglich erdulde, Du siehst mein armes, gefoltertes Herz und weißt, wie ich büße. Willst Du mein Leben, nimm' es, bist Du mit dieser Prüfung nicht zufrieden, so sende mir neue Qualen, aber verschone die Unschuldigen. Rette Eva vom Verderben. Du kannst es, Du allein."

Das Gebet verhallte wie ein banger Seufzer, ob unerwiedert, ungehört.

Antonie versuchte nochmals ihr Heil auf dem Polizeibureau, allein ohne Resultate. Sie wurde schnöde abgewiesen.

Als sie trostlos und wie zerschlagen den Heimweg antrat, fuhr an ihr eine elegante Carosse vorbei.

Der Schlag war niedergelassen und in dem Wagen saßen Herr von Sejour mit seiner Gemahlin. Sie kehrten von der Hochzeitsreise zurück. Das Glück schien aus ihren Augen zu leuchten, der Reichthum erwartete sie, während Unglück und Herzeleid von dem Staub der Räder eingehüllt wurde.

XIII. Kapitel.

Verschwunden.

Herr von Sejour und seine schöne junge Braut waren zurückgekehrt.

Wenn sonst nach der Hochzeitsreise die Flitterwochen eine lieblichere Gestalt gewinnen, die Liebe in das Haus einzieht, das von nun an den Rahmen zu dem großen Gemälde des Lebens bilden soll, dessen erste heitere Farbentöne noch leicht und duftig aufliegen, so merkte ein geübtes Auge, daß von alle dem hier keine Rede war.

Leopoldine war unterwegs meistentheils verstimmt gewesen, ihre Liebesbeweise gegen ihren Gemahl wurden immer spärlicher, immer gezwungener.

Herr von Sejour, der Roué vom Fach, war ein zu gewiegter und erprobter Kenner des weiblichen Herzens, als daß er nicht eingesehen hätte, wie es mit ihm bei seiner Gattin stehe. Das war nicht der hundertste Theil jener Liebe, mit dem so manches schöne Weib sich ihm zu eigen ergeben, das war Apathie, Gleichgültigkeit mit einer gelinden Beimischung beginnenden Widerwillens.

Er tröstete sich jedoch.

„Ich habe mich nie moralisch verpflichtet gefühlt, nur Einer mein Herz auf die Dauer zu weihen. Dies langweilige Geschäft überlasse ich den Dummen. Für mich ist die Liebe nicht jener abgestandene Fliederthee, dessen Wohlgeschmack in reiner Einbildung beruht, mir muß die Liebe wie Burgunderwein sein, feurig belebend, aus tausend Pokalen winkend."

Leopoldine war an den Ort ihrer Sehnsucht zurückgekehrt.

Sie lebte wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Lauterer Latern.

E Einem jungen Manne hier wurde übel mitgespielt. Den ganzen Tag hatte er darüber nachgedacht, was er wohl am Christabend Derjenigen für ein Präsent machen sollte, die er über kurz oder lang seine Braut zu nennen hoffte. Endlich gelangte er zu dem Entschlusse, ihr eine schön geschliffene Flasche mit wohlriechendem Kölnerwasser zu überbringen. Erfreut über seinen glücklichen Einfall, sah er mit Sehnsucht der Abendstunde entgegen und malte sich indessen die unschuldige Freude aus, welche sie haben werde, wenn er ihr dieses passende Geschenk überreichen werde.

Er drückte auf dem Wege die Flasche mit köstlichem Fluidum wohl hundertmal an das Herz; als er jedoch die Treppe des Hauses hinaufstieg, bemächtigte sich seiner eine gewisse Bangigkeit, ob nicht etwa Jemand von der übrigen Familie bei „seiner Zukünftigen" sei und so entschloß er sich denn, die Flasche indessen auf einer Stufe der Treppe niederzulegen, um sie bei guter Gelegenheit zu holen. Sein Manöver blieb jedoch leider nicht unbeachtet. Ein junger Schelm, der Bruder des Gegenstandes seiner Zuneigung, sah den Liebhaber nicht sobald in das Zimmer treten, als er nach der Treppe schlich, die Flasche aufhob und nach seinem Zimmer brachte, wo er das Kölner Wasser in eine leere Flasche goß und durch Hirschhornöl ersetzte, das die Familie für Hauszwecke gebrauchte. Nach Vollführung dieses boshaften Streiches legte er die so gefüllte Flasche wieder an ihren Ort und beobachtete dann, was das Resultat hievon sein würde. Nach einer Weile kam denn der junge Mann heraus, nahm die Flasche und eilte triumphirend damit in das Wohnzimmer, wo er mit einigen passenden Worten dieselbe dem erröthenden Mädchen aufdrängte. Sie war immer eine gute Tochter, und war es auch an diesem Abend, somit eilte sie mit dem Geschenk zu ihrer Mutter und Beide betrachteten erst die Flasche und Etiquette, dann zog die Mutter den Glasstöpsel aus der Flasche, um den duftenden Wohlgeruch zu athmen. Aber — warum zitterten ihre Nasenflügel und weshalb stellt sie die Flasche so rasch auf den Zimmerboden hin? Sie glaubt, er habe sich einen boshaften Spaß erlauben wollen, und schnell entschlossen greift sie nach der messingbeschlagenen Feuerschaufel und eilt in das Zimmer zurück, wo der nichtsahnende Liebhaber selbstgefällig lächelnd vor dem Spiegel stand und sein Halsband ordnete. „So," rief sie empört, „Du lachst wohl über den abgeschmackten, niederträchtigen Streich, nicht wahr?" und gab ihm mit der Breitseite der Schaufel Eins auf das rechte Ohr. Er war wie aus den Wolken gefallen und, unmächtig ein Wort hervorzubringen, suchte er sein Heil in der Flucht, auf der er sich noch befinden soll.

Feuilleton.

• (Ein prinzlicher Hofstaat.) Nachdem der Großfürst Wladimir, des Czaren zweiter Sohn, im Aprilmonat sein 25. Lebensjahr zurückgelegt hat, ist nunmehr auch dessen Hofstaat vervollständigt worden. Der vom „Regierungs-Anzeiger" veröffentlichte Etat desselben gewährt einen flüchtigen Einblick in die gewohnheitsmäßigen Einrichtungen und Gehaltsverhältnisse des russischen Hofes. Aus der Staatskasse werden für den neuen Hofstaat besoldet: 1 Hofmeister mit 3145, 1 Geistlicher mit 710, 1 Diakon mit 565 und 1 Psalmenleser mit 344 Rubel Gehalt, zusammen 4764 Rubel. Aus eigenen Einkünften unterhält der junge Prinz: 1 Bureauchef mit 1284, 1 Sekretär und 1 Rentmeister mit je 571 und 4 Schreiber mit zusammen 860 Rubel; außerdem erhalten von ihm 1 Arzt 1187, 1 Architekt und 1 Palastaufseher je 500, 1 Arztgehilfe 315 und 1 Bereiter 700 Rubel, zusammen 6691 Rubel. Der gesammte prinzliche Hofstaat erfordert somit an Gehalten einen Aufwand von 11,355 Rubel.

• Bei einer Behörde in Böhmen berichtete ein Dorfschulze den in Folge eines Wolkenbruchs entstandenen Schaden und zwar hatte er über sein Protokoll gesetzt: „In Sachen einer Wetterwolke gegen die Gemeinde N."

• (Ein neues Rechenexempel.)

A tort et à travers —
Un tiers de Grise,
Un tiers de Bêtise,
Un tiers de Sottise,
Cela fait un Thiers.

(Wespe.)

Gemeinnütziges.

• (Unterscheidung des echten Rothweins vom gefälschten.) Sottini und Fantogini empfehlen 50 Kubikcentimeters des zu prüfenden Rothweins mit 6 Kubikcentimetern Salpetersäure (von 1,40 spec. Gew.) zu mischen und auf 90 bis 95 Grad Cels. zu erhitzen. Der natürliche Wein zeigt unter diesen Umständen selbst nach einer Stunde keine Veränderung, während die künstlich gefärbten innerhalb 5 Minuten ihre Farbe verlieren.

• Zweisylben-Räthsel.

Unbezwinglich erscheint die Letzte,
Weil sie vereint mit der Ersten
Dennoch zwingt das Ganze
Im Sturm die Letzte
Zu Vaterlands Heil.

• Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 101.
42 Jahre.

☞ Richtige Lösungen gingen ein von den Herren W. Jung und Leo Halfen.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.